Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,642,462

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Württembergisch Franken

Neue Folge 19 = Bd. 29

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1937/38

Mit 130 Plänen und Abbildungen

Schwäb. Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1938

MG29a
MAY 8 1975
Digitized by Google
The University of Michigan Periodical

Digitized by Google

DD
801
.W6
W92

Württembergisch Franken

Neue Folge 19

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1937/38

Mit 130 Plänen und Abbildungen

Schriftleitung: Dr. E. Kost

Schwäb. Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1938

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am Jahrbuch (NF. 19) des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Richard Boehmker, Kommerzialrat, Wien III/1, Hainburger Straße 17
Georg Breyer, Hauptlehrer, Talheim-Bellberg (Kreis Schwäb. Hall)
Karl Döttinger, Rektor, Crailsheim
Dr. Wolfram Freiherr von Erffa, Hannover, Hertzstraße 6
Wilhelm Hommel, Stadtarchivar, Schwäb. Hall, Crailsheimer Straße 26
Dr. Emil Kost, Studienrat, Schwäb. Hall, Langenfelder Weg 9 (Galgenberg)
Dr. Wilhelm Murr, Dozent an der Universität Berlin, Berlin-Zehlendorf, Riemeisterstraße 144
Dr. Walter Oberkampf, Schwäb. Hall, Schulgasse 3
Theodor Osterritter, Architekt i. R., Waldenburg (Kreis Öhringen)
Ferdinand Rau, Verleger, Öhringen
Gustav Röhrich, Dipl.-Ing. und Architekt, Schwäb. Hall, Mohrenstraße 1
Theodor Schmid, Schulrat und Fürstlich Hohenlohescher Archivar, Öhringen
Karl Schumm, Hauptlehrer und Vereinsarchivar, Neunkirchen bei Hall
Dr. Otto Weller, Studienrat, Schwäb. Hall, Ackeranlagen

Zu unseren Bildern

Der Historische Verein für Württembergisch Franken hat in diesem Jahrbuch gegenüber dem letzten die Anzahl der Bildbeigaben noch wesentlich erweitert.

Die meisten Druckstöcke sind Eigentum des Vereins und eigens für dieses Jahrbuch durch die Kunstanstalt Graphia, Stuttgart, angefertigt.

Für geliehene Druckstöcke ist der Verein zu Dank verpflichtet folgenden Verlagen:

Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, für den Druckstock von Weinsberg, Seite 102, aus W. von Erffa, Die Dorfkirche als Wehrbau. Stuttgart 1937.

Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig C 1, für die Erlaubnis zum Abdruck des Bildnisses der Marie Therese Charlotte von Frankreich aus R. Boehmker, Das Geheimnis um eine Königstochter. Leipzig 1937.

Verlag Ferdinand Rau, Öhringen, für die Druckstöcke in unserem Jahrbuch Seite 31, 130, 132 und 137 aus dem Öhringer Heimatbuch, Hohenlohesche Buchhandlung Ferdinand Rau. Öhringen 1929.

Die Druckstöcke des Aufsatzes W. von Erffa über Wehrhafte Dorfkirchen in Württembergisch Franken hatte der Historische Verein für Württembergisch Franken kostenlos für das Buch von W. von Erffa, Die Dorfkirche als Wehrbau, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1937, zur Verfügung gestellt.

Druck: E. Schwendsche Buchdruckerei, Schwäb. Hall

Digitized by Google

[illegible]

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Heinz Sauſele †. Unſerem Vorſtandsmitglied zum Gedächtnis. (W. Hommel)	4
E. Murr, Zeitgemäße Sippenforſchung in Franken (erläutert an der Sippe der Murr zu Weikersheim)	5—26
E. Koſt, Die drei Schickſalsfrauen. (Ein Beitrag zur Volkskunde.) Mit 4 Abbildungen	27—40
G. Röhrich, Die Keckenburg in Schwäbiſch Hall. Eine mittelalterliche Stadtadelsburg. Mit 8 Plänen und Abbildungen	41—47
W. Hommel, Zur Frühgeſchichte des Taubergrundes und ſeiner Beziehungen zur Reichsgeſchichte	48—54
W. von Erffa, Wehrhafte Dorfkirchen in Württembergiſch Franken. Mit 58 Abbildungen und 1 Überſichtskarte	55—104
Th. Oſterritter, Die franzöſiſche Emigrantenlegion Mirabeau im Hohenloheſchen	105—112
R. Boehmker, Die Dunkelgräfin in Ingelfingen. Mit 1 Abbildung	113—118
K. Döttinger, Die Auswanderung aus dem Kreis Crailsheim	119—128
E. Koſt — Th. Schmid — F. Rau — Th. Oſterritter, Von der heimatkundlichen Jubiläumsausſtellung in Öhringen 1037—1937. Mit 29 Abbildungen	129—152
E. Koſt, Neue vor- und frühgeſchichtliche Funde in Württembergiſch Franken. Mit 24 Abbildungen	153—190
Buchbeſprechungen:	
K. O. Müller, Geſamtüberſicht über die Beſtände der ſtaatlichen Archive Württembergs in planmäßiger Einteilung. (K. Schumm)	190
H. Chr. Schöll, Die drei Ewigen. (E. Koſt)	190—191
K. Brünner, Die Karſthohlformen des württembergiſchen Unterlandes. (O. Weller)	191—192
H. Kling, Der Einfluß des Weinbaus auf die Bauernhausformen in den heutigen ländlichen württembergiſchen Weinbaugemeinden des mittleren und unteren Neckartals. (Georg Breyer; mit 5 eigenen Abbildungen)	192—195
Schwäbiſches Heimatbuch 1937 und frühere Jahrgänge. (E. Koſt)	195
Schwäbiſch Hall. Ein Buch aus der Heimat. (K. Schumm)	196—197
Adolf Herrmann, Zum Komburger Kronleuchter und Antependium. (W. Oberkampf)	197—198
R. Gabel, Die romaniſchen Kirchtürme Württembergs. (G. Röhrich)	198
H. Heuß, Hohenloher Barock und Zopf. (W. Oberkampf)	198—200
O. Gerhardt, Die Württemberger in Rußland 1812. (E. Koſt)	200
O. Gerhardt, Die Württemberger im deutſchen Befreiungskrieg 1813 bis 1815. (E. Koſt)	200

Digitized by Google

Heinz Sauſele †

Unſerem Vorſtandsmitglied zum Gedächtnis

Heinz Sauſele, der Heimatdichter und erfolgreiche fränkiſche Volkstumsforſcher, wurde geboren am 6. Januar 1862 in Weikersheim. Seinen angeſtammten fränkiſchen Heimatboden hat er zeit ſeines Lebens, von größeren Reiſen abgeſehen, nicht mehr verlaſſen. Dort empfing er ſeine Berufsausbildung als Lehrer, und dort entfaltete er auch ſein Leben lang ſeine Lehrtätigkeit: zuerſt als Erzieher in Ilshofen und dann ununterbrochen 35 Jahre lang an der Volksſchule und Landwirtſchaftsſchule in Schwäb. Hall. Hier verbrachte er auch ſeinen Lebensabend bis zu ſeinem ſtillen Heimgang am 10. Auguſt 1938.

Er hatte die ſeltene Gabe, ſeine Heimat mit dichteriſcher innerer Schau zu erleben. Bei vielen Gelegenheiten freudiger und ernſter Art hat er ſeine Mitwelt damit erfreut. Kernige Sprüche und heitere Verſe, geſchöpft aus dem ihm nie verſiegenden Brunnen erdgebundener, im Urquell bäuerlichen Lebens geſchauter Bilder, beſonders in ſeiner ihm angeſtammten fränkiſchen Mundart, die er auch ſprachlich meiſterhaft beherrſchte, ergaben ſtattliche Sammlungen, die auch im Druck erſchienen und viel Freude bereiteten.

Daneben war ihm die reiche und wechſelvolle Geſchichte ſeiner weiteren fränkiſchen wie ſeiner hälliſchen Wahlheimat wohl vertraut, und dichteriſch verarbeitet, entſtanden bekannte und zur Aufführung gelangte, wie auch noch unveröffentlichte dramatiſche Werke und Spiele; es ſei nur an „Hermann Büſchler“ und das in Hall wiederholt aufgeführte „Landsknechtſpiel“ erinnert. Daß ein Teil ſeines dichteriſchen Nachlaſſes dem Schillermuſeum in Marbach als ein Beitrag zur heimatlichen Dichtung der Gegenwart einverleibt wurde, mag ihm zu berechtigtem Stolz gereicht haben.

Aber auch der Schule hat er durch beſondere Arbeiten heimatkundlicher Art wertvolle Dienſte geleiſtet durch die Mitherausgabe der „Heimatkunde für Stadt und Oberamt Hall“, die heute noch durch ihre volkskundlichen Beiträge über Sitte und Gebräuche, Volksglauben, Brauchtum und Heimatſagen ihren Wert hat und behält. Auch des reichbebilderten „Führers durch Württembergiſch Franken“ iſt zu gedenken, den er „zum Verſtändnis landſchaftlich und kunſtgeſchichtlich bedeutſamer Stätten“ in politiſch und wirtſchaftlich dunkelſter Zeit geſchrieben und damit ſeine hohe vaterländiſche Denkart und Geſinnung bewieſen hat. Das Erwachen Deutſchlands und die Wiederauferſtehung des deutſchen Volkes im Dritten Reich hat der Vaterlandsfreund Sauſele mit vollem Herzen begrüßt.

Daß er jahrelang ein treuer Freund und Helfer dem Hiſtoriſchen Verein für Württembergiſch Franken war, war ihm eine Selbſtverſtändlichkeit; daß er namentlich durch eine ſeiner letzten größeren Arbeiten, die beſonders wertvolle, aber entſagungsreiche Arbeit einer Flurnamenſammlung der Stadt Hall, den Belangen des Vereins ganz beſonders gedient hat, wurde auch dadurch anerkannt, daß er ſeit mehreren Jahren in den Vorſtand gewählt wurde, wo ſein Rat gerne gehört wurde. So ſchuldet ihm auch unſer Verein über das Grab hinaus Dank. W. H.

Digitized by Google

GENERAL BOOKBINDING CO.
75 2 013 1 C 4719
QUALITY CONTROL MARK

Zeitgemäße Sippenforschung in Franken

Erläutert an der Sippe der Murr zu Weikersheim[1]

Von Erich Murr

Sippenforschung, auch wenn sie zeitgemäß ausgerichtet ist, beginnt am besten mit der eigenen Sippe, im eigenen Hause. Die eigenen Belange, Erfahrungen und Hoffnungen sind die beste Grundlage und bilden die stärksten Antriebe für weitere, wissenschaftliche Arbeit. Und wir brauchen solche Stärkung, denn der Ausbau unseres Gebietes ist nicht leicht, und die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit weiter Kreise sind noch groß. Notwendig ist aber dieser Ausbau, denn hier kann noch ein sehr wesentlicher Beitrag zur inneren Erneuerung unseres Volkes geleistet werden. Ich möchte dies am Beispiel meiner eigenen Sippe etwas zu erläutern versuchen; sie ist mir natürlich am besten bekannt, und sie ist zugleich eine fränkische Sippe.[2]

Als ich vor nunmehr 20 Jahren erstmals genauer Umschau hielt nach denen, die gleichen Blutes und Namens mit mir waren, da fiel mir schon auf, daß die älteren Murr anscheinend recht seßhafte und berufstreue Leute waren. Mein Vater und meine noch lebenden Gesippten vaterseits konnten mir aber nicht weiter als bis zu meinem Urgroßvater zurück sichere Nachricht geben. Das regte zu Nachforschungen an. Es ergab sich, daß seit Beginn einer fortlaufenden, amtlichen Buchführung über die gesamte Bevölkerung unserer Gegend, d. h. seit Anlegung der Kirchenbücher um die Mitte des 16. Jahrhunderts, alle unsere Vorväter zu Weikersheim geboren und auch gestorben sind; in dem alten hohenloheschen Residenzstädtchen im Taubergrund, dessen 1100jähriges Bestehen jüngst gefeiert wurde (5. September 1937). Und bis in das 19. Jahrhundert herein waren alle Murr im Hauptberuf Bauern, Acker- und Weinbauern; daneben betrieben einige zeitweilig oder dauernd noch ein Handwerk, wie das des Müllers oder Glasers, in den Seitenlinien der Sippe auch des Bäckers oder Flaschners (Blechners). Von den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges abgesehen, sind erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts männliche Glieder der verschiedenen Zweige der Sippe aus der Heimat ausgewandert. Sie gingen in andere Teile des fränkischen Stammesgebiets, in das benachbarte, staatlich nun tonangebende Schwaben, in den übrigen deutschen Volksraum und nach Nordamerika.

Allmählich gelang es mir, noch weiter in die Vergangenheit vorzustoßen. Bei planmäßiger Durchforschung der Stadtbücher zu Weikersheim sowie verschiedener hohenloheschen Archive (Weikersheim, Öhringen, Kirchberg, Langenburg) fand ich, daß die Murr schon im ausgehenden Mittelalter in der Mark zu

[1] Nach einem Vortrag auf der 90. Jahrestagung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäb. Hall am 14. November 1937.

[2] Ich werde mich dabei hauptsächlich an Tatsachen und Erkenntnisse halten, die für den überwiegend geschichtskundlich eingestellten Leserkreis dieser Zeitschrift von Bedeutung sein können, und werde die — allerdings spärlichen — Befunde lebenskundlicher (biologischer) und heilkundlicher (medizinischer) Art beiseite lassen.

Digitized by Google

Weikersheim saßen und hier „freieigenen" Grund- und Hausbesitz hatten.[3] Sie dürften zu der angesehenen Schicht der Bürgerschaft gehört haben, die man aus größeren Städten als das „Patriziat" oder „die Geschlechter" kennt. In allen noch erhaltenen Heiligenpflegeakten sind sie meist mit namhafter Beisteuer zu den zahlreichen Pfründen der Pfarrei Weikersheim verzeichnet. Einer von ihnen dürfte ein angesehener Geistlicher der Würzburger Diözese gewesen sein, für ihn wurde Ende des 15. Jahrhunderts ein Jahrtag zu Weikersheim gefeiert.[4] Ein anderer Murr scheint herrschaftlich hohenlohescher Koch oder Küchenmeister gewesen zu sein. Ein dritter war Stadtschreiber und Notar; von seinem Wirken zeugen u. a. noch ein eigenhändig angelegtes Gültbuch der Pfarrkirche zu St. Georg, eine Dorfordnung für den Nachbarort Nassau, ein Zinsbüchlein des Klosters Schäftersheim. Im Jahre 1428 steuern zu der Hussiten-Bede — einer Kriegssteuer anläßlich der jahrelangen Hussiteneinfälle in Franken — in Weikersheim nicht weniger als 7 Familien namens Murr, zum Teil mit Knechten und Mägden, stattliche Beträge bei. Nach dem ältesten erhaltenen Stadtbuch[5] war schon um 1400 ein Murr „eingesessener Bürger" zu Weikersheim, auf den man sich bei einem Streit mit einem Laudenbacher Grundbesitzer um alte Wassergerechtigkeiten im Vorbachtale berief. In der Tat finden wir schon 1362 auf einem zu Avignon ausgestellten Ablaßbrief für die alte St. Georgskirche zu Weikersheim einen Murr neben zwei anderen Laien als angesehenes Glied der Pfarrgemeinde aufgeführt. Wahrscheinlich ist es derselbe, der bereits 1355 in einer Gerichtssache zwischen Kraft III. von Hohenlohe und Bertold von Coburg neben anderen „ehrbaren Leuten" als Mitzeuge auftritt und ausdrücklich „Bürger zu Weikersheim" genannt wird. 1323 erscheint der erste Murr zu Weikersheim; er befindet sich unter den Bürgern und Edelleuten der Gegend, die zu der Kapelle in der dortigen Burg stiften, welche von Kraft I. von Hohenlohe 1296 begonnen und von seinem Sohne Konrad vollendet wurde.

Seit rund 600 Jahren sind also die Murr mit dem Leben der uralten Siedlung im Taubergrund verbunden. Denn noch heute wurzeln ein Oheim von mir und ein Vetter mit seiner Familie fest in der Heimaterde. Und beide bebauen dort noch ihre Äcker und Weinberge, wie es unsere Vorväter schon vor 500 und 600 Jahren taten.[6] Die Treue zum Boden

[3] Bei allen benötigten Amtsstellen: Dekanat und Stadtpfarramt Weikersheim, Bürgermeisteramt Weikersheim, Fürstlich Hohenlohesche Seniorатskanzlei Öhringen, Fürstlich Hohenlohesche Domänenkanzlei Langenburg, Stadtarchiv Schwäb. Hall, Historischer Verein für Württembergisch Franken fand ich bereitwilligst Entgegenkommen und Unterstützung; dessen sei auch hier dankbarst gedacht. Ein gleiches gilt für die später noch benötigten Stellen: Staatsarchive zu Stuttgart, München, Nürnberg, Stadtarchiv Würzburg, Historischer Verein für Mittelfranken, Diakonat Heilsbronn.

[4] Es ist wohl derselbe wie der 1469 zu Freiburg i. Br. eingetragene Student gleichen Namens aus Weikersheim. (Mayer, Hermann: Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460—1656, Bd. 1, S. 42.)

[5] Beginnt 1416, doch stammt der älteste Eintrag (anscheinend später falsch eingeheftet) schon von 1399. Siehe auch Anmerkung [39]. — Ich darf hier wohl auf eine ausführliche Darstellung und Begründung meiner Befunde verzichten, da sie doch fast nur für den kleinen Kreis der Sippen- oder höchstens Namensgenossen von Belang sein dürfte. Quellenbelege für die drei nachfolgenden Tatsachen siehe übrigens Anmerkung [17].

[6] Die Murr sind also bis auf weiteres als die älteste Sippe Weikersheims zu betrachten. Denn die paar anderen, aus jener Frühzeit bezeugten Sippennamen sind längst in Weikersheim ausgestorben, die bisher als sehr alt betrachteten Sippen des Städtchens aber sind damals in Weikersheim noch nicht bezeugt.

Digitized by Google

verband sich also mit der Berufstreue zur Schollentreue. Schon von jenem ältesten Murr von 1323 wird berichtet, daß er Weingärten besaß. Die Murr der Hussitenzeit 100 Jahre später, die zahlreichen in den Stadt- und Pfarrakten genannten Namensträger und auch der erste Murr in den Kirchenbüchern hatten Äcker und Weinberge in denselben Gewannen der Markung, wo meine Gesippten heute noch pflügen, hacken und ernten. Und für einzelne Grundstücke konnte ich durch genauen Vergleich der verschiedenen Gült- und Schatzungsbücher sogar nachweisen, daß sie jahrhundertelang im Besitz der Sippe, ja einer bestimmten Linie derselben waren oder sind;[7] angesichts der Ungunst mancher Markungsteile und der durch die Gemengelage bedingten Freizügigkeit im Güterbesitz gewiß Belege für Schollentreue im genauesten Sinn dieses Wortes! Man kann wohl sagen, daß die lange Folge von Namensträgern, die seit über einem halben Jahrtausend sich immer wieder zu Beruf und Boden des Vaters bekannten, eine natürliche Auslese schollentreuer Menschen darstellt. Mein Urgroßvater Michael, geboren in der Zeit der Aufklärung und des beginnenden Liberalismus, war seit dem Dreißigjährigen Kriege der erste Weikersheimer Murr, der noch einen anderen Beruf als den väterlichen des Bauern erlernte und dazu auch längere Zeit außer Landes ging. Trotz der unruhigen napoleonischen Zeit, in der dies geschah, kehrte er in die Heimat zurück, nahm sich dort seine Frau und war ebensowohl Bauer wie Glaser. Sein Sohn Friedrich neigte schon wieder mehr zum Bauern. Dessen Sohn Karl verzichtete auf die gebotene Gelegenheit, einen anderen Beruf zu erlernen und wandte sich ausschließlich der Bewirtschaftung der ererbten und hinzuerworbenen Güter zu. Und dessen Sohn Konrad, mein Vetter, bestimmte seinen Erstgeborenen trotz der damaligen Notzeit des Bauerntums und trotz mangelnder Kenntnis der vielhundertjährigen Schollentreue unserer Vorväter wiederum zum Bauern.

Nicht so wurzelfest verlief die Entwicklung in dem anderen, im Dreißigjährigen Kriege abgezweigten Ast der Sippe. Auch er wandte sich im vorigen Jahrhundert dem Handwerkertum zu, und zwar so stark und einseitig, daß er fast zu gleicher Zeit mehrere Sprosse in denselben Beruf des Flaschners entsandte. Da aber alle diese Flaschner getreu der Überlieferung wenigstens am Heimatboden festhalten wollten, mußten sie sich in dem stillen Städtchen bald gegenseitig das Brot streitig machen.[8] Endlich entschlossen sie sich zur Auswanderung; sie ging dem Geiste jener Zeit gemäß (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) gleich bis nach Übersee. Heute lebt von den zahlreichen Sprossen dieses Sippenzweigs keiner mehr in Weikersheim, und nur einer hat einen dem vorväterlichen ähnlichen Beruf, den des Gärtners, ergriffen.

Wir schätzen heute Wurzelfestigkeit und Schollentreue mehr denn je. Denn wir haben zu unserem Schrecken bemerkt, daß die Entwurzelung, Verstädterung und Auswanderung in den letzten Menschenaltern weiter gingen,

[7] Dies gilt z. B. für einen Weingarten „im Berg" von 1 Morgen Größe, der mindestens 1485—1744 im Besitz der Sippe und mindestens 1554—1744 unverändert mit 8 Maß Wein gültbar war und zu 44 Gulden veranschlagt wurde. Er gibt zugleich in seinen Besitzern — weit über den Beginn der Kirchenbücher zurück — mit großer Wahrscheinlichkeit die weitere Vorfahrenlinie an; ein schönes Beispiel, wie (bei Schollentreue) die Stetigkeit des Bodens bzw. Grundbesitzes die Stetigkeit (Kontinuität) des Blutes, den Zusammenhang der Blutsgenossen finden hilft.

[8] Im ganzen lieferte dieser Sippenzweig dem nur 1700 Einwohner zählenden Städtchen innerhalb 3 Stammfolgen (Generationen) 8 Flaschner!

Digitized by Google

als es für ein Volk gut und gesund ist; für ein Volk insbesondere, das von Hause aus ein Volk seßhafter Ackerbauern ist. Wäre nicht eine Auslese bodentreuen Volkes auf dem Lande verblieben und hätte allen Lockungen der Stadt und ihren nicht zu leugnenden Annehmlichkeiten widerstanden, es stünde sicher noch schlechter um unser Volk. Es hätte unter den schlimmen Auswirkungen von Rationalismus, Liberalismus, Kapitalismus, Kommunismus und anderen volksgefährdenden Weltanschauungen wohl nicht genug Kraft behalten, um durch eine Aufklärung von wenigen Jahren, durch eine Erziehung im großen auf den rechten, gesunden Weg zurückgebracht zu werden! Auf den Weg, auf dem dauernd ein bestimmtes, für das höhere Ganze gesundes Zahlenverhältnis erhalten bleibt zwischen den Volksgenossen, die freiwillig oder gezwungen in den Städten leben, und denen, die auf dem Lande bleiben oder wieder dahin gehen. Das ist besonders wichtig bei einem Volke wie dem unsrigen, das wegen seiner reichen Anlagen für Kunst, Wissenschaft, Technik und alle geistigen Berufe dauernd in Gefahr steht, sogenannte Kulturnomaden zu züchten, und das wegen seiner Raumnot noch lange mit einem hohen Hundertsatz ganz verstädterter und damit volksgefährdender „Massenmenschen" wird rechnen müssen.[9] Es ist gewiß in den seltensten Fällen Trägheit, Stumpfsinn, Fortschrittsfeindlichkeit und was man sonst dem Bauern nachgesagt hat, wenn eine Sippe von Kind zu Kindeskind am Boden festhält. Es wird vielmehr meist klare Einsicht sein, verbunden mit tiefer Liebe zu Beruf und Werk der Väter, ein fleißiges und zähes Ankämpfen, ein verantwortungsbewußtes und opferbereites Ausharren. Das war seelisch in den letzten Jahrzehnten der bäuerlichen Verelendung beim ostdeutschen Gutsbesitzer nicht anders als beim süddeutschen Kleinbauern.

Wie groß jenes gesunde Zahlenverhältnis zwischen Stadt- und Landbewohnern in einem Kulturvolk am besten ist, das wird eine zeitgemäße Volksforschung noch zu ermitteln haben; so, wie es auch z. B. in ihren Bereich fällt, zahlenmäßig die Verbreitung und Dichte schollentreuer Sippen im Volksraum, besonders in gefährdeten Gebieten, festzustellen. Zeitgemäße Sippenforschung aber sucht, neben vielem anderen, in geeigneten Fällen festzustellen, worin denn eigentlich die so erhaltenswerte und erhaltende Bindung des Blutes an den Boden, diese geradezu ewige Gemeinschaft zwischen Sippe und Scholle besteht, wie sie erhalten oder geschädigt wird, was sie für den einzelnen, für seine Sippe und vor allem für die Volksgemeinschaft bedeutet, wie die eigene Scholle stärkend auf die Sippe und die tüchtige Sippe gestaltend, ertragsteigernd auf die Landschaft, die Scholle einwirken, und vieles andere mehr. Zu diesem Zweck wendet sich die Sippenforschung nicht an die namen- und zusammenhanglose „Bevölkerung" eines bestimmten Gebietes und sucht etwa die „ortsansässige" und die „Wohnbevölkerung", den Gang der „Bevölkerungsbewegung" und dergleichen festzustellen. Und sie darf auch nicht zur sogenannten Dorfforschung abgleiten und sich dabei ins Uferlose verlieren; das sind alles Fragen und Teilgebiete einer umfassenden Volksforschung, sind Aufgaben der sogenannten Volkskörperforschung. Sippenforschung hält sich an die gewachsenen,

[9] Hans F. K. Günther (Die Verstädterung, besonders S. 35 ff.) rechnet denn auch, ähnlich wie Darré, Wiederverwurzelung der Menschen — wo nicht im Heimatboden, so doch in einer entsprechenden Gesinnung — und Rückkehr zu sippentümlichem Denken zu den wichtigsten Maßnahmen der Entstädterung und Volksgesundung.

Digitized by Google

blutsmäßigen Ganzheiten der Bevölkerung, an die kleinsten und wichtigsten Einheiten des Volkskörpers, die Familien und Sippen, als die wahren Keimzellen aller höheren Gemeinschaft und sucht diese Gebilde mit bestimmter, einheitlicher Fragestellung möglichst allseitig zu durchleuchten. Ansatzpunkte und Möglichkeiten für Forschungen im obigen Sinne bieten bereits in Fülle die Karteien des „Reichsnährstandes", der „Deutschen Ahnengemeinschaft", der „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte", des „NS.-Lehrerbundes", der „Deutschen Adelsgenossenschaft", des „Deutschen Auslandinstituts" und vieler anderer Stellen. Gerade Franken gehört nach den Erfahrungen der „Deutschen Ahnengemeinschaft" zu den Gebieten, aus denen am meisten Ahnenlisten eingesandt sind. Und welche Unsumme allgemeiner, wertvoller Erkenntnisse schlummert noch in den vielen Einzeldarstellungen, die die „Familiengeschichtliche Bibliographie" verzeichnet, oder in den vielen Sammelwerken, wie z. B. dem „Deutschen Geschlechterbuch"!

Das Gegenstück zur Seßhaftigkeit und Schollentreue ist die Wanderbereitschaft, die Beweglichkeit, die Unrast. Ihre Größe ist für jede Sippe ausdrückbar durch das Verhältnis der Gesamtzahl ihrer Glieder zu der Zahl der auswärts gestorbenen oder dort ansässig gewordenen, gesondert nach Geschlecht, Lebensalter, Beruf, Zeitalter usw. Art und Bedeutung der Wanderlust und Wanderung aber sind festzustellen nach den erwiesenen oder wahrscheinlichen Ursachen, den gewählten oder erreichten Zielen und ihrem Verhältnis zu jenen, nach dem Geist, der in der Sippe herrscht, und nach der Rückwirkung des Wanderungsverlustes auf Dauer und Leistung derselben, nach dem Vorleben der Ausgewanderten in der Heimat, nach ihrer sonstigen leiblichen und seelischen Veranlagung (auch im Vergleich mit der Gesamtbeschaffenheit der Sippe), nach den Lockungen in näherer oder fernerer Umgebung, nach Beruf, Herkunft der Frau und dergleichen mehr. (Nötigenfalls Decknamen!) Kritische Zeiten sind hierbei besonders ins Auge zu fassen; so etwa nach den Feststellungen in meiner Sippe das ausgehende Mittelalter, der Dreißigjährige Krieg, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Nachkriegszeit. Weil die Wanderung zuvörderst eine Frage der Lösung aus Blut und Boden, eine Minderung an natürlicher Gemeinschaft ist, deshalb hat sie eine wichtige Stelle einzunehmen in einer allgemeinen Kunde von der Gemeinschaft, die im Blute gründet.[10] Und weil die Wanderung und Zerstreuung der Blutsgenossen heute mehr denn je unvermeidlich ist, muß eine zielbewußte Volkspflege sich ganz besonders um die Wiederbelebung und Pflege der geistig-seelischen Gemeinschaft der Getrennten kümmern. Man hat bei solcher Forschung — ähnlich wie bei der Schollentreue — vor allem danach zu fragen, worin eigentlich das Wesen solcher Trennung von der Sippe und Scholle besteht. Und man hat dann nicht nur nach dem Verhalten der ausgewanderten Sippengenossen zu den zurückgebliebenen zu fragen, sondern auch nach demjenigen der eingesessenen Blutsgemeinschaften zu den zugewan-

[10] Schon Riehl sagt (Die Familie, 1854/1925, S. 312): „Man wird glauben, sie (d. h. die Frage der Auswanderung) müsse vorwiegend bei einer Betrachtung unserer gesellschaftlichen, unserer wirtschaftlichen oder politischen Zustände besprochen werden; ich aber glaube, sie gehört vor allen Dingen in ein Buch von der Familie."

Digitized by Google

derten Fremden. Da ergeben sich z. B. Fragen der Art: Wie rasch und wie weit öffnen sich die Sippen den Blutsfremden? Was für Sippen sind das in leiblicher und seelischer Hinsicht? Wann findet die erste Verschwägerung statt? Andererseits z. B. die Fragen: Wie ist der Abschied der Auswanderer? Tritt Heimweh auf? Wie oft schreiben sie oder kommen sie zu Besuch? Wie urteilen sie über die Fremde? In welchem Alter wandern sie? Holen sie sich ihre Frau aus der Heimat? Lassen sie sich hier begraben? Wie verhalten sich ihre Kinder und Enkel? Welches sind stammes- und volkstreue, artbewußte Familien und Sippen? Solche Fragen sind von besonderer Wichtigkeit für die jetzt in Angriff genommene Raumforschung und Reichsplanung wie für alle Siedlungs- und Umsiedlungsvorhaben (Entstädterung, Heimstättenwerk, Neubildung deutschen Bauerntums, Grenzland- und Kolonialpolitik). Schriftliche Erhebungen mittels Fragebogen (an die zu ihrer Ausfüllung Befähigten) sowie Hausbesuche (wie sie am erfolgreichsten von den Beamten der künftigen Sippenämter auszuführen sind) bilden wichtige, noch zu wenig benützte Verfahren solcher Art von Sippenforschung.

Auch in Franken findet die Forscherschaft reichlich Aufgaben der genannten Art. Schon am Beginn der fränkischen Geschichte der Lande um den Main steht ja die Wanderungsfrage. Das Vordringen der Slawen, das sich in zahlreichen Siedlungsnamen wie auch wohl im rassischen Antlitz[11] der Bevölkerung verewigt hat, stellt dann die erste und wohl auch größte Einwanderung ins neue Land der Franken dar, die frühen und in Franken besonders zahlreichen Niederlassungen der Juden aber sicher die unerfreulichste. Die Entwurzelung, Verbürgerlichung und Verstädterung des so zahlreichen fränkischen Landadels, die Wiederbesiedlung Oberfrankens, die jahrhundertelangen Schübe ins Land östlich von Elbe und Saale sind Wanderungserscheinungen, die sich vielfach bereits sippenkundlich (wenigstens abstammungsmäßig) fassen lassen. Noch mehr ist dies der Fall bei den Bevölkerungsbewegungen anläßlich des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation; ich denke bei letzterer an die Vorgänge im Bistum Würzburg, an die Aufnahme von Hugenotten und Salzburgern im entvölkerten Mittel- und Oberfranken. Es folgen der Soldatenhandel etlicher Landesfürsten nach Amerika und die Niederlassung französischer Réfugiés, seit dem 19. Jahrhundert dann die Abwanderung zahlreicher, besonders weiblicher Landsleute als Hausangestellte nach Würzburg, Nürnberg und hauptsächlich nach Frankfurt, andererseits der starke Zuzug altbayerischer und altwürttembergischer Beamter nach „Neubayern" und „Neuwürttemberg".

Die Schollentreue und ihr Gegenstück, die Wanderung, sind Fragen der allgemeinen Sippenkunde, deren planmäßige Untersuchung uns durch das Murrsche Beispiel geradezu aufgegeben wird. Noch manche andere Frage von allgemeiner Bedeutung läßt sich bei gehöriger Vertiefung diesem Beispiel entnehmen, wie etwa die der Gattenwahl und Familiengründung, der Kinderzahl und Güterteilung, der Lebensdauer und Lebenszähigkeit, der Berufswahl und des Erstgeburtsrechts, des Heiratsalters, der Erbgesundheit, der Glaubens- und Stammestreue. Ich will hier nicht auf diese Fragen eingehen, die zum Teil weit in Nachbarwissenschaften der Sippenkunde hineinragen und die vielleicht

[11] Einen ersten, noch nicht befriedigenden Aufschluß gibt J. Jäger: Die Rassengeschichte Frankens mit Beiträgen zur Wendenfrage (Zeitschrift für Konstitutionslehre, Bd. 18 von 1934). Die Arbeit ist mit Vorsicht aufzunehmen.

Digitized by Google

besser an anderen Beispielen erörtert würden.[12] Ich möchte vielmehr noch in anderer Richtung zu zeigen versuchen, wie man *auch von der Einzelsippenkunde engsten Bereiches, von der Erforschung der eigenen Sippe (Eigenforschung), immer wieder zu allgemeiner, zeitgemäßer Sippenforschung, ja zu ihrem Kerngebiet, vorstoßen kann — und muß.* Und wie man dies tun kann und muß, auch wenn man in der seither üblichen Weise vorwiegend in der Vergangenheit forscht und noch auf der ersten Forschungsstufe, bei dem Wiederfinden der Blutszusammenhänge, steht; mit anderen Worten, wenn man nur Abstammungsforschung, höchstens Sippengeschichte treibt.

Wenn man, wie in meinem Falle, das Glück hatte, die Entwicklung seiner Sippe 600 Jahre zurück aufdecken zu können, dann ist ja wohl auch der Wunsch begreiflich und verzeihlich, womöglich vollends bis zu ihrem Ursprung vorzustoßen; d. h. bis in jene Frühzeit, in der das Zusammengehörigkeitsgefühl und Gemeinschaftsbewußtsein der Blutsgenossen infolge Rückhalts an einem gemeinsamen Stück Boden so erstarkte, daß sie sich — oder andere ihnen — einen gemeinsamen Namen zulegten, einen Familien- oder Sippennamen, der sich sehr oft auf jene Heimat bezog. Durch diesen wichtigen Schritt der Sippenbildung hebt sich eine Gruppe blutsverbundener Menschen erst deutlicher aus dem gleichartigen, namenlosen Untergrund des Stammes- und Volkstums heraus und wird in der schriftlichen Überlieferung den Nachgeborenen überhaupt faßbar. Bei der Suche nach dem Ursprung meiner Sippe sah ich mich nun für die Zeit vor und um 1323 herum erstmals genötigt, die Blicke von Weikersheim und Umgebung weg zu richten. Die Bildung von Sippennamen fand ja in unseren Gegenden auch beim Bürgertum schon vor dem 14. Jahrhundert statt, und die Murr zu Weikersheim spielen gleich bei ihrem ersten Auftreten eine Rolle in Kirche und Staat. Hätten sie also schon vorher im Taubergrund gesessen, so würden wir aus der an geschichtlichen Quellen reichen Gegend wahrscheinlich auch Nachrichten über sie haben. Ein plötzliches Hinaufschnellen Namenloser aus niedrigerem Stande in denjenigen angesehener („namhafter") Bürger ist auch sehr unwahrscheinlich. Woher also stammen die Murr zu Weikersheim? — Ich habe die meisten einschlägigen Urkunden und Berichte über das württembergische Franken aus der fraglichen Zeit von etwa 1300 bis 1350 durchgesehen. Aber nur an zwei Stellen ist mir bisher der Name Murr oder ein ähnlicher noch begegnet: in der Gegend von Crailsheim und in der Gegend von Schwäbisch Hall.[13] 1337 fand ich einen „Wernher Muerer" als Mitbürge bei einem Verkauf des Edelknechtes Fritz von Burleswagen, eines hohenloheschen Lehensmannes und Sprosses einer alten Reichsdienstmannensippe.[14] Ferner verzeichnet das älteste Gültbuch der Grafschaft Hohenlohe von 1357 einen „Herman Murer"

[12] Im *Bürger*schen Familienverband (Sitz Kupferzell) z. B. ist man an die planmäßige Bearbeitung solcher Fragen gegangen.

[13] In der Umgebung dieser Städte findet man auch später noch, so wie auch in der Umgebung von Weikersheim, Murr sitzen, bis der Name in der Neuzeit fast verschwindet. (Diesbezügliche Angaben über die Haller und Crailsheimer Gegend machten mir freundlichst die Herren Stadtarchivar Hommel, Hall, und Pfarrer Lendner, Gröningen bei Crailsheim.)

[14] Pergamenturkunde, Gemeinschaftliches Hausarchiv Öhringen, Schublade 21 Nr. 28 (noch nicht veröffentlicht).

Digitized by Google

und eine „Murerin" als Bürger mit Haus- und Gartenbesitz zu Crailsheim.[15] Möglicherweise war auch noch ein Murr um 1367 hohenlohescher Lehensträger zu Volkershausen und Gröningen bei Crailsheim.[16]

Hier muß ich zwischenschalten, daß auch die ältesten Murr zu Weikersheim „Murer" geschrieben werden,[17] als ob sie aus einem Orte namens Mur stammten, oder als ob vielleicht die Sippengründer Murer, d. h. Maurer gewesen wären.[18] Erst nach 100 Jahren verschwindet die Form Murer; das läßt sich sogar beim selben Namensträger Götz nachweisen: 1424 heißt er im Weikersheimer Stadtbuch noch Murer, 1431 ebenda von des gleichen Schreibers Hand nur mehr Mur.

Crailsheim war damals junge hohenlohesche Stadt und soll ähnlich wie einst Hall viel Landadel der Umgebung angezogen haben.[19] Es kam durch den Grafen Kraft II. zur Blüte, ähnlich wie schon etwas früher die gleichfalls junge Stadt Weikersheim, in der Krafts Stiefbrüder Konrad und dann Gottfried herrschten; alle drei Brüder aber (Kraft erst ab 1323) und damit auch ihre Städte hatten sich der Gunst Kaiser Ludwigs des Bayern zu erfreuen.[20] Auch in der einstigen Reichsstadt Hall muß in jener Zeit eine Murerin ein Haus besessen haben, wie aus einer Verkaufsurkunde der dortigen Patrizierfippe der Velbner von 1345 hervorgeht.[21] In den sogenannten Bethregistern der Stadt fand ich u. a. um 1415 eine weitere Murerin als begüterte Steuerzahlerin; sie wird auch von Mur, von Murr, von Mure genannt und tritt bereits in einer Verkaufsurkunde von 1386 als Hausfrau des Patriziers Eberhart auf.[22] Sie gehört also einer angesehenen Sippe an, die in einem Orte dieses Namens verwurzelt sein dürfte, und die Form Murer des Sippennamens wäre als Herkunftsbezeichnung aufzufassen, so wie z. B. auch der Name Velbner.

---

[15] Neuensteiner Linienarchiv Öhringen, Schublade 13 Nr. 1 (Auszug im Hohenloheschen Urkundenbuch von Weller und Belschner, Bd. III, S. 175 ff.).

[16] Siehe darüber Hohenloheſches Urkundenbuch, Bd. III, S. 364; Deutung auch nach freundlicher Auskunft von Herrn Professor Weller unsicher. Die Wiedergabe nach der Urschrift (Original) ist genau, auch in der Zeichensetzung.

[17] 1323: „... antiquus Mvrer dat XVI denarios de vinea" (Pergamenturkunde, Staatsarchiv Stuttgart, Kasten 9 Fach 2 Büschel 63; Abdruck Hohenloheſches Urkundenbuch II Nr. 202). — 1355: „... bez sind Gezuge Her Johans der Pfarrer Vicarier ze Wickersheim, Her Heinrich der Kapplan zum heylgen Blut, Her Johans der Kapplan in der Burge, Heinrich Muorrer, Conrad Swin, Heinrich von Elpersheim, Burger ze Wiggersheim und do zu vil erber Lutte ..." (Pergamenturkunde, Gemeinschaftliches Hausarchiv Öhringen, Schublade 80 Nr. 14; Auszug im Hohenloheschen Urkundenbuch III Nr. 80). — 1362: „... aut qui ... pro Bertoldo de Hostet rectore eiusdem ecclesie Henrico Murer Henrico Troley et Conrado Weber laicis dicte diocesis impetratoribus earundem ... et pro dicte ecclesie benefactoribus pie deum oraverint ..." (Pergamenturkunde, Gemeinschaftliches Hausarchiv Öhringen, Schublade 26 III Nr. 2; bisher nur bei Wibel, Hohenloheſche Kyrchen- und Reformations-Historie, 1752 ff., kurz erwähnt.)

[18] Mittelhochdeutsch murer, muraere (mittellateinisch murarius) = Maurer von mittelhochdeutsch mur, mure, althochdeutsch mura, muri (lateinisch murus) = Mauer (Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch).

[19] Nach Betz, G. Chr.: Das Aufblühen der Stadt Crailsheim unter der Herrschaft der Herrn von Hohenlohe im 14. Jahrhundert (Zeitschrift für Württembergisch Franken 5, 54 von 1859).

[20] Darüber Weller, K.: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Bd. 2, besonders S. 79 ff. und 161 ff.

[21] Stadtarchiv Schwäb. Hall, Kolbs Regesten Nr. 131.

[22] Stadtarchiv Schwäb. Hall, Registraturbuch Nr. 93/26.

Digitized by Google

Die Deutung Murer = Maurer, also der Sippenname ein Berufsname, ist auszuschließen. Denn der Name hat beim Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen nicht die entsprechende Lautänderung („Diphthongierung") erfahren, wie dies in der Regel bei anderen Sippennamen unserer Gegend (weniger wohl im alamannischen Gebiet) der Fall war. So heißen z. B. die Swin, von denen einer neben dem Murr auf der erwähnten hohenlohischen Gerichtsurkunde von 1355 auftritt, später Schwein. Mitte des 15. Jahrhunderts, also in der sprachlichen Übergangszeit, werden in Weikersheim nebeneinander Murer, Mewrer und Maurer unterschieden. Niemals werden die Murer, deren blutsmäßige Zusammengehörigkeit vielfach durch den gleichen Bodenbesitz erwiesen wird, Maurer genannt — trotz aller sonstigen Schwankung der Schreibweise.[23] In lateinischen Urkunden wird ihr Name niemals mit „caementarius" oder „murarius"[24] übersetzt; auch z. B. nicht in der Seite 6 und Anmerkung [17] erwähnten Urkunde von 1323, wo neben dem „antiquus Mvrer" ein „Cunradus Faber" auftritt. In den „Haller Bethregistern" konnte ich sogar nachweisen, wie genau ab 1414 alle dortigen Bürger namens Murer nun Mewrer, das ist später Maurer, genannt werden, ausgenommen die erwähnte Murerin von Mur. — Es ist hiernach auch schon unwahrscheinlich, daß dieses Mur einer der heute im bayerischen und alamannischen Stammesgebiet (genauer: auf ehemals römischem Boden) häufigen Orte namens Mauer, Mauern oder Mauren sei, die mittelhochdeutsch mur, mure, muren und althochdeutsch meist mura heißen. Wir brauchen uns indes nicht lange mit Gegenbeweisen aufzuhalten, weil ich gleich eine ganz andere Auffassung vortragen kann; eine Auffassung, die zwar keinen Beweis bringt, aber doch eine sehr beachtliche Zahl von Hinweisen in ganz anderer Richtung. Ich will nur noch anfügen, warum auch nicht Murr an der Murr (bei Marbach am Neckar) die Urheimat sein kann. Erstens kennen wir außer einem vereinzelten Vorkommen zwischen 1105 und 1140 keine mittelalterliche Sippe derer von Murr,[25] zweitens bestanden in jenen Jahrhunderten keine engeren Beziehungen zwischen jenem alamannisch-württembergischen Grenzgebiet und dem fränkisch-

[23] Allein aus den Urkunden und Akten über Weikersheim und Umgebung habe ich für die Zeit von 1323 bis zum Beginn der Kirchenbücher (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) 24 verschiedene Schreibweisen feststellen können, während doch bei den meisten Namensträgern Zugehörigkeit zur gleichen Sippe wahrscheinlich bzw. bereits nachgewiesen ist. Es sind in der Reihenfolge ihres ersten Auftretens die Formen: 1323 Morer, 1350 More, 1355 Muorrer, 1428 Mor, Mör, Müre, Murrer, Mürer, 1431 Mur, 1461 Moer, 1469 Murr, 1470 Morer, Mür, 1471 Morr, 1481 Müerr, 1487 Moer, 1504 Muer, 1533 Moër, 1544 Muer, 1560 Muhr, 1565 Mürr, 1567 Muhrr, 1578 Mührr, Mühr. — Die Schreibweise „Murr" wird erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts immer häufiger, und noch bis ins 18. Jahrhundert herein finden sich gelegentlich die Formen Mur, Mürr, Muhr und Muhrr. — Ein so starkes Schwanken eines Sippennamens und eine so ungewöhnlich lange dauernde Unsicherheit in der Schreibweise werden eher verständlich, wenn man annimmt, daß der Name ursprünglich am Orte fremd und sein Sinn unbekannt bzw. verlorengegangen war. (Vgl. hierzu Anmerkung [27]!)

[24] Diese Form nach Sleumer, Kirchenlateinisches Wörterbuch, 1926.

[25] Bertold, sein Sohn Adalbert sowie Ruding von Murra als Mitzeugen bei Übertragung von Gütern an Kloster Hirsau (Codex hirsaugiensis, Fol. 40 a und 49 b, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Jahrgang 10 von 1887).

Digitized by Google

hohenloheschen Taubergrund, drittens ist schon in der ältesten Form dieses Orts- und Flußnamens Murr der Selbstlaut kurz.[26]

Länger aber, wenigstens mittellang, ist der u-Laut im Namen der Orte Alten- und Neuen-Muhr im mittleren Altmühltal, der nach den ältesten urkundlichen Schreibweisen und nach meinen Beobachtungen an Ort und Stelle zweifellos herzuleiten ist vom althochdeutschen muor-a (aha) und soviel bedeutet wie Moor-Wasser.[27] Und hier kennen wir auch durch Jahrhunderte hindurch eine reichverzweigte, einst edle, im 16. Jahrhundert angeblich ausgestorbene Sippe![28] Und die alten Haller Chroniken melden,[29] daß in der Tat diese Sippe von Mur in einem ihrer Zweige einst zu Hall gewohnt habe, aber nach der sogenannten ersten Zwietracht zwischen dem zahlreich ansässigen Landadel und der aufstrebenden Bürgerschaft (1261) ausgezogen sei; die beiden erwähnten Murerinnen scheinen zu ihren letzten Vertretern dort gehört zu haben. Auch in Hall sehen wir also, ähnlich wie später in Weikersheim und Crailsheim, während der ersten Blütezeit als Stadt Murer auftreten. Und auch die Beziehung zu den Hohenlohe können wir in der Haller Gegend wiederum feststellen: In Urkunden der benachbarten hohenloheschen Dienstmannensippe derer von Neuenstein tritt 1361 und 1388[30] ein Ulrich von Mur als ihr Verschwägerter auf! Das Wappen auf seinem Siegel ist dasselbe, das sich auch in

[26] Schon auf römischen Inschriften: vicani Murrenses, 817: murra rivus, 873: Murrahgouue, 1245: Murre. Fischer (Schwäbisches Wörterbuch 4, 1823) weiß keine Erklärung des Namens, aber Springer (Die Flußnamen Württembergs und Badens, Stuttgart 1930) bringt ihn in Beziehung zum lateinischen mare = Meer, so wie das von anderen (z. B. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch) auch mit muor = Moor (dem Namen des gleich zu erwähnenden Altmühlortes) geschieht.

[27] Darüber eingehender bei späterer Gelegenheit. Grimms Wörterbuch (6, 2515) macht darauf aufmerksam, daß althochdeutsch muor im Neuhochdeutschen hätte zu mur werden müssen, daß aber die oberdeutsche Wortform offenbar vergessen war, als man im 17. Jahrhundert die niederdeutsche Form mor, mohr, moor in die Schriftsprache übernahm. Mundartlich lebt noch heute (siehe die Wörterbücher von Schmeller, Fischer und Staub-Tobler) in Bayern, Tirol, Südbaden, Elsaß und Schweiz muer = Moor (neben Moos und Ried), und im Namen der gleich zu erwähnenden Sippe ist die Entwicklung richtig von muora bzw. muore (schon abgeschwächt) zu mur (mit den Nebenformen murr und muhr) fortgeschritten. Es ist auffallend, daß Förstemann (Althochdeutsches Namenbuch 2, 353 ff.) an obige Erklärung gar nicht denkt, obwohl er Kugler anführt, der schon 1873 an sie dachte („Erklärung von 1000 Namen der Altmühlalb").

[28] Hier vorerst nur kurz eine Auswahl der bezeugten, nachweislich zur gleichen Sippe gehörigen Personen: 1169 Herwic (Hartwic) de Muore, 1235 Meinwardus dictus de Muere, 1280 Marquardus de Muor, 1296 Heinricus de Mver, 1307 Hiltprant von Mur, 1321 Herr Hainrich der Murer (vgl. damit Weikersheim 1323 [siehe Anmerkung [17]] „antiquus mvrer"!), 1383 ff. Ulrich Murrer, 1401 Stephan von Murr, 1536 Wilhalm von Muhr. — Mit diesem Wilhalm soll nach J. G. Biedermann — dessen Angaben jedoch auch sonst mit großer Vorsicht aufzunehmen sind — die Sippe in ihren Manneslinien ausgestorben sein (Geschlechtsregister der reichsfrei unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken löblichen Orts an der Altmühl, Bayreuth 1748).

[29] Vor allem die „Widmannsche Chronik" (in der Handschrift F 67), die „Rote Chronik", die „Wibelsche Chronik", die „Haspelsche Chronik (Senftenbuch)" und die jüngere „Glaserische Chronik" (teils im Stadtarchiv, teils in der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken). Dabei unterlaufen aber diesen Quellen, wie auch dem auf ihnen fußenden Gmelin (Hällische Geschichte, S. 329) einige Irrtümer.

[30] Diese Urkunde im Gemeinschaftlichen Hausarchiv Öhringen, Schublade 20 Nr. 77; die andere Urkunde, gleichfalls bei Wibel (Hohenloheschen Kyrchen- und Reformations-Historie 3, 60) kurz erwähnt, ist noch nicht wiedergefunden.

Digitized by Google

den Haller Chroniken mehr oder weniger treffend wiedergegeben findet;[31] es sind zwei senkrecht stehende, von der Seite gesehene (goldene oder silberne) Armbrustsäulen oder -schäfte ältester Form (in rotem Felde).[32]

So werden also unsere Blicke auf dem Wege über Crailsheim und Hall von Weikersheim aus nach Südosten gelenkt, aus dem Taubergrund auf die andere Seite der Frankenhöhe, in den Altmühlgrund. Hier sind seit 1169, also annähernd seit der Bildung von Sippennamen in diesem Gebiet und Stand überhaupt, die Herren und Frauen von Mur zahlreich bezeugt. Sie hatten ihren Stammsitz in dem erwähnten Muhr bei Gunzenhausen und besaßen neben wenigen eigenen Gütern in ihren verschiedenen Linien Lehen der Bischöfe von Eichstätt, der Burggrafen von Nürnberg, der Grafen von Truhendingen, von Öttingen, von Graisbach, von Hirschberg und — der Grafen von Hohenlohe! Im Zisterzienserkloster Heilsbronn bei Ansbach, dem sie sehr zugetan waren, ließen sich viele der Mur begraben. Noch heute findet man in der dortigen „Ritterkapelle" neben solchen der Hohenlohe und anderer fränkischer Edelleute drei Grabplatten mit den bekannten zwei Armbrustsäulen. (Ausführlicher und unter Beigabe der erforderlichen Bilder werde ich über diese Sippe später berichten. Dabei wird sich dann auch zeigen, warum man nicht an das Nürnberger gerichtsfähige Geschlecht von Murr [immer in dieser Form geschrieben] oder gar an die in der Oberpfalz beheimateten Herren von Murach [bei Nabburg, auch gelegentlich Muraher, Murher, Murer und Murr genannt und dann mit der Altmühl-Sippe verwechselt[33]] zu denken hat, wenn man dem Ursprung der Weikersheimer Murr weiter nachgeht.)

Eine Vertiefung in die Entwicklung dieser Sippe zeigte mir, daß in ihr *das Gemeinschaftsbewußtsein und der Zusammenhalt vergleichsweise früh verfallen* sein müssen; vielleicht wegen ungenügendem Eigenbesitz, starker Verzweigung, frühem Verkauf der Stammburg, zu zahlreichen Lehensherren oder zu reichlichen Schenkungen an die Kirche; vielleicht auch aus all diesen und noch anderen Gründen zusammen. Im 13. Jahrhundert sind die Herren von Mur so angesehen, daß ihre Siegel in der Größe denen von Grafen gleichen und daß sie z. B. von der benachbarten Sippe Wolframs von Eschenbach um Siegelung ihrer Urkunden gebeten werden;[34] schon im nächsten Jahrhundert entgleitet ihnen stückweise ihr Stammbesitz, sie zerstreuen sich stark, verlieren meist die Standesbezeichnungen „Ritter" und „Edelknecht" (jedoch nicht immer auch Wappen und Siegel) und werden selbst in ihrer engeren Heimat schon manchmal nur mehr „Murer" und „Mur" genannt. Nur derjenige Zweig, in dem seit Anfang des 14. Jahrhunderts das Truchsessen- oder Küchenmeisteramt des Hochstifts Eichstätt erblich war, scheint an diesem Erbamt und seinen Zugehörden so viel Rückhalt gehabt zu haben, daß er sich bis zu seinem Aussterben (in der Manneslinie) im 16. Jahrhundert als Blutsgemeinschaft edler Leute fühlte und bis zum Schluß die Gemeinschafts-

[31] Am treffendsten in der Handschrift F 67; hier die Armbrustsäulen gleichgewendet, während sonst die Abzugsbügel einander meist abgewendet sind.

[32] Die Farbenangaben nach den genannten Chroniken sowie nach dem Ansbacher Wappenbuch von 1490 (Bücherei des Historischen Vereins für Mittelfranken), wo das Wappen am besten wiedergegeben ist (S. 159). Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in letzteres gebührt Herrn Oberstudiendirektor Dr. Schreibmüller, Ansbach, besonderer Dank.

[33] So z. B. in den Haller Chroniken F 67 und F 200.

[34] *Kurz*, J. B.: Wolfram von Eschenbach, S. 68 ff. Ansbach 1930.

Digitized by Google

zeichen Wappen und Siegel sowie adelige Lebenshaltung bewahrte.[35] Für uns ist hier beachtenswert, daß infolge solch offenkundigen Verfalls über das Schicksal aller anderen Sippenzweige wenig oder gar nichts überliefert ist und überliefert sein kann, obwohl nachweislich oft Nachkommen vorhanden sind, als man zum letztenmal von ihnen hört. Und es ist weiter zu beachten, daß die Sippe ein Ausbreitungsbestreben gerade auch nach Nordwesten erkennen läßt. Zum Beispiel stehen im ausgehenden 13. und im 14. Jahrhundert die Mur in Beziehungen zu den Stiftern Ansbach und Feuchtwangen, zur Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, zum Bischof von Würzburg. Ein Murr ist um 1350 Vogt in der vorübergehend hohenloheschen Stadt Feuchtwangen, ein anderer vermutlicher Sippengenosse hat um dieselbe Zeit den hohenloheschen Hof zu Hohlach bei Uffenheim inne.[36] (Vielleicht verdient in diesem Zusammenhang auch Beachtung, daß es einst im Kreise Gerabronn bei Crailsheim ein „Murrenthal" und eine „Murrenmühle" gab und weiter westlich bei Krautheim einen „Murrenbrunnen".[37]) Für die Ansiedlung eines Zweiges der sich auflösenden Murer Sippe am Stammsitz der Hohenlohe zu Weikersheim sprechen nun besonders noch folgende Tatsachen: Gerade in der für diese Frage wichtigen Zeit, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, waren die Beziehungen zwischen Hohenlohe-Weikersheim und dem Bistum Eichstätt, wo die Mur beheimatet waren, so enge wie niemals vorher oder nachher. 1309 war (neben anderen Edlen) Konrad von Hohenlohe, zu dessen Burgkapelle in Weikersheim ja dann der erste dortige Mur gestiftet hat, mit dem Schutz des Hochstifts Eichstätt beauftragt worden.[38] Denn dies wurde vom Grafen Konrad Schrimpf von Öttingen und nach dessen Tod von seinem Schwager Kraft II. von Hohenlohe, dem späteren Herrn von Crailsheim, hart bedrängt. Als dann der langwierige Streit zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und seinem Gegenkönig Friedrich von Österreich ausbrach, standen Konrad von Hohenlohe-Weikersheim und sein Bruder und Erbe Gottfried ebensowohl auf der Seite Ludwigs wie Eichstätts; sie empfingen nacheinander eine Menge Gunstbezeigungen des um Hilfe verlegenen Kaisers, u. a. auch wohl schon um das Jahr 1314 herum die Erlaubnis, Weikersheim zur Stadt zu machen.[39] Andererseits standen auch die Mur im Altmühltal als an-

[35] Hierüber Rieber, O.: Die 4 Erbämter des Hochstifts Eichstätt. IV: Das Erbküchenmeisteramt (Sammelblätter des Historischen Vereins Eichstätt, Jahrgang 17, 1 ff., von 1902).

[36] Hohenlohesches Urkundenbuch III, 97 (Lehenbuch Gerlachs von Hohenlohe). Es handelt sich wohl um denselben (nicht „dieselbe"!) Murr, der 1341 dem Gotteshaus Ellwangen Gülten zu Gattenhofen und Langensteinach (zwischen Rothenburg o. d. T. und Uffenheim) zu Lehen aufträgt (von Alberti, Württembergisches Adels- und Wappenbuch 1, 532). Die Wappenverschiedenheit braucht nicht ohne weiteres zu stören.

[37] Hierzu vergleiche Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Jahrgang 7, 364.

[38] Weller, K.: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Bd. 2, 51 ff., sowie Anmerkung [17] vorliegender Abhandlung.

[39] Auf dem Deckel des Seite 6 und Anmerkung [5] erwähnten Stadtbuches findet sich, offenbar von gleicher Hand wie 1416, die Jahreszahl 1314, und auf Blatt 10 ist die Rede vom „alten statbuch". Hierauf gründet sich die Ansicht, Weikersheim sei um 1314 (also im ersten Regierungsjahr Kaiser Ludwigs) zur Stadt (oppidum) erhoben worden (s. „Tauberzeitung" vom 6. 9. 1937). Als obere Grenze der Zeitspanne, in der dies Ereignis zu suchen ist, muß bereits das Jahr 1321 gelten (Hohenlohesches Urkundenbuch II Nr. 167, wo von dem „mulner in der stat" die Rede ist). Vgl. auch Weller, K.: Geschichte des Hauses Hohenlohe 2, 383 und 441!

Digitized by Google

gesehene Lehensleute und Dienstmannen der Eichstätter Kirche damals beim Kaiser in Gunst; ihr wohl bedeutendster Vertreter, Heinrich von Mur genannt von dem Kunstein, war u. a. Pfleger der Kaisersöhne und Schiedsrichter bei der Teilung der wittelsbachischen Erblande. Fast zur gleichen Zeit, 1317 und 1327, finden wir diesen Heinrich von Mur und die Brüder Konrad und Gottfried von Hohenlohe-Weikersheim als Inhaber des Kirchensatzes im gleichen Dorfe, nämlich in Pfofeld bei Gunzenhausen;[40] den Zehent in diesem Dorfe hat noch 1333 der Mur inne. Ein anderer Mur empfängt um 1369 den abgegangenen Tugendhof bei Gunzenhausen als hohenlohesches Lehen.[41] Im ältesten Eichstätter Lehensbuch von 1322 (1307) ff.[42] ist der „Dominus de Hohenloch" als bischöflicher Lehensmann zu Uffenheim, Entsee, Markelsheim, Uissigheim und anderen Orten aufgeführt. Die Hohenlohe dürften sogar schon damals in der Mark Muhr selbst Besitz gehabt haben, vielleicht aus der Schrimpf von Öttingenschen Erbschaft. Denn noch anfangs des 16. Jahrhunderts waren sie Lehensherren der Herren von Lentersheim, der Rechtsnachfolger derer von Mur, für den alten Murschen Hof zu Büchelberg bei Neuenmuhr.[43] Es muß in jenen Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern und des Streites zwischen Eichstätt, Öttingen und Hohenlohe sicher ein reger Verkehr, ein Austausch von Gütern und von Menschen zwischen dem Tauber- und dem Altmühlgrund angenommen werden. Könnte da nicht ein Glied der sich schon lockernden Murer Sippe aus dem bedrängten Eichstätter Gebiet nach Weikersheim gelangt sein; in die ruhige, aufblühende Residenzstadt seines frommen Schirmherrn, in der dann die Nachkommen noch 1 bis 2 Jahrhunderte zu den angesehensten Bürgern zählten, die mit der Herrschaft und mit der Kirche in guten Beziehungen standen? Wissen wir doch z. B., daß der damalige Erzieher, später Notar und Schreiber Konrads von Hohenlohe und endlich Pfarrer zu Weikersheim, aus der Reichsstadt Weißenburg stammte, die zwischen Altenmuhr und Eichstätt liegt![44] Und muß es angesichts solcher Sachlage nicht nachdenklich stimmen, daß mein Vorfahr Johann, der Stadtschreiber und Notar zu Weikersheim in der Reformationszeit, seinen Namen noch „Mur" und „Muer" schrieb, also so wie dieser im Neuhochdeutschen zu lauten hätte, wenn er von muor = Moor herkommt? Ein Stadtschreiber und Notar jener Zeit muß doch in der richtigen schriftlichen Wiedergabe des eigenen Namens wie auch in etwaiger Familienüberlieferung am ehesten beschlagen gewesen sein! Auch wird durch die Herleitung von Murr und Muhr aus mur, muor = Moor das häufige, zu Mur = Mauer gar nicht passende Anklingen des o im u-Laut der Weikersheimer Schreibweisen des Sippennamens und der Übergang von u zu o (siehe Anmerkung [23]) erst recht verständlich. Ja man möchte umgekehrt fast sagen, die 3 Menschenalter lang fortgeführte Namensform Mur-er („-er" als Herkunftsangabe) in Verbindung

[40] Pergamenturkunde, Hauptstaatsarchiv München, Kloster Rebdorf, Faszikel 5 und 6; Auszug im Hohenloheschen Urkundenbuch II, 239. Beachte die Stelle: „... als vil wir von Lehenschaft Reths dar an gehabt haben, daz von unsern Vorderen an uns komen ist".

[41] Hohenlohesches Urkundenbuch III, 67.

[42] Abschrift im Hauptstaatsarchiv München, Abteilung Oberste Lehensböse.

[43] Pergamenturkunde, Staatsarchiv Nürnberg, Abteilung Altenmuhr, Nr. 174.

[44] Weller, K.: Geschichte des Hauses Hohenlohe II, 159. Mitte des 15. Jahrhunderts fand ich im ältesten Stadtbuch auch einen Wilhelm von Weißenburg als Schreiber zu Weikersheim.

Digitized by Google

mit dem Festhalten der meisten Namensträger am u-Laut auch im Neuhochdeutschen weise auf eine Urheimat Mur = Moor (und nicht = Mauer). Und da dies nur die Altmühlsiedlung sein kann und auch die alten Weikersheimer Mur angesehene Leute waren, sei hierin ein weiterer Hinweis für den Zusammenhang mit der Altmühlsippe zu erblicken.[45]

Der Beweis für den Zusammenhang wird vielleicht niemals erbracht werden können, und zwar nicht deshalb, weil die geschichtlichen Zeugnisse desselben verloren gegangen sind — abgesehen vom Sippennamen und seinem Klang —, sondern weil überhaupt keine solchen Zeugnisse ausgestellt und überliefert wurden. Deshalb nicht ausgestellt und überliefert, weil in jenem nach Weikersheim ausgewanderten Murer und seinen Nachkommen so wie in den vielen anderen Zweigen seiner Sippe das Wissen um die Teilhaberschaft am gleichen Blut und Heimatboden und ihre Hochhaltung schon sehr verblaßt oder gar erloschen war. (Nur in einem Zweig blieben ja Sippengefühl und Sippenbewußtsein so lebendig, daß er sich bis zu seinem Absterben in der Manneslinie im 16. Jahrhundert als Gemeinschaft der edlen Leute von Mur betrachtet und danach gehandelt hat.)

Will man nun die Mühen und Erkenntnisse, die man auf einem langen Forschungsweg gehabt hat, allgemeiner, d. h. für einen größeren Ausschnitt der Volksgemeinschaft nutzbar machen, so ist die weitere Frage zu stellen: Läßt sich vielleicht für eine andere der heutigen Sippen gleichen oder ähnlichen Namens der in Vergessenheit geratene Blutszusammenhang wirklich nachweisen? Und was läßt sich hierbei über die Pflege oder Vernachlässigung der Gemeinschaft im Blute feststellen? Es erschien mir zudem besonders im Frankenland lohnend, die aufgetauchte Frage des Übergangs von niederem Adel ins städtische Bürgertum in einem bestimmten Falle einmal weiter zu verfolgen.[46] Auch wenn in anderen Fällen die Aussichten günstiger sein mögen, so war es doch schon wertvoll, einmal den Weg für solche Untersuchungen zu erkunden und zu ebnen. Franken ist ja reich an geschichtlichen Quellen, es war dank natürlicher Gunst und politischer Entwicklung einst überreich an ritterbürtigem Landadel, und es ist undenkbar, daß die vielen Hunderte edler Sippen, von denen uns Urkunden und Urkundenbücher gelegentlich einmal berichten, einfach ausgestorben sind, wie die Chronisten und Genealogen des 16. bis 18. Jahrhunderts so leichthin melden. Es ist vielmehr anzunehmen, daß noch ungezählte Nachkommen edler Sippen unter uns leben, und daß dies nur deshalb unbekannt ist, weil die Grundhaltung alles echten Adels, die Hochhaltung der Blutsgemeinschaft und der

[45] Es gibt übrigens noch ältere Beziehungen zwischen Tauber- und Altmühl- bzw. Wörnitztal: Die 2. Gemahlin Krafts I. von Hohenlohe (1256—1312), des Gönners von Weikersheim (es war sein Lieblingsaufenthalt, 1296 errichtete er dort die Burgkapelle), war Margarete von Trubendingen. Trubendingische Lehensleute (1271 ff.) aber waren verschiedene der alten Altmühl-Mur, z. B. Cunrad und Ulrich, über deren Nachkommen nicht genügend Klarheit herrscht. Ferner: Ein Friedrich von Trubendingen war 1274 bis 1278 Propst zu Öhringen, der hohenloheschen Residenzstadt, über deren Stift Kraft I. zu Weikersheim die Vogtei hatte (Weller II, 148. 152).

[46] Grundlegend hierfür, aber ganz allgemein gehalten (und äußerst weitschweifig) noch immer: Roth von Schreckenstein, Das Patriziat in den deutschen Städten. Tübingen 1856. Derselbe, Die Ritterwürde und der Ritterstand. Freiburg 1886. Neuerdings wertvolle Ergänzung durch Ernst, Mittelfreie. Stuttgart 1920. Vgl. auch die einschlägigen Arbeiten von Klocke s, 1915 ff.

Digitized by Google

Blutsreinheit unter tüchtigen Menschen, und damit auch die äußeren Formen solchen verantwortungsbewußten Gemeinschaftslebens längst verloren gingen, weil man in Äußerlichkeiten erstarrte, und weil so viele unserer Familien und Sippen mehr und mehr geschichtslos geworden sind. Geschichtslosigkeit in der Familie aber, so mahnte schon Riehl vor 2 Menschenaltern, erzeugt Geschichtslosigkeit in Volk und Staat. Bei solcher Betrachtung und Arbeit wären dann auch brauchbare Anknüpfungspunkte zu erwarten für all die Bestrebungen der angewandten Sippenkunde, die unter der Losung gehen: Neuadel aus Blut und Boden (Darré) oder: Führeradel durch Sippenpflege (Günther).[47] Das ist Anderes, Wertvolleres als die Züchtung von Ahnendünkel in kleinen Enkeln durch eine irre und unkritische Familienforschung vergangener Tage; es ist die Wiederbesinnung auf Wesensgrundlagen germanischen Volkstums und die Berufung auf die eigene Pflicht.

Zur Eigenforschung gesellt sich also auf dieser Entwicklungsstufe unserer Arbeit die Fremdforschung, teils gleichfalls selbst, teils von Beauftragten ausgeführt; wir blicken jetzt in vorerst oder dauernd uns fremde Sippen hinein. Es gilt zunächst, die heute lebenden Personen, Familien, Sippen gleichen und ähnlichen Namens erst einmal alle aufzufinden und dann bei denen, die geeignet erscheinen, in Zusammenarbeit mit ihnen oder allein ihrem Ursprung weiter nachzugehen, dabei Gemeinschaftsbewußtsein und -haltung beobachtend und ihre Wiederbelebung im Auge behaltend. Aus meinen (gleichfalls noch im Gang befindlichen) Untersuchungen dieser Art sei hier folgendes mitgeteilt: Halten wir uns einstweilen an die Personen und Familien, die heute ihren Namen „Murr" schreiben, so muß auffallen, daß — von einer mecklenburgischen Gruppe abgesehen — die allermeisten in dem Raume zwischen Main, Schwarzwald, Alpen und dem Böhmerwald wohnen, und zwar entsprechend der Verstädterung unseres Volkes überwiegend in den Städten dieses Gebietes.[48] Wenn wir uns das aufzeichnen, und wenn wir dann ohne weitere Kenntnis beim Betrachten einer solchen Karte gefragt würden, woher wohl diese Städte ihren Zustrom an Bürgern namens Murr hauptsächlich erhalten haben, so würden wir wahrscheinlich sagen: aus dem Altmühlgebiet. Denn dieses Gebiet liegt in der Mitte des heutigen Murrschen Wohnraums, annähernd gleich weit entfernt von dessen größten Städtchen München, Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt. Das Altmühlgebiet aber ist ja die Heimat der ältesten Sippe namens Mur! Zahlreiche Vorkommnisse des Namens aus den Jahrhunderten des großen sippenkundlichen Schweigens, aus dem 15. bis ins 18. und 19. Jahrhundert, liegen zwischen jener ländlichen Urheimat und den heutigen städtischen Sammelbecken; sie sind Marksteine der Ausbreitung, der Binnenwanderung. Das Altmühltal gibt auch die ungefähre Längsachse des heutigen Hauptverbreitungsgebietes ab, die Richtung nach Nordwesten und

[47] Hierzu die gleichnamigen Bücher genannter Verfasser (München 1930 und 1936).

[48] Es sind hauptsächlich folgende größere Städte (nach dem ABC): Ansbach, Augsburg, Bamberg, Darmstadt, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Schwäb. Gmünd, Günzburg, Innsbruck, Karlsruhe, Köln, Ludwigsburg, Ludwigshafen, Mannheim, Mergentheim, München, Nürnberg, Pforzheim, Regensburg, Reichenhall, Reutlingen, Salzburg, Schwenningen, Speyer, Straubing, Stuttgart, Wien. Hinzu kommen in Norddeutschland Berlin, Hamburg, Güstrow, Kiel, Rostock, Schwerin, Stettin.

Digitized by Google

Südosten, die den Auswanderern gewiesen wurde bis ins Rheinland und bis nach Wien. Durchaus einleuchtend erscheint uns auch, daß es heutzutage in München am meisten Träger des Namens Murr gibt; denn München ist nicht nur die volkreichste Stadt des bezeichneten Gebiets, sondern auch die zugkräftige Hauptstadt desjenigen Landes, zu dem der Altmühlgrund seit dem Beginn des Zeitalters stärkster Verstädterung staatlich gehört. Ich habe unlängst einen der ältesten Murr in München gesprochen; er erzählte mir, daß er in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zugezogen und lange Zeit der einzige Murr in München gewesen sei. Heute gibt es dort über 60 selbständige Haushalte dieses Namens; so rasch also ging es mit der Ansammlung unseres Volkes in den Städten und mit der Verödung des zwischenliegenden Landes! Denn daß die Familien in den Städten sich stärker vermehrt hätten als die auf dem Lande und so die einseitige Anhäufung zu erklären wäre, wird nach allem Bekannten niemand vermuten wollen. — Das gehäufte Vorkommen von Namensträgern in dem weit entfernten Mecklenburg fügt sich durchaus in den Rahmen unserer Vermutung. Bei verschiedenen der hauptsächlich von Hamburg und Rostock angelockten und aus der Gegend von Güstrow stammenden Familien besteht die Überlieferung, ihre Vorväter seien aus Süddeutschland, wenn nicht gar aus Bayern oder Württemberg eingewandert; eine Ansicht, die nach meinen sonstigen Nachrichten viel für sich hat. Es ist eigentlich nur der Saumseligkeit eines mit der weiteren Nachforschung beauftragten sogenannten Sippenforschers zuzuschreiben, daß ich in dieser Frage noch nicht klarer sehe. — Was endlich die tatsächliche Herkunft der Murr in den süddeutschen Städten anlangt, so läßt sich schon jetzt erkennen, daß eine ganze Reihe dieser Familien in ihrer Vorväterlinie nach dem Altmühltal weist, oft auf wunderlichen Umwegen. So viele Namensträger können sich nicht nach dem kleinen, stillen Dorf Muhr nennen und genannt haben, ohne mit der reichverzweigten, aber verarmten einstigen Adelssippe in blutsmäßiger Verbindung zu stehen. (Einige im schwäbisch-alamannischen Stammesgebiet sitzende Familien dürften allerdings von der württembergischen Dienstmannensippe derer von Mur abstammen, das ist der heutige Hof Mauer bei Münchingen im Kreis Leonberg [also auf einst römischem Boden]. Doch ist diese Sippe erst seit 1368 bezeugt, und es scheinen sich die meisten ihrer Glieder bald Maur genannt zu haben. Auch das Wappen ist völlig verschieden von dem der Altmühlsippe. Endgültige Klärung muß der Zukunft überlassen bleiben.[49])

So verheißungsvoll nun auch diese Untersuchungen bisher aussehen, so erscheint mir doch ein anderes Ergebnis an ihnen von ungleich größerer Wichtigkeit und noch allgemeinerer Bedeutung. Das ist die weitgehende und betrübliche Unwissenheit und Gleichgültigkeit der allermeisten Familien in Sachen ihrer Herkunft und Heimat, ihrer Gesippten und ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit. Unwissenheit in solchen Dingen ist die Folge von Gleichgültigkeit, Gleichgültigkeit aber ist der erste Schritt zum Verfall, zum Untergang der Gemeinschaft. Auch in meiner Sippe sah es in dieser Hinsicht nicht viel besser aus als anderswo, und wenn sie in den vergangenen Jahrzehnten des allgemeinen Sippenverfalls notdürftig

[49] Siehe vorerst Th. Schön, Der angebliche Zweig des alten Tiroler Geschlechts „In der Mauer" in Württemberg (Monatsblätter der heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien, Bd. 4, 80, von 1896); ferner Wilhelm Mauer, Die Iptinger und Wimsheimer Mauer. Stuttgart 1927.

Digitized by Google

zusammenhielt, so gewiß vor allem deshalb, weil sie noch eine Heimat hatte, und weil eine gewisse Kenntnis und vor allem ein Gefühl der Zusammengehörigkeit noch leidlich lebendig waren. Ich habe nun, sozusagen aus wissenschaftlicher Neugier, an rund 150, meist in Süddeutschland lebende Träger meines Namens einen kleinen Fragebogen gesandt des Inhalts, daß ich die Frage der möglichen Zusammengehörigkeit der Murr und ihrer etwaigen Abstammung von einer altfränkischen, einst edlen Sippe untersuche; ich bäte um Mitteilung, ob ihnen an meinen Untersuchungen etwas liege, ob sie — bei zugesicherter Kostenfreiheit — zur Unterstützung meiner Arbeit bereit seien, ob sie schon Familienforschung getrieben hätten, wo ihr ältester Vorfahr in der Vaterlinie beheimatet sei, ob und wo sie noch Gesippte hätten usw. Nur etwa ein Drittel der Befragten hat geantwortet, obgleich freigemachte Antwortkarte mit Anschrift beilag. Von den schweigenden zwei Dritteln scheiden nur wenige für die Beurteilung aus; sie sind z. B. verstorben oder unbekannt verzogen, gaben die Anfrage an Gesippte weiter oder waren vielleicht zu schwerfällig zum Schreiben. (Unter diesen Schweigenden ist auch ein in der Presse jüngst gefeierter Erbhofbauer.) Von dem antwortenden Drittel nun waren schon eine Anzahl, zum Teil durch Abstammungsnachweis und Parteischulung veranlaßt, dem Ursprung ihrer Familie schlecht und recht nachgegangen; sie waren dann aber auf dem sogenannten toten Punkt angelangt, oder es war ihnen das Geld ausgegangen. Die meisten, mehr als die Hälfte dieses Drittels, bezeigten ausdrücklich ihre Zustimmung und Bereitschaft, konnten mir aber nur geringe Angaben von oft zweifelhaftem Wert machen. (Ein Murr aus dieser Gruppe — es war sogar ein Studierender der Erb- und Rassenkunde — hatte z. B. keine Ahnung von dem Dasein eines Oheims.) Andere Namensträger wußten nur undeutlich von irgendwelchen Gesippten und wurden durch meine Anfrage erst zu Nachforschung und Fühlungnahme angeregt. Wieder andere Befragte stellten mir mit einem leichten Gefühl des Schuldbewußtseins oder der Beschämung Nachrichten in nahe Aussicht, ich warte jedoch bis heute darauf. Nicht wenige Befragte endlich ließen kurzerhand wissen, daß sie für solche Dinge keine Zeit hätten, und verwiesen mich bestenfalls an Gesippte. Ich will erklärend und zum Teil entschuldigend erwähnen, daß die heute lebenden Murr in der Mehrzahl den sogenannten mittleren und unteren Ständen unseres Volkes angehören, daß sie also — auch bei gutem Willen — geldlich oder geistig oft gar nicht in der Lage sein werden, ihre sippliche Unwissenheit zu beheben. Aber eben damit dürfte dieser Ausschnitt aus unserem Volke der Gegenwart zugleich ein getreues und lehrreiches Abbild seiner Gesamtheit sein. — Zwei Fälle muß ich zum Schluß dieser Betrachtung noch anführen, es sind geradezu Schulbeispiele. Im einen Falle erklärte mir ein Namensträger bei meinem Hausbesuch, er wünsche gar nicht zu wissen, mit wem er gesippt sei, Fremde seien ihm zehnmal lieber. Es war ein Geschäftsmann Ende der Vierzig, unverheiratet, der älteste von 4 Brüdern, die anscheinend nicht gut zusammenlebten und von denen der jüngste vor wenigen Jahren nach Amerika ausgewandert ist und dort auch die Staatsangehörigkeit erworben hat. Der andere Fall betrifft zwei Kunstmaler. Der eine weiß nur noch über seinen Großvater Bescheid, hat angeblich keinerlei Gesippte und gibt zu erkennen, daß er mit solchen Fragen nichts weiter zu tun haben will. Er hat viele Aufträge, ist Junggeselle und lebt mit seiner Mutter zusammen in einer

Digitized by Google

unfreundlichen Wohnung. Der andere Maler weiß auswendig recht gut Bescheid unter seinen Gesippten, ohne schon besondere Nachforschungen angestellt zu haben; er pflegt Verkehr mit ihnen, ist hocherfreut über meinen Besuch und wünscht die neue Verbindung aufrecht zu erhalten. Er hat wenig Aufträge, ist aber verheiratet, Familienvater und bewohnt ein gepflegtes, freundliches Heim.

Was ich mit dem kurzen Einblick auch in diesen Bezirk meiner Untersuchungen wiederum zeigen wollte, das ist dies: Auch wenn man nur erst darauf ausgeht, die verlorenen Blutszusammenhänge in einem bestimmten Falle wiederzufinden, wenn man also erst Abstammungskunde und nicht auch Gemeinschaftskunde treibt, so darf man doch nicht blind oder gleichgültig sein gegen die allgemein bedeutsamen Fragen, die solche Arbeit begleiten. *Man muß vor allem sehen die Frage aller Fragen*, wie ich sie nennen möchte, *die Frage der Gemeinschaft, die im gleichen Blute gründet und die es hoch und heilig zu halten gilt.* Immer und immer wieder habe ich diese Frage in obiger Darstellung anklingen lassen. Und in der Tat, wenn wir im Familienleben aller Völker und Zeiten Umschau halten nach seinem letzten Seinsgrund, und wenn wir all das, was wir als Glieder unserer eigenen Familie und Sippe erleben, leisten und erleiden, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen suchen, dann bleibt als letzter und allgemeinster Begriff derjenige der Gemeinschaft im menschenerzeugenden Blute. Dieser Begriff bleibt uns aber auch, wenn wir das uralte Wort Sippe und seine vielen Abwandlungen auf ihren gemeinsamen Bedeutungsgehalt zu filtern suchen. Schon unsere germanischen Altvordern hatten ja dieses besondere, kurze Wort Sippe als Bezeichnung für die naturgesetzliche Tatsache, daß jeder Mensch von der Geburt bis zum Tode sich blutlich, leiblich und seelisch mit anderen seinesgleichen irgendwie verbunden sieht; sie zeigten damit, daß sie Blutsgemeinschaft — so wie Sitte, Heim oder Ehre — als eine wichtige und bei aller Vielgestalt im Grunde einheitliche Gegebenheit in ihrem Leben betrachteten. Und sie hielten Blutsgemeinschaft und alles, was damit zusammenhängt, hoch und in Ehren; sie hatten *Sippensinn* und waren dadurch innerlich stark.[50] Sie richteten ihr ganzes gemeinsames Leben nach den auf Vaterordnung[51] aufgebauten Blutsgemeinden, den Sippen im engeren, eigentlichen Sinne, ein; das Wort Sippe hatte den Nebensinn von Liebe, Freundschaft, Schutz und Frieden. Bei uns Nachkömmlingen sind Blindheit und Gleichgültigkeit gegen die naturgegebene Gemeinschaft erschreckend groß geworden; wir sahen ja, über zwei Drittel der befragten Murr waren gleichgültig gegen die Frage der Blutsgemeinschaft selbst in ihrer bescheidensten Form des bloßen blutsmäßigen Zusammenhangs, ja sie sprachen auf das erste und sichtbarste Gemeinschaftszeichen, den gleichen Sippennamen, überhaupt nicht mehr an. Die einstigen Sippen sind längst zurückgedrängt und verfallen, weit über das Maß dessen hinaus, was durch das Aufkommen der Staatsmacht und die Übernahme wichtiger Sippenaufgaben durch sie gerechtfertigt erscheint. Gerade die Franken stehen in dem Rufe, daß sich bei

[50] Vgl. hierzu und zum folgenden auch meinen Beitrag „Mehr Sippensinn!" in dem Buche: Mütter, die uns die Zukunft schenken. Königsberg i. Pr. 1936.

[51] Ich ziehe dieses Wort dem etwas berüchtigt gewordenen Ausdruck „Vaterrecht" vor. — Über die Begriffe Sippe im engeren Sinne, Sippe im weiteren Sinne, Sippschaft usw. vgl. außer meinem Buche (Anmerkung [50]) noch meinen Aufsatz: Zur Neuausrichtung der Sippenkunde (Ekkehard, Mitteilungsblätter der deutschen genealogischen Abende, Jahrg. 13, 170, von 1937).

Digitized by Google

ihnen die Gemeinschaft der Blutsfreunde zuerst, schon in der Merowinger- und Karolingerzeit, gelockert habe.[52] Sippensinn ist dank jahrhundertelanger Gegenauslese selten geworden; das Wort Sippe selbst geriet vielerorts überhaupt in Vergessenheit oder wurde gar zum Schimpfwort. Und ähnlich ging es weithin auch mit der kleineren, wichtigsten Blutsgemeinde, mit der Familie; Tausende und Zehntausende sogenannter Familien — unfähig zu wirksamer Selbsthilfe — werden nur mehr mit vielen Krücken des Staats, der Kirche, der NS.-Volkswohlfahrt und anderer Anstalten mühsam auf den Beinen erhalten und sind doch oft kaum mehr als eine Wohngesellschaft oder ein Wirtschaftsverein. Ungeheure Werte an Gut und Blut jeder Art sind so im Laufe der Jahrhunderte des Sippen- und Familienverfalls verschleudert worden, verloren gegangen. Hieran ist vor allem zu denken, wenn man die so oft in der Geschichte zutage tretende Schwäche des inneren Zusammenhangs, der Kraft und Haltung unseres Volkes beklagt.[53] Denn die Familien und Sippen sind eben nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistig-seelischer Hinsicht die Keimzellen des Volkskörpers. Auch die Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen, die von Volksgenosse zu Volksgenosse gelten, haben ihren Keim im Schoß der gesunden Familie, und seine Grundhaltung empfängt der Mensch schon in der Kinderstube. Gewiß strömt jetzt von dem übergeordneten Ganzen des Volkes neuer Geist und neue Kraft in jede Zelle seines Körpers.[54] Aber wahr bleibt auch, was schon Jahn verkündet hat: „Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit."[55] Die Gemeinschaft des Volkes wird sich erst vollenden, wenn alle seine Zellen wieder wahre, gesunde Gemeinschaften sind! Und sehr wichtig ist auch zu erkennen, daß Erhaltung und Festigkeit der Blutsgemeinschaft Vorbedingung ist für die Blutsreinheit und die Bewahrung der Erbwerte im Strom des Lebens. Wenn die Gemeinschaft sich lockert, verliert sich auch die Reinheit, und wo einmal wegen Rassenmischung und Erbgutverschleuderung die Glieder nicht mehr genügend übereinstimmen, da wirkt dies schwächend zurück auf das Ganze; ein fortwährendes Wechselspiel von Ursache und Wirkung, das schließlich ebenso zum heutigen „Rassenchaos" und zur „Erbnot" führte, wie zum Familienverfall, zur Sippenlosigkeit und völkischen Ohnmacht.

So komme ich dazu, die Sippenkunde geradezu als die Wissenschaft von der Blutsgemeinschaft zu bezeichnen, von den verschiedenen Erscheinungsformen derselben, wie z. B. Familie und Sippe, und

[52] Siehe z. B. Steinhausens Geschichte der deutschen Kultur (1913), Bd. 1, 83.

[53] So z. B. Adolf Hitler in seiner Schlußrede auf dem Reichsparteitag 1935.

[54] Darauf verwies z. B. der Leiter der NS.-Volkswohlfahrt in seiner Rede auf dem Internationalen Kongreß für soziale Arbeit in London 1935.

[55] Ähnlich neuerdings wieder Reichsminister Dr. Goebbels (bei der Einweihung des „Hauses der Rheinischen Heimat" in Köln 1936): „Es ist gut für uns, wenn neben der großen Heimat, die wir alle gemeinsam besitzen, wir auch eine engere Heimat haben, in der wir verwurzelt sind und aus der wir unsere letzten und schönsten Kräfte schöpfen. Wenn wir innerhalb der Familie sind, fängt der Heimatsinn an, beim Heimatsinn beginnt die Vaterlandsliebe und mit der Vaterlandsliebe das ganz große Bekenntnis zur Nation."

Digitized by Google

von deren Entwicklung, Beschaffenheit und Wirkung oder Leistung.[56] Es gilt zu erkennen, daß der wichtige Begriff der Blutsgemeinschaft (oder Sippe im weiteren Sinn) noch in keiner anderen Wissenschaft genügend Bearbeitung findet, und daß daher eine solche Sippenkunde eine notwendige Ergänzung ist ebensowohl der Volkskunde und Bevölkerungswissenschaft wie der Erb- und Rassenkunde.[57] Und sie ist dies um so mehr, je weniger die Sippenforschung — als Fachwissenschaft und nicht nur als Liebhaberei für den Hausgebrauch betrieben — sich von den Aufgaben jener Gebiete fernhält und dafür um so deutlicher ihre eigenen Aufgaben sieht und um so kräftiger sie anpackt. Es gilt zu erkennen, daß die zu Familien- und Sippenbildung führenden geistig-seelischen Beziehungen und Einstellungen blutsverbundener Menschen zueinander und zum Ganzen — wie Liebe, Kameradschaft, Unterordnung, Ehrfurcht, Einsatzbereitschaft, Gemeinschaftsgeist, Sippenstolz usw. — eine ursprüngliche (primäre) Gegebenheit in unserem gemeinsamen Dasein sind; eine Gegebenheit, die in der Tiefe der gesunden Menschenseele begründet und wohl rassenmäßig gefärbt, aber nicht an eine bestimmte Rasse gebunden ist. Wenn darüber hinaus die Glieder der Gemeinschaft in einzelnen, meist vererbten Eigenschaften des Leibes und der Seele übereinstimmen, so festigt dies in der Regel die Gemeinschaft und gibt ihr Eigenart, aber Voraussetzung für den Zusammenhalt sind sie nicht. Eine Mutter liebt z. B. ihr Kind auch dann, wenn es ihr nicht ähnlich ist. Ja dadurch, daß eine etwaige Übereinstimmung sich erst allmählich zeigt, das Muttergefühl aber vom ersten Lebenstag des Kindes, ja von seinen ersten Bewegungen im Mutterleib an da ist, erweist schon die Natur den Vorrang der ursprünglichen (primären) Gemeinschaftsgefühle vor den aus etwaiger Übereinstimmung folgenden zusätzlichen (sekundären) Gefühlen. Jenen einzelnen, übereinstimmenden Eigenschaften und Eigenschaftsgruppen blutsverbundener Menschen gehen Erb- und Rassenforschung weiter nach in Hinsicht auf ihre Erblichkeit, ihren Erbgang, ihre Entwicklung und Verbreitung in Raum und Zeit. Die Sippenforschung aber hat ganz besonders zu untersuchen die tausenderlei Ausdrucksformen blutsgemeinschaftlicher, sipplicher Gefühle, ihre Schwächung und Stärkung und die mannigfachen Wirkungen und Leistungen der dahinterstehenden triebhaften Kraft. Einer Kraft, die gesunde blutsverbundene Menschen derart zum Zusammenwirken bei bestimmten Lebensaufgaben bringt, daß sie als eine überpersönliche Einheit erscheinen, die mehr ist als die Summe ihrer Teile; als ein wuchshaftes (organisches) Ganzes, das Eigenleben, eigenen Stil, eigene Lebensordnung hat und an seinem einheitlichen Tun und Lassen in Gegenwart und Vergangenheit erkannt wird. Es gilt zu erkennen, daß demnach Sippenforschung weit mehr als bisher nicht nur

[56] In meinem Buche: Sippenkunde. Gedanken und Lehren zum Aufbau einer Wissenschaft von der Blutsgemeinschaft. Verlag Gustav Fischer, Jena 1936 (broschiert 6 ℳ). Dort wird man über die meisten der Fragen Aufschluß erhalten, die hier noch offen bleiben mußten.

[57] Außer zahlreichen Stellen meines Buches vergleiche man hierzu meine ergänzende Abhandlung: Von zeitgemäßer Sippenkunde und ihrem Verhältnis zur alten Genealogie, zu Rassen- und Volkskunde (Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, Jahrg. 7, 73, von 1937).

Digitized by Google

lebenskundlich (biologisch),[58] sondern vor allem seelenkundlich (psychologisch) ausgerichtet werden muß, ohne doch von der seitherigen geschichtskundlichen (historischen) Einseitigkeit in eine lebens- oder seelenkundliche Einseitigkeit zu verfallen. Wir müssen uns also mehr und mehr von der oft inhaltsarmen bloßen Abstammungskunde (Genealogie) zur wichtigeren und umfassenderen Stufe der Sippenkunde, zur Gemeinschaftskunde, erheben; müssen von dem oft ziellosen Sammeln und Stapeln von Stoff zu einer nutzbringenden Auswertung fortschreiten, die auch vergleicht und beobachtet, ergründet und erklärt, sichtet und wertet, plant und rät. Wir dürfen z. B. auf unseren sippenkundlichen Ausstellungen nicht nur den bloßen Nachweis der Blutszusammenhänge, seine vielen Hilfsmittel und Darstellungsweisen zeigen, sondern müssen auch die zahllosen Ausdrucksformen sipplichen Fühlens und Tuns, die Auswirkungen und Leistungen gesunden, starken Gemeinschaftslebens mehr zur Anschauung bringen. Und wir müssen daneben zeigen den Mangel an solchen Leistungen bzw. die entgegengesetzten, krankhaften Auswirkungen erschütterter, verfallender Familien und Sippen, ihre Ursachen und ihre Bedeutung für den einzelnen und die übergeordnete Volksgemeinschaft. Wir haben ferner nur das Recht, immer weiter in der Vergangenheit zu graben (in der es allzu oft nur mehr die nackten Blutslinien freizulegen gibt), wenn wir auch die lebendige Gegenwart sehen und an die Gestaltung der Zukunft denken; die oft lebensferne oder beschauliche Familien- und Sippengeschichtsforschung muß sich zu gegenwartsnaher und tatbereiter Familien- und Sippenkunde weiterentwickeln. Wir wissen ja, wie traurig es in sipplicher Hinsicht trotz mehrjähriger Anstrengungen in unserem Volk von heute noch aussieht, und niemand wird bezweifeln, daß in erster Linie aus diesen Menschen der Gegenwart und erst in zweiter, dritter usw. Linie aus denen der Vergangenheit das Volk der Zukunft wächst, dem unsere Hoffnung gilt. Es wird aber immer nur eine Minderzahl von Volksgenossen sein, die zu Sippenforschung (meist in Form der Eigenforschung) kommen, und diese Eigenforschung wird uns, auch wenn sie obige Forderungen erfüllt, vorwiegend Lichtseiten deutschen Familienlebens zeigen. Im verbleibenden Großteil unseres Volkes jedoch schlummern die Fragen, die uns heute gemeinsam und sehr ernstlich bewegen und die auf der Schattenseite sipplichen Lebens liegen; die Fragen der Unehelichkeit, der gewollten Ehelosigkeit und der Familienscheu, der Spätheiraten, der Ehescheidungen, der noch ungenügenden Kinderfreudigkeit, der väterlichen Berufsüberlastung und Fernhaltung von der Familie, der mangelhaften häuslichen Erziehung, der verbreiteten Unfähigkeit zu echter Elternschaft, der Heim- und Familienflucht, der Familienauflösung, Jugendverwahrlosung, Homosexualität und viele andere mehr. Es gilt zu erkennen, daß diese Fragen auch eine zeitgemäße, aufs allgemeine ausgerichtete Sippenkunde angehen, und daß diese Wissenschaft auf Jugend-, Wohlfahrts-, Standes- und Gesundheitsämtern, in Gerichtssälen und Krankenhäusern mindestens so lohnende und oft wohl brennendere Aufgaben findet als in Kirchenbüchern und Archiven. Und da es der Großteil eines Volkes ist und bleiben wird, der nicht

[58] Darüber lese man insbesondere noch meinen Aufsatz in der Zeitschrift des NS.-Ärztebundes („Ziel und Weg" Nr. 23/1936): Von Inhalt, Ziel und Weg einer zeitgemäßen Sippenkunde.

Digitized by Google

zu Sippenforschung, vollends nicht im aufgezeigten Sinne, kommt, so bedarf es zur Erhaltung und Erneuerung des Volkskörpers u. a. auch einer überzeugten Gemeinschaft geeigneter Volksgenossen, die sich hauptberuflich der Hebung und Nutzbarmachung der völkisch wichtigen Erkenntnisse aus gesundem und krankem Sippenleben widmen und die mit der Forderung ernst machen: von der Erforschung einzelner — eigener oder fremder — Sippen, von der Einzelsippenkunde zur allgemeinen oder Gesamtsippenkunde, die dem ganzen Volke dienstbar ist. Zugleich bedarf es eines wirksamen Bekenntnisses von Volk und Staat zu einer solchen Arbeit und Wissenschaft; eines Bekenntnisses, das überall da nicht schwer fallen sollte, wo der Begriff der Blutsgemeinschaft wirklich zur Grundlage der Weltanschauung, Volkspolitik und Staatslehre geworden ist.

Erst durch solchen Blick auf die Gegenwart, auf die kranke Familie und auf das Volksganze und seine Zukunft wird die Sippenkunde auch immer gehörig auf praktische Anwendung, auf tätige Sippenpflege ausgerichtet sein. Es gehört zu den schönsten Ergebnissen meiner Eigenforschung, daß dadurch u. a. ein lange verfeindetes Geschwisterpaar wieder zusammengeführt wurde. Und die schönste Zeit der allgemeinen Sippenkunde wird kommen, wenn sie zu Erkenntnissen gelangt, die für die Gemeinschaft des ganzen Volkes Rat und Auskunft und für seine Führung Richtschnur sein können. Durch solche Ausrichtung erlangt die Sippenkunde erst ganz das Recht, in unserer Zeit als neue, selbständige und bedeutsame Wissenschaft betrieben und gewertet zu werden, so wichtig auch an sich schon ihr Gegenstand erscheint. Und dann wird ihr auch der Erfolg beschieden sein, den ihr alle wünschen, die das heilige Erlebnis der Familie treibt, und die sich berufen und verpflichtet fühlen, am inneren Neubau unseres Volkes und Staates mitzuwirken, als ginge es um die eigenen Kinder.

Digitized by Google

Die drei Schicksalsfrauen

Ein Beitrag zur Volkskunde

Von E. Kost

So manches Mal ist schon von Nachdenklichen und Forschern zu ergründen versucht worden, wer jene geheimnisvollen Namenlosen sein mögen, von denen das uralte Kinderliedchen in allen Verschiedenheiten deutscher Mundarten und Landschaften[1] sagt:

Hoppe, hoppe Rößle
Z'Stuttgart steht a Schlößle
Z'Stuttgart steht a Guckehaus
Gucket drei alte Jungfere raus:
Die ei' spinnt Seide
Die ander mißt d'Weite
Die dritt, die macht en rote Rock
Für mei herzige klaane Dock.

oder:

Hoß, hoß, hoß
Z'Schtuegert steht a Schloß
Z'Schtuegert steht a goldes Haus
Gucket drei schöne Jungfre raus:
Die ei' spinnt Seide
Die ander dreht Weide
Die dritt, die mächt en rote Rock
Für unsern liewe Herragott.

Diese beiden Beispiele aus dem württembergisch-fränkischen Gebiet aus Sulzbach a. K. mögen nur einen Blick auf die Hauptformen dieser viel abgewandelten Kniereiterverse geben. Was steckt hinter diesen Versen, die Bauer oder Bäuerin mit Kind oder Enkel auf dem Knie ahnungslos hersagen? Es drängt sich der Gedanke an die aus nordischer Sage bekannten drei Nornen auf durch die Frauendreizahl und das Spinnen. Bei dieser Deutung bekommt die Bezeichnung der drei „Jungfern" als alt[2] ihren besonderen Sinn: von altem Herkommen völkischer Vorzeit. Auch ihre Bezeichnung als drei Marien braucht nicht gegen ihr hohes geschichtliches Alter zu sprechen. Im Gegenteil: wir wissen ja, daß so manches Vorchristliche später, soweit es sich als dem Volk ans Herz gewachsen zäh gehalten hat, im christlichen Mittelalter den

[1] Nach Siegfried Hartung, „Heimatgebundenheit im oberrheinischen Volks- und Kinderreim", Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1936, S. 142 f., wäre das Kern- und Entstehungsgebiet dieses viel verbreiteten Kinderliedchens der alemannische Teil des Oberrheins.

[2] Als dem Lebensalter nach „alte" Frauen treten drei geheimnisvolle Spinnerinnen helfend auf in dem bekannten Grimmschen Märchen von den drei Spinnerinnen.

Digitized by Google

christlichen Mantel umgehängt bekommen hat. Die dritte der Jungfern macht ja auch in der häufigsten Form des Liedchens dem lieben Herrgott einen roten Rock. Bei dem Mönch Otfrid von Weißenburg (9. Jahrhundert) ist es die Frauengestalt der Karitas,[3] „die gleich einer heidnischen Norne die Tunica des Heilands spinnt".[4]

Im Kniereiterliedchen gibt es statt der Wendung: „Die dritt, die spinnt en rote Rock, für unsern liebe Herregott" noch eine andere: für unsern lieben Zottelbock wurde der Rock „gesponnen". Hier kommen schon neue Rätsel. Da der Rock in dem Liedchen öfter als aus Stroh (Haberstroh) gesponnen genannt wird, wäre die Vermutung möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß es sich hier um die geheimnisvolle „Habergeiß" oder „Bockgeiß" des Weihnachtsbrauchtums handelt, vielleicht um einen Wachstumsgeist, der von der einen Jungfrau als Spenderin bekleidet wird. Daß es gerade ein roter Rock ist, den die eine Jungfrau spinnt, hat wohl Gründe uralter Überlieferung. Rote Röcke sind schon die purpurnen Königsröcke des Altertums; in diesen königlichen Purpur kleidete die römisch-katholische Kirche ihre Kardinäle; die Purpurfarbe trägt seit Jahrtausenden den Begriff des Heiligen und Göttlichen an sich. Mit dem „roten Rock des Herregotts" kann auch der Grabrock des Heilands gemeint sein (vgl. oben die Angabe, nach der die Karitas die Tunica des Heilands spinnt!). Uralte vorgeschichtliche Überlieferung bis zurück zu den Rötelbestattungen der Altsteinzeit wirkt hier nach in der Auffassung der roten Farbe als Farbe des Lebens und der Unheilabwehr (siehe Handwörterbuch des Aberglaubens VII, 823); rote Decken und Gewänder für Begräbnis des Toten sind indogermanisch bei Griechen, Römern, Altpersern belegt. In Florenz benützte man noch im 15. Jahrhundert rote Bahrtücher; noch 1867 ließen sich in der Schweiz alte Frauen in ihrem roten Rock begraben. Rot ist auch eine Farbe des wilden Jägers an Bart oder Kleidung (siehe Mengis, Handwörterbuch des Aberglaubens VII, 801) und der Bart und Rock Donars, später des Teufels. Sollte damit im Kniereitervers die Abwandlung des Verses zusammenhängen vom Anfertigen eines roten Rockes durch die eine der drei Jungfern für unsern „lieben Herregott" zu der oft gehörten Fassung dieses Verses „für unseren lieben Zottelbock"? (!) Mag man nun an eine Umschreibung einer uralten verdeckten Glaubensgestalt denken oder nicht, auf jeden Fall scheinen hier allerlei verschiedene Bestandteile in das alte Liedchen hineingekommen zu sein, die vielfach mit den angenommenen „Schicksalsgestalten" etwas zu tun haben werden. Wenn es sich bei diesen drei Jungfrauen um Schicksalsgestalten handelt, die bei Geburt, Hochzeit oder Tod sich zeigen, so bekommt doch vielleicht jene Abwandlung noch einen anderen Sinn, daß die dritte der Frauen „Haberstroh" spinne (z. B. in Sulzbach a. K.). Sollte hier an das früher allgemein übliche Strohlager des Toten gedacht sein? Wenn in einer der Fassungen des Liedchens die andere Frau „die Weite mißt" (anscheinend für den zu spinnenden Rock), so stellt sich im Hinblick auf den nordischen Götterglauben[5] der Gedanke an die Nornen als die „Messenden" ein,

[3] Mit der Karitas wird im deutschen Mittelalter aber eine der drei Frauengestalten Ainbet, Wilbet und Warbet gleichgesetzt, von denen hier noch die Rede sein soll.

[4] Grimm, Mythologie, S. 743.

[5] Der westgermanische ist leider zu dürftig bekannt.

Digitized by Google

denen wohl im niederdeutschen Gebiet im mittelalterlich-neuzeitlichen Volksglauben die „Metten" als Spinnerinnen, ja geradezu als Nornen entsprechen.[6] Sie messen jedem bei der Geburt sein Schicksal zu! Sollte eine Erinnerung daran im Volk sich noch in das Liedchen gerettet haben? Und wie steht es mit jener Stelle, in der das Verschen sagt, daß die andere Frau „Weide" „spinnt", „schält", „dreht" oder „flicht"? Zur Erklärung kann die Tatsache herangezogen werden, daß in altdeutscher und schon in germanischer Zeit die Weidenrute, mit der heute der Gärtner noch die Bäume bindet, als Fessel benützt worden ist. Tatsächlich leitet der Sprachkenner Schade (Althochdeutsches Wörterbuch I, 657) das nordgermanische Wort „Norne" von einem altgermanischen Wort für „binden", „snerhan", ab. Und hier darf der 1. Merseburger Heilspruch (10. Jahrhundert) herangezogen werden, wo als westgermanische Schicksalsfrauen die „Idisen" auftreten[7] und Feinde fesseln[8] („suma hapt heptidun", einige hefteten die Hafte), oder Fesseln der gefangenen Freunde des Spruchsagers lösen („suma clubodun umbi cuoniowidi", einige klaubten um die Fesselbande). In dem althochdeutschen Wort „cuoniowidi" steckt das Wort für „Weide". Im Kniereitervers aber „flicht" die eine der Frauen „Weide", eine Schicksalsfessel? Es ist eigenartig, daß in einem griechischen (also indogermanisch verwandten) Bronzebild von drei Frauen die eine davon einen Strick trägt! Die andere aber eine Mütze aus Sonnenstrahlen. In alemannischer und schwäbischer Wendung unseres Kniereiterliedchens nun macht die dritte „das Türchen auf und läßt die liebe Sonn' (heilige Sonn') heraus".[9] Es macht den Eindruck, daß sich an diese drei Frauengestalten, die im Grund wohl Schicksalsgestalten sind, auch Züge anderer weiblicher Gestalten vorchristlichen oder auch antiken Glaubens gehängt haben. Wie stark aber die Schicksalsgestalten auch in unserem westgermanisch-süddeutschen Bereich an nordische anklingen, mag folgender hessischer Kinderreim[10] andeuten:

---

[6] Siehe darüber K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst, S. 50, ferner Sigurd Rabe, Metten und Spinnerinnen, ein Stück altgermanischer Mythe, Germanien 1936. Maiheft. — Ob die Wendung des Liedchens in Ensheim in der Pfalz (von C. Clemen, Altgermanische Religionsgeschichte, S. 47, mitgeteilt):

„Die dritte schneid't den Faden ab,
da sinket jemand in das Grab"

echt ist oder von einem „Wissenden" beeinflußt, vielleicht auch von antiker Mythologie (Parzen), oder ob hier tatsächlich die nordische Norne im Kinderlied erscheint, sei dahingestellt.

[7] Diese Idisen erinnern an die nordischen Walküren, von denen bekannt ist, daß sie durch die Lüfte reiten und in die Schicksale der Kämpfer eingreifen. Zu beachten ist, daß die im Deutschen herangezogenen Kinderliedverse gerade Kniereiterverse sind!

[8] Im deutschen Volksglauben können feindliche Reiter mit einem Knoten in der Weidenrute gestellt werden, ebenso der Dieb durch den Jäger (Handwörterbuch des Aberglaubens V, 17). Die Wirkung der Weide als Fessel (Hemmung) ist auch im heutigen Volksglauben noch ersichtlich (in den württembergischen Kreisen Crailsheim und Öhringen) aus dem Glauben, daß Kinder im ersten Lebensjahr, die man mit der Weidenrute schlägt, nicht wachsen.

[9] Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, 1897, S. 979 f.; E. Meier, Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, 1851 Nr. 66, Reim aus Wurmlingen.

[10] Mitgeteilt von U. Haacke, Zeitschrift für deutsche Bildung 1936, S. 610.

Digitized by Google

Mimameide steht auf der Heide,
hat ein grünes Röckel an,
sitzen drei Jungfern dran:
die eine guckt nach vorne,
die andre in den Wind.
Das Weibsbild an dem Borne
hat viele viele Kind.

Mimameidr ist in der Edda der Mimirsbaum, die Weltesche (Fjolswinnsmal Strophe 14).

Die Verbindung des „Weibsbilds an dem Born" mit den Kindern im Quell (Kindlesbrunnen!) stellt folgende Abwandlung des Kniereiterliedchens her (aus Kirchenkirnberg, Württembergisch Franken):

. . . . . .
die ein spinnt Seide,
die ander wickelt Weide,
die dritt, die sitzt am Brunnen,
hat ein Kindle g'funden.[11]

Die Fortsetzung zeugt vom Humor der Dorfbewohner auf Kosten ihrer lieben Nächsten:

Wie soll's heißen?
König oder Kaiser.
Wer will d'Windle wasche?
D'Kätter oder d'Lumpatasche. (Zaubergäu.)

oder sonst:

Wer soll's Kindle hewe (halten)?
D' Tochter aus 'm Löwe (Wirtschaft).

Humor steckt auch darin, daß dieser Vers ja beginnt: Hoppe, hoppe, Reitersmann. Aber doch liegt im Grund Geburt und Schicksal hinter diesen Versen! Im Zusammenhang mit dem erwähnten Windelwaschen sei dazu eine oberbayerische Sage erwähnt[12] aus der Gegend von Ludenhausen, nach der die drei weißen Fräulein dort am Fuß ihres Schlosses an den Quellen ihre Wäsche gewaschen haben. Dazu vergleiche man das Schloß des Kniereiterliedchens und das obenangeführte Windelwaschen. Auch in Oberrot (bei Gaildorf) kommen drei Schloßfräulein geisternd und zum Waschen zum Wasser herab, und in Neubronn drei Wasserfräulein vom Wasser (Bühlertal) zum Schloß Hohenstein herauf.

Die Gedankenverbindungen führen hier zu jenem anderen volkstümlichen Sagenkreis von den drei singenden Quellnixen, die auch

[11] Dieses Zusammenbringen der einen der drei Jungfern mit einem Kind könnte die Verbindung mit der Muttervorstellung herbeigeführt haben und damit das Spinnen dieser „Mutter" auf einen Rock für das Kind bezogen haben. Man vergleiche oben: „einen roten Rock, für mei herzige klaane Dock" oder: „für unsern lieben Herregott" (Christuskind?). Marienvorstellung im Urmuttertum?

[12] Schöll, Die drei Ewigen, S. 138. Von der Stelle des Hügels des sagenhaften Schlosses bei Ludenhausen berichtet Schöll, daß man Anfang vorigen Jahrhunderts beim Graben in dem Hügel dort einen eisernen Dreifuß, ein Tier mit drei Füßen darstellend, gefunden habe. Schöll vermutet ein kultisches Gerät.

Digitized by Google

Abb. 1. Der Dreinymphenstein von Unterheimbach bei Öhringen, eine römische Bildhauerarbeit unseres heimatlichen Bodens mit angeschlossener Volksüberlieferung germanischer Art von diesen drei „Nixen" als Spinnerinnen.

als Spinnerinnen auftreten und die als mit dem Urdbrunnen und damit mit dem Schicksal verbundene Gestalten auch die Zukunft vorhersagen können. Erinnert sei aus vielen Beispielen nur an die drei Wasserfrauen im Nibelungenlied (II. Teil, Hagen-Episode an der Donau). Zu ihnen kann auch die heutige deutsche Volkssage zahlreiche Beispiele beibringen. Hier tauchen im Erzählgut unseres Landvolkes solche Wasserfrauen oder Nixen auf, welche noch vor nicht allzu langer Zeit zu den Wohnungen der Menschen kamen und dort in der Spinnstube mitgesponnen haben, bis ihre nächtliche Zeit um war. Diese Sage geht in Württembergisch Franken an zahlreichen Orten mit Brunnen oder Quellen, so in Hessental, Rauenbretzingen, Bronnolzheim, Dimbach, Sindeldorf, Oberohrn, Eschelbach, Großhirschbach, Lichtel-Münster, auch in der Weinsberger, Gerabronner und Neckarsulmer Gegend. Im Öhringischen bei Unterheimbach zeigt ein schönes Sandsteinrelief aus römischer Zeit drei Nixen (Nymphen; siehe Abb. 1). An diese hier bildlich dargestellte Wasserfrauengruppe knüpft sich dort die Volkssage, daß diese Nixen auch bis in neueste Zeit zu den Menschen der Gegend gekommen seien und gern mit den Mägden gesponnen hätten.

Weitere Sagen solcher Frauen beziehen sie auf Bäume statt auf Quellen. Hier liegt es nahe, an das Dasein der nordischen Nornen am Fuß des Welteschenbaumes zu denken und an das hessische erwähnte Kinderlied. Wir wissen, daß Quellen wie auch Bäume als von Frauen beseelt im germanischen Kultdenken eine Rolle gespielt haben.

Die Unterheimbacher, in römischer Art in Stein dargestellte Wasserfrauendreiheit führt den Gedanken zu einer anderen Frauendreiheit römischer Zeit in Ober- und Niedergermanien, den sogenannten drei

Digitized by Google

Matronen.[13] Sie sind neuerdings von der Forschung als häufig zu einem Baum gehörig und mit dem Waldkult verbunden erkannt worden.[14] Diese Frauen erscheinen nach den in ihren Händen oder in ihrem Schoß dargebotenen Gaben, Früchten, Blumen oder Zweigen, als Fruchtbarkeits- und Segensgottheiten. Von ihren Steindarstellungen, wie sie im römisch besetzten Gebiet im Rheinland und in Frankreich gefunden worden sind, sind für uns Deutsche beachtenswert diejenigen von germanischem Boden, wo sie als die begabenden (Gabiae, Alagabiae) auftreten,[15] und in der Form der „Matres" auch als germanische Stammesmütter (Matres Frisavae, Matres Suebae, Matres Treverae, Matres Marsae).[16] Daß die Matronen auch mit den Schicksalsgöttinnen, den römischen Parcae („Parzen") gleichgesetzt worden sind, beweist eine britannische Inschrift.[17] Im germanischen Norden treten diese Schicksalsgestalten als Nornen auf. Dies ist z. B. der Fall in der Geschichte des Königs Fridlev (Saxo Buch III), der auf Grund der Sitte nach der Geburt seines Sohnes die „oracula parcarum" erkunden will. Diese drei weisen Frauen, als „nymphae" hier bezeichnet, werden vom König auf Stühlen sitzend angetroffen. Die zwei ersten verhießen dem Kinde Reichtum und Glück, die dritte der Schwestern aber Geiz. Aus deutscher Volkssage bieten sich zahlreiche übereinstimmende Geschichten an.[18] Eine zeitliche Brücke zwischen der altgermanischen Zeit und dem deutschen Mittelalter könnte die Stelle sein, wo Bischof Burchard von Worms ums Jahr 1000 die „parcas" nennt.

Daß die drei Frauen (Matronen) in römischer Zeit auf germanischem und keltischem Volksboden als zum Teil auch in Verbindung mit Wald und Baum (Heiligtümern?) stehend erkannt worden sind, ist schon oben gesagt worden. Es liegt nahe, im deutschen Volksglauben des Mittelalters und der Neuzeit Entsprechungen zu suchen. Auch hier treten „Waldfrauen" auf (vgl. oben die sylvanae), die helfend und schenkend dem Menschen gegenübertreten. Als drei weiße Jungfrauen aus dem Wald treten sie öfter auf.[19] Kennzeichnend ist eine Sage aus Buttstädt in Thüringen,[20] nach der dort im „Loh" drei schöne weiße Jungfrauen an goldenem Tisch anzutreffen sind,

[13] Im römisch besetzt gewesenen Württembergisch Franken sind zu erwähnen die Matronensteine von Böckingen, Haug-Sixt, 373 und 375.

[14] Lothar Hahl, Zur Matronenverehrung in Niedergermanien. Mit Abbildungsnachweisen. Germania 1937, S. 253—267. — K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst, S. 62, wo drei solche römisch-pannonische Matronen den Waldfrauen (Silvanae) gleichgesetzt werden.

[15] Siehe Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 192.

[16] Jan de Vries, a. a. O., S. 192, ferner K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst I, S. 46. — Erwähnt sei ferner der Matronenstein von Metz, auf dem die drei Frauen Maiae genannt werden (siehe Roscher, Mythologisches Lexikon 2, 2241, und Pauly-Wissowa 14, 534); es ist möglich, daß gerade im Rheinland die Benennung als drei Marien zum Teil damit zusammenhängt, die noch im 18. Jahrhundert gebraucht worden ist. Im Kniereiterliedchen treten die drei Marien ebenfalls auf (siehe S. 27).

[17] Jan de Vries, a. a. O. I, S. 194.

[18] Siehe W. Golther, Germanische Mythologie, 1895, S. 105.

[19] Man vergleiche z. B. die „Sammelfrauen" von Winzenweiler im Limpurger Wald in Württembergisch Franken, E. Kost in der „Hutzeltruhe", Heimat-Beiblatt zum „Kocherboten" Gaildorf, 1935 Nr. 9/10. Auch kommen solche Waldjungfrauen nach württembergisch-fränkischen Sagen öfter singend zum Spinnen (vgl. oben S. 31).

[20] Abgedruckt bei Schöll, Die drei Ewigen, S. 143.

Digitized by Google

auf dem köstliche Speisen (Gaben!) stehen. Diesen drei „Lohjungfern“[21] habe das Loh früher einmal gehört. Bei ihrem Tode hätten sie es den Armen von Buttstädt vermacht. Hier finden wir ihre schenkende Eigenschaft, die ganz erinnert an die oben besprochenen begabenden Matronen. Auch im Bayerischen, in Westerhofen bei Ingolstadt, besaßen die „Lohjungfern“ Wälder, Wiesen und Äcker.[22] Auffallend oft, in vielen Dutzend Fällen, besonders im bayerischen Gebiet nachgewiesen,[23] wird Gemeindewaldbesitz (Allmend!) den drei Jungfern als frühere Schenkung an die Gemeinde zugeschrieben. Diesem Punkt ist Aufmerksamkeit zuzuwenden! Hier an alte, tiefere Beziehungen der Gemeindebevölkerung zu den drei Waldschenkerinnen zu denken und zu dem von ihnen geschenkten örtlichen Landstück, liegt nahe! Der Verdacht alter kultischer Beziehungen zu den drei Frauen und ihrem Waldgebiet erhebt sich. Er wird verstärkt durch das mehrfache Auftreten des Waldnamens „Loh“ im Zusammenhang mit den drei Jungfern oder Frauen (siehe oben). Verantwortungsbewußte, sachkundige Forschung ist neuestens zu der Überzeugung gekommen,[24] daß das althochdeutsche Wort laoh, loh, das eine lichte Stelle („Luke“) im Wald bezeichnet, mit altem Kultort zusammenhängt, um so mehr als auch das stammverwandte lateinische „lucus“ „heiliger Wald“ bedeutet! Zu den von mir auf Grund obiger Ausführungen vermuteten Kultortsbeziehungen ist man auch von anderer Seite mit andersartigen Belegen und auch zum Teil wohl zu weit gehenden Begründungsversuchen gekommen.[25] Wie im Nymphen-Matronenkult der römischen Zeit auf germanischem Boden ein Baum vielfach in kultischer Beziehung zu den drei Frauen steht, so erinnern an diese Tatsache auch wieder Äußerungen des mittelalterlichen und heutigen deutschen Volksglaubens. In Langenaltheim (Bayern) fanden die drei Jungfrauen einen mit Früchten beladenen wilden Birnbaum an einer Quelle. Hier möge die Verbindung von fruchtspendendem Baum, Quelle und Jungfrau beachtet werden (vgl. die Ausführungen Seite 31). Dort wurde dann nach der Volkssage eine

[21] Lohjungfern werden auch zum Teil die sonst als niedere Gestalten des Volksglaubens erscheinenden Waldweiblein oder Holzfrauen genannt (Handwörterbuch des Aberglaubens IV, 277).

[22] Deutsche Gaue, Kaufbeuren, 13, S. 24.

[23] Deutsche Gaue 13, S. 19—31 und öfter.

[24] Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 265 f.

[25] Schöll, Die drei Ewigen, S. 63 f. Der Verfasser denkt an heilige Berge, wo Kapellen der drei Frauen stehen, oder an alten Höhlenkult. Dieser letztere, von Schöll als unterirdischer Grabkult vermutete Kult führt freilich zunächst von meinen Ausführungen und Wahrscheinlichkeiten ab. Für Aufenthalt der Waldfrauen oder Fräulein in Höhlen gibt freilich die Volkssage auch in Württembergisch Franken allerhand Anhaltspunkte, so die Sage von der Waldjungfer von Weiler bei Mittelfischach, ferner von den „Fräle“ (drei Fräulein) in den „Fräleslöchern“ in Sandsteinfelsen bei Brettach, und öfter. — Ein Kultort der drei Frauen mag sich im ehemaligen „Heiligentäle“, einem Tälchen bei Tuttlingen, befunden haben. Dort lebten (nach Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, 1) einst nach der Volkssage „zwei oder drei Heidinnen, die Zauberei verstanden. Sie hatten drei Schimmel, die weder ackern noch ziehen durften. Die Leute holten hier Heilsames für krankes Vieh; sie mußten vorher den Rossen kultische Ehre erweisen.“ Dazu vergleiche man das am Beginn unserer Untersuchung über Walküren und Idisen als durch die Luft reitende Frauen Gesagte.

Digitized by Google

Kirche erbaut, unter deren Altar die drei Jungfrauen ruhen.[26] Ähnliche Beispiele gibt es noch mehr.[27] Besonders wichtig erscheint die Angabe der Volksüberlieferung von Meranſen (bei Brixen, Südtirol), wo in der Mitte des steilen Weges von Mühlbach nach Meranſen an der „Jungfrauraſt" (Gebetsstätte!) ein Kirſchbaum auf das Gebet der drei Jungfrauen und eine Quelle entſprungen ſein ſoll.[28] Dieſes Meranſen iſt inſofern für die Erforſchung des Sachverhalts mit den drei Jungfrauen beſonders bedeutſam, als hier in der Kirche eine Votivtafel zu finden iſt, auf der zwiſchen zwei knienden Jungfrauen, die mit St. Aubet und St. Cubet beſchriftet ſind, eine gefeſſelt zwiſchen Bäumen an dieſen mit den Händen aufgehängte nackte dritte zu ſehen iſt. Sie trägt die Namensbezeichnung St. Quere.[29] Am Jägerbrünnl bei Droſendorf (Geras, Niederöſterreich) ſind an den Bäumen die Bilder der drei heiligen Frauen Katharina, Margaretha und Barbara angebracht.[30]

Mit den Namensnennungen von Meranſen, Aubet, Cubet und Quere, treten die viel angeführten Geſtalten der drei Heilrätinnen Ainbet, Wilbet und Warbet (Barbara) in den Kreis unſerer Betrachtung.[31] In Starnberg (Oberbayern) iſt eine Kapelle ſogar unmittelbar nach der einen der Frauen „Einbetl" genannt; nach dem Volksglauben haben ſich die drei Jungfrauen Ainpet, Gberpett und Fürpett dort, gegenüber dem Petersbronnen (Pet-ersbrunnen?) eine kleine Wohnung gebaut, und dieſem Brunnen wird Krankenheilung und Pflege noch in neuerer Zeit zugeſchrieben.[32] Die Kapelle „auf 'm Bergle" bei Gengenbach in Baden zeigt im Innern zwiſchen der heiligen Perpetua (Perpet = u. a. Borbet, Worbet!) und Felicitas (Filbet, Wilfet, Fürbet) die „Sancta Einbetta" abgebildet, nach der das Kirchlein bis vor kurzem Einbettenkapelle geheißen hat.[33] Auch auf dem Heiligenberg bei Jugenheim waren neben der heiligen Anna (Ain-pet) die heilige Perpetua und die heilige Felicitas als Patroninnen genannt.[33]

Ob ein Weg von der göttlichen Mutter, der heiligen Anna, beſonders der heiligen Anna Selbdritt (!), zu den göttlichen Müttern der Germanen (Nerthus, Frea, Frigg) zurückführt, iſt erſt nach gründlicheren Forſchungen zu ſagen. Jedenfalls ſind auch die im bayeriſchen, fränkiſchen und alemanniſchen Gebiet beſonders zahlreich auftretenden jungfräulichen mütterlichen Volks-

[26] Deutſche Gaue 13, S. 30.

[27] Deutſche Gaue 22, S. 103, von Langenaltheim bei Pappenheim (Mittelfranken).

[28] Fr. Panzer, Bayeriſche Sagen und Bräuche, München 1866, I, S. 7.

[29] Abbildung bei K. von Spieß, Markſteine der Volkskunſt I, Tafel 3, und im Wörterbuch der deutſchen Volkskunde von Erich-Beitl, S. 137.

[30] F. X. Kießling, Die Brünnlein von Droſendorf und Umgebung, 1899, S. 10—12.

[31] Schöll, Die drei Ewigen, widmet ihnen den größten Teil ſeines Buches und führt zahlreiches Schrifttum an. Beſprechung des Schöllſchen Buches ſiehe Seite 190.

[32] Fr. Panzer, Bayeriſche Sagen und Bräuche, München 1855, II, S. 437.

[33] Dieſe beiden Beiſpiele aus Schöll, Die drei Ewigen, S. 106. Man vergleiche dort Seite 107 auch das Beiſpiel von Andechs mit dem Hilfsgürtel der Maria für gute Entbindung Schwangerer und den 1572 verzeichneten „haylthumb von Sant Ainbeten". — Durch Volksdenken, das ſich naiv an die ſinnfällige Ausgeſtaltung einer vorhandenen Sprachform wie „Einbet" macht, mag durch das Anklingen des Wortes an „ein Bett" die Frauendreiheit angeſchloſſen worden ſein an die Legende von den drei Jungfrauen, die zuſammen in einem Bett liegen, auf einem Altarbild aus der Komburg bei Schwäb. Hall (um 1480, jetzt im Schloßmuſeum Stuttgart). Es ſind der Legende nach die keuſchen Töchter eines verarmten Edelmanns, denen der heilige Nikolaus den Fruchtapfel und damit Reichtum und fruchtbares Muttertum bringt (ſiehe Abb. 2).

Digitized by Google

Abb. 2. Drei Jungfrauen als keusche Töchter eines verarmten Edelmanns empfangen nach der frühmittelalterlichen Legende zum Lohn vom heiligen Nikolaus den reichtum-, glück- und fruchtbarkeitbringenden Apfel. (Der Apfel ist in der durch die Tür gestreckten Hand des Heiligen schwach sichtbar.) Durch volksmäßige Gedankenverbindung im Anschluß an die drei Jungfrauen Einbet, Wilbet und Warbet sind die drei Töchter des Edelmanns in ihrem Einbett ohne inneren Zusammenhang an die Frauenbreiheit angeschlossen worden. — Unsere Abbildung gibt ein Altargemälde aus der Komburg bei Schwäb. Hall wieder aus der Zeit um 1480, jetzt im Schloßmuseum in Stuttgart; Aufnahme der Landesbildstelle Württemberg.

heiligen, die drei Nothelferinnen, die Hilfreichen, Heilenden, Warnenden und Schenkenden, auch in Geburtsnöten und in bezug auf Kindersegen. Im Nordischen sind ja die „Nornen" auch die Nothelferinnen bei der Geburt,[34] so daß hier der Gedanke an die drei „Nornen" des Kniereiterliedchens wieder auftaucht. Nicht von der Hand zu weisen ist bei Ainbet der Zusammenhang mit Anna, der großen Mutter, um so mehr als die große Mutter bei den Römern die Anna Perenna genannt worden ist, und vielleicht darf bei der engen Berührung von Römern, Germanen und Kelten etwa im Rheinland oder im Dekumatland auch das keltische Wort „ana" für Erde für diese Erdmutter beigezogen werden.[35] Die mütterliche Fülle der Erscheinung wie auch die Fülle

[34] So im 1. Helgilied. Auch die wohl mit den althochdeutschen Idisen (vgl. oben den 1. Merseburger Heilspruch) in Beziehung zu bringenden nordischen Disen sind Geburtshelferinnen: „Schutzrunen lerne, wenn du schwangere Frauen / Von der Leibesfrucht lösen willst, / Auf Hände und Gliedbinden male die Heilzeichen / Und den Beistand der Disen erbitte." (Edda, Sigrdrifumal, Vers 9.)

[35] Wie Schöll dies in seinem Buch, S. 30/31, tut.

Digitized by Google

fruchtbaren Schenkens[36] mag im Germanischen zur Abspaltung der Gestalt der nordischen Fulla oder der althochdeutschen Volla von der Göttinmutter geführt haben. Wenigstens erscheint diese althochdeutsche Volla als Göttin und Schwester der Frija im 2. Merseburger Heilspruch, neben der gleichfalls mütterlichen Sunna dort.[37] Bei den christlichen Heiligen, die zum Teil die drei Jungfrauen Ainbet, Worbet[38] und Wilbet weitergeführt haben, tritt für die Warbet die Babett (Barbara) ein, welche die Sonne auf der Brust trägt.[39] Bei der Barbarakapelle von Dörzbach (Kreis Künzelsau, Württembergisch Franken) erscheint auch die „weiße Dame", die in jener Gegend als „Hullefraa" bezeichnet wird, die Frau Holle, die oft auch der Percht entspricht.[40] Diese Hollefrau tritt ebenfalls auf als die Hilfreiche, Gebende, Holde (Hulda); einem Prinzen verhilft sie in Marktheidenfeld (Bayern) wieder zu Besitz.[41] Als Frau Holda wird sie schon im 13. Jahrhundert erwähnt in Bruder Rudolfs Bericht: „In der Nacht der Geburt Christi decken sie den Tisch für die Königin des Himmels, die das Volk Frau Holda nennt, damit sie ihnen hilft."[42] Daß diese Gestalt mit der Bercht gleichbedeutend ist, besagt die Bußandrohung des 15. Jahrhunderts gegen diejenigen, welche den Tisch für die Vorholde (= Frau Holde) alias Berchte decken.[43] Daß es sich hier um Gleichniszauber zur Beschwörung der Fruchtbarkeit handelt, zeigt der bis in die neueste Zeit dauernde Kärntner Volksbrauch, in der Perchtennacht[44] (6. Januar) Brot und gefüllte Nudeln auf den Küchentisch zu stellen für die „Perchtel"; wenn diese davon genießt, wird ein gutes Jahr![45] Bei den weihnächtlichen Perchtenumzügen des deutschen Alpengebiets kommen in dieser Perchtennacht zum Teil drei Mädchen als Perchteln zum Heischgang in der Steiermark in die Häuser.[46] Ein bayerisches Poenitentiale des 15. Jahrhunderts bringt die 25 ersten Kapitel des 9. Buches und das ganze 18. Buch Burchards von Worms wieder. Darin ist zu entnehmen, daß die drei Schwestern, die Burchard auch „Parcas" nennt, Perchten genannt wurden.[47] Diese drei Schwestern sind nach dieses Bischofs Beichtfrage (um 1000 n. Ztr.) von manchen Weibern zu bestimmten Zeiten im Haus an einem

---

[36] In Frankreich wäre zu vergleichen als Führerin der bonae mulieres, bonnes dames die Abundia.

[37] Man vergleiche Seite 29 das Kinderliedchen mit der Sonne.

[38] Warbet oder Bor-bet (vgl. keltisch bor = strahlend, ferner germanisch per-achta, Berhta, die Strahlende) will Schöll, Die drei Ewigen, S. 40, in dort nachzusehenden Wortableitungen als die „mütterliche Sonne" beweisen.

[39] Schöll, a. a. O., S. 42 und 122.

[40] Per-achta = die Leuchtende.

[41] Deutsche Gaue 13, S. 26.

[42] Klapper, Schlesien (nach Handwörterbuch des Aberglaubens II, 1772), S. 219.

[43] A. a. O., S. 219. Man vergleiche dazu die drei Jungfern mit dem gedeckten Tisch im Grabhügel von Buttstädt, siehe oben, und halte daneben die Tatsache, daß Frau Holle oft als Toten(Seelen)führerin und -bewahrerin in Hügeln und Berghöhlen auftritt.

[44] Schon um 1300 heißt der 6. Januar Berchtlistag, Berchtentag.

[45] Weinhold, Weihnacht, Zeitschrift für deutsche Mythologie 25, S. 300.

[46] K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst I, S. 51.52.

[47] „Tres illae sorores, quas antiqua illa posteritas et antiqua stultitia perchtas vocavit." Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, S. 270.

Digitized by Google

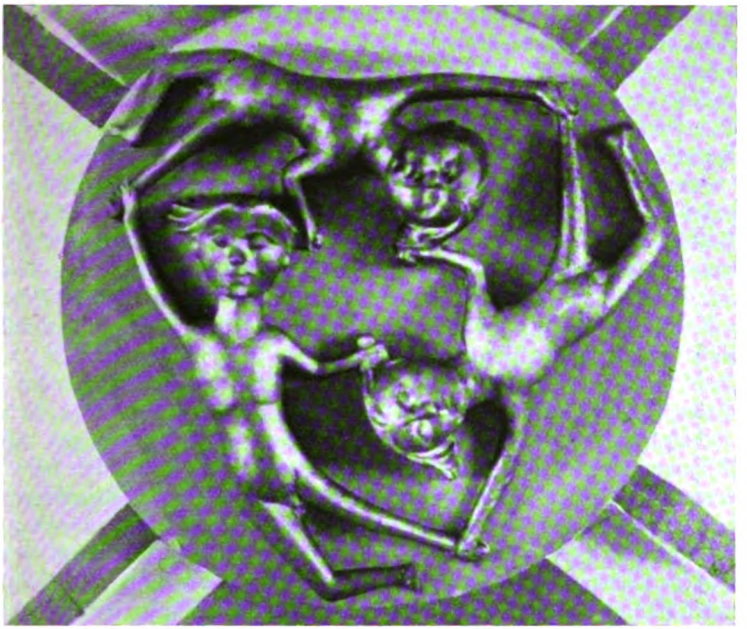


Abb. 3. Die Frauendreiheit auf einem gotischen Schlußstein der Stadtkirche in Murrhardt. Die Drehung der Gestalten im geschlossenen Ring ist Sinnbild der Ewigkeit.

mit Speise und Trank und drei Messern gerüsteten Tisch empfangen worden. Im 15. Jahrhundert wurde im deutschen Volksbereich zu Weihnachten unter den für Perchta mit Speise und Trank besetzten Tisch eine Pflugschar gelegt, damit Perchta den Pflug segne.[48] Der Sinn des Bewirtens wird mit all diesen Belegen klar: es wird auf Fruchtbarkeit abgezielt durch die Percht oder die (drei) Perchten! Dabei sind die Beschwörungen zeitgebunden, und die Spende der drei Frauen erinnert an die alten, von uns nun mehrfach schon begegneten Schicksalsfrauen, die ja auch Zeitgestalten sind. Selbst das Spinnen tritt noch auf durch die 9 Spindeln, die jede der drei Jungfern vom Haghof (Oberbayern) mit sich trägt.[49] Als sich im Zeitengang ewig drehende Dreifaltigkeit treten uns solche drei Frauengestalten entgegen auf einem gotischen Schlußstein der Kirche in Murrhardt (siehe Abb. 3), ganz ähnlich wie auf einem solchen der nicht weit davon gelegenen Kirche von Plüderhausen[50] (beide in Nordwürttemberg).

Als Zeitabschnitt des Jahres bedeutsam war die germanisch bei den Angelsachsen belegte Mütternacht an Weihnachten, zu der sich auch im Iran eine indogermanische Parallele findet.[51] Hier handelt es sich um ein jahrbeginnendes Mittwinterfest, das geheimnisvolle Beziehungen auch zu den Toten und

[48] Handwörterbuch des Aberglaubens VI, 1720.

[49] Deren Sinn als Zeitgestalten mit der Zahl 27 + 3 siehe K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst I.

[50] Schöll, Die drei Ewigen, Abb. 14.

[51] K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst I, S. 65.

Digitized by Google

zur Fruchtbarkeit hat. Dabei führt auch Bercht-Holde das Heer der ungeborenen oder ungetauft verstorbenen Kinderseelen durch die Lüfte. In Schwaben wird vom Volk statt von „Muotes Heer" auch von „Mouter (Mutter) Heer" gesprochen!

Daß die Schicksalsgestalt der Frau Holle (Percht) in Teichen und Höhlen bei den Seelen Abgeschiedener weilt und aus diesen Gewässern die neuen Seelen der Geborenwerdenden holt oder bringt, ist bekannt. Wir erinnern uns an die fruchtschenkenden drei Jungfern oder Frauen an den Quellen. Der Name der Holle hängt sicherlich mit „hohl", „Höhle", „hehlen" zusammen und kennzeichnet sie als Toten- und Geburtsgöttin (Beziehung zur Höhle des Mutterleibes). In Berghöhlen wohnen ja auch die toten Seelen. Die andere Namensform für Holle, „Holda", aber zeigt die andere, strahlende Seite (berht = strahlend, glänzend) der Berchta.[52]

Daß die drei „Perchten", von denen schon die Rede war, den drei Jungfrauen Ainbet, Warbet und Wilbet ihre Namen gegeben haben, ist möglich, so daß sich der zweite Bestandteil „bet" jedes dieser Namen wohl aus abgeschliffenem „percht" über „bert" erklären könnte.[53] Aber vielleicht darf schon ein germanischer frühgeschichtlicher Beleg von britannischem Boden beigezogen werden. Der von dort stammende Weihestein friesischer Germanen an den germanischen Kriegs- oder Rechtsgott ist zugleich zwei göttlichen Frauen, Alaisiagen, namens Bede und Fimmilene, errichtet worden.[54] Diese Schutzgöttinnen sind zweifellos in die Reihe der germanischen Matronen (Mütter) zu stellen, da zwei entsprechende benannt sind auf einem anderen britannischen Weihestein mit den Namen Baudihillie und Friagabi (die huldreich Gebende!). Der Name „Bede" der einen erinnert doch auffallend an unsere deutschen „Beten", ohne daß hier ein Zusammenhang bestehen muß.

Einbet, Warbet und Wilbet sind jedenfalls vorchristliche Bezeichnungen. Daß Warbet auch St. Quere, Gwer, Gewerbet geheißen ist, haben wir schon erwähnt. Eigenartig ist nun das Vorkommen von drei Jungfern Gewehra, Widikuna und Winterbring als Kammerjungfern der frommen Stilla in Abenberg in Mittelfranken.[55] Der Vergleich des Namens „Widikuna" mit dem Dingwort „kuniowidi" (gotisch kunaweda = Fessel!) des ersten Merseburger Zauberspruches ist zu sonderbar, als daß ein besonderer Schluß daraus gezogen werden soll, aber wir erinnern uns der gefesselten St. Quere auf dem

[52] Vergleiche die Doppelnatur der Holda-Venus im Mittelalter in jenem Standbild, das auf der Vorderseite glänzend schön, auf der anderen Seite zerfressen und verwest ist. Abbildung bei K. von Spieß, Marksteine der Volkskunst I, Tafel 9.

[53] Eine andere Erklärungsmöglichkeit ist „bet" aus althochdeutsch „badu" = Kampf in Sinn und Geist germanischer Frauennamen. Warbede könnte von „warjan" = schützen hergeleitet werden, für Wilbede könnte der gotische Mannesname Badwila (Totila) beigezogen werden. Damit kämen die drei Frauen wieder in die Nähe der germanischen Walküren oder Idisen, für deren Hereinspielen sich auch Professor Dr. Ernst Krieck (Heidelberg) in einer kurzen Besprechung von Schölls Buch („Die drei Frauen", Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1936, S. 136 f.) einsetzt. Krieck weist u. a. auch auf manche Abwandlungen des Kinderliedchens hin, die mit dem Wunsch: „Bewahr uns vor . . .!" schließen und damit die Art eines altgermanischen Heilspruchs anklingen lassen (vgl. den schon erwähnten 1. Merseburger Heilspruch).

[54] Siehe Text und Erörterung bei Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 171 und 201/202.

[55] Fr. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, 1848, I, S. 161.

Digitized by Google

Meranſer Votivbild! Der Name Widikuna kann ſich erklären aus althochdeutſch chuena, quena, das „Frau" bedeutet, und vielleicht (?) aus wida in der althochdeutſchen Bedeutung von Weide und Feſſel, oder althochdeutſch witu in der Bedeutung von Wald, Holz. Gefeſſelt kommen auch die neun (= drei mal drei) Schweſtern des Volksglaubens vor (nach Grimm, Mythologie 2, 1107). Eine der Frauen des Meranſer Votivbildes trägt übrigens auf ihren Bildbarſtellungen öfter eine Kette (meiſt wohl Schmuckkette) in der Hand.[56]

Die drei urſprünglichen Schickſalsſchweſtern waren vermutlich namenlos. Der nordiſche Name Nornen ſcheint auf deutſchem Boden nicht beſtanden zu haben, es ſei denn, daß die gelegentliche mittelalterliche Bezeichnung Nonnen für die drei Jungfern eine mundartliche Entſtellung und Verchriſtlichung des Nornen-namens darſtellte, was fraglich iſt. Als die drei Nonnen werden ſie auch in Segensſprüchen gerufen, zum Teil bis in die neueſte Zeit (u. a. in Württembergiſch Franken). Für dieſe nicht nur auf den Namen der „Nonnen" laufenden „Dreifrauenſegen" hat die Forſchung feſtgeſtellt, daß ihr älteſtes bekanntes Vorkommen auf franzöſiſchen Boden (Bordeaux) um 400 n. Ztr. fällt,[57] was für ihren Urſprung aber nichts zu beweiſen braucht. In manchen ihrer Faſſungen iſt das Winden von menſchlichem Gedärm beachtenswert, auch nordiſche Abwandlungen der Segensformel zu beachten, wo die drei Frauen die Gebärmutter oder ähnliches binden (und winden, auch ſpinnen!).[58] Daß auch unmittelbare Beziehungen des Dreifrauenſegens zu den drei Spinnerinnen beſtehen, zeigt ein Heilſpruch aus Pramhof in Deutſch-Südböhmen gegen die „Garnwinde" (Hemmung beim Urinlaſſen):

„Es ſitzen drei Jungfrauen auf einem Marmorſtein;
Die eine ſpinnt grob, die andere fein,
Die dritte ſpinnt ein Inwindel fürs Garnwindel.
Es helfe Gott Vater uſw."

Unſere Betrachtungen haben aus der Fülle des zu ermittelnden Stoffes nur einzelnes Beiſpielhaftes und einige Hauptgrundzüge bringen können. Auffallend iſt die weltweite Verbreitung der Frauendreiheit. Ihre vielen zeitlich und örtlich verſchiedenen Erſcheinungsformen brauchen nicht einmal in unmittelbaren Zuſammenhängen und Beeinfluſſungen zu ſtehen. Der alte, indogermaniſche und vielleicht ſogar noch weiter verbreitete Glaube iſt offenbar immer wieder, nach Zeit und Raum wie Auffaſſung verſchieden, neu verkörpert, ob es ſich nun um die chineſiſchen drei Jungfrauen unter dem Apfelbaum, die ſlawiſchen Swetice, Rucka und Keltna, die keltiſchen tria fata, die griechiſchen Moiren, Parzen, die engliſchen weird sisters oder endlich um die Nornen handelt.[59] Aber auf europäiſchem und deutſchem Boden dürften die meiſten Ähnlichkeiten doch mittelbar oder unmittelbar auf gemeinſame Ur-Überlieferung zurückgehen, weniger auf ſpätere Entlehnung. Wie alt die Schickſalsfrauen-Dreiheit ſchon ſein mag, kann vielleicht aus den Forſchungen des Volkskundlers Karl von Spieß hervorgehen;[60] dieſer deutet die drei Geſtalten auf der

[56] Belege ſiehe Schöll, Die drei Ewigen, S. 22.
[57] Handwörterbuch des Aberglaubens II, 438.
[58] Handwörterbuch des Aberglaubens II, 443.
[59] Schwarz im Handwörterbuch des Aberglaubens VI, 1133.
[60] K. von Spieß, Markſteine der Volkskunſt I.

Digitized by Google

germanischen Gesichtsurne von Grabau (Westpreußen, um 600 v. Ztr.) und auf derjenigen von Elsenau (Kreis Schlochau)[61] auf die Schicksalsfrauen. Manche Nebenfiguren mögen sich mit diesen im Laufe langer Zeit vermischt und überkreuzt haben aus volkseigener oder sogar fremder Überlieferung, aber die Grundgestalten sind auch bei Namens- und Zeitwechsel in christlicher Zeit geblieben in der Grundebene des erbgebundenen Volkes, in der Jahrhunderte und Jahrtausende nur ein Tag sind.

Abb. 4. Die Frauendreiheit als heiliges „Dreigesicht" im Türbogenfeld der Kirche in Forchtenberg am Kocher, Kreis Öhringen (Württembergisch Franken). Aufnahme W. Weber, Öhringen.

[61] A. a. O., S. 57—59.

Digitized by Google

Die Keckenburg in Schwäbisch Hall

Eine mittelalterliche Stadtadelsburg

Von G. Röhrich

Mit 6 Maßaufnahmen und 2 Lichtbildern des Verfassers

Betrachten wir das Haller Stadtbild vom Unterwöhrd aus, so fällt uns im klaren Gefüge der Giebelhäuser neben dem „Neubau" die Keckenburg auf, die als Steinhaus mit ihrem Fachwerkaufsatz die Dächer überragt.

Die Keckenburg zählt als eine von den sagenhaften „Sieben Burgen" zu den ältesten Häusern Halls. Der flüchtige Beschauer sieht heute allerdings wenig von der ehemaligen Burg, obwohl sie die besterhaltene ist. Die Keckenburg ist eine Stadtadelsburg aus der Hohenstaufenzeit. In Regensburg sehen wir noch mehr derartige Wohnburgen innerhalb des Stadtkerns.

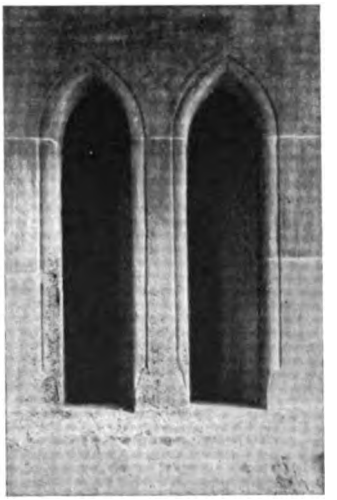


Abb. 1. Ein frühgotisches Fensterpaar im 3. Obergeschoß der Keckenburg, Außenseite nach Norden. Diese Fenster, 1,45 m hoch, 0,42 m breit, aus der Stauferzeit sind 1937 freigelegt worden beim Ausbau der Keckenburg-Schausammlung im anstoßenden Nebengebäude im Raum der jetzt dort aufgestellten mittelalterlichen Stein- und Holzbildwerke, Untere Herrngasse Nr. 8, im 1. Stock.

Es soll hier weniger auf die Bewohner der Burg und ihre Geschichte[1] als auf die Baugeschichte eingegangen werden. Die 1,20 m starken Mauern mit Buckelquadern sind noch bis zu einer Höhe von 17 m erhalten. Im Keller haben wir ein großes Gewölbe mit übereinander liegenden kleinen Gewölben gegen die Westseite. Der Kellerabgang ist 1627 erneuert worden, wie diese Jahreszahl an der Westseite und an den kleinen Kellereingängen bezeugt (siehe Abb. 2). Das Erdgeschoß (in Höhe des Keckenhofs) war früher Stall und ist sehr einfach gehalten mit Steinpflaster und zwei derben eichenen Säulen mit Unterzug und sichtbarer Balkendecke. Das 1. Obergeschoß (heute Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) zeigt uns fast noch den ursprünglichen Raum. Er enthält zwei einfache eichene Pfosten mit Unterzug, an alten Fenstern ist außen ein Bruchstück an der Nordseite erhalten, an der Südseite innen eine gotische Nische sowie eine vermauerte Rundbogenpforte (vom Nebenhaus erkennbar), an der Ostseite deuten innen eine Nische und außen Reste eines Steingewändes auf einen Eingang. So wie diesen Raum müssen wir uns die früheren Geschosse der Keckenburg vorstellen: einräumig, mit einläufiger Treppe oder Leiter. Die

[1] Über die Geschichte der Keckenburg hat Stadtarchivar W. Hommel im „Haller Tagblatt" vom 13. Juni 1936, Nr. 135, einen Abriß gegeben mit Abbildungen des Stättmeisterehepaars Sanwald aus der Barockzeit und mit Außenansichten des Gebäudes.

Digitized by Google

Balkenlage zeigt uns noch die enge Auswechslung für eine Treppe. Im 2. Obergeschoß (= Erdgeschoß in Höhe der Unteren Herrngasse, heute vor- und frühgeschichtliche Sammlung des Vereins) sehen wir innen an der Nord- und Südseite je ein gekuppeltes, altes frühgotisches Fenster. Im 3. Obergeschoß (heute Barocksaal) ist dieses Doppelfenster am besten erhalten und von außen zugänglich (siehe Abb. 1). Über dem heutigen Barocksaal befand sich früher wahrscheinlich noch ein altes Geschoß, denn die Höhe der ursprünglichen Räume war niedriger. Wie das alte Steinhaus, das vollständig frei stand, früher oben endigte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich war es kein Giebelhaus, da sonst die Giebel massiv gemauert wären, sondern hatte ein Zelt- oder Walmdach.

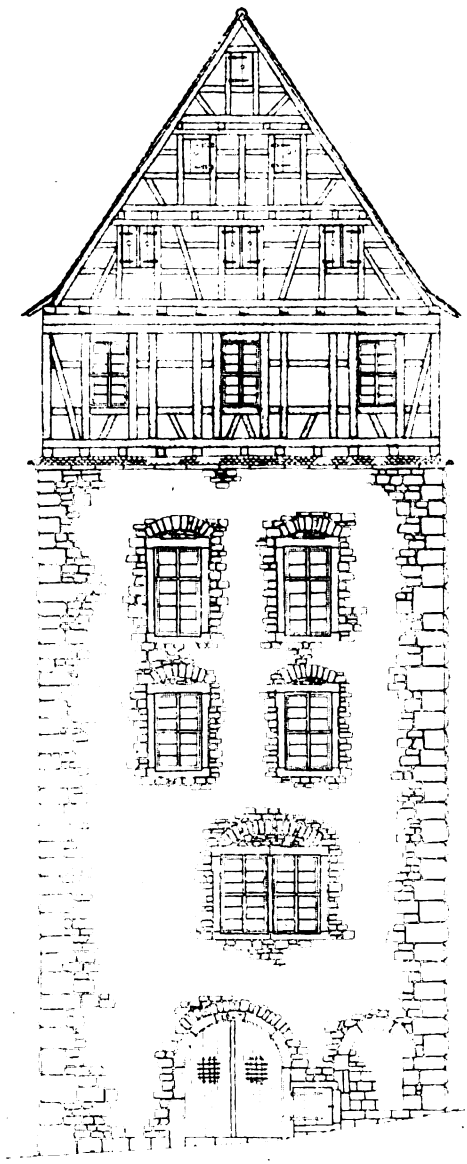


Abb. 2. Die Talseite (Westseite) der Keckenburg. Maßstab 1:200.

Der Fachwerkaufsatz ist etwas jünger (siehe Abb. 2, 4, 5 und Grundriß 1:150 Abb. 7). Bemerkenswert ist, daß die beiden Fachwerkgiebel nicht gleich gestaltet sind. Die Ostseite zeigt uns das Bild eines fast altschwäbischen Fachwerkgiebels um 1480 bis 1500 (siehe Abb. 4 und 5). Die Büge sind schwalbenschwanzartig angeblattet und mit vorstehenden Holznägeln an den Verbindungsstellen befestigt. Diese Konstruktion finden wir in Hall noch an verschiedenen Fachwerkbauten (z. B. Unterlimpurger Straße Nr. 53 bei der Urbanskirche, Hirtenscheuer und noch viele andere). Die Dachkonstruktion zeigt liegende Stühle und im 1. Dachgeschoß ein Hängewerk für die Saaldecke. Anders ist der Westgiebel

Digitized by Google

gestaltet (siehe Abb. 2). Das Fachwerk ist hier regelmäßig aufgeteilt, es ist ein mehr fränkischer Fachwerkgiebel des 18. Jahrhunderts. Diese Seite ist Wetterseite, der Giebel mußte hier erneuert werden, als schon eine andere Bauart herrschte. An der heute teils verbauten Nordseite sehen wir vom Speicher des Nebenhauses aus noch Reste der alten Fachwerkskonstruktion.

Die Barockzeit hat die Burg gründlich umgestaltet. Es war die Zeit, die große Prunkräume schuf, die Zeit nach dem Stadtbrand, in der die Rathaussäle entstanden sind. Wahrscheinlich ist unter dem Stättmeister Sanwald, dessen Wappen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts sich in Stein gehauen am Hoftor befindet, umgebaut worden. Die weiten Fenster der Ost- und Westseite sowie an der halb verbauten Nordseite stammen aus dieser Zeit und sind damals vergrößert und mit einfachen Barockgewänden versehen worden. Die aufwändige und zweiläufige eichene Treppe mit ihren Holzballustern, die durch das ganze Haus führt, rührt auch vom Umbau her (siehe

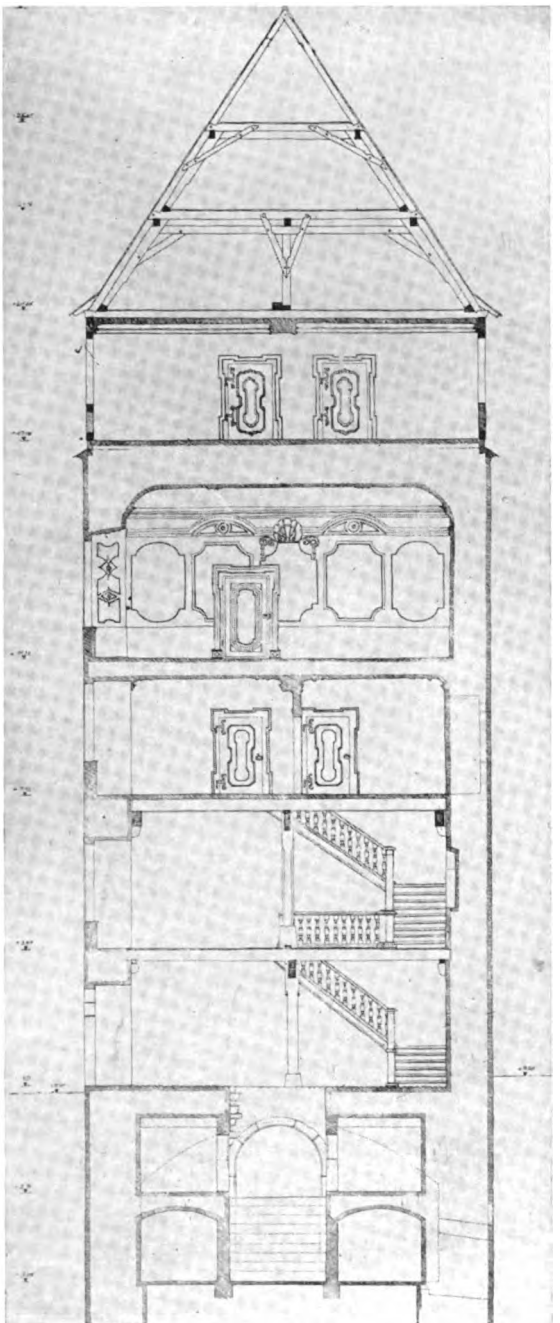


Abb. 3. Querschnitt von Nord nach Süd durch die Keckenburg.

Digitized by Google

Abb. 4. Die Bergseite (Ostseite) der Keckenburg.
Maßstab 1 : 200.

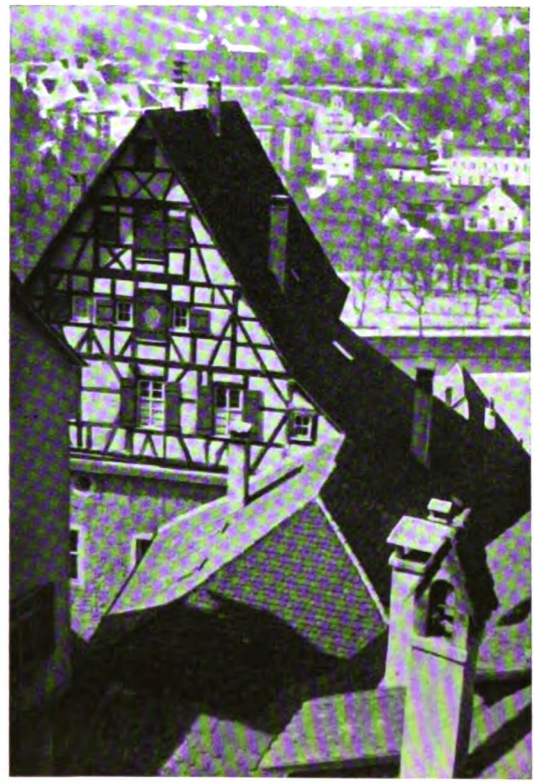


Abb. 5. Blick auf das aufragende Keckenburg-Obergeschoß von der Bergseite (Ostseite) her.

Digitized by Google

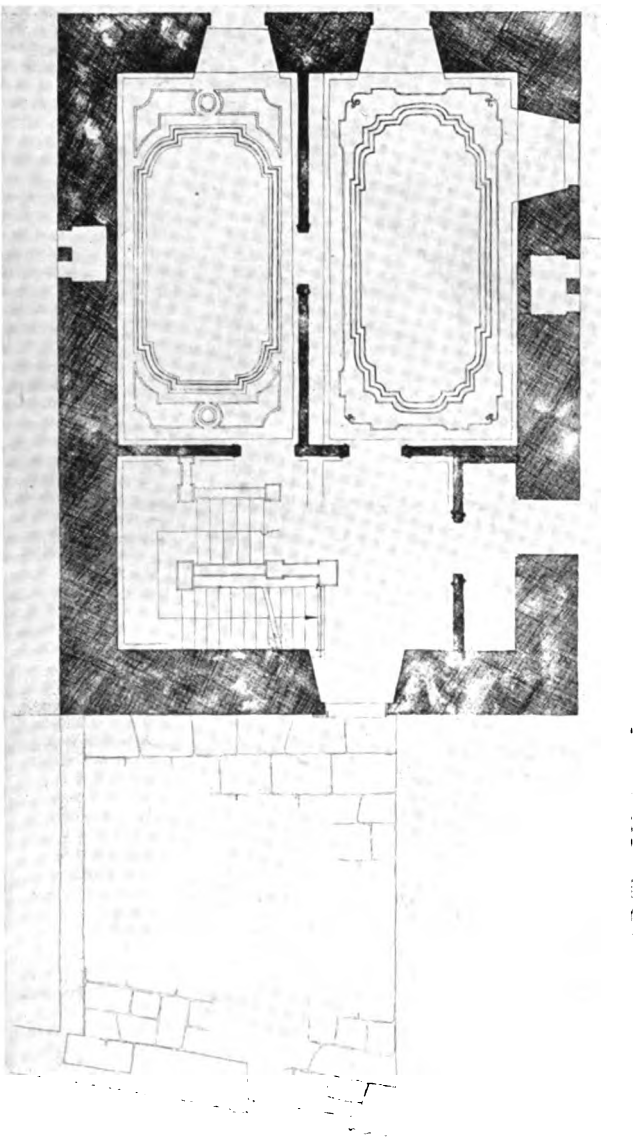


Abb. 6. Grundriß des 2. Obergeschosses (von der Bergseite her das Erdgeschoß) der Reckenburg mit dem östlich vorliegenden Hof. Maßstab 1:150.

Digitized by Google

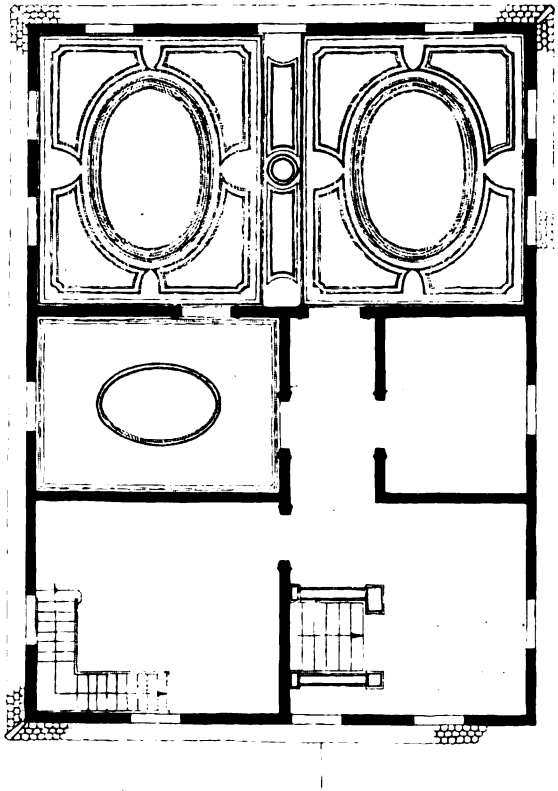


Abb. 7. Grundriß des obersten Geschosses (Fachwerkgeschoß).
Maßstab 1:150.

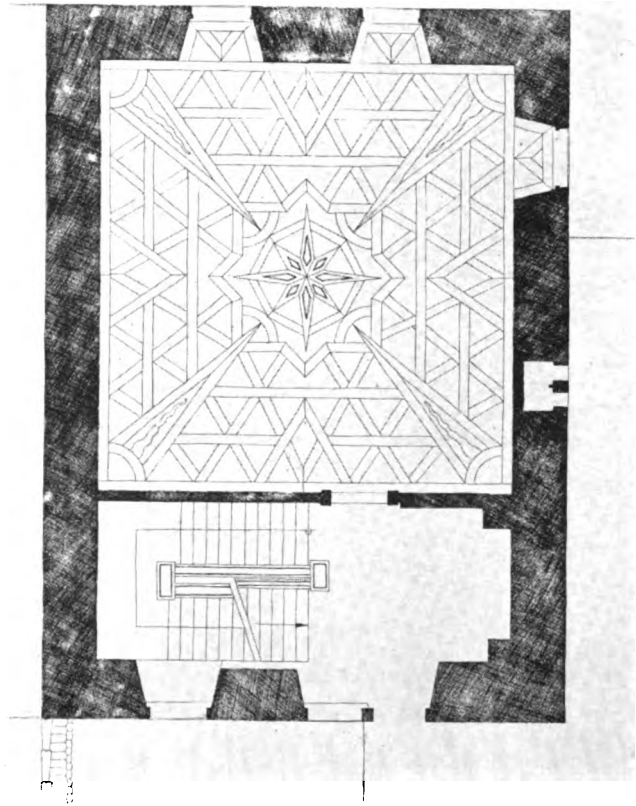


Abb. 8. Grundriß des 3. Obergeschosses mit Barocksaal.
Maßstab 1:150.

Digitized by Google

Abb. 3). Im 2. Obergeschoß (heute vor- und frühgeschichtliche Sammlung) wurden zwei längsgerichtete Räume mit einfachen Stuckdecken geschaffen (siehe Abb. 6). Eine kräftige, derbere Stuckdecke haben wir in dem kleinen Saal des obersten Geschosses (Fachwerkgeschoß, heute geteilt) (siehe Abb. 7).

Das Köstlichste aber, das uns der barocke Umbau hinterlassen hat, ist der Musiksaal der Sanwald (siehe Grundriß 1 : 150, Abb. 8 und Schnitt Abb. 3). Die Grundfläche ist beinahe quadratisch, der reiche eingelegte Fußboden mit eichenen Friesen in Sternform ist ein Meisterwerk. Die Decke ist als reiche Stuckdecke ausgebildet mit einem farbenfrohen Freskenbild, das Gehör darstellend, mit 4 Medaillons in den Ecken, die anderen 4 Sinne verkörpernd, fast zu schwer gegen die zierliche Stuckgliederung der Wände. Sehr zart sind die tiefen Fensterleibungen in Stuck behandelt. Die Türe ist eine reiche Holzeinlegearbeit mit kunstvollem Messingschloß.

Die beigefügten Maßaufnahmen sollen, soweit möglich, den alten Bestand anzeigen und zu weiteren Forschungen über die Althaller Stadtadelsburgen Anregung geben.[2]

---

[2] Die Keckenburg hat auf der Kocherseite (Talseite, Westseite) in dem an sie angrenzenden Keckenhof ihre Wirtschaftsgebäude gehabt. Im Stall des heutigen Wirtschaftsgebäudes von Frank im Keckenhof findet sich noch der einstige Burgbrunnen als rundgemauerter Schacht. Der Keckenhof selbst grenzte mit der ihn abschließenden Stadtmauer an den Kocher.

Im Keckenburg-Anbaugebäude (Haus Untere Herrngasse Nr. 8) ist gegen die Gasse zu noch ein kleines Torwarthaus feststellbar; es könnte aus der Zeit des Barockumbaus stammen; das Barockportal des Gebäudes Nr. 8 ist angrenzend davorgesetzt. Das Torwarthaus ist dann in der Barockzeit oder später in das Keckenburg-Anbaugebäude Nr. 8 baulich einbezogen worden und dient heute als Empfangszimmer für Museumsbesucher. Der Schriftleiter.

Digitized by Google

Zur Frühgeschichte des Taubergrundes und seiner Beziehungen zur Reichsgeschichte

Von W. Hommel

1. Durch die glückliche Heimkehr ins Reich sind auch die Reichskleinode von Wien in ihren ehemaligen Aufbewahrungsort, auf Nürnbergs Kaiserburg, zurückgebracht und in eindrucksvollster Feier in des Reiches Mitte aufbewahrt worden.

Die Wiedererstarkung eines tiefen Reichsbewußtseins ließ aber auch eine frühere Bewahrerin des Kronschatzes, die Reichsfeste Trifels in der Vorderpfalz, zu neuem Leben erwachen; ihre Bauelemente wurden durch umfassende Grabungen in ihre einzelnen Bauabschnitte zerlegt und würdevoll instand gesetzt. Um 1125 und um 1295 lagen die Reichskleinode nach geschichtlichen Quellen auf diesem Trifels.

Die Auseinandersetzung über die früheste Geschichte dieser Reichs- und Königsburg[1] führt uns auch in die Geschichte Ostfrankens und des Taubergrundes, genauer in die Frage, ob der „Diemar, capitaneus de Drivels" identisch ist mit dem Diemarus, der „miles de Rotingen (= Röttingen)" und „capitaneus" (wohl hier Gebietsverwalter) Deutschlands genannt wird, der eine um 1080, der andere um 1100 am gleichen Ort dem gleichen Kloster Hirsau Güter vermachend, beide strittigerweise teils dem Hochadel, teils nur den Ministerialen zugerechnet! Einer der beiden ist Eigentümer des Trifels gewesen als erster nachweisbarer Besitzer, und als erster nach der Burg genannt. In der ausgezeichneten neuen Württembergischen Kirchengeschichte, Band I: „Bis zum Ende der Stauferzeit", unseres Altmeisters K. Weller werden „die Edlen Erkinbert und Diemar von Röttingen" neben dem Edlen Sigehard von Wolfsölden-Backnang und neben einem Grafen Adalbert von Egisheim als hervorragende Stifter genannt, und Seite 194 sagt er: „Eine besonders reiche Stiftung war die des Edelfreien Diemar von Röttingen, der 1102 selbst Mönch (in Hirsau) wurde und dem Kloster seinen reichen Güterbesitz in Röttingen an der oberen Tauber zubrachte." Wenn die Möglichkeit besteht, daß beide Diemar gleicher Adelsstufe angehören, so wäre wohl auch die Möglichkeit, daß wir Vater und Sohn in diesen edlen Stiftern vor uns haben, nicht von der Hand zu weisen. Schreibmüller im angeführten Aufsatz will die Stelle für Diemar alt 1081 mit: „Der Edelherr Diemar, der Besitzer des Trifels" übersetzen, so daß wir vermuten können, Diemar jung (1103) habe das väterliche Stammgut oder Handgemal in Röttingen übernommen, als der ältere den Trifels erwarb. Auch unter dem frommen Stifter für das 1078 neu gegründete Kloster Komburg, dem Grafen Adelbert von Bilriet, einem Verwandten des Rothenburg-Komburger Hauses, trat um 1085 als Zeuge ein „Edler Diemar" auf, der sich nach der bedeutenden Reichsburg Burleswag bei Crailsheim nannte, die er wohl mit in Verwaltung hatte. Er könnte vielleicht selbst einer unserer beiden Diemar sein!

[1] Die Westmark, Beilage „Völkische Wissenschaft", Juli 1937, Heft 10, S. 242: Hermann Schreibmüller, „Der Trifels als Reichsburg".

Digitized by Google

Noch wichtiger aber erscheint uns dieses Geschlecht durch die Verheiratung einer Schwester mit Graf Hugo von Straßburg, der nach der einleuchtenden Untersuchung Schreibmüllers wohl nur der Graf Hugo von Egisheim sein kann, der zu dieser Zeit Gaugraf im Nordelsaß gewesen ist. Er ist ein Glied jenes bedeutenden Grafenhauses, das mit der Gründungsgeschichte des Stifts Öhringen von 1037 aufs engste verknüpft ist und zum Königshaus die innigsten verwandtschaftlichen Beziehungen hatte, außerdem wohl auch mit dem Rothenburg-Komburger Grafenhaus, aus dem sie den Vogt für ihre neue Stiftung Öhringen wählten!

2. Ein hervorragender Stifter für Hirsau und Komburg, die beiden Neugründungen jener Zeit, war Wignand von Mainz-Castel, der auch einmal Wignand von Igersheim genannt wird, also auch zum Taubergrund besondere Beziehungen hatte. Er stiftete in 19 Orten zwischen Neckar, Tauber, Kocher und Jagst für Komburg etwa 140 große Hofgüter und rund 80 Morgen Weinberge, gemeinsam mit seiner Gemahlin Adelheid. Nun hat sich vor einigen Jahren bei der Sammlung der Mainzer Urkunden zum 1. Mainzer Urkundenband ein Pergamentschriftstück vom Jahre 1104 gefunden, das von Professor Mettler in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 40. Jahrgang 1934, eingehend besprochen ist, da es eine Stiftung für unser Kloster Komburg zum Inhalt hat, die der obengenannte Wignand und seine Gemahlin Adelheid vollziehen. Sie übergaben darin durch bestimmte Treuhänder eine Mühle am Rhein mit der Bestimmung, sie dem Kloster, wo ihre Töchter Gepa und Rilint einmal dauernd bleiben würden, zu übereignen. In derselben Urkunde übergeben sie auch an Komburg ein Haus in Mainz, dessen Zins zur Hälfte den Töchtern und nach deren Tod ganz diesem Kloster entrichtet werden soll. Mettler gibt die jedem Tieferseheuden sich aufdrängende klare Deutung dieses zukünftigen Klosteraufenthaltes für die Wignandschen Töchter mit Klein-Komburg an, das nach den Chronikberichten Widmans bald darauf als ein Frauenkonvent gegründet wurde. Es ist nun aber sehr verführerisch, über Mettler noch weiter zu gehen, und die beiden Töchter Gepa und Rilint in der Umgebung der zahlreichen anderen Mitstifter für Komburg zu suchen. Wignand scheint mit Graf Heinrich von Rothenburg-Komburg, dem jüngsten des aussterbenden Grafengeschlechts, ganz besonders verbunden gewesen zu sein, da er gemeinsam mit ihm und ihren beiden Gemahlinnen das Frauenkloster Komburg stiftet, in dem ihre Frauen auch ihre letzten Lebensjahre beschlossen. Heinrichs Gattin aber heißt Gepa, und es liegt nahe, sie für Wignands Tochter Gepa selbst zu halten. Es ist sehr wohl denkbar, daß Heinrich sie erst nach der Stiftung Wignands von 1104 geheiratet hat, obwohl sie schon in der zweiten Urkunde des Komburger Schenkungsbuches genannt ist. Aber dem Inhalt der Urkunde nach muß Heinrich diese erst sehr spät ausgestellt haben, vielleicht erst kurz vor seiner Gründung von Klein-Komburg 1108, und so glaubte Wignand noch für ihre Zukunft durch die Urkunde sorgen zu müssen. In dem gleichen Testament Heinrichs von Komburg aber wird auch Rilint genannt, die ein Gut in Talheim bei Vellberg erbweise besaß, das er selbst verwaltete und das in nächster Nähe von den anderen Stiftungsgütern Heinrichs (Sulzdorf, Otterbach usw.) lag; das mag die andere Tochter Rilint des Stifters Wignand und seiner Gemahlin Adelheid gewesen sein!

Die Verwendung von Mittelsmännern oder Treuhändern bei Stiftungen und Gütertauschen war oft zweckmäßig und gegeben, und so finden wir auch in

Digitized by Google

der Stiftung Pfalzgraf Heinrichs von Laach mit seiner Gemahlin Adelheid von Orlamünde von 1088, wo er Teile eines Guts in Creglingen an St. Nikolaus auf Komburg vergab, die Mithilfe eines Grafen Goswin, den man aus verschiedenen Gründen für den Goswin II. von Stahleck halten muß, den Großvater von Pfalzgraf Hermann III. von Stahleck; nach neueren Untersuchungen Kimpens[2] ist er ein Schwager des Urkundenausstellers Heinrich von Laach, dessen Schwester er heiratete. Bezeugt und unterschrieben ist diese pfalzgräfliche Urkunde gerade auch von Graf Heinrich von Rothenburg, als dessen Gattin wir die Gräfin Gepa kennen gelernt haben.

Diese Gepa war aber auch eine große Wohltäterin des Reformklosters Hirsau im Schwarzwald, genau so wie Wignand von Main-Castel-Igersheim, der fast allein den dortigen Neubau von St. Peter und Paul bestritt. Nach Oberamtsbeschreibung Mergentheim 1880, Seite 833, schenkt nun weiter die ostfränkische Gräfin Gepa dem Kloster Hirsau 12 Huben und 1 Weinberg in Wermutshausen, bittet aber, daß das Kloster diesen Besitz gegen eine Entschädigung von 30 ℳ an ihren Bruder Goswin abtrete. Auch in einer Stiftungsurkunde für Kloster Amorbach gibt der Bischof Emehard von Würzburg, der Bruder von Graf Heinrich von Rothenburg-Komburg, im Jahre 1099 als edelgeborene Zeugen an: seinen Bruder Heinrich und einen Goswin von Mergentheim. Es gibt aber auch 1103 ein Ebo und sein Sohn Goswin von Mergentheim Güter in Röttingen im Lande Ostfranken in der Grafschaft Mergentheim an Hirsau. Dieser Goswin kann nun allerdings nicht der gleiche sein wie Goswin, der Bruder Gepas, der vermutlich Wignand zum Vater hat. Aber wie Wignand 1103 noch lebte, könnte auch ein Bruder (von Goswin II.) noch am Leben gewesen sein, und dessen Vater wäre dann Ebo, wie die Urkunde will. Ob die weiteren Nachkommen des in Röttingen begüterten Ebo, nämlich sein Sohn Ulrich, und dessen Söhne Ulrich und Erchembert, die Schenkungen aus Röttingen usw. an das St.-Michaels-Kloster in Bamberg machen, auch hierher gehören in die adelige Goswinidenfamilie, ist schwer zu entscheiden! Die gleichen Güter in Wermutshausen und in Röttingen sprechen dafür! Da auch in Waldmannshofen nach einem erst später aufgefundenen Kaufbrief von 1163 das Domkapitel in Bamberg großen Besitz in Waldmannshofen hatte, den Kaiser Friedrich I. Barbarossa „mit Ausnahme eines gewissen Bergs und dem ganzen, unversehrten Umfang eines alten Grabens“[3] um 60 ℳ Silber erwarb, und auch die ganze Umgebung, wie Standorf, Biberehren, Niederrimbach, Röttingen von Bamberger Gut durchsetzt war, trotzdem hier wie in der ganzen Umgebung das Bistum Würzburg zuständig war, auch noch nach Errichtung des Bamberger Bischofstuhls 1007, so müssen auch hier innere dynastische Beziehungen vorhanden sein, die soviel fremde Besitzrechte im Würzburger Sprengel rechtfertigen und erklären! Denn auch die Gründung von Kloster „Locarden“ (Lochgarten), heute Luisgarde bei

[2] Kimpen: „Ezzonen und Hezeliniden“; in „Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung“, Ergänzungsband XII, 1932.

[3] Hier werden noch nach 1½ Jahrtausenden Höhenbefestigungen der frühen Eisenzeit mit Mauern und Gräben als unversehrt und in ihrem ganzen Umfang bestehend urkundlich erwähnt — ein seltenes Zeugnis für die Dauerhaftigkeit und Gediegenheit vorgeschichtlicher Befestigungsweise! Es ist höchstwahrscheinlich der „Altenberg“ bei Burgerrot mit der dort befindlichen Kunigundenkapelle (Heilige Kunigunde von Bamberg!) über dem reizenden Gollachflüßchen, zwischen Röttingen und Aub.

Digitized by Google

Schäftersheim, durch die Kanoniker Konstantin und Giselbrecht von Kloster Lorch „auf ihrem väterlichen Grund und Boden" ist noch ungeklärt, ebenso wie auch der frühe Besitz der Grafen von Toggenburg (Kanton Thurgau in der Schweiz) und der Herren von Stühlingen (bei Schaffhausen) in unserem Schäftersheim an der Tauber.

Aber sowohl das hochadelige Geschlecht der Egisheimer durch seine Verbindung mit dem edelfreien Hirsauer Stifter Diemar von Röttingen, wie auch die pfalzgräflichen Familien der Goswiniden und ihrer verwandten Geschlechter sind die Träger all der engen Beziehungen und Bindungen an die größere Geschichte des Reiches gewesen.

3. Seit alten Zeiten ist Creglingen ein Bestandteil der ältesten Nebenlinie des Hauses Hohenlohe-Weikersheim, nämlich der Herrschaft Brauneck, die 1230 zum erstenmal genannt wird in dem Röttinger Teilungsvertrag zwischen Gottfried und Konrad von Hohenlohe, wobei Konrad die Herrschaft Brauneck übernahm. Im Jahre 1300 finden wir zum erstenmal Ortsadelige von Creglingen in Beziehung zu Brauneck, und vielleicht wurde Hohenlohe-Brauneck mit dem Dorf Creglingen betraut, als um 1287 das Patronat über die Kirche Peter und Paul in Creglingen dem Hochstift Würzburg einverleibt wurde, während es bis dahin zum Kloster Komburg gehört hatte.

Aber wenn dieser getreue Konrad, der seinen Kaiser auf allen Kriegszügen begleitete und sein oberster Feldhauptmann und Ratgeber war, auch im Besitz dieser heute noch als Ruine herrlichen und mächtigen Burg gewesen ist, so ist damit nicht gesagt, daß er sie auch erbaut hätte. Ein mächtiger Bergfrit beherrscht heute noch den Burgplatz, und Reste der alten Burgkapelle, vorgotische Steinmetzzeichen und romanische Baureste weisen immerhin auf etwas ältere Zeit; in Creglingen war bedeutendes altes Reichsgut, zur Herrschaft Brauneck gehörte die Reichsfeste Reichelsberg bei Aub, und spät noch hatten die pfalzbayerischen Herzoge Rechte an Brauneck, die wohl aus dem pfalzgräflichen Erbe stammten, das sie von den Staufern erheiratet hatten. Noch 1163 erwirbt ja Friedrich Barbarossa aus der Hand Bambergs ein großes Gut in nächster Nähe (Waldmannshofen), und die bedeutenden Geschlechter Creglingens selbst, die mit dem Hause Luxemburg schon um 1040 verquickt sind, weisen auch für Brauneck auf bedeutende Besitzer, schon ehe die Linie Hohenlohe-Brauneck auftritt. Der Name, der nach alter Schreibweise „Brunegge" heißt, könnte an sich das „braune Eck" bedeuten. Es ist aber wahrscheinlicher, daß dieser Name auf einen Besitzer oder Erbauer Bruno zurückgeht. Er weist dann auf ein anderes Geschlecht als die Hohenlohe, bei denen der Name Bruno nie vorkam, seit man ihre Geschichte kennt (etwa 1150).

Dagegen finden wir auf der Suche nach Brunonen aus dem 12. Jahrhundert bei nur ritterlichen Geschlechtern der Umgebung den Namen selten, aber bei einigen hochadeligen Familien immer wiederkehrend. Ein solches ist das Geschlecht der Egisheimer, die schon 1037 durch ihre große Gründung des Öhringer Klosterstiftes sich in der fränkischen Landschaft zwischen Heilbronn und Hall ungemein begütert zeigen und, wie ich im Haller Heimatbuch 1937 zu zeigen versucht habe, schon vor dem Jahre 1037 ins Fränkische hereingespielt haben. Oben haben wir ja auch bei dem Edelfreien Diemar, sei er nun von Trifels oder von Röttingen, eine eheliche Verbindung festgestellt, die vor dem Jahre 1089 eine Diemar-Schwester mit Hugo von Egisheim eingeht. In dem

Digitized by Google

an die Grafschaft Mergentheim anstoßenden Gollachgau (z. B. Freudenbach bei Creglingen und das ganze obere Steinach-Gollachtal) finden wir unter den Gaugrafen lauter Vornamen aus jenem Oberelsässer Grafenhaus, so daß man versucht ist, sie für eine Seitenlinie von ihnen zu halten. Der bedeutendste Bruno aus dem ganzen Hause ist wohl der am 21. Juni 1002 vermutlich in der Stammburg geborene Bruno von Egisheim, später Bischof von Toul und als solcher mehrmals Friedensvermittler in den Kämpfen zwischen Frankreich und Deutschland um 1040. Bald darauf bestieg er als Leo IX. den päpstlichen Stuhl, den er von 1049 bis 1054 inne hatte, und als einer der ersten Reformpäpste die unheilvollen kirchlichen Mißbräuche unter den Gläubigen beseitigte. Nach sicheren Quellen soll sein Vater Hugo die Burg in Hagenau nördlich Straßburg gebaut und er dort als Papst eine Burgkapelle geweiht haben; diese älteste Geschichte der Staufer aber führt durch ihre Ahnmutter Hildegard auf die gleiche Burg Hagenau, die sie selbst besessen hatte.

Von dem oben erwähnten Grafen Hugo von Egisheim, der ja auch ein Geschwisterkind war zu König Konrad dem Salier, dessen Mutter Adelheid von Egisheim Hall besessen hatte und die damit vielleicht auch eng verwandt war mit den Grafen von Komburg, die sie als Vögte eingesetzt hatte über ihre neue Klosterstiftung Öhringen, von diesem Graf Hugo also wird durch die Jahrhunderte eine Sage erzählt, die wir in Egisheimer Chroniken unter dem Titel „Graf Hugos Buße" verzeichnet finden.[4]

Darnach hatte die Gemahlin Heilwig diesem Hugo drei Knaben und fünf Mädchen geschenkt, die aber bis auf eine Tochter und einen Knaben Bruno alle wieder verstarben. Eine Wahrsagerin prophezeite dem Vater eine ganz bedeutende Zukunft und höchste Ehrenstellen für Bruno, die ihn, den Vater, noch in Schatten stellen würden. Aus Angst um Stellung und Leben beschloß er den Tod des Knaben. Ein Jäger sollte ihm im Walde unversehens einen Pfeil durchs Herz schießen. Dieser aber hatte Erbarmen mit dem unschuldigen Knaben, ließ ihn am Leben und brachte dem Vater statt dem blutenden Herzen des Kindes das eines erlegten Rehbocks und täuschte den Grafen. Langsam erwachte das grausame Vaterherz zur Reue und verzweifelt offenbarte er sich dem Burgpfaffen und bat um die schwerste Buße, seine Schuld zu lösen. Der Priester wies ihn bei der Schwere des Verbrechens an den höchsten geistlichen Richter, den Papst in Rom; nur dort könne er Vergebung erlangen. Obwohl mitten im Winter, nahm er die schwersten Strapazen auf sich und zog in härenem Büßerkleid ohne jede Begleitung über das rauhe Alpengebirge nach Rom. Papst war zu der Zeit Leo IX., der ehemalige Bruno von Egisheim und Bischof von Toul. Der Büßer warf sich ihm zu Füßen und bekannte seine Schuld. Bewegten Herzens gab sich der Sohn zu erkennen und vergab dem reumütigen Vater, der, mit dem Segen des Sohnes getröstet, wieder in seine Heimat zog, sein Leben mit Wohltun und Beten beschließend.

Eine in ihren Wesenszügen eng verwandte Sage führt uns nun auf die Brauneck: Das heute noch in der Herrgottskirche bei Creglingen befindliche schwere und hohe Holzkreuz mit 55 eingetriebenen Holznägeln soll als Büßerkreuz getragen worden sein von Gottfried von Brauneck, der als letzter seines Stammes das Kirchlein um 1384 erbauen ließ.

[4] Stintzi: Die Sagen des Elsasses, S. 103; in „Egisheim Dorf und Stadt" von A. Scherlin, Colmar 1929.

Digitized by Google

Nach der Sage[5] hat Gottfried von Brauneck auf der Jagd durch einen unglücklichen Speerwurf das einzige Söhnlein seines Bruders getötet, und die Mutter des Knaben war darüber wahnsinnig geworden. Beim Klausner in der Kunigundenkapelle bei Waldmannshofen (vgl. die Urkunde von 1163 weiter oben) beichtete er seine Unglückstat und bekam die Weisung, nach Rom zum heiligen Vater zu pilgern, um dort Buße und Seelenruhe zu erlangen. — Mitten im Winter zog er im Bettlergewand barhäuptig und barfüßig fort, von seiner weinenden Gattin Abschied nehmend. Schiffbruch auf dem Langensee und lange Krankheit in Spitälern konnten ihn nicht abhalten. Nach Jahresfrist erst kam er in die heilige Stadt und über die Schwelle der Peterskirche, wo er vom Papst das Büßerkreuz empfing, mit dem er den Rückweg antrat. Im Kloster Schöntal will er auch von seinem Bruder Vergebung erlangen, der aus Gram um den Verlust von Weib und Kind dort Mönch geworden war. Um einen Tag kam er zu spät — er fand nur das frische Grab des frommen Bruders. Müde schleppte er sich weiter zur Herrgottskirche, seiner eigenen Stiftung, um hier das Kreuz niederzulegen und auf die heimatliche Burg zu eilen. Da erfährt er vom Klausner von der zu gleicher Stunde stattfindenden Hochzeit seines Weibes mit Konrad von Weinsberg. Die Nachricht trifft ihn schwer, und er sinkt leblos, das Kreuz noch in den Armen, vor dem Altar zu Boden. Entsetzt bringt der Sakristan die Trauerkunde in die vom Hochzeitsmahl hell erleuchtete Burg, der festlichen Feier ein jähes Ende bereitend. In der Ahnengruft läßt die Gattin den Letzten seines Stammes begraben, und weiht sich, allen Freuden entsagend, dem Kloster.

Eine Reihe von geschichtlichen Irrungen, die die Sage in dieser Form zeigt, weist sie zurück in viel ältere Zeit, und die Vermutung liegt nahe, die vorhohenlohesche Geschichte der Burg mit der von Egisheim in nahe Verbindung zu bringen. Aber auch die Sage von Herzog Ernst von Schwaben, der durch einen unglücklichen Pfeilschuß auf der Jagd von Freundeshand getötet wurde, hat wenigstens das Motiv mit der Braunecker Sage gemeinsam. Aber auch die dynastischen Beziehungen sind hier sehr eng, da ja Herzog Ernsts von Schwaben Gemahlin Gisela nach dem plötzlichen Ableben ihres Mannes in dritter Ehe König Konrad heiratet, den Sohn der Adelheid von Egisheim, die Öhringen stiftete und Hall besaß. Auch ihr Sohn Ernst II., Herzog von Schwaben, durch Uhland verherrlicht, soll eine Egisheimerin zur Frau gehabt haben.

Über Gisela und ihren Gemahl König Konrad II. haben wir auch noch eine direkte Urkunde, ausgestellt in Limburg 1033, die Güterschenkungen an Würzburg betrifft, und mit den genannten Orten Regenbach (wohl eher Unterregenbach, mit seiner reizvollen Baugeschichte) und Schmalfelden gegen den Taubergrund angrenzt. Sie liegen im Mulachgau in der Grafschaft Heinrichs von Rothenburg-Komburg des Älteren und werden in die Hand des damaligen Würzburger Bischofs Mainhard durch die Hand des Vogts, also seines Sohnes Herzogs Hermann, gegeben. Das ist Herzog Hermann IV. von Schwaben, der Bruder des Herzogs Ernst II. von Schwaben. Vogt war also ursprünglich für seine Erbgüter Regenbach und Schmalfelden sein Vater, und das ist Herzog Ernst I. von Schwaben, der aber schon 1015 gestorben war. Dieser Herzog Ernst hatte aber allem Anschein nach viel Streubesitz im ganzen Frankenland, wie z. B. die Burg Aura, bei Gemünden gelegen, aus der ein Bamberger

[5] Gelchsheimer: Führer von Creglingen (Nachtrag: „Das Büßerkreuz"), etwa 1880.

Digitized by Google

Bischof ein Kloster machte, und Roßtal bei Nürnberg mit seiner Unterregenbach in vielem ähnlichen Krypta, dem Erbbegräbnis von Ernsts Vorfahren, wo auch Ernst II. später beigesetzt wurde.[6] Die Regenbacher Schenkungsurkunde hat eine besonders reiche Zeugenreihe aus dem ganzen fränkischen Hochadel, die zum größten Teil der Verwandtschaft Ernsts I. angehört, dabei sein eigener Bruder Markgraf Adelbert von Österreich. Sie stammen aus dem bekannten jüngeren babenbergischen Hause und sind die Söhne Luitpolds, des Markgrafen der Ostmark, der vor nun bald 1000 Jahren altgermanisches Gebiet der Ostgoten und Langobarden gegen kroatisch-slowenische Machtgelüste zu verteidigen hatte. Ihre Stammburg soll die Altenburg über Bamberg sein, und vielleicht war der Kaufpreis für die Verleihung des Herzogtums Schwaben an den jungen Ernst der reiche Besitz des 1007 gegründeten Bistums Bamberg im fränkischen und schwäbischen Herzogtum bis hinauf zum Rhein und Bodensee. Und die Kette all der bekannten und bedeutenden Häuser und Geschlechter, die so enge Beziehungen zu unserem Taubergrund und seiner Frühgeschichte hatten, würden sich zum Ringe schließen, wenn eine ältere Aufstellung deutscher Stammeslinien recht hat, daß die Gemahlin jenes Ostmarkgrafen Luitpold Richizza ist, die Erbtochter Konrads des Roten, Grafen im Wormsgau und Herzog von Lothringen, der eine Tochter Kaiser Ottos des Großen zur Frau hatte und als tapferer Held auf der Walstatt blieb, auf dem Lechfeld bei Augsburg im Jahre 955 (Ungarnschlacht), im Kampf und Sieg über mächtige Völkerschaften aus dem Osten, die das Reich bedrohten.

Dieser Konrad der Rote aber, der auch Herzog von Franken genannt wurde, weil er mehrere fränkische Gaue zugleich verwaltete, soll nach den Chronik- und Turnierbüchern alter Zeit seine Hochzeit in Rothenburg gehalten haben, auf der Burg, die nach ihm die Rote genannt wurde. Tatsache aber ist, daß Konrads des Roten Enkel jener Graf Heinrich von Franken ist, dessen Gemahlin die Adelheid von Egisheim war, die uns längst bekannte Besitzerin von Öhringen-Hall 1037, mit ihren engen Beziehungen zum Rothenburg-Komburger Grafengeschlecht, von dem wir ausgegangen sind.

---

[6] Stälin: Wirtembergische Geschichte, Band I, S. 483. Vgl. dagegen T. Stettner in „Fränkische Zeitung", 20. Dezember 1934 (nach Moritz Haupt): „Ist Herzog Ernst von Schwaben in Roßtal bestattet?"

Digitized by Google

Wehrhafte Dorfkirchen in Württembergisch Franken

Von W. von Erffa

Wenn wir versuchen, uns ein wirklich lebendiges Bild des Mittelalters zu machen, so müssen wir vor allem wissen, wie stark die damalige Kirche an allen Geschehnissen beteiligt war. Über ihre geistigen Aufgaben hinaus hatte sie sich ganz in den irdischen Dienst der Menschheit gestellt. Diese weltliche Aufgabe der Kirche bestand hauptsächlich im Schutz des Einzelnen in dem ununterbrochenen Kampf um Gut und Leben, dem ganz besonders die Dorfbewohner ausgesetzt waren, die meist nicht über gleiche Schutzmittel wie die Städter verfügten. Es ist begreiflich, daß diese Menschen, die in der Kirche die Vermittlerin des himmlischen Friedens sahen, auch im Gotteshaus Schutz vor irdischen Friedensstörern suchten.

Dieser Schutz, den das Gotteshaus bot, war ausgegangen von dem Asylrecht, das schon in vorchristlichen Zeiten bei den Indern, Griechen, Römern und Juden bekannt war, und das in der christlichen Kirche als Schutz für „Sünder" eingerichtet wurde, denen man die Möglichkeit zur Besserung bieten wollte.

So lag es nahe, daß die Kirche Plätze auswählte, die nicht nur ihre hervorragende Stellung betonten, sondern auch den Schutz, den das Asylrecht forderte, wirksam zur Geltung bringen konnten. Schon bei der Umwandlung von heidnischen Ziu- und Wotankultstätten in christliche Kirchen wurde die hohe Berglage übernommen, die dann besonders für die Kirchen des Heiligen Michael, des Heiligen allen Kampfes, charakteristisch wurde. Besonders beliebt waren daher Hügelkuppen oder Bergnasen, die an steilen Abhängen liegen. Württembergisch Franken ist ja durch seine geologische Beschaffenheit reich an solchen Lagen. Hier liegen die Kirchen aber so auffallend ähnlich wie die Burgen der gleichen Zeit, daß wir mehr als die Absicht, nur sinnbildlich die Macht zu verkörpern, vermuten dürfen.

Eine solche „Burgenlage" haben die Kirchen von Althausen (Kr. Mergentheim), Binswangen (Kr. Neckarsulm), Sulzbach a. K. (Kr. Gaildorf) und Westheim (Kr. Hall), um nur einige Beispiele zu nennen. Die interessante Zentralkirche in Standorf (Kr. Mergentheim) liegt z. B. „auf hoher Bergkuppe, durch schroffe Schluchten abgetrennt". Auch die Martinskirche der Stöckenburg (Kr. Hall), die auf eine merowingische Kirchengründung zurückgeht, liegt auf einer engen Hochfläche, die auf drei Seiten von Flußtälern umgeben ist. Hier fällt auch die Gründung der Kirche mit der der Königsburg zusammen. Die Kirche liegt innerhalb des alten merowingischen Burgbezirks (basilika in honorem St. Martini in Mulachgeu infra castrum Stocheimerburc).[1] In der Vorliebe für nicht nur sinnbildlich beherrschende,

[1] Ehemaliger Königshof; „infra" kann in mittelalterlicher Schreibweise „intra" bedeuten; man vergleiche Fr. Hertlein, „Die Stöckenburg bei Vellberg", Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF. 14, 1905, S. 238; ferner K. Weller, „Das Alter der Stöckenburg", „Württembergisch Franken" NF. 14, 1927, S. 37 ff.

Digitized by Google

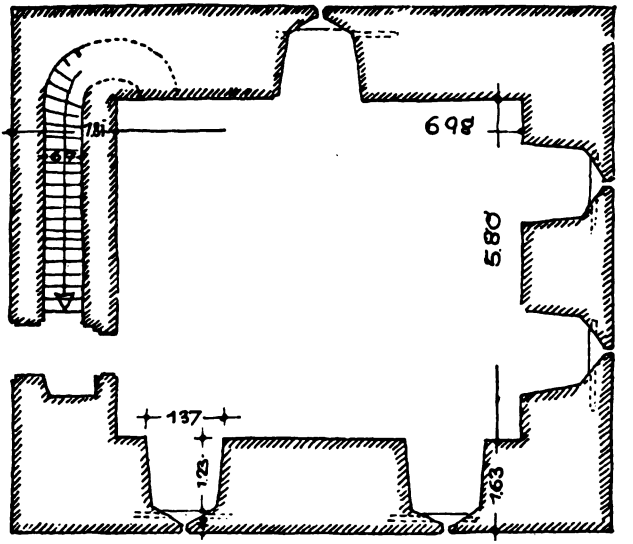
sondern auch militärisch günstige Lage erkennen wir die besondere Aufgabe der mittelalterlichen Kirche als Zufluchtsort der Bevölkerung in bedrängter Lage.

Auffallend ist die häufige Nachbarschaft von Burg und Kirche. Die Kirchengründungen gingen ja oft vom grundbesitzenden Adel aus, der eine eigene Kirche dann gern im Bereich seiner Burg anlegte. Schon die Stöckenburger Kirche lag ja „infra castrum" und hatte nicht etwa den Charakter einer Burgkapelle, die nur für die Burgbewohner gebaut war, sondern war eine Missionskirche für den ganzen Mulachgau. So liegt auch die Kirche von Schmerbach (Kr. Mergentheim) im Bereich der Burg, die nun abgegangen ist. Alle diese Burgen sind aber fast restlos verschwunden, und man kannte darum den inneren Zusammenhang von Burg und Kirche so wenig, daß man häufig annahm, die Kirche sei an Stelle der verschwundenen Burg erbaut. So sollten z. B. die Kirchen von Ottendorf (Kr. Gaildorf) und Westheim (Kr. Hall) an Stelle der Burg erbaut sein, obwohl Burg und Kirche gleichzeitig genannt werden. Freilich gibt es auch Fälle, bei denen die Kirche tatsächlich an Stelle der Burg gebaut worden ist, z. B. in Gottwollshausen (Kr. Hall), wo die Gulden von Gottwollshausen 1277 die alte Kirche abbrachen und an der Stelle ihrer Burg neu erbauten.

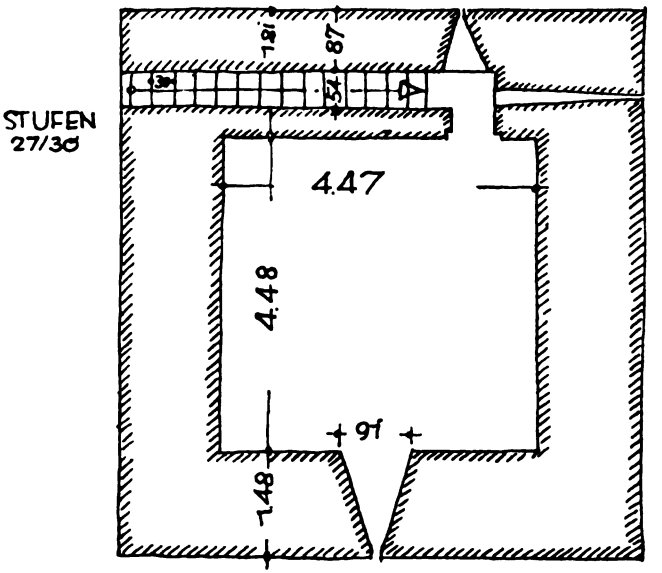
Alle diese Fälle zeigen die enge Verwandtschaft zwischen Burg und Kirche, wenigstens soweit es ihre Wehrhaftigkeit angeht. Interessant ist die Beobachtung, daß es sogar Burgen mit Kirchen gab, die gemeinsam nur einen Turm, den sogenannten Berchfrit, hatten. Allerdings ist in Württembergisch Franken ein solcher Fall nicht bekannt, aber in Weißach (Kr. Vaihingen) steht frei der Turm, der gleichzeitig Berchfrit und Kirchturm war. Besonders in Thüringen werden eine Reihe von Türmen mit dieser Doppelrolle nachgewiesen. Dort steht der Turm vereinzelt in der Mitte der Anlage, Burg und Kirche daneben. Da in früheren Zeiten bis zu den Staufern, besonders in Süddeutschland, auch der Turm frei vor dem Langhaus stand, sehen wir die nahe Beziehung dieses Turmes zum Wehrbau überhaupt. Die möglicherweise dort untergebrachten Glocken waren damals so klein, daß sich der riesige Aufwand für einen solchen Turm nicht gelohnt hätte. In Norddeutschland gibt es auch neben dem Turm besondere Glockenstühle, die beweisen, daß tatsächlich der Turm in erster Linie Wehrbau war. In Württembergisch Franken gibt es nur in Niederstetten (Kr. Gerabronn) einen freistehenden Turm, auf den wir später noch als Torturm zu sprechen kommen.

Wenn der freistehende Turm als Anlehnung an den Berchfrit angesehen werden kann, so ist dies bei den mit dem Langhaus verbundenen Türmen nur noch im übertragenen Sinn aufrechtzuhalten. Immerhin ist der Turm auch in dieser Form für die damaligen Angriffswaffen so stark, daß er ohne weiteres als Verteidigungs- und Zufluchtsort gelten kann. Mit dem in Württembergisch Franken besonders verbreiteten Ostchorturm haben wir die typisch mittelalterliche Verbindung von Kult- und Wehrgedanke: indem man den Altarraum wölbt und über ihm einen Turm errichtet, schützt man das Allerheiligste und schafft für die Gemeinde ein sicheres Obergeschoß, in dem sie vor Sturmangriffen und Ausräuchern, dem beliebten Belagerungsmittel, sicher war. Bei einer ganzen Reihe von Ostchortürmen finden wir wieder die bezeichnenden Merkmale der Befestigung. Zunächst sind es natürlich die Schießscharten, die uns zeigen, daß der Turm als

Digitized by Google



Blaufelden, Kr. Gerabronn.
1. Obergeschoß im Ostchorturm, gewölbt, Treppe aus dem Chorraum.



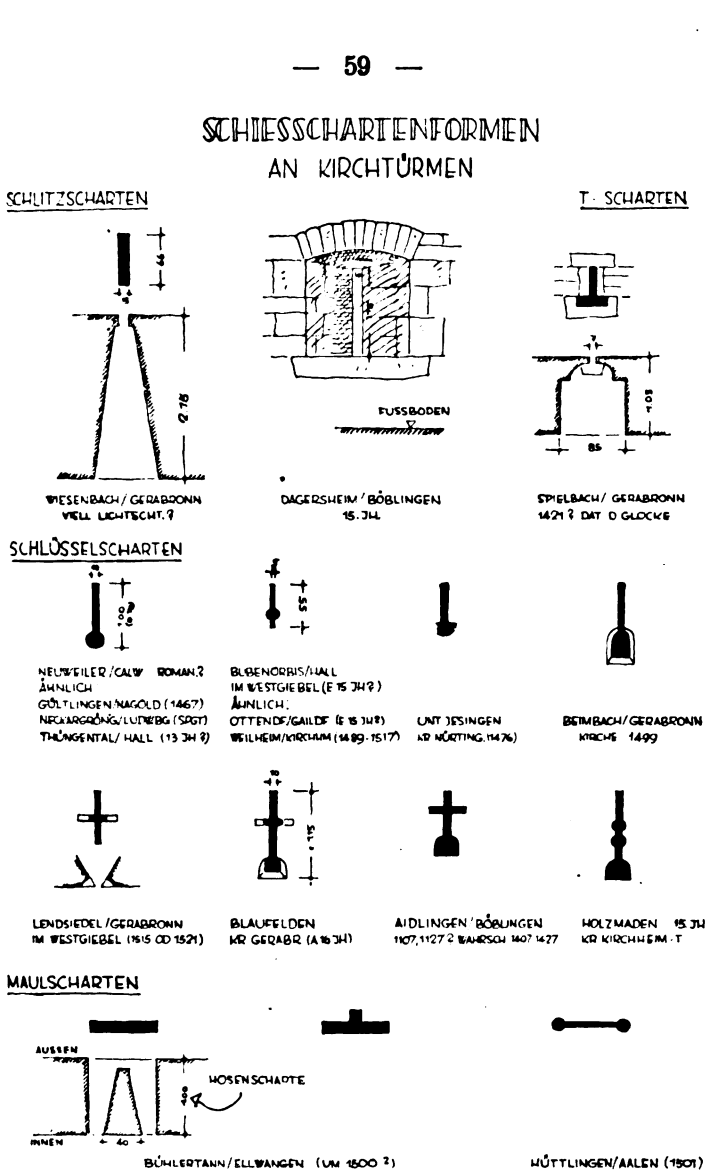
Oberwälden, Kr. Göppingen.
1. Obergeschoß im Ostchorturm; innen gefugte, glatte Sandsteine in Wolfsklauenlöchern, Treppe vom Schiff aus.

Digitized by Google

Wehrbau benützt wurde. Diese sind bei den frühen Kirchtürmen aber gar nicht so leicht zu erkennen, da sie äußerlich genau wie Lichtscharten aus einfachen Schlitzen bestehen. Erst die nähere Untersuchung ergibt den Unterschied. Die Schießscharte muß in bequem erreichbarer Höhe angelegt und innen so breit sein, daß man tatsächlich daraus schießen kann.

Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen etwa im 15. Jahrhundert — vorher bediente man sich der Armbrust — werden auch die Schießscharten vielfältiger. Nach unten erweitern sich die Schlitze kreisförmig, die sogenannte Schlüsselscharte entsteht, deren oberer Schlitz zum Sehen und deren untere Erweiterung für das Gewehr, damals „Büchse" genannt, eingerichtet war. Solche Schlüsselscharten haben die Kirchtürme in Beimbach (Kr. Gerabronn), Blaufelden (Kr. Gerabronn), Bubenorbis (Kr. Hall) und Ottendorf (Kr. Gaildorf). Eine ähnliche Verbesserung finden wir in den T-förmigen Scharten, bei denen der untere Teil der Öffnung nach rechts und links verbreitert ist und dadurch ein größeres Schußfeld bietet, z. B. in Spielbach (Kr. Gerabronn). Schießscharten, die nur einen waagrechten Schlitz bilden, nennt man Maulscharten. Eine solche Scharte finden wir am Ostchorturm in Beimbach (Kr. Gerabronn). Da die Wirksamkeit der Verteidigung wesentlich abhängig ist von der Standsicherheit des Schützen, wurde der Platz um die Schießscharte bisweilen sorgfältiger ausgeführt. Es entstehen sogenannte Schießkammern, in denen der Schütze, ungehindert durch den Verkehr im Turm, stehen oder knien kann, z. B. in Blaufelden und Spielbach (beide Kr. Gerabronn). Namentlich der Ostchorturm in Blaufelden verdient besondere Beachtung, da wir hier einen nach allen Regeln der Befestigungskunst ausgebildeten Wehrkirchturm vorfinden. Zunächst ist nicht nur das Chorgeschoß gewölbt, sondern auch das darüberliegende Obergeschoß, das dadurch gegen Feuer auch von oben her geschützt war. Dieses Obergeschoß kann nur über eine ganz schmale (60 cm breite) Treppe erreicht werden, die in der Mauerstärke ausgespart ist. Da diese Treppe immer nur von einem Mann betreten werden konnte, war sie leicht von oben aus zu verteidigen. Solche Treppen, die man bei Burgtürmen häufig findet, gibt es z. B. im Ostchorturm von Oberwälden (Kr. Göppingen) und in einigen seitlichen Türmen des südlichen Württembergs. Im Obergeschoß des Blaufelder Turmes selbst sind drei Schießkammern mit Schlüsselscharten, deren Seh- sowie Schießschlitz sich nach außen verbreitert. Bemerkenswert ist, daß hier sogar noch der verschiebbare Holzbalken erhalten ist, auf dem die schweren Hakenbüchsen aufgelegt werden mußten. Presscher erwähnt in seiner „Geschichte der Reichsgrafschaft Limpurg" (1790, Bd. II, S. 234) in Fichtenberg (Kr. Gaildorf) solche Büchsen: „Auf dem alten massiven Thurn findet sich auch eine große Büchse (oder Doppelhacke) dergleichen von alters auf allen Kirchthürnen der häufigen Fehden willen gewesen sein soll." Während in Württembergisch Franken die meisten Turmobergeschosse über das Kirchendach zu erreichen sind, ist im Nordwesten Württembergs der Eingang ursprünglich oft nur von außen mittels Leiter zu erreichen gewesen. Dort handelt es sich auch hauptsächlich um seitlich angebaute Türme, zuweilen auch um Westtürme; beide Turmarten sind zugunsten des Ostchorturmes in Württembergisch Franken nur schwach vertreten. Bisweilen waren diese Eingänge auch vom Kirchenschiff mittels Leiter erreichbar.

Digitized by Google



Natürlich konnte die Befestigung nicht einseitig auf den Turm beschränkt bleiben. Auch das Kirchenschiff und der Chor wurden öfters mit Wehreinrichtungen versehen. Zum Beispiel hat der Westgiebel der Kirche in Lendsiedel (Kr. Gerabronn), erbaut Anfang des 16. Jahrhunderts, eine kreuzförmige Schießscharte, ebenso hat der Westgiebel von Bubenorbis zwei Schlüsselscharten. Die Kirche in Hollenbach (Kr. Künzelsau) besaß am Chor nur kleine Öffnungen von 50 × 50 cm, ebenso wies das Kirchenschiff von Morsbach (Kr. Künzelsau) bis etwa 1840 nur Schlitze auf, die vermutlich aus Verteidigungsgründen so schmal gehalten waren. Immerhin sind diese Beispiele sehr vereinzelt.

Digitized by Google

In Württemberg, überhaupt in ganz Deutschland, beschränkte man sich im allgemeinen auf eine Befestigung des Kirchturmes, der durch seine Höhe und die daraus bedingte Mächtigkeit dazu vorher bestimmt erscheint. In Südfrankreich und in Siebenbürgen, den Ländern, die zahlreiche und starke Wehrkirchen aufweisen, hat man auch das Schiff und den Chor befestigt, meist durch Aufsetzen eines besonderen Wehrgeschosses. Aber solche Wehreinrichtungen sind in Deutschland nur vereinzelt anzutreffen, in Württemberg ist kein einziger solcher Fall bekannt.

In Deutschland hat sich dafür eine andere Form der Kirchenbefestigung immer stärker durchgesetzt. Nicht nur die Kirche, sondern die ganze Anlage um die Kirche, der Kirchhof, wurden befestigt. Die Dorfkirchen waren durch ihre feste Bauart und nicht zuletzt durch die besondere Einstellung der gesamten Laienwelt zur Kirche für den Schutz der Bevölkerung vorbestimmt. Wesentlich hatte ja auch das Asylrecht dazu beigetragen. Um diesen allgemeinen Schutz in voller Wirksamkeit durchzuführen, genügte es nicht, die Kirche allein zu befestigen. Die ganze Anlage, Kirche und Kirchhof mußten wehrhaft sein. Schon der Schwabenspiegel (um 1275) bestätigt, daß auf den Kirchhof dasselbe Recht der Kirche übertragen wurde. „Die gewihten Kilchhove hant daz selbe Recht alse in der kilchen." (Schwabenspiegel, Artikel 329.)[2]

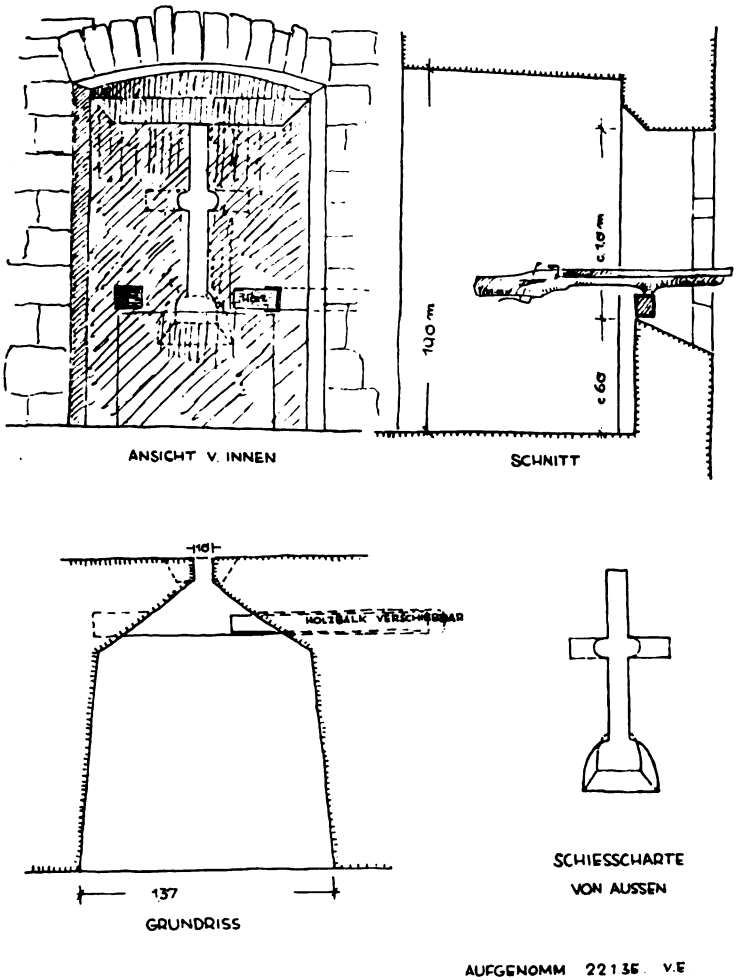
Um das Asylrecht und den allgemeinen Schutz der Bevölkerung durchzuführen, konnte man sich der einfachsten Mittel bedienen. Man half der natürlichen Lage nach, die wir ja schon häufig als militärisch günstig kennen gelernt hatten, indem man Gräben und Wälle um den Kirchhof zog. Solche Anlagen sind uns z. B. in Baumerlenbach (Kr. Öhringen) und Oberstetten (Kr. Gerabronn) ganz klar erhalten. Oft hat man auch nur die Zugangsseite durch einen künstlichen Graben abgesperrt, wie z. B. in Rappach (Kr. Öhringen) und Sichertshausen (Kr. Gerabronn), wo die Kirche auf einem nach drei Seiten abfallenden Hügel liegt und die vierte durch einen sogenannten Halsgraben künstlich gesichert ist. Ein solcher Halsgraben ist schon eine vorgeschichtliche Befestigungsweise, die wir z. B. bei der alten Volksfliehburg Oberlimpurg (Kr. Hall) als Sicherung vorfinden.

Diese an sich einfachen Befestigungsarten werden in den wenigsten Fällen für eine wirksame Verteidigung ausgereicht haben. Der „Burgfrieden", den das Asylrecht aufrechterhalten sollte, wurde nach damaliger Anschauung nur durch die Ummauerung gekennzeichnet. Der Kirchhof mußte also schon zur Geltendmachung des Asylrechtes, dem „kirchlichen Burgfrieden", umwehrt, d. h. eben umfriedet sein.[3] Daher finden wir auch fast alle Kirchhöfe von einer Mauer umschlossen. Eine Mauer allein ist allerdings noch kein Zeichen einer Befestigung. Sie muß als Wehrmauer entweder sehr hoch, das ist über 2 m, oder aber mit besonderen Wehreinrichtungen versehen sein. Freilich sind, ihrer Aufgabe entsprechend, Wehrmauern der Zerstörung mehr ausgesetzt als gewöhnliche Bauteile. Aber aus den erhaltenen Bruchstücken läßt sich die ungeheure Verbreitung der Kirchhofsbefestigung, dieser „Zitadelle des Landvolks",

[2] Josef Gröll, Die Elemente des kirchlichen Freiungsrechtes. Kirchenrechtliche Abhandlungen, S. 36.

[3] Die Bezeichnung „Friedhof" kommt ja nicht von Frieden, sondern von mittelhochdeutsch vride, das ist einfriedigen.

Digitized by Google



Blaufelden, Kr. Gerabronn.
Schießkammer im Kirchturmobergeschoß.

erkennen. Die sichersten und leichtesten Merkmale der Wehrmauer sind genau wie bei den Türmen die Schießscharten. Auch hier haben wir im allgemeinen dieselben Formen, nämlich die einfache Schlitz- und die erweiterte Schlüsselscharte; erstere z. B. in Erlach (Kr. Hall), Michelbach (Kr. Gerabronn), Rinderfeld (Kr. Mergentheim) und Untersontheim (Kr. Hall), letztere in Michelfeld (Kr. Hall) und Rieben (Kr. Hall). Dort ist auch eine Schießkammer, wie wir sie in den Türmen (Blaufelden und Spielbach) kennen lernten. Alle diese Scharten befinden sich aber, bis auf die in Rieben, im unteren Teil der Mauer, da der obere Teil meist bis auf Mannshöhe, oder darunter, abgetragen wurde, nachdem die Wehrmauer ihre eigentliche Be-

Digitized by Google

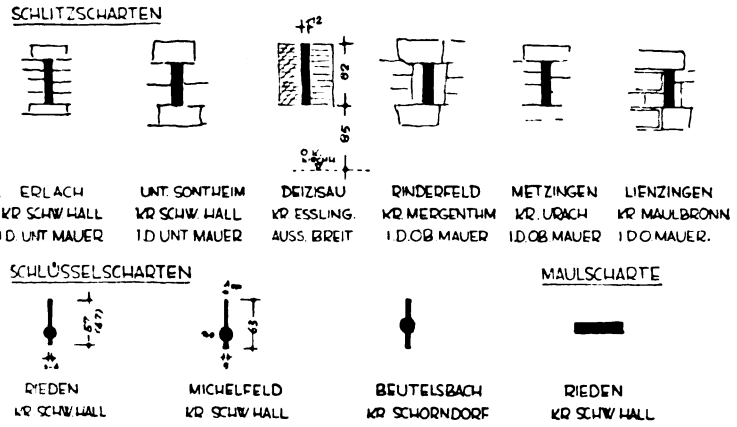
stimmung verloren hatte. In den wenigen, in voller Höhe erhaltenen Mauern finden wir aber oft Absätze, die wir als Auflager für einen hölzernen Wehrgang, auch Umlauf oder Umgang genannt, erkennen können. In Württemberg sind solche Wehrgänge bei Kirchhöfen nicht mehr erhalten (bis auf einen vermutlich erneuerten Wehrgang in Seißen, Kr. Blaubeuren). Mit Hilfe anderer erhaltener Wehrgänge können wir überall dort, wo noch die erwähnten Absätze zum Auflegen des Holzaufbaues vorhanden sind, die volle Wehrmauer wiederherstellen, wie z. B. in Michelfeld (Kr. Hall). Es gibt auch andere Merkmale für solche Wehrmauern, über die man freilich leicht hinweg sieht, nämlich einfache, rechteckige Löcher in der Mauer, meist etwa 20 × 20 cm groß, die in regelmäßigen Abständen von etwa 2 m im oberen Teil der Mauer liegen. Hier saßen die tragenden Holzbalken des Wehrganges, der hinter der Mauer angesetzt war. In Württembergisch Franken habe ich kein einziges Beispiel dafür finden können. Nach solchen Balkenlöchern konnte aber in Untersulz (Kr. Nagold) ein Wehrgang festgestellt werden, der bis jetzt im Schrifttum noch nicht erwähnt worden war. In Gültlingen (Kr. Nagold) und Großglattbach (Kr. Vaihingen) finden sich dieselben Balkenlöcher. Eine weitere Unterstützungsart für den Wehrgang ist der Kragstein, der allerdings bis auf einen an der Außenseite des Kirchhofes in Hessental (Kr. Hall) in Württemberg nicht vorkommt. Auf die anderen Arten der Wehrmauern (Schildmauer, Zinnenmauer usw.) soll hier nicht eingegangen werden, da sie in Württembergisch Franken an Kirchenbefestigungen nicht nachgewiesen werden konnten.

Mit solchen Wehrgängen bot der Kirchhof den dorthin geflüchteten Menschen mit ihren Gütern denselben Schutz, den eine Stadtmauer den Bürgern gewährte. Diese Anlehnung an die Vorbilder der Stadt finden wir in den späteren Dorfkirchhöfen des 15. und 16. Jahrhunderts immer mehr. Die Städte hatten damals starken Einfluß auf das gesamte Kulturleben. Es ist daher nur folgerichtig, daß bei den Kirchhöfen alle Wehreinrichtungen der Stadt wiederkehren. Außer den erwähnten Wehrgängen finden wir Mauertürme, wie sie an jeder Stadtmauer in gewissen Abständen zu finden waren. Bei dem geringen Umfang der Kirchhöfe finden wir selten mehr als je einen Turm an jeder Ecke. Es sind dies bis auf wenige Ausnahmen runde Türme; Merklingen (Kr. Leonberg) und Schmerbach (Kr. Gerabronn) haben bzw. hatten viereckige Türme. Sie stehen zu drei Vierteln etwa vor der Mauerfront und haben Schießschartenöffnungen. Orlach (Kr. Hall) hatte vier solche Türme, Schmerbach und Wermutshausen (beide Kr. Mergentheim) zwei. In Finsterlohr (Kr. Mergentheim), Sulzbach (Kr. Backnang) und Wermutshausen (Kr. Mergentheim) sind noch je ein Turm erhalten. Besonders interessant ist die Anlage in Finsterlohr. Hier liegt der runde Mauerturm an der gefährdeten flachen Seite, während die anderen durch steile Abhänge natürlich geschützt sind. Am Turm ist auf der Hofseite noch der Rest einer Steintreppe zu sehen, die zum Turmobergeschoß und zum Wehrgang führte. Eine andere Art des Mauerturmes finden wir in Wildentierbach (Kr. Gerabronn). Hier wird die Mauer an der Ecke in sauberer Steinmetzarbeit stufenförmig vorgelegt. Auf diesem Vorsprung saß früher vermutlich ein hölzernes Türmchen, das heute aber verschwunden ist.

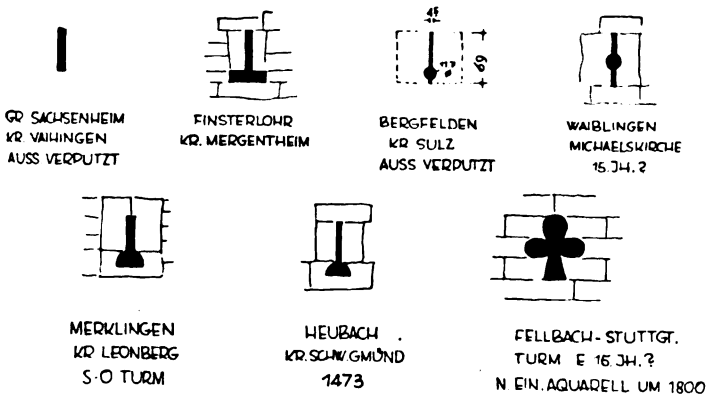
Digitized by Google

Schießschartenformen

Kirchhofsmauern



Mauertürme



Der wichtigste Punkt einer Festung ist immer der Eingang. Die Stelle, an der der notwendige Verkehr durchgeleitet wird, ist den feindlichen Angriffen ganz besonders stark ausgesetzt. Der wehrhafte Kirchhof wäre nicht vollständig, wenn er nicht auch diesen Eingang besonders geschützt und betont hätte. Wir kennen ja die alten Stadttore, die teilweise heute noch benützt werden (das Weilertor in Schwäb. Hall). Über der Torfahrt erhebt sich ein Turm, in dessen Obergeschossen sich Beobachter und Verteidiger aufhalten können. Das Tor konnte fest verrammelt werden; oft befand sich davor über dem Graben eine Zugbrücke, die hochgezogen den ganzen Verkehr absperrte. Dieselben Einrichtungen finden wir bei den Kirchhöfen wieder. Wildentierbach (Kr. Gerabronn) hat heute noch einen guterhaltenen Torturm als Eingang zum Kirchhof. In den Obergeschossen sind Schießscharten. Ob allerdings auch

Digitized by Google

hier ein Graben vor dem Tor lag, wie in Merklingen (Kr. Leonberg), ist nicht wahrscheinlich. Der mächtige Glockenturm der Kirche in Niederstetten (Kr. Gerabronn) war früher der Torturm zum Kirchhof. Heute ist der Kirchhof verlegt und das Tor zugemauert. Der Eingang zum Obergeschoß befindet sich auf der Hofseite — also geschützt. Eine solche Einsteigpforte haben wir schon bei den Wehrkirchen kennen gelernt. In Württembergisch Franken sind dies die besterhaltenen kirchlichen Tortürme. Früher hatte Braunsbach (Kr. Künzelsau) noch einen Torturm, auch Wermutshausen (Kr. Mergentheim). In Ailringen (Kr. Künzelsau) sind noch Reste von zwei Tortürmen erhalten, der südöstliche dient heute noch als Eingang, ist aber mit sehr starken Mauern nur eingeschossig erhalten. Der andere im Nordwesten ist nach außen zugemauert, hat aber noch eine beträchtliche Höhe von etwa 6 m. Beide sollen nach der Oberamtsbeschreibung im Obergeschoß „Gaden" zur Verteidigung gehabt haben. Besonders interessant ist hier das sonst ungewöhnliche Vorkommen von zwei Toren. Der wichtige Höhenweg, der hier in das Jagsttal hinunterführt, ging früher durch den Kirchhof, wodurch die beiden Tore bedingt waren. Damit wird der Kirchhof zum strategisch wichtigen Punkt im Kriegsfall und zugleich allgemeiner Durchgang im täglichen Leben.

In Ellrichshausen (Kr. Crailsheim) wird nur ein „Torhäuslein" erwähnt. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine ähnliche Form wie in Steinkirchen (Kr. Künzelsau). Dort ist das nur eingeschossige Tor durch dickere Mauern verstärkt, die einen halb offenen Raum bilden, der oben durch ein Gewölbe abgedeckt ist. Das Tor, das, nach den steinernen Torpfannen zu urteilen, sehr kräftig gewesen sein muß, konnte durch zwei Balkenriegel abgesperrt werden. Die kleineren Gemeinden, die natürlich nicht über hohe Geldmittel für die Wehrbauten verfügten, hatten mit solchen Torhäusern ihren Kirchhof gegen leichte Überfälle schon genügend abgeschlossen. Ob darüber noch ein (hölzerner?) Laufgang geführt hatte, wie er in Unterzell, Gemeinde Reichenhofen (Kr. Leutkirch) in Stein noch zu sehen ist, kann nur vermutet werden. Auch in Gründelhardt (Kr. Crailsheim) wird ein festes Tor erwähnt, das aber verschwunden ist. Das mittelalterliche Befestigungswesen hat noch eine Reihe von Torarten gekannt, die alle in gleicher Weise bei der Stadt wie bei den Kirchhöfen vorkommen. Da aber in Württembergisch Franken nur die erwähnten Beispiele zu finden sind, sollen die anderen übergangen werden.

Unter Berücksichtigung all der erwähnten Wehrkirchen muß uns das kirchliche Leben im Dorf recht materiell und beinahe weltlich erscheinen. Sicherlich wird auch hin und wieder das weltliche Leben im Kirchhof den eigentlichen geistlichen Zweck verwischt haben. Dazu kam, daß an einigen Stellen die Jahrmarktsmesse, die ja anschließend an den Gottesdienst, die Messe, nach der sie benannt ist, abgehalten wurde, sogar unmittelbar um die Kirche aufgebaut war, wie in Lauffen (Kr. Bietigheim), wo die Schlitze an den Strebepfeilern noch die Lage der Budendächer angeben. Eine weitere profane Benützung des Kirchhofes finden wir in der Einrichtung von Vorratshäusern, die innen längs der Kirchhofsmauer angebaut waren und „Gaden" genannt werden. Diese Gaden hatten in der Kirchhofsmauer nach außen Schießscharten und dienten gleichzeitig zur Verteidigung. Gewöhnlich besaß jede Familie einen solchen Gaden, der meist noch unterkellert war. Sie sind im Nord-

Digitized by Google

Die Gaben an der Kirche in Gochsheim (Unterfranken, Bezirksamt Schweinfurt).
Oben: Die Gaben von außen. — Unten: Die Gaben von innen
(Aufnahmen Georg Müller, Mergentheim.)

Digitized by Google

westen Württembergs im Kreis Vaihingen heute noch vorhanden (Weißach und Iptingen) und u. a. im Kreis Leonberg noch nachzuweisen. Auf der Ostseite der neueren Kirche von Jagstheim (Kr. Crailsheim) sind solche Gaden noch erhalten. Merkwürdigerweise sind sie sonst in Württembergisch Franken fast gar nicht bekannt (in Ailringen, Kr. Künzelsau, werden Gaden über den Toren erwähnt), obwohl gerade im benachbarten Unterfranken diese Befestigungsart sehr verbreitet war.[4] Die auf einigen Kirchböden, z. B. in Blaufelden (Kr. Gerabronn) untergebrachten Kornböden werden auch kaum genügend Ersatz geboten haben, da sie oft nur für den Zehnten der Herrschaft und nicht für die Bevölkerung eingerichtet waren, und außerdem nicht gleichzeitig zur Verteidigung dienten wie die Gaden.

Daß die hohe Geistlichkeit sich verschiedentlich gegen die allzu weltliche Benützung der Kirchhöfe aussprach, ist begreiflich. Namentlich die starke Inanspruchnahme der Kirchen und Kirchhöfe zu Verteidigungszwecken war gegen den Sinn der Geistlichkeit, die mit der Umwehrung nur einen Schutz der Kirche und der dorthin Geflüchteten beabsichtigte. Im allgemeinen hat dieser Schutz wohl auch ausgereicht, um die Kirche und alles, was in ihrem Bannkreis lag, vor Zerstörung und Vernichtung zu bewahren. Im Frankfurter Reichsabschied 1442 Artikel 8 wird geboten, daß „Kirchen und Kirchhöfe sicher seien, und nichts daraus genommen werden solle, auch soll keine Wehr daraus geschehen. Wenn jedoch diese Räume gestürmt werden, so mag man sich daraus wehren."[5] Damit hängt wohl zusammen, daß wir trotz der zahlreichen Wehreinrichtungen nur selten von Kämpfen um die Kirche hören. Freilich lag es in der Art der damaligen Kämpfe, die weniger in großen Schlachten als in Plünderungszügen bestanden, daß die Chronik die Ereignisse um Dorfkirchen nur sparsam berichtete. Zu den wenigen ernsten Kämpfen um Kirchhöfe gehört der in Nürtingen im Jahre 1286 und der in Gültstein (Kr. Herrenberg) 1165; in Gültstein mußten anschließend die Kirchtürme geschleift werden. Bekannt ist ja auch die Döffinger Schlacht 1388. Die wirksame Verteidigung dieses Kirchhofes war mit entscheidend für das spätere Schicksal Württembergs. Erst im 15. Jahrhundert, namentlich zur Zeit der Städtekriege, hören wir von häufigeren Angriffen auf Kirchen und Kirchhöfe, und zwar besonders in Württembergisch Franken. Im Städtekrieg 1449, in dem der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach das Gebiet der Haller und Rothenburger heimsuchte, hören wir von einer Reihe von Kirchen und Kirchhöfen, die dabei angegriffen und zerstört wurden, obwohl im großen Landfrieden in Franken 1403 bestimmt war, daß Kirchen, Klöster und Kirchhöfe auf den Kriegszügen von jeglicher Beschädigung frei bleiben sollten.[6] Damals (1449) wurden die Kirchen von

[4] Ein Beispiel für das angrenzende badische Bauland gibt Schönhuth in der Chronik des Klosters Schöntal (1850, S. 122): Im Jahre 1432, am Montag nach St.-Agnesen-Tag, geben Abt und Konvent zu Schöntal, sowie Herr Beringer von Berlichingen ihren Consens dazu, daß Schultheiß und Gemeinde zu Merchingen (8 Kilometer nördlich Schöntal) auf dem Kirchhof sogenannte Gademe bauen dürften, wo sie in Fällen der Not ihre Habe und sich selbst sichern könnten.

[5] A. Dachler, Dorf- und Kirchenbefestigung in Niederösterreich. Berichte und Mitteilungen des Altertumvereins zu Wien. Band 41 (1908).

[6] J. Würdiger, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben. München 1868.

Digitized by Google

Blaufelden (Kr. Gerabronn), Haßfelden (Kr. Hall), Heiligenbronn (Kr. Gerabronn), Ilshofen (Kr. Hall), Oberaspach (Kr. Hall), Reinsberg (Kr. Hall), Rückershagen (?) (Kr. Gerabronn) und Wallhausen (Kr. Gerabronn) in die Kämpfe hineingezogen. Besonders grausam war der Kampf um die Kirche in Heiligenbronn. Dort legten die Brandenburger Feuer an die Kirche. Die Leute in der Kirche verbrannten. Diejenigen, die aus dem Chor herunterzuspringen versuchten, fielen in die aufgestellten Schwerter oder wurden von den Brandenburgern erstochen. Dem Markgrafen Albrecht Achilles, der den Krieg nach dem Grundsatz führte, daß „der prant dem Kriege zyre als das Magnifikat die Vesper",[7] wurde damals auch der Vorwurf gemacht, daß er und seine Helfer „diesen Krieg (mit Nürnberg) so unkristenlichen gefürt haben, wann sie der gotzheuser und kirchen gantz nicht geschont haben".[8] Die Kirchhöfe waren durch diese Kämpfe entweiht. Es durfte eine Zeitlang bis zur erneuten Weihung niemand mehr dort begraben werden. 1450 wird der feste Kirchhof von Flein (Kr. Heilbronn) durch Graf Ulrich von Württemberg zerstört. Im selben Jahre werden die Rothenburger von den Brandenburgern aus dem Kirchhof von Brettheim vertrieben, ohne daß allerdings andere Nachrichten über eine Befestigung dieses Kirchhofes vorliegen. 1525 spielen noch Fehden aus dem Bauernkrieg um die Kirchhöfe von Schmerbach und Oberstetten. Besonders erwähnenswert ist der Kampf um die Weinsberger Kirche, in die sich einige Ritter geflüchtet hatten, weil dort innerhalb der Stadtmauern der sicherste Schutz zu finden war. Aber auch das geschützte Turmgelaß und der hartnäckige Widerstand nützten nichts. Die völlig erschöpften Ritter wurden von Bauern und Bürgern erschlagen.

Trotzdem durch die Übersteigerung der weltlichen Ansprüche an die Kirchhöfe der Befestigung allmählich der geistige Sinn entzogen wurde, hätte die Wehrkirche sicher noch länger bestehen können, wenn nicht durch die Entwicklung der Kriegstechnik, besonders der Feuerwaffen, die wehrhaften Kirchhöfe ihre Bedeutung eingebüßt hätten. Es hätte zu sehr dem Sinn sowie dem Umfang der Kirchhöfe widersprochen, wenn diese für das Geschützfeuer des 17. Jahrhunderts hätten eingerichtet werden sollen. Wenn auch im Dreißigjährigen Krieg manche Kirche und mancher Kirchhof der Bevölkerung Schutz bot, so war die eigentliche Bauzeit der wehrhaften Kirchen doch im 16. Jahrhundert zu Ende. Die Bindung, die die Kirche und den Menschen des Mittelalters zusammenhielt und die sich bis in die kleinsten Vorkommnisse des Alltagslebens erstreckte, war damals schon äußerlich geworden. Namentlich die protestantische Kirche konnte den altüberlieferten Zusammenhang des Friedhofes mit der Kirche, der auf dem Schutz und der Fürsprache der Heiligen beruhte, nicht verstehen und verlegte im 18. und 19. Jahrhundert bereitwillig die Begräbnisplätze außerhalb der Ortschaften, als dies aus gesundheitlichen Rücksichten angeordnet wurde. Damit verloren die nun völlig zwecklos gewordenen Mauern, Türme und Tore jeden Sinn, und nur zu oft wurden diese Zeugen einer einst wehrhaften Kirche abgetragen.

Die noch vorhandenen Wehrkirchen und ihre Reste erzählen noch vom Kampf im eigenen Land in bewegten Zeiten deutschen Mittelalters.

[7] C. Höfler, L. von Eybs Denkwürdigkeiten, S. 77.

[8] Chronik der deutschen Städte, 14. bis 16. Jahrhundert, Band 2, S. 336. Leipzig 1862 ff.

Digitized by Google

Beschreibung der wehrhaften Dorfkirchen

(buchstäblich geordnet)

in den württembergischen Kreisen Backnang, Crailsheim, Gaildorf, Gerabronn, Schwäb. Hall, Heilbronn, Künzelsau, Mergentheim, Neckarsulm, Öhringen und Welzheim.[9]

\+ **Ailringen,** Kr. Künzelsau.

Die Kirche (Hl. Martin) beherrscht mit ihrer Lage auf dem steilen, westlichen Talrand der Jagst sowohl das Jagsttal und das dort mündende Bachtal, als auch den Höhenweg, der ehemals durch den Kirchhof ins Tal führte. Bodenabtreppung des alten Weges am Nordtor noch deutlich sichtbar. Um den noch benützten Kirchhof läuft eine aus roh bearbeiteten Steinen gemauerte, niedere Mauer, deren einstige Höhe von etwa 5 m an dem heute zugemauerten und als Kapelle benützten Nordtor zu erkennen ist. Südöstlich befindet sich ein zweites Tor, das wesentlich niederer ist, aber mit seiner Tiefe von etwa 4 m ebenso wie das Nordtor an einen Turmstumpf erinnert. „Über beiden Toren waren kleine ‚Gaden' ... zur Verteidigung des Kirchhofes." (OAB. 1883, S. 319.)

? **Altböckingen,** Kr. Heilbronn (abgegangener Ort).

A. lag östlich vom Neckar zwischen Trappensee und Jägerhausberg. Nach einer Urkunde vom 28. Juni 1338 bevollmächtigte der Bischof von Würzburg den Abt von Schöntal zum Abbruch der einsam stehenden Pfarrkirche, da sie, seit alters mit großen, hohen, weiten und starken Mauern umgeben, bei einem großen Walde lag, der Schlupfwinkel für Räuber bot, die den Handelswaren auf der Straße nach Heilbronn, Hall und Nürnberg auflauerten. Kirche 686 (?) erstmals erwähnt. (OAB. 1901, S. 187.)

? **Althausen,** Kr. Mergentheim.

Kirche (Hl. Jodokus) in beherrschender Lage. Im Ostturm über der Sakristei in einem feuerfesten Gewölbe das Archiv.

\+ **Baumerlenbach,** Kr. Öhringen.

Die Kirche schon 787 als Basilika genannt (Hl.: Salvator, Maria und alle Heiligen), auf vorgeschobenem Hügel, dem höchsten Punkt über dem Dorf. Um

---

[9] Schrifttum:

1. Beschreibung der Oberämter des Königreichs Württemberg. (Abgekürzt OAB.)
2. Das Königreich Württemberg. Stuttgart 1907. (Abgekürzt Kgr. W.)
3. E. von Paulus und E. Gradmann, Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg. Stuttgart 1899 ff. (Abgekürzt KADW.)
4. Widmannsche Chronik, Handschrift Rackitz und Handschrift F 200 (im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken).
5. G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg. Stuttgart 1932. (Abgekürzt Hoffmann.)
6. W. von Erffa, Die Dorfkirche als Wehrbau. Stuttgart 1937.

Abkürzungen: \+ Befestigung erhalten, wenigstens teilweise;
— Befestigung abgegangen;
? Befestigung vermutet.

Die Namen der erwähnten Kirchenheiligen sind dem Buch über „Kirchenheilige in Württemberg" von Hoffmann entnommen. Sie geben stets nur den erstgenannten Heiligen an.

Digitized by Google

die Kirchhofsmauer zog sich ein breiter Graben mit ehemaligem Wall zum Schutz der ganzen Anlage. Graben auf N- und S-Seite noch sichtbar, auf der O-Seite wegen der Kirchshofsvergrößerung zugeschüttet, doch ist die Umbiegung noch deutlich erkennbar. Nach SW natürlicher Steilabfall. Im B. Gemeindebuch von 1559, dessen Dorfordnung E. Teufel in der „Hohenloher Rundschau" vom 29. Dezember 1936, Nr. 302, veröffentlicht hat, heißt es im Abschnitt 14: „... die von Möglingen sind schuldig, daß viertel am Kirchhof zu tun, ..." Mit dem Ausdruck „am Kirchhof" ist die wehrhafte Kirchhofsmauer gemeint. Die Teilgemeindeangehörigen bekommen damit auch das Recht auf Zuflucht im Notfall und auf Begräbnis dort. (Dr. Kost, Schwäb. Hall.)

Kirche in Beimbach.
Vorn die über den Graben führende Brücke.
(Aufnahme Georg Müller, Mergentheim.)

\+ **Beimbach,** Kr. Gerabronn.

Die Kirche (Hl. Bartholomäus) steht auf einem den Talkessel beherrschenden Burren, am Rande einer Bachschlucht, über die eine Steinbrücke zum Kirchhof führt. Kirchhofsmauer heute etwa 1,5 m hoch. Die 1499 erbaute Kirche, auf welcher ein Fruchtkasten des kgl. Kameralamtes Roth am See eingerichtet war, hatte am Ostchorturm oben Schießscharten, und zwar auf beiden von der Hochfläche her gefährdeten Seiten: auf der einen Seite eine schlüsselähnliche Scharte, auf der anderen eine breite Maulscharte.

? **Belsenberg,** Kr. Künzelsau.

Der Platz der Kapellenruine zum heiligen Kreuz ist nach SO offen, nach NW liegt ein 8 Fuß breiter Steinwall, der gegen B. abfällt.

? **Bernhardsweiler,** Gemeinde Lautenbach, Kr. Crailsheim.

Weithin sichtbar steht die unvollendete, nur aus Chor und Turm bestehende St.-Anna-Wallfahrtskapelle, erbaut Ende des 15. Jahrhunderts durch N. Esler (Erbauer der St.-Georg-Kirche in Dinkelsbühl). Der seitlich angebaute Turm hat nur Scharten (Schießscharten?). An einer S-Seite, 9 m über dem Boden, befindet sich eine vermauerte Tür. Vielleicht sollte dort der Platz für eine äußere Kanzel sein (Wallfahrtskirche!), vielleicht war es auch der übliche hohe Eingang der Wehrkirchen.

? **Binswangen,** Kr. Neckarsulm.

Stark erhöhte Lage der Michaelskirche. Befestigt?

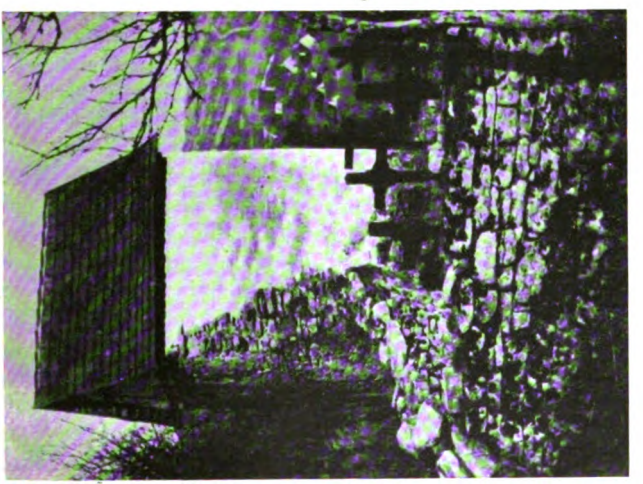
Digitized by Google

Ailringen, Kr. Künzelsau.

\+ **Blaufelden,** Kr. Gerabronn.
Etwa in der Mitte des Ortes liegt auf einer Erhöhung die 1422 begonnene Kirche (Hl. Ulrich). Der mächtige Chorturm, in den beiden unteren Geschossen gewölbt, hat im 2. Geschoß auf der O- und S-Seite 2 Schießkammern mit Kreuzscharten, um die am meisten gefährdete Straßenseite zu sichern. Auf der N-Seite befindet sich noch eine Schießkammer mit ebensolcher Scharte. Dort sind noch die Hölzer zum Auflegen der Hakenbüchsen erhalten. In dieses Turmgeschoß gelangt man über eine in der Mauerstärke ausgesparte, sehr schmale und steile Treppe aus dem Chorgeschoß. Die ganze Anlage erinnert an Oberwälden (Kr. Göppingen). In beiden Fällen ist einem Eindringen über die schmale Treppe, auf der sich nur ein einzelner Mann mit Mühe bewegen kann, leicht abzuwehren. 1449 im dritten größeren Städtekrieg eroberten die Rothenburger den Kirchhof. „... kamen die Städter am Mittwoch nach Laurentii (11. August) nach Pflofelden, gewannen das Dorf samt Kirchhof, zerrissen die Bollwerk daran und plünderten und verbrannten das Dorf." (OAB. 1847, S. 120.)

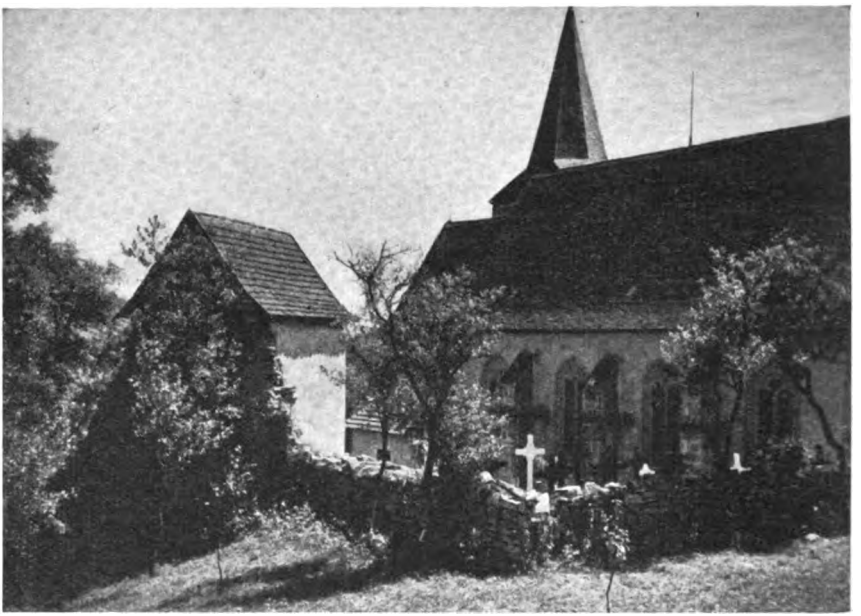
— **Böckingen,** Kr. Heilbronn.
„Der Ort war befestigt, ebenso die Kirche." (OAB. 1901, I, S. 298.) Die Kirche (Hl. ?) wurde 1901 durch eine neue ersetzt. Basilika 795 schon erwähnt.

Digitized by Google



Illingen, Kr. Künzelsau. — Nördliches Tor, jetzt Kapelle.

Digitized by Google



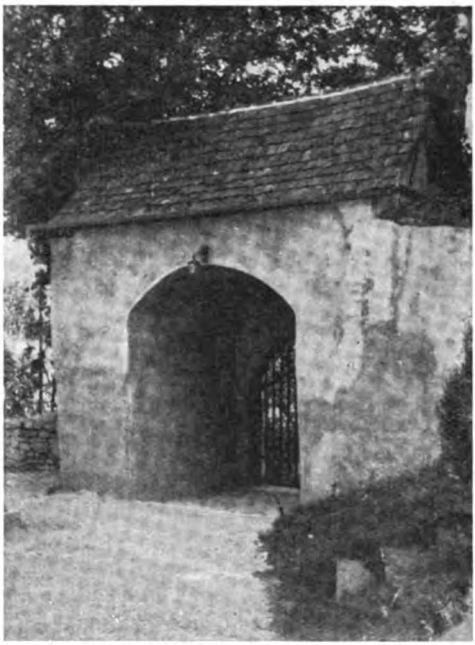
Ailringen, Kr. Künzelsau. — Die Kirche mit dem nördlichen Tor.
(Aufnahme Georg Müller, Mergentheim.)

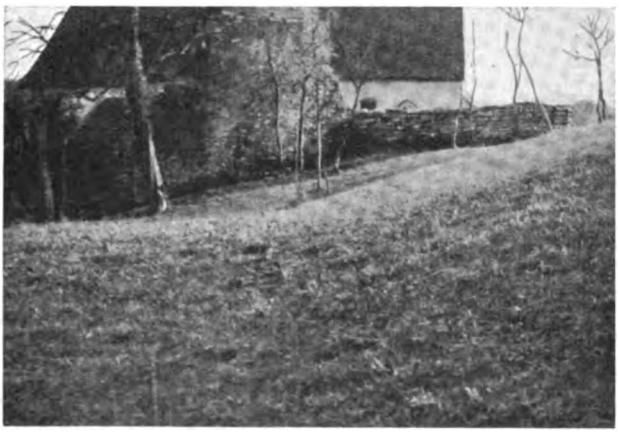
? **Bonfeld,** Kr. Heilbronn.
Am nördlichen Talhang liegt das Dorf. An seinem Eingang steht die Kirche (Hl. Margarete), frei inmitten des von Futtermauern gestützten ehemaligen Friedhofes. Eine interessante Entscheidung über die Verteilung der Baulasten an der Kirche berichtet 1413 das Kapitel in Schwaigern: „Erzpriester, Konvent und Kapitel des Stuhls (Dekanats) Schwaigern im Bistum Worms thun kund, daß Junker Raban von Helmstatt zu Bonfeld gesessen einerseits und Junker Eberhard Frey gesessen zu Treschklingen im Namen seines Sohnes wegen des Kirchherrn zu Bonfeld andererseits eine Willkür aufgesetzt und beschrieben haben, was ein jeglicher Kirchherr zu Bonfeld schuldig wär zu thun in Betreff des Baues der Kirche, des Dachs und der Glocken. Gewohnheit und Herkommen sei es, daß ein jeglicher Kirchherr zu Bonfeld schuldig sei, den Chor an seinem Dach so decken und unterfangen zu lassen, daß er vor Regen geschützt wäre. Wäre aber, daß ein Turm und ein Chor wären daraus Erker und andere Wehrn (zur Verteidigung des befestigten Kirchhofs, wie damals üblich) gemacht würden, so soll das ohne des Kirchherrn Schaden und Kosten gemacht werden von der ganzen Gemeinde. Der Kirchherr ist nicht schuldig, solche Türme, Erker und Wehre zu decken, als vorgeschrieben steht ..." (OAB. 1901, II, S. 250.)

? **Böttingen,** Kr. Neckarsulm.
Auf dem Michaelsberg, einer ehemals vorchristlichen Kultstätte, liegt in gesicherter Lage die Kirche (Hl. Michael).

— **Braunsbach,** Kr. Künzelsau.
In enger Verbindung mit der Burg Braunsbach steht, westlich von der äußeren Schloßhofmauer, die Kirche (Hl. Bonifatius). Der Kirchhof wird als „Vor-

Digitized by Google





Ailringen, Kr. Künzelsau.

Oben: Ehemaliges festes Kirchhofstor nach Süden, von innen. — Unten: Nordseite vor der Kirche; in der Bodenwelle ist deutlich erkennbar, daß der Weg ursprünglich durch das nördliche Tor (siehe Bild S. 72) und durch den Friedhof führte.

Digitized by Google

werk" des Schlosses bezeichnet (Kgr. W., S. 342). „Beim Friedhof steht ein kleiner Torturm" (Führer durch Württembergisch Franken, S. 49), vermutlich meint die OAB. 1883, S. 422, denselben Turm, wenn sie schreibt: „In der SW-Ecke stand ein Wartturm (mit Gefängnissen)."

— **Brettach,** Kr. Neckarsulm.

Die Peter- und Paulskirche liegt in einem einst festen, mit einer Mauer umschlossenen Kirchhof. Das jetzt vermauerte Pesttor (nicht „Festtor", wie die OAB. 1881, S. 300 angibt) stammt vom Jahre 1613. Vor dem Eingang zum Kirchhof ein großes Gewölbe, mit dem für heilkräftig gehaltenen Kirchbrunnen.

? **Brettheim,** Kr. Gerabronn.

Von Martens berichtet über die Helfensteinsche Fehde 1450: „Die Rothenburger suchten sich in dem Kirchhof von Brettheim zu behaupten, sie wurden aber von den Brandenburgern herausgetrieben." (Von Martens, Kriegerische Ereignisse von Württemberg.) Anscheinend war der Kirchhof befestigt gewesen. Kirche (Hl. Peter und Paul) ursprünglich romanisch, 1528, 1656 umgestaltet, 1722 erneuert.

+ **Bubenorbis,** Kr. Hall.

Der Ort liegt auf einer Hochfläche des Mainhardter Waldes. Die frühere, uralte Straße führte an der Kirche (Hl. Margarete) vorbei. Als Filialkirche von Michelfeld, Kr. Hall (bis 1866), hatte B. lange Zeit keinen Kirchhof. Daher ist nur die Kirche befestigt. Sie hat im Westgiebel zwei gut ausgebildete Schlüsselscharten. Über dem gewölbten Chor im Turm (1485) befindet sich ein weiterer Raum mit Rippenkreuzgewölbe, das etwa auf dem Fußboden ansetzt. Die 90 cm starken Mauern sind nach drei Richtungen mit Schießscharten versehen, die sich unten halbkreisförmig verbreitern. Zugang in den Raum über das Kirchendach. Lichtmaße 4,53 × 4,33 m. Das darüberliegende Turmgeschoß hat nach W (neben dem Dach) 2 Schlitzöffnungen, die entweder als Schieß- oder Beobachtungsscharten dienten.

— **Ellrichshausen,** Kr. Crailsheim.

Im nördlichen Teil des Dorfes liegt erhöht die Kirche (Hl. Johannes). „Der Kirchhof war befestigt, noch 1572 stand ein Torhäuslein." (KADW., S. 55.)

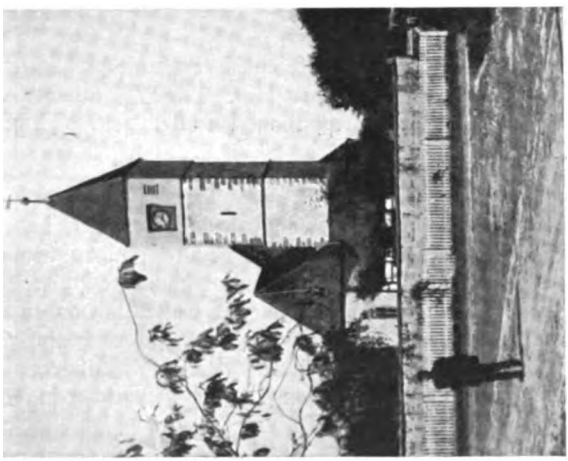
+ **Erlach,** Kr. Hall.

Auf den rechten Kocherhöhen, am Eingang des kleinen Dorfes, liegt die Heiligkreuzkirche, noch vom alten Kirchhof umgeben. Die unregelmäßig gemauerte Mauer ist im W etwa 2,5 m hoch und dort mit einigen einfachen Schießscharten (Schlitzscharten) versehen. Friedhofseingang im S durch breites Rundbogentor. Im Schlußstein: 1517, mit Wappen. Links neben dem Eingang (außen) ein altes Steinbild, „Heide" genannt, von unbestimmbarem Alter. (Karolingisch?)

? **Eschach,** Kr. Gaildorf.

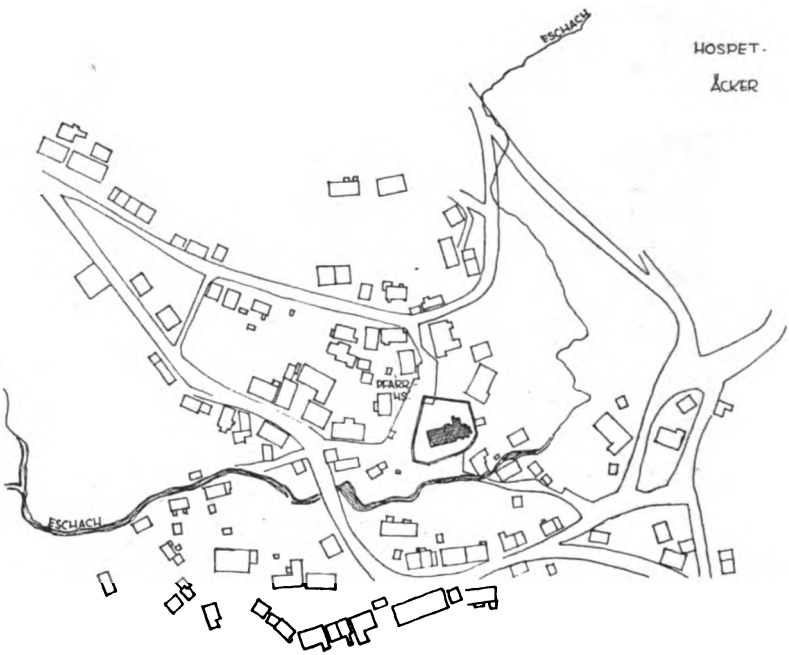
Der Kirchhof (Kirche zum Hl. Johannes Baptist) liegt auf einer Anhöhe mit Steilabfall ins Bachtal, mit „ziemlich hohen Mauern eingefaßt" (Prescher, Geschichte der Reichsgrafschaft Limpurg, 1789, II, S. 287). Eine Befestigung ist allerdings nicht erwiesen, ist aber bei der festungstechnisch günstigen Lage mit Steilabfall gegen das Tal und schmalem Zugang von der Bergseite her durchaus möglich.

Digitized by Google



Erlach, Kr. Hall.
Kirche und Kirchhof von Osten. — Schießscharte in der Kirchhofsmauer von innen.

Digitized by Google



Eſchach, Kr. Gaildorf.

? **Eutendorf, Kr. Gaildorf.**

Kirche (Hl. Kilian) auf Bergnaſe über einem Bachtal, hat „burgartiges Ausſehen" (OAB. 1852, S. 137). Preſcher II, S. 173/174, ſchreibt: „Der Kirchhof hat von der Abendſeite, wie die meiſten aus der alten Zeit, ſo ziemlich das Ausſehen eines Kaſtells."

— **Fichtenberg, Kr. Gaildorf.**

Alte Kilianskirche 1832 abgebrochen und an anderer Stelle im gleichen Jahr neu erbaut. Die alte Kirche ſtand auf dem höchſten Punkt im Dorf an Stelle des heutigen Schulhauſes. „Die ihrer Struktur nach alte Pfarrkirche ... ſtehet in einem Kirchhof, der nach alter Art, wie ein Caſtell mit hohen Mauern eingefaßt iſt. Auf dem alten maſſiven Thurn findet ſich auch eine große Büchſe (oder Doppelhacke), dergleichen von alters auf allen Kirchthürnen oder Kirchen um der häufigen Fehden willen geweſen ſein ſoll." (Preſcher II, S. 234.)

+ **Finſterlohr, Kr. Mergentheim.**

„Der ganze Kirchhof hängt gleichſam über der mit ſchwarzen Schieferfelſen jäh aufſteigenden, finſteren Schlucht." (OAB. 1880, S. 533.) Der nicht mehr benützte Kirchhof (Hl. ?) iſt noch mit der alten Wehrmauer umgeben, unterbrochen vom Schulhaus auf der S-Seite. Die NW-Seite iſt durch natürlichen Steilhang geſchützt. An der NO-Ecke, der Eingangsſeite gegen das Dorf, ſteht ein runder Turm mit einigen T-förmigen Schießſcharten und einer zugemauerten Rundbogentüre zu ebener Erde auf der Innenſeite. Dort ſieht man auch an der Mauerſtruktur eine ehemalige Steintreppe zum Wehrgang und

Digitized by Google

Finsterlohr, Kr. Mergentheim.

Turmobergeschoß hochführen. Die etwa 6 m hohe Mauer auf der N-Seite hat in etwa 4 m Höhe einen Mauerabsatz mit veränderter Mauerstruktur im oberen Teil, anscheinend aus späterer Zeit (Vermutung des † Professors K. Schumacher, Mergentheim), der wahrscheinlich auf nachträgliche Erhöhung des Wehrganges deutet. Nach NO hat der Turm an der Außenseite eine Torpfanne, die auf einen Zusammenhang mit der abgegangenen Burg deutet, die an Stelle des nördlich der Kirche gelegenen, heutigen Bauernhauses stand. Dort wurden durch Professor K. Schumacher Reste eines Pallas festgestellt.

— **Flein**, Kr. Heilbronn.

Ein Teil des Ortes mit der Kirche (Hl. Veit) steht auf einem Nagelfluhfelsen, Kirchberg genannt, der sich 20 m über der Talsohle erhebt. Der Friedhof war früher befestigt und verstärkte den natürlichen Schutz der günstigen Lage. Im 3. großen Städtekrieg „1450 vergalt Graf Ulrich einen Einfall der Heilbronner mit einer Belagerung der Stadt im Juni; ihr Gebiet wurde gänzlich verwüstet, der befestigte Friedhof von Flein erobert und die Kirche stark beschädigt, wenn nicht ganz zerstört". („Württembergisch Franken", Alte Folge, Bd. VII, S. 6.)

Digitized by Google

Finsterlohr, Kr. Mergentheim.
Kirche mit rundem Mauer-Eckturm.
Der Turm zeigt T-förmige Schießscharten.

Digitized by Google

Finsterlohr, Kr. Mergentheim.
Die Kirchhofsmauer von innen an der Ecke des Turmes. Die zugemauerte Tür führte in den Turm.

Am Mauerverband ist der Rest einer Treppe zum Wehrgang und zum Turmobergeschoß sichtbar.

Michelfeld, Kr. Hall.
Kirchhofsmauer von innen. Unten die Schießscharte, darüber der Absatz für den Wehrgang.

Digitized by Google

\+ **Forchtenberg,** Kr. Öhringen.

Der Ort liegt an einer Bergzunge zwischen Kocher und Kupfer. (Kirche: Hl. Michael.) Der Westturm „enthält noch einzelne Schießscharten, die gegen innen rundbogig (gewölbt) sind" (OAB. 1865, S. 213).

\+ **Fornsbach,** Kr. Backnang.

Die erhöht im NO des Dorfes auf dem noch halb ummauerten, alten Kirchhof stehende Kirche (Hl. Mauritius) hat im Ostturm in den unteren Geschossen nur Schießscharten, außer einem gotischen Fenster an der S-Seite.

\+ **Gammesfeld,** Kr. Gerabronn.

Der Ostchorturm (Hl. Nikolaus?) hat in den zwei mittleren Geschossen Schießscharten. Im W-Giebel drei Fensterschlitze, an der SO-Ecke ein kleines, schräg durch die Mauer geführtes Fenster zur Beobachtung. Von der Nonnenklause westlich der Kirche führt ein gewölbter Gang vom Keller in die Kirche.

— **Gottwollshausen,** Kr. Hall.

Die Georgskirche liegt in einem burgartig erhöhten, befestigten Kirchhof, auf einer Bergnase, von der Straße im Viertelkreis umfahren. Die alte Kirche wurde 1277 von den Gulden von Gottwollshausen abgebrochen, weil sie zu eng geworden war, und an der Stelle ihrer Burg neu erbaut. (Geweiht 1385.) Nach der OAB. 1847, S. 202, war schon im 11. Jahrhundert eine Kirche vorhanden. Stand sie damals schon im Mauerbering der Burg?

— **Gründelhardt,** Kr. Crailsheim.

In der NW-Ecke des Dorfes liegt hoch die Kirche (Hl. Laurentius und Margareta). Der Kirchhof war einst mit starker, mit Schießscharten bewehrter Mauer und festem Tor versehen. Von dieser Befestigung ist außer einem Mauerstumpf von 1 m Breite nichts mehr zu sehen.

? **Haßfelden,** Gemeinde Wolpertshausen, Kr. Hall.

Michaelskirche. Ein Bericht der Widmannschen Chronik (bearbeitet von Dr. Christian Kolb, S. 114) läßt auf ehemalige Befestigungen schließen: „... dann die Kirchen Reinwolsperg (Reinsberg, Kr. Hall), Ultzhofen (Ilshofen, Kr. Hall), Haszfelden (Haßfelden, Kr. Hall), Aspach (Oberaspach, Kr. Hall) etc. alle dazumahl von wegen dasz die bauren darein geflohen, vom feindt gestürmeth, entweyet gewesen, darumb auch niemandt dahin begraben worden" (1449).

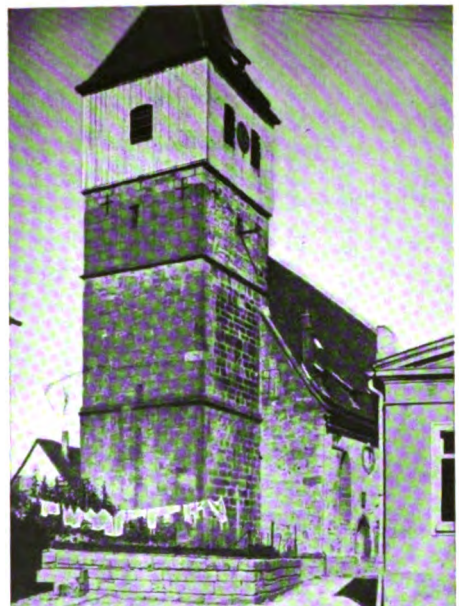
\+ **Hausen am Bach,** Kr. Gerabronn.

Im Chorturm der Martinskirche im 2. Geschoß Schlüsselscharten.

? **Heiligenbronn,** Gemeinde Spielbach, Kr. Gerabronn.

Kirche (Hl. Sebastian). Ein Bericht im Jahrbuch des Historischen Vereins in Mittelfranken, Bd. 24, S. 64, läßt auf die Befestigung der einstigen Wallfahrtskirche schließen. 1449 im 3. großen Städtekrieg flohen Söldner, von Reisigen aus Crailsheim angegriffen, in die Kirche zu „Hailkenbronn". „Allso Kamen die Feindt an die Kirchen und Wollten die unßern herauß nehmen, da stellten sich die unßern zur Wehr und trieben den Feindt Ab, allso Kamen die Feindt zum andernmal und Machten ein feur an die Kirchen und verbrannten

Digitized by Google

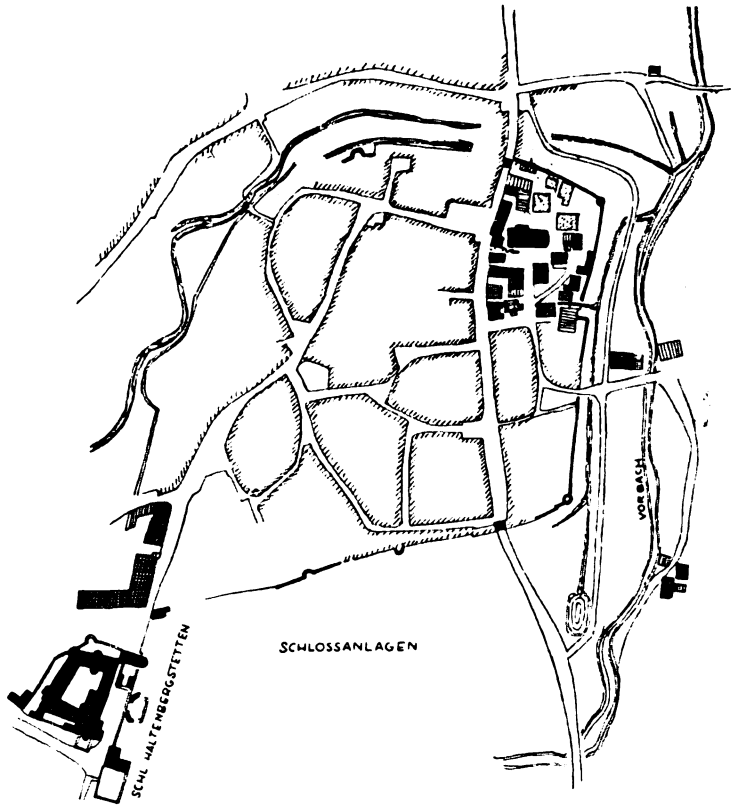


Lendsiedel, Kr. Gerabronn.
Kirche mit romanischem Westturm.

Niederstetten, Kr. Gerabronn.
Freistehender Kirchturm.

(Aufnahmen Georg Müller, Mergentheim.)

Digitized by Google



Niederstetten, Kr. Gerabronn.

die unßern mit der Kirchen gentzlich, Allso daz die unßern oben zum Chor herausſprungen, do hielten die Feindt ſchwerdter für daß die unßern mit darein Sprüngen und wurden die unßern mit den Brandt erſtochen."

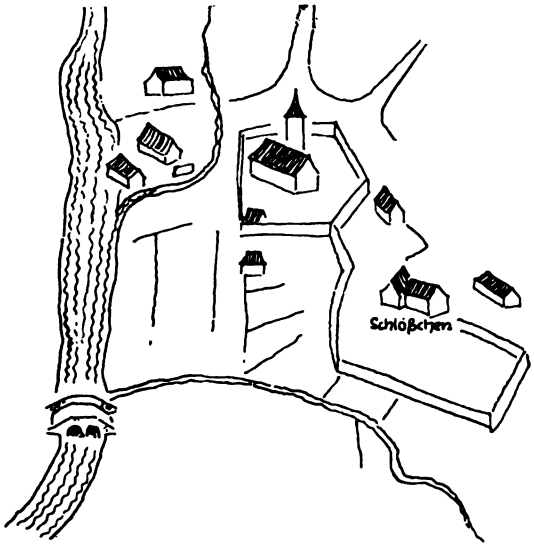
? **Heſſental**, Kr. Hall.

Die mitten im Ort liegende Kirche (Hl. Matthäus?) wird von einem Kirchhof mit hohen Futtermauern umgeben, in der alte Konſolſteine (Kragſteine) eingemauert ſind, die möglicherweiſe von einer Wehrgangauflage ſtammen (möglicherweiſe Schildmauerunterſtützung).

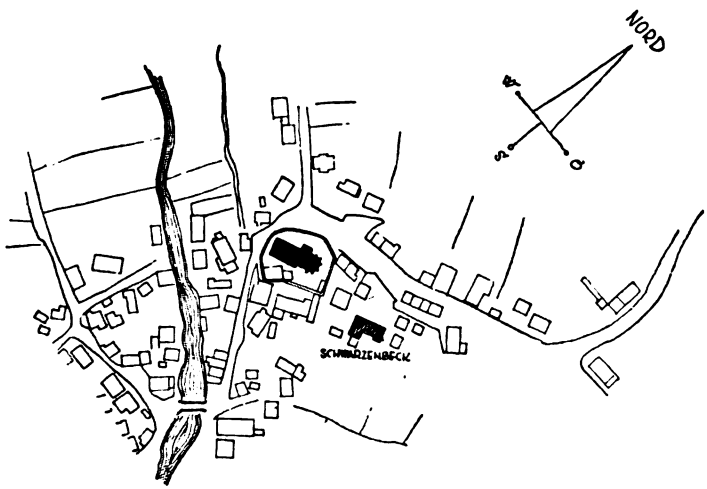
— **Hollenbach**, Kr. Künzelsau.

Dorf an der Mündung des Häußern- oder Hollenbaches in den Kocher, früher mit Graben und 2 Tortürmen befeſtigt. Im nordweſtlichen Teil liegt die Kirche (Hl. Stephanus). Der rechteckige, frühgotiſche Chor hat an der N-, O- und S-Seite in ziemlicher Höhe quadratiſche Öffnungen, 50 × 50 cm, die als Schießlöcher bezeichnet werden. Nördlich der Kirche ſtand auf den Grundmauern eines heutigen Hauſes in der Nähe der Mauer ein Turm, der noch 1700 erwähnt wird: Nach dem „Jagsberger Saalbuch" hatte Jagſtberg ein Öff-

Digitized by Google

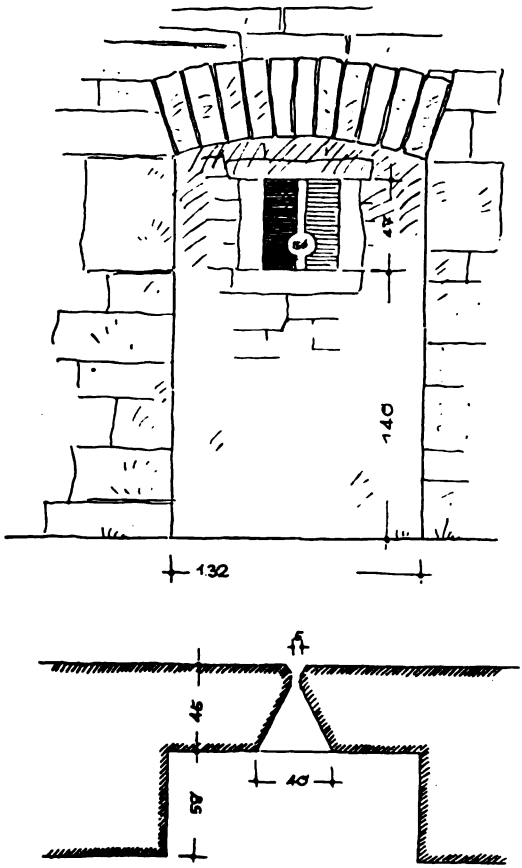


Rieden, Kr. Hall, nach einer handgemalten Karte der Gemeinde Rieden von 1703; Schlößlein und Kirche in gemeinsamer Ummauerung.



Rieden, Kr. Hall, nach Karte 1 : 5000, um 1830.

Digitized by Google



Rieben, Kr. Hall.
Schießkammer in der südöstlichen Kirchhofsmauer.

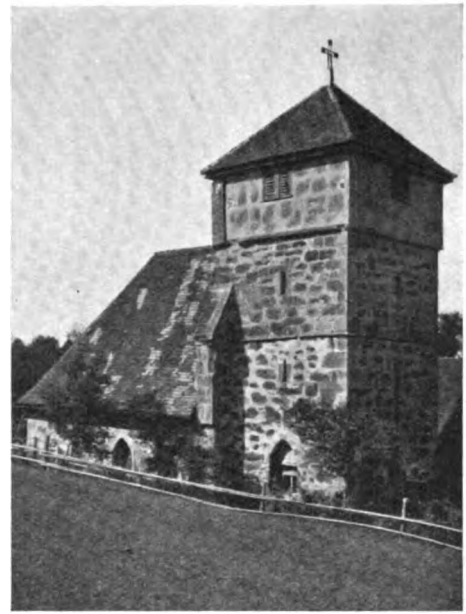
nungsrecht an dem alten, großen Turm gegen die Kirche zu. (OAB. 1883, S. 568.) Mit der Befestigung der Kirche hing auch ein altes Asylrecht für Mörder und Flüchtlinge zusammen, nach dem diese sich bis zu 3 Tagen dort aufhalten konnten. Der Türmer mußte binnen zwei Tagen Bescheid geben.

— **Jagstheim**, Kr. Crailsheim.
Kirche (Hl. Nikolaus) 1764/65 fast vollständig neu erbaut. Der Platz, auf dem sie steht, war bis 1832 als Friedhof benützt worden. Um die Kirche gehen gegen die O-Seite die alten Gaden, Aufbewahrungsräume für Hab und Gut und Zufluchtsstätten in Zeiten der Not. Allerdings sind sie stark verbaut. Von unten gesehen weisen sie jedoch auch jetzt noch deutlich das Mauerwerk einer alten befestigten Anlage auf. (Crailsheimer Heimatbuch, S. 498.)

— **Ilshofen**, Kr. Hall.
Die Kirche (Hl. Petronella) liegt am Rande der Stadt und war mit ihrem Kirchhof in die Befestigung der Stadt einbezogen. Bis 1830 waren Reste einer

Digitized by Google

Rinderfeld, Kr. Mergentheim.
Ganz rechts ist noch eine Schießscharte zu sehen.



Rückershagen, Kr. Gerabronn.
Ostchorturm mit Schießscharten.

(Aufnahmen Georg Müller, Mergentheim.)

Digitized by Google

ſtarken Befeſtigung des Kirchhofes zu ſehen. Im Städtekrieg 1449 wurde der Ort vom Markgrafen „Achilles“ geplündert und verbrannt. Damals flüchtete ſich ein Teil der Bevölkerung in die Kirche, verrammelte dieſelbe und leiſtete daraus hartnäckigen, aber erfolgloſen Widerſtand. Die Widmannſche Chronik (Exemplar Racknitz, Bl. 203 b) berichtet darüber: „Ultzhoffen wurdt erobert und verbrannt. Marggraff Albrecht zu Onoltzbach erobert mit ettlichen Rayſigen daſz Stättlin Ultzhoffen an der Schmerach liegendt, die bauren darinnen entronnen In die Kirchen, alſo underſtonnd Marggraff Albrecht, mit denn ſeinen die Kirchenn auffzuhauwen. Do ſtach unter der Kirchthür ain Baur der Hieß Kyfferlin herauß Marggraff Albrecht durch ein Schennkel.“

\+ **Lendſiedel,** Kr. Gerabronn.

Die Kirche (Hl. Pankratius) liegt etwa in der Mitte des Ortes auf leichter Erhöhung. Der Weſtturm, im Unterbau romaniſch, iſt aus ſauber gefügten, glatten Steinen mit Wolfsklauenlöchern gebaut. Im Turmerdgeſchoß nach N und S Schießſchartenöffnungen. Am Weſtgiebel des Schiffes (erbaut 1515 oder 1521), nördlich neben dem Turm, iſt eine Schießſcharte in Kreuzform. „Die Kirche ſteht auf dem befeſtigten Kirchhof.“ (OAB. 1847, S. 270.) Von der feſten Mauer iſt nur noch im S eine ſtarke Stützmauer vorhanden.

— **Lichtel,** Gemeinde Oberrimbach, Kr. Mergentheim.

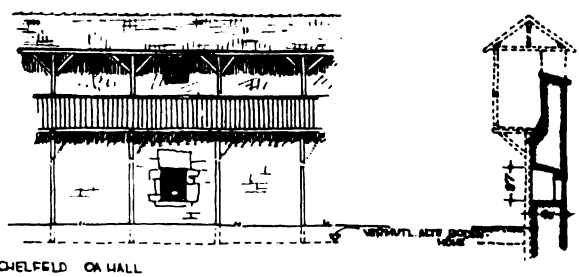
Ort ſamt Kirche (Hl. Nikolaus?) und den Trümmern der Burg hoch über dem felſigen Bergvorſprung des oberen Rimbachtales. Kirche mit Oſtturm ſehr alt. „Neben der Kirche liegen, von Graben und Wall und wieder einem Graben umgeben, die letzten Trümmer einer Burg, der zweite (äußere) Graben umſchließt auch die Kirche ſamt dem einſt feſten Kirchhof und zog ſich mitſamt einem Wall um das ganze Dorf.“ (OAB. 1880, S. 671.)

\+ **Michelbach an der Heide,** Kr. Gerabronn.

Die Kirche (Hl. Bonifatius und Burkhard) liegt hoch über einer Seitenſchlucht des Brettachtales. Die zum Teil alte Kirchhofsmauer hat noch einige Schießſcharten, von denen eine außen breiter iſt als innen (wie in Deizisau, Kr. Eßlingen). Die Mauer iſt innen 1,5 m, außen 2,35 m hoch. Auf das Schiff war bis zum Umbau Anfang des 20. Jahrhunderts ein Fruchtkaſten in Fachwerk geſetzt.

\+ **Michelfeld,** Kr. Hall.

Am SO-Eingang des Dorfes liegt die Kirche (Hl. Peter und Paul) in einem unregelmäßig viereckigen Kirchhof. Die Kirchhofsmauer, zum Teil mit Buckelquadern, iſt 1,5 bis 2,0 m hoch und zeigt deutlich Spuren von Befeſtigung: an der W-Seite iſt eine Schießſcharte, an der N-Seite iſt der ehemalige Wehrgang an dem Mauerabſatz zu erkennen. Der Chorturm weiſt im 1. und 2. Obergeſchoß



Rekonſtruktion des Wehrganges in Michelfeld, Kr. Hall. Maßſtab 1 : 200.

Digitized by Google

Schmerbach, Kr. Mergentheim.

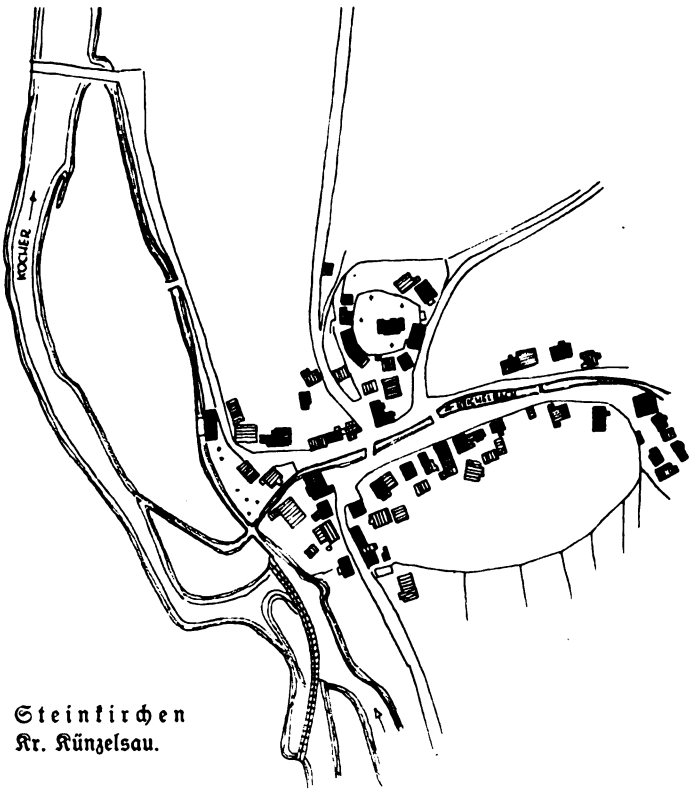
je eine Schießscharte auf. Wie eng noch im 17. Jahrhundert die Kirche in das Kriegsleben der Dörfer einbezogen war, zeigt die Gemeindeordnung von Michelfeld. „Des Dorffs zue Michelfeldt und deßelben Inwohner Ordnung und Gemeindts Brieff, Uffgericht Anno 1618: Zum Achten, Wan man aber Sturm schlägt, oder die zwen gewonliche Schuß von dem Kirchthurm geschehen, soll ein jeder Gemeindsman eilends bei der Herrschaft straff, uff dem Kirchhoff mit seiner wehr, oder einem Feuer Eimer, nach Gelegenheit, sich finden lassen." (Mitteilung von Hauptlehrer K. Schumm, Neunkirchen bei Schwäb. Hall.)

— **Morsbach,** Kr. Künzelsau.
Die ursprünglich romanische Kirche (Hl.: Maria, Alban und Wendelin) am SO-Ende des Dorfes, am Ortsausgang, hatte, wie heute der Turm, nur einige Mauerschlitze. Fenster wurden erst etwa 1840 eingebrochen. Es war auch nur ein Eingang im W vorhanden. „Der massive Bau scheint zugleich als Burg des Dorfes angelegt zu sein." (OAB. 1883, S. 684.)

— Weiler **Münster,** Gemeinde Unterrot, Kr. Gaildorf.
M. uralter Kirchort. Die Kirche (Hl. U. L. Frau) steht auf dem einstmals befestigten, erhöhten Kirchhof.

— **Neckargartach,** Kr. Heilbronn.
Die Kirche (Hl. Petrus) im nordwestlichen, etwas höheren Teil des Ortes steht auf einer nach S und W abfallenden Geländestufe. Der Ort war früher mit

Digitized by Google



Steinkirchen
Kr. Künzelsau.

Wall, Graben und drei Toren befestigt. „Besonders befestigt scheint der nordwestliche Teil mit der Kirchenterrasse und dem Pfarrgarten bis zum Pfarrhaus gewesen zu sein, so daß er den Bewohnern in älterer Zeit einen festen Zufluchtsort bot, wie in Flein und an anderen Orten." (OAB. 1901, Bd. II, S. 402.)

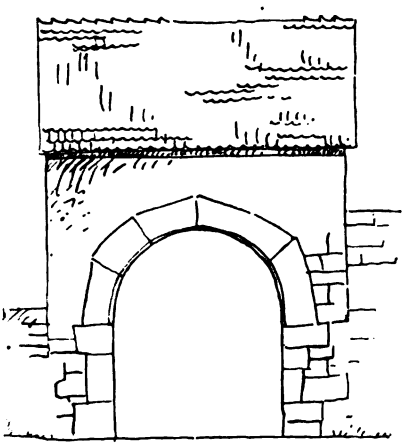
\+ **Niederstetten,** Kr. Gerabronn.

Der Ort zu Füßen der Burg Haltenbergstetten ist mit Mauern, Türmen und Toren befestigt. Am NO-Ende liegt die Kirche des heiligen Jakobus. Der romanische Glockenturm steht in etwa 2 m Entfernung in abweichender Achsenrichtung westlich der Kirche und enthielt früher das tonnengewölbte Einfahrtstor in den Kirchhof, dessen Mauern aber heute abgebrochen sind. Auf der Rückseite des Turmes liegt die Einsteigpforte in Höhe des Obergeschosses.

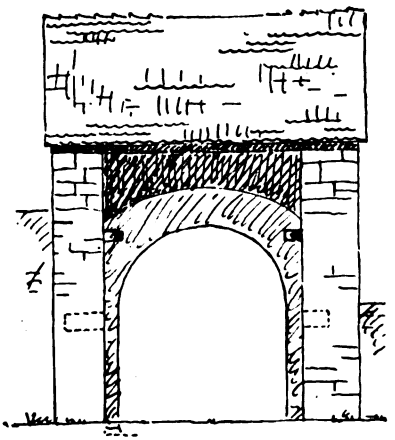
? **Oberaspach,** Kr. Hall.

Die vielleicht schon 750 (nach Bossert) gegründete Kirche (Hl. Kilian) wurde 1221 geweiht, 1680 und 1756 erneuert. Der Kirchhof war ummauert. Ein Bericht der Widmannschen Chronik (siehe Haßfelden, Kr. Hall) läßt auf etwaige ehemalige Befestigung schließen. Danach haben sich die Bauern 1449 in den Kirchhof zurückgezogen, der vom Feind gestürmt wurde. Der Kirchhof wurde hierauf für entweiht erklärt. Niemand durfte nach dem Kampf dort begraben werden, ehe die neue Weihe vollzogen war.

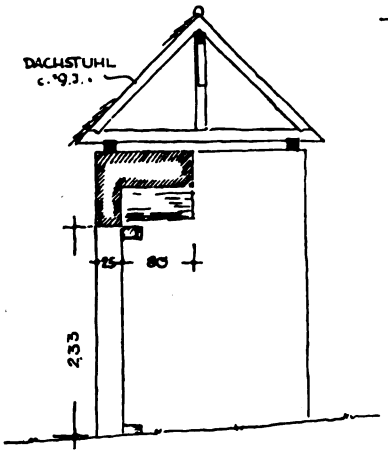
Digitized by Google



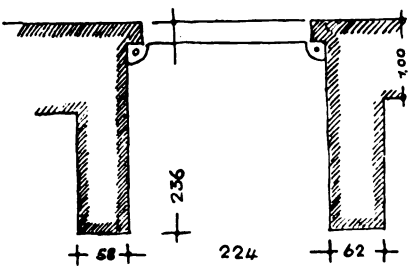
ANSICHT V AUSSEN



ANSICHT V. INNEN



SCHNITT



Grundriß

Steinkirchen, Kr. Künzelsau.

Festes Kirchhofstor.

— **Oberrot, Kr. Gaildorf.**

„Der Kirchhof war befestigt" (KADW., S. 216). (Hl. Bonifatius.) Basilika 787 schon erwähnt (WUB. IV, S. 319).

+ **Oberstetten, Kr. Gerabronn.**

Dorf mit Wall und Graben und einem Geheg nebst zwei Tortürmen verwahrt. Der Kirchhof ist ebenfalls befestigt, „mit einer Mauer und davor mit doppeltem Wall und Graben, deren Spuren heute noch zu sehen sind" (KADW., S. 310). Nach dem Bauernkrieg (1525) leisteten die Bauern von O. zwei Tage lang Widerstand gegen Adam von Thüngen.
Mutterkirche für das Vorbachtal von Schrozberg bis Laubenbach. Im 9. Jahrhundert schon erwähnt.

Digitized by Google

— **Orlach**, Kr. Hall.
Der Ort, am rechten Rande des Kochertales, war mit Abschnittsgraben und Wall als hällische Grenzburg befestigt. „Auch der Kirchhof war befestigt mit 4 Türmen." (KADW., S. 577.) Davon ist heute nichts mehr vorhanden (Hl. ? ehemals Bartholomäus in Kilian umgetauft).

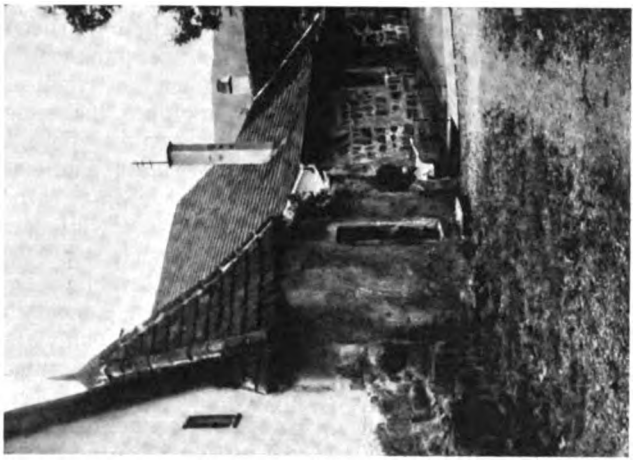
+ **Ottendorf**, Kr. Gaildorf.[10]
Hoch am Abhang des Kochertales, am westlichen Ende des Dorfes, liegt die Martinskirche, erbaut in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an Stelle einer früheren. Der nördlich angebaute wehrhafte Turm beherrscht die Straße und das Kochertal. In 2 Geschossen hat er Schießscharten in Schlüsselform, nach N und O je zwei, nach W je eine. Der Turmeingang von O her ist erst als Durchbruch 1812 geschaffen worden. Die jetzige Stützmauer der Straße ist zum Teil wohl im Umbau ein Stück der alten Befestigungsmauer des alten ummauerten Kirchhofs. Die Ummauerung ist im Lagerbuch der Heiligenpflege St. Martin vom Jahre 1595 noch bezeugt und von ihrer mehrfachen Wiederherstellung in Rechnungen noch bis ins 19. Jahrhundert die Rede. Der als Stützmauer dienende Teil trägt noch die Jahreszahlen 1740 und 1888. Im Westteil des Kirchhofs ist im Boden die alte Befestigungsmauer noch in 1 m Dicke feststellbar (Fr. Frank, Ottendorf). Die heutige Straße, die 1865 erbaut worden ist, führt durch die ehemalige Anlage, welche Kirche und Burg als einen Bezirk umschloß. Prescher nahm an, daß die Kirche an Stelle der alten Burg 1453 erbaut sei. Diese Burg wird aber 1549 noch erwähnt, so daß Preschers Annahme nicht stimmen kann. Die Mauern der Burg sind östlich und nördlich der Kirche im Grund heute noch feststellbar, ebenso diejenige des Burgturmes (im Anwesen von Gebäude Nr. 40).

+ **Rappach**, Kr. Öhringen.
Auf kleiner, aber schroffer Anhöhe inmitten der Hohenloheschen Ebene steht die Kirche (Hl.: U. L. Frau, Jakob und Johannes), die im O durch das zum Brettachtal abfallende Gelände, im S durch einen künstlichen Graben geschützt ist. Kirchenschiff vielleicht 13. Jahrhundert, die 4 Drachensteine am Giebel später (?) eingesetzt. Niedriger, plumper Ostchorturm mit sehr starken Mauern, romanisch, unten Buckelquader mit Löchern. Kirchentüre im W zum Verriegeln.

— **Reinsberg**, Gemeinde Wolpertshausen, Kr. Hall.
Kirche und Kirchhof waren einst befestigt (Hl. Petrus). Während des Städtekrieges 1449 (Bebenburger Fehde) war R. der Schauplatz blutiger Vorgänge, besonders der Kirchhof, auf dem der hällische Anführer Hans Bub von Frankfurt bestialisch erstochen wurde. Die Haller hatten eine Schlappe erlitten und wollten anscheinend in der Kirche festen Fuß fassen. Da griffen die Brandenburger die Kirche an, in welche sich die Bauern des Ortes (von Martens: Jedenfalls werden Haller und Bauern im Turm gewesen sein) verrammelt hatten und sich hauptsächlich durch eine große Menge Steine, die sie auf den Kirchturm gebracht hatten, so hartnäckig verteidigten, daß die Brandenburger endlich vom Angriff abließen und sich zurückzogen. Auch die Widmannsche Chronik erwähnt

[10] Dieser Abschnitt ist gegenüber dem in dem Buch „Die Dorfkirche als Wehrbau, mit Beispielen aus Württemberg" von W. von Erffa (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1937, S. 107) gebrachten Abschnitt über Ottendorf wesentlich berichtigt und ergänzt durch die Schriftleitung.

Digitized by Google



Sulzbach an der Murr.
Mauerturm an der Kirchhofsmauer, von innen gesehen.

Steinkirchen, Kr. Küngelsau.
Ehemaliges festes Kirchhofstor.

Digitized by Google

diesen Angriff (siehe Haßfelden, Kr. Hall) und berichtet, daß die Kirche hinterher für entweiht galt und niemand vorerst darin begraben werden durfte (Verletzung der Asylrechtsbestimmungen).

\+ **Rieden,** Kr. Hall.

Die Kirche (Hl. U. L. Frau) liegt im oberen Teil des Dorfes auf steiler Anhöhe über der Biber. Der Kirchhof wurde ehemals rings von einer starken Wehrmauer umschlossen, von der auf der NO-Seite (Hangseite) noch gut erhaltene Reste von 5 m Höhe geblieben sind. Im NO führt auch ein großes, rundbogiges Tor ins Freie. Im östlichen Teil sind Schlüsselscharten in etwa 4 m Höhe, die, obwohl keine Balkenlöcher, Konsole oder ähnliches vorhanden sind, einen ehemaligen Wehrgang verraten. Im südlichen Teil der Mauer ist zu ebener Erde eine sogenannte Schießkammer. Die Mauersteine haben Steinzangenlöcher. Bei der Kirche hat früher ein Schlößchen gestanden, nicht, wie KADW. S. 577 annimmt, an der Stelle des heutigen Pfarrhauses, sondern (wie Dr. Kost, Schwäb. Hall, nachweist) an der Stelle des sogenannten Schwarzenbeckenhauses, das etwa 25 m östlich der Kirche auf dem höchsten Punkt des Ortes liegt. Im Kellergeschoß befindet sich ein Raum mit doppelter Kreuzgewölbedecke, von dem aus, der Sage nach, ein unterirdischer Gang nach der Kirche geführt haben soll, dessen anderes Ende in der Kirche aber nicht festzustellen ist. Auf jeden Fall stand die Kirche in Beziehung zu dem „Schlößchen", da nach einer Karte von 1703 beides eine gemeinsame Ummauerung zeigt.

? **Rietenau,** Kr. Backnang.

Kirche (Hl. Ulrich) frei und hoch am N-Ende des Dorfes auf dem alten Friedhof, „der einst sehr fest gewesen sein muß. Seine Mauern bilden namentlich gegen O eine hohe Terrasse." (OAB. 1871, S. 293.)

\+ **Rinderfeld,** Kr. Mergentheim.

„Kirche ... in dem mit alter, starker Mauer umgebenen Friedhof, in der Schießscharten und ein frühgotisches Fenstermaßwerk über dem Eingang sich befinden." (OAB. 1880, S. 702.) (Hl. Michael.)

\+ **Rückershagen,** Kr. Gerabronn.

Die Kapelle steht auf einer Felsbank, aus der ein Brunnen quillt. Im Ostchorturm befinden sich Schießscharten. Die Befestigungsmauer, die einst die Kirche umschlossen haben soll, ist vielleicht mit der Brandschatzung durch die Haller im Städtekrieg 1449 zerstört worden.

\+ **Schmerbach,** Kr. Mergentheim.

Der Ort ist um die Schmerbachquelle angelegt und zieht sich im O die Talwand hinauf, an der auch die Kirche (Hl. Johanna), „eine wirkliche Veste, Bollwerk der Rothenburger" (OAB. 1880, S. 730), mit der ehemaligen Burg (heute Schulhaus) liegt. „An der O-Seite des Kirchhofes standen 2 starke, viereckige Türme, 2 Stockwerk hohe Mauern mit Schießscharten liefen rings herum." (OAB. siehe oben.) Im W ist der durch die Doppelmauer gebildete Zwinger noch sichtbar, die übrigen Mauern und Türme sind verschwunden. Westlich der Kirche lag in unmittelbarer Nähe die Burg, an dem Mauerrest der N-Wand ist ein Toransatz zu erkennen, so daß angenommen werden kann, daß der alte Zugang von dieser Seite kam. Die weiter südlich gelegene andere Torpfanne wird ebenfalls zur Gesamtanlage dieser rothenburgischen Grenzburg gehören.

Digitized by Google

Sulzbach an der Murr, Kr. Backnang.

Als solche wurde 1525 Schmerbach auch angegriffen und verbrannt. „Die Thüngensche Fehde mit Rothenburg. ... den Freitag früh (nach Exaudi 1525) haben sie (von Thüngen und Helfershelfer) geplündert Renbach, Wettringen mitsamt dem Kirchhof ... Am Samstag des Pfingstabends, des morgens früh fingen unsere Feinde wieder an zu brennen und verbrannten den Vorbach ... Schmerbach mitsamt der Kirche, Rimpach mitsamt dem Thurm daselbst." (Pfarrer Bürger aus Kochersteinsfeld, „Württembergisch Franken" Alte Folge, Bd. 8, S. 492.)

— **Schwabbach, Kr. Öhringen.**
Auf kleiner Anhöhe mitten im Ort die Kirche (Hl. Sebastian). „Der früher um die Kirche gelegene, wie die noch hohe Mauer ahnen läßt, ehedem feste Kirchhof, seit 1750 vor das Dorf verlegt." (OAB. Weinsberg 1861, S. 329.)

Digitized by Google

Kransberg (Kransburg) mit Laufen am Kocher, Kr. Gaildorf, links unten. In der Mitte oben Herberg mit der Wallfahrtskirche, rechts das Schloß Untergröningen (nach der Widmannschen Chronik, Handschrift Racknitz, Blatt 277, Ende 16. Jahrhundert.)

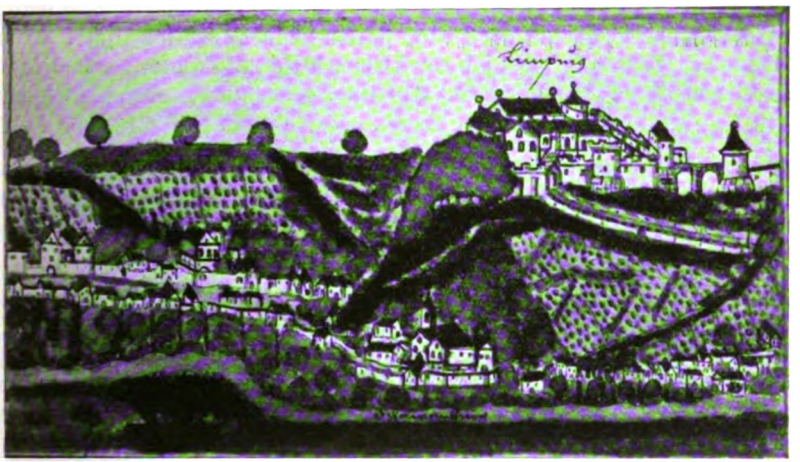
\+ **Weiler Sichertshausen,** Gemeinde Niederstetten, Kr. Gerabronn.

Die Kapelle (Hl. ?) liegt über dem Dorf auf einer Bergnase und ist durch halbkreisförmige Umwallung und tiefen Graben an der W-(Berg-)Seite und der beiderseitig anschließenden Abrundung geschützt. Nach O natürlicher Steilabfall von 30 m. Die Befestigung, die noch gut zu erkennen ist, umschloß ein ziemlich ebenes Oval von etwa 40 : 50 m. Bei einer Kanalgrabung 1933 kamen westlich der Kirche größere, gut gerichtete Kalksteinquader zu Tage. Da nahe dabei der Wallgraben von einem Durchgang unterbrochen ist (ein zweiter daneben scheint jünger zu sein), könnten sie von einer Toranlage oder auch einer Umfassungsmauer herrühren. Der Weg vom Durchgang herab zum Dorf ist noch erhalten. Die Anlage erinnert topographisch an Ailringen. (Angaben von Dr. Kost, Schwäb. Hall.) Die frühgotische Kapelle hat nur gegen S ein viereckiges Fenster und eine Pforte.

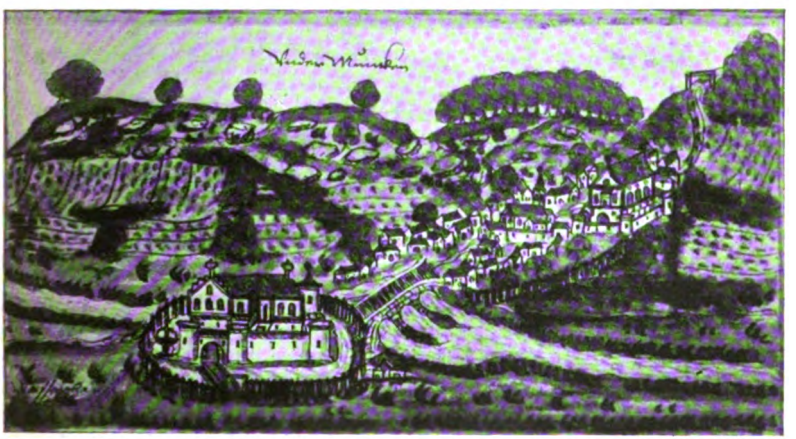
— **Sontheim,** Kr. Heilbronn.

In beherrschender Lage auf dem Platz der früheren Burg und der Kapelle stehen Kirche und Pfarrhaus von starken Mauern umgeben und wohl befestigt (OAB. II, S. 438). Ringmauer und Mauerturm 1840 niedergelegt (OAB. 1901, Bd. I, S. 296). Die Zehntscheuer und 2 Keltern standen außerdem im Mauerring. Die Stützmauer am Steilabfall ist sehr hoch, ihre innere Brüstungshöhe heute etwa 1 m. Auch der Ort war früher befestigt.

Digitized by Google



Limpurg, am Fuß die Schauenburg mit der Urbanskirche und Unterlimpurg, Kr. Hall (nach der Widmannschen Chronik, Handschrift F 200 der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Blatt 8).



Untermünkheim, Kr. Hall.
Inmitten des Ortes die mauerumwehrte Kirche mit Schießscharten (oben links). Nach obengenannter Chronikhandschrift — Ende 16. Jahrhundert —, Blatt 32.

Digitized by Google

+ **Spielbach**, Kr. Gerabronn.

Die ziemlich eben und mitten im Ort gelegene Kirche (Hl.: Maria und Eucharius) hat im ersten Obergeschoß des Ostchorturmes T-förmige Schießscharten in Schießkammern, die aus der 1,03 m starken Mauer ausgespart sind. An der Leibung der Scharte befindet sich ein Steinmetzzeichen. In dem darüberliegenden Glockengeschoß ist auf der SO-Ecke ein Beobachtungs- oder Schießschlitz.

? Weiler **Standorf**, Gemeinde Niederrimbach, Kr. Mergentheim.

Kirche (Hl. Ulrich) auf hoher Bergkuppe, durch schroffe Schluchten abgetrennt. Spätromanischer Zentralbau (regelmäßiges Achteck), von zwei Türmen nur einer ausgeführt.

? **Steinbach**, Kr. Hall.

Kirche (Hl. Johannes Baptist) auf steilem Felsrücken zwischen Kocher- und Waschbachtal. Nach der Widmannschen Chronik (F 200, Bl. 9) weist die Kirche eine starke Ummauerung mit Schießscharten auf. Die Chronik ist allerdings nicht zuverlässig, doch ist eine Befestigung dieser Kirche an der an sich schon strategisch günstigen Stelle durchaus möglich. Die OAB. 1847, S. 241, nimmt an, daß an der Stelle der Kirche früher eine Burg gestanden hat.

+ **Steinkirchen**, Kr. Künzelsau.

Die Kirche (Hl. Michael) liegt auf einer kleinen Bergnase zwischen Kocher- und Reichenbachmündung. Das Gelände ist nach W, dem Kocher zu, durch Stützmauern terrassiert, die nicht unbedingt Wehrmauern sein müssen, da die unter der Mauer vorbeiführende Straße sicher alt ist. Diese Mauer ist aus Feldsteinen aufgeführt und etwa 1 m stark, innen 1 bis 1,20 m hoch, außen gegen N und W beträchtlich höher. Das überdachte Tor im S ist nicht gleichzeitig mit der Mauer gebaut, wie der Anschluß von Mauer und Tor zeigt. Dieses Tor hat eine Tiefe von 2,36 m und etwa ebensolche lichte Weite. Im inneren Anschlag sind noch die steinernen Torpfannen zu sehen und die Löcher für den Holzriegelverschluß. Das rundbogige Tor ist aus glatten Sand- und Muschelkalksteinen gemauert und stammt vermutlich aus dem 15. oder 16. Jahrhundert.

Auf der aus dem 14. Jahrhundert (?) stammenden Chorbemalung trägt im östlichen Zwickel ein Engel das Kirchenmodell, das dort schon von einer Mauer umgeben ist.

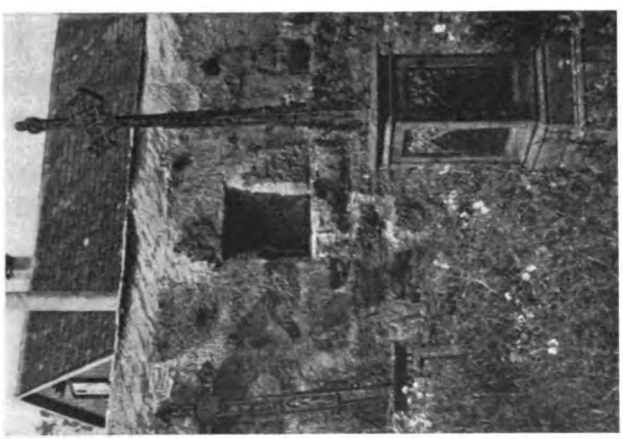
? **Stimpfach**, Kr. Crailsheim.

Kirche (Hl. Georg) auf einer Anhöhe im Dorf. An der verputzten Kirchhofsmauer sind heute keine Anzeichen einer ehemaligen Befestigung mehr zu sehen. Eine alte Urkunde weist jedoch auf eine solche hin: 1434 stand Burkhard von Wolmershausen in heftigem Streit mit Abt Johann von Ellwangen. Die Untertanen Burkhards sollten der Gemeinde helfen, Riegel und Zäune zu bauen und den Kirchhof zu bewahren. (OAB. 1884, S. 440.) Demnach hatte der Ort einen Bannzaun und Kirchhofsbefestigung.

— **Stöckenburg**, Kr. Hall.

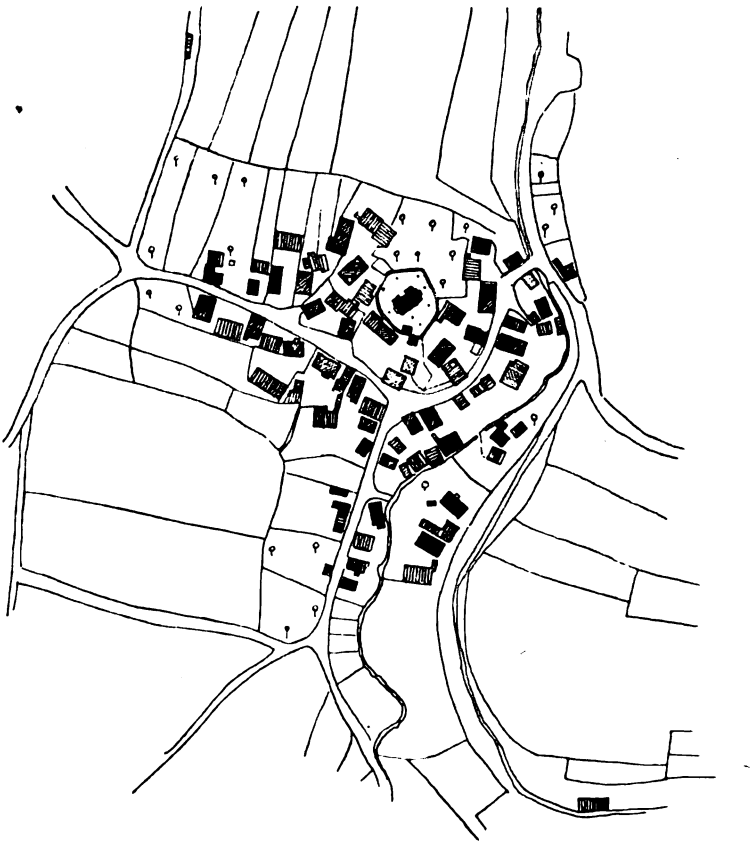
Martinskirche auf isoliertem, steilem Bergrücken, der (südöstlich von der Bühler und vom Ahlenbach) auf drei Seiten von Wasser umgeben ist. Die Stöckenburg war eine merowingische Grenzfeste gegen die Alamannen, wahrscheinlich schon durch Chlodwig (Anfang 6. Jahrhundert?) zusammen mit der Kirche, die da-

Digitized by Google



Untersontheim, Kr. Hall.
Links: Schießscharte in der Kirchhofsmauer von innen. — Rechts: Die Mauer mit Buckelquadern von außen.

Digitized by Google



(1833)

Wildentierbach, Kr. Gerabronn.

mals schon an der Stelle der heutigen gestanden haben muß, auf diesem militärisch günstigen Platz gegründet. In der Nähe lag die Heerstraße, die bei Münkheim den Kocher überschritt und bei Sontheim das Bühlertal betrat. Die Kirche war Urpfarr- und Missionskirche für den Mulachgau, dem größten Teil des heutigen Württembergisch Franken. Auf einem Bild der Widmannschen Chronik (16. Jahrhundert) ist die Kirche noch hoch ummauert dargestellt, heute ist von einer Befestigungsmauer nichts mehr zu sehen.

? **Sulzbach a. K., Kr. Gaildorf.**

Kirche, eine der ältesten Michaelskirchen, auf geschütztem, hochgelegenem Platz. S. wird 1024 unter den Grenzorten des Virgundforstes genannt. In einem Grenzort wäre die Befestigung der Kirche denkbar. Allerdings suchten die Sulzbacher 1634, als eine Abteilung Kaiserlicher (Kroaten) in die Gegend kam, nicht

Digitized by Google

Wilbentierbach, Kr. Gerabronn. — Der Eingangsturm zum Kirchhof.
(Aufnahme Georg Müller, Mergentheim.)

den Kirchhof auf, sondern bereiteten für sich und ihr Vieh einen Zufluchtsort im Komburger Wald, der jetzt noch „Verhack" genannt wird. Demnach war der Kirchhof damals nicht mehr oder nur ungenügend befestigt.

+ **Sulzbach a. d. M., Kr. Backnang.**

Mitten im Ort an wichtiger Straßenkreuzung (Stuttgart—Murrtal und Stuttgart—Mainhardter Wald) liegt die Kirche (Hl. Ulrich) auf steiler Höhe. Von der Kirchhofsmauer ist nur ein Stück der 10 Fuß hohen Stützmauer im O übrig, das von einem runden Mauertürmchen flankiert ist. Die Kirche wird 817 (WUB. I, S. 87) schon erwähnt.

+ **Tüngental, Kr. Hall.**

An der Kirche (Hl. U. L. Frau) sehr schmaler, ehemaliger Westturm, nach Dr. Gabel, Heilbronn, romanisch, am Fuß durch Strebemauern verstärkt; der Turm hatte vor dem letzten Umbau keinen Eingang von außen und eine undeutliche Schlüsselscharte auf der jetzigen Eingangsseite (im N). Der Kirchhof mit alter Ring- und Stützmauer, durch Strebepfeiler verstärkt. Heute nur noch niedere Teile erhalten. Nach der Widmannschen Chronik muß die Mauer früher hoch und mit Schießscharten versehen gewesen sein.

+ **Übrigshausen, Kr. Hall.**

Der Ort liegt flach auf der Haller Ebene, von der Kupfer im leichten Einschnitt durchflossen. Die Kirche liegt nach drei Seiten erhöht. Dieser Platz ist offenbar künstlich verstärkt und der alte Kirchhof durch Stützmauern gesichert. Der Ostchorturm hat Schießscharten. (Mitteilung des Pfarramts Übrigshausen.)

Digitized by Google

? **Unterlimpurg,** Kr. Hall.

Am Fuß der einst bedeutenden Oberlimpurg liegt im Tal des Kochers Unterlimpurg. Nach einer Abbildung der Widmannschen Chronik F 200 (16. Jahrhundert) bildete die Schauenburg und die Urbanskirche einen Komplex, um den eine Schießschartenmauer geführt war. Bruchteile einer starken und hohen Mauer, allerdings ohne bestimmte Anzeichen für eine besondere Befestigung, sind noch erhalten. (Nach Hoffmann, „Kirchenheilige", Kapelle unter Limpurg, Hl. U. L. Frau.)

? **Untermünkheim,** Kr. Hall.

Nach der Widmannschen Chronik hatte der Kirchhof eine starke Mauer mit Schießscharten, von der heute nichts mehr erhalten ist. Untermünkheim war fränkische Ursiedlung an alter Heerstraße mit ausgedehnter Pfarrei.

\+ **Untersontheim,** Kr. Hall.

Die Kirche (Alle Heiligen) liegt mitten im Dorf, wie auf einer Terrasse, umgeben von hoher Kirchhofsmauer aus meist glatten Steinen. Auf der S-Seite und am Tor der N-Seite ein Stück Buckelmauerwerk erhalten. Auf der N-Seite 2 Schießscharten. An der Mauer neben dem überdeckten Eingangstor auf der N-Seite ein Balkenloch, das vermutlich von einer früheren Wehrgangsunterstützung stammt.

— **Unterweißach,** Kr. Backnang.

Kirche (Hl. Agathe) frei und hoch auf dem früheren, festen Friedhof.

— **Vorbachzimmern,** Kr. Mergentheim.

Die Kirche (Hl. Nikolaus) „besteht aus einem sehr alten, schwerfälligen Ostturm (etwa 7 m breit), der Überrest einer alten Kapelle ist und zugleich zur Verteidigung und Sperrung des Vorbachtales diente". (OAB. 1880, S. 747.) Nach N hat der Turm kleine Fenster und Schießscharten. „Auf der Kirchhofsmauer befanden sich 2 weitere Türme" (OAB., siehe oben), von denen heute nichts mehr vorhanden ist. Auch von der Mauer sind nur unbedeutende Reste übriggeblieben.

— **Waldbach,** Kr. Öhringen.

An der SO-Seite des Dorfes, etwas erhöht, liegt die Pfarrkirche (Hl. Kilian und Nikolaus), von einer ziemlich hohen Mauer umgeben. „Der früher um die Kirche gelegene, feste Kirchhof ist 1602 vor das Dorf verlegt worden." (OAB. Weinsberg 1861, S. 371.)

? **Wallhausen,** Kr. Gerabronn.

Pfarrdorf an der Kaiserstraße. Kirche (Hl. Veit). Der noch ummmauerte Kirchhof war wahrscheinlich befestigt, da er 1449 im 3. großen Städtekrieg von den Städtern erstürmt wurde. (Siehe Haßfelden, Kreis Hall; Reinsberg, Kr. Hall; Heiligenbronn, Kr. Gerabronn.)

\+ **Welzheim,** Kreisstadt.

Kirche (Hl. Gallus) in freier Lage etwas erhöht. „Ein befestigter Kirchhof mit Graben und einer hohen Mauer" (OAB. 1845, S. 120) und Mauertürmchen (Kgr. B., S. 524). Heute ist von der Befestigung nichts mehr zu sehen.

Digitized by Google

Wildentierbach, Kr. Gerabronn.
Südecke der Kirchhofsmauer mit dem Sockel für ein Mauertürmchen.
(Aufnahme Georg Müller, Mergentheim.)

+ **Wermutshausen,** Kr. Mergentheim.
Die Kirche (nach Feststellung von Oberlehrer Wallrauch, Dörzbach, Hl. Petrus) liegt an einem flachen Hang und „steht im ummauerten, einst sehr festen Kirchhof. Dieser hatte 3 Türme, 2 runde in der Westecke und einen viereckigen als Torturm an der Ostseite." (OAB. 1880, S. 830.) Nur von dem Nordwestturm (Bergseite) ist ein Mauerstumpf erhalten, mit einer Mauerstärke von etwa 1 m. Merkwürdigerweise tritt der Turm nach innen, statt nach außen hervor.

+ **Westheim,** Kr. Hall.
Martinskirche in beherrschender Lage neben einer Burg (nicht wie KDAW. schreibt: an Stelle der 1318 verbrannten Burg, da die Kirche schon 1285 erwähnt wird). W. ist wie die Stöckenburg auf altem fränkischem Königsgut gegründet und war eine Tochtergründung von Stöckenburg. Auf der O-Seite, über dem Steilabfall, befindet sich ein kleines Stück Mauer mit einem Absatz, das möglicherweise von einer Mauerbefestigung stammt (siehe Erklärung der Mauerabsätze!).

Digitized by Google

? **Wiesenbach, Kr. Gerabronn.**

Ulrichskirche am Abhang über dem Bach in noch ummauertem Kirchhof. Der massige Ostchorturm hat in den mittleren Geschossen einfache Scharten (Schießscharten?), außen 66 × 15 cm, innen 80 cm hoch, 82 cm breit (nach Mitteilung von Pfarrer Zwißler, Wiesenbach).

\+ **Wildentierbach, Kr. Gerabronn.**

Der Ort war bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Mauern und Türmen bewehrt. KADW., S. 329, nennt Zaun und 3 Tortürme. Der hochgelegene Kirchhof (Hl. Maria?) ist jetzt noch von einer starken Festungsmauer umgeben, die früher höher war und Scharten hatte. Der Eingang führt durch einen mächtigen Torturm, dessen Obergeschoß Zugang vom Kirchhof durch eine Steintreppe hat und mit Schießscharten versehen ist. Die Mauerecken sind unten mit Buckelquadern gemauert, die anscheinend von einem anderen Bau stammen, vielleicht von der 1509 zerstörten Burg W. Demnach dürfte der Turm nach dem 16. Jahrhundert erbaut worden sein. Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt wahrscheinlich auch die sorgfältig gearbeitete Auskragung an der SW-Ecke der Mauer mit Stufenprofil, die ohne Zweifel einen hölzernen Erker getragen hat.

Zu der abgegangenen Burg bei der Kirche soll ein unterirdischer Gang vom sogenannten Schloßgraben im Wald (1,5 km vom Ort!) bestanden haben.

Weinsberg mit Weibertreu und Heilanstalt vom Flugzeug aus gesehen

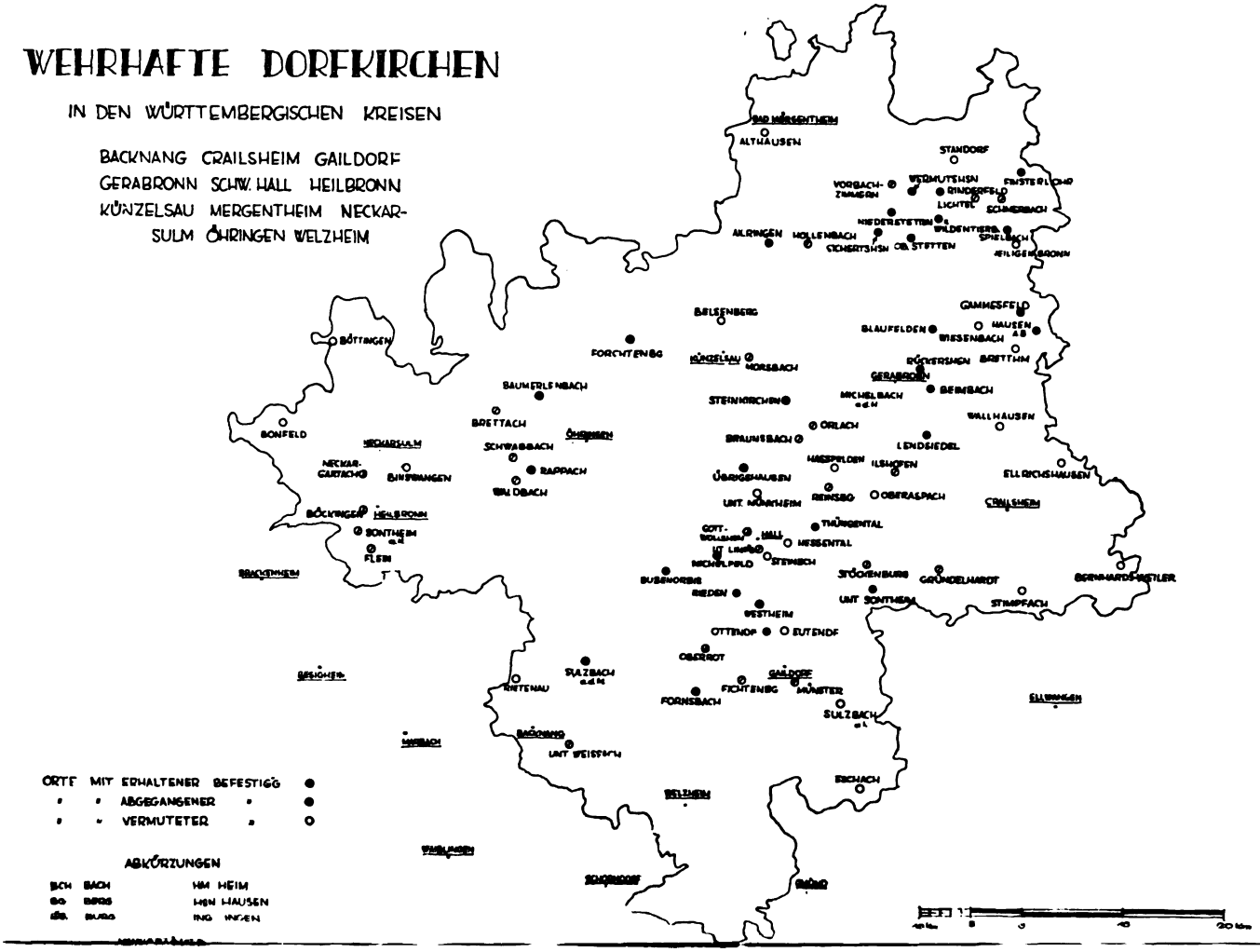
Weinsberg, Kr. Heilbronn. Das Bild soll zum Abschluß des Aufsatzes über wehrhafte Dorfkirchen auch die befestigte Kirche einer württembergisch-fränkischen Stadt zeigen. In der Bildmitte beherrscht die feste Kirche die stufenförmig aufgebaute Stadt als Eckbollwerk. Auf dem weinbergbedeckten Bergkegel am linken Bildrand die Burg Weibertreu.

Digitized by Google

Buchstäbliches Ortsverzeichnis

	Seite
Ailringen, Kr. Künzelsau, 64, 66 ..	68
Altböckingen, Kr. Heilbronn	68
Althausen, Kr. Mergentheim, 55 ..	68
Baumerlenbach, Kr. Öhringen, 60 ..	68
Beimbach, Kr. Gerabronn, 58	69
Belsenberg, Kr. Künzelsau	69
Bernhardsweiler, Kr. Crailsheim ..	69
Binswangen, Kr. Neckarsulm, 55 ..	69
Blaufelden, Kr. Gerabronn, 58, 66, 67	70
Böckingen, Kr. Heilbronn	70
Bonfeld, Kr. Heilbronn	72
Böttingen, Kr. Neckarsulm	72
Braunsbach, Kr. Künzelsau, 64	72
Brettach, Kr. Neckarsulm	74
Brettheim, Kr. Gerabronn, 67	74
Bubenorbis, Kr. Hall, 58, 59	74
Ellrichshausen, Kr. Crailsheim, 64 ..	74
Erlach, Kr. Hall, 61	74
Eschach, Kr. Gaildorf	74
Eutendorf, Kr. Gaildorf	76
Fichtenberg, Kr. Gaildorf, 58	76
Finsterlohr, Kr. Mergentheim, 62 ..	76
Flein, Kr. Heilbronn, 67	77
Forchtenberg, Kr. Öhringen	80
Fornsbach, Kr. Backnang	80
Gammesfeld, Kr. Gerabronn	80
Gottwollshausen, Kr. Hall, 56	80
Gründelhardt, Kr. Crailsheim, 64 ..	80
Haßfelden, Kr. Hall, 67	80
Hausen a. B., Kr. Gerabronn	80
Heiligenbronn, Kr. Gerabronn, 67 ..	80
Hessental, Kr. Hall, 62	82
Hollenbach, Kr. Künzelsau, 59	82
Jagstheim, Kr. Crailsheim, 66	84
Ilshofen, Kr. Hall, 67	84
Lendsiedel, Kr. Gerabronn, 59	86
Lichtel, Kr. Mergentheim	86
Michelbach a. d. H., Kr. Gerabronn, 61	86
Michelfeld, Kr. Hall, 61, 62	86
Morsbach, Kr. Künzelsau, 59	87
Münster, Kr. Gaildorf	87
Neckargartach, Kr. Heilbronn	87
Niederstetten, Kr. Gerabronn, 56, 64	88
Oberaspach, Kr. Hall, 67	88
Oberrot, Kr. Gaildorf	89
Oberstetten, Kr. Gerabronn, 60, 67	89
Orlach, Kr. Hall, 62	90
Ottendorf, Kr. Gaildorf, 56, 58	90
Rappach, Kr. Öhringen, 60	90
Reinsberg, Kr. Hall, 67	90
Rieben, Kr. Hall, 61	92
Rietenau, Kr. Backnang	92
Rinderfeld, Kr. Mergentheim, 61 ..	92
Rückershagen, Kr. Gerabronn, 67 ..	92
Schmerbach, Kr. Mergentheim, 56, 62, 67	92
Schwabbach, Kr. Öhringen	93
Sichertshausen, Kr. Gerabronn, 60	94
Sontheim, Kr. Heilbronn	94
Spielbach, Kr. Gerabronn, 58	96
Standorf, Kr. Mergentheim, 55	96
Steinbach, Kr. Hall	96
Steinkirchen, Kr. Künzelsau, 64	96
Stimpfach, Kr. Crailsheim	96
Stöckenburg, Kr. Hall, 55	96
Sulzbach a. K., Kr. Gaildorf, 55 ..	98
Sulzbach a. d. M., Kr. Backnang, 62	99
Tüngental, Kr. Hall	99
Übrigshausen, Kr. Hall	99
Unterlimpurg, Kr. Hall	100
Untermünkheim, Kr. Hall	100
Untersontheim, Kr. Hall, 61	100
Unterweißach, Kr. Backnang	100
Vorbachzimmern, Kr. Mergentheim	100
Waldbach, Kr. Öhringen	100
Wallhausen, Kr. Gerabronn, 67 ..	100
Welzheim, Kreisstadt	100
Wermutshausen, Kr. Mergentheim, 62, 64	101
Westheim, Kr. Hall, 55	101
Wiesenbach, Kr. Gerabronn	102
Wildentierbach, Kr. Gerabronn, 62	102

Digitized by Google



Digitized by Google

Die französische Emigrantenlegion Mirabeau im Hohenloheschen

Von Theodor Osterritter

In der Geschichte des Hohenloher Landes während der französischen Revolutionszeit spielt die aus französischen Emigranten gebildete Legion Mirabeau eine eigenartige Rolle.

Die große französische Revolution von 1789 brachte in der Folgezeit eine starke Auswanderung aus Frankreich nach Deutschland, namentlich die Adligen verließen in Massen ihre Heimat. Unter ihnen befand sich auch der jüngere Bruder des großen Revolutionsführers, des Grafen von Mirabeau, der Vicomte Mirabeau,[1] der im Gegensatz zu seinem republikanisch gesinnten Bruder ein fanatischer Royalist war. Dieser in der Geschichte kaum bekannte Vicomte Mirabeau war den Franzosen der damaligen Zeit als Kriegsmann und Abenteurer eine bekannte Persönlichkeit. Seinen Ruhm als Kriegsmann hatte er sich im nordamerikanischen Freiheitskrieg erworben, in dem er sich durch große Tapferkeit auszeichnete, so daß er zum Oberst und gleichzeitig zum Generaladjutanten Lafayettes ernannt wurde.

Nach dem Verbrüderungsfest in Paris am Jahrestag der Erstürmung der Bastille am 17. Juli 1790 verließen die bedeutendsten Royalisten Frankreich, und mit den bourbonischen Prinzen verließ auch Mirabeau sein Vaterland, um sich zunächst nach Koblenz zu begeben. Der Tatendrang des Kriegsmannes Mirabeau ging darauf aus, mit finanzieller Unterstützung der bourbonischen Prinzen, die über reiche Geldmittel verfügten, am Oberrhein, wo sich immer mehr französische Emigranten ansammelten, eine Emigrantenlegion[2] zu bilden, die zu geeigneter Zeit ins Elsaß einfallen sollte, um den vielen dortigen Gesinnungsgenossen und Mißvergnügten zu helfen und vom Elsaß aus die Gegenrevolution in Frankreich zu verbreiten. Mirabeaus Verwegenheit und seine hervorragende militärische Begabung veranlaßten den Prinzen Condé, ihn mit dieser Aufgabe zu betreuen.

Mirabeau begab sich Ende September 1790 nach Karlsruhe, um am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden seine Aufwartung zu machen und von dort nach Ettenheim — gegenüber dem elsässischen Schlettstadt —, das im Besitztum des Kardinals Rohan,[3] des Fürstbischofes von Straßburg, war. Dieses fürstbischöfliche Ettenheim bildete in der Folgezeit die Werbezentrale für die Emigrantenlegion Mirabeau. Für die Nachbarn des fürstbischöflichen

[1] Obser, Karl (Archivrat), Badische Politik in den Jahren 1782—1792. (Zeitschrift für Geschichte und Politik, 1888.)

[2] Erdmannsdörffer, B., Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783 bis 1806. Erster Band 1783—1792.

[3] Der badische Minister von Edelsheim schreibt Ende Februar 1791 an den württembergischen Gesandten von Seckendorff über den Kardinal Rohan: „Le Cardinal de Rohan protège ouvertement la folle idée de rassembler quelques mille hommes de fuyards, de déserteurs et de vagabonds pour former une révolution en France." Abschrift im Badischen Staatsarchiv, Karlsruhe.

Digitized by Google

Gebietes, den Markgrafen von Baden und die vorderösterreichische Regierung — der ganze Breisgau und Waldshut waren damals noch österreichisch —, waren die Truppenanwerbungen[4] und Ansammlungen eine peinliche Verlegenheit gegenüber Frankreich.[5] So bereitwillig friedliche Emigranten in den vorderösterreichischen und markgräflichen Landen aufgenommen wurden, so streng wurde jede Werbung von Soldaten verboten. Ein Verbot, das die Werber infolge der eigenartigen Grenzverhältnisse geschickt zu umgehen wußten. Ganz besonders stark war der Zuzug von Emigranten im Sommer 1791, so daß in der ganzen Gegend von Offenburg bis Ettenheim kein freies Quartier mehr zu finden war.

Kein Wunder war es daher, wenn sich die Pariser Regierung durch diese Ansammlung von Emigranten und Deserteuren, ganz besonders aber durch die inzwischen auf nahezu 2000 Mann angewachsene Legion Mirabeau am Oberrhein bedroht fühlte. Am 14. Dezember 1791 erfolgte dieserhalb eine Note der Pariser Revolutionsregierung an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, und am 31. Januar 1792 drohte der französische Marschall Luckner von Straßburg aus mit einem Einfall in Baden mit 60 000 Mann, wenn die Emigranten nicht aus der Nachbarzone der französischen Grenze entfernt würden. Schon vor dieser Drohung des Marschalls Luckner hatte die Wiener Regierung die Entfernung der Legion Mirabeau aus der Nachbarschaft der französischen Grenze oder deren Auflösung verlangt, da sie für ihre gefährdeten vorderösterreichischen Besitzungen besorgt war und bei der ohnehin gespannten Lage keine Ursache zum Ausbruch von Feindseligkeiten geben wollte.

Diese Lage war die Veranlassung, daß die schwäbischen Kreisstände am 6. Februar 1792 in Hornberg[6] zu einer Konferenz zusammentraten, deren Ergebnis die Forderung der schnellsten Entfernung der Legion Mirabeau aus der Nachbarschaft der französischen Grenze war. Durch den Vertreter des Kardinals Rohan, den Abbé d'Eymar, war hierbei angedeutet worden, daß die Legion Mirabeau von einem anderen deutschen Fürsten übernommen werde. Die Anregung zu dieser Hornberger Konferenz gab Herzog Karl Eugen von Württemberg, der mit der österreichischen Regierung in Freiburg und dem Fürstbischof von Straßburg, dem Kardinal Rohan, in Verhandlung getreten war. Geladen waren Österreich, Straßburg, Baden, Württemberg, Konstanz und Fürstenberg. Über den Verlauf der Hornberger Konferenz geben uns die im Württembergischen Staatsarchiv aufbewahrten Akten genaueste Auskunft. Überraschend war die Erklärung des Abbé d'Eymar, daß die Legion Mirabeau demnächst an einen nichtschwäbischen Reichsstand überlassen werde; er verweigerte jedoch jede weitere Aufklärung und reiste am nächsten Tag von Hornberg ab. Auf Drängen der Konferenz beim Kardinal Rohan um näheren Aufschluß ließ der-

[4] Am 14. März 1791 trafen in Ettenheim die ersten Werbetruppen in Stärke von etwa 600 Mann ein. Nach dem Promemoria des badischen Geheimrats Schlosser im Badischen Staatsarchiv; abgedruckt bei Erdmannsdörffer, Seite 401.

[5] In seinem Schreiben an die vorderösterreichische Regierung in Freiburg, datiert Karlsruhe, 6. September 1791, erblickt Edelsheim eine Verletzung der Reichsverfassung darin, daß das betreffende Korps auf deutschem Boden öffentlich von einem fremden Fürsten (dem Prinzen Condé) zu dem Zwecke angeworben und unterhalten würde, um einen Angriff gegen einen mit dem Deutschen Reiche zurzeit noch im Frieden lebenden Nachbarstaat zu unternehmen. Abgedruckt bei Erdmannsdörffer, Seite 411.

[6] Ausführliches Aktenmaterial im Württembergischen Staatsarchiv, Stuttgart.

Digitized by Google

selbe durch seinen Abgesandten Hofrat Stuber erklären, daß das Gebiet des Reichsstandes, der die Legion Mirabeau in Dienst nehme, fernab der französischen Grenze — weder am Rhein noch im schwäbischen Kreise — gelegen sei. Da Prinz Condé täglich das Requisitionsschreiben erwarte, so werde die Legion Mirabeau in Bälde ihren Abmarsch bewerkstelligen können.

Schon in den nächsten Tagen erfolgte die Aufklärung der Sachlage. Prinz Condé hatte am 3. Februar 1792 mit den Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und Hohenlohe-Bartenstein einen Vertrag geschlossen, wonach die Legion Mirabeau in ihren hohenloheschen Landen aufgenommen und gleichzeitig als hohenlohesches Militär erklärt werden sollte.[7] Außerdem hatten sich die beiden hohenloheschen Fürsten verbindlich gemacht, zwei Regimenter im Hohenloheschen anzuwerben und auszubilden und den französischen Prinzen durch einen Subsidientraktat bewaffnet zu stellen.[8] Für die nunmehr ein hohenlohesches Korps gewordene Legion Mirabeau — unterhalten durch die französischen Prinzen — ersuchten nun die beiden hohenloheschen Fürsten die beteiligten Regierungen um das Durchmarschrecht durch ihre Länder.

Da zur Überführung der Legion Mirabeau in die hohenloheschen Lande durch das württembergische Gebiet die Erlaubnis zum Durchzug des Herzogs Karl Eugen erforderlich war, reisten Prinz Karl und Ludwig von Bartenstein nach Stuttgart. Anfangs scheint Herzog Karl allerlei Bedenken gehabt und Bedingungen gestellt zu haben. Aus einem vom 21. Februar 1792 datierten Dankschreiben der beiden Fürsten von Schillingsfürst und Bartenstein an den Herzog Karl[9] ist aber zu entnehmen, daß der Herzog später diese Bedenken fallen ließ im Verfolg einer mit dem Prinzen von Condé getroffenen Übereinkunft, von der die beiden hohenloheschen Fürsten durch eine eigene Estafette des Prinzen Condé eiligst in Kenntnis gesetzt worden waren.

Schon vor Abschluß des Vertrages mit dem Prinzen Condé hatten die beiden hohenloheschen Fürsten in Pfedelbach und Waldenburg einer Anzahl französischer Emigranten Gastfreundschaft gewährt, die durch ihr bescheidenes, ruhiges und sparsames Leben sich die Achtung der Einwohnerschaft erworben hatten. Die Kunde von dem baldigen Einmarsch der französischen Emigrantenlegion unter ihrem Führer Mirabeau brachte aber in die hohenlohesche Land-

[7] Requisitionatsschreiben des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, datiert Waldenburg, 8. Februar 1792; im Badischen Staatsarchiv in Karlsruhe.

[8] Albrecht, Joseph (hohenloheschen Archivdirektor), Archiv für hohenlohesche Geschichte. Zweiter Band, VIII. Aus dem Leben des Fürsten Karl Joseph von Hohenlohe-Bartenstein.

[9] Im Württembergischen Staatsarchiv, Stuttgart. Es wurde bestimmt, daß die Waffen der Legion auf Wagen nachgeführt werden sollten, doch erreichte General Mirabeau, daß bei jeder der 3 Abteilungen etwa 100 Mann bewaffnet bleiben durften. Die Armbinden der Emigrantentruppen mit den 3 bourbonischen Lilien wurden abgenommen. — Über das lästige Leben französischer Emigranten in Bartenstein und die Ernennung des Fürsten von Bartenstein zum Marschall und Pair von Frankreich nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen äußert sich C. J. Weber (Demokrit) in seinen „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen" (2. Auflage 1834, S. 332). Über das Dasein und die Namen französischer Emigranten in Mergentheim brachten die Mergentheimer Heimatblätter 1932 Nr. 12 Angaben nach dortigen Archivalien. Ein Depot französischer Emigranten lag vom 11. Oktober 1795 bis 15. Februar 1796 in Künzelsau und Umgebung und ergänzte sich auch hier aus hohenloheschen Landeskindern. (Siehe Epth, Der Bezirk Künzelsau, S. 182.)

Digitized by Google

bevölkerung wegen der ihr zugedachten Einquartierungslast eine ungeheure Aufregung. Dabei wirkte es sich ungünstig aus, daß sich unter den zuletzt nach Pfedelbach und Waldenburg zugewanderten Emigranten anmaßende und zügellose Elemente befanden, so daß, wie es in einem alten handschriftlichen Waldenburger Bericht heißt, „die Väter der Stadt große Furcht hegten, ihre Weiber und Mädchen dem französischen Leichtsinn ausgesetzt zu sehen".

Über den Verlauf der Verhandlungen mit dem Herzog Karl, den Durchmarsch der Legion Mirabeau durch das württembergische Gebiet und die aufsässige Haltung der hohenloheschen Bauern berichtet uns ein Diarium[10] des Waldenburgischen Gesandten Freiherrn von Löwenfeld, datiert Waldenburg, den 10. März 1792, das hier nachstehend auszugsweise wiedergegeben ist: „Auf gnädigsten Befehl Serenitz. Regnantis verfügte sich Endesbenannter mit einem Schreiben an den Hertzog zu Wirtenberg Durchlaucht nacher Stuttgard und gieng den 4. März d. J. von Waldenburg ab und kam wegen unbeschreiblich schlimmen Weg erst Nachts ¾11 zu Heilbronn an. — Den 5. ds. sofort nacher Stuttgard gereißt. Gleich nach meiner Ankunft ließ ich mich bey dem Obristkämmerer, Herrn Grafen von Biklar, melden, der versprach, denselben Abend noch an den Hertzog nach Hohenheim zu schreiben. Doch würde ich den andern Tag nicht vorkommen, weilen Se. Durchlaucht früh einen neu entdeckten Marmorsteinbruch besehen, jedoch Abends wieder retournieren würden. — Und da just große Gesellschaft bey Herrn Grafen von Biklar war, bat ich ihn, mich einzuführen. Auch der französische Gesandte war in der Gesellschaft. Alle von den übrigen Herren, die nicht spielten, stunden um mich herum, sprachen von der Mirabeauschen Legion vieles Gutes und versicherten mich, daß der Hertzog nun ganz gut für selbe gesinnt seye, seit dem sie ohne mindesten Exzeß durch das Wirtenberg marschierte, wobey der Hofmarschall sagte: Des Herrn Hertzogs Durchlaucht haben bey Ihrer Zurückkunft vieles erzählt, wie Sie selbsten den hohenloheschen Unterthanen zugesprochen haben, diese braven Leuthe aufzunehmen, beysetzend Sie zweifeln nicht daran, denen zwey Herren Fürsten von Schillingsfürst und Bartenstein einen Gefallen damit erwiesen zu haben. Also, setzte der Hofmarschall bey, werden Sie beim Hertzog willkommen seyn! — Den 7. März ließ mir Herr Graf von Biklar sagen, der Hertzog werde nach Stuttgard kommen. Um 2 Uhr stiegen höchstdieselben in der neuen Residenz ab und ich wurde geruffen. Nachdem ich das aufgehabte Compliment abgelegt und das Schreiben übergeben hatte, erzählte Durchlaucht mir, daß Ihr die Mirabeausche Legion und hauptsächlich die Officiers recht wohl gefallen. Sie seyen in die Schöbbachische Mühle gegangen, um selbige durchmarschieren zu sehen, als Sie aber vernommen haben, daß die hohenloheschen Unterthanen die Legion nicht aufnehmen wollen und auch wirklich zu Verrenberg haben Sturm schlagen gehört, seyen Sie dahin geritten und hätten denen Bauern gesagt, Sie seyen vom Hertzog geschickt, ihnen Bauern den schuldigen Gehorsam gegen ihren Landesherrn einzuschärfen. Doch seye alles unnüz gewesen, im Gegentheil haben die Bauern solch' Ehrvergeßne Ausdrücke über ihren Herrn sich herausgenommen, daß wenn es Ihre Unterthanen gewesen wären, Sie selbige Zeit Lebens mit Zuchthaus eingesperrt haben würden. Auch alle Drohungen hätten nichts genützt. ‚Wir nehmen halt keine Franzosen!' sey ihr Ruf ge-

[10] Im Fürstlichen Archiv, Waldenburg. Abschrift im Württembergischen Staatsarchiv, Stuttgart.

Digitized by Google

wesen. Da aber nach und nach immer mehr Bauern mit Prügeln angekommen seyen, so haben Sie für gut befunden, ihnen zu sagen, daß Sie selbsten der Hertzog seyen, auf welches sie starr dagestanden seyen und gesagt: Das Wirtenbergische seye gegen ihnen gesperrt, wo sie denn Frucht hernehmen sollen? Worauf Sie aber denen Bauern das Wort gegeben haben, daß Sie nicht sperren werden, solang die Legion im Hohenloheschen liege, und daß wegen der Sperre alles falsche Ausstreuungen seye! — Den 8. März bin ich nach Heilbronn gereißet, wo ich mit den beiden Burgermeister konferiert, selbe auch die gute Manszucht, die Ordnung und das ganze Betragen der Legion über die Maßen lobten. — Den 9. März reißte ich fort von Heilbronn und kam gestern Abend wieder in Waldenburg an."

Interessant ist auch ein Bericht des württembergischen Amtmanns zu Weinsberg vom 3. März 1792 an den Herzog Karl,[11] in dem es heißt: „So stürmisch es unter denen Hohenloheschen Wald-Bauern zu Mainhard nach meinem Vorgestern erstattet unterthänigsten Bericht ausgesehen, so ruhig verhalten sie sich nunmehr, nachdem diese toll-getobte Bauern zu Pfedelbach erfahren, daß die Quartierkosten baar und richtig bezahlt werden. Es haben daher auch selbige sich nicht mehr geweigert — dem Vernehmen nach —, 150 Mann Infanterie und 80 Mann Cavallerie aufzunehmen. Biß diese Stunde habe ich auch von keinem exceß oder sonstiger Unordnung dießer jetzt benachbarten Franzosen etwas gehört. Zu Adolsfurth liegen die Volontaires und das übrige Volk ist näher in das Hohenlohesche hinein verlegt worden."

Stark mit Truppen belegt wurden die Ortschaften Pfedelbach, Waldenburg, Kupferzell, Rüblingen, Adolzfurth, Untersteinbach und Mainhardt, die, mit Ausnahme des bartensteinischen Pfedelbachs, waldenburgisch waren. Der Vicomte de Mirabeau oder General Mirabeau, wie er jetzt genannt wurde, verlegte sein Hauptquartier nach Pfedelbach in das dortige alte Wasserschloß.

Aber auch in den hohenloheschen Landen und unter dem Deckmantel eines hohenloheschen Truppenkorps fand die Legion Mirabeau keine Ruhe, denn jetzt war es die zuständige fränkische Kreisregierung in Nürnberg, die — aus Besorgnis von Schwierigkeiten mit der Pariser Revolutionsregierung — dem General Mirabeau und seiner Legion das Leben sauer machte. An die beiden hohenloheschen Fürsten in Waldenburg und Bartenstein waren vom fränkischen Kreiskonvent wiederholt Mahnungsschreiben abgegangen, die aber ohne Erfolg blieben, da beide Fürsten an eine baldige siegreiche Gegenrevolution glaubten. Ein Besuch des Prinzen Karl Joseph von Bartenstein beim Fürstbischof in Würzburg und des Prinzen Ludwig, seines Bruders, beim Minister Hardenberg im preußischen Ansbach konnte jedoch nicht verhindern, daß am 8. März 1792 der Kreisbevollmächtigte, Freiherr von Eckhardt, in Pfedelbach auf Beschluß des Kreiskonvents in Nürnberg[12] die Entwaffnung der Legion mit Ausnahme der adligen Volontaires und kleinerer Abteilungen zur Ausübung der Polizeiordnung forderte. Mirabeau fügte sich schweren Herzens und ließ hierauf seine in Pfedelbach liegenden Truppen, Grenadiere zu Pferd, Ulanen, Jäger und Volontaires, zur Parade vor dem Freiherrn von Eckhardt antreten, der beim Anblick der schönen, wohlgerüsteten und doch unglücklichen Leute bis

[11] Im Württembergischen Staatsarchiv, Stuttgart.

[12] Abschriften von Gmelin, Nürnberg; im Badischen Staatsarchiv, Karlsruhe.

Digitized by Google

zu Tränen gerührt war. Es war ein erschütternder Augenblick, als nach der Parade General Mirabeau seine Offiziere im Pfedelbacher Schloßhofe um sich versammelte und ihnen die Entwaffnung verkündete.

Bald aber sollte diese angeordnete Entwaffnung wieder rückgängig gemacht werden, da Frankreich am 24. April 1792 den Krieg erklärte und damit alle seither ängstlich von der fränkischen Kreisregierung beobachteten Rücksichten in Wegfall kamen. Doch sollte die Legion Mirabeau noch über ein Vierteljahr im Hohenloheschen untätig verweilen müssen, da sich die zwischen Österreich und Preußen schwebenden Verhandlungen betreffs des Emigrantenkorps in die Länge zogen. In dieser Zeit hielt General Mirabeau strenge Manneszucht in seiner Legion, und da auch alles pünktlich bezahlt wurde, so ließen sich die hohenloheschen Bauern ihre Einquartierung gefallen.

Infolge der Desertion von drei französischen Soldregimentern zum Condéschen Emigrantenkorps waren die französischen Prinzen nicht mehr in der Lage, die Mittel zur Unterhaltung weiter aufzubringen. Auf der Mainzer Konferenz vom 19. bis 21. Juli 1792[13] wurde beschlossen, die Emigrantentruppen für die Reichsarmee zu übernehmen und sie aus den „Reluitionsgeldern" zu unterhalten, die von verschiedenen Reichsständen, statt der Gestellung von Mannschaft, gezahlt wurden.

Am 1. August 1792 traf endlich der Befehl zum Abmarsch ein und am 2. August kam General Mirabeau auf dem Durchmarsch nach Heilbronn,[14] wo seine Emigrantenlegion in Stärke von 1800 Mann zu Fuß und 400 zu Pferd am Schießhaus vor dem Herzog Karl Eugen von Württemberg vorbeimarschierte. Das Hauptquartier des Condéschen Korps befand sich in Bühl, etwa 20 Kilometer südlich von Rastatt, und in der dortigen Gegend bezog nun auch die Legion Mirabeau sowie die beiden nachgefolgten hohenloheschen Subsidienregimenter — ein leichtes Jägerregiment, dessen zweiter Inhaber Prinz Ludwig von Bartenstein (später Oberst des Regiments) war, und ein Infanterieregiment Schillingsfürst, dessen Kommandant Prinz Karl von Bartenstein war — bis zum 5. September Quartier. Dann marschierte die Legion Mirabeau und die beiden hohenloheschen Regimenter mit dem Condéschen Korps rheinaufwärts über Offenburg nach dem Breisgau in die Nähe von Freiburg. Dort starb nach kurzer schwerer Krankheit am 15. September 1792 — wahrscheinlich vom Schlag getroffen — der tatendurstige, nur 38 Jahre alt gewordene Legionsführer General Mirabeau. Unter großen militärischen Ehrenbezeugungen wurde sein Leichnam auf dem alten Soldatenfriedhof in Freiburg beigesetzt. Das Kommando über die Legion übernahm nun der General Vioménil.

Das Condésche Korps bezog Ende November 1792 bei Donaueschingen und Villingen Winterquartier. Prinz Condé hatte sein Hauptquartier in Villingen, während General Vioménil mit der Legion Mirabeau über Villingen, Schwenningen nach Rottenburg weitermarschierte und dort in die Winterquartiere ging. Zu einer eigentlichen Kampfhandlung war es, trotz der verschiedenen Herausforderungen von seiten der Emigrantentruppen, nirgends gekommen, doch war der Zweck des kaiserlichen Generals Esterhazy — dem das Condésche Korps und die Legion Mirabeau unterstand —, nämlich die Deckung des Breisgaus

[13] Über die Mainzer Konferenz Ausführliches bei Vivenot, Die Politik Österreichs unter Franz II., ferner Erdmannsdörffer, Band I, 1792.

[14] Titot, Heinrich, Beiträge zur Geschichte Heilbronns von 1789—1803.

Digitized by Google

und der Zugänge zum Schwarzwald gegen einen französischen Einfall vom Elsaß her, erfüllt. Dagegen sollte das darauffolgende Jahr 1793 schwere und blutige Kämpfe für die Legion Mirabeau und die beiden hohenloheschen Regimenter bringen.

Am 2. April 1793 befand sich Prinz Condé mit einem Teil der nun von General Vioménil geführten Legion Mirabeau auf dem Durchmarsch nach Heilbronn in Stuttgart und Cannstatt im Quartier.[15] Von dort aus wurde dann das ganze Condésche Korps samt der Legion Mirabeau und den beiden hohenloheschen Regimentern in der Heilbronner Gegend zusammengezogen.[16] Das Condésche Korps kam nach Heilbronn ins Quartier, während die Legion Mirabeau und die beiden hohenloheschen Regimenter in mehreren Ortschaften der Grafschaft Löwenstein in der Nähe von Heilbronn untergebracht wurden. Am 12. April kam der Befehl zum Abmarsch und am 14. April wurde der Rhein bei Philippsburg passiert und vor Germersheim marschiert. Militärische Aufgabe war die Deckung der Belagerung von Mainz durch die Preußen. Der Überfall am 17. Mai durch den französischen General Custine brachte schwere Verluste, auch im Dezember hatte die Legion Mirabeau und die beiden hohenloheschen Regimenter schwere blutige und verlustreiche Kämpfe zu bestehen. Dann wurde der Rückmarsch auf das rechte Rheinufer angetreten und bei Neuburg wieder der Rhein überschritten und die Winterquartiere bezogen.

Während der Wintermonate 1793/94 kam es zu Verhandlungen zwischen den beiden hohenloheschen Fürsten von Waldenburg-Schillingsfürst und Bartenstein und dem Prinzen Condé, die zu einer vollständigen Lösung des Subsidientraktats führten. In dessen Verfolg sandte der Fürst von Bartenstein den Oberstleutnant Graf von Heilimer vom Infanterieregiment Schillingsfürst zu dem Prinzen Statthalter von Holland nach dem Haag zur Kapitulation.[17] Aus Resten der Legion Mirabeau und der beiden hohenloheschen Regimenter, die Mitte April 1794 von Rastatt nach Pfedelbach zurückgezogen wurden, wurde ein neues Regiment „Royal Hohenlohe" gebildet. Pfedelbach muß im Frühjahr 1794 einem wahren Heerlager geglichen haben, auch Waldenburg, in dessen Schloßkirche die beiden hohenloheschen Regimenter im Sommer 1792 den Fahneneid abgelegt hatten. Es dauerte mehrere Monate, bis das erste Bataillon des neuen Regiments auf 900 Mann durch Neuwerbungen gebracht, neu eingekleidet und neu bewaffnet war und im Sommer unter dem Befehl des Prinzen Ludwig von Bartenstein nach Holland marschierte, wo es zur Verstärkung der Garnison der Festung Maastricht bestimmt wurde. Bald darauf konnte auch das zweite Bataillon durch zahlreiche Anwerbungen marschfertig gemacht werden, dessen Kommando im Oktober in Utrecht der Prinz Karl von Bartenstein übernahm.

---

[15] Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart.

[16] Akten des Württembergischen Staatsarchivs, Stuttgart; Titot, Heilbronn 1789 bis 1803; Albrecht, Archiv für hohenlohesche Geschichte, Band 2, VIII.

[17] Für die Geschichte des Regiments „Royal Hohenlohe" wurden benützt: Albrecht, Joseph, Archiv für hohenlohesche Geschichte, Band 2, VIII; Aus dem Leben des Fürsten Karl Joseph von Hohenlohe-Bartenstein; Notizen aus hinterlassenen Familienpapieren des Oberst Chambon de Trousseauville, beim Regiment „Royal Hohenlohe", ehemals Hauptmann.

Digitized by Google

Viele Offiziere des Regiments „Royal Hohenlohe" waren ehemalige Angehörige der Legion Mirabeau, darunter auch der nachmalige Oberst von Trousseauville, der sich später in Pfedelbach ansiedelte und sich dort mit einer Pfedelbacherin verheiratete, oder der Leutnant Collignon, der nachmalige Hauptmann der Waldenburger Schloßgardisten.[18]

Wenn man die Eintragungen in den Kirchenbüchern der damaligen Zeiten in Pfedelbach und Waldenburg durchschaut, so stößt man immer wieder auf französische Namen und Angehörige der Legion Mirabeau. Einige bemerkenswertere Eintragungen seien hier nachstehend aufgeführt. In Pfedelbach: Quirinus Grand Adam, ein Jäger der Mirabeauischen Legion; Dagobert de Lacontrie, Lieutenant der Mirabeauischen Legion; de Durand, Oberst (vormals Hauptmann der Mirabeauischen Legion); de Trousseauville, Chambon, Hauptmann im Regiment „Royal Hohenlohe"; Deberer, Georg, Titular-Hauptmann unter dem hochfürstlich Waldenburgischen und Bartensteinischen Korps in Holländischen Diensten. In Waldenburg: Henri Saint-Georges, Capitaine bei der Mirabeauischen Legion; Jean le Coq, Marketender bei der Mirabeauischen Legion; Camille Collignon, Lieutenant bei der Mirabeauischen Legion, und andere. Auch an tragikomischen Beisätzen fehlt es nicht, wenn im Waldenburger Eheregister steht: Valentin Hirt (ein Elsässer), vormals Soldat unter der Mirabeauischen Legion, copuliert mit Barbara Hetzerin von Waldenburg, dazu die Randbemerkung des Pfarrers: „ist andern Tags davongeloffen". —

Dem Regiment „Royal Hohenlohe" war ein tragisches Ende beschieden. Als im Januar 1795 die Franzosen unter Pichegru in schnellem Siegeslauf Holland eroberten und über das Eis bis zur Insel Texel vordrangen, wo sie die holländische Flotte erbeuteten, da wurde das hohenlohesche Regiment nahezu vollständig vernichtet. Pichegru hatte den Umstand, daß infolge einer ausnahmsweise strengen Kälte die holländischen Kanäle fest zugefroren waren, dazu benützt, überraschend den Waffenstillstand zu kündigen und schnell siegreich vorzudringen. Die Verluste des Regiments waren ungeheuer, viele Soldaten wurden gefangen oder desertierten zu den Franzosen. Von 1800 Mann blieben noch etwa 300 übrig, die den verzweifelten Entschluß faßten, den zugefrorenen Zuidersee zu überqueren, wobei viele ihr Leben verloren. Nur wenige Getreue gelangten nach mühseligen Märschen wieder nach Pfedelbach zurück.

---

[18] Rangliste der Schloßgardisten (34 Mann) im Fürstlichen Archiv, Waldenburg.

Digitized by Google

Die Dunkelgräfin in Ingelfingen

Von Richard Boehmker

Von Heilbronn am Neckar, der reizvollen „Käthchenstadt", fährt man an dem durch seine „Weibertreu" bekannten Weinsberg und dem alten Fürstlich Hohenloheschen Residenzstädtchen Öhringen vorbei nach dem malerischen Waldenburg mit seinem auf dem Bergvorsprung der Waldenburger Berge das Land beherrschenden Schloß. Hier steigt man um nach Künzelsau und erreicht bald darauf im tief eingeschnittenen Tale des Kochers das einstige Fürstlich Hohenlohesche Residenzstädtchen Ingelfingen. Die ganze Gegend atmet besonderen Reiz. Die bewaldeten, mit Burgruinen und Aussichtswarten geschmückten, zum Teil weinbepflanzten Höhenzüge zu beiden Seiten des idyllischen Tales verleihen der Landschaft ihr eigenartiges, anziehendes Gepräge. Betreten wir die kleine freundliche Stadt, so werden wir unwillkürlich in alte Zeiten versetzt, denn überall dringt durch neuzeitliche Einrichtungen der Abglanz verblichener Herrlichkeit hervor. Besonders der innere, stellenweise noch von der früheren Ummauerung und Befestigung umgebene Teil des Ortes hat seinen einstigen Charakter vollständig bewahrt. Im Nordosten ragen die Ruinen der mittelalterlichen Burg Lichteneck auf Weinbergen empor. Unter ihr liegt an einer Seitenstraße des Städtchens das alte, schon baufällige, im Privatbesitz befindliche Schloß, während unten die Hauptstraße das neue Schloß beherrscht. Auch dieses stellt sich schon als älterer Bau dar. Zwei vorspringende Risaliten umschließen den verträumt daliegenden, kleinen Vorhof, dessen Stille von dem leisen Plätschern eines vor ihm an der Straße gelegenen, alten Steinbrunnens harmonisch begleitet wird. Hier war die Residenz der Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, unter denen Fürst Friedrich Ludwig (1746—1818), Prinz Adolf (1797—1873) und Prinz Kraft (1827—1892) als preußische Generäle und Staatsmänner sich besonders hervorgetan haben. Von ersterem wurde 1793 seinen Eltern, dem Fürsten Heinrich August

Prinzessin Marie Therese Charlotte von Frankreich. Nach dem Gemälde des Pariser Malers Miery gestochen von dem Wiener Illustrator Mansfeld. Das Bild wurde naturgetreu von Miery zu Ende des Jahres 1795 angefertigt und gleicht im Gesichtsausdruck vollkommen jenem, welches durch einen anderen Künstler in Paris von der Prinzessin im Temple gewonnen wurde. Im Gegensatz zu diesen Porträts mit gerader Nase weisen sämtliche Bilder der geschichtlichen Madame Royale nach dem Austausch zu Basel eine krumme, gebogene Nase auf. — So wie auf dem vorliegenden Bilde hat die Dunkelgräfin in Ingelfingen ausgesehen.

Digitized by Google

und Wilhelmine Eleonore, das schöne, wuchtige Empiredenkmal in dem auf der Rückseite des Schlosses nach dem Kocher zu gelegenen Schloßgarten zur Erinnerung an deren 50jähriges Ehejubiläum errichtet. Fallen im älteren Orte einige wappengeschmückte Häuser mit schönen Erkern, schmiedeeisernen Schildern und anderen Merkmalen aus der Renaissance- und Barockzeit dem kunstverständigen Kenner auf, so sind es in der sich unmittelbar an den Ort anschließenden, von 1786 bis 1805 vom Fürsten Friedrich Ludwig erbauten, zu Ehren seiner Gemahlin Marianne nach ihr benannten Mariannenvorstadt zwei Baulichkeiten, die unser Auge entzücken, das stattliche, schöne Empiregebäude der alten Hofapotheke und weiterhin die alte Münze, ein massiver, pyramidenförmiger Kleinbau, der in Form und Art wohl einzig dasteht. Beide verdienen erhalten zu werden, die „Münze" (ihr genaues Alter ist mir nicht bekannt) als Unikum, wie es selten ein Ort aufzuweisen hat, die Hofapotheke, abgesehen von ihrer architektonischen Schönheit, weil sich in ihren Räumen der Anfang eines großen politischen Geheimnisses abgespielt hat. Das imposante Haus, zu dessen säulengeschmücktem Eingang eine Steintreppe führt, wurde 1786 erbaut und befand sich zur Zeit der interessanten Begebenheiten im Besitze des Hofapothekers Rambold. In diesem Hause nun hat vom Herbst des Jahres 1803 bis zum Frühjahr 1804 im ersten Stockwerk jenes merkwürdige Emigrantenpaar gewohnt, welches sich drei Jahre später unter den gleich sonderbaren Erscheinungen in Hildburghausen und nach weiteren drei Jahren dauernd in dem bei Hildburghausen gelegenen Schlosse zu Eishausen niederließ und hier gestorben ist. In der Literatur hat man die mit dem Leben des geheimnisvollen Paares in Zusammenhang stehenden mysteriösen Ereignisse als das „Rätsel von Hildburghausen" zusammengefaßt. Zahlreich ist das ältere und neuere Schrifttum, das sich mit diesen Begebenheiten befaßt hat. Ein großes politisches Geheimnis war es, welches von diesen beiden verschlossenen Menschen und ihrem in ihr Geheimnis eingeweihten Diener vor der Außenwelt streng behütet wurde. Man ist sich darüber klar geworden, daß es die Tochter des unglücklichen französischen Königspaares Ludwig XVI. und Marie Antoinette gewesen ist, die nachweislich zuerst in der Hofapotheke zu Ingelfingen und später in Hildburghausen-Eishausen unter dem Schutze ihres Begleiters in Deutschland gelebt hat, während man bei dem Austausch zu Basel, zu Ende des Jahres 1795, mit ihrer Einwilligung eine gleichaltrige Jugendgespielin untergeschoben hat, die dann in der Geschichte ihre Rolle weiterspielte. Die Echtheit dieser letzteren als richtige Königstochter ist schon zu ihren Lebzeiten stark angezweifelt worden. Beweiskräftige Argumente sind es, die schon in Ingelfingen auf die Identität der Dame mit Madame Royale von Frankreich hinweisen. Das Paar kam aus Frankreich und traf, nachdem ihr Diener die Wohnung im ersten Stock der Hofapotheke zuvor gemietet hatte, in der Nacht in eigener Equipage ein. Der Mann — in Wirklichkeit der holländische Gesandschaftssekretär Leonardus Cornelius van der Valck, aus reichem Amsterdamer Patriziergeschlecht — nannte sich mit fingiertem Namen Vabel de Versay. Die Dame, immer tief verschleiert, das Gesicht zuweilen noch durch eine grüne Brille entstellt, wurde gar nicht genannt. Der Diener, angeblich aus der Schweiz, hieß Squarre. Nur Schutzbriefe von hoher Seite konnten hier sowohl wie später in Hildburghausen die Anonymität und das Geheimnis des Paares decken. Schon daraus geht hervor,

Digitized by Google

daß die Dame, um die sich ausschließlich dieses Geheimnis drehte, von sehr hoher Herkunft, sie selbst aber und ihr Geheimnis den hohen Herrschaften bekannt sein mußte. Scheu und ängstlich wich die Unbekannte den Menschen aus. Das geringste Geräusch trieb sie in ihr Zimmer zurück, und, wie die als Stundendienerin aufgenommene Jungfer Vöth ausgesagt hat, hat sie die Dame oft weinen hören. Tiefe Traurigkeit muß ihr Gemüt umdüstert haben. Auf ihrem Schmuckkästchen, wie auch auf mehreren Wäschestücken gewahrte die Dienerin, welche ihre Herrin nie zu sehen bekommen hat, das bourbonische Wappeninsignium der drei Lilien ...

Mit pietätvoller Scheu betreten wir das alte Empirehaus, welches Marie Therese Charlotte von Frankreich mit ihrem Beschützer sechs Monate lang Asyl geboten hat. Das Haus ist außen und innen baulich unverändert geblieben, abgesehen von belangloser Umgestaltung des Türeingangs. Wir sehen vor uns die geschnitzte Holztreppe, auf welcher die Prinzessin tief verschleiert herunterkam, wenn sie sich durch den Schloßgarten rückwärts des Hauses zum Kastanienwäldchen und den Anlagen am Kocher, ihrem Lieblingsaufenthalte, begab. Nie ging sie durch die vordere Haustür ins Freie. Stets benützte sie, um sich lästigen Blicken zu entziehen, die rückwärtige Flurtür. Zumeist wurde sie von ihrem Beschützer, zuweilen auch nur von dem vertrauten Diener, begleitet. Dann stand Valck am offenen Fenster, um sie mittelst eines Fernrohrs zu überwachen. Stundenlang saß sie auf einer Bank am Kocher und blickte träumerisch versonnen den Wogen des Flusses nach. Welch trübe Gedanken mochten hier in der Einsamkeit ihr Gemüt bewegen! Welch furchtbare Erinnerungen mochten ihr Herz und ihre Seele bedrücken! Wir wissen es nicht, aber wir können es uns unschwer vorstellen, wenn wir annehmen, daß es tatsächlich die Tochter der Marie Antoinette war, die, fern vom Getriebe des Hofes, Glanz und Flitter des Lebens einer anderen überließ, nachdem ihr die Schrecknisse der Revolution die bestialische Seite der Menschheit gezeigt hatten. Tiefe Schwermut, häßliche Verfolgungsvorstellungen lasteten auf diesem zarten Wesen. Die Scheu vor den Menschen, die Bevorzugung einsamer Plätze, sind die besten Anzeichen für ihre Krankheit. Nur so können wir es verstehen, daß sie ihr Leben in völliger Einsamkeit verbracht hat.

Ihr Aufenthalt in Deutschland sollte übrigens noch viel beweiskräftigere Belege für ihre Identität mit der französischen Königstochter liefern. Es hat Personen gegeben, welche die Unbekannte unverschleiert zu sehen bekamen. Das konnte freilich nur in solchen Augenblicken geschehen, wo sich die Dame unbeobachtet wähnte und aus irgendeinem Anlaß für kurze Zeit den Schleier zurückschob. Es waren kritikfähige Personen, welche sie so gesehen haben, und — merkwürdig — unabhängig voneinander, aber übereinstimmend sagten sie aus, daß die Dame sehr schön sei, bourbonische Züge aufweise, ja — in dem einen Falle — wurde geradezu erklärt, ihr Gesicht zeige auffallende Ähnlichkeit mit der Tochter Ludwigs XVI.! Dabei mußten diese Personen wissen, daß diese Tochter als Herzogin von Angoulême damals in Mitau am Hofe Ludwigs XVIII. weilte und es sicherlich nicht notwendig hatte, sich in einem Winkel Deutschlands unter dem Schutze eines Kavaliers verborgen zu halten. Die Krone dieser Beobachtungen aber setzt allem die Aussage des kleinen Kraus auf, des Sohnes von Geheimrat Kraus, der damals in Ingelfingen wohnte, den

Digitized by Google

Balck nachweislich besucht hat.[1] Der Knabe erblickte die Dame eines Tages in den Kocheranlagen. Da sie auf einem schmalen Stege einen Bach überschritt, hatte sie, um diesen nicht zu verfehlen, den Schleier zurückgeschlagen. Plötzlich gewahrt sie den Knaben, erschrickt, faßt sich aber bald, streichelt ihm die Locken und nimmt den Schleier wieder vor. Daß dieses Erlebnis lebendig in dem jungen Kraus festgehalten wird, kann sich jeder vorstellen. Er hat die Geheimnisvolle, die schon in aller Munde war, unverschleiert gesehen! Wie der Zufall im Leben immer eine große Rolle spielt, bekommt er bald darauf in der Zeichenstunde Bildnisse französischer und bourbonischer Damen zu sehen, und angesichts jenes charakteristischen Porträts, welches die 17jährige Königstochter im Temple zu Paris vorstellt, ruft er spontan aus: „Das ist ja meine Gräfin Bavel!" — Dies war, wie schon erwähnt, der Name, den ihr Beschützer angenommen hatte! Skeptiker wollen allerdings der Aussage eines Knaben keine Bedeutung beimessen. Da aber diese Aussage nicht unter dem Drucke eines Zwanges, wie etwa eine gerichtliche Zeugenaussage, sondern unbeeinflußt aus eigener Wahrnehmung heraus erfolgte, so stehe ich nicht an, derselben volle Beweiskraft beizumessen. Und dann ist ja der junge Kraus nicht der einzige, der zu dieser Wahrnehmung gelangte. Wir haben schon den anderen Fall angedeutet, wonach auf eine Identität der Dunkelgräfin mit Madame Royale geschlossen worden ist. Diese Erklärung stammt von Geheimrat von Bibra aus Hildburghausen, einem guten Kenner der bourbonischen Genealogie. Auch er hat die Geheimnisvolle gelegentlich unverschleiert gesehen und diese Ähnlichkeit festgestellt, womit demnach die Aussage des Knaben Kraus eine starke Stützung erfahren hat.

Zu alledem kommt noch die bei jeder Gelegenheit von Balck betonte bourbonische Einstellung, die er auch dem Hofapotheker Rambold gegenüber nicht vorenthält. Er zeigt großes Interesse für die politischen Ereignisse in Frankreich, im besonderen für die Frage der Thronfolge, und ist auf diesem Gebiete zu Hause. Man hat in Ingelfingen auch seine Eleganz und sein nobles, gediegenes Wesen gerühmt, welches ihn und seine Begleiterin hoch über das Niveau der sonstigen Emigranten emporhob. An diesem Paare war alles echt und gediegen. Man erkannte auf den ersten Blick die vornehme Herkunft beider. Auch schon in Ingelfingen machte man die Beobachtung, daß die Dame die im Range höhere sein müsse, zumal sie von ihrem Beschützer mit auffallender Courtoisie umgeben wurde. Diese Wahrung des Abstandes zwischen sich und seiner Schutzbefohlenen muß schon aus dem Grunde für eine rein intuitive Gefühlsäußerung gehalten werden, weil sie allfälligen Zuschauern einen Anhaltspunkt bot, unerwünschte Schlüsse auf eine hohe Abstammung der Dame zu ziehen, somit das Geheimnis des Paares, welches doch sonst auf das sorgfältigste gewahrt wurde, nur gefährdete. Ich möchte hier an jene sich fast täglich wiederholenden Vorgänge verweisen, wie sie sich im Hofe des Radefeldschen Hauses zu Hildburghausen abgespielt haben. Balck geleitet seine Dame zum offenen Wagenschlag mit allen Anzeichen seines tieferen Standes. Er verbeugt sich devot vor ihr, hebt sie dann in den Wagensitz und nimmt an ihrer Seite Platz. Nach vollendeter Ausfahrt bezeugt er ihr gleicherweise seine Ergebenheit. Kann man angesichts dieses Zeremoniells, welches sich stets wiederholt und

[1] Kraus war früher Hohenloheſcher Geschäftsträger am Wiener Hofe gewesen. Die Mitteilungen aus Ingelfingen stammen von seiner Tochter und sind verbürgt.

Digitized by Google

auch in Eishausen wahrgenommen wurde, noch an eine beliebige Liebesidylle glauben? Mit der Zeit mußten doch im ständigen Verkehr solche Galanterien abflauen, selbst bei Personen, welche unter gegebenen Umständen derartige Respektsbezeugungen gewohnheitsmäßig vollziehen. Zudem hören wir immer und immer wieder aus den Beurteilungen von Zeitgenossen, welch imponierende, unnahbare Persönlichkeit Balck gewesen ist. Wenn sich mithin ein solcher Mann konsequent zu Devotionsbezeugungen versteht, so geht daraus wohl untrüglich hervor, daß die Frau, welcher er diese Huldigungen darbringt, einen ganz hervorragenden Rang eingenommen haben muß.

Die Ereignisse in Ingelfingen — das sagt schon Kirchenrat Human, der in seiner zweibändigen Schrift sich auf das eingehendste mit der Persönlichkeit Balcks und seiner Gefährtin befaßt — sind für die Lösung des Geheimnisses von nicht zu unterschätzender Bedeutung. In Ingelfingen ist man, das steht einwandfrei fest, dem Geheimnis sehr nahe auf die Spur gekommen. Den besten Beweis dafür bringt Balck selbst. Als nämlich im März des Jahres 1804 der Herzog von Enghien in seinem Badener Landhaus zu Ettenheim auf Veranlassung Napoleons verhaftet und nach Paris abgeführt wurde, um bald darauf völkerwiderrechtlich in Vincennes erschossen zu werden, war das geheimnisvolle Paar sozusagen in Nacht und Nebel aus Ingelfingen verschwunden. Balck, der einen ausgebreiteten Stafettendienst eingerichtet hatte, der ihn über alle wichtigen politischen Ereignisse unverzüglich in Kenntnis setzte, war über diesen Vorfall rechtzeitig informiert worden. Sei es nun, daß durch dieses ungeheure Geschehnis seine Dame in Unruhe versetzt wurde, sei es, daß Balck selbst, der nachweisbar mit der Schwester des Herzogs ständigen Briefwechsel unterhalten hatte, seine Person bedroht wähnte, irgendwie muß die plötzliche fluchtartige Abreise des Paares mit dem Vorkommnis in Zusammenhang gebracht werden. Gleich nach dieser Flucht aber wurde das bis dahin nur andeutungsweise zirkulierende Gerücht, die verschleierte Dame sei die Tochter Ludwigs XVI., in Ingelfingen zur Gewißheit. Man nahm jetzt allgemein an, keine anderen als der Herzog und die Herzogin von Angoulême seien jene Unbekannten gewesen, die in der Hofapotheke gewohnt hätten. Es ist selbstverständlich, daß dieses Gerücht bald nachher zu Balcks Ohren gedrungen ist, da er doch von allen Seiten her ständig Nachrichten über wichtige Ereignisse erhalten hat. Und nun konnten die Ingelfinger im „Schwäbischen Merkur" die Kunde von dem plötzlichen Ableben eines französischen Emigranten von Bedeutung lesen, und die Personsbeschreibung des Verstorbenen paßte Wort für Wort auf den Unbekannten von Ingelfingen. Was Balck mit dieser fingierten Todesanzeige bezwecken wollte, erreichte er. Die Ingelfinger glaubten an seinen Tod. Damit verblaßte nach und nach die Erinnerung an das mysteriöse Paar. Erst als es durch die Ereignisse in Hildburghausen und Eishausen wieder in aller Munde war, wurden auch die Vorkommnisse in Ingelfingen von neuem lebendig. So ist es gekommen, daß diese von zwei Seiten (Kraus und Rambold) gut verbürgten Begebenheiten später wohl das wichtigste Dokument zur Lösung des Hildburghäuser Rätsels geworden sind. Mit eindeutiger Bestimmtheit geht daraus hervor, wie unangenehm dem Beschützer der Dame das Ingelfinger

Digitized by Google

Gerücht gewesen sein muß. Wäre das nicht der Fall, wäre die von ihm beschützte Dame nicht die Tochter Ludwigs XVI. gewesen, dann hätte es Balck ja nur erwünscht sein müssen, wenn sich die Ingelfinger mit ihrer Annahme auf Abwegen befunden hätten, weil dadurch die richtige Spur des Geheimnisses eine willkommene Ablenkung erfahren haben würde.

Zahlreich ist die Literatur über Dunkelgraf und Dunkelgräfin. Auch in unserer Zeit hat man diese Begebenheiten untersucht. Das neueste Forschungswerk ist jenes des Verfassers dieses Artikels. Wer sich für das alles interessiert, dem wird die Lektüre seines im Helingschen Verlage zu Leipzig erschienenen Buches empfohlen, aus dem das Vorstehende nur einen kleinen, wenn auch sehr wichtigen Abschnitt darstellt.[2]

---

[2] R. Boehmker, Das Geheimnis um eine Königstochter. Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig. Bebildert. Kartoniert 4,80 ℳ, gebunden 5,80 ℳ. Das Buch ist empfohlen durch die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums mit Schreiben vom 29. Juni 1938.

Das Bildnis der Prinzessin Marie Therese Charlotte von Frankreich vom Jahre 1795 auf Seite 113 unseres Jahrbuchs ist wiedergegeben nach einer Abbildung des obengenannten Buches, das noch weitere hübsche Abbildungen enthält.

Digitized by Google

Die Auswanderung aus dem Kreis Crailsheim

Von Karl Döttinger, Crailsheim[1]

1. Geschichtliches

Unsere Landeshauptstadt war im vorigen Jahr der Schauplatz einer gewaltigen Kundgebung: Deutsche Söhne und Töchter, deren Ahnen einst das Vaterland verlassen haben, um in allen Ländern der Erde eine neue Heimat zu suchen, hatten sich in ihren Mauern zusammengefunden. Uns Württemberger hat es mit stolzer Freude erfüllt, daß gerade Stuttgart die „Stadt der Auslandsdeutschen" geworden ist. Von allen deutschen Stämmen waren es ja zuvorderst die Schwaben, die sich die Welt erwandert haben. Aus jeder Familie und Sippe unserer Heimat, aus allen Höfen, Weilern und Dörfern führen Fäden hinaus zu den Auslandsdeutschen in aller Welt.

Aber auch aus dem fränkischen Teil unseres Landes und damit aus unserem Kreis sind viele Volksgenossen ausgewandert. Im ehemaligen Herzogtum Württemberg sind schon im 16. Jahrhundert Auswanderungen vorgekommen. Wir wissen dies deshalb so genau, weil jede Auswanderung damals der Genehmigung durch den Landesherrn bedurfte. Die Archive in Stuttgart, Nürnberg und Ansbach enthalten zwar keine Aufzeichnungen von Auswanderungen aus unserem Kreis. Es bestand wohl auch keine Veranlassung dazu, denn der Kreis war dünn besiedelt und bot am Ausgang des Mittelalters noch Gelegenheit zu Neusiedlungen. Rudolfsberg wurde im 14., Alexandersreut im 18. Jahrhundert angelegt. Die im letztgenannten Jahrhundert einsetzenden Auswanderungsbewegungen haben aber dann ihre Wellen bis in unsere Heimat geschlagen. Die Fürsten Carl Albrecht zu Hohenlohe-Waldenburg und Ludwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst beschwerten sich beim Markgrafen von Ansbach über die Auswandererwerbungen russischer „Emisharien" für die russischen Kolonien. Der Markgraf verbot darauf die Werbungen und bestrafte die Werber; denn auch er befürchtete, daß sein Land entvölkert würde. Man hielt außerdem die Gebiete an der unteren Wolga, das damalige Auswanderungsziel, für ungeeignet zur Besiedlung. Ein kaiserlicher Erlaß vom Jahre 1768 verbot dann förmlich jede Art von Werbung und die Auswanderung nach dort.

Ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte war der Verkauf von Soldaten an fremde Landesherren, was praktisch auch eine Auswanderung bedeutete und dessen Dekan Lic. theol. Hummel im Crailsheimer Heimatbuch eingehend Erwähnung tat. Der Markgraf von Ansbach verkaufte z. B. Soldaten nach England und Holland, die größtenteils ihre Heimat nicht mehr wiedersahen.

Sonst war in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Zahl der Auswanderer gering. Dagegen nahm sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder größeren Umfang an. Die napoleonischen Kriege haben während nahezu 2 Jahrzehnten viel Not und Elend über unsere Heimat gebracht. Um die Früchte der Befreiungskriege wurde das arme Volk betrogen. Dazu kamen die Hungerjahre

[1] Siehe auch K. Döttinger, Die Geschichte der Auswanderung aus dem Kreis Crailsheim seit 1799. Druck und Verlag A. Richter, Crailsheim.

Digitized by Google

1816 und 1817. Die Lebensmittel waren äußerst knapp und im Preis fast unerschwinglich. Wohl steuerten Regierung und private Unternehmungen der größten Not, dennoch entschlossen sich damals ganze Familien zur Abwanderung nach Amerika, das als Land der unbegrenzten Möglichkeiten galt. In Satteldorf wanderten 6 Familien mit zusammen 29 Kindern nach den Vereinigten Staaten.

Noch ein anderer Ruf drang in jener Zeit in unsere Gegend. Die christlichen Führer einiger Länder (in Württemberg Prälat Bengel) verkündeten die Nähe des tausendjährigen Reichs. Für einen rechten Christenmenschen sei es Pflicht, in der Nähe von Palästina zu sein. Auch in unserem Kreis verhallte dieser Ruf nicht ungehört. Aus Satteldorf zogen 6, aus Goldbach, Ingersheim und Tiefenbach je eine Familie die Donau hinab nach dem Kaukasus. Ein großer Teil dieser Auswanderer ist aber auf der langen beschwerlichen Reise elend umgekommen.

Die württembergische Regierung ließ damals durch Erlässe vor solchen Auswanderungen warnen. Durch eine gleichzeitig einsetzende Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse wurde die Bewegung zum Stillstand gebracht. Es sind von 1820 bis 1840 nur 71 Personen aus unserem Kreis abgewandert.

Von da an nahm die Auswanderung im Kreis wie im übrigen Reich unablässig zu. Die meisten Gemeinden hatten eine wesentlich höhere Einwohnerzahl wie heute, und dies bei der viel weniger ertragreichen Bodenwirtschaft der damaligen Zeit. Außerdem hatte die Regierung versäumt, durch Gründung industrieller Betriebe eine bessere Möglichkeit des Fortkommens zu schaffen. Sämtliche Gemeinden wurden vom Auswanderungsfieber erfaßt und einzelne, wie auch ganze Familien, zogen fort. Crailsheim, Rechenberg und Ellrichshausen standen an der Spitze.

In den 50er Jahren wurde die Not durch wiederholte Mißernten noch verschärft. Rüben- und Kleienbrot bildeten die Hauptnahrung und dies war für den Armen noch ein unerschwinglicher Leckerbissen. Hilfsmaßnahmen wirkten wie Tropfen auf einen heißen Stein, und so entschloß sich die Regierung, den Ärmsten die Auswanderung auf Staatskosten zu ermöglichen. Das Hauptziel war Nordamerika. Über die damaligen Schicksale der Gemeinden Neidenfels und Sattelweiler wird später noch eingehend berichtet. Die entstandenen Unkosten wurden hier von Staat und Bezirk, den Nachbargemeinden und der Muttergemeinde Satteldorf gemeinsam getragen. 1854 erreichte diese Auswanderung den Höhepunkt, um gegen Ende des Jahrzehnts abzuflauen. Insgesamt waren 809 Personen, darunter kinderreiche Familien, ausgewandert. Die meisten stammten aus Satteldorf, Crailsheim, Unterdeufstetten, Marktlustenau und Ellrichshausen. Von 1840 bis 1860 sind über 1000 Personen aus unserem Bezirk ausgewandert. Es ist dies rund ein Drittel sämtlicher Auswanderer von 1790 bis zur Gegenwart.

Der siegreiche Krieg von 1870 brachte dann eine bedeutende Belebung von Industrie und Wirtschaft. Es gab Arbeitsmöglichkeiten in Fülle, so daß zunächst niemand mehr ans Auswandern dachte. Von 1870 bis 1880 sind nur 136 Volksgenossen aus dem Kreis abgewandert, meist solche, die den ausgewanderten Angehörigen nachfolgten, oder denen der heimatliche Boden zu heiß geworden war. Anfangs der 80er Jahre brach dann die Industrie- und Landwirtschaftskrise herein, weil die Schutzzölle fehlten. Ausländische Erzeugnisse der Landwirtschaft und Industrie wurden zu Schleuderpreisen auf den Markt geworfen,

Digitized by Google

Steuern und Abgaben aber blieben für die deutschen Erzeuger dieselben. Was lag näher, als die Heimat zu verlassen? Von 1881 bis 1890 zählte unser Bezirk 464 Auswanderer, zumeist aus Gründelhardt, Jagstheim, Gröningen, Leukershausen, Ingersheim und Oberspeltach. Durch Einführung der Schutzzölle und Besserung der Industrieverhältnisse gegen Ende der 80er Jahre trat auch sofort ein starker Rückgang der Auswanderung ein. Von 1890 bis 1900 sind 184, von 1901 bis 1910 76 und von 1911 bis 1920 nur 36 Personen ausgewandert. Die letzte, außerordentlich niedrige Zahl ist durch den Weltkrieg und der damit verbundenen Unmöglichkeit der Abwanderung aus Deutschland bedingt.

Nach dem Kriege wurde es rasch anders. Deutschland blutete aus tausend Wunden und war außerdem durch den Schandvertrag von Versailles zum Arbeitssklaven der ganzen Welt gemacht. Der verlorene Krieg raubte vielen den Arbeitsplatz, die nachfolgende Inflation die angesammelten Vermögenswerte oder die Hoffnung auf wertbeständigen Erwerb. Kein Wunder, wenn jetzt vielfach die Besten, Tüchtigsten und Strebsamsten sich entschlossen, auszuwandern. Sie wandten sich in vielen Fällen an ihre im Ausland befindlichen Angehörigen mit der Bitte, die Überfahrtskosten für sie auszulegen. Im Jahre 1923, dem Jahr des Ruhreinbruchs der Franzosen und des beispiellosen Währungssturzes, entschlossen sich in unserem Kreis 300 Volksgenossen zur Auswanderung. Dies ist die Hälfte aller Auswanderer von 1921 bis 1930. Viele fanden drüben mit Hilfe ihrer Verwandten ein gutes Fortkommen. Andere gerieten in trostlose Verhältnisse und kehrten teilweise wieder zurück. — Mit der Einführung fester Währungsverhältnisse sank dann auch sofort die Zahl der Auswanderer.

Seit 1931 sind nur 36 Personen aus unserem Kreis ausgewandert. Wohl wurde Deutschland zu Anfang des Jahrzehnts von einer schweren Wirtschaftskrise heimgesucht und die Zahl der Arbeitslosen stieg unaufhörlich. Doch war es inzwischen unmöglich geworden, diesem Los durch Auswanderung zu entrinnen, denn die Wirtschaftskrise hatte die ganze Welt erfaßt.

Die durch die Machtergreifung seit 1933 bedingte Abwanderung hat den deutschen Volkskörper und namentlich auch unseren Bezirk von einer Reihe schädlicher Elemente befreit.

2. Die Zielländer

Nach allen Ländern der Erde sind unsere Volksgenossen gewandert. Hauptziel war aber von jeher die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Zunächst haben sich viele im Norden und Osten Europas eine neue Heimat gesucht. Eine beträchtliche Anzahl Bauern sind Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts dem Ruf des Preußenkönigs gefolgt und haben sich in den Provinzen Posen, Westpreußen und Pommern angesiedelt. Nach 1870 kam diese Zuwanderung ganz zum Stillstand. Dies ist sehr zu bedauern, denn der deutsche Osten hätte noch genug Siedlungsraum für unsere Bauernsöhne geboten.

In den Jahren 1816 und 1817 setzte die erste größere Auswanderungswelle nach Rußland ein. Die Schrecken der napoleonischen Kriege weckten in vielen frommen Gemütern den Gedanken an das Weltende. So glaubten sie, einen sicheren Zufluchtsort suchen zu müssen und ihn im südlichen Rußland, in der Nähe von Palästina, zu finden. Als nach dem Tode König Friedrichs die Auswanderung ganz freigegeben wurde, wälzte sich ein Strom von etwa 9000

Digitized by Google

Württembergern in sogenannten Auswandererharmonien die Donau hinab nach Südrußland. 1200 gingen zum Teil schon unterwegs an Seuchen, viele andere durch die Überfälle wilder Gebirgsvölker oder sonstige Nöten und Drangsale zugrunde. Trotzdem haben sie im Kaukasus mehrere Dörfer gegründet und es zu ansehnlichem Wohlstand gebracht. Heute sind sie unter dem Druck des Bolschewismus verarmt und teilweise nach Südamerika abgewandert.

Auch nach der Schweiz sind 39 und nach England 26 unserer Landsleute ausgewandert. Nach der Schweiz gingen vorwiegend Dienstboten, Kellner und Köche, nach England Bäcker und Metzger. Die übrigen europäischen Länder weisen nur vereinzelte Auswanderungen auf. Sie entfallen hauptsächlich auf Facharbeiter, Techniker oder Kaufleute, die ihre Kenntnisse und Erfahrungen im Ausland bereichern wollten. Einzelne gingen auch im fremden Volkstum auf oder sind im Elend verkommen.

Nach Asien sind nur wenige ausgewandert. Drei Personen unseres Bezirks haben sich in den 60er Jahren nach Palästina gewandt, zwei davon sind wieder zurückgekehrt. Später sind noch einige Kaufleute, Techniker und Ärzte nach China gegangen; eine Massenauswanderung nach diesen Ländern kam aber nie in Betracht, da sie größtenteils dicht besiedelt sind und die dortigen Völker eine geschlossene Einheit bilden.

In ähnlicher Weise bot auch Afrika für den einfachen Mann nie große Ansiedlungsmöglichkeiten. Die Weltwirtschaftskrise hat auch die ehemaligen deutschen Kolonien, in denen wir unsere Landsleute suchen müssen, nicht verschont. Die Stimpfacher Familien Ottenwälder und Bay sahen sich damals genötigt, heimzukehren. Elsa Denneler[2] aus Crailsheim ist nach wenigen Jahren in Ostafrika gestorben.

Nach dem fernen Australien ist im vorigen Jahrhundert nur ein Sohn unseres Kreises gezogen. In der Nachkriegszeit sind zwei Crailsheimer zu einem dort ansässigen Onkel ausgewandert.

Wie schon erwähnt, ist Amerika das Hauptauswanderungsziel auch unserer Landsleute gewesen. Kanada schien insbesondere für unsere Landwirte günstige Siedlungsmöglichkeiten zu bieten. Diese Aussicht hat nach dem Weltkrieg acht Familien aus Marktlustenau veranlaßt, auszuwandern. Sie haben sich in Kanada unter großen Mühen und Entbehrungen eine Daseinsmöglichkeit geschaffen, doch fehlen ihnen die notwendigen Absatzmöglichkeiten für ihre Erzeugnisse.

Die weitaus größte Anzahl aller Auswanderer aber hat sich nach den Vereinigten Staaten gewandt; annähernd 2600 Personen unseres Kreises haben dort ihr Glück gesucht. In fast allen Staaten sind sie vertreten. Bemerkenswert ist, daß Auswanderer des gleichen Heimatdorfes oder derselben Sippe sich auch in Amerika vielfach am gleichen Platz zusammenfanden und treue tatkräftige Freundschaft pflegten. Trotzdem suchen wir vergeblich nach geschlossenen deutschen Siedlungen. In dieser Richtung unternommene Versuche (Rappsches Unternehmen) schlugen fehl. Das Aufgehen in Sprache und Kultur der neuen Heimat erfolgte in vielen Fällen verhältnismäßig rasch, schon weil der Rassenunterschied nicht so groß war wie etwa bei den Asiaten oder Negern. Ganz im fremden Volkstum aufgegangen sind aber die Deutschen und insbesondere die Schwaben nicht. Immer bestanden deutsche Vereine und neuerdings ist es die

[2] Ein namentliches Verzeichnis sämtlicher Auswanderer befindet sich in der erwähnten Schrift.

Digitized by Google

Auslandsorganisation der NSDAP. (AO.) und das deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, die für einen engen Zusammenschluß der Auslandsdeutschen mit der Heimat sorgen, wie ja die große AO.-Tagung in Stuttgart für uns und unsere Brüder draußen zu einem überwältigenden Erlebnis geworden ist. Auch die Aufgabe der Erhaltung des Deutschtums im Ausland, die bisher den deutschen Vereinen und Zeitungen oblag, ist jetzt in großartiger Weise gelöst: Im Rahmen der 5. Reichstagung wiesen die Amtsleiter der AO. auf die großen Aufgaben und die bereits geleistete Arbeit in den Auslandsgruppen hin. Die Leitung der AO. erfolgt durch Länder- und Sachämter. Es bestehen 8 Länderämter, die die einzelnen Landesgruppen zusammenfassen und führen. Neben ihnen bearbeiten Sachämter die Gebiete der Schulung, der Presse, der Kultur, der Volkswohlfahrt, des Rechtswesens usw. Diese kurzen Einblicke zeigen uns den neuen und wirklichen Zusammenschluß deutschen Blutes in aller Welt, der aus nationalsozialistischem Geist geboren wurde.

Und daß auch die Anhänglichkeit unserer Auslandsdeutschen an die alte Heimat immer groß und echt war, beweisen z. B. ihre Leistungen allein im vergangenen Jahrzehnt. Viele sind zu Wohltätern ihrer Verwandten, ja manche sogar ihrer Heimatgemeinde geworden. Erwähnung verdient das bekannte, mit großen Hilfsmitteln ausgestattete Werk der Quäkerspeisung.

Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten wurde nach dem Weltkrieg den einzelnen Ländern gegenüber durch die Einwandererquote geregelt. 1923 z. B. reichte die Quote bei weitem nicht aus, da in der Bedrängnis der Arbeitslosigkeit viele junge und tüchtige deutsche Arbeiter, Techniker und Kaufleute nach Amerika strebten, wo wertvolle Leistung geschätzt und entsprechend bezahlt wurde. Leider müssen wir hier feststellen, daß die Einwanderer in den Vereinigten Staaten zum Teil sehr rasch für das Deutschtum verloren gingen. Die Vereinzelung in den Großstädten und die Förderung der Amerikanisierung durch die Regierung trugen viel dazu bei. Am ehesten hat sich das Deutschtum auf dem Lande erhalten. — Nach Südamerika sind nur ganz wenige Crailsheimer ausgewandert. Einige sind nach Argentinien, Brasilien und Chile gezogen, wo sie in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel tätig sind.

3. Die persönlichen Verhältnisse der Auswanderer

In den Auswandererverzeichnissen sind die Angaben über Alter, Geschlecht, Familienstand und Berufszugehörigkeit oft recht lückenhaft, so daß es schwer ist, einen genauen Überblick zu geben. Doch deckt sich das, was ermittelt werden konnte mit den Berichten aus anderen deutschen Gebieten. Es sind im vorigen Jahrhundert ganze Familien mit Eltern, Kindern und Großeltern ausgewandert. Doch waren es meist junge Leute von 20 bis 30 Jahren, gesund, kräftig und leistungsfähig, die in der Fremde ihr Glück versuchten. Darunter waren wieder doppelt soviel Männer wie Frauen. Nach 1900 änderte sich das Bild. Die Familienauswanderung hörte meist ganz auf und die Abwanderung von weiblichen Personen stieg gewaltig. Nach Holland, England und in die Schweiz gingen viele Mädchen als Haus- und Büroangestellte. Nach Übersee wog aber die männliche Auswanderung immer vor. Davon sind vor 1900 wieder die meisten Bauern oder landwirtschaftliche Arbeiter. Nach 1900 überwiegt die Zahl der Gewerbetreibenden, wie Bäcker, Metzger, Schlosser und Mechaniker.

Digitized by Google

4. Ursachen der Auswanderung

Es ist auch bei guter Kenntnis der äußeren Verhältnisse schwer, die letzten und tiefsten Gründe zu erforschen, die in einem Menschen den Entschluß reifen lassen, seine Heimat und Sippe, kurz alles, was ihm seither lieb und teuer war, zu verlassen und in einem fremden fernen Land einem mindestens unbestimmten Schicksal entgegenzugehen.

Bei der Auswanderung aus Württemberg haben die religiösen Gründe keine unbedeutende Rolle gespielt. Ums Jahr 1817/18 sind die Mennoniten nach Rußland, die Rappisten unter Führung des Bauern Rapp nach Indiana und von 1860 bis 1870 die Templer nach Palästina gezogen. Aus unserem Kreis sind 4 Familien mit den erwähnten Auswandererharmonien nach Südrußland ausgewandert, um dort nach der damaligen Meinung das tausendjährige Reich zu erwarten. Neben den Abwanderungen aus religiösen Motiven hat unser Kreis auch einige Auswanderer aus ideellen Gründen aufzuweisen. Es sind dies Ärzte, Missionare und Lehrer, sogenannte Kulturpioniere.

Dann haben auch politische Gründe den Anstoß zu Auswanderungen ergeben. Erinnern wir uns an die ehemaligen 48er und solche, die durch ihren Weggang der Militärpflicht entgehen wollten. Nach dem Weltkrieg und der Revolte 1918 trieb das politische Chaos und der völkische Niedergang viele tüchtige junge Deutsche in die Fremde. — Die politisch bedingte Abwanderung seit 1933 hat, wie bereits erwähnt, unser Volk von vielen artfremden und schädlichen Elementen befreit.

Mit den politischen hängen auch die sozialen Gründe zusammen. Der herrschende Klassen- und Kastengeist oder dunkle Punkte in der Vergangenheit und Herkunft wirkten oftmals bedrückend. Manchem waren auch nach dem gewaltigen Kameradschaftserleben des Frontsoldaten die Verhältnisse daheim zu eng geworden. So wandte man lieber der Heimat den Rücken.

Bei der Auswanderung kommen aber auch Ursachen in Betracht, die allgemein im Volkscharakter begründet liegen. Wohl am meisten die Schwaben, aber auch die Franken haben als Blutserbe etwas mitbekommen, das sie in die Ferne zieht. Außerdem kann man sich über diese unbekannte Ferne unbegrenzte Vorstellungen machen und Luftschlösser bauen, während man die Verhältnisse daheim oft nur zu genau kennt. Andererseits entfernt sich der Franke wieder nicht gern allzu weit von seiner Heimat. Er zieht es vor, sich etwa in der nächsten Stadt niederzulassen, um von dort aus namentlich auch die verwandtschaftlichen Beziehungen weiter zu pflegen.

Wandert der Bauer aus, dann ist für ihn die Sehnsucht nach der eigenen Scholle ausschlaggebend. Dem nachgeborenen Sohn kann die Heimat diese Sehnsucht nicht befriedigen. Leider wurde aber von den Auswanderern Amerika bevorzugt, während der deutsche Osten heute noch Siedlungsraum bietet. Der Urwaldsiedler Nord- und Südamerikas hatte neben dem harten, entbehrungsreichen Anfang doch wieder „unbegrenzte Möglichkeiten", während eine Ostlandsiedlung zwar sicherer, aber zu nüchtern schien. Starke Anziehungskraft übte in fremden Ländern das sogenannte Freiland aus.

Auch durch Beziehungen zu schon Ausgewanderten entschlossen sich viele, die Heimat zu verlassen. Es wurde ihnen das Fahrgeld vorgestreckt und zugleich die Ferne in verlockenden Farben gemalt. War doch die ausländische Be-

Digitized by Google

urteilung Deutschlands in der Nachkriegszeit oft noch schlimmer, als es der Wirklichkeit entsprach. Bei ihren Landsleuten fanden diese Ankömmlinge dann vorläufige Aufnahme und hatten so Gelegenheit, sich in Ruhe nach einer Stellung umzusehen.

Im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Auswanderung durch gewissenlose Ausbeuter auch künstlich betrieben. Sie bekamen von den Schiffahrtsgesellschaften für jeden geworbenen Auswanderer ein bestimmtes Kopfgeld. Meistens wurden Unbemittelte das Opfer dieser betrügerischen, „ausgesandten Menschendiebe". Kamen die Ausgewanderten drüben an Land, so wurden sie dem Nächstbesten, der das Fahrgeld für sie erlegte, überlassen. Für diesen Herrn mußten sie oft bis zu 6 Jahren arbeiten, um ihre Verpflichtungen abzutragen. Kinder im Alter von 10 bis 15 Jahren mußten ihren Herren oft bis zum 21. Lebensjahr dienen.

In unserem Kreis haben die wirtschaftlichen Verhältnisse in beträchtlichem Maß zur Abwanderung Anlaß gegeben. Wir haben es bis heute mit einem vorwiegend landwirtschaftlichen Bezirk zu tun, in dem die Industrie immer etwas zurücktrat. Erst mit der Vergrößerung Crailsheims durch seinen Ausbau zum Eisenbahnknotenpunkt und dem erfolgten Zustrom von Arbeitern und Beamten gewannen Gewerbe und Handel größere Bedeutung. Im übrigen ist der Bezirk schwach besiedelt. Es kommen nur 59 Personen auf den Quadratkilometer, gegenüber einem Landesdurchschnitt von 138 Personen. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse bewegen sich allgemein unter der Durchschnittsgrenze. Die Hektarerträge z. B. in Weizen mit 10 bis 14 Zentner gehören zu den niedrigsten in Württemberg. Im ganzen entfallen 1 bis 2 Zentner Brotgetreide auf den Kopf der Bevölkerung, gegenüber 10 Zentner in den besten Gegenden unseres Landes. Der Ertrag an Kartoffeln ist dagegen höher. Doch ist die Tatsache nicht zu umgehen, daß die Landwirtschaft im Kreis Crailsheim unter erschwerten Verhältnissen arbeitet. Dies bestätigt auch die verhältnismäßig späte Besiedlung im Laufe der Geschichte. Die mangelhaften Ertragsverhältnisse schließen auch weitere Ansiedlungsmöglichkeiten aus. Wo sie willkürlich vorgenommen wurden, kam es zu mindestens ungesunden und mißlichen Verhältnissen. Die Bewohner der Gemeinden Lautenbach, Matzenbach, Unterdeufstetten und Wildenstein sind aus diesem Grunde zum Wandergewerbe übergegangen. Im Hinblick auf die Besitzverhältnisse ist festzustellen, daß die Gemeinden mit vielen Kleinbetrieben den höchsten Hundertsatz der Auswanderung haben. Den niedrigsten Satz haben z. B. Westgartshausen und Waldtann. Sie weisen auch nur ganz wenig Kleinbetriebe auf. Das Gewerbe ist, wie schon erwähnt wurde, in unserem Kreis nur mäßig entwickelt. Größere Betriebe finden sich in Crailsheim, Satteldorf und Ingersheim.

In der Nachkriegszeit sind sehr viele Handwerker ausgewandert. Meist handelte es sich um Bauernsöhne, die einen Beruf erlernt hatten und dann keine Arbeit finden konnten. Dazu brach dann noch die Inflation mit der Schwankung und dem Schwinden des Geldwerts herein. Aus diesen Gründen erklärt sich die überaus starke Auswanderungsziffer des Jahres 1923. Viele unserer Landsleute sind nach einigen Jahren, während denen sie sich draußen wertbeständiges Geld verdient hatten, wieder heimgekehrt. Ein anderer Teil hat im Ausland ein gutes Fortkommen gefunden. Einige sind im fremden Volkstum untergegangen.

Digitized by Google

Sehr aufschlußreich sind die Auswandererbriefe, die noch im Besitz von Crailsheimer Bürgern vorgefunden wurden und einen unmittelbaren Einblick in einzelne Auswandererschicksale gewähren.

5. Die Auswanderung auf Staatskosten

In unserem Kreis nimmt die Auswanderung auf Staatskosten einen ziemlich breiten Raum ein. Hier handelt es sich in fast allen Fällen um Personen, deren Abwanderung dem Staat nur erwünscht sein konnte. Die württembergische Regierung steht aber in ihrem Bestreben, solche Bürger ins Ausland abzuschieben, nicht vereinzelt da. Sie folgte vielmehr dem Beispiel englischer Kirchspiele und schweizerischer Gemeinden. Diese Auswanderer mußten vor ihrer Abreise durch Unterzeichnung einer ausführlich gehaltenen Urkunde auf sämtliche Rechte eines württembergischen Staatsbürgers verzichten. Durch die Unterschrift war ihnen dann eine Rückkehr in die Heimat unmöglich gemacht. Die Auswanderung auf Staatskosten aus unserem Bezirk wurde nach 1854 eingeleitet und um 1870 zu einem gewissen Abschluß gebracht. Es handelt sich um die Gemeinden Neidenfels und Sattelweiler, von denen nahezu ein Drittel der Einwohner auf Staatskosten nach Amerika abgeschoben wurde. In beiden Gemeinden hatten sich auf Veranlassung der Grundherrschaft zu viele Fremde angesiedelt, so daß die Weiler zu unnatürlicher Größe anwuchsen. Diese Einwohner waren aber, wie es in einem amtlichen Bericht von 1854 heißt, „eine Kolonie von Bettlern, Händlern und dergleichen, die durch ihre Unsittlichkeit die Gesamtgemeinde vergiften und die Umgegend aussaugen". Die beiden Gemeinden standen unter Staatsaufsicht und benötigten alljährlich staatliche Zuschüsse. Nach langen Verhandlungen und nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten konnte im Frühjahr 1857 der erste Schub mit 42 Personen abgehen. Staat und Amtskörperschaft, sowie die Nachbargemeinden Gröningen, Roßfeld, Triensbach und Tiefenbach hatten gemeinsam die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt. Die Erleichterung in der Gesamtgemeinde wie in der Umgebung muß sofort recht fühlbar gewesen sein, denn man beschloß im Mai 1857, „das Auswanderungsprojekt sofort wieder zu betreiben und keine Opfer zu scheuen". Am 10. September 1858 reisten 14 Personen und im Frühjahr und Herbst 1859 zusammen 62 Köpfe ab. In einer Gemeinderatssitzung vom 20. August 1859 wurden dann noch weitere 100 Personen zur Auswanderung vorgeschlagen: „Wenn dies nicht geschieht, so hat sich in weniger als 20 Jahren das noch vorhandene lüderliche Gesindel wieder verdoppelt, und man kann dann wieder mit Staatsaufsicht und Auswanderung aufs neue beginnen. Der ganze Aufwand von 11 600 fl. wäre dann hinausgeworfen." Die Regierung wollte nach Durchführung der 5 Auswanderungszüge die Staatsaufsicht aufheben, denn es waren ihr außergewöhnlich hohe Aufwendungen erwachsen. Der Gemeinderat in Satteldorf wehrte sich aber ganz entschieden dagegen, so daß die Aufhebung erst im Jahre 1868 erfolgen konnte.

Über den Charakter einzelner Personen sind in der Auswandererlisten sehr kennzeichnende Einträge enthalten. Es heißt u. a.: „N. N. hat 3 Kinder und ist eine dem Bettel und der Landstreicherei ergebene Person", oder: „Lüderliches, faules Weibsbild, das fast nur vom Bettel lebt". Ein Mann erhält folgendes Zeugnis: „Vertrinkt, was er verdient, und läßt Weib und Kinder betteln". Ein anderer wird als „Holzdieb, Bettler und Landstreicher" bezeichnet.

Digitized by Google

Nach der Auswanderung beklagten sich die Fortgezogenen über die Behandlung und ungenügende Verpflegung auf der Reise, die Schultheiß Atz von Neidenfels geleitet hatte. Dieser führte seinerseits wieder bittere Klage über die Auswanderer, die auf der Reise vom Bettel nicht zurückgehalten werden konnten. Auch während der Überfahrt war ihr Benehmen höchst ungehörig und anstößig, wie ein Auswanderer selber an den Oberamtmann von Crailsheim berichtete. So haben wir es bei diesen Leuten größtenteils mit „höchst unzuverlässigen", unverbesserlichen Elementen zu tun, und ihre Abwanderung bedeutete für Staat, Gemeinde und Umgegend zweifellos eine Entlastung.

6. Die Wirkungen der Auswanderung

Die Stadt Crailsheim sowie die Gemeinden Ingersheim und Altenmünster haben gegenüber dem vorigen Jahrhundert erheblich an Bevölkerung zugenommen, was mit der Entwicklung Crailsheims zum Eisenbahnknotenpunkt zusammenhängt. Die Landgemeinden aber könnten bei den bestehenden Wirtschaftsverhältnissen keine weitere seßhafte Bevölkerung mehr aufnehmen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind auch viele Personen vom Land abgewandert, die man als Binnenwanderer bezeichnet, weil sie meist nur in die nächstgelegenen Industriegegenden gezogen sind. Diejenigen aber, die sich ganz zur Auswanderung entschlossen, standen meist im besten Lebensalter. Die überwiegende Mehrzahl waren Männer. Daß sich dies nachteilig auf die Zusammensetzung der Bevölkerung auswirkt, ist ohne weiteres zu erkennen. Eine starke Abwanderung zeitigt hier dieselben Folgen wie ein Krieg. Früher sind wohl viele Arme, sowie wirtschaftlich und sittlich Verkommene ausgewandert. Nach dem Kriege waren es aber vielfach die Tüchtigsten und Unternehmungslustigsten, die ihrem Vaterland den Rücken kehrten. In diesem Fall ist das, was dem Einwanderungsland zum offensichtlichen Vorteil wird, für uns im gleichen Maße zum Schaden. Bedenken wir noch, daß uns mit diesen tüchtigen Menschen auch ihre Nachkommenschaft verloren ging, dann wird uns ohne weiteres klar, daß die durch ihre Abwanderung erfolgte Auslese für unser Volk ein Nachteil war. Im vorigen Jahrhundert sind zwar viele Minderwertige ausgewandert, um die es uns wirklich nicht leid zu sein braucht; aber die Tüchtigen und Brauchbaren sind, aufs Ganze gesehen, doch in der Mehrzahl.

Mit der Auswanderung gingen uns also bedeutende Kultur- und Persönlichkeitswerte verloren. Familie, Gemeinde und Staat wenden für die Erziehung und Schulung der Jugend recht erhebliche Geldsummen auf. Herangewachsen tritt dann diese Jugend in die Reihen derer, die der Volksgemeinschaft wieder Kulturgüter schenken. Die Kapitalanlage hat sich also für das Volk gelohnt. Nicht so, wenn der in bestem Lebensalter und damit in bester Schaffenskraft Stehende aus dem Vaterland auswandert. Ganz allgemein kann man wohl sagen, daß jeder einzelne Auswanderer für den hergebenden Staat einen Verlust bedeutet, der von Fall zu Fall verschieden hoch bewertet werden muß.

Dazu kommen noch die Vermögenswerte, die von den Auswanderern mitgenommen, und die Aufwendungen, die von der Heimat für ausgewanderte Familienangehörige gemacht werden. Unter der Voraussetzung, daß in unserem Kreis auf den einzelnen wenig mehr als das Fahrgeld kommt, sind doch bis 1900 etwa 750 000 ℳ ins Ausland geflossen. Berücksichtigt man noch, daß

Digitized by Google

1900 eine weitere beträchtliche Anzahl ausgewandert ist, so dürfte sich diese Summe auf etwa 1 Million Mark erhöhen. Hie und da sind Erbschaften oder größere Geldzuwendungen vom Ausland wieder zurückgekommen, aber das bleiben immerhin Einzelfälle.

Doch wollen wir nicht übersehen, wie es in unserem Bezirk gegangen wäre, wenn überhaupt keine Abwanderung stattgefunden hätte. Sicher hätte dies in den meisten Gemeinden zur Übervölkerung und damit zu ähnlichen Zuständen wie in Neidenfels und in den Händlergemeinden des oberen Bezirks geführt, wo einesteils eine weitere Teilung des Besitzes nicht mehr möglich war und anderenteils auch Gewerbetreibende ihr Brot im Bezirk selbst nicht mehr hätten finden können. Die Auswanderung aus unserem Kreis und unserem Heimatland Württemberg hat also Zuständen vorgebeugt, wie sie bis vor kurzem in den hausindustriellen Gegenden Thüringens und des sächsischen Berglandes bestanden haben.

Digitized by Google

Von der heimatkundlichen Jubiläumsausstellung in Öhringen 1037—1937

Neunhundert Jahre Geschichte der mittelalterlichen Stiftssiedlung und des hohenloheschen Fürstensitzes Öhringen sind 1937 festlich begangen worden. Zu den wertvollsten Feierveranstaltungen dieses Jahres gehörte die Jubiläumsausstellung, deren kulturelle und geschichtliche Schätze von heimattreuen Kennern (Oberlehrer Mattes, Verleger Rau, Fabrikant Weygang, Schulrat Schmid) unter der Förderung einer verständnisvollen Stadtverwaltung und der fürstlichen Herrschaft den Heimatgenossen und weiteren Volkskreisen im Fürstenbau (Palais) zur Schau gestellt worden sind. Schon früher ergab ein reiches Schrifttum ein buntes, gehaltvolles Bild örtlichen Geschehens im heimatlichen Rahmen und im größeren Zusammenhang altdeutscher Geschichte; Namen von Forschern wie Hanßelmann, F. F. Oechsle, J. Albrecht, O. Keller, K. Weller bezeugen dies, und dazu die zahlreichen Aufsätze aus 90 Jahre langer heimatforschender Arbeit in den Zeitschriftbänden des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Vom Reichtum öhringischer Geschichte, Kultur und Landschaft gibt besonders das vorbildliche Öhringer Heimatbuch (Herausgeber W. Mattes, Verleger F. Rau) einen Begriff. Dazu reden noch heute in der alten fürstlichen Residenzstadt die Steine: Stiftskirche, fürstliches Schloß mit Schloßgarten und Orangerie, Stadtbefestigung und viele charaktervolle Häuser der Altstadt, Oberes Tor mit stilvoller Karlsvorstadt. Dazu gesellen sich die Stimmen der Urkundenschätze des fürstlich hohenloheschen Archivs. Als Ergebnis lebenslänglichen Sammeleifers des Heimatfreundes Fabrikant W. Weygang aber bewahrt sein Bürgerhaus eine von Kundigen geschätzte Eigensammlung handwerklicher und künstlerischer Meisterschöpfungen einheimischer Kultur, Geschichte und Volkskunde in Metall und Ton, Holz und Stein. Im Festjahr gesellten sich zu ihnen aus auswärtigem und einheimischem Eigen- und Sammlungsbesitz im Fürstenbau die Schätze der Öhringer Jubiläumsausstellung.

Abb. 1. „Rebenmännle", 30 cm hoch, aus einer Rebwurzel geschnitzt, barock, 1667. Auf der Rückseite das Öhringer Wappen, Petrus mit gewaltigem Schlüssel und den Ohren des Malchus. — Besitzer: Stadt Öhringen.

Digitized by Google

Aus der Vor- und Frühgeschichte der Öhringer Landschaft

Nicht nur eine 900 Jahre umfassende Geschichte hat Öhringen feiern können, sondern eine vieltausendjährige! Davon haben die mit Funden seines Bodens gefüllten Glasschränke des vor- und frühgeschichtlichen Teils der Jubiläumsschau ein eindrucksvolles Zeugnis gegeben. Eine reiche Landschaft fruchtbaren und bachdurchflossenen Lehmbodens zwischen dem Waldenburger Bergland und dem Kocherlauf hat hier ihre jahrtausendalten, steinernen, tönernen und metallenen Zeugen menschlichen Daseins der Vorzeit entsendet. Aber auch die im Süden greifbar nah in diese uralte Kulturlandschaft hereinragenden blauen Waldberge von Waldenburg bis Löwenstein, die von früherer Forschung immer als „siedlungsfeindlich" angesehen worden sind, erzählen durch zahlreiche steinerne Zeugen von Menschen vor einem Jahrzehntausend! Freilich entstammen diese Reihen oft

Abb. 2. 5000 Jahre alte Getreidekörner aus einer jungsteinzeitlichen linienbandkeramischen Siedlungsstelle in Öhringen, Untere Bürg (nach Öhringer Heimatbuch, Tafel 22).

winzig kleiner, menschlich bearbeiteter Feuersteine noch nicht einem der Bauernvölker der Öhringer Landschaft; es sind kleine Pfeil- und Harpunenspitzen für Kleinwild- und Vogeljagd, Schaber, Kratzer, Messer, Bohrer und Stichel einer Jagd- und Fischerbevölkerung, die das gejagte Wild zerlegte und verarbeitete mit diesen scharfen und harten Werkzeugen, oder aus Holz und Bein weitere Werkzeuge und Waffen fertigte. Dies war vor 6000 bis 10 000 Jahren, in der Mittleren Steinzeit (Näheres mit Abbildungen siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 13—24). Von den sandigen Hängen und Hügelflächen im Quellgebiet der Ohrn und über der Brettach (bei Gleichen und auf dem Lindelberg) kündet der von Forschern des Historischen Vereins für Württembergisch Franken aufgespürte steinerne Nachlaß jener einstigen Jäger, Sammler und Fischer von ihrem Dasein über der Öhringer Landschaft.

Ein seltenes Erbstück jener Urzeit haben die Sandhöhen von Neuhütten in die Öhringer Schau gesandt: es ist ein künstlich durchbohrter, steinerner Anhänger, ein Geröllstück aus ortsfremdem Flußschotter (Abb. 4,1). Von diesem Fundort wie auch von anderen Stellen des Keuperberg- und Waldlandes

Digitized by Google

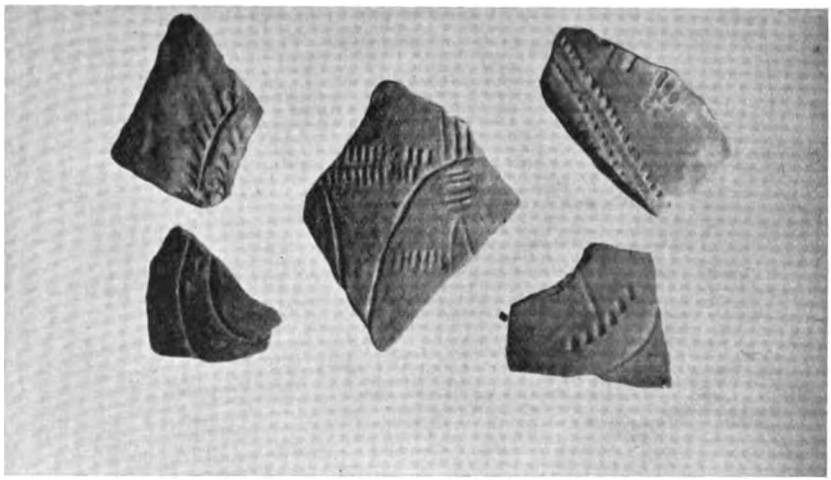


Abb. 3. Linienbandkeramische Scherben aus einer Jungsteinzeitsiedlung der Unteren Bürg.

können aber auch einzelne schöner bearbeitete Feuersteinwerkzeuge und Pfeilspitzen schon künden von einer in der Gesittung vorgeschrittenen neuen Bevölkerung. Die nun um 3000 v. Ztr. die Öhringer Landschaft besiedelnden Bauern der Jüngeren Steinzeit mögen hier oben im Bergland ihre Jagdrastplätze und Weidelager gehabt haben. Aus dieser Zeit konnte die Öhringer Schau von der Gegend von Neuhütten überraschenderweise 5 Steinbeile vorweisen (Abb. 4; vgl. zu diesem und zu folgendem auch die Fundberichte, S. 169, unseres Jahrbuches „Württembergisch Franken" NF. 19!). Neuhütten ergab neben einem

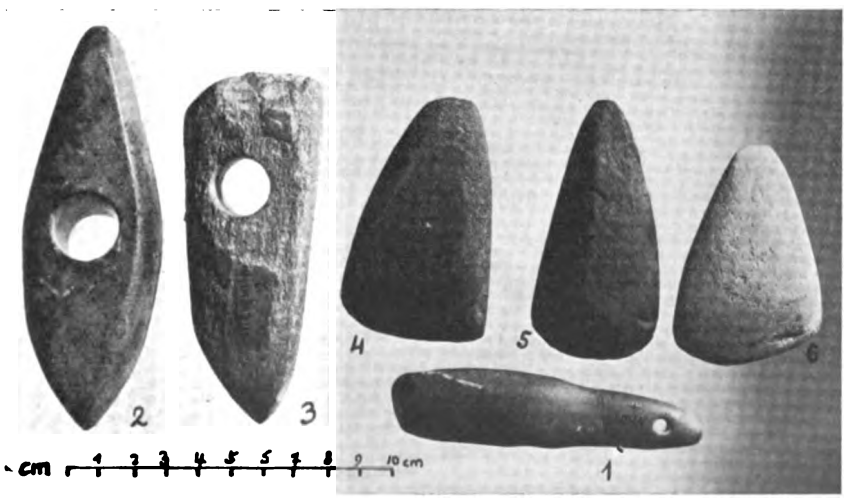


Abb. 4. Steinzeitliche Funde von der Markung Neuhütten: 1 = steinerner Anhänger; 2 = nordische Axt; 3 = linienbandkeramische Pflugschar; 4—6 = westische Steinbeile.

Digitized by Google

Arbeitshammer bandkeramischer Bauern und einer Axt nordischer Abkunft auch drei schmalnackige Walzenbeile jungsteinzeitlicher Bevölkerung. Solche kleinen Beile einer im 3. Jahrtausend v. Ztr. vom Westen gekommenen Jungsteinzeitbevölkerung von Jägern und Weidebauern konnte die Öhringer Schau auch vom Gabelstein (Sammlung Neuenstein) und von Goldbach bei Waldenburg vorführen, und ferner vom Golberg bei Verrenberg, wo Forscher des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 4 Walzenbeilchen neben groben Tonscherben und Feuersteinwerkzeugen haben auffinden und vorlegen können. Die Funde entstammen westischer Besiedlung dieses eirunden, freistehenden Berges. Ein Getreidereibstein weist auf Ackerbau.

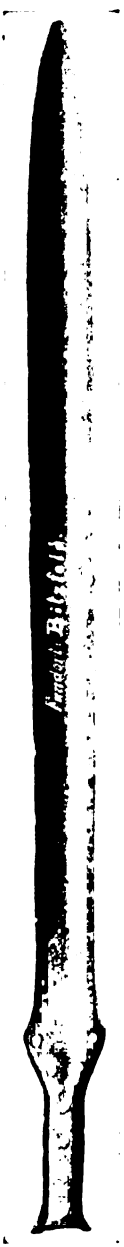


Abb. 5. Bronzezeitliches Griffzungenschwert von Schwöllbronn, 61 cm lang (nach Öhringer Heimatbuch, Tafel 22).

Von einer ackerbautreibenden jungsteinzeitlichen Bauernbevölkerung aus der Zeit um 3000 v. Ztr. vermögen ganz besonders die Funde aus dem Steinzeitdorf Öhringen selbst zu erzählen. Hier haben in der Unteren Bürg bekanntlich donauländische Bauernsiedler ihre linienbandverzierten Scherben rundbodiger Töpfe hinterlassen (Abb. 3) nebst ihren steinernen Ackerbauwerkzeugen (Hacke, Abb. 6, 2) und ihren Getreidemahlsteinen. Ganz besonders aber konnte die Öhringer Jubiläumsschau als wichtigste Funde dieser Art in Württembergisch Franken 5000 Jahre alte verkohlte Getreidekörner dieser Alt-Öhringer Steinzeitbauern vorweisen (Abb. 2). Die schönen zähschiefrigen Feldhacken dieser Bauernbevölkerung von Bitzfeld und Öhringen (Abb. 6) vervollständigen unser Bild uralten heimischen Bauerntums. Im flachwelligen Lehmgelände der Lettenkohle-Lößdecke um Cappel, Bretzfeld, Rappach, Waldbach, Scheppach, Büttelbronn und Weinsbach (uralter Überlandweg) liegen weitere Bauernstellen dieser linienbandkeramischer Steinzeitleute. Plumpe, durchbohrte steinerne Arbeitshämmer (zum Teil noch gedrungener wie Abb. 4, 3) von Unterhöfen, Waldenburg-Untermühle, Adolzfurt, Zweiflingen, Ohrnberg, Ruckhardtshausen und Buchhof zeigen die starke Verbreitung dieses vom Osten gekommenen Bauernvolkes.

Aus dem Rahmen der üblichen Steinwaffenformen fielen in der Ausstellung heraus die 16 cm lange Lanzenspitze (Dolch?) von Öhringen (Fr. Frank, 1929) aus fremdem grauem Feuerstein, mit beiderseitiger Randdengelung, und eine 10 cm lange, hervorragend schön gearbeitete, 6 cm breite Lanzenspitze aus Schwöllbronn (K. Mugele) (Abb. 7).

Zeugen einer im 2. Jahrtausend v. Ztr. folgenden neuen Zeit einheimischer Vorgeschichte waren die schönen Bronzefunde der Jubiläumsschau: ein frühes Bronze-Flachbeil vom Hang des

Digitized by Google

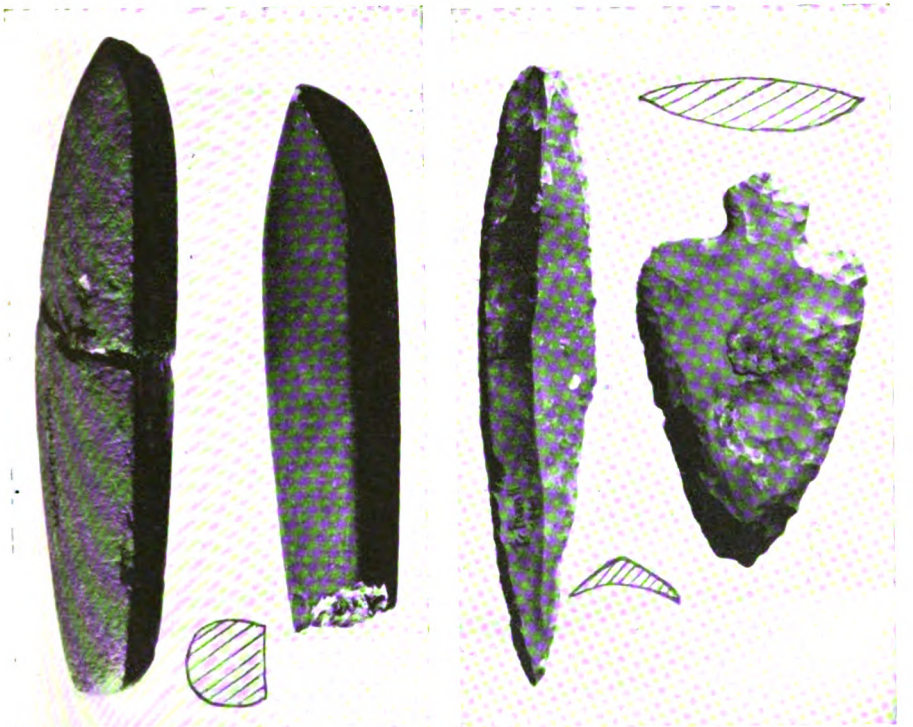


Abb. 6 (links). Steinerne Feldhacken jungsteinzeitlicher linienbandkeramischer Bauern von Bitzfeld und Öhringen. — Abb. 7 (rechts). Lanzenspitzen aus Feuerstein von Öhringen und Schwöllbronn. Beide Abb. 1/2 nat. Größe.

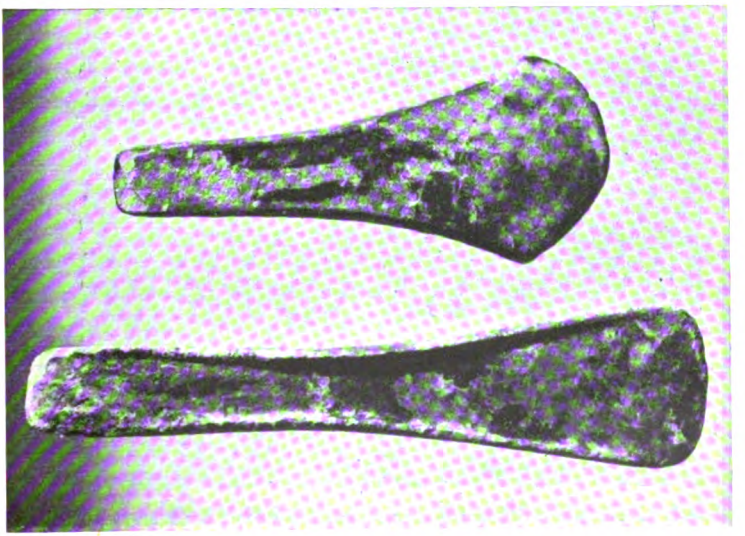


Abb. 8. Bronzeärte vom Gabelstein und von Hohbach a. d. Jagst. 1/2 nat. Größe.

Digitized by Google

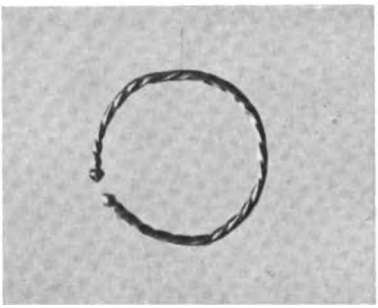


Abb. 9 (links). Keltisches Goldringchen aus einem Öhringer Römergrab. — Abb. 10 (rechts). Römische Kaisermünze (Hadrian) mit fränkischer Golddrahtfassung aus der frühdeutschen Landnahmezeit in Öhringen. Auf $^2/_1$ vergrößert.

Gabelsteins (Abb. 8, 1; Sammlung Neuenstein), eine weitere Bronzeaxt mit knapp eingeschmiedeten Rändern aus einem Hügelgrab von Hohbach a. d. J. (Abb. 8, 2; Sammlung Neuenstein) und ein eindrucksvolles Griffzungenschwert von Schwöllbronn (Abb. 5), zu dem Gellmersbach bei Weinsberg ein Gegenstück geliefert hat. Auch gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Ztr. haben Bronzezeithirten und -bauern die Öhringer Landschaft besiedelt. Dies beweist der neue Bronzeschwertfund von Obersöllbach und das schöne Gailenkirchener Bronzeschwert wie die 1927 an der „Mittleren Ochsenstraße" (vorgeschichtlicher Weg) bei Langenbeutingen—Neubeck zu Tage gekommene spätbronzezeitliche Urnenbrandbestattung mit stilvollen Beigaben eines Bronzezeitmessers und formstrenger Tongefäße.

Abb. 11. Römischer Räucherbecher aus dem Lagerdorf Öhringen.

Die urkeltische Bevölkerung der Landschaft um Öhringen hat im 1. Jahrtausend v. Ztr., nach dem Aufkommen des Eisens, erneut ihre Grabhügel auf den Hochflächen über Kocher, Brettach, Ohrn, Sall und Kupfer errichtet: Aus einem dieser früheisenzeitlichen Gräber bei Sindringen konnten ein eisernes Lang-

Digitized by Google

Abb. 12. Scherben römiſcher Bilderſchüſſeln (Terra sigillata) und ein Töpferſtempelabdruck („Propp").

ſchwert, ferner Haarzängchen und Nagelreiniger aus Bronze erzählen von Bewaffnung und Kultur dieſer Vorzeit, aus einem anderen Grabhügel beim Trautenhof 6 bronzene Armringe und 2 Gagatperlen (Abb. Heimatbuch, Tafel 22). Eine Siedlung aus dem Oſtteil des heutigen Öhringen hat auch Emmer und ſechszeilige Gerſte dieſer früheiſenzeitlichen Bevölkerung aufweiſen können.

Abb. 13. Römiſche Bilderſchüſſel (Terra sigillata) aus Öhringen.

Digitized by Google

Ein schöner Fund der anschließenden großkeltischen Zeit war in der Schau durch die Funde von Möglingen dargeboten, unter ihnen besonders ein Eisenschwert mit Scheide und ein bronzener Halsring mit Schneckenlinienzier und drei aufgesetzten Näpfchen mit farbiger Füllung (Abb. Heimatbuch, S. 128). Spätkeltische massive Goldmünzen (Regenbogenschüssele) aus der Gegend zeigten den Wohlstand der letzten Jahrhunderte vor Zeitrechnung (Abb. Heimatbuch, Tafel 23). Ein keltisches Goldringchen aus einem Öhringer Römergrab (Abb. 9) führt bereits in die Zeit der römischen Besetzung im 2. Jahrhundert n. Ztr. Ein farbig getöntes Relief des römischen Öhringen, vielfache Funde an metallener, steinerner und tönerner Kulturhinterlassenschaft der Römerbesetzung vermittelten ein lebensvolles Bild jener hundert Jahre römischer Herrschaft von 160 bis 260 n. Ztr. Das Öhringer Heimatbuch bringt die ausgezeichnete Schilderung und Bebilderung jener römischen Besetzungszeit. Aus der reichhaltigen Schau der Ausstellung verdienen hervorgehoben zu werden die Funde der Sammlung Dambacher und der Öhringer Ortssammlung mit den interessanten Götterdarstellungen und Gefäßen. Gute Beispiele römischen Geschirrs aus dem Lagerdorf Öhringen zeigen unsere Abb. 11 bis 13, unter anderen auf einem Bilderschüsselscherben einen hornblasenden Kelten auf einer römischen Jagd. Eine römische Münze mit dem Kopf des Kaisers Hadrian (117—138 n. Ztr.; Abb. 10) aus einem Grab der Unteren Bürg zeigt bereits in ihrer fränkischen Golddrahtfassung die deutsche Landnahmezeit. Auf die alamannischen Eroberer waren ja die Franken gefolgt, deren Reihengräber in Langenbeutingen angeschnitten worden sind und in Öhringen selbst. Die an vorgeschichtlichen Spuren so reiche Untere Bürg hat auch frühdeutsches Erbe der Väter aus einem merowingischen Grab der Großgermanischen Zeit (7. Jahrhundert) beschert: ein halbmeterlanges einschneidiges eisernes Hiebschwert (Sax), eine silberplattierte eiserne Riemenzunge und ein Bronzeknopfpaar mit Schlingband- und Kreisverzierungen großgermanischer Art (Abb. 14).

E. Kost.

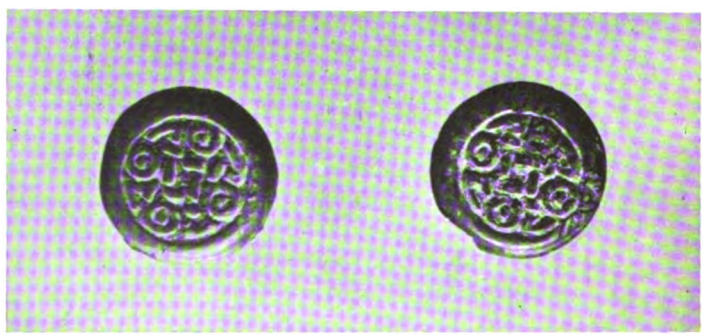


Abb. 14. Bronzeknöpfe mit germanischer Schlingband- und Kreisverzierung aus einem frühfränkischen Grab der Unteren Bürg.

Digitized by Google

Alt-Öhringische und Hohenlohesche Urkunden und Schriftwerke

Aus den Fürstlich Hohenloheschen Archivbeständen wurden Urkunden und Schriftwerke ausgewählt. Als ehrwürdigstes Zeugnis der mittelalterlichen Geschichte Öhringens und seiner weiteren Umgebung erweist sich die Öhringer Stiftungsurkunde von 1037 (vgl. Karl Weller, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, NF. XXXIX, Jahrg. 1933, S. 1 ff.). Wenn sie auch nach Feststellungen Wellers eine Überarbeitung und Erweiterung der echten Urkunde von 1037 aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts ist, so ist ihr Hauptinhalt doch unverdächtig und aufschlußreich. Die Besiedlung der Öhringer Landschaft in deutscher Zeit findet hier ihren umfassendsten urkundlichen Beleg — erstmals tritt hier urkundlich der Name der späteren Reichsstadt Hall auf.

Für Öhringen als Stadt steht an Bedeutung obenan das Öhringer Weistum vom Jahre 1253, ein Vertrag zwischen Gottfried von Hohenlohe und den Brüdern Engelhard und Konrad von Weinsberg über ihre Rechtsansprüche an Vogtei und Schultheißenamt in Öhringen. Die Urkunde ist eines der ältesten deutsch geschriebenen Stadtrechte. Öhringen war kurz vorher Stadt geworden. Dem Gottfried von Hohenlohe als dem Vogte wird das Alleinrecht über die Juden und über die Münze zugesprochen. Wir erfahren dabei, daß das Münzrecht von einer Münzerhausgenossenschaft ausgeübt werden soll.

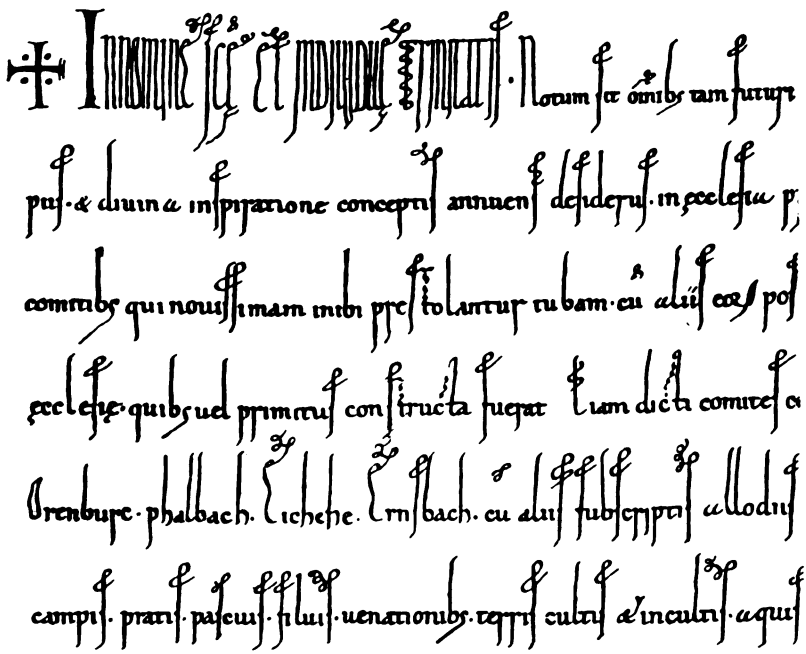


Abb. 15. Öhringer Stiftungsbrief in Pergament. Teil der ersten sechs Zeilen in ½ nat. Größe (nach dem originaltreuen Stich bei Hanßelmann, Diplomatischer Beweis I, 1751, Anhang S. 364 Nr. 2). Lateinischer Text und deutsche Übersetzung des abgebildeten Teils und der ganzen Urkunde siehe Öhringer Heimatbuch, S. 200 ff.

Digitized by Google

Abb. 16. Stiftskirche von Öhringen um 1430 mit dem Stifter, Kraft III. von Hohenlohe, und seiner Gemahlin, Anna geborene Landgräfin von Leuchtenberg, seinen Eltern, Kraft II. und Adelheid geborene Gräfin von Wirtenberg, je mit ihren Wappen (Bild 4 des Codex).

Im 2. Band des Archivs für Hohenlohesche Geschichte gibt J. Albrecht einen Abriß der Hohenloheschen Münzgeschichte. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts begegnen uns Öhringer Münzmeister urkundlich wieder. Vier Urkunden wurden aufgelegt: 1. Ein Erbhuldigungsbrief des Münzmeisters Hans Flach an Ulrich von Hohenlohe am Montag nach dem St. Jakobstag 1395 (26. Juli), mit den Siegeln des damaligen Dekans Konrad von Lickarthusen (Leukershausen) und des Stadtvogts Hans von Orn; 2. ein Revers des Münzmeisters Eberhard Gnyppe gegen Herrn Albrecht von Hohenlohe „wegen der auf 2 Jahr lang bestandenen Münz zu Öhringen" (abgedruckt bei Hanßelmann, I, S. 477) vom 30. Juni 1408; 3. Bestandsbrief des Herrn Albrecht von Hohenlohe mit Eberhard Gnyppe, Münzmeister in Öhringen, auf weitere zwei Jahre aufgerichtet am Freitag vor Pfingsten 1413. Eine 4. Urkunde vom 21. April 1414 verrät, daß der Münzmeister sich „nit rehte gehalten" hat, gefänglich eingezogen war und jetzt Urfehde schwören muß und des Landes verwiesen wird. Beide Urkunden sind ebenfalls bei Hanßelmann abgedruckt.

Eine Pergamentsurkunde vom Jahre 1383 enthält die Erbhuldigung des Bürgermeisters Arnolt Marpach, der 11 Richter und der ganzen Gemeinde der Bürger der Stadt Öhringen (Orengew) an die Witwe Krafts III. von Hohenlohe, Frau Anna geborene Landgräfin von Leuchtenberg. Kraft III. und seine Gemahlin standen zu Öhringen und seinem Chorherrenstift in besonders enger Verbindung. Sie stifteten 1353 das Hospital in Öhringen und 1371 für die Chorherren und sonstigen Stiftspersonen das „Gemeine Brot", eine Stiftung zur Verbesserung der Einkünfte. Für die Stifter und alle Personen, die zum „Gemeinen Brot" beisteuerten, wurden Jahrtage gehalten. Hierüber wurde ein besonderes Seelbuch geführt, eine jetzt im Besitz des Fürstlich Hohen-

Digitized by Google

Abb. 17. Brotmeister und Urkundspersonen beschauen und wägen das „gemeine Brot".

lohe - Waldenburgischen Archivs befindliche Pergament - Handschrift in Folio. Dieses sogenannte Brot-Seelbuch, dem die beiden Miniaturen Abb. 16 und 17 entnommen sind, konnte durch das freundliche Entgegenkommen der Fürstlich Hohenlohe-Waldenburgischen Standesherrschaft ebenfalls der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Auch der zweite große Pergament - Codex, das Obleibuch des Stiftes, aus dem Gemeinschaftlichen Hausarchiv in Öhringen, ebenfalls mit guterhaltenen Miniaturen versehen, wurde aufgelegt. Beide Anniversarien stammen nach Schrift und Bebilderung und Einband von gleicher Hand aus der Zeit 1428 bis 1440.

Von mehreren Urkunden Kaiser Karls IV. wurde die vom 21. November 1347 ausgewählt, in der Kraft III. mit den eigenen Bauern auf dem Ohrnwald und am Kocher, die bisher Eberhard von Rosenberg, Vogt von Dürn, vom Reich besessen hat, belehnt wird (Originalpergament mit anhängendem beschädigtem großem Majestätssiegel).

Vom Jahre 1408 stammt ein Revers der Bürgerschaft von Öhringen gegen die Herren Gottfried und Albrecht von Hohenlohe, daß sie gemäß der 1400 geschlossenen Erbverbrüderung der Herren von Hohenlohe und von Weinsberg nach dem Aussterben der Hohenlohe denen von Weinsberg gewarten wollen.

Eine Anzahl von Indulgenzbriefen zugunsten der Öhringer Stiftskirche waren in einem besonderen Schaukasten vereint: so die zierlich geschriebene Bulle des Papstes Innozenz IV. vom Jahre 1250, ein Indulgenzbrief von 12 Erzbischöfen und Bischöfen vom Jahre 1322, in Avignon ausgestellt, mit anhängenden, zum Teil beschädigten Siegeln, eine Quietantia des Kardinals und päpstlichen Legaten Reymund und Bischofs von York über empfangene Ablaßgelder vom Jahre 1502, zwei Bullen des Papstes Calixtus III. für den Neubau der Öhringer Kirche. Besondere Beachtung fand der

Digitized by Google

Bestallungsrevers des Wendel Hipler vom Jahre 1496, der in Abb. 18 wiedergegeben ist. Vom 16. Jahrhundert konnte die Erbvereinigung des Hauses Hohenlohe vom Jahre 1511 gezeigt werden, in der unter Punkt 13 bestimmt wird, daß künftig kein Jude „one merklich vrsachen vnd auch nit stettigklichen sonnder ein zeytt nach gelegenheit" aufgenommen werden dürfe.

Öhringen wird als Sitz des Keßlerhandwerks bestätigt. Umfang und Rechte des sogenannten Keßlerlehens veranschaulicht ein gedrucktes offenes Patent vom Jahre 1760 des Seniors und Lehensadministrators Johann Friedrich II., Grafen von Hohenlohe. Es wendet sich gegen „einige Stöhrer und Störcher, auch Juden", die sich eingeschlichen hätten.

Ein Fundationsbrief über einen Gottesdienst in der Spitalkirche in der Woche nach Fronleichnam trägt ein guterhaltenes Siegel der Stadt Öhringen (S. civium in Orengau) vom Jahre 1516.

Ein Revers der Tuchmacherzunft von Öhringen, welche die Benzenmühle an der Allmand und die Bleiche von den Grafen Ludwig Casimir und Eberhard zu Lehen nimmt, um eine Tuchwalk zu betreiben, vom Jahre 1556, beschließt die Reihe der ausgestellten Urkunden.

Unter den Schriftwerken, die Öhringer Verhältnisse berühren, sind aufgelegt worden: Ein liebevoll gezeichneter Stadtbauplan von 1774 von dem Zimmermeister Schillinger (siehe S. 149, Text und Abb.); die Fleinersche Chronik in einer Abschrift von 1841 und Hohenlohesche Gültbücher aus dem 14. bis 18. Jahrhundert, ferner das Statutenbuch der Stadt Öhringen von 1594, Eid- und Pflichtenbuch 1582, Städtisches Statutenbuch 1611/15, Fleischtaxe 1659, Rechnung der Stadt Öhringen 1602/03, Fremdengesellenbuch 1858.

Th. Schmid (Öhringen).

Abb. 18. Bestallungsbrief des Wendel Hipler vom Jahre 1496 (Pergamenturkunde).

Digitized by Google

Bilder und Schriften aus dem Alt-Öhringer Volksleben

Abb. 19. Bildnis des Metzgermeisters Dietz. Durchmesser 18 cm, Wasserfarbenmalerei, etwa 1850. Dietz gehörte die Ammonsche Metzgerei.

Die im großen Saale zusammengetragene Ausstellung trägt den Stempel der neueren Zeit. Sie beginnt mit dem Dreißigjährigen Kriege und endigt in unseren Tagen. Vorwiegend sind die beiden letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vertreten und geben so ein Bild vom geistigen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben dieser Zeit.

Die ungewöhnliche Reichhaltigkeit des heimatlichen Schrifttums ist vor allem auf die wohlwollende Förderung der lokalen Geschichtsforschung durch viele Mitglieder des Grafen- und späteren Fürstengeschlechts derer von Hohenlohe zurückzuführen. Neben zahlreichen Einzelschriften konnten alle wichtigen Werke gezeigt werden. Einige seien erwähnt: Wibels vierbändige hohenlohesche Kirchenhistorie (um 1752), mit den für die Familienforschung so wichtigen zahlreichen Hinweisen und Register; Christian Ernst Hanßelmanns beide „Beweiße", „Beweiß wie weit der Römer Macht in die hohenlohesche Lande eingedrungen" 2 Bände 1768 und 1773 und der sogenannte „Diplomatische Beweiß" 3 Bände 1751, 1757 und 1762; Joseph Albrechts „Archiv für hohen-

Abb. 20. Paupersinger in Öhringen. Wasserfarbenmalerei 42 × 24,5 cm. Nach mündlicher Überlieferung Schüler und Lehrer des Lyzeums, die vor Weihnachten nachts in der Stadt sangen, darstellend. Nicht signiert, wahrscheinlich von Schillinger, 18. Jahrhundert.

Digitized by Google

Abb. 21. Carl August Greiner, Konditor
geboren 11. Juli 1793 in Niedernhall als Sohn des dortigen Kaufmanns und Almosenpflegers, gestorben 1824, verheiratet 10. November 1817 mit Christiane Christ. — Bildnis in Wasserfarbenmalerei 29 × 34 cm, nicht signiert, um 1822; nach mündlicher Überlieferung von Hofmaler Schillinger.

lohesche Geschichte" 3 Bände 1857 bis 1865; Stadtpfarrer Fischer, „Geschichte des Hauses Hohenlohe" (bis zur Mediatisierung) 2 Teile 1866 und 1871; die großangelegten, aber noch nicht vollendeten Arbeiten unseres Ehrenmitgliedes, Professor Dr. Karl Weller, „Geschichte des Hauses Hohenlohe", bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts reichend, 1903 und 1908, und das „Hohenlohesche Urkundenbuch" bis 1350, 2 Bände 1899 und 1901; die amtliche „Oberamtsbeschreibung" von 1863 und das „Öhringer Heimatbuch" von Wilhelm Mattes 1929. Über die Römerzeit, die Stiftskirche und das kirchliche Leben, Johannes Rynmann, den Bauernkrieg und Wendel Hipler, sowie das Lyzeum lagen eine Reihe Schriften auf.

Vom schöngeistigen Schrifttum seien aufgeführt: Die Schriften des „Gäwele" von Wilhelm Schrader, dessen prächtiges Bildnis (Ölgemälde) den Saal zierte; ferner die „Lehriaden" (1862) des Adlerwirts Lehr von Pfedelbach, sowie Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke von Ottmar Schönhuth, Maximilian Treutler, Konrad Maisch, Heinz Sauele, R. Schöpfer, Wilhelm Holzinger und anderen.

Digitized by Google

Abb. 22. Christiane Greiner
geboren 21. Februar 1796, Tochter des Bäckermeisters Christ in Öhringen, zum zweiten Male verheiratet mit Hofkonditor Schneider in Öhringen, gestorben 1865 in Öhringen im Hause am oberen Tor, dem Württemberger Hof gegenüber. Dieses Haus hatte ihr Großvater 1782 für seinen Sohn erbaut. Nachkommen leben noch in Öhringen, Kirchensall, Hall und Waldbach. — Bildnis in Wasserfarbenmalerei 29 × 34 cm, nicht signiert, um 1822; nach mündlicher Überlieferung von Hofmaler Schillinger.

An größeren handschriftlichen Aufzeichnungen waren vorhanden: Das Stammbuch des Wilhelm Friedrich Braun von Öhringen (1763) mit guter Bleistiftzeichnung von der Stadt; die „Feldschiedeordnung" des Johann Philipp Beyer von 1786; die interessanten Aufzeichnungen eines Schreinermeisters über die Zeit der Napoleonischen Kriege und deren Auswirkung auf die Preisgestaltung der notwendigen Lebensmittel; das Aufschreibebuch des Metzgermeisters Reichert um 1850; die Lebensbeschreibung Wilhelm Schrabers von Professor Georg Goppelt und das Manuskript von Heinz Sausele über ein Schauspiel: Wendel Hipler.

Im Gegensatz zu den Reichsstädten fehlte unserer Stadt beinahe ganz eine wohlhabende, kunstfördernde Bürgerschicht. Die ansässigen Landwirte, Handwerker und Gewerbetreibenden, sowie die oft nur kurz hier weilenden Beamten hatten nicht genügend Mittel, um wertvolle Bilder von der Stadt oder von sich und ihren Angehörigen durch anerkannte Künstler malen zu lassen. Daher sind

Digitized by Google

Werke solcher Art selten. Zünftige Künstler aus früherer Zeit waren nur durch die beiden Hofmaler Schillinger und Hering und den „badischen Spitzweg" K. Wyß (1861) vertreten. Die Mehrzahl der Bilder und Zeichnungen wurden durch Liebhaberkünstler und begabte Malermeister angefertigt. Zum großen Teil waren sie nicht signiert. Die hauptsächlichsten Motive der Landschaftsbilder waren die Gesamtansicht von der Stadt, keines ohne das Wahrzeichen der beiden Türme der Stiftskirche, der Marktplatz und die Altstadtbrücke. Auch die zahlreich aufliegenden Lehr- und Meisterbriefe waren mit dem Gesamtbild der Stadt geschmückt. Folgende Namen waren zu ermitteln: Franz Schnorr, Krehenek, Kirchenmaler Mautz (1815—1882), eine Reihe seiner Wandbilder sind in den katholischen Kirchen der weiteren Umgebung noch zu finden. Ferner G. M. Eckert, Ebner, F. Beyer, F. W. (wer sich unter dieser Abkürzung verbirgt, ist noch nicht ermittelt), C. P. Schillinger, Hauptkassier Riedel, Carl Cellarius, sowie die schon erwähnten drei Künstler. Von den jüngeren: Kurt Zeuner, H. Maier, Chr. Maurer, Walter Kluge, Martin Springer, August Knoblauch (Holzintarsien) und die Kunstmaler H. Dietz, August Hirsching, Helene Kirschke, Ernst Schlatter und Carl Stark. Auch von dem Tiermaler und Modelleur heraldischer Siegel J. L. Roßhirt, der in Öhringen lebte und in fürstlichen Diensten war, standen einige reizende Tierbildchen vom Jahre 1841 zur Verfügung.

Die Freude der Öhringer an Humor und gutmütigem Spott zeigten nicht nur die zahlreich aufliegenden Fastnachtszeitungen der Vereine, sondern auch die Karikaturen, Lithographien und humoristischen Zeichnungen. Zwei davon können wir im Bilde hier wiedergeben (Abb. 23 und 24).

Die Graphik, Lithographie, Radierung, Stahl- und Kupferstich und Holzschnitt waren mannigfaltig vertreten. Bemerkenswert war ein Holzschnitt von Lucas Cranach dem Älteren, den Stadtheiligen Petrus mit Schwert und Buch darstellend, der als Exlibris für die Stadt Verwendung fand. Leider war das andere Exlibris von Cranach, das der „Predicatur zu Oringen" (Halbfigur des Apostels Paulus mit Schwert und Buch), nicht aufzutreiben.

Von den Familienbildern hatten nur die beiden ältesten, die Ölgemälde Johann Michael Kraus, Bürgermeister und Stadtlieutenant 1700—1744, und H. A. Weyler, Bürgermeister (pinxit 1760) darstellend, größeres Format. Die anderen waren dagegen bescheidener. Überaus mannigfaltig waren die Verfahren der Herstellung und die Wahl des als Untergrund dienenden Stoffes (Holz, Glas, Blech, Porzellan, Pappdeckel, Leinwand und Papier). Die Darstellung oft von köstlicher Naivität. Von den Familienbildern seien neben den hier in Abbildung wiedergegebenen (Abb. 19, 21, 22, 25) noch erwähnt: Zwei schöne Aquarelle von Johann Wilhelm Belz (Fürstlicher Kastenmeister) 1778—1848 und dessen Sohn Ludwig Belz, Bierbrauer; ebenfalls ein Aquarell von Luise Rau geborene Friederich um 1845, alle drei wohl vom gleichen unbekannten Künstler; eine Rötelzeichnung von Carl Friedrich Neuburger 1756; zwei von Kirchenmaler Mautz (siehe oben), Ölbildchen: Jugendbildnis von Frau Schmidt (Bretzenschmidt) und ihrer früh verstorbenen

Digitized by Google

Abb. 23. Bleistiftzeichnung (32 × 21 cm). Text: „Friedrichsruhe am schönen Monat Mai 1848. Vier in die Naturanschauung versunkene Reaktionäre mit dem Gefühl für wahre Volksfreiheit in Erwartung von gebackenen Karpfen." Der Zeichner war der demokratische Reichstagsabgeordnete Karl Gustav Friedrich von Bühler, Fürstlich Hohenloheſcher Hofrat und Geheimer Württembergischer Hofrat (1817—1892), verheiratet mit Sophie Karoline Rosalie, Tochter des Fürstlichen Hofrats Mangold und Marie Rosine geborene Hornung.

Abb. 24. Bleistiftzeichnung (11 × 13 cm), ebenfalls von Hofrat von Bühler.

Digitized by Google

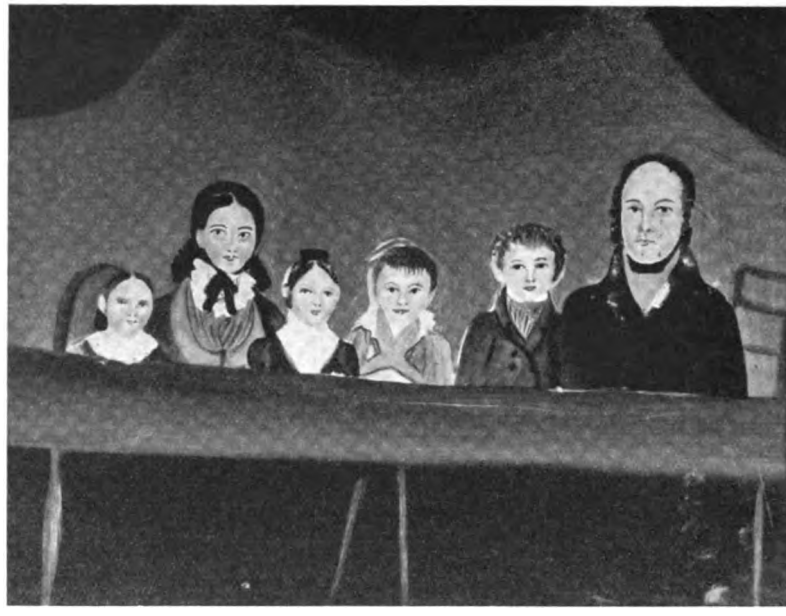


Abb. 25. Altöhringer Familie (Füchtner) aus der Biedermeierzeit. Hinter-Glasmalerei. Größe 21 × 17 cm. Georg Michael Füchtner, geboren 12. April 1783, gestorben 8. März 1863, Ziegeleibesitzer in Öhringen. Verheiratet mit Katharina Magdalena Mayer von Affalterbach bei Marbach, geboren 2. Januar 1792, gestorben 5. Februar 1837. Kinder (von links nach rechts): Luise F., geboren 8. November 1823, verheiratet 4. Februar 1845 mit Paul Ludwig Nennich, Kaufmann in Laufen a. N., geboren 11. Mai 1817; Luise Dorothea Regine F., geboren 8. Januar 1829, verheiratet 20. November 1849 mit Stadtpfarrer L. Braun, Niedernhall, gestorben 16. August 1857; Johann Gottlieb F., geboren 10. April 1818, gestorben 6. Juni 1840, ledig in Öhringen; Georg Michael F., Holzhändler und Ziegeleibesitzer in Öhringen, geboren 17. August 1820, gestorben 27. August 1876, verheiratet 18. Mai 1847 mit Magdalene Metzger, Schultheißentochter von Zweiflingen, geboren 30. März 1824, gestorben 12. Juni 1893.

Schwester um 1850. Mautz war der Vater der beiden. Silhouette des Wundarztes Funk (Jugendbildnis). Der bekannte Zeichner der „deutschen Charakterköpfe", Karl Bauer, geboren 1868, lebt in München, hat seinen Vater, den Karl Heinrich Friedrich Eberhardt Bauer (1835—1899), früherer Besitzer der Eisenhandlung Martin, in einer Zeichnung festgehalten. Von dessen Verwandten Ludwig Katzenberger (1770—1860) und seiner Gemahlin geborene Gautier aus Paris, gestorben 1861, waren schöne Aquarelle vorhanden. Katzenberger lebte in Öhringen, erwarb das fürstliche Lusthaus, jetzt Hofgut, in Cappel und hat wahrscheinlich auch die Güter dazu erworben. 10 Silhouetten aus dem Besitze von Frau Henninger (Kirchensall): Bäcker Christ, Hofkonditor Schneider und dessen Tochter Frau Hofrat Thum und Gatte (Slawentsiz), sowie die Tochter aus erster Ehe, verheiratet mit Schullehrer Kühner (Kirchensall). Ferner 2 Bleistiftzeichnungen von Stadtrat Steiner und Frau, gezeichnet von

Digitized by Google

H. Emil Orth 1842. Lithographie von Reinhardt, „der erste Oberfeuerschauer, Oberamts-, Weeg- und Werkmeister". Ein Jugendbildnis von Frau Henriette Betz (1841—1899) (Wasserfarbentechnik) und dieselbe als Großmutter (Bleistiftzeichnung). Von reizender Ursprünglichkeit ist das „Familienbild" des „Friedrich Koberstein, Rathsdiener und Polizei-Soldat, mit Frau und beiden Söhnen (Fritz und David), gemacht von Maler Deberer 1852".

An vervielfältigten Bildern konnten u. a. gezeigt werden die Kupferstiche von Christian Hober, Hohenlohisch Öhringenscher gemeinschaftlicher Hofprediger (1651—1708), Prediger Apinus, Christian Ernst Hanselmann, Hohenloheſcher Archivar, geboren 1699; und Johann Heinrich Holl, gräflich Pfedelbachscher Hofprediger.

Aus Privatbesitz und der Städtischen Sammlung waren noch eine Reihe Gegenstände, bei denen allgemeines Interesse vorausgesetzt wurde, ausgestellt. Sie alle aufzuführen, ist bei dem knappen, zur Verfügung stehenden Raum nicht möglich und kann deshalb nur eine unvollständige kurze Übersicht gegeben werden: Hauptsächlich waren es Photographien bemerkenswerter Ereignisse (Jubiläen, Hochwasser), Gedenktafeln, Handwerkszeuge abgegangener Berufe, wie die Marzipanmodel des Konditors C. Müller um 1846 — Müller war ein Vorgänger des Konditors Ehrmann —, die Formen zum Bedrucken von Tuchen und Kattun des Färbermeisters Louis Pfister, das Richtschwert der weitbekannten Öhringer Scharfrichterfamilie Schwarz, die Geldkasse der Stadtpflege mit kunstvollem Schloß, Guckkastenbilder, Zunftzeichen und Fahnen, römische und Öhringer Münzen, Geldkatze des Schafhalters Riedel und noch vieles andere.

F. Rau (Öhringen).

Abb. 26. Öhringer Marksteinzeugen. Links die aus Lindenholz geschnitzte Form, rechts die abgeformte „Verzeugung" aus gebranntem hellem Lehm. Neben den württembergischen Hirschhörnern der Öhringer Petrusschlüssel mit Stab. Durchmesser 7 cm.

Digitized by Google

Ein Plan der Residenzstadt Öhringen aus dem Jahre 1774

Abgesehen von einem kleinen Stich in der Hohenloheschen Kirchengeschichte von Wibel aus dem Jahre 1752 ist keine ältere Ansicht von Öhringen bekannt, da leider ein Merianbild fehlt. So kommt dem in Abb. 27 wiedergegebenen Stadtplan des Zimmermeisters Georg Peter Schillinger aus dem Jahre 1774 erhöhte Bedeutung zu. Der Zeichner berichtet mit berechtigtem Stolz, daß er diesen Plan im 76. Jahr seines Alters entworfen und gezeichnet habe. Aus einer handschriftlich vorhandenen Arbeit „Das Fürstliche Schloß zu Öhringen und seine Umgebungen, aktenmäßig dargestellt von Albrecht 1830" ist zu entnehmen, daß Schillinger 1743 beim Bau des „Lusthauses" im Schloßgarten die Zimmerarbeiten zusammen mit einem Ernst Göller aus Neuenstein übernommen hat. In dem Bauvertrag heißt es, daß der Bau „nach demjenigen Grund- und aufriß, welcher Uns von des Zimmermeisters Johann Peter Schillingers Hand aufgezeichnet unterthänigst vorgelegt und vor andern gnädigst choisiert worden", aufgeführt werde. 1748 müssen sich die Zimmerleute Georg Peter Schillinger und Ernst Göller verantworten, weil sich die Balken im unteren Saal schadhaft eingeschlagen haben. Schillinger verwahrt sich gegen die Vorwürfe, weil ihr Riß und Überschlag, „wie der Inbau an diesem Lusthaus dauerhaft und ohne etwas mangelhaftes zu besorgen verfertigt und vorgelegt", von dem Baumeister Demmler vor dem Aufschlagen geändert worden sei, „wogegen er, Schillinger, sich auf das äußerste gesetzet". Nach dem Taufregister wurde Georg Peter Schillinger am 3. Januar 1698 als Sohn des Bürgers und Zimmermanns Georg Peter Schillinger getauft.

Der Plan ist 66 × 46 cm groß und vereinigt Plan und Ansicht in glücklicher Weise. Die Altstadt links der Ohrn wird neben den vier Stadtvierteln: Altstadtviertel, Probsteiviertel, Untertorviertel und Obertorviertel besonders gestellt.

Die Hauptsiedlung auf dem rechten Ohrnufer und die Altstadt links der Ohrn sind noch von der Stadtmauer lückenlos umschlossen. Die vier Tortürme: Untertorturm, Obertorturm, Brückenturm und Altstadtturm tragen barocke Turmhauben, die sogenannten „welschen Hauben". Neben zwei weiteren Viereckstürmen, dem Faulturm und dem Archivturm, sind es eine ganze Zahl Rundtürme mit sehr spitzen Zeltdächern: der Benzenturm, der Bürgerturm, der Diebsturm, der Keßlerturm oder Gockelsturm und zwei weitere Rundtürme, zusammen mit dem Läut- und dem Blasturm der Stiftskirche 15 Türme.

An den Hag, der sich nach Nordosten an die Stadtmauer heranzog, „darin sich kleines Wildpret enthalten kann", wie Wibel in seiner Hohenloheschen Kirchenhistorie noch 1754 berichtet (III, S. 75), erinnert noch der heutige Hagweg auf dem früheren Stadtgraben beim Steinhaus. Auf dem Stadtplan findet sich dort ein größerer Baumgarten, während die Ansicht mehr auf ein Wäldchen schließen ließe.

Besonders bezeichnet wird der „Sammelplatz der Rebellen im vorigen Bauernkrieg". Das Haus des Bauernführers Klaus Salw wurde bekanntlich abgerissen und machte einer Schandsäule Platz. Noch heute klafft die Lücke im Straßenbild.

Ein Vergleich des Stadtplans von 1774 mit dem 1833 von Geometer Gaier neu gezeichneten Plan, der noch 1885 dem erweiterten Plan des Feldmessers Dieterle vorgelegen hat, erweist die hinreichende Genauigkeit der Aufnahme von 1774. Die Straßennamen haben seitdem mehrfach gewechselt: 1774 „mittlere Badgasse", 1833 Hirschwirtsgasse, heute Hirschgasse; 1774 Löwenwirtsgasse, heute westlicher Teil der Poststraße; Mattesgäßle wird 1833 als Mathäusgäßle verzeichnet und heißt heute Martergäßle.

Auf dem Plane Schillingers ist der Hofgarten noch durch einen einfachen Steg mit dem Stadtufer der Ohrn verbunden (ein Plan des Sprachmeisters Chapuzet von 1719 zeigt ihn erstmals). Erst 1781 wurde die Brücke vom Schloßhof aus über die Stadtmauer geführt und mußte 1812 schon ersetzt werden. Die architektonische Gliederung des „Lustgartens" in französischem Geschmack in der Fluchtlinie zwischen Schloß und Gartenhaus entspricht den bekannten Vorbildern und wird auf dem Plan mit besonderer Liebe und Sorgfalt gezeichnet. Das Lusthaus wird sogar im Stadtplan wiederholt. So ist dieser Plan Schillingers ein liebenswürdiger Zeuge des kleinstädtischen Barocks und handwerksmäßiger Kunst.

Th. Schmid (Öhringen).

Digitized by Google

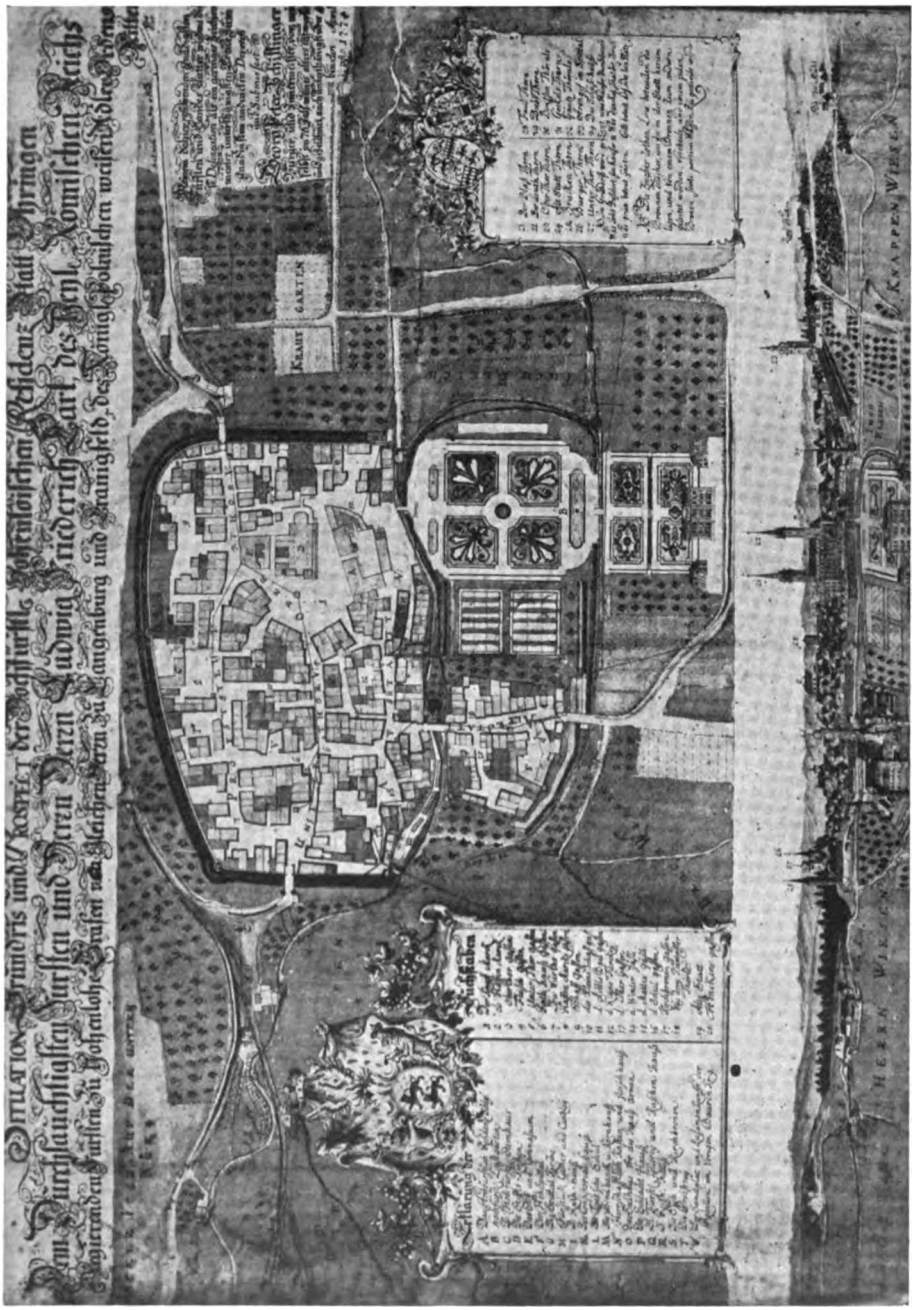


Abb. 27. Plan der Residenzstadt Ohringen aus dem Jahre 1774.

Digitized by Google

Die hohenloheſche Bauernſtube auf der heimatkundlichen Jubiläumsausſtellung in Öhringen

Durch die Angliederung einer hohenloheſchen Bauernſtube an die heimatkundliche Jubiläumsausſtellung in Öhringen war den Beſuchern Gelegenheit gegeben, eine Vorſtellung zu gewinnen, wie es einmal im Innern unſerer alten hohenloheſchen Bauernhäuſer ausgeſehen hat. Heute, nachdem nun im Intereſſe des Luftſchutzes auch vollends die Bühnenräume der alten Bauernhäuſer entrümpelt wurden, die gewöhnlich die letzten Reſte alter bäuerlicher Einrichtungen bargen, und infolge des ſich ergebenden Platzmangels leider auch viel altes Volksgut vernichtet wurde, droht unſere alte hohenloheſche Bauernkunſt immer mehr zu verſchwinden, und doch iſt ſie voller Beachtung wert.

In der hohenloheſchen Bauernſtube, die ihr Beſitzer, Fabrikant Weygang (Öhringen), für die Jubiläumsausſtellung in dankenswerter Weiſe zur Verfügung geſtellt hat, ſah man das Weſentliche von dem, was einſt der Lebensraum des alten hohenloheſchen Bauernhauſes barg. In einem Raum wurde hier gezeigt, was im allgemeinen einſt Stube und Kammer aufzuweiſen hatten. Zur Stube gehörte der ſtarke Tiſch mit ſeinen breit ausladenden, wuchtigen Füßen, die untereinander mit Aufſatzbrettern für die Füße verbunden waren, die Bank, Stühle, Truhe und der „Treſur", ein Möbelſtück, das die Stelle eines Büffets vertrat und auf deſſen oberem, abgetrepptem Aufſatz die Schätze des Hauſes aufgeſtellt waren. Am Ofen ſtand für den Großvater der wohlgepolſterte Backenſtuhl, während die Kammer die mächtige Himmelbettlade, Kleiderkaſten, „Behälter" (Truhe) und Wiege barg.

Was den Beſchauer unſerer hohenloheſchen Bauernſtube ſofort feſſelte, war nicht allein die Farbenfreudigkeit der Möbel mit ihren zweckmäßigen, ſchönen Formen, ſondern auch die überall, ſelbſt am kleinſten Gegenſtand, bemerkbaren reichen Schmuckgedanken, die ſich ſogar bis auf die Mauſefalle mit ihrem ſinnreich aufgemalten Spruch „Du ſollſt nicht ſtehlen" erſtreckten. Es war ja nicht nur der Handwerker im Dorf, der ſich an den Gegenſtänden des Alltags künſtleriſch zu betätigen ſuchte, ſondern ſo mancher Bauer ſelbſt benützte die langen Wintermonate zum Baſteln und Anfertigen von allerlei Geräten, die er mit mehr oder weniger Geſchick zu verzieren verſtand. Und ſo ſehen wir in unſerer hohenloheſchen Bauernſtube nicht nur handwerkliche Erzeugniſſe, ſondern auch ſolche, die aus bäuerlicher, geübter Hand hervorgegangen ſind, wie z. B. ein reich in Kerbſchnitt verzierter Haſpel.

Am meiſten gefällt ſich aber unſere hohenloheſche Bauernkunſt in einer kräftigen, farbenleuchtenden Bemalung der Möbel und einem oft förmlich überſprudelnden Reichtum an Schmuckformen, wofür die Himmelbettlade aus Mangoldfall mit der Jahreszahl 1804 ein bezeichnendes Beiſpiel bot. Welcher Reichtum an phantaſtiſchem Blumen- und Rankenwerk! Poſaunenblaſende, pausbäckige Engel, dazwiſchen ein uraltes Symbol, die holzgeſchnitzte Muſchel als Sinnbild der aufgehenden Sonne und dazu der Betthimmel, eine bemalte Holzdecke mit der aufgemalten Sonne und den zahlreichen Sternlein, auf das Gemüt wirkende Sinnbilder der Lebens-

Digitized by Google

Abb. 28. Württembergisch-fränkische Bauernstube um 1820.

Abb. 29. Württembergisch-fränkische Bauernstube.
Links „Tresur", auf dem Boden links die originelle Mausfalle.

Digitized by Google

freude. Die geschmackvoll frohen Farben zeugen von sicherer Kultur: auf schieferblauem Grund kommen zart und plastisch ziegelrote Blumen, die durch weiße Ränder oder weiße Blütenköpfe filigranartig heraustreten.

Neben der behäbigen Bettlade der Nachttisch mit seiner zierlichen, an Empiremalerei erinnernden Darstellung des Vollmondes, der von einem aus einer stattlichen Henkelvase (ein humorvoll eleganter Nachttopf) aufsteigenden Blumengewinde eingefaßt wird. Reizvoll war auch die farbig bemalte Gitterbank von 1826, die zugleich in sehr zweckmäßiger Weise als Truhe diente, und unter den Stühlen gab es die bekannten Gitter- und Leierstühle zu sehen.

Während die Himmelbettlade von Mangoldsall sowie der große doppelte Kleiderkasten, bezeichnet Johann Michael Rößler, Schreiner Meister in Münkheim 1822, mit den etwas protzig anmutenden Brustbildern (höherer Offizier der Zopfzeit und handfeste Bäuerin gegenübergestellt!) in Form- und Farbengebung verwandtschaftliche Züge zeigten, sehen wir in dem „Tresur" (vom französischen trésor) aus Verrenberg einen wesentlich anderen Typus mit einfachen, ruhig gehaltenen stilisierten Schmuckformen auf dem für die Öhringer Gegend charakteristischen grünlich-blauen Untergrund. So finden wir auch in der Waldenburger Gegend im bäuerlichen Schreinwerk völlig andere Schmuckformen und neben dem allgemein üblichen Blau die Anwendung von viel Gelb und Grün.

Auch die Wiege fehlte nicht in unserer Bauernstube mit einem aufgemalten derben Spruch in flammendem Herzen drin, doch war die Bemalung leider modern renoviert. Eine schöne, gediegene alte Arbeit zeigte der Kindbettüberzug.

Was die hohenlohesche Bauernstube dem Beschauer so anziehend machte, war die lebensvolle Art ihrer Aufstellung. Da lag noch das Brot auf dem Tisch, daneben der große farbige Krug mit seinem originellen Vers, auch das Andachtsbuch für die fromme Bäuerin und neben dem Familientisch das Spielzeug für die Kinder, eine reizende Puppenküche mit allem Zinn- und Kupfergeschirr, wie es die große Küche eines wohlhabenden Bauern einst aufzuweisen hatte, davor noch der Schemel für das spielende Kind. Und dann das stattliche, stolze Wiegenroß, dem man es wohl ansah, daß es einmal vier Reiter zusammen auf seinem edlen Rücken tragen konnte! Wie schön und liebevoll behandelt war der Spinnrocken mit seinem zierlichen Schmuck in Zinnverkleidung mit allerlei Getier, dem zinnernen Näpfchen zum Fingernetzen und dem lustigen, oberen Abschluß mit einem holzgeschnitzten farbigen Krönlein! Auch eine Kastenuhr von 1820, wie sie sich jedoch nur beim wohlhabenden Bauern vorfinden konnte, war zu sehen, hübsch bemalt und mit dem Spruch „Ein jeder Tag hat seine Plag", und hinten am Ofeneck gab die zum Trocknen aufgehängte Wäsche Gelegenheit, die schöne alte und gediegene bäuerliche Webarbeit zu bewundern.

An Trachten sah man an den Wänden der Bauernstube noch den Schaufelhut des Althohenloher Bauern, sowie Stoer- und Bändelhaube der Bäuerin, auch das fast in keiner Althohenloher Bauernstube fehlende Bild vom Lehrstand, Wehrstand und Nährstand hatte seinen Platz gefunden.

Th. Osterritter (Waldenburg).

Digitized by Google

Neue vor- und frühgeschichtliche Funde in Württembergisch Franken

Berichtet von E. Kost

Im vorigen Band unserer Vereinsschrift „Württembergisch Franken" (Neue Folge 17/18) ist auf 100 Druckseiten versucht worden, die „Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" zusammenfassend darzustellen. Inzwischen hat unsere heimatliche Scholle als getreue Bewahrerin vorzeitlichen Erbgutes neue Funde vorgewiesen und ans Licht gebracht. In Reih' und Glied füllen sie zur nachfolgenden Mitteilung das Arbeitszimmer des Berichterstatters, um dann ihren Aufklärungsdienst in öffentlicher Schausammlung unserer Heimatmuseen zu verrichten.

Die Fundgebiete der Mittleren Steinzeit im württembergisch-fränkischen Keuperbergland ergaben weitere Fundstellen. Eine Fülle von Neufunden liegt aus der Jüngeren Steinzeit vor. Neben den üblichen Einzelfunden von Steinbeilen (siehe besonders Neuhütten, Kreis Öhringen, auch mit Fund eines Steinanhängers) in fast allen Landkreisen des Vereinsgebietes erbrachte die reichbesiedelte Lettenkohlelandschaft um Hall die Feststellung einer Reihe weiterer jungsteinzeitlicher Dorfsiedlungen, unter denen solche der Linienbandkeramik und der nordisch entstammten Rössener Kultur (Tiefstichkeramik) nennenswert sind. Besonders beachtenswert sind Rössener Siedlungen auf den welligen Hochflächen über dem Taubertal bei Bernsfelden und Münster, und namentlich weitere nordische Neufunde der Schnurkeramik aus der Gegend von Neubronn, Schonach und Waldmannshofen, hier eine schnurkeramische Hockerbestattung mit Becher und großem Rechteckbeil. Als westische Höhensiedlung wurde der Golberg bei Öhringen erkannt.

Für die Hügelgräber-Bronzezeit (urkeltisch) ist der Fund einer nordischen Absatzaxt von der Hochfläche über dem Bühlertal nordöstlich Hall (Wolpertsdorf) nennenswert. Siedlungen und Gräber der in unserer Landschaft bedeutsamen spätbronzezeitlichen Urnenfelderleute konnten bei Hall und Künzelsau (in der Nähe einer Kocherfurt zwischen Künzelsau und Nagelsberg) aufgespürt werden. Von den beiden Bernsfeldener Funden (Taubergegend) eines Urnengrabes, Messer und Kugelkopfnadel, konnte durch fachmännische Untersuchung die Herkunft des Kupferbestandteils ihrer Bronze aus Mitteldeutschland (Südhang des Harzes) nachgewiesen werden.

In verschiedenen Landkreisen sind weitere Grabhügel festgestellt worden, die meist in die frühe Eisenzeit hineinreichen dürften. Zu den mittelalterlichen Burgen, die schon als in vorgeschichtlicher Zeit befestigt erkannt wurden, tritt nun die Pfannenburg über dem Jagsttal bei Jagstheim. Eine wichtige Siedlung der Früheisenzeit, u. a. mit dem Nachweis von Eisenschmelze durch Schmelztiegelreste, ist durch die Künzelsauer

Digitized by Google

Mitarbeiter des Vereins im Kochertal unterhalb Künzelsau erkannt worden. Hier wie bei der nahen früheisenzeitlichen Siedlung an der Künzelsauer Stadthalle und ebenso bei den Siedlungsfunden von Igersheim, Elpersheim, Mergentheim und Edelfingen findet sich enger Zusammenhang der Töpfereiware der Spätbronzezeit mit der derjenigen der Früheisenzeit, aus der eine jahrhundertelange ungebrochene Weiterentwicklung und örtliche Durchsiedlung der Bevölkerung erschlossen werden darf, zum Teil (beim Flachswerk Künzelsau am Kocher) bis in die späte Eisenzeit (La-Tène-Zeit, im Norden Großgermanenzeit) hinein. Es handelt sich zweifellos von der in den genannten Siedlungen vertretenen Spätbronzezeit ab um urkeltische Bevölkerung. Durch die Aufmerksamkeit eines Unterregenbacher Vereinsmitglieds konnte an der Jagst in Unterregenbach eine keltische Siedlung festgestellt werden. Eine spätkeltische Siedlung liegt ferner in der Nähe der Nibelungenstraße bei Hall-Weckrieden.

Vom Dasein römischer Besatzung spricht ein eisernes Pilum vom Grenzwall der Mainhardter Gegend. Sehr bedeutend ist ein Grabfund großgermanischer Zeit, aus der ersten Landnahmezeit der Alamannen um 300 n. Ztr. von Böckingen-Heilbronn; hier lag ein alamannischer Krieger bestattet. Fränkische Reihengräberfunde der Merowingerzeit konnten Mitarbeiter im Kochertal in Niederhall, im Taubertal in Bad Mergentheim und Edelfingen machen. Beachtung verdient ein Scherben des 8./9. Jahrhunderts aus dem frühmittelalterlichen Rodungsgebiet der Waldenburger Berge bei Neuhütten.

Besonderer Dank gebührt der rührigen Mitarbeit des Ortsgruppenobmanns von Mergentheim, Obersekretär Georg Müller, desjenigen von Künzelsau, Studienrat Vatter, und von Heilbronn, Oberlehrer Mattes.

*

Eiszeit

Kreis Gaildorf (Hall)

Wilhelmsglück, Gemeinde Michelbach a.d.B. Ende Januar 1938 stießen Arbeiter des Schotterwerks Wilhelmsglück im Kalkbruch (zwischen Bahnhof und Bruderhaus) auf die noch 1 m lange Spitze eines Mammutstoßzahns; dessen dickstes Ende war 12 cm. Der Zahn zerbrach beim Herausnehmen.

Kreis Künzelsau

Künzelsau. Zwischen Eisenbahn und Landstraße Künzelsau—Ingelfingen im Kochertal, 1 km NW Künzelsau, wurde von Studienrat Vatter im Winter 1937 aus Aufschotterungen des Kochers bei Bauarbeiten des Flachswerks ein Unterkiefer vom Moschusochsen (?) geborgen (jetzt im Heimatmuseum Künzelsau).

Mittlere Steinzeit

(10000—3000 v. Ztr.)

Zu den zahlreichen, immer weiter ergiebigen bekannten Fundgegenden und -plätzen des württembergisch-fränkischen Keuperberglands sind folgende neu erkannt worden:

Digitized by Google

Kreis Gaildorf (Hall)

Württemberger Hof, Gemeinde Hütten. Vom Hirschbühl auf Stubensandsteinacker über einer Quelle, 250 m SO des Württemberger Hofes, konnten Dr. Kost und Studienrat Bruder (Backnang) mittelsteinzeitliche Kleinwerkzeuge bergen (Reckenburgmuseum).

Kreis Hall

Schneckenweiler, Gemeinde Vellberg. Auf Flur Lindenbühl 600 m SO Schneckenweiler konnte Hauptlehrer Breyer (Talheim) mittelsteinzeitliche Feuersteinwerkzeuge feststellen, darunter eine 3½ cm breite, abgebrochene Klinge aus grauem Jurahornstein (Reckenburgmuseum).

Hausen, Gemeinde Untersontheim. Im September 1937 fanden am Häuserberg 1500 m SW Hausen auf einem Schilfsandsteinacker zwei Oberschüler einige mittelsteinzeitliche Feuersteingeräte aus Keuperhornstein, ferner einen Klingenkerbkratzer aus gebändertem Jurahornstein (Reckenburgmuseum).

Kreis Öhringen

Neuhütten. Von verschiedenen Stellen der Markung, auf Stubensandstein, konnte Hauptlehrer Zitzmann Kleinwerkzeuge der Mittleren Steinzeit bergen. Fundstellen: 1. Am Steinknickle, 2. in Flur Neugreut 1000 m W Neuhütten, 3. in Flur Wanne 2000 m SSO Hütten.

Beachtenswert ist der Fund eines 11 cm langen, 2½ cm breiten und 1½ cm dicken länglich-runden tropfenförmigen Anhängers aus grünem, dichtem Hornblendegestein. Das ortsfremde Geröllstück, das wohl aus dem Mainschotter geholt worden ist, zeigt am dünneren Ende Durchbohrung (siehe S. 131, Abb. 4,1; Aufbewahrungsort: Reckenburgmuseum). Der Steinanhänger steht in der Art dem Anhänger von Witzmannsweiler (Gemeinde Michelfeld, Kreis Hall; Abbildung in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, S. 23,2) nahe. Das Stück von Witzmannsweiler stammt von mittelsteinzeitlichem Fundplatz auf Stubensandsteinhochfläche. Der Anhänger von Neuhütten wurde beim Ausschachten des Kellers am Haus des Schreiners Strauß gefunden. Das Haus liegt im Ortsteil „Sieh di' für!" am Ortseingang von Bretzfeld her. Der Anhänger lag 50 cm tief; Finder ist Willy Baier aus Neuhütten (1936).

Jüngere Steinzeit

(3000—2000 v. Ztr.)

Kreis Backnang

Backnang. Aus der Nähe des Seehofs, 1,5 km NNO Backnang, wurde ein 5 cm langer Bohrer aus Feuerstein in die Altertümersammlung Stuttgart abgeliefert.

Trailhof, Gemeinde Oberbrüden. Beim Ackern wurde 1937 auf Flur Köpfle 500 m NNO des Trailhofs in der Nähe einer Quelle ein undurchbohrtes Steinbeil aus porphyrartigem Aplit (Gestein aus Eiszeitschotter) mit rechteckigem Querschnitt gefunden (Reckenburgmuseum; Abb. 10,2).

Kreis Crailsheim

Steinbach a. d. J., Gemeinde Honhardt. Im Herbst 1935 fand Sägwerksbesitzer Dorsch (Steinbach) auf einem Kartoffelacker am alten Weg von Stein-

Digitized by Google

bach nach Honhardt, etwa 1 km W Steinbach, ein Bruchstück einer durchbohrten Axt aus Hornblendeschiefer, mit abgerundetem, stumpf verjüngtem Nackenende (Abb. 1,3). (Berichterstatter J. Fischer; Heimatmuseum Crailsheim.)

Kreis Gaildorf (Hall)

Wengen, Gemeinde Laufen a. K. Bauer Unfried aus Wengen fand 1920 beim Ackern ein durchbohrtes Steinbeil auf dem Pfennigsberg 450 m WNW von Wengen. Das Beil ging später wieder verloren (Mitteilung von Oberlehrer Beltz, Hall).

Kreis Gerabronn

Rabolbshausen, Gemeinde Billingsbach. Im April 1938 stieß Bauer Leonhard Enk beim Erdaushub für eine Güllengrube in 2 m Tiefe auf eine Aschenschicht mit Holzkohleresten und angebrannten Steinen. Die Schicht enthielt Rinderknochen und ein Bruchstück eines Handmahlsteins. Die Grube konnte, da sie rasch zubetoniert wurde, nicht fachmännisch untersucht werden (Mitteilung von Hauptlehrer Kleemann, Billingsbach).

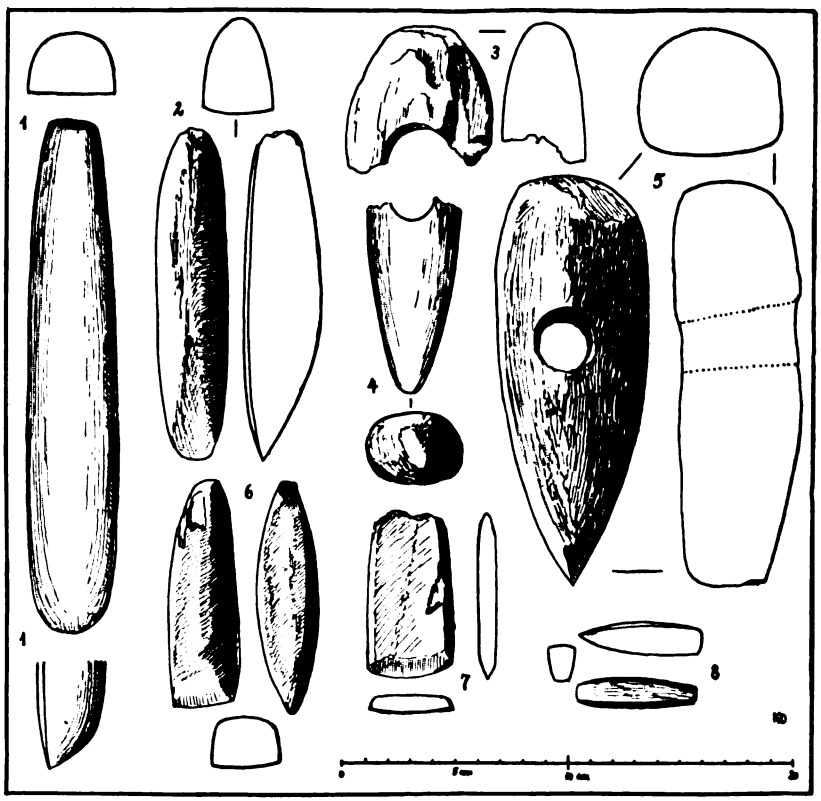


Abb. 1. Jungsteinzeitliche Beile und Hämmer der bandkeramischen Bauernsiedler. 1 Hall-Weckrieden, 2 Bernsfelden, 3 Steinbach-Honhardt, 4 Weckrieden, 5 Buchhof bei Sindringen, 6 und 7 Weckrieden, 8 Bernsfelden.

Digitized by Google

A. Jungsteinzeitliche Funde ohne sichere Erkenntnis ihrer Volkszugehörigkeit

Kreis Hall

Gottwollshausen, Gemeinde Gailenkirchen. 600 m östlich Gailenkirchen auf der Anhöhe (Lettenkohlelehm) über dem Tunnel liegt ein jungsteinzeitliches Siedlungsfeld, belegt durch eine Anzahl Funde von Feuersteinkleinwerkzeugen aus Jurahornstein (Dr. Kost, März 1936).

Hall, städtische Feldmarkung. Vom Südrand des Einkorn, 150 m südlich des Turms, stammt eine gute, flächenbearbeitete Pfeilspitze aus gelblichweißem Jurahornstein (Dr. Kost, 1937). Nach früheren Kleinwerkzeugfunden und dem älteren Fund eines Walzenbeils auf der Einkornhöhe darf diese als vorzeitliche Höhensiedlung jungsteinzeitlicher Westleute angesehen werden.

Auf der Oberlimpurg fand sich an der Stelle des ehemaligen vorgeschichtlichen Walles, die an den Feuersee (alter Wallgraben) grenzt, eine schöne Feuersteinpfeilspitze mit eingezogener Grundfläche (Dr. Kost, 1937).

Jagstrot, Gemeinde Sulzdorf. Auf Flur Ebene südlich Jagstrot mehrere Feuersteinwerkzeuge: Schaber, Kratzer, ein Kernstück (Oberlehrer Roth, Sulzdorf).

Kerlewek, Gemeinde Unteraspach. Auf Äckern der Flur Altenhansen auf der Randhöhe über dem Bühlertal mehrere Feuersteinwerkzeuge und ein Reibstein (Handreiber) (Bauer Georg Rößler, Oberscheffach).

Weckrieden. 1600 m östlich des Ortes in Flur „Flürle", im Auswurf der Bachberichtigung des obersten Wettbachs ein großer Schaber aus Jurahornstein (4½ × 4 cm Durchmesser). Der Fund liegt in der Nähe früherer Steinzeitwerkzeugfunde, so daß dort eine (linienbandkeramische?) Siedlungsstelle zu vermuten ist (Dr. Kost, 1936).

B. Funde der Linienbandkeramik (Spiralkeramik)

Eltershofen. 1. In Flur Fischersfeld—Bürkäcker, 800 m WSW Eltershofen, auf Lettenkohlelehmfläche eine Siedlung, belegt durch mehrere schwarze Erdstellen, Scherben mit Linienverzierung und Feuersteinwerkzeuge (Dr. Kost, 1935).

2. In Flur Seeäcker, 1500 NNO Eltershofen, wiesen schon 1935 zahlreiche Feuersteingeräte auf das Vorhandensein einer steinzeitlichen Siedlung hin. Durch den Fund des Bruchstücks einer bandkeramischen Hacke (schmaler „Schuhleistenkeil") aus Hornblendeschiefer zusammen mit weiteren Feuersteinwerkzeugen ist nun die Volkszugehörigkeit der steinzeitlichen Siedler erkannt (Dr. Kost, 1938).

Hall, städtische Feldmarkung:

Galgenberg. Scherben einer linienbandkeramischen Siedlung und ein beriebenes Rötelstück, gefunden am Rande der Lößlehmfläche der Bühlerschen Ziegelei im Garten des Hauses Eppler; die zugehörige Quelle liegt 300 m nordnordöstlich in der Hangmulde (Finder: Dr. Eppler, Herbst 1937; Keckenburgmuseum).

Haspach. In der Rössener Siedlung (siehe diese) fand sich in der Oberflächennachlese der 1936 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken er-

Digitized by Google

grabenen Rundhütte auch ein linienbandkeramisches Randstück eines kleinen Bombentopfes mit waagrechter Punktreihenverzierung unter dem Rand und mit der üblichen Bogenlinienzier (Keckenburgmuseum).

Hessental. In Flur Eich nördlich anschließend an Flur Gründle (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 30 ff.) 2300 m OSO Hessental, 1400 m SW Tüngental konnte auf dem Acker des Bauern Hack (Hessental) Dr. Kost durch Absuchen von Drainagegräben der Abteilung 6/264 des Reichsarbeitsdienstes Komburg im Winter 1936 8 Siedlungsstellen als schwarzerdige Eintiefungen im steinfreien Lehm erkennen. Zwei der Stellen konnten notdürftig bei Schneefall untersucht werden. Die eine Siedlungsstelle ergab eine große Kieselsandsteinreibmühle, Reste großer, dickwandiger Vorratsgefäße, darunter eine Tragnase von eirundem Querschnitt, mehrere Feuersteinklingen und ein Bruchstück einer geschliffenen Steinhacke aus Hornblendeschiefer („Schuhleistenkeil"). Die hangabwärts 30 m nördlich gelegene andere Siedlungsstelle ergab bei ihrer Untersuchung (mit Hilfe einiger Arbeitsdienstmänner der genannten Abteilung und einiger Schüler der Mergenthaler-Oberschule) einige bandlinienverzierte Tonscherben der Spiralkeramik, ein glattes Randstück eines derben Topfes mit runder Tragnase und Brocken rotgebrannten Hüttenlehms. Der senkrechte Schnitt durch diese Siedlungsstelle zeigte eine flache, etwa 30 cm tiefe und 1,50 m lange Wohngrube. Mehrfache Bewohnung dieser Grube konnte durch Beobachtung mehrerer, durch helle Lehmeinschwemmungen getrennter dunkelerdiger und holzkohlehaltiger, übereinanderliegender Hüttenbodenschichten festgestellt werden. Unmittelbar westlich schloß sich eine nur einmal benützt gewesene, 60 cm tiefe und 1,15 m lange

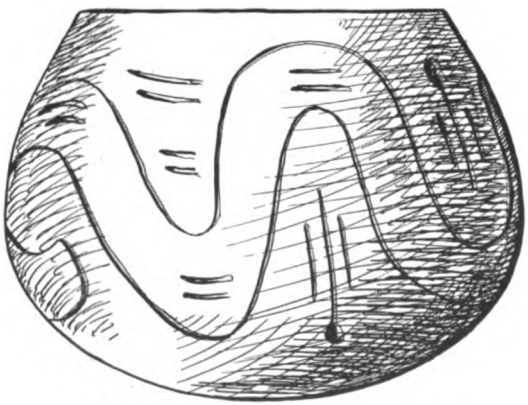


Abb. 2.

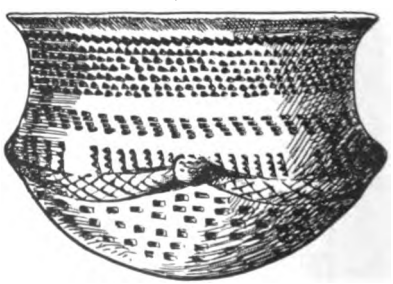


Abb. 3.

Abb. 2. Jungsteinzeitlicher Bombentopf aus einer Siedlung der Linienbandkeramiker von Flur „Gründle" bei Hall-Hessental. Zeichnerische Wiederherstellung nach Scherbenresten im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. Abb. ⅓ nat. Größe.

Abb. 3. Jungsteinzeitlicher Ziertopf aus einer Siedlung der südbeutschen Rössener Leute (nordisch geartete Stichbandkeramiker) von den „Haaläckern" bei Hall-Hessental. Abb. ⅓ nat. Größe, gezeichnet nach der Wiederherstellung des Topfes im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.

Digitized by Google

zweite Grube an; sie war mit dunkler Erde gefüllt. Im Abstand von 20 cm schloß sich westlich ein Pfostenloch an. Der Drainagegraben zeigte an anderen Stellen weitere Pfostenlochspuren anderer Wohngruben oder einer größeren spiralkeramischen Scheune.

Unmittelbar südlich dieser genannten Siedlungsstelle führt als Feldweg der vorgeschichtliche Überlandweg der sogenannten „Nibelungenstraße" vorbei. 300 m südlich und südwestlich der genannten Siedlungsstelle liegt das 1934 in etwa 60 Wohnstellen vom Historischen Verein für Württembergisch Franken festgestellte bandkeramische Steinzeitdorf „Im Gründle", dessen nördliche Fortsetzung unsere Siedlung ist.

Komburg. Durch Kinder, welche an einer etwas beschädigten Mauerstelle der südlichen Wand des Kreuzgangs des ehemaligen Benediktinerklosters Steine abbröckelten, wurde dort ein schwerer Beilhammer der Jungsteinzeit gefunden. Das Beil hatte in einer kleinen Mauernische in etwa 1 m Höhe über dem Erdboden gesteckt. Es besteht aus dunklem, bituminösen Kalkgestein, hat abgerundeten, dicken Nacken und ist der Länge des 1,7 cm weiten Schäftungsbohrlochs nach zersprungen und von alter Hand mit Schellack zusammengeklebt gewesen (siehe Abb. 10,1). Der Fund stammt ziemlich sicher von jungsteinzeitlicher ehemaliger Besiedlung des Bergkegels der Komburg und dürfte, einem alten Volksglauben entsprechend, als sogenannter „Blitzstein" oder „Donnerkeil" in der Bauzeit des Kreuzgangs (zum Teil romanisch, zum Teil Renaissance) von einstigen Mönchen oder Chorherren in die Mauer eingebracht worden sein. (Keckenburgmuseum.) Der Fund erinnert an die Tatsache, daß z. B. auch in der Eingangshalle des Domes von Halberstadt ein durchbohrtes Steinbeil angebracht ist. Eingemauerte Steinbeile kommen öfter vor, so neuerdings eine steinerne „Pflugschar" in einem Haus in Frankenbach (Kreis Heilbronn). Öfter werden sie zum Blitzschutz in die Grundmauern eingefügt (Beispiele im Handwörterbuch des Aberglaubens, VIII, 402 und 406).

Oberlimpurg. 1. An der Nordwestecke des Hochflächengeländes unmittelbar südöstlich des großen Stallgebäudes des Gutshofes ergab eine 1935 durch Dr. Kost und Dieter Franck für den Historischen Verein für Württembergisch Franken angesetzte Versuchsgrabung steinzeitliche Siedlungsschichten mit Funden der Michelsberger Kultur und der Spiralkeramik. Ergraben wurden zahlreiche Scherben dickwandiger Vorratsgefäße, zwei verschiedene Randstücke mit senkrechter Topfwand, mit umlaufender Fingertupfenreihe in Daumenbreite unterhalb des Randes, verschiedene weitere Randstücke, einige Topfstücke mit schmälerem Sandboden, ein spiralkeramischer Scherben mit Bandlinie und Strichgruppen, an Werkzeugen ein Knochenpfriem von 6½ cm Länge, ein Feuersteinkleinstichel, ein Bogenschaberchen, an Tierresten Zähne und Knochen von großen und kleinen Rindern, Zähne von Schafen oder Ziegen, ein Zahn vom Wildpferd und ein Eberhauer.

2. Im Ackergelände einige hundert Meter nordöstlich des Gutshofes Oberlimpurg förderte der Erdbagger dunkle Erdschichten zu Tage. Dieter Franck (Oberlimpurg) konnte daraus linien- und punktreihenverzierte dünnwandige Scherben bergen. Eine sehr ausgedehnte weitere schwarze Erdschicht enthielt ebenfalls vorgeschichtliche Scherben unbekannter Zeitstellung (stein- oder metall-

Digitized by Google

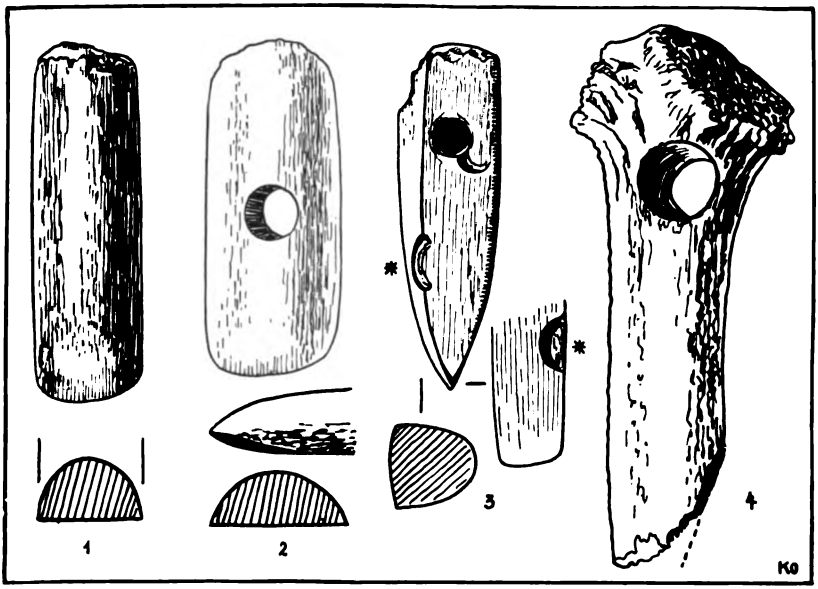


Abb. 4. 1, 2 und 4 Hacken aus dem jungsteinzeitlichen bandkeramischen Ackerbaugebiet um Schwäb. Hall; 3 kleine Pflugschar vom Reifenhof (Höhenrand westlich Hall). Nr. 1—3 aus Hornblendeschiefer, 1 und 2 von Flur „Hardt" (Flugplatzgelände) Hall-Hessental, 4 Fundort Oberlimpurg, aus Hirschhorn. Größe der Abb. etwa ⅓ nat. Größe. (Keckenburgmuseum Schwäb. Hall.)

zeitlich). Auf den Äckern des Umkreises fand Dieter Franck ein Bruchstück einer Axt aus Hornblendeschiefer mit rundem Querschnitt und verjüngtem Nackenende (Keckenburgmuseum).

Reifenhof. 1100 m SW Hall (Rathaus), 375 m NNW des Reifenhofs auf der lehmigen Hochfläche über dem Kochertal, unmittelbar südlich der Rollhofsiedlung konnte als Lesefund von einem Steinhaufen am Ackerrand eine kleine, gutgeschliffene Pflugschar aus Kieselschiefer geborgen werden (Keckenburgmuseum). Das schöne Stück zeigt „rituelle" Bohrungen und dürfte seiner Art und geringen Größe nach ein Weihestück für Kultzwecke gewesen sein. Länge 11½ cm (Abb. 4,3; Dr. Kost, 1936).

Weckrieden. 1. 1200 m östlich Weckrieden, 250 m östlich des Aberlandwegs der „Nibelungenstraße", war durch einen Entwässerungsgraben eine 8 m lange Siedlungsstelle in 1 m Tiefe angeschnitten. Daraus konnten Scherben, einige Feuersteinwerkzeuge und ein Rinderzahn geborgen werden (Dr. Kost, 1937).

2. 1900 m ONO in Flur Spitalanwender fand 1936 Bauer Egner von Weckrieden beim Ackern eine schöne 22½ cm lange geschliffene Feldhacke (Schuhleistenkeil) aus Hornblendeschiefer (siehe Abb. 1,1; Keckenburgmuseum). Beim Besichtigen des Geländes konnte Dr. Kost ein Bruchstück einer weiteren Hacke finden, ferner an mehreren Stellen der Äcker von Egner und Schierle grobe Scherben als Siedlungsspuren feststellen. Kultur: Bandkeramik (Keckenburgmuseum).

Digitized by Google

3. 600 m SO Weckrieden, auf Höhe 397, genannt Wolfsbühl, konnte nun im Frühjahr 1938 durch Beobachtung der zahlreichen dortigen Dränungsgräben eine große Anzahl von etwa 30 Siedlungsstellen eines bandkeramischen Dorfes erkannt werden. Zum Teil konnten sie in ihrer Lage mit Hilfe von Schülern der Mergenthaler-Oberschule planmäßig aufgenommen werden. Die Siedlungsstellen erstrecken sich besonders auf den

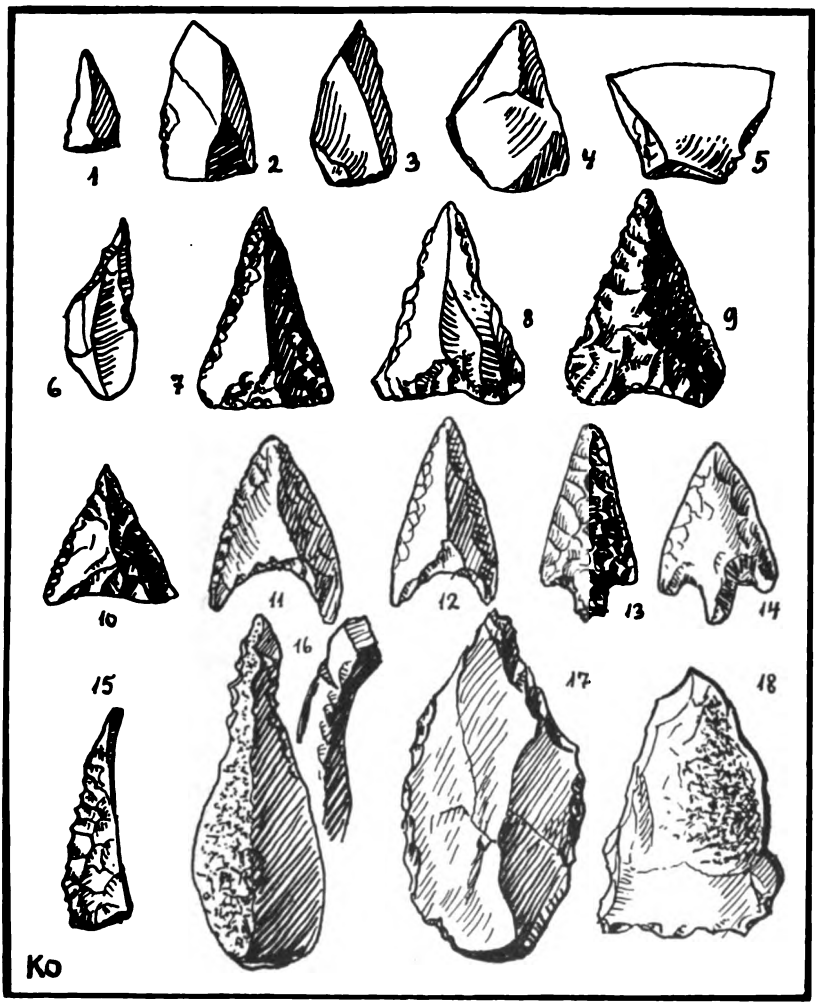


Abb. 5. Nr. 1—14 Pfeilspitzen der Jungsteinzeit, darunter Nr. 5 querschneidige Pfeilspitze, Typ der voraufgehenden Mittleren Steinzeit; Nr. 17 und 18 Lanzenspitzen (Wurfspeere); 15 und 16 Bohrer. Alle genannten Funde aus ortsfremdem Jurahornstein, Oberflächenfunde von Wohnstellen des jungsteinzeitlichen Dorfes der Bandkeramik (Linienbandkeramiker und Rössener Tiefstichbandkeramiker) auf der Flachkuppe des Wolfsbühl über dem Wettbachtal bei Weckrieden. Abb. in nat. Größe. Funde im Keckenburgmuseum Schwäb. Hall.

Digitized by Google

Lehmäckern der Weckriedener Bauern Friedrich und Frank. Das steinzeitliche Dorfgelände weist nach jetziger Kenntnis bereits eine west-östliche Ausdehnung von 500 m und eine nord-südliche von 300 m auf. Von dieser besiedelten Fläche, die sich auf einer lehmigen Flachhöhe unmittelbar über dem Wettbach erstreckt, sind schon in den Vorjahren vom Historischen Verein für Württembergisch Franken Hunderte von Feuersteingerätfunden gemacht und an erkannten Einzelstellen schon vordem linienbandkeramische sowie auch Rössener Scherben geborgen worden (vgl. Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 33, und Haller Heimatbuch, S. 56—60). Unter den neuen Oberflächenfunden befindet sich auch eine weitere querschneidige Pfeilspitze aus gebändertem Jurahornstein (siehe Abb. 5,5; die neugefundene ist noch sorgfältiger und schöner gearbeitet; vgl. ferner den ähnlichen Fund von der spätjungsteinzeitlichen Haller Hirnrainsiedlung; Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 38, Abb. 4,4 und Anm. [116], ferner S. 89, Anm. [16]). Die neu angeschnittenen Wohngruben ergaben auf dem Acker Friedrich Zähne von Hausrind und Hausschwein, Reste großer, dickwandiger Vorratsgefäße mit starken eirunden Tragnasen, linienbandverzierte Scherben von Zierware und Rössener Tiefstichscherben. Aus einer der Wohngruben hob Bauer Friedrich ein kleines Steinbeil mit Flachschliff auf der Unterseite (Abb. 1,6); es ist eine dem Rechteckquerschnitt angenäherte Abwandlung der Schuhleistenkeilform und zeigt schön die Verschmelzung bandkeramischer mit nordischer Beilform. Ein kleines Flachbeil aus Hornblendeschiefer, gleichfalls mit Unterseiteflachschliff, wurde aus dem angrenzenden Acker des Bauern Frank aus einer Wohngrube gehoben (Abb. 1,7). Die Hälfte einer durchbohrten Rundaxt aus Hornblendeschiefer konnte schon vor den Dränungsarbeiten durch Kost auf dem Acker Friedrich gefunden werden (Abb. 1,4).

Am Südrand des Ackers Friedrich nahe dem jetzigen ost-westlich ziehenden Feldweg hebt sich aus dem Ackergelände die flache Spur eines alten Walls mit Graben, vermutlich von alter steinzeitlicher Dorfumwehrung.

C. Funde der Rössener Kultur

(Siehe auch oben bei Weckrieden-Wolfsbühl)

Hall. In Flur Haspach, 1750 m östlich Hall, ergaben sich in der vom Historischen Verein für Württembergisch Franken durch Dr. Kost und Dieter Franck 1936 ergrabenen Rössener Rechteckhütte (Haus 1; siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 93) in der oberen Schicht der fast quadratischen Grube Brocken gebrannten Lehms, durchbohrte Tragnasen und Henkel größerer Töpfe, in der unteren Schicht Rinderzähne, in beiden Schichten verzierte Rössener Scherben. Die untere Schicht enthielt Scherben der älteren Rössener Kultur, entsprechend dem Goldberg (Ries), mit Tiefstichfeldern und paralleler Tiefenrillung, darunter ein großes, außen tiefstichverziertes Randstück einer Schüssel ohne die sonst übliche Innenverzierung. Beide Schichten bargen Feuersteinwerkzeuge, darunter mehrere Klingenkratzer mit breit bearbeitetem Klingenende, und einen Bogenschaber. Die meisten Funde wurden in der tieferen Ostecke angetroffen (siehe Grundrißzeichnung der Hüttenstelle, Abb. 7).

Digitized by Google

Die obere Schicht dieser Rechteckhütte enthielt Scherben der spätbronzezeitlichen (frühhallstättischen) Urnenfelderkultur (siehe Abschnitt Bronzezeit). Die 80 m westsüdwestlich dieser Wohnstelle ausgegrabene runde Rössener Hüttenstelle (Haus 2) erbrachte neben dem üblichen Inhalt auch den Rest eines 6 cm breiten, rundkantig geschliffenen Pflugkeils aus Hornblendeschiefer, in der oberen Schicht Reste von Rössener Ziertöpfen, in der unteren weitere tiefstichverzierte Scherben und solche mit tiefen Parallelstrichen (Furchen) der älteren Rössener Kultur (vgl. die ähnlichen Scherben der obengenannten Rössener Rechteckhütte), auch einen Scherben mit Viereckgittermuster

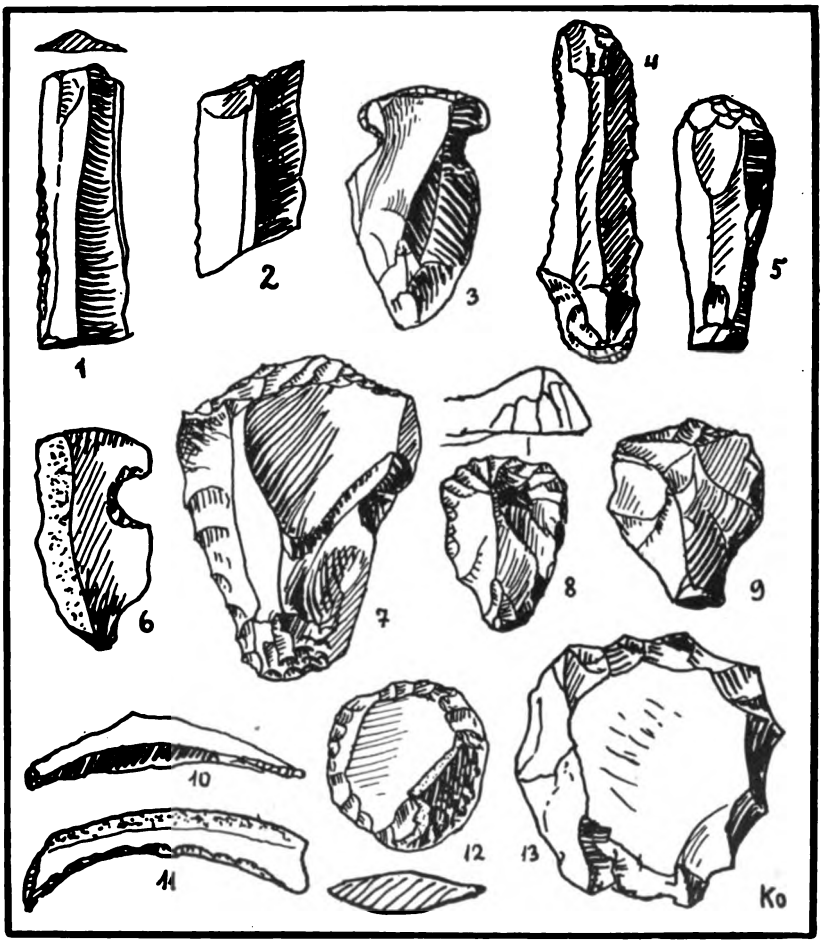


Abb. 6. Feuersteinwerkzeuge aus Jurahornstein von der jungsteinzeitlichen Dorfflur Wolfsbühl bei Weckrieden (vgl. auch Abb. 5!). Nr. 1—11 bearbeitete Klingen: 1 und 2 Messer, 3 Klingenkratzer mit beiderseitigen Schäftungskerben, 4 und 5 Klingenkratzer, 6 Kerbkratzer, 7—9 Stirnkratzer, 10 und 11 Bogenschaber, 12 und 13 Rundkratzer. Alle Abb. in nat. Größe. Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.

Digitized by Google

(Furchen) und einen Schüsselrand (Schale) mit Innenverzierung. Neben einer querschneidigen Pfeilspitze (siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 89, Anm. [16]) enthielt die untere Kulturschicht der Wohngrube auch den Rest einer Altrössener Fußvase mit einer erhalten gebliebenen quergekerbten Henkelöse und Standring mit Verzierungen in breitem, kräftigem Tiefstich (Parallele vom Goldberg). Schüssel, Kugelbecher und Fußvase sind die Charaktergefäße der älteren Rössener Kultur, die damit für den Haller Siedlungsbereich erneut nachgewiesen ist (siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 32/33 mit Anm. [77]); in Heilbronn hat schon Schliz das Dasein der Altrössener Volksgruppe nachgewiesen.

Hall-Hessental. 1. Flur Haaläcker-Mittelhöhe, 600 m W Hessental, bei Punkt 390,9: Auf einer das Rössener Dorf „Haaläcker" fortsetzenden, besiedelten Ackerfläche der Flur Mittelhöhe fanden Schüler der Deutschen Volksschule Hessental (Hauptlehrer Bantle) neben Feuersteinkleingerät auch eine gute querschneidige Pfeilspitze (siehe oben Seite 162 und „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 89, Anm. [16]).

2. In den Haaläckern wurden im Sommer 1936 250 m östlich der 1931 vom Landesamt für Denkmalpflege ergrabenen Rössener Siedlungsstelle, 750 m NW Hessental, durch Ackerdränung des Reichsarbeitsdienstes vom Historischen Verein für Württembergisch Franken zwei Wohnstellen der Rössener Kultur erkannt und untersucht. Die größere hatte unregelmäßig eirunden Grundriß, 3 × 1,50 m.

3. In Flur Lache, 2 km ONO Hessental, 110 m ostsüdöstlich von Punkt 401,4, beobachtete Dr. Kost nach Erdbaggerdränung im Acker Schumacher, in unmittelbarster Nähe des Urwegs der „Nibelungenstraße", eine Reihe von angeschnittenen vorgeschichtlichen Wohnstellen. Eine Teilgrabung im verschneiten Dränungsgraben mit Schülern der Mergenthaler-Oberschule Hall ergab einen schönen Querschnitt einer mit senkrechten Wänden in den Lehmboden eingetieft gewesenen Rössener Hüttenstelle; tiefstichverzierte Scherben, einige Werkzeuge und Kornmahlsteine (Kieselsandstein) und ein Schweinszahn wurden geborgen (Keckenburgmuseum).

4. In Flur Seele, 750 m NW Hessental, bei Punkt 387, in einer Entfernung von 250 m vom Urweg der „Nibelungenstraße", konnte im April 1937 Dr. Kost mehrere Dutzend durch Dränung der Reichsarbeitsdienst-Abteilung Komburg angeschnittene Rössener Grubenhütten feststellen mit Zierkeramik, Rinderknochen, Werkzeugen aus Feuerstein und einer tadellos gearbeiteten Lanzenspitze aus weißem Jurahornstein (Abb. 10,8).

Tüngental. Höhäcker, 650 m NO Tüngental (Rathaus). Am nordöstlichen Ortsausgang südlich der Straße nach Otterbach wurden im Januar 1938 am Lettenkohlelehmhang über dem Otterbach etwa 15 steinzeitliche Hüttenstellen durch Dränung auf dem Acker von Bauer Zimmer angeschnitten. Die ersten Funde (unverzierte Scherben, Kornmahl- und -reibsteine, Feuersteinwerkzeuge und ein schönes Stück plattigen Feuersteins (Jurahornstein) wurden durch Bauer Walter erkannt und konnten nach Mitteilung und Mithilfe von Hauptlehrer Ebert vom Historischen Verein für Württembergisch Franken weiterverfolgt werden. Es wurden aus den angeschnittenen Wohngruben tiefstichverzierte Rössener Scherben und solche mit Tiefrillenstrichverzierung geborgen.

Digitized by Google

Kreis Heilbronn, Umgegend von Weinsberg

Sülzbach. Auf Ackergelände 270 m ostnordöstlich des Bahnhofs fand Beiler Scherben, die vermutlich linienbandkeramisch sind (oder spätbronzezeitlich) und auf eine vorgeschichtliche Wohnstätte hinweisen.

Weinsberg. In der Sammlung des Justinus-Kerner-Hauses befindet sich eine runde Steinkeule aus Hornblendeschiefer vom Wildenberg, 3 km nordöstlich Weinsberg.

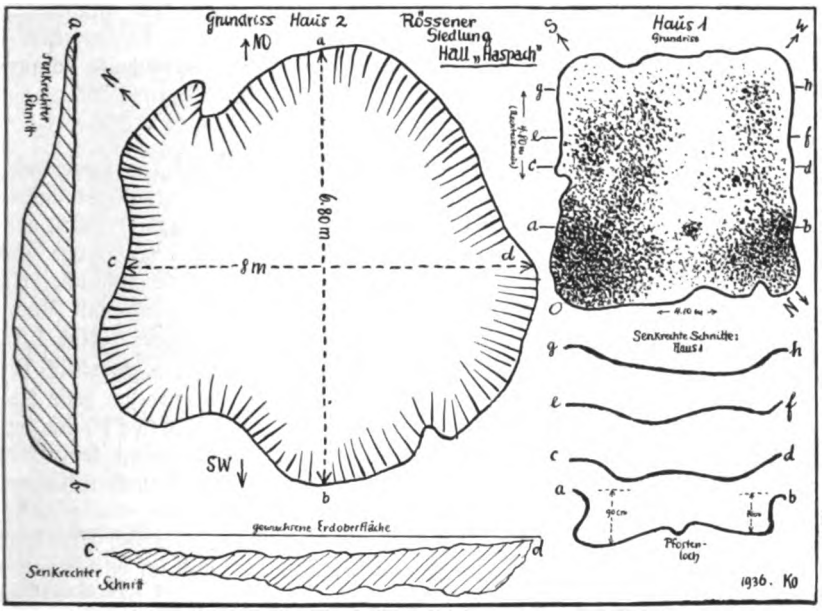


Abb. 7. Grund- und Aufrisse von Rössener Hüttenstellen von der Hall-Hessentaler jungsteinzeitlichen Dorfflur Haspach.

Willsbach. Am Hang nördlich des Sulmtals 50 m nördlich des Bahnhofs stellte der Heilbronner Obmann des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Oberlehrer Mattes, auf schwerem Keupermergelboden eine linienbandkeramische Siedlung fest mit Scherben, Feuersteinmesser und Roteisensteinknollen (Schliz-Museum Heilbronn).

Eine Rössener Siedlung erkundete Beiler 200 m südwestlich des Ortes (Funde im Schliz-Museum).

Kreis Künzelsau

Aschhausen. Auf dem Sargenbuckel, 1 km südsüdwestlich von Aschhausen, über der Straße Bieringen—Aschhausen und unterhalb des Ostendes des spätbronzezeitlichen (frühhallstättischen) dortigen Abschnittswalles (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 46) entdeckte im Sommer 1934 Seminarist P. Veith (Schöntal) einen bandkeramischen Breitmeißel aus schwarzem Felsschiefer, 5,2 cm lang und 3,9 cm breit.

Digitized by Google

Nitzenhausen. Beim Eindecken von Entwässerungsgräben wurde auf dem Acker des Ortsbauernführers im Markungsteil „Rück", auf der Hochfläche zwischen Kocher und Jagst, Parzelle 526, ein kleiner geformter Stein aus Hornblendeschiefer gefunden, der die Form einer durchbohrten jungsteinzeitlichen Pflugschar hat, aber auch ein kleiner vorzeitlicher Wetzstein mit Aufhängeloch sein könnte. Die Form ist vierkantig keilförmig, oben breit, nach unten schmäler werdend, Länge 5 cm, Breite 1,3 cm, Höhe 1,1 cm (Berichterstatter Hauptlehrer Munz, Nitzenhausen; Fund im Heimatmuseum Künzelsau).

Sindeldorf. Vom Ackerland beim Wald „Heide", 2 km SW Sindeldorf, aus unmittelbarer Nähe der „Hochstraße" befindet sich ein kleines trapezförmiges Beil aus schwarzem Kieselschiefer mit Rechteckquerschnitt, schnurkeramisch, im Besitz von Pfarrer Zeitler (Sindeldorf) (Abb. 10,6).

Kreis Mergentheim

Bernsfelden. 1. Flur Wegweiser, 250 m südöstlich des Hagenhofs, 800 m SO Bernsfelden. Auf den lehmigen Äckern über wasserhaltiger flacher Talsenke („Seebrunnen") erbrachte die 1936 von Holdschuer und Dr. Kost entdeckte linienbandkeramische Siedlung zahlreiche Werkzeuge und Scherben, mehrere gute Feuersteinpfeilspitzen mit gerader Grundfläche, ein Bruchstück einer Feldhacke (Schuhleistenkeil) aus Hornblendeschiefer mit Flachschliff auf der Unterseite und ein Kleinbeilchen aus Hornblendeschiefer (Abb. 1,8).

2. Flur Lerchenrain, Höhe 321,6, in 250 m Entfernung nordwestlich der Ziegelei, 500 m NW Bernsfelden. Die flache Lößanhöhe erwies sich beim Absuchen 1936 als mit Rössener Hüttenstellen besiedelt. Etwa 10 Hüttenstellen konnten durch deutliche schwarze Erdplatten mit Funden festgestellt werden. Es fanden sich dort zwei schöne, je 7 cm lange Feuersteinklingen, mehrere Pfeilspitzen, hochdreieckig und mit gerader Grundfläche, eine gestielte, ferner eine querschneidige Pfeilspitze (siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, Tafel I Abb. 1,20, ferner S. 89, Anm. [16], und im vorliegenden Band 19, S. 164). An Töpferware wurden neben einem quergerieften kleinen Rundhenkel auch mehrere Rössener Randstücke und Ziertopfscherben mit Tiefstichverzierungen aufgelesen, auch mehrere Spinnwirtel, einer davon mit senkrechter, leicht schräg gestellter Parallelriffelung. Die Suche ergab außerdem 8 Hornblendeschieferbruchstücke von Hacken und Steinbeilen und ein besonders schönes, schuhleistenkeilförmiges undurchbohrtes Steinbeil aus Hornblendeschiefer (Abb. 1,2). Zwei kegelförmige Steinbeilbohrzäpfchen aus demselben Werkstoff bewiesen, daß an Ort und Stelle Steinbeilbohrungen ausgeführt worden sind von den Rössener Siedlern.

3. Auf demselben Platz befindet sich ein spätbronzezeitliches Urnenfeld (siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 45). Auf die Tatsache, daß hier, wie im Haspach bei Hall, die Urnenfelderbelegung der früheren Rössener örtlichen Besiedlung folgt (Bauern mit Bevorzugung guter Lehmflächen!), sei besonders hingewiesen (Dr. Kost).

Freudenbach, Weiler Schön. In der Schulsammlung befinden sich außer den in den „Fundberichten aus Schwaben" NF. 1, S. 20, und NF. 2, S. 9, genannten Steinbeilen noch zwei weitere Neufunde von Schön: 1. Breitmeißel aus schwarzem Stein, 8,5 cm lang, mit rechteckigem Querschnitt; 2. Ovalbeil von 10 cm Länge (siehe „Fundberichte aus Schwaben" NF. IX, Abb. 4,2).

Digitized by Google

Mergentheim. Obere Au. Aus der linienbandkeramischen Siedlung dort in der Nellenburgstraße (Haus Käsbohrer) konnte ein durch Georg Müller geborgener kleiner rundbodiger Ziertopf zusammengesetzt werden (Heimatmuseum Bad Mergentheim, Abguß im Keckenburgmuseum; Abb. 8, rechts).

Münster. Auf einem Steinriegel im Markungsteil Stutz entdeckte 1937 Hauptlehrer E. Schweikhardt mehrere tiefstich- und furchenverzierte Rössener Scherben. Der Fundort liegt auf dem flachen Kopf des Höhenrückens, der 500 m südlich von Münster kegelförmig ins Tal vorspringt (Berichterstatter Georg Müller; Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim).

Abb. 8. Linienbandkeramische (spiralkeramische) Bombentöpfe, der links abgebildete von Sechselbach (Kreis Mergentheim), rechts von Bad Mergentheim, Obere Au. (Aufn. Georg Müller, Mergentheim; Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

Neubronn. Auf Flur Seewiese (bei Stöckle und Lausbuck), 1 km südlich Neubronn, fand auf einem Acker Knecht H. Langheinrich eine flächenbearbeitete, 12 cm lange und 4 cm breite schnurkeramische Lanzenspitze aus weißem Jurahornstein (Heimatmuseum Bad Mergentheim; Abguß im Keckenburgmuseum Schwäb. Hall; Abb. 10,9). Aus der Nähe stammt ein 8,6 cm langer Breitmeißel aus Hornblendeschiefer (siehe Abb. 4,1 in „Fundberichte aus Schwaben" NF. IX).

Reckerstal, Gemeinde Harthausen. Ein 15½ cm langes, an der Schneide 6,3 cm breites, am Nackenende 4½ cm breites Rundbeil aus Nephrit (siehe Abb. 10,5) fand sich auf der Bühne eines baufälligen Hauses (jetzt Heimatmuseum Bad Mergentheim); angeblich 1935 beim Ausschachten einer Feuerseegrube gefunden.

Schonach, Gemeinde Finsterlohr. Aus dem Schutt des abgebrochenen Gemeindehauses wurde Januar 1938 ein großes Steinbeil aus Hornblendeschiefer geborgen, mit rechteckigem Querschnitt (Heimatmuseum Bad Mergentheim). Länge 17½ cm, Breite an der Schneide 6½ cm, am dicknackigen Ende 4 cm, schnurkeramisch (vgl. ähnliche, als schnurkeramisch sicher belegte Grabfunde, Bayerische Vorgeschichtsblätter, Heft 10, 1931/32, Tafel IV und V; unser Beil siehe unsere Abb. 10,3).

Waldmannshofen. 1. Von Markung Sechselbach ein 5,4 cm langes Beilchen aus Hornblendeschiefer mit flach-ovalem Querschnitt, von Haupt-

Digitized by Google

lehrer Wolfmeyer (Wiesenbach) (Reckenburgmuseum; Abb. 11,1). Ferner ein kleiner spiralkeramischer Bombentopf (siehe Abb. 8).

2. Von Markung Waldmannshofen Scherben von Jungrössener Zierköpfen, mit Tiefstich- und dünnen Parallelstrichverzierungen. Ein glatter Randscherben eines großen, 6 mm dicken Gefäßes, mit 4 mm starker Durchbohrung für Aufhängung, 1 cm unter dem Rand. Ein 9 cm langes, 5 cm breites Hornblendeschieferstück mit unregelmäßiger Oberfläche, mit schief eingetieftem Sägeschnitt. Ein Bruchstück Hornblendeschiefer, 8 × 3½ cm, mit aufsitzendem Bohrkern; dieser mißt 1½ cm Durchmesser in seiner Grundfläche und 1,2 cm an seinem oberen Ende, Höhe 7 mm (Abb. 10,9; über Bohrkerne siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 91, Anm. [43]; Heimatmuseum Bad Mergenheim).

3. In Markung Waldmannshofen auf Flur Händ auf ostwestlich gerichteter Flachhöhe etwa 70 m westlich der Baldersheimer Holzspitze und etwa 70 m nördlich vom bayerischen Grenzstein wurde im März 1938 durch Bauer Stirnkorb bei Dränung ein Steinbeil, Scherben und Knochenstücke gefunden. Die auf Benachrichtigung von Hauptlehrer Schock erfolgte örtliche Untersuchung durch Georg Müller (Bad Mergentheim) ergab eine bereits gestörte schnurkeramische Bestattung in etwa 50 cm Tiefe. Das Skelett scheint in Hockerstellung, Gesicht nach Osten, gelegen zu haben. Als Beigaben waren geborgen worden die Scherben eines nun wieder zusammengesetzten Bechers der jüngeren Schnurkeramik mit Verzierung im Zickzackwinkelschnitt (Abb. 9), ferner ein größeres Rechteckbeil mit leicht gekrümmtem Rücken (Abb. 9 und 10). Die Funde (im Heimatmuseum Bad Mergentheim, Nachbildungen im Reckenburgmuseum) zeigen Verwandtschaft mit schnurkeramischen Bestattungen des nahen Untermaingebiets (siehe Hock, Bayerische Vorgeschichtsblätter, Heft 10, 1931/32, Tafel I, Becher Nr. 6 und 7 und Beile Tafel IV).

Abb. 9. Schnurkeramischer Becher mit Rechteckbeil von einer nordischen Kriegerbestattung der späten Jungsteinzeit von Sechselbach (Kreis Mergentheim). (Aufn. Georg Müller, Mergentheim; Heimatmuseum Bad Mergentheim, Nachbildungen im Reckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Digitized by Google

Kreis Öhringen

Öhringen. Auf der Markung auf Flur Höfle, 1200 m N Öhringen, auf gutem, steinfreiem Lettenkohlelehm, konnte durch die Aufmerksamkeit von Studienrat Adolf Mayer mit diesem zusammen Dr. Kost im Februar 1935 durch kleinere Grabung eine durch Tiefpflügen angeschnittene gewesene, unregelmäßig kreisförmige Siedlungsstelle erkennen von etwa 1,20 m Durchmesser, 40 cm unter Ackeroberfläche. Die 20 cm tiefe Fundschicht enthielt viel Holzkohle und auf dem Grund der flachen Grube eine rote Brandlehmschicht, ferner mehrere Feuersteinschaber und eine kleine Stielspitze, außerdem verschiedene dünn- und dickwandige Scherben ohne Verzierung, wohl linienbandkeramisch, und Bruchstücke von Handmahlsteinen (Heimatsammlung Öhringen).

Buchhof, Gemeinde Sindringen a. K. Auf der steinfreien Lehmhochfläche 2750 m WSW Sindringen, 200 m südlich des Buchhofs ackerte im Frühjahr 1938 Verwalter Rösch eine durchbohrte Rundaxt aus Hornblendeschiefer, bandkeramischer Art, heraus (Gräflich von Zeppelinsche Sammlung im Schloß Aschhausen; Abb. 1,5).

Golberg siehe Verrenberg.

Neuhütten. Beachtenswert ist neben dem Fund eines durchbohrten steinernen Anhängers (siehe Mittlere Steinzeit und Abb. S. 131) die Tatsache, daß innerhalb weniger Jahre 5 Steinbeilfunde auf der Markung gemacht werden konnten, an deren Bergung Hauptlehrer Zitzmann besonderes Verdienst hat (Abb. der Beile S. 131). Drei der Beile (Abb. S. 131, Nr. 4 bis 6) aus Hornblendeschiefer sind schmal- und spitznackige flache Walzenbeile westischer Art (Nr. 4 Fundort 1 km südlich, Nr. 5 und 6 aus Gemeindewald südöstlich Neuhütten); die Pflugschar (siehe Abb. S. 131, Nr. 3, Arbeitshammer?) aus grauem Hornblendeschiefer, gefunden bei der Pumpstation am südöstlichen Ortsausgang, zeigt bandkeramische Herkunft, die schön geschliffene und durchbohrte Serpentinaxt deutet auf jüngere süddeutsche Schnurkeramik (Abb. S. 131, Nr. 2, und Abb. 10, 7, gefunden im Gassensee in Neuhütten) und hat ihre Verwandten im Maingebiet (siehe Hock, Bayerische Vorgeschichtsblätter, Heft 10). Da die Vermutung nahe liegt, daß in mittelalterlicher Zeit von den Bauern solche Beile und Äxte in das Waldrodungsgebiet herauf verschleppt worden sind als „Blitzsteine" (Schutz gegen Blitzgefahr), kann aus dem Vorkommen dieser Beiltypen kein sicherer siedlungsgeschichtlicher Schluß gezogen werden. Immerhin ist neben der schnurkeramischen Axt, die unweit altem Höhenweg gefunden (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 25), mit der nahen Heilbronner Schnurkeramik in Beziehung stehen könnte, das Dasein von drei gleichartigen westischen Beilen auffallend. Ihnen gesellen sich ja entsprechende in ähnlicher Geländelage, auf sandigen Waldhöhenzügen und an Überlandwegen, hinzu, vom Gabelstein, von Goldbach bei Waldenburg, vom Hellershof bei Gschwend und von der sicher westisch besiedelten Höhe vom Golberg bei Öhringen (siehe Verrenberg, und vgl. Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 25). Vielleicht darf doch aus dem bezeichnenden Vor-

Digitized by Google

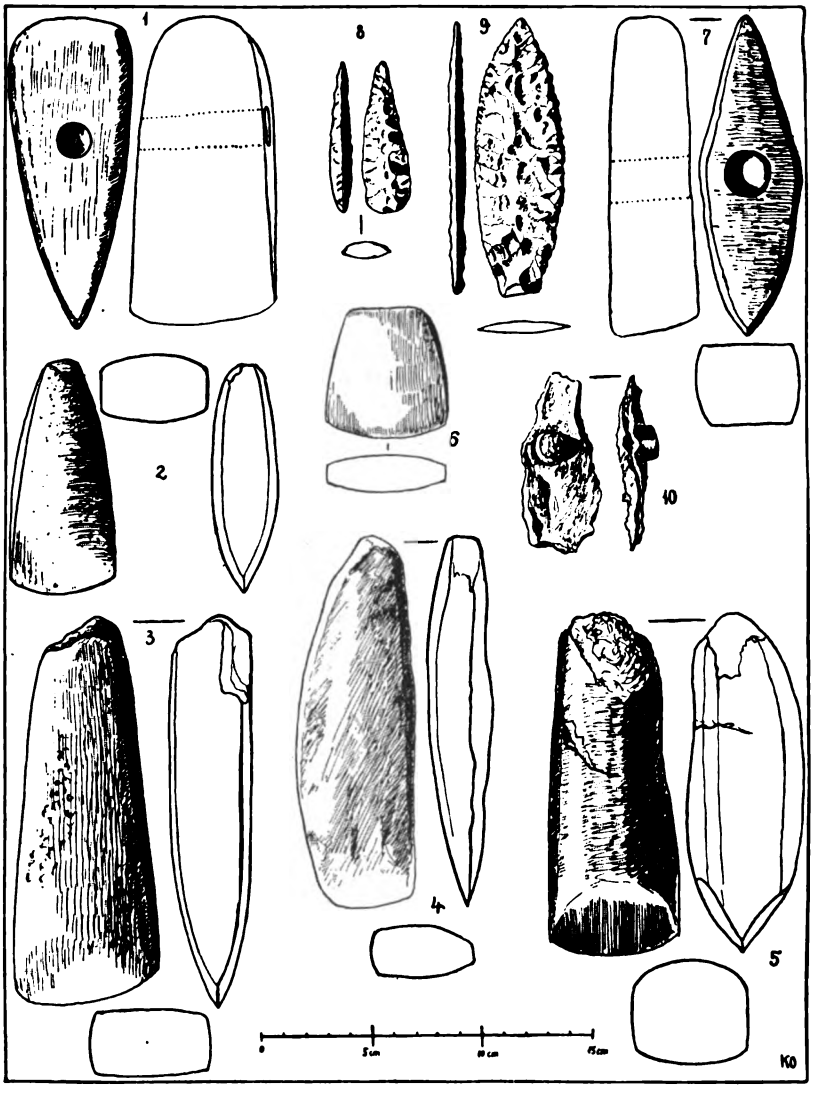


Abb. 10. Nordisch-jungsteinzeitliche Beile, Lanzenspitzen und ein Bohrkern. Nr. 1 Komburg, 2 Trailhof (Kreis Backnang), 3 Schonach (Kreis Mergentheim). 4 Sechselbach (Kreis Mergentheim) (siehe auch Abb. 9!), 5 Rederstal (Kreis Mergentheim), 6 Sindelbors (Kreis Künzelsau), 7 Neuhütten (Kreis Öhringen), 8 Hall-Hessental, 9 Neubronn (Kreis Mergentheim), 10 Hornblendeschiefer-Bruchstück einer unvollendeten Steinbeilburchbohrung mit auffitzendem Bohrzapfen als Kern der Hohlbohrung, aus Waldmannshofen-Sechselbach (Kreis Mergentheim).

Digitized by Google

kommen solcher Beile auf ein Dasein westischer Jäger und Viehzüchter in der Nähe alter Höhenbefestigungen (für Neuhütten Maienfels, für die anderen genannten Beile der Gabelstein, Waldenburg, Hagberg bei Gschwend) geschlossen werden, besonders da anderwärts Michelsberger, schnur- und zonenkeramische Jäger und Hirten ebenfalls im Bergland unter ähnlichen Siedlungsbedingungen erkannt sind (vgl. K. Schumacher, Das Land zwischen Neckar und Main, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen, Heft 9, S. 39; K. Schirmeisen, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1937, S. 176 ff., für die Glockenbecherleute).

Oberohrn. Auf der flachen, lehmigen Anhöhe 1 km NNO, östlich der Stegmühle, stellte K. Schumm im Frühjahr 1936 an dunkleren, wannenförmig eingetieften Ackerstellen 23 vermutliche Hüttenplätze der Jungsteinzeit fest. Über die Stelle führt ein Urweg.

Obersöllbach. Auf dem flachwelligen Ackergelände der Flur Heufeld nahe dem Söllbach, 110 m westlich Obersöllbach, konnte der Historische Verein für Württembergisch Franken mehrere Kleinwerkzeuge aus Jurahornstein feststellen, darunter eine Pfeilspitze.

Verrenberg. Auf dem Golberg, 3 km SW Öhringen, einem eirunden freistehenden Berg von 400 m Länge und 100 m Breite, konnte Oberlehrer Mattes (Heilbronn) schon 1934 beim Absuchen der sandigen Lehmhochfläche (Schilfsandstein) einige Scherben, Feuersteinwerkzeuge, einen Handreibstein für Getreide in Form eines abgerundeten Würfels aus Kieselsandstein und ein Topfrandstück mit Fingereindruckverzierung unterhalb des Randes in Michelsberger Art auffinden, ferner ein Feuersteinovalbeilchen; zwei weitere ähnliche Beilchen konnte noch F. Rau (Öhringen) finden. Eine genauere Begehung des Berges im März 1937 durch Mattes und Dr. Kost ergab vielfache Siedlungsspuren am Nordrand: zahlreiche grobe Scherben, dabei ein verdicktes Randstück und eine Henkelöse, zwei gute Feuersteinkratzer, ein weiteres Ovalbeilchen aus Hornblendeschiefer (Abb. 11,3), eine schöne flächenbearbeitete Pfeilspitze mit gerader Grundfläche und eine oben abgebrochene, noch 6 cm lange und 3½ cm breite Säge mit herausgearbeitetem Handgriff, aus plattigem Feuerstein (Jurahornstein).

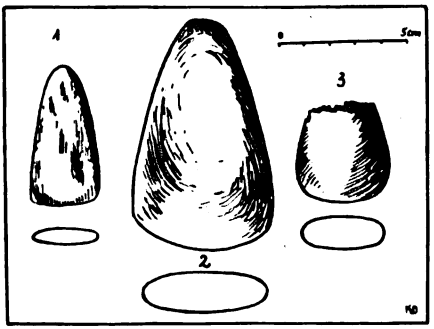


Abb. 11. Jungsteinzeitliche Beile des Westvolkes. Nr. 1 Sechselbach (Kreis Mergentheim), 2 Neuhütten, 3 Golberg bei Verrenberg (Kreis Öhringen).

Der Golberg erweist sich mit diesen Funden als früher wohl am Rand befestigt gewesene Höhensiedlung jungsteinzeitlicher Westleute (siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 25).

Digitized by Google

Bronzezeit

(im Norden urgermanisch, auf unserem Boden urkeltisch; 1800—800 v. Ztr.)

A. Mittlere Bronzezeit (Hügelgräberzeit)

(1500—1200 v. Ztr.)

Kreis Hall

Wolpertsdorf, Gemeinde Tüngental. Auf dem Bergacker, 625 m SSW Wolpertsdorf, 2000 m NNW Tüngental, unmittelbar westlich der Straße Wolpertsdorf—Tüngental, fand 1937 beim Ackern Bauer Häussermann von Wolpertsdorf eine schöne bronzene Absatzaxt mit angegossener, halbringförmiger Befestigungsöse. Die Axt hat nordischen Typ (Abb. 12).

Der Fund ist dadurch von besonderer Bedeutung, daß außer der ähnlichen Absatzaxt vom Schweinsberg bei Heilbronn, der bei Altbach aus dem Neckar gebaggerten („Fundberichte aus Schwaben" NF. VIII, Abb. 28,4) und der in neuester Zeit in Hedelfingen gefundenen (ebenda, NF. IX, Abb. 22) sonst keine Axt dieses nordischen Typs bisher im Lande gefunden ist. Die Heilbronner Axt stammt aus einem Grabhügel (siehe 6. Bericht des Historischen Vereins Heilbronn, S. 8; Abbildung dieser Axt bei Kraft, Bronzezeit, Tafel IV,9). Kraft nimmt Zuwanderung der Heilbronner Axt vom Rheintal heran. Nun ist also ein weiterer Einzelbeleg für nordisches (urgermanisches) Handels- oder Tauschgut dieser Art in der Bronzezeit in Württemberg erbracht.

Die Fundstelle gehört zu einem bronzezeitlichen größeren Siedlungsstreifen auf der Randfläche westlich des Bühlertals. In einer Entfernung von 2 km südöstlich von dem Fundplatz der Axt liegt die vom Historischen Verein für Württembergisch Franken in den Vorjahren entdeckte und von L. Wunder (Michelbach) vermessene große Grabhügelgruppe im Hagenbusch und in den Lehrholzäckern 1 km östlich Otterbach. In einer Entfernung von 2 km nordnordwestlich liegt der Höhenkopf Bilriet mit seinem wohl vorgeschichtlichen Abschnittswall, der Fundort einer Schaftlappenaxt (Keckenburgmuseum).

Die Begehung der Fundstelle Bergacker der neugefundenen Absatzaxt ergab als Oberflächenfund einen vorgeschichtlichen, unverzierten Scherben. Auch läßt die leichte Wellung und Unregelmäßigkeit des dortigen Ackerfeldes ehemalige, verschleifte Grabhügel vermuten.

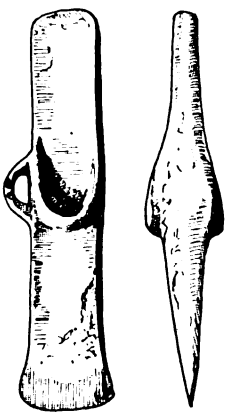


Abb. 12. Bronzene Absatzaxt nordischer (urgermanischer) Herkunft, mit angegossener Befestigungsöse. Fundort Wolpertsdorf (Kreis Hall). ⅓ nat. Größe (Keckenburgmuseum Schwäb. Hall).

Kreis Künzelsau

Hohbach a. d. J. Zu den schon bekannten Grabhügeln bei Weldingsfelden-Wendischenhof („Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 96, Anm. 9) ist nachzutragen, daß sich die bronzezeitlichen Funde des Mitte des 19. Jahrhunderts geöffneten Grabhügels in der fürstlichen Sammlung Schloß Neuenstein befinden (Katalognummer 118 b: Tutuli; 119: Nadel; 121: zwei Dolchklingen).

Digitized by Google

Künzelsau. Der 18 cm lange bronzene Langdolch aus dem Stadtwald, Waldteil Rehbockrain Abt. 5, der im Mai 1914 in 30 bis 40 cm Tiefe zwischen zwei Steinen (Grabhügel) gefunden wurde (siehe „Fundberichte aus Schwaben" NF. XXII, S. 7), befindet sich jetzt im Heimatmuseum Künzelsau.

In der nahen Abteilung Weberschlag liegt 200 m westlich des Wegweisers der Wegkreuzung Kemmeten—Lipfersberg mit dem Hermersberger Waldweg unmittelbar an letzterem ein noch nicht aufgenommener Grabhügel. Ein weiterer Grabhügel befindet sich im Waldteil Löhle 350 m nordwestlich der Kreuzung der Straße Niedernhall—Neufels mit dem Weg vom ehemaligen Burgstall Frauenzimmern zum Hermersberg, südlich Punkt 336,2 (Karte 1:25 000, Blatt Öhringen; die genannte Karte bringt im Wald auf der Hochfläche südlich des alten Salzortes Niedernhall im Raum Guthof—Hermersberg—Kemmeten—Lipfersberg zahlreiche von der Landesvermessung aufgenommene Grabhügel, womit die Angaben Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 96, ergänzt werden).

B. Spätbronzezeit (Urnenfelderstufe)
(1200—800 v. Ztr.)

Kreis Hall

Hall. In Flur Haspach, in der 1936 ergrabenen Rechteck-Wohnstelle der Rössener Kultur (siehe diese), fanden sich unter den Rössener Scherben der obersten Kulturschicht der Wohngrube 6 verschiedene Topfrandstücke der Urnenfelderkultur, meist mit ausgelegten Rändern, darunter ein roter Scherben einer Schale mit Fingereindruckreihe auf dem etwas verdickten und verbreiterten Rand. Schon vor Jahren hatte Dr. Kost 200 m westlich dieser Siedlungsstelle einen zeigfingergroßen Gußlappen aus Bronze gefunden als erstes Anzeichen auch bronzezeitlicher Besiedlung des dortigen Geländes über dem alten Haspach-Bachlauf zum Schenkensee. Das Fundgelände dort hat bis jetzt, nachdem sich aus der Oberflächennachlese der 1936 dort ergrabenen runden Rössener Hüttenstelle (Haus 2, siehe S. 165) auch ein linienbandkeramisches Randstück ergeben hat, die Steinzeitkulturen der Linienbandkeramiker, der Rössener Leute, der Glockenbecherleute (Grabfund; siehe Kost, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 39) und der spätbronzezeitlichen, urkeltischen Urnenfelderleute gesehen. Auch hier, wie so oft, haben die Bauern der Urnenfelderkultur den Boden der früheren Steinzeitbauern wieder belegt.

Otterbach, Gemeinde Tüngental. Von den in „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 95, genannten Grabhügeln, 900 m östlich Otterbach, untersuchte im Auftrag des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Herbst 1936 L. Wunder (Michelbach a. d. B.) zum Teil einen dort vermuteten, fast völlig vom Ackerbau verschleiften in den „Lehr"-Äckern (Parzelle 138/139, Acker von Bauer W. Heyd). Die Stelle ergab eine Anzahl kleingeackerter Scherben mit Randstücken der Spätbronzezeit und Scherben der anschließenden Früheisenzeit (zu vergleichen die ähnlichen Verhältnisse eines 1935 durch L. Wunder für den Historischen Verein für Württembergisch Franken im Großen Weilersholz bei Triensbach untersuchten Grabhügels, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 110 ff.). Bemerkenswert ist ein Scherben eines kleinen Napfes mit lauter waagrecht umlaufenden, eng aufeinanderliegenden Parallelriefen (Keckenburgmuseum).

Digitized by Google

Talheim-Vellberg. 1. 1900 m NNO, zwischen XII. Hintere Kreuzhalde 2 und Auberg 1, ein Grabhügel.
2. 2400 m NO, XII. Hintere Kühsey 10, an der Markungsgrenze, ein Grabhügel. Beide Grabhügel sind im neuen Meßtischblatt 1:25 000 (Ilshofen) von der Landesvermessung eingezeichnet.

Kreis Künzelsau

Künzelsau. 1. Beim Erdaushub zur Stadthalle (Haus der Heimattreue) wurden im August 1936 im Aulehm mehrere vorgeschichtliche Wohngruben angeschnitten und durch Oberlehrer Fritz Breyer (Kaltental) erkannt. Eine in etwa 1 m Tiefe liegende 30 cm starke Kulturschicht ergab nach Untersuchung durch Dr. Kost starke Holzkohlenreste und eine Reihe gröberer sowie schön geschwärzter glatter Scherben, darunter den Rand einer Schale. Die Scherben gehören der Spätbronzezeit und älteren Früheisenzeit an (vgl. auch die neuentdeckte Siedlung beim Flachswerk Künzelsau). Die Funde wurden dem Heimatmuseum Künzelsau überlassen.

2. Im Kochertal unterhalb Künzelsau, 1 km nordwestlich der Stadt, im Schwemmland des Kochers zwischen Eisenbahn und Landstraße Künzelsau—Ingelfingen (siehe Abb. 15), wurde im August 1937 bei den Erdarbeiten für das Flachswerk der Wüwa eine ausgedehnte vorgeschichtliche Siedlung entdeckt, die nach Ausweis der Scherbenreste von der Spätbronzezeit bis in die spätere Eisenzeit (La-Tène-Zeit) reicht. (Näheres siehe Früheisenzeit.) Um die Entdeckung dieser Stelle hat sich wie bei der Siedlung des nahegelegenen Hauses der Heimattreue Oberlehrer Fritz Breyer (Kaltental) verdient gemacht durch Bergung vorgeschichtlicher Scherben und Tierreste in 1 bis 1,20 m Tiefe bei einer Brunnengrabung auf dem Gelände des im Bau befindlichen Flachswerks.

Kreis Mergentheim

Bernsfelden. Auf dem Lehmgelände des Lerchenrains, 500 m W Bernsfelden, 250 m NW der Ziegelei, auf Höhe 312,6, konnten im Umkreis des spätbronzezeitlichen Urnengrabfundes mit Kugelkopfnadel und geschweiftem Bronzemesser (siehe Abb. in „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 45 und 94, Anm. [49]) auch weitere Scherben der Urnenfelderzeit von Dr. Kost aufgelesen werden, darunter dicht graphitüberzogener und einer mit kammstrichartiger leichter Parallelriefung, stark glimmerhaltig.

Eine in dankenswerter Weise ausgeführte Untersuchung (Spektralanalyse) der obenerwähnten Urnengrabbeigaben 1938 durch das mineralogische Institut der Universität Halle (Saale) (Dr. H. Otto, durch freundliche Vermittlung von Hüttendirektor a. D. Wilhelm Witter, Halle) ergab für Messer und Kugelkopfnadel einander ähnliche Bronzezusammensetzungen. Nur beträgt beim Messer der Zinngehalt 4 v. H., bei der Nadel im Innern ihres besonders aufgesetzten bronzenen „Mohnkopfes" 9 v. H., auf dessen äußerer, bläulich patinierter Schicht 12 v. H. Bei Messer und Nadel ergaben sich durchschnittlich 0,30 v. H. Bleibeimischung und etwa je ebensoviel Arsen und Antimon, ferner 0,14 bis 0,20 v. H. Nickelbeimischung. Der Kupfergehalt ist beim Messer 94,8 v. H., bei der Mohnkopfnadel im Nadelschaft 89,7 v. H., im Innern ihres „Mohnkopfs" 89,9 v. H. und auf seiner bläulich patinierten Oberfläche 85,6 v. H.

Digitized by Google

Über die Herkunft des Kupfers dieser Bronzegegenstände äußert sich Hüttendirektor Witter folgendermaßen: „Das Metall für die drei Gegenstände und auch das für die Reparatur (aufgesetzter Kopf) verwendete ist von gleicher Herkunft. Es handelt sich um ein goldhaltiges Rohkupfer, dem der Zinngehalt absichtlich zugefügt worden ist. Aus der bekannten Lagerstätte von Mitterberg in den Salzburger Alpen stammt dieses Rohkupfer nicht. In seiner Zusammensetzung ist es gleich einem am Südhang des Harzes gefundenen Gußklumpen, und dieser ist zweifellos aus Erzen der Harzer Lagerstätten erschmolzen. Ich neige daher zu der Annahme, daß die Heimat des Kupfers

Abb. 13. Spätbronzezeitliche lederfarbene Töpfe des Urnenfelbervolkes von Igersheim im Taubertal (Heimatmuseum Bad Mergentheim, Nachbildungen im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).

Ihrer Bronzen am Südabhang des Harzgebirges in der Nähe von Bad Lauterburg zu suchen ist. Der Zusatz von Zinn zu Ihrem Kupfer kann natürlich irgendwo und in irgendeiner Bronzegießerei geschehen sein."

Igersheim. Von den beim Umleitungsstraßenbau am Südrand des Ortes bei der Ziegelei im August 1936 angeschnittenen spätbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen (hallstattzeitlichen) Siedlungsstellen (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 51) hatten durch Georg Müller (Mergentheim) Bruchstücke verschiedener Töpfe geborgen werden können. Die Wiederherstellung von zwei in verschiedenen Siedlungsstellen gefundenen Töpfen ergab die abgebildeten Formen: eine Zylinderhalsurne und einen Topf mit waagrechter Daumeneindrucksreihe unterhalb des ausgebogenen Randes (Abb. 13).

Mergentheim. 1. In der Oberen Au, am Alamannenweg (früher Krappenrainstraße genannt) konnte bei Ausgrabung zur Scheuer zu Haus Nr. 19 A (auf Parzelle 3567, Besitzer August Müller) im Mai 1937 Georg Müller (Mergentheim) Topfreste der Spätbronzezeit und einen würfel-

Digitized by Google

förmigen Reibstein (3½ × 2½ × 2½ cm) aus Kalkgestein (Hauptmuschelkalk) bergen. Es handelt sich um Reste eines größeren Topfes mit eingezogenem Hals und eingezogener Standfläche und um eine kleine schwarze Tasse mit breiter, trichterförmiger Mündung (Heimatmuseum Bad Mergentheim, Nachbildung im Keckenburgmuseum).

Von der Stelle der durch Grabung Kost und Müller 1935 festgestellten zwei spätbronzezeitlichen Rundhütten barg 1937 bei Straßenbaugrabung Georg Müller noch Reste eines schwarzbraunen glatten Ziertopfes von etwa 25 cm Mündungsdurchmesser (Abbildung des Scherbens siehe Abb. 14). Genau entsprechende Ziertopfreste entstammen der Sammlung Dr. Blind von der Hallstattsiedlung Elpersheim (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 51 und Anm. [46]). Sie beweisen die nahe Verwandtschaft der Tauberkulturen jener Zeit (Heimatmuseum Bad Mergentheim).

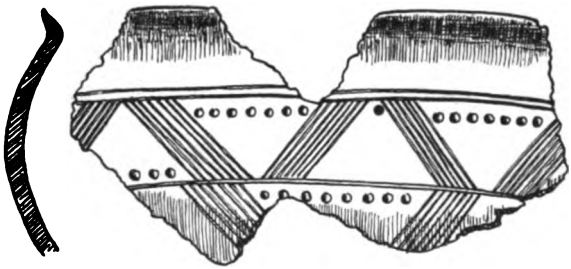


Abb. 14. Randbruchstück eines schwarzpolierten spätbronzezeitlichen Ziertopfes von Bad Mergentheim, Obere Au. ½ nat. Größe. (Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

2. Beim Bau des Hauses Marienstraße 38, Obere Au, wurden in der nordöstlichen Ecke spätbronzezeitliche Scherben gefunden und nach Beschreibung der Arbeiter offenbar auch eine Bronzesichel, die aber aus Unkenntnis mit dem Erdaushub abgeführt wurde und trotz Nachsuche nicht mehr aufzufinden war (Bericht Georg Müller, Mergentheim, 1937).

Kreis Öhringen

Möglingen. Aus einer Feuerstelle 1 km NO, auf dem rechtufrigen Prallhang des Kochers, konnte Hauptlehrer Kraft einige bronzezeitliche oder hallstattzeitliche Scherben der Altertümersammlung Stuttgart übermitteln.

Obersöllbach. In Flur Heufeld, 1 km W Obersöllbach, ackerte 1937 Bauer Ungerer (nach Mitteilung von Hauptlehrer Veitinger, Obersöllbach) die Klinge eines etwa zwei Handbreiten unterhalb des Griffs abgebrochenen Bronzeschwerts heraus. Das Klingenstück mit Spitze, noch 37½ cm lang, zeigt 20 cm oberhalb der Spitze seine größte Ausladung von 4 cm Breite gegenüber 3½ cm Breite an der oberen Bruchfläche; in 6 mm Abstand von den Rändern läuft eine Blutrinnenlinie, neben der gegen die Spitze zu eine zweite gleichlaufend gezogen ist. Der Querschnitt ist rautenförmig, mit Mittelgratkante. Die Fundstelle in gutem Ackerlehm ergab beim Absuchen durch den Berichterstatter keine weiteren Anhaltspunkte, dagegen Feuersteinwerkzeuge der Jungsteinzeit (siehe diese).

Digitized by Google

Ältere frühe Eisenzeit

(im Norden Frühe Großgermanenzeit, im Süden Hallstattzeit; 800—500 v. Ztr.)

Kreis Crailsheim

Jagstheim, Pfannenburg. Auf der Pfannenburg, 11 km östlich Jagstheim, einer umfangreichen zerstörten mittelalterlichen Burganlage, fand 1937 Oberpräzeptor Hoffmann (Crailsheim) mit Schülern der dortigen Oberschule vorgeschichtliche Scherben der späten Bronze- oder frühen Eisenzeit (Heimatmuseum Crailsheim). Die schon früher vermutete vorgeschichtliche Urbefestigung dieses mittelalterlichen Höhenkopfes kann damit als bewiesen angesehen werden.

Wallhausen. Im Wald Birkenschlag 2 km NW des Ortes liegen mehrere Grabhügel (siehe La-Tène-Zeit).

Kreis Gerabronn

Raboldshausen, Gemeinde Billingsbach. Vielleicht gehört die 1938 bei Baugrabung im Ort in 2 m Tiefe angetroffene Bestattung ebenfalls dieser Zeit und Kultur an (siehe Seite 156).

Riedbach. Im „Jungholz", 1 km WNW, im fürstlichen Wald, liegen drei Grabhügel, zwei davon mit Wassergraben im 18. oder 19. Jahrhundert eingefaßt und fraglich, einer dieser beiden von einer bartensteinischen Prinzessin einst als „Rosaruhe" zu einer kleinen, wasserumgebenen Anhöhe ausgebaut, der dritte Grabhügel am Waldrand, mit altem Anschnitt, Hügeldurchmesser 18 m (Erkundung Dr. Kost, 1937).

Kreis Hall

Michelfeld, Witzmannsweiler. 1. In Flur Wanne, 500 m SW Erlin, auf Höhe 379 ein Grabhügel (K. Schumm). — 2. Im Hofwald Eichelgehren, westlich Höhe 471,3, 1200 m östlich Witzmannsweiler, liegen zwei Grabhügel (K. Schumm).

Kreis Künzelsau

Aschhausen. 1. Bei den Angaben zu den drei Grabhügeln im Steinichwald („Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 96, Anm. [10]) ist zu streichen: „mit Brandurnen (Württembergisch Franken 1862, S. 106)"; das übrige ist zu belassen.

2. Auf dem Sargenbuckel ein Grabhügel nördlich des spätbronzezeitlichen (frühhallstättischen) Abschnittswalles. In der neuzeitlichen Chronikhandschrift von Dekan Schaupp im Schloß Aschhausen (Seite 66) sind von dort Skelette aus diesem Hügel angegeben. Auch befinden sich von einer früheren Ausgrabung durch den lothringischen Abbé Colbas Scherbenreste und einfache Bronzeringe (hallstättisch) in der Gräflich Zeppelinschen Sammlung im Schloß Aschhausen.

Künzelsau. 1. Im Häsleswald, 2 km SO Künzelsau, 150 m westlich von Punkt 381,3, ein bis jetzt nicht bekannt gewesener Grabhügel (Dr. Kost); dazu kommen die in die neue Karte 1 : 25 000, Blatt Künzelsau, auf Grund der Landesvermessung eingedruckten.

2. Über die spätbronzezeitlich-früheisenzeitliche Siedlung in der Au am Ort der Stadthalle (Haus der Heimattreue) siehe Bronzezeit.

Digitized by Google

3. Im Kochertal, 1 km NW Künzelsau, liegt die umfangreiche neuentdeckte frühmetallzeitliche Siedlung im Gelände des Wüwa-Flachswerks (siehe auch bei Abschnitt Bronzezeit). Die Untersuchung der durch die Baugrabung angeschnittenen Fundstellen durch den Ortsgruppenleiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Studienrat Vatter, Museumsleiter Kuchler (Künzelsau) und Dr. Kost (Schwäb. Hall) ergab folgendes: Neben einem kleinen Schaber aus Muschelkalk-Hornstein und Scherben spätbronzezeitlicher Art fanden sich auch Topfrandstücke mit hallstattzeitlichem und Früh-La-Tenè-Charakter (Abb. 15) in einem Siedlungsgelände von 120 m Länge und 60 m Breite. Am Südrand

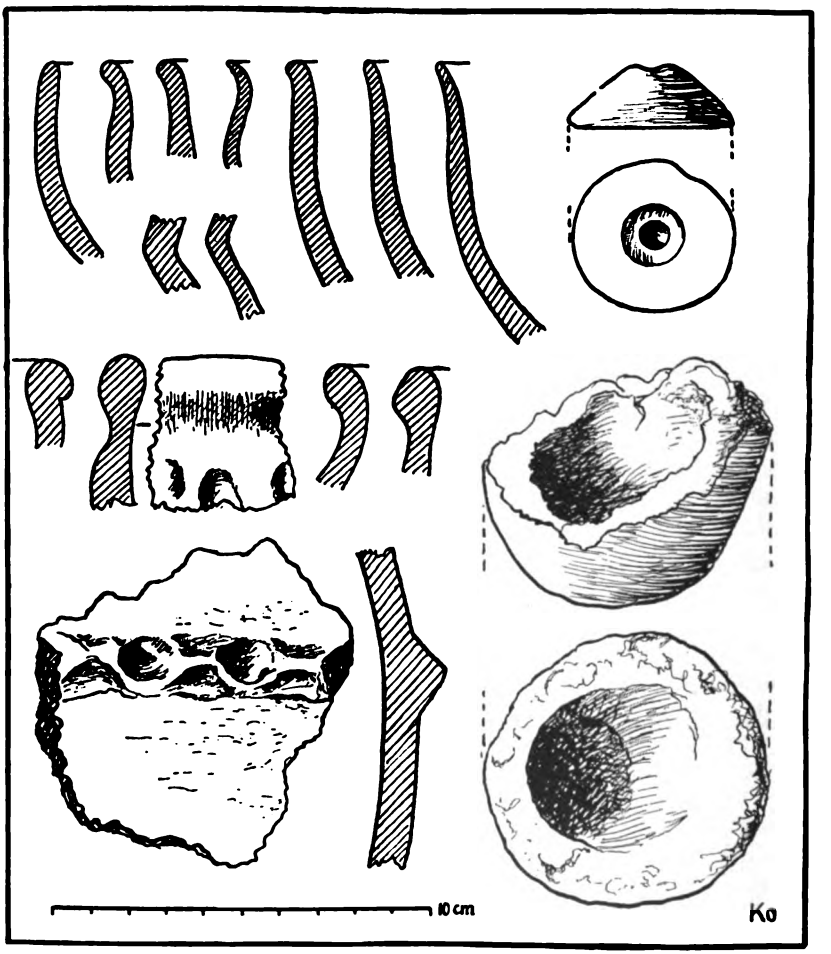
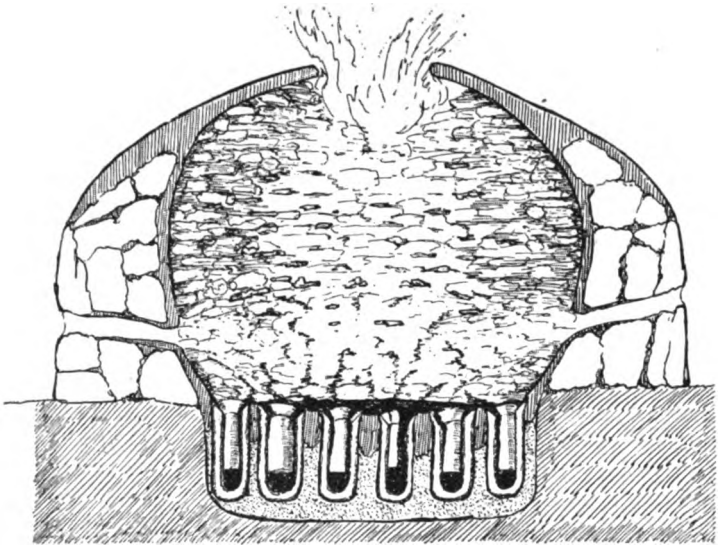


Abb. 15. Spätbronzezeitliche und keltische Siedlungsfunde vom Wüwa-Flachswerkgelände im Kochertal zwischen Künzelsau und Ingelfingen. Randstücke von Schalen und Töpfen, oben rechts ein Spinnwirtel, rechts Mitte und unten ein Bodenstück eines Eisenschmelztiegels aus gebranntem Ton (Heimatmuseum Künzelsau).

Digitized by Google



Eisenschmelzofen. Schematischer Durchschnitt.

Abb. 16. Wiedergabe eines Tiegelschmelzofens nach einer Wiederherstellungszeichnung von A. Schliz. Auf dem Grund des Ofens sind die tönernen Tiegel eingebettet zum Auffangen des geschmolzenen Eisenbreis. Nach beendigtem Schmelzverfahren werden die Tiegel zerschlagen und der darin gesammelte Eisenkern in Barren verschmiedet, deren Form in der keltischen Zeit an beiden Enden in einer langen Spitze ausläuft.

des jetzigen Fabrikgebäudes des Flachswerks konnten 2 m tief unter Schwemmbodenoberfläche stark holzkohlehaltige, verschwemmte Siedlungsstellen festgestellt werden, die zum Teil verschwommene Wandverputzreste enthielten. Dort fanden sich auch besonders glatte, am Rand leicht ausgeschweifte Scherbenrandstücke (Abb. 15, obere Reihe), auch Scherben mit starkem Knick, wie in der Spätbronzezeit und Hallstattzeit üblich, und ein dickwandiges Scherbenstück mit aufgesetzter plastischer, waagrecht umlaufender Fingereindruckleiste (Abb. 15, links unten); ein Pferdezahn und Rinderzähne zeugten von der Speisekarte dieser Siedlung.

Am Nordrand des großen Fabrikgebäudes fanden sich ferner in anderer Siedlungsschicht Reste vom Wildrind, ein Eckzahn vom Hirsch, je ein Unterkiefer einer Ziege und eines Rindes und ein Zahn vom Wildschwein. Von dort stammen ein flachkegelförmiger Spinnwirtel (siehe Abb.) und randverdickte Scherben mit eingezogenem Hals in La-Tène-Art (Abb. Mitte), wovon einer mit deutlicher künstlicher Rotfärbung auf der Außenseite.

Schließlich konnte kurz vor Abschluß der Baugrabungen ein Künzelsauer Heimatfreund, Herr Mühlenbauer Kuchler, noch an der Stelle des jetzigen Maschinenhauses, in dessen Nordostecke, neben Holzkohleresten und grober Scherben in 0,80 bis 1,20 m Tiefe auch die Reste zweier Schmelztiegel bergen (siehe Abb. 15 — größeres Stück — unten rechts). Von diesen einst etwa 15 cm hohen und 4 cm Hohlburchmesser aufweisenden dick-

Digitized by Google

wandigen Gußgefäßen aus rotgebranntem Lehm waren nur noch die Bodenstücke erhalten in ihrer durchschnittlichen Wandstärke von 1½ cm. Von der Form und Verwendung solcher Tiegel zur einstigen Erzschmelze, die an Ort und Stelle stattgefunden hat, gibt beigefügte Zeichnung des verstorbenen Vorgeschichtsforschers Schliz (Heilbronn) einen Begriff („Fundberichte aus Schwaben", 13. Jahrgang, 1905, S. 55). Hofrat Schliz hat in keltischen Bauern- und Wirtschaftshöfen des 4. Jahrhunderts v. Ztr. in der Heilbronner Gegend solche Schmelztiegel festgestellt; er konnte auf Grund ergrabener Eisenschmelzofen ihren Bau, das Schmelzverfahren und die in der Zeichnung vorgeführte Verwendung der Tiegel erschließen. Sie waren auf dem Grund des Schmelzofens zur Aufnahme des flüssig niedergeschmolzenen Erzes in ein Aschenbett und in Lehmverstrich eingetieft, mit den trichterförmig erweiterten offenen Mündungen nach oben. Ganz gleiche Tiegel sind neuerdings auch in einer frühhallstättischen Siedlung von Neckarwestheim zu Tage gekommen. Als Kenner äußert sich zu dem von Schliz skizzierten Schmelzverfahren Gewerbeoberlehrer H. Joseph Seitz (Lauingen) in freundlich erteilter Auskunft dahin, daß es sich hier kaum um eigentliche Erzschmelzöfen handeln könne, sondern um Öfen zur Veredelung von „Luppen", also um Zweit- oder Drittschmelze. Für die Erstschmelze wäre die Verwendung von Tiegeln eine zwecklose Arbeit gewesen, da der Gußstoff aus der ersten Hitze nicht schmiedbar ist. Dagegen ist die Tiegelgewinnung für weitere Schmelzgänge gut.

Stachenhausen. In der Zusammenstellung der Grabhügel in „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 96, Anm. [9], ist einzufügen bei Punkt C: 5 km SW Stachenhausen an der Hochstraße, etwa 50 Schritt östlich von dem Wegweiser an der Kreuzung der Straße von Belsenberg nach Stachenhausen und von Diebach nach Hermuthausen, hart an der Straße auf Acker, liegt ein Grabhügel, etwa 35 Schritt lang und breit, noch 4 Fuß tief. Schnitt-

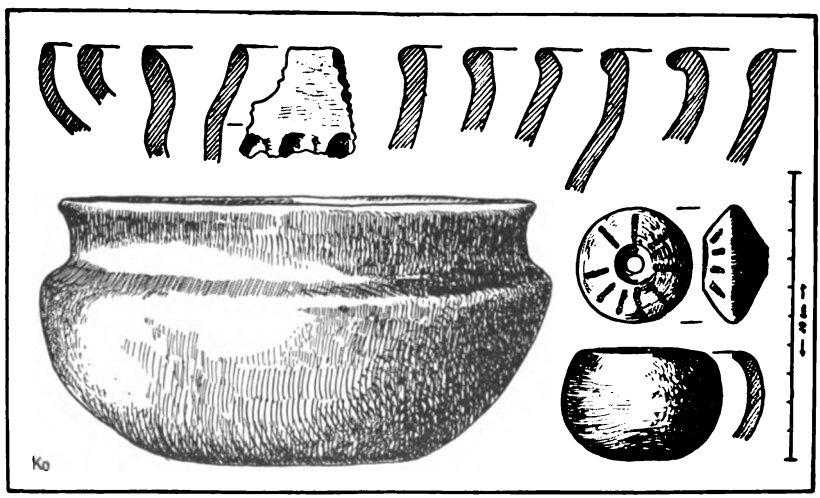


Abb. 17. Keltische Siedlungsfunde von Oberregenbach im Jagsttal. Topfrandstücke und Töpfe, rechts Mitte ein Spinnwirtel. (Heimatmuseum Gerabronn, Nachbildungen im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Digitized by Google

graben 1861, Urnen mit Brandbestattung (?). In einiger Entfernung davon westlich an der Kreuzstraße zwei Grabhügel; der eine, teilweise aufgegraben, enthielt Gefäßscherben und Asche (Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, 1862, S. 106/107).

Kreis Mergentheim

Freudenbach. Im Klosterwald, 700 m NNW des Ortes, ein Grabhügel, schon in früherer Zeit ausgegraben (Dr. Kost, 1937).

Mergentheim. Beim Kasernenneubau stellte 1934 Amtsgerichtsrat Schwabe (Hochheim) ein Brandgrab der ausgehenden Hallstattzeit (um 600 v. Ztr.) fest. Ein etwas abseits liegendes Skelettgrab zeigte keine Beigaben.

Weikersheim. Ecke Bahnhof- und Schillerstraße wurde 1936 beim Neubau der Kreissparkasse eine Schale von 15 cm Durchmesser mit kleiner Bodendelle geborgen (Heimatmuseum Mergentheim).

Jüngere frühe Eisenzeit

(im Norden Mittlere Großgermanenzeit, im Süden La-Tène-Zeit; 500 v. Ztr. bis Beginn der Zeitrechnung)

Kreis Crailsheim

Wallhausen. Nach Bittel, Die Kelten in Württemberg (1934, S. 14), liefen die in den Württembergischen Jahrbüchern 1838 mit einer Anzahl von La-Tène-Funden (La Tène B) genannten Grabhügel unter der Ortsbezeichnung „Wallhäuser Holz". Da dieser Waldname längst nicht mehr bekannt ist, konnten die im Schrifttum dort angegebenen Hügel bis jetzt örtlich nicht eingeordnet werden. Es dürfte kein Zweifel sein, daß es sich um die nicht mehr bekannt gewesenen Grabhügel handelt, die 2 km NW Wallhausen im Wald Birkenschlag unmittelbar an der Bahnlinie liegen (Dr. Kost, 1937).

Kreis Gerabronn

Bügenstegen, Gemeinde Gerabronn. Das kleine, goldene Knotenringchen im Besitz von Bauer Friedrich Strecker (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 102, Anm. [74]) wird hier abgebildet. Nach der Form und nach genauen Entsprechungen aus Bronze: zwei Ohrringchen aus Südfrankreich, 5./4. Jahrhundert v. Ztr. (im Staatlichen Vorgeschichtsmuseum Berlin), handelt es sich um ein keltisches Ohrringchen dieser Zeit (Abb. 18).

Oberregenbach, Gemeinde Langenburg. In unmittelbarer Nähe des Jagstlaufes konnte auf dem Hofgrundstück des Bauern Friedrich Bauer beim Erdaushub für eine Mistgrube im September 1937 Hauptlehrer Bort durch brüchige graue und rotbraune Scherben die Aufmerksamkeit auf diese Stelle lenken. Eine von der Leitung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken durch Georg Müller (Mergentheim), Studienrat Habold (Gerabronn) und Pfarrer Mürdel

Abb. 18. Goldenes Ohrringchen (Knotenringchen) keltischer Art aus der Umgegend von Gerabronn (Bügenstegen). Unten eine ausgewölbte keltische Kleinmünze der Vindeliker aus Weißgold, sogenanntes Regenbogenschüsselchen, von Seibotenberg bei Gerabronn.

Digitized by Google

(Unterregenbach) angesetzte Untersuchung brachte aus 1 m Tiefe eine Reihe aufschlußreicher vorgeschichtlicher, keltischer Funde zu Tage. In 3 m Abstand voneinander wurden aus den dunklen, holzkohlehaltigen Erdstellen zahlreiche Scherben geborgen (siehe Abb. 17): dickwandige braune, außen gerauhte, zum Teil auch geglättete schwarze und gelbbraune, einige mit Fingertupfeneindrücken als Verzierung, die Reste einer gelbbraunen, bauchigen kleinen Schale mit auswärts gewölbtem Rand und breiter Bodendelle (Heimatmuseum Gerabronn; Nachbildung im Keckenburgmuseum und in der Schule Oberregenbach). Ganz ähnliche Gefäße fand Schliz früher in keltischen Gehöften der Heilbronner Gegend (siehe „Fundberichte aus Schwaben" 14, 1905, Tafel I). Auffallend ist ein Kleingefäß, 5½ cm breit und 3½ cm hoch, ein winziges rotbraunes Schälchen mit stark eingebogenem Rand.

Unter den Funden ist auch nennenswert ein geschwärzter Spinnwirtel (siehe Abb. 17) mit strahlenförmig von der Durchbohrung ausgehenden Kerbreihen, und ein Mahlstein einer Handreibmühle für Getreidekörner.

Seibotenberg, Gemeinde Michelbach a. d. H. Im Besitz von Kaufmann Gottlieb Maurer (Gerabronn) befindet sich ein Regenbogenschüsselе aus Weißgold, 1,65 g schwer, ein vindelikisches Drittelstück (spätkeltische Münze). Die eingetiefte Vorderseite zeigt vier Punkte und eine Bogenlinie, die Wölbseite drei Randpunkte und eine kleine anschließende gebogene Linie (Abb. 18).

Kreis Hall

Umgebung von Schwäb. Hall. In Althaller Privatbesitz befinden sich in Fassung in einer Schmuckkette zwei aus der Umgebung von Hall stammende Keltenmünzen, deren genauer Fundort nicht bekannt ist. Die kleinere der Münzen (siehe Abb. 19) ist aus Silber und zeigt auf der einen Seite ein Menschenfigürchen und Punkte, auf der anderen eine Schleife in erhabener Prägung auf flacher Münze. Diese Münze gehört zu einer Reihe verwandter Silberprägungen, deren engeres Verbreitungsgebiet nach R. Paulsen in Württemberg liegt, in einem engeren Gebiet, in dem die Wohnsitze der von Caesar genannten Volcae zu suchen sind. Ein größerer Schatzfund mit weit über 100 Stück ähnlicher Münzen kam, in einem Tongefäß verwahrt, im Herbst 1936 in der keltischen Siedlung Manching bei Ingolstadt zum Vorschein, wo aber einzelne Streufunde völlig fehlen, so daß sie dort als landfremd anzunehmen sind.

Abb. 19. Zwei keltische Münzen aus der Gegend von Schwäb. Hall, die kleinere vom Stamm der Volcer (Volcae), aus Silber mit dem Figürchen eines Wagenlenkers (?), die größere eine weißgoldene Vollmünze der Vindeliker.

Die größere Münze ist ein vindelikischer Vollstater aus Weißgold aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr. (siehe Abb. 19). Diese Prägung ist in dem von den keltischen Vindelikern bewohnt gewesenen Gebiete südlich der Donau, dann im angrenzenden Württemberg, spärlicher im nördlichen Baden verbreitet; vereinzelt

Digitized by Google

finden sich Goldstücke dieser Prägung auch nördlich des Mains und in der Rheingegend, dann gelegentlich auch unter den Siedlungsfunden der keltischen Oppida (Volksburgen) im boischen Böhmen, so z. B. am Hradischt von Stradonice. Die weite Verbreitung dieser neben der boischen Goldprägung (siehe R. Paulsen, Die Münzprägungen der Boier; Leipzig und Wien, 1934) im Bereiche der Ostkelten wichtigsten Münzung in Gold in Vollstatern und Drittelstücken erklärt sich aus Handelsbeziehungen. Die Umwandlung des vindelikischen Gebietes in die römische Provinz Vindelikien bezeichnet wahrscheinlich das Ende dieser autonomen Prägung. Die Verbreitung der vindelikischen Weißgoldmünzen in Württembergisch Franken ist bereits in unserer Zeitschrift festgestellt und gewürdigt worden (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, „Württembergisch Franken" NF. 17/18, 1936, S. 62—64). Die abgebildete Münze ist auf einer Seite eingetieft, auf der anderen ausgewölbt (Regenbogenschüsselе). Die Wölbseite zeigt ein erhabenes, helmartiges Gebilde in der Mitte und halbmondartige aufgereihte Erhöhungen am Rande; die Hohlseite trägt erhaben ein halbmondähnliches Gebilde und große erhabene Punkte.

Weckrieden. Im Flachtal des oberen Wettbach, 1200 m östlich Weckrieden, in Flur „Flürle" und „Eichwiesen", 2600 m NO Hall, konnte Dr. Kost im Oktober 1936 durch Untersuchung von Erdaushub aus der Bachverbesserung des Reichsarbeitsdienstes 6/264 Komburg Reste einer keltischen Siedlung feststellen. Die Fundstelle, mehrere Platten dunkler Erde in über 1 m Tiefe unmittelbar am Bachlauf, ergab: Reste grobsandiger Gebrauchsgefäße, Reste von derben Töpfen verschiedener Größe mit verdickten Rändern, eingewölbte Ränder von Schalen, einen stark verdickten Rand mit Fingertupfenreihe dicht unmittelbar unter der Verdickung am Hals des Gefäßes, ein schwarzes Randstück mit Fingereindruckreihe auf der Topfmündung, Scherben mit flach eingetieften Parallellinien und Kammstrichscherben. Einer der Scherben von geringer Brennhärte zeigt Drehscheibenarbeit. Neben Knochenresten von Haustieren fanden sich auch einige kleine Eisenbruchstücke, darunter ein messerähnliches.

Bei Fortsetzung der Entwässerung in der südöstlich anstoßenden „Grundwiese" des Bauern Schierle kamen am Flachhang weitere dunkelerdige Siedlungsstellen in geringerer Tiefe zu Tage mit Resten großer Vorratsgefäße mit rauher Oberfläche und ein einfach senkrecht profiliertes Randstück eines solchen Rauhtopfes mit waagrechter Fingertupfenreihe 1 cm unterhalb des Mündungsrandes. Ferner ein sauber geformter Getreidemahlstein von der Gestalt eines länglichen Brotlaibs, 28 cm lang, 11 cm breit und 9 cm hoch.

Die Siedlung erstreckt sich unmittelbar östlich des Urwegs der „Nibelungenstraße", südöstlich Punkt 389,2, bis gegen die Straße Hall—Tüngental (Dr. Kost).

Zeit römischer Besetzung
(160—260 n. Ztr.)

Kreis Backnang

Murrhardt. Nordnordwestlich des Nordtors des Kastells in Bäckerei Motzer (Ecke Mittel- und Entengasse) wurden beim Umbau römische Mauerreste angegraben. Dabei fand sich eine römische Bilderschüssel, eine Reibschale aus römischem Porzellan mit Töpferstempel auf dem Boden und ein Lager verrosteter Eisensachen, dabei eine zweizinkige Heugabel.

Digitized by Google

Gailsbach, Gemeinde Mainhardt. Am römischen Grenzwall bei Gailsbach wurde 1936 ein eisernes Pilum (Rundeisen mit vierkantiger Spitze, 40 cm lang) gefunden (Keckenburgmuseum).

Mainhardt. Unmittelbar vor der Südmauer des Kastells konnte Dr. Kost im Aushub dortiger Baumsetzlöcher Reste eines grauen Salbtöpfchens und ein Ausgußstück einer Reibschale aus Terra sigillata finden (Keckenburgmuseum).

Kreis Neckarsulm

Jagsthausen. In dem altbekannten Gräberfeld wurde 1936 ein römisches Brandgrab aufgedeckt in 1,40 m Tiefe. Die Asche befand sich in einer Urne (28 cm hoch). Zwei einhenkelige Krüge bildeten die Beigabe (Schloßsammlung Jagsthausen).

Späte Großgermanische Zeit

(260—800 n. Ztr.)

Kreis Heilbronn

Böckingen. Im Juli 1937 wurden bei einer Baugrabung in der Römerstraße 320 m südlich des Kastells Reste einer germanischen Bestattung geborgen, denen als dem frühesten zusammenhängenden Fund der großgermanischen (alamannischen) Landnahmezeit in Württemberg besondere Bedeutung zukommt. Neben einem menschlichen Skelett von kräftigem Bau in 1,20 m Tiefe mit Richtung von NO (Kopf) nach SW wurden an gut erhaltenen Bronzegeräten geborgen: zwei

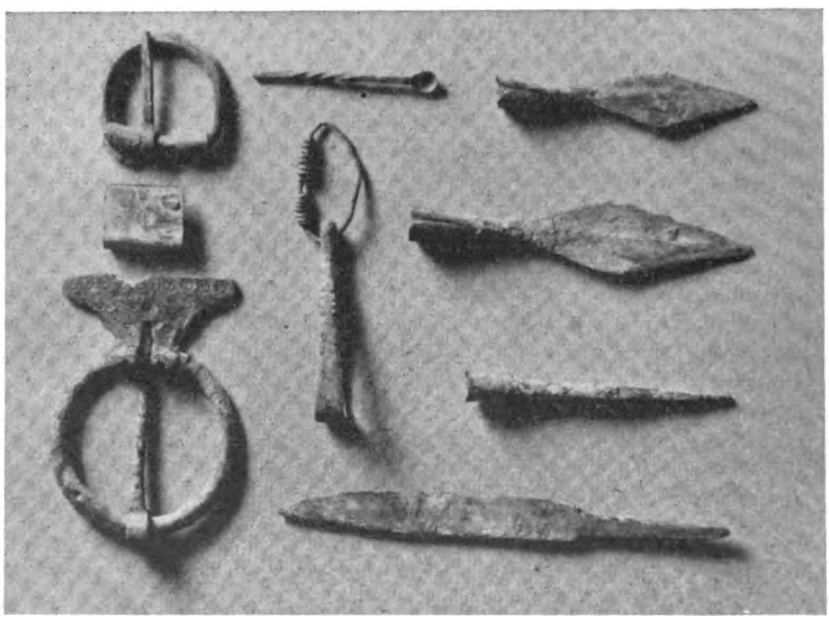


Abb. 20. Die frühesten zusammenhängenden altschwäbischen (frühalamannischen) Funde des Landes um Böckingen-Heilbronn; alle Gegenstände aus Bronze. Abb. etwas größer als 1/2 nat. Größe. (Schliz-Museum Heilbronn.)

Digitized by Google

flache blattförmige Pfeilspitzen und eine vierkantige mit gekerbtem Hals (6 und 8 cm lang) und geschlitzter Tülle, ein Messerchen mit 7 cm langer Klinge mit strichverziertem Rücken, ein zierliches Ohrlöffelchen mit gedrehtem vierkantigem Stiel, ein noch jetzt gut federndes Haarzängchen mit Kerbverzierung und mit Anhängedraht, der zum Teil umwickelt ist. Ferner zwei Schließen: eine Schnalle für den Ledergürtel, dessen Endzwingen auch dabei sind, und eine größere Mantelschließe, eine sogenannte Ringfibel mit schwalbenschwanzförmigem Fuß, der das bekannte Ziermuster des Zirkelschlags trägt; am Rand des Fußes dieser Fibel zieht sich je eine Linie eingeritzter schrägliegender Kreuzchen entlang (Malzeichen) (Abbildungen der Funde siehe Abb. 20).

Dieses Männergrab, dessen bedeutsame Reste ihren Verbleib im Schliz-Museum in Heilbronn gefunden haben, wird zeitlich um 300 angesetzt, also in die früheste Zeit alamannischer (altschwäbischer) Landnahme in unserer Heimat! Beachtenswert ist der Mangel an Eisen und die Bevorzugung der Bronze für Waffen und Werkzeuge dieser Germanen. Zu dem wichtigen Fund ist noch zu bemerken, daß ähnliche, aber eiserne Pfeilspitzen im römischen Kastell Osterburken gefunden worden sind; sie stammen wohl dort um 260 n. Ztr. von den germanischen Erstürmern dieses Kastells; ihre Spitzen sind nämlich durch Aufprall beim Schießen auf die Steinmauern verbogen (Meldung und Fundbergung W. Mattes, Heilbronn).

Kreis Künzelsau

Niedernhall. Außerhalb der Südostecke der Stadtummauerung, unmittelbar am Hang des Bahnhofgeländes über dessen Nordostböschung, in Flur Ziegelacker, am Neufelser Sträßchen, wurden durch die Baufirma Glenk (Künzelsau) bei der Baugrabung für das Haus Dietz unbeobachtet Reihengräber ausgehoben und angeschnitten; ein Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Hauptlehrer Trölsch (Niedernhall), wurde durch Glas- und Tonperlen aufmerksam, welche Kinder von Grabarbeitern in die Schule mitbrachten. Hauptlehrer Trölsch barg dann aus dem Aushub eines Frauengrabes folgende Funde (im Oktober 1937):

1. Eisernes Messer, mit Griff 12½ cm lang, Form wie das Messer von Holzgerlingen (bei Veeck, Alamannenwerk, Tafel 75 B 18).

2. Messerartigen Gegenstand in Scheide, welche, in Eisenoxydierung verkrustet, faserartige Schrägrillen wie von grobem Gewebe oder verziert gewesenem Leder aufweist: Kleinsax in dieser Scheide oder Schlag- oder Wetzeisen in Klingenform; zwei Bruchstücke, zusammen noch 11 cm lang. Der Eisenkern in der Scheide zeigt messerartigen Querschnitt.

3. Eine Gürtelschnalle mit halbrundem Beschläg (Abb. 21), Bronze, Breitenmaße etwa 6 × 4 cm. Drei Nägel auf dem Beschläg verteilt, oben ein Zickzackkranz in Kerbschnitt, durch die Mitte des Beschlägs von oben nach unten ebenfalls ein Kerbschnittzickzackband, die Randgegend im Halbrund mit Kerbschnittornament verziert, aus mäanderartig angeordneten, flachwinklig abgebogenen s-artigen Zierteilen zusammengesetzt. Ähnliche Kerbschnittechnik und motivische Art zeigen die bei Veeck, Tafel 22 B 3, abgebildeten Fünfknopffibeln von Anhausen (Kreis Heidenheim), die auf Mitte bis Ende des 6. Jahrhunderts zu datieren sein dürften. Eine weitgehende Parallele zu der Gürtelschnalle bildet

Digitized by Google

diejenige von Kocherstetten (Kreis Künzelsau) (abgebildet bei Veeck, Alamannenwerk, Tafel 54,6), nur daß das Kocherstettener Stück einen entwickelteren und kunstreicheren Eindruck macht. Das Kocherstettener Stück zeigt in der Mitte ein Gesicht, das beim Niedernhaller Stück fehlt. Eine weitere Parallele zu beiden hier genannten Stücken bildet auch die ähnlich rund geformte Gürtelschnalle von Egesheim (Veeck, Tafel R 6). Nach Veeck finden sich Parallelen zu diesen Stücken „verhältnismäßig häufig in fränkischen Gräbern der Rheinlande, Frankreichs und Belgiens" (Veeck, S. 67). Eisenschnallen mit rundem Beschläg kommen auch im alamannischen Gebiet vor (Veeck, Tafel 55 A, 10—13). Der Zeit nach dürfte das Niedernhaller Stück in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts gehören.

Abb. 21. Frühfränkische bronzene Zierschnalle von einer Reihengrabbestattung in Niedernhall. $^2/_3$ nat. Größe. (Heimatmuseum Künzelsau.)

4. 67 Ton- und Glasperlen fast durchweg einfacher Art, in den üblichen Farben; mehrfarbige Perlen sind darunter selten.

Eine gemeinsame Untersuchung der Baugrube durch Hauptlehrer Trölsch und Dr. Kost (Schwäbisch Hall, Historischer Verein für Württembergisch Franken) Anfang November 1937 ergab die Feststellung zweier weiterer, schon durch die Baugrabung stark gestörter Reihengräber, bei denen aber keinerlei Beifunde, außer einer leichten Eisenspur, mehr feststellbar waren.

Das eine Grab lag 1,50 m südwestlich von dem bereits durch die Bauarbeiter ausgehoben gewesenen Hauptfundgrab (siehe oben die Funde des Hauptfundgrabes). Skelettreste ohne feststellbare Beigaben.

Das dritte Grab lag wieder 1,50 m südwestlich des zweiten und barg in 50 cm Tiefe und in 1,10 m Tiefe je eine Bestattung, nach den Skelettresten im unteren Grab ein jüngerer, im oberen ein erwachsener Mensch. Keine Beigaben feststellbar, leichte Eisenspur im oberen Grab.

Orientierung aller Gräber etwa Ost-West. Die Gräber liegen in starkem Hanggeröll, das eine Untersuchung der sowieso gestörten Gräber sehr erschwert hat. Die Untersuchung eilte sehr, da bereits an den Anschnitten der Gräber betoniert wurde. Die Funde wurden dem Heimatmuseum Künzelsau überlassen.

Rüblingen. An der Straße Döttingen—Kupferzell, 60 m nördlich davon, in der Klinge 0,5 km südlich Rüblingen stieß man in 40 cm Tiefe im Frühjahr 1938 auf drei Skelette ohne Beigaben; sie hatten westöstliche und ostwestliche Richtung.

Digitized by Google

Kreis Mergentheim

Althausen. Beim Ziehen eines Wasserleitungsgrabens vom alten Schulhaus zum Neubau stieß man auf dem Gelände zwischen Kirche und Schule in etwa 1,20 m Tiefe auf mehrere Gräber. Auf die Nachricht hiervon begab ich mich alsbald dorthin und stellte fest, daß fünf Gräber in je etwa 3 m Abstand voneinander angeschnitten sind. Die Gräber sind durchweg in gleicher Richtung angelegt, Blicklage nach Osten. Zwei Gräber deckte ich sorgfältig auf. Bei dem einen Grab, einem Kindergrab, waren keine Beigaben zu finden. Das andere Grab, das eines älteren Mannes, enthielt ein Stück einer eisernen Schnalle, auf dem rechten Beckenknochen gelegen, und Stücke eines eisernen Messers mit Holzscheidereste, auf der linken Körperseite gelegen; ein Stück dieses Messers wurde schon vor meiner Ankunft ausgegraben und ging verloren. Zwei weitere Gräber wurden, soweit das ohne Schwierigkeit und Kosten ging, wenigstens teilweise näher untersucht, aber ohne Beigaben zu finden.

Der Boden dort ist durchweg sehr steinig, was wohl den schlechten Erhaltungszustand der Beigaben des Reihengräberfeldes verursachte. Wie bei dem früher ausgehobenen Grab (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 87) in der Nähe wurden zahlreiche, nicht näher bestimmbare Holzspuren gefunden. Aus den Fundstücken ist nicht festzustellen, ob es sich um ein alamannisches oder fränkisches Gräberfeld handelt. Wenn Geldmittel zur Verfügung ständen, wäre durch weitere Grabung wohl leicht Aufklärung zu schaffen. (Georg Müller, Ortsgruppe Mergentheim.)

Edelfingen. Am nördlichen Ortsausgang in der Nähe des jetzigen Friedhofs stieß beim Auswerfen eines Wasserleitungsgrabens im Frühjahr 1938 Gärtner R. Ulshöfer neben seinem Grundstück, südlich Parzelle 3386, am Nordrand des Feldwegs Nr. 21 auf Knochen und Eisenreste. Eine sofortige Untersuchung der Stelle durch den Mergentheimer Ortsgruppenleiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Obersekretär Georg Müller, stellte in 2 m Tiefe die Reste eines Skeletts mit Blicklage nach Osten fest. Als Funde waren schon geborgen ein einschneidiger Kurzsax (Klinge 28 cm lang, 4 cm breit, Griff noch 7½ cm lang, mit Holzspuren); der Sax hatte angeblich an der rechten Seite der Bestattung gelegen; ferner eine eiserne Lanzenspitze, weidenblattförmig, mit Tülle 30 cm lang. Die weitere Untersuchung erbrachte noch auf der rechten Körperseite ein kleines, eckig-o-förmiges Bronzeblechbeschlägstück mit zwei kleinen Nieten, ein eisernes Gürtelschloß mit silberplattierter, mit drei Bronzenägeln beschlagener Rundplatte (fränkisch) von 6 cm Durchmesser mit eisernem Bügel und Dorn; auch fand sich ein weiteres ähnliches Stück ohne Bügel und Dorn. Gärtner R. Ulshöfer hatte schon früher in etwa 25 m Entfernung von diesem Fundort auf seiner angrenzenden Parzelle Nr. 3389 beim Baumsetzen ein anderes Skelett mit Blicklage nach Osten angetroffen mit (jetzt verschollener) Schwertbeigabe.

Nach Oberamtsbeschreibung, Seite 313, und Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, 1856, Seite 134, ist auf dieser Parzelle (3389) schon damals ein fränkisches Grab mit Beigaben gefunden worden. Die bis jetzt bekannten Funde weisen den Edelfinger Reihengräberfriedhof in das 7. Jahrhundert n. Ztr. (Berichterstatter Georg Müller, Mergentheim; Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

Digitized by Google

Abb. 22. Doppelkegelförmiger Topf mit gerädelten Punktreihen; Beigabe eines Reihengrabes im frühfränkischen Gräberfeld der Oberen Au in Bad Mergentheim. ⅓ nat. Größe. (Heimatmuseum Bad Mergentheim, Nachbildung im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Mergentheim. In der Oberen Au, am Alamannenweg (früher Krappenrainstraße genannt), beim Aushub der Baugrube für die Scheuer zu Haus Nr. 19 A (auf Parzelle 3567, Besitzer August Müller) fanden sich am nördlichen Rand der Baugrube drei Reihengräber etwa in einer Linie Kopf an Fuß liegend. Nur bei einem wurden Beigaben gefunden: ein doppelkonischer fränkischer Topf mit gerädeltem waagrechtem Punktreihenmuster (Abb. 22) und einige farbige Glas- und Tonperlen. Die Fundstelle ist insofern von Bedeutung, als damit die Ausdehnung des fränkischen Gräberfeldes von Nord nach Süd bis jetzt mit 120 m feststeht. Die südlichste Fundstelle liegt beim Neubau Merz (Maurus-Weber-Straße); sie enthielt die bronzene Fünfknopffibel, die Rippentopfreste und einen weiteren Topf (siehe „Württembergisch Franken" NF. 17/18, S. 80 und 106, Anm. [13]; sämtliche genannten Funde befinden sich im Heimatmuseum Bad Mergentheim). — Bei weiterem Bodenaushub von der Maurus-Weber-Straße an ihrer Einmündung in den Alamannenweg kamen in 1,5 m Tiefe stark angebrannte Knochenreste, Stücke eines angebrannten Beinkammes, eine eiserne Riemenzunge mit Silberplattierung und ein Stück blasig verkohlter, unbestimmbarer Masse zum Vorschein. In der nördlichen Wand sind drei Gräber leicht angeschnitten (Georg Müller, Mergentheim).

Frühmittelalter

(ab 800 n. Ztr.)

Kreis Gerabronn

Niederstetten. Auf der Markung fand 1937 Bauer Schietinger von Wermutshausen eine langgeflügelte große, flache eiserne Pfeilspitze (Abb. 23). Sie erinnert in der Form an Pfeilspitzen aus dem alamannischen Reihengräberfriedhof von Holzgerlingen (Kreis Böblingen) aus der späten Großgermanenzeit (siehe Abbildung der Holzgerlinger Funde in „Fundberichte aus Schwaben" NF. III, Abb. 80 Nr. 15, 16, 20, 21; entsprechende Pfeilspitzen auch aus Hailfingen, ebenda, NF. V, S. 121, und Tannheim, ebenda NF. IX, Tafel XL Abb. 3; zu vergleichen auch die ähnliche Lanzenspitze eines wandalischen Kriegers der Großgermanischen Zeit [3. Jahrhundert n. Ztr.] aus dem Kreis Glogau in Schlesien, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1937, Heft 10/11). Ganz in Form und Größe entsprechende eiserne Pfeilspitzen weist K. Grimbach (Tafeln zur Entwicklungsgeschichte der Schutz- und Trutzwaffen in Europa, 1894, Tafel I Nr. 45 und 46) dem 8. bis 10. Jahrhundert zu; solche Formen scheinen aber auch noch in den darauffolgenden Jahrhunderten benützt gewesen zu sein.

Digitized by Google

Kreis Künzelsau

Dörrenzimmern. Anfang November 1935 stieß Bauer Bürkert vor seiner Scheune 20 m nördlich der Kirche beim Graben für eine Betonmiste auf eine Steinplatte. Die Untersuchung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ergab ein aus 6 cm dicken Sandsteinplatten erstelltes Steinplattengrab von 50 cm Tiefe, 50 cm Breite und 1,20 m Länge, mit Deckel 0,50 × 1,20 m aus einem Stück abgedeckt, Boden ebenso. Seitenwandplatten ebenfalls aus ganzen Platten. Alle Platten durch Parallelbehau geglättet.

Darin ein Kinderskelett, ohne Beigaben, zerfallen, aber in seinen Teilen erkennbar, Kopf am besten erhalten, in Längsrichtung der Steinkiste West-Ost (Kopf im Westen, Gesicht nach Osten). Geringe, aber deutlich erkennbare Reste eines Holzsarges unmittelbar am Skelett. Knabe, etwa 10jährig. Der Kopf ist geborgen worden, das andere wieder zugeschüttet (Dr. Kost).

Ingelfingen. Im Sommer 1937 stieß in der Mariannenvorstadt beim Ausschachten Schlossermeister Hermann auf Parzelle 621 in 1,50 m Tiefe auf einen bretter- und reisigbedeckten Übergang über ein Altwasser und dabei auf einen frühmittelalterlichen grauen Tonkrug. Der Krug ist in Drehscheibenarbeit gefertigt, zeigt leicht ausladende Randlippe und eine waagrechte runde, in sich eingewölbte Auswulstung in Fingerbreite unter dem Rand. Der Henkel hat gleichfalls aufgewulstete Ränder.

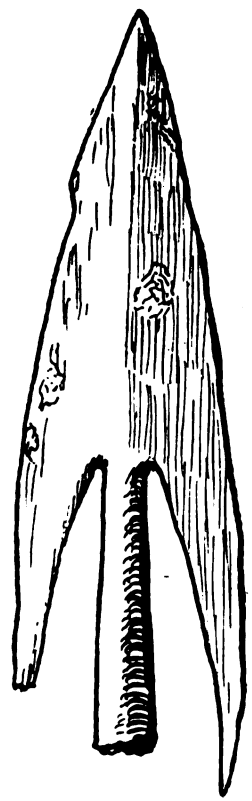
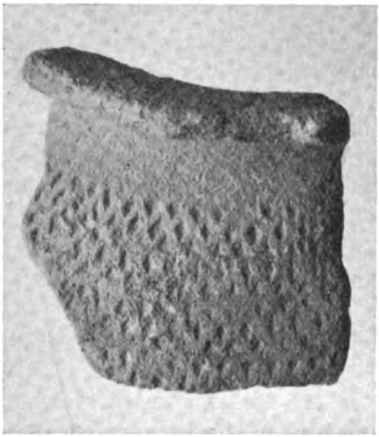


Abb. 23. Eiserne Pfeilspitze (Armbrustbolzenspitze?) des Frühmittelalters aus der Gegend von Niederstetten; nat. Größe.

Kreis Öhringen

Neuhütten. Im Frühjahr 1938 fand Hermann Sinn beim Feldbestellen im Gemeindewald halbwegs zwischen Neuhütten und Finsterrot links vom Feldweg im frisch gerodeten Ackerland einen Randscherben aus weißgelbem, feinsandigem Ton. Der Topf hatte kugelige Bauchwölbung und verjüngte sich gleichmäßig zum unmittelbar unter dem Topfrand eingebuchteten Hals. Der Rand ist waagrecht ausgebogen und an der Mündung ebengestrichen. In Daumenbreite unterhalb des Randes beginnt die in waagrecht laufenden Parallelereihen von Dreieckspunkten durch Rädchen eingedrückte Verzierung (siehe Abb. 24; Heckenburgmuseum). Fachmännische Untersuchung (Groschopf) ergab ehemaligen Wulstaufbau der Wandung; der Topf war also ursprünglich nicht auf der Scheibe gedreht, sondern in uralter Art von Hand aufgebaut, dann nachgedreht oder nachgeglättet. Diese Technik, die Randscherbenform und die Verzierung stehen der Reihen-

Digitized by Google



gräberzeit nahe und datieren den Scherben spätestens um die Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts. Dem Fund nach wäre also bereits in dieser Zeit mit teilweiser frühdeutsch-fränkischer Rodung oder Besiedlung der Stubensandsteinhochfläche um Neuhütten (Waldenburger Bergland) zu rechnen (Dr. Kost).

Abb. 24. Topfrandstück des 8. bis 9. Jahrhunderts aus frühmittelalterlichem Rodungsgebiet um Neuhütten (Kreis Öhringen) im Waldenburger Bergland. $^2/_3$ nat. Größe. (Schulsammlung Neuhütten.)

Buchbesprechungen

Gesamtübersicht über die Bestände der staatlichen Archive Württembergs in planmäßiger Einteilung. Bearbeitet von Dr. Karl Otto Müller, Regierungsrat am Staatsarchiv in Stuttgart. Heft 2 der Veröffentlichungen der Württembergischen Archivverwaltung. Kohlhammer, Stuttgart. 193 Seiten.

Zu den mit ungeteilter Freude begrüßten historischen Veröffentlichungen des letzten Jahres gehört die vorliegende Gesamtübersicht. In zahlreichen Besprechungen über diese Veröffentlichung wurde der Fleiß und das besondere Geschick des Bearbeiters in der Anordnung des schwierigen Stoffes von berufenen Männern hervorgehoben. Wir sind besonders darüber beglückt, daß dadurch Möglichkeiten gegeben sind, uns über die Bestände der staatlichen Archive zu unterrichten, ohne erst lange Anfragen machen zu müssen. Es wird kein ernsthafter Heimatforscher unseres Gebietes ohne die Hinweise dieses Buches arbeiten können und dankbar der Vorarbeit des Bearbeiters gedenken.

K. Schumm.

Schöll, Hans Christoph, **Die drei Ewigen.** Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 170 Seiten, 18 Abbildungen. Kartoniert 4,50 *RM.*

Was hier vom Verfasser verfochten wird, ist nichts Geringeres als die Behauptung dreier bis jetzt von der Forschung nicht gekannter oder jedenfalls nicht klar erkannter Göttinnen der altgermanischen Zeit! In den drei heiligen Frauen der mittelalterlichen christlichen Kirche namens Einbet, Warbet und Wilbet will er sie erkennen als ehemalige Mondgöttin, Sonnengöttin und Erdmuttergöttin in alter Dreiheit. Dabei glaubt er u. a. in den Steindenkmälern der drei Matronen der römischen Zeit die Hauben der beiden äußeren Frauen als Sonne- und Mondsymbole ansehen zu dürfen; es sind dies aber einfach die Hauben der verheirateten Frau, wofür bürgerliche Grabdenkmäler des Rheinlandes aus der Römerzeit genaue Beweise geben, und die mittlere Gestalt ohne Haube ist eben als Jungfrau unter den dreien gekennzeichnet. Der Verfasser hat sich für seine Aufstellungen sonst den Beweis nicht leicht gemacht und zahlreichen, auf jahrelanger Such- und Wertungsarbeit beruhenden Belegstoff für seine Deutung beizubringen versucht. Die einschlägige Forschung wird sich noch im einzelnen mit diesen neuen Deutungen und Ansichten auseinanderzusetzen haben. So klar und eindeutig, wie Schöll diese drei „Göttinnen" in der von ihm gesehenen Art herausstellt,

Digitized by Google

dürften sie doch nicht sein. Hier ist eine besonders verworrene und vielseitige Frage angeschnitten durch Schölls sehr anregendes und inhaltsreiches Buch, und manches dürfte sich bei genauem Zusehen noch anders herausstellen. Der Verfasser des Buches glaubt zwei Anschauungskreise über die drei Figuren unterscheiden zu können: den Kreis der Schicksalsmächte, die über Geburt, Leben und Tod des Menschen verfügen, und den Mythus der dreifachen weiblichen Erd-Mond-Sonnengottheit. Es werden dies aber nicht die einzigen Herkunftsgruppen der verwickelten Dreifrauengestalten des deutschen Mittelalters im alamannisch-fränkisch-bayerischen Gebiet sein. Auf diese Gestalten scheint, bei Schöll nicht untersucht, im Mittelalter erneut die Antike eingewirkt zu haben mit allen möglichen Kultgestalten. Auch ist Verdreifachung einer wohl vorchristlichen Figur wie der Bercht-Holle in Betracht zu ziehen als entstehungsgeschichtlich zugehörig, oder Abspaltung von Einzelgestalten von bereits bekannten germanischen Göttinnen, während der Verfasser seine drei Frauen als selbständige, bisher unbekannt gewesene Göttinnen germanischen Bauernglaubens nachweisen will. Weiterhin dürfte bei diesen Gestalten die Grundlage der drei weiblichen Schicksalsmächte germanischer oder sogar indogermanischer Herkunft viel stärker sein, als Schölls Buch dies annehmen will. Der Aufsatz über die drei Schicksalsfrauen in unserem Jahrbuch (S. 27 f.) soll einige Andeutungen dazu geben und auch sonst noch auf Möglichkeiten hinweisen. Am anfechtbarsten in Schölls reichhaltigen Ausführungen ist ein Teil seiner sprachlichen Herleitungen, mit denen er z. B. die Mondgöttin belegen will, und ein Teil der Flurnamen, die auf die „Göttinnen" gehen sollen, wenn auch anzuerkennen ist, daß er mit einer Anzahl von Belegen neben Unwahrscheinlichem auch Wahrscheinliches beigebracht hat. Ambach, Amberg, Einborn, Einsiedeln sprachlich mit der Einbet in Beziehung zu bringen, dürfte abwegig sein, ebenso manche seiner wiel-Fluren. Auch geht es nicht an, mit dem Namensbestandteil „Bet", den man doch am einfachsten an althochdeutsch „badu" Kampf anschließen möchte, die Orte Bitzfeld, Büttelbronn, Pittersberg und zahlreiche -bad in Beziehung zu bringen. Was er in der Laufener Landschaft an „kultischen" Namen aufweisen will, erklärt die Flurnamenforschung einfacher und gesicherter anders: Kalb hat sicherlich nichts mit der von Schöll als „Helferin" gedeuteten „kalp" zu tun, sondern kommt in Wirklichkeit von kalo, genetiv kalwes, kahle Stelle. In Betracht zu ziehen könnte für das Wort „Kalp", das nach Schöll für die drei Nothelferinnen gebraucht wird, dabei der Begriff des „Schwellens" sein (Fruchtbringen, gebären, aus indogermanischer Wurzel gel; vgl. Flurname Gallen); zu diesem Begriff stellt sich die in Frankreich entsprechende Helferinnengestalt der Abundia. Unter den von Schöll genannten Flurnamen dürften auch Heide, Fronberg, Bodenwiesen, Wetterkreuz sich natürlicher, anders wie als Kultorte erklären. Der Verfasser glaubt bei Laufen a. N. auf Grund dieser von ihm als kultisch angesehenen Namen, daß dort Verehrung der mütterlichen Dreifaltigkeit gewesen sei, und zwar auf Grund der Flurlage an altem, urzeitlichem Neckarlauf (frühere Flußschleife) in einer Zeit, innerhalb welcher der Neckar seinen Lauf diesen Punkten entlang genommen habe. Dies dürfte ausgeschlossen sein, da solche geologisch-landschaftliche Veränderungen doch in weit vormenschliche Zeiten zurückreichen dürften! Anregend, aber auch fraglich sind des Verfassers Ausführungen über den Begriff des Wortes „Kar" und den seiner Ansicht nach germanisch begründeten Grabgruft-Kult, den er z. B. in Öhringen am Grab der verstorbenen Gräfin Adelheid zu erkennen glaubt.

Manches, was der Verfasser angeschnitten hat in seinem Buch, wird noch seine Berichtigung finden müssen, manches aber auch seine Frucht tragen, wie es die aufgewandte Mühe auch verdient hätte. E. Kost.

Brünner, Karl, **Die Karsthohlformen des württembergischen Unterlandes.** Heft 56/57 der Stuttgarter Geographischen Studien, Reihe A. Herausgegeben von Professor Dr. Wunderlich. Verlag Fleischhauer & Spohn, Stuttgart. 1937. 6 *RM.*

Nachdem vor einigen Jahren Fräulein Dr. Friese die Karstgebiete der Schwäbischen Alb untersucht hatte, wurde Herr Dr. Brünner mit der entsprechenden systematischen Bearbeitung des württembergischen Unterlandes beauftragt. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit versteht unter Karsthohlformen die oberflächlich geschlossenen Wannen und Trichter und die dazwischenliegenden Übergangsformen. Talbildungen und Höhlen berücksichtigt er nur, soweit sie mit diesen Formen in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Digitized by Google

Brünner unterscheidet Abbruchstrichter, die mit echten Karsthohlformen nichts gemein haben, weil sie über Gesteinsklüften und Schächten eingefallen sind, und echte Karsttrichter: Erosionstrichter, die durch Ausnagen des Kalkgesteins entstanden sind, und Einsturztrichter, die über Höhlenbildung eingebrochen sind. Zu einer stärkeren Trichterbildung kann es also nur kommen, wenn viel Wasser zur Verfügung steht, z. B. da, wo wassersammelnde undurchlässige Schichten über den Muschelkalk auskeilen. Daher findet man sie an der inneren und äußeren Grenze der Lettenkohle gegen den Muschelkalk; insbesondere scharen sie sich in Anlehnung an das Flußnetz in Höhenrandlage und um das obere Ende eines Trockentales. Die Wannen bevorzugen als ältere, reife Formen die Gebiete des unbedeckten Muschelkalks. Der Gipskeuper beherbergt in der Regel nur Kleinwannen. Auch sie sind echte Karsthohlformen.

Auf einer der beigegebenen Kartenskizzen, der des Kocher—Jagst-Gäus, ziehen sich die Karstfelder, Gebiete, in denen sich die Hohlformen häufen, als unterbrochene Bänder den rechten und linken Höhenrandlagen des Kochers entlang. Besonders stark ist die Verkarstung bei Sindringen, wo Kocher und Jagst sich am meisten nähern. Die genaue Lage und Formengebung sind im regionalen Teil der Arbeit eingehend beschrieben. Verkarstungsgebiete sind demnach die hochgelegenen Gäuflächen, weil hier der Sog, d. h. die Kraft, mit der Oberflächen- und Karstwasser in die Tiefe gezogen werden, am stärksten ist. Die Großtektonik, sagt Brünner, schafft die günstigen Bedingungen für die Einwirkung des Sogs; in der Kleintektonik bilden sich bei Brüchen und Flexuren Spalten und Risse, auf denen das Wasser leicht in die Tiefe gelangen und das Gestein zerstören kann. Meist sind die Hohlformen an den höheren Flügel der Verwerfungslinien gebunden. Schließlich ergibt sich die Häufung der Karsthohlformen da, wo das Gestein, der vom Flußnetz her ausgeübte Sog und die Tektonik zusammenwirken.

Leider glaubt der Verfasser, sich an die Unterlagen der topographischen Spezialkarten 1 : 25 000 halten zu müssen, obwohl die Kartenskizzen 1 : 100 000 und der regionale Teil zeigen, daß zur genauen Angabe der Lage der Formen die Karte 1 : 100 000 genügt. Da nun wegen seitherigen Fehlens der Karten 1 : 25 000 das ganze Jagst- und Taubergebiet nicht aufgenommen ist, ist die Arbeit keineswegs abgeschlossen. Die statistische Auswertung der Zahl und Dichte der Karsthohlformen im Vergleich mit der der Schwäbischen Alb kann deshalb nicht ganz befriedigen.

Es fragt sich, ob bei einer systematischen Untersuchung der Einschwemmungen in den Hohlformen sich nicht vorgeschichtliche Funde ergeben, die im Zusammenhang mit der Terrassenbildung in den Tälern die Altersbestimmung ermöglichen. Otto Weller.

Kling, Dr. Hans, **Der Einfluß des Weinbaues auf die Bauernhausformen in den heutigen ländlichen württembergischen Weinbaugemeinden des mittleren und unteren Neckartals.** Eine siedlungsgeographische Untersuchung. Heft 58/59 der Stuttgarter Geographischen Studien, Reihe A. Verlag Fleischhauer & Spohn, Stuttgart. 1937.

Die grundlegende Studie befaßt sich mit den vom Weinbau beeinflußten Hausformen in den verschiedenen Landschaftsstufen, die der Neckar im Gau Württemberg durchfließt: Lias, Keuper, Muschelkalk. An der Arbeit dürfte nicht nur der Geograph, sondern auch der Architekt, der Volkskundler und der Geschichtler, Heimatforscher und Heimatfreund interessiert sein. Dr. Kling teilt die Bauernhausformen im Weinbaugebiet in 5 Typen ein: 1. Das reine Weinbauernhaus, mehrstöckig, steiler Giebel, obere Stockwerke vorkragend, städtisches Aussehen, von mehreren Familien bewohnt, Keller im Haus selbst. 2. Das mitteldeutsche Kleinbauernhaus und seine Übergangsform zum Weinbauernhaus, Einheitshaus (Stall, Scheune mit Wohnung im 1. Stock unter einem Dach), Rundbogenkellertüre meistens an der Traufseite weist auf den Einfluß des Weinbaues. 3. Das Weinbauer-Seldnerhaus mit Eingang auf der Traufseite, Kellerhals als Vorbau daneben, Wohnung im Erdgeschoß über einige Stufen erreichbar. 4. Die „fränkische Hofanlage", sonst heute richtiger mitteldeutsches Gehöft genannt, mit Rundbogeneinfahrt in den Hof, Wirtschaftsgebäude umschließen den Hof, Scheune quer zum Wohnhaus, dem Wohnhaus gegenüber Nebengebäude, Kellereingang an der Traufseite im Hof. 5. Die unregelmäßige Hofanlage, Anordnung ähnlich der der mitteldeutschen Gehöftanlage, Kellereingang teilweise im Wohnhaus an der Traufseite; zum Teil ist auch die Scheune unterkellert.

Digitized by Google

Weingärtnerhaus mit vorgebautem Kellereingang in Künzelsau. Im Hintergrund Weinberge mit den kennzeichnenden Steinriegeln.

Weingärtnerhaus in Künzelsau mit äußerem Kellereingang.
(Aufnahmen Georg Breyer.)

In unser württembergisch-fränkisches Gebiet tritt Klings Untersuchung ungefähr bei der Einmündung der Murr in den Neckar ein. Freilich treten besondere Unterschiede hinsichtlich der Stammesart nicht hervor. Die geschichtliche Entwicklung des Großteils des unteren Neckargebietes und teilweise des Weinbaugebietes rechts des Neckars ist seit manchem Jahrhundert eng mit der Geschichte der württembergischen Grafschaft und des Herzogtums verknüpft. Stammesunterschiede haben sich hier begreiflicherweise gemildert oder sind verwischt. Dies kann auch für die Bauern- und Weingärtnerhausformen geltend gemacht werden. Für das Gebiet des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (Württembergisch Franken rechts des Neckars) sei hier ergänzend das Entsprechende angedeutet. Der Weinbau beschränkt sich in Württembergisch Franken in der Hauptsache auf die Täler der Sulm, des Kochers, der Jagst, der Tauber und deren Zuflüsse aus den im Süden des Gebietes aufsteigenden Keuperbergen. Die Grenzorte sind heute Löwenstein, Geb-

Weingärtnerhaus in Markelsheim (Kreis Mergentheim). Winkelhof mit seitlichem Kellereingang.

Digitized by Google

Weingärtnerhof in Michelbach a. W. (Kreis Öhringen). Der Kellervorbau am Wohnhaus, das unterkellert ist, ist hier schon abgebrochen. (Aufnahme Georg Breyer.)

belsbach, Unterſteinbach, Waldenburg, Künzelsau, Oberſtetten, Ailringen. Vor einigen Jahrzehnten war dieſer Kreis noch weſentlich größer: Hall, Kirchberg a. d. Jagſt und Schrozberg hatten noch Weinberge. Die Steinmauern — „Steinriegel" — an den Talhängen geben davon heute noch Kunde. Auch haben ſich in unſerem Gebiet die Siedlungsverhältniſſe wie die wirtſchaftlichen Verhältniſſe nicht weſentlich geändert. Das Land iſt dünner beſiedelt und hat bedeutend weniger induſtrielle Unternehmen als im mittleren und unteren Neckartal. Die Weinbaugemeinden haben ſich faſt unverändert erhalten, ſo daß da und dort noch deutlich die Übergangsformen des mitteldeutſchen Kleinbauernhauſes zum Weinbauernhaus und des Weinbauern-Seldnerhauſes beobachtet werden können. Der Beſucher der Kreisſtadt Künzelsau findet in ihren „Gaſſen" ſo manchen Zeugen der letzteren Form (ſiehe Abb.). Ihre Beſitzer waren „Häcker" und kleine Handwerker.

Die Weinbaugemeinden bevorzugen auch hier die Hanglage links und rechts eines Seitenbaches. Die geſunde und ſichere Grundlage in ihnen bildet Ackerbau und Viehzucht. Die letzten guten Weinjahre mit ihren Einnahmen haben dieſe rührigen Kleinbauern dazu benützt, aus Nachbarmarkung Güter zu kaufen (Ausmärkler).

Im fränkiſchen Weinbaugebiet haben ſich in den bekannteren Weinbaugemeinden „Weingärtnergenoſſenſchaften" gebildet, ſo daß dem einzelnen Weingärtner die Sorgen für Kelter- und Kellerräume abgenommen ſind. In Criesbach iſt eine äußerlich ſichtbare Kelleranlage nur an einem Haus zu finden (früher herrſchaftliches Haus). In Markelsheim fanden ſich viele unregelmäßige Hofanlagen auf engem Raum (Winkelhöfe) mit ſeitlichen Kellereingängen. Michelbach am Wald zeigt nur noch ein typiſches Weinbauernhaus (ſiehe Abb.). Die meiſten Keller befinden ſich unter der Scheune.

In Württembergiſch Franken richtet ſich das Weinbauernhaus in Anlage und Form nach der Größe des landwirtſchaftlichen Betriebes. Der Weinbau tritt als Nebenbetrieb im Haustyp nicht auffällig in Erſcheinung. Mitteldeutſche Gehöftan-

Weingärtnerſcheuer in Michelbach a. W. (Kreis Öhringen) mit äußerem Kellereingang. (Aufnahme Georg Breyer.)

Digitized by Google

lagen finden sich in den Talsiedlungen nur wenige oder nur als Übergangsform. Wo Raum zur Ausdehnung vorhanden ist, wird die lose Form der Haufenhöfe gewählt.

Erfreulich wäre es, wenn sich Heimatforscher und Heimatfreunde finden würden, die sich, angeregt durch die Studie von Dr. Kling, mit den Weinbaugemeinden Württembergisch Frankens beschäftigen und ihre Ergebnisse dem Historischen Verein für Württembergisch Franken vorlegen würden. Georg Breyer.

Schwäbisches Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrag des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern von Felix Schuster. Im Selbstverlag des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. 1937 und frühere Jahre.

Mit Verständnis und Dienstbereitschaft wird hier für das ganze Land Heimatverstehen und Heimatwissen in schöner und guter Form vor jeden Heimatfreund gebracht und der Pflege dieser Erbgüter besondere Liebe zugewendet. In dem neuen und sehr reichhaltigen Band für 1937 sei hingewiesen auf die Darstellung eines charaktervollen Stücks württembergisch-fränkischen Kulturgebiets, das „Land um den Michelsberg" (Zabergäu) von Forstmeister Otto Linck (Güglingen), weiterhin auf den Aufsatz des Tübinger Volkskundlers Professor Dr. Bebermeyer über Denkmäler arteigener Überlieferung in Württemberg mit zwei aus dem württembergisch-fränkischen Gebiet gewählten Beispielen. Das eine ist ein Fachwerk-Feuerschutzzeichen, das Malkreuz im Kreis mit entsprechender Inschrift an einem Haus in Bad Mergentheim, und das andere sind die Steinmetzzeichen zum Teil außergewöhnlicher Art, als alte Sinnzeichen aufgefaßt, am Bergfried der alten hohenloheschen Feste Brauneck bei Reinsbronn im Kreis Mergentheim. Zu beachten ist auch das im Bilddruck wiedergegebene, neuerdings freigelegte Wandgemälde an der Kirchenwand zu St. Urban in Unterlimpurg bei Hall (im eingefügten Jahresbericht des Württembergischen Landesamts für Denkmalspflege. S. 8). Dieses gotische Temperabild aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts ist von besonderer bildwissenschaftlicher Bedeutung. Maria sitzt in einem phantastischen spätgotischen Tempelbau mit liebevoller mittelalterlicher Raumschilderung als Spinnerin des Vorhangs. Links außen kniet der Stifter, der ein Tier (Einhorn) bei sich hat, rechts ein älterer Mann (Joseph). Auch die geometrische Umrahmung gewinkelter Zeichnung mit Eichenlaub ist eigenartig.

Aus früheren Jahrgängen des Schwäbischen Heimatbuchs sei an dieser Stelle noch besonders aufmerksam gemacht im Jahrgang 1928 auf den bebilderten schönen Aufsatz von Otto Linck über „Das alte Hall" (S. 6—16) mit einem Mundartgedicht unseres Heinz Sausele dazu: „'s Haller Solbad". Der Aufsatz über Heinrich Lotter, einen Maler des schwäbischen Landes, von A. Pfeffer bringt auch eine Wiedergabe einer hübschen Bleistiftzeichnung des Kirchleins von Rückershagen bei Gerabronn und eines malerischen Teils von Kirchberg a. d. J., sowie farbige Zeichnungen: Blick auf Hall vom Kocher aus und einen Blick auf Unterregenbach an der Jagst, das ja durch seine karolingische Krypta berühmt ist. Es darf hier auch besonders darauf hingewiesen werden, daß die Erhaltung der charaktervollen Holzkastenbrücke über die Jagst bei Bächlingen dem Einsatz des Bundes für Heimatschutz zu verdanken ist. Das Crailsheimer Gebiet ist im Schwäbischen Heimatbuch 1933 mit einem Aufsatz von D. Fr. Hummel (Gaildorf) über den alten Friedhof und die Gottesackerkirche in Crailsheim zum Wort gekommen wie auch im Jahresband 1936 durch einen Bericht von W. Veeck (Stuttgart) über die Grabungen auf dem Burgberg bei Oberspeltach. Ein zusammenfassender bebilderter Aufsatz des verdienstvollen Herausgebers Professor Dr. F. Schuster behandelt im Jahresband 1933 sodann alte Linden im Unterland, zum Teil Gerichtslinden, u. a. diejenigen von Neuenstadt a. K., Weinsberg, Hollenbach (Künzelsau), Althausen (Mergentheim), Brettach (bei Neuenstadt), Criesbach (Künzelsau), Deschenhof (Gemeinde Vordersteinenberg, Gaildorf), Eberbach a. d. J. (Künzelsau), Eutendorf (Gaildorf), Hermersberg (Künzelsau), Ingelfingen, Kocherstetten, Langenbeutingen, Unter- und Obermünkheim, Haagen bei Hall, Oberspontheim, Rappach, Seelach (bei Gschwend), Unterregenbach und Waldenburg.

E. Kost.

Digitized by Google

Schwäbisch Hall. Ein Buch aus der Heimat. Im Auftrag der Stadt herausgegeben von Wilhelm Hommel, Stadtarchivar. Druck und Verlag E. Schwendsche Buchdruckerei, Schwäb. Hall. 1937, XV und 400 Seiten, 188 Bilder und farbiges Eingangsbild, Stadtplan von 1937 und statistisches Sonderheft.

Die Stadt Hall hat ihre 900-Jahr-Feier in beachtenswerter Weise nicht nur wirtschaftlich ausgenützt, sondern der Verpflichtung, die ihr die große Vergangenheit auferlegt, auch durch die Herausgabe eines „Buches aus der Heimat" Rechnung getragen. Führende Männer unserer Zeit, wie Reichsminister des Innern Dr. Frick, Gauleiter und Reichsstatthalter Murr, Ministerpräsident Mergenthaler, Friedrich Schmidt, bezeugen durch Geleitworte ihr Interesse an der alten Reichsstadt.

Der Unmöglichkeit, alle Gesichtspunkte eines Heimatwerkes in einem beschränkten Band unterzubringen, ist sich der Herausgeber wohl bewußt gewesen; er nennt es deshalb auch nicht Heimatbuch, sondern „Ein Buch aus der Heimat" und spricht von dem Versuch, „in Zeitbildern Hauptepochen und Höhepunkte hällischer Geschichte festzuhalten". Diese Höhepunkte wurden von berufenen Forschern gestaltet. Dr. Georg Wagner erweitert die Darstellung seines im Jahre 1924 erschienenen vorzüglichen Büchleins „Hall am Kocher", und gibt in der bewährten Weise eine Erd- und Landschaftsgeschichte, die für alle späteren Zeiten grundlegend sein wird. Die Vorzeit behandelt Dr. Kost mit besonderer Berücksichtigung der letztjährigen Haller Funde. Ganz hervorragend ist die Arbeit Mettlers über die mittelalterliche Baukunst in und um Hall. Man möchte wünschen, daß diese Arbeit als Sonderdruck herauskäme, damit sie den zahlreichen kunstbegeisterten Besuchern Halls zur Verfügung stünde.

Kleinere Arbeiten im Sinn von Zeitbildern bringen Dr. Kost im „Schenk von Limpurg", Dr. G. Reichert in seinem Beitrag „Zur älteren Musikgeschichte von Schwäb. Hall" und Wolfgang Zeller in „Das Rathaus". Eine Darstellung über das Siedersweſen zeigt, welche wertvollen Berichte noch in der Bühlerschen Chronik der Veröffentlichung harren. Da ein solches Heimatwerk nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die geschichtlich (politisch) und wirtschaftlich wichtige Jetztzeit Halls zu behandeln hat, geben dem Buch der Bürgermeister Dr. Prinzing und der Kreisleiter O. Bosch eine Rechenschaft über die Gegenwart für fernere Zeiten mit auf den Weg.

Die Mitglieder unseres Vereins interessieren besonders die Abschnitte über die Stadtgeschichte. Nun verläßt der Herausgeber, der zugleich Bearbeiter der geschichtlichen Zeiten ist, den gewohnten Gebrauch aller Heimatbücher, die immer nur eine Zusammenfassung der durch Urkunden gesicherten Entwicklung ihres Gebietes geben. Besonders beschäftigt ihn die Frühgeschichte Halls, die alle älteren Geschichtsschreiber durch den Gegensatz der angeblich ursprünglich geringen Bedeutung der Siedlung Hall und der späteren Machtstellung der Reichsstadt zum Nachdenken und auch zum Spekulieren reizte. Eigentlich erst die Arbeiten Karl Wellers gaben klare Erkenntnisse und schienen endgültige Ergebnisse zu bedeuten. Hommel wirft die Fragen erneut auf und stellt sie damit von neuem zur Erörterung. Er möchte der Stadt Hall die ältere urkundliche Erwähnung gönnen. Wieder setzt er sich mit der von Sagittarius in den Vordergrund gezogenen und von Glaser und Gmelin abgetanen Urkunde von 889 über den Haller Salzhandel mit Kempten auseinander.

Besonders bemüht sich der Herausgeber dieses Heimatbuchs als Verfasser der Abschnitte über die mittelalterliche Geschichte Halls um den Nachweis an Hand alter Baureste und Örtlichkeiten, daß das von älteren Schriftstellern angenommene Vorhandensein eines königlichen Hofes bzw. einer staufischen Pfalz in Hall Wirklichkeit ist. Seine Bemühungen verdienen besonderes Interesse in Anbetracht der Tatsache, daß urkundliche Belege fehlen. Freilich könnte Halls Entwicklung im Gegensatz zu anderen Reichsstädten (Rothenburg, Nürnberg, Wimpfen, Ulm) auch in ihrer Frühzeit anders verlaufen sein. Die sagenhafte Siebenburgenzahl ist vom Verfasser als Tatsache angenommen auch für das frühe Mittelalter. Sie könnte aber auch statt der vom Verfasser angenommenen sieben herrschaftlichen Ämter, die möglich sind, auf die dörfliche Rechtsform der uralten „Siebener" als Richter deuten, was hier der Vollständigkeit wegen erwähnt sei. In den sehr anregenden Darlegungen und Gedankengängen des Verfassers sind auch sprachliche Ortsnamendeutungen gebracht, die bis jetzt sachwissenschaftlich anders gegeben worden sind. Der Verfasser will die

Digitized by Google

Murrhardter Gallenhöfe (S. 77), zu denen sprachlich doch wohl die öfter übliche Benennung nasser Wiesen als „Gallenwiesen" und die nasse „Gallengrotte" zu stellen sind (von Galle im Sinn von Quellung, Schwellung), auf den heiligen Gallus zurückführen, ebenso Gailenkirchen, dessen Name sonst vom öfter gut belegten Personennamen des gründenden Grundherrn Gailo abgeleitet wird. Bei Vellberg möchte der Verfasser die mittelalterliche Normalschreibung Uellberg (wobei ja das U als V zu sprechen ist) mit Ulrichsberg in Verbindung bringen (S. 82); die seitherige, auch sonst sprachlich gut belegte Ableitung ist aber diejenige vom „Gefälle" des Steilfelsens. Großaltdorf wird trotz der sehr alt belegten Schreibung „Alahtorf" (schon 848 genannt) als das „alte Dorf" erklärt (S. 84); die Bedeutung von „alah" als Heiligtum ist jedoch im Althochdeutschen gesichert und weist hier auf alten Kultort (siehe Kost in „Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", Württembergisch Franken, NF. 17/18, S. 82, wo zum Vergleich der Name Alfdorf aus „Alechtorf" 1143 herangezogen ist). Für Tüngental, das vom Verfasser als „Tingtal" gedeutet wird, ist als älteste Namensform (um 1090) „Dungetal" belegt; diese älteste Form weist auf einen Grundherrn namens Dungo hin; freilich scheint der später komburgische Gerichtsort dort auf altem „Dingort" zu beruhen aus frühdeutscher Zeit, wie der Name in der Nennung vom Jahre 1214 als „Tüngetal" auszusagen scheint; hier mögen beide Namensformen aus „Dungo" und „Ding" (niederdeutsch „Thing") zusammengeflossen sein. Zu Steinbach darf nachgetragen werden, daß die älteste Nennung 1156 nicht „Stein wang", sondern „Stein wac" heißt (1156; „wag" ist in der Bedeutung „Wasserstelle" vielfach bekannt). Der vom Verfasser in der Form „Steinwang" ausgewertete Ortsname von 1236 darf als Angleichung des ursprünglichen „Steinwac" an andere Wangnamen wie „Ellwangen" angesehen werden. Den Bemühungen des Verfassers um lebendige und anregende Darstellung der mittelalterlichen Geschichte Halls können diese Einzelheiten, die der Vollständigkeit wegen hier gesagt worden sind, keinen Abbruch tun. Im übrigen hat sich der Herausgeber und Verfasser auch durch Freilegung und Auswertung der schönen stauferzeitlichen Fensterarkaden im Rinderbachshof besondere Verdienste erworben, wie Dr. Krüger (Stuttgart) durch die schönen Wiederherstellungszeichnungen dieses Adelshofes (Büschlerhof). Für Sippenforscher sei noch auf die verdienstvolle Aufstellung althällischer Sippen durch den Herausgeber Stadtarchivar Hommel hingewiesen. Das Haller Heimatbuch darf durch seinen reichen Inhalt und seine vielfache Bebilderung als schön und wertvoll empfohlen werden.

K. Schumm.

Herrmann, Adolf, **Zum Komburger Kronleuchter und Antependium.** Mit 29 Abbildungen, in „Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft", Band 3, Heft 3, Seite 174—198.

Gegenüber den meisten, vor allem den älteren Betrachtungen über die Kunstschätze der Komburger Stiftskirche weist Dr. Herrmann, der in der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken vor zwei Jahren über die hier verzeichneten Ergebnisse seiner Forschungen einen aufschlußreichen Vortrag hielt, in diesem Aufsatz mit Recht auf die Bedeutung des Antependiums als des künstlerisch wertvolleren Werkes hin. Er kommt zu dem Schluß: Wohl sei der Komburger Kronleuchter von den uns überkommenen am vollständigsten erhalten, „aber als Kunstwerk ragt er nicht über durchschnittliche Leistungen hinaus, während das Metallfrontale gerade als solches einen hervorragenden Platz in der Geschichte der romanischen Plastik verdient". Haltung und Blickrichtung der prachtvollen, einheitlich gestalteten Apostel treten ein und zeugen für die fast übermenschlich erscheinende Majestät des Herrn in der prachtvollen Mandorla, gesteigert durch die Starrheit und Regelmäßigkeit der geometrischen Feldereinteilung. So ist diese Tafel, als Ganzes gesehen, von einer hohen geistigen Spannung und einem tiefen Ernste erfüllt, wie denn „der eigentümliche kompositionelle Wert des Antependiums auch von keinem Metallfrontale, Tragaltar oder Reliquiar des 12. Jahrhunderts erreicht" wurde.

Schon 1923 hat E. Lüthgen in seinem Werk „Romanische Plastik in Deutschland" auf den zeitlichen und zugleich stilgeschichtlichen Unterschied der beiden Komburger Meisterwerke hingewiesen. Dr. Herrmann führt diese Untersuchungen auf einer breiteren Grundlage weiter und kommt dabei auf die überraschende Verwandtschaft des meisterhaften Christus der Vorsatztafel mit der bekannten, zeitlich noch nicht genau

Digitized by Google

bestimmten Christusgestalt des Gerokreuzes im Kölner Dom, eine Übereinstimmung, die so weit gehe, „als zwischen Werken, von welchen keines die Kopie des andern ist, überhaupt möglich ist". Lehrreich ist des weiteren ein Vergleich des Christus der Vorsatztafel mit dem Propheten Jesaias aus dem ungefähr gleichzeitig auf der Komburg entstandenen, heute in der Stuttgarter Staatsbibliothek aufbewahrten Epistolar.

Das wertvollste Ergebnis des Verfassers ist aber, daß trotz aller stilistischen Unterschiede, die zwischen Leuchter, Vorsatztafel und Epistolar bestehen, sie sich ihrer künstlerischen Herkunft nach näher stehen als irgendwelche anderen Werke des 12. Jahrhunderts, und daß sie daher wohl in einer gemeinsamen Werkstatt in ungefähr derselben Zeit geschaffen wurden, wobei nach Boeckler („Das Stuttgarter Passionale", 1923) die Entstehung der Komburger Handschrift in Komburg gesichert sein dürfte. Die mit einem Fragezeichen versehene Annahme des Verfassers, daß der Kronleuchter und das Antependium im Auftrag des Abtes Hartwig, des Stifters der Werke, unter seiner persönlichen Einwirkung und Aufsicht, in seiner Werkstätte auf der Komburg hergestellt worden seien, anstatt, wie bisher angenommen wurde, im Rheinland, müßte als noch nicht bewiesen, aber immerhin nicht ausgeschlossen gelten.

Der Aufsatz Dr. Herrmanns, der zum Teil mit eigenen Aufnahmen des Verfassers ganz ausgezeichnet bebildert ist, ist auf alle Fälle der aufschlußreichste und wertvollste, den das Komburgschrifttum der letzten Jahre aufzuweisen hat. Walter Oberkampf.

Gabel, Rudolf, **Die romanischen Kirchtürme Württembergs.** Eine baugeschichtliche Untersuchung der heute noch ganz oder teilweise oder in Umbauten vorhandenen romanischen Kirchtürme in Württemberg. Mit 18 Abbildungen. Verlag von Konrad Wittwer in Stuttgart. 1937.

Die 96 Seiten starke, gehaltvolle Schrift ist auch für Württembergisch Franken sehr aufschlußreich. Wir haben ja noch viele ganz oder teilweise erhaltene romanische Kirchtürme in unserem Gebiet. Behandelt werden u. a. Komburg (Ostturm und Westturm), Hall (St. Michael, St. Katharina, St. Urban), Steinbach bei Hall, Standorf (Kreis Mergentheim), Weinsberg und Oberstenfeld, auch Ellwangen und Gmünd.

Ausführlich beschrieben ist St. Michael in Hall. Die Kapelle über dem Eingang ist hier eine Magdalenenkapelle und nicht dem Erzengel Michael geweiht, wie es sonst bei Turmkapellen üblich ist. Gabel gibt den Baubeginn des Turmes um 1200 an, also etwas später wie die Weihe der romanischen Basilika um 1156. Auch die Türme der Komburg sind sehr eingehend beschrieben. Beim Westturm, dem höchsten der vorhandenen romanischen Kirchtürme Württembergs, werden drei Bauabschnitte unterschieden: Die 3 unteren Geschosse mit 1. Klanggeschoß vor 1089, das 2. Klanggeschoß vor 1150, die übrigen Stockwerke um 1225. Die Osttürme gehören der spätromanischen Zeit an und sind reich gegliedert. Bei der alten romanischen Basilika kamen die Türme noch gewaltiger zum Ausdruck als bei dem jetzigen hohen First der Barockkirche. Alle drei Türme sind durch Steinhelme abgedeckt im Gegensatz zu dem sonst üblichen Zeltdach.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, doch sei auf die Zusammenstellung der Ergebnisse in der Schrift des Verfassers Seite 76—92 verwiesen, auf die dabei gebrachten Ausführungen über die Entwicklung der romanischen Turmformen unseres Landes, die Entwicklung der Sockelprofile, der Schallfenster, ferner auf die zeitliche Übersicht der Steinbearbeitungsarten. Bei den Datierungen ist auch der Ostchorturm von Michelbach an der Bilz erwähnt und die Osttürme in Backnang; für beide Orte gilt etwa 1240. Eine Anzahl Zeichnungen und Lichtbilder bieten eine wertvolle Ergänzung. G. R.

Heuß, Hermann, **Hohenloher Barock und Zopf.** Schloß- und Stadtbaugeschichte der ehemalig hohenloheschen Residenzen vornehmlich nach dem Dreißigjährigen Kriege. Mit 25 Plänen. 1937. Hohenlohesche Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen.

Im Heimatschrifttum des württembergischen Frankenlandes fehlte bisher eine Schrift, die im Zusammenhange Baugeschichte und Baustil des Landes der Fürsten und Grafen von Hohenlohe behandelt hätte. Im wesentlichen mußte auf das Inventar, soweit es erschienen ist, insbesondere auf Gradmanns Ausführungen, auf die ein-

Digitized by Google

schlägigen Handbücher und auf schwer auffindbare Aufsätze verwiesen werden. Es war daher zu begrüßen, daß der Historische Verein für Württembergisch Franken, in Verbindung mit dem tatkräftigen Öhringer Verleger Rau, es unternommen haben, in einem schmucken, gut ausgestatteten Leinenbande die Dissertation des jetzigen Chemnitzer Architekten Professor Dr.-Ing. Hermann Heuß herauszubringen, nachdem die Arbeit wie so manche andere in der Inflation, nur wenigen bekannt, in einigen Maschinendurchschlägen in Archiven und Bibliotheken verstaubt war. In dieser Arbeit hat der Verfasser sich fast ausschließlich auf die hohenloheschen Familienarchive beschränkt und eine anschauliche Schilderung der Baugeschichte der Schlösser und Burgen des weitverzweigten Hohenloher Geschlechts gegeben. Mancherlei Neues und bisher Unbekanntes konnte Heuß so in seiner Arbeit bringen: so hat er als erster die Bedeutung des bekannten Baumeisters J. Börel der Freien Reichsstadt Eßlingen für die Schlösser der Hohenlohe geklärt. Börel hat danach nicht nur am Ingelfinger neuen Schloßbau gearbeitet, sondern auch noch die prächtige Terrasse vor dem Südbau des Schlosses in Weikersheim, sowie wahrscheinlich den Hofgarten in Weikersheim und die leider nicht mehr vorhandenen Gartenanlagen im Neuensteiner Schlosse erbaut.

Für Schloß Schillingsfürst und Schloß Bartenstein konnte nunmehr als Baumeister der Mergentheimer Johann Wolfgang Feichtmeyer ermittelt werden. Gleichfalls aus der Deutschordensstadt stammte Hans Caspar Schuppart, der, wie aus den Akten hervorgeht, den neuen Schloßbau in Schrozberg und unter dem tatkräftigen Fürsten Christian Kraft den neuen Schloßbau in Ingelfingen in ländlich-einfachem Stile durchführte.

Neu ist auch der Nachweis, daß Leopoldo Retti — sein Bruder Livio ist als Maler und Künstler der barocken Deckengemälde des Haller Rathauses bekannt geworden — im Dienste der Hohenlohe stand. Man wußte im wesentlichen bisher nur, daß er als Baumeister der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in Ansbach zahlreiche wichtige Bauten erstellte und später die Pläne für den unter Herzog Karl Eugen vollendeten Bau des Stuttgarter Neuen Schlosses gemacht hat. Nun steht nach Heuß fest, daß er unter dem nachmaligen Fürsten Karl August von Kirchberg a. d. J. aus dem „trutzigen Bergnest" eine „zeitgemäße Residenz" zu machen versucht. Vielleicht hat er auch, wie Heuß andeutet, an der Kirchberger Schloßkirche mitgearbeitet. Aus den Bauakten wird ferner nachgewiesen, daß Leopoldo Retti auch die Pläne zu dem eine Wegstunde von Langenburg idyllisch gelegenen Lustschloß Ludwigsruhe (ursprünglich Lindenbrunn) geschaffen hat. Darin ist gerade der Wert des Werkchens von Heuß zu finden, daß auf so unbekannte und fast vergessene Anlagen wie Ludwigsruhe mit seinen Bemerkungen hingewiesen wird: „Wie sehr diese Barockarchitekten es verstanden, auch kleine Aufgaben sinngemäß anzupacken und die große Form entsprechend abklingen zu lassen, das beweist wieder dieses liebenswerte Bauwerk in seinem wohltuenden Ausgleich waagrecht und senkrecht gliedernder Tendenzen, der dem einfach rechteckigen Bauwerk den Stempel aufprägt."

Niemand, der schon einmal durch die Verträumtheit des Weikersheimer Hofgartens ging, wird den Zauber der verfallenen Orangerie, jenen Höhepunkt hohenloheschen Bauens, wieder vergessen können. Leider hat auch Heuß den Namen dieses begnadeten Künstlers, von dem wir kein anderes Werk kennen, nicht ermitteln können.

Weiten Raum in den Ausführungen des Heußschen Buches nehmen die Ausführungen über die beiden ausgangs des 18. Jahrhunderts von weitschauenden hohenloheschen Fürsten erbauten Siedlungen ein, der von Friedrich Ludwig von Ingelfingen zu Ehren seiner Gemahlin Marianne von Hayen Mariannenvorstadt genannten bürgerlichen Vorstadt und der vornehmeren, mit weitläufigen Gebäuden versehenen Karlsvorstadt in Öhringen des Fürsten Friedrich Karl von Öhringen. Klar weist er nach, daß die Ingelfinger Mariannenvorstadt im wesentlichen Ansätze zu einer großzügigen Siedlungspolitik verwirklichte, während die Öhringer Karlsvorstadt eine vornehme städtische Anlage im Geiste des aufgeklärten Absolutismus geworden ist.

Besonders hervorzuheben ist die Beigabe von zahlreichen Stadt- und Schloßplänen. Leider stimmen bei manchen Stadtplänen die Straßenzüge nicht. Das ist deshalb bedauerlich, weil diese Städte ihre Gründung diesen Straßenzügen verdankten. So müßte in Kirchberg der alte Straßenzug nicht wie bei Heuß angegeben nach Ilshofen, sondern nach Hall bzw. Künzelsau führen, auch ist die Weiterführung dieser Straße nach Rothenburg o. d. T. verzeichnet. Unklar ist auch in Waldenburg der vordere Zwinger gezeichnet.

Digitized by Google

Klar geht aus der Schrift von Heuß hervor, daß die hohenloheschen Schlösser bei aller Verschiedenheit nicht nur zeitlich und landschaftlich, sondern auch baulich von einer gewissen Einheitlichkeit sind. Dem Wander- und Kunstfreund für das romantische Burgenland ist mit diesem Werk ein wertvolles Hilfsmittel gegeben, Landschaft und Geschichte des Hohenloher Landes zu verstehen. Walter Oberkampf.

Gerhardt, Oskar, **Die Württemberger in Rußland 1812.** Auf Grund von Aufzeichnungen württembergischer Feldzugsteilnehmer und sonstigen Quellen geschildert. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. 178 Seiten, mit Bildern, einer Kartenskizze und einer Veteranenübersicht. Kartoniert 2,50 *R.M.*

Aufmarsch, Schicksale, Leidensweg und tragisches Ende der im napoleonischen großen Heer kämpfenden Württemberger werden hier anschaulich und bewegt vor Augen geführt. Viele menschliche und militärische Einzelheiten erregen besondere Anteilnahme. Wertvoll ist die Ausstattung mit den guten Bildern des zeitgenössischen Schlachtenmalers Faber du Faur. Dieses lebendige Geschichtenbuch sollte jeder Württemberger kennen. In der angehängten Ehrentafel der aus dem Feldzug von 1812 zurückgekehrten Württemberger wird mancher Landsmann von heute den Namen eines Vorfahren finden. Aus Württembergisch Franken finden sich folgende Namen (genauere Einzelangaben wolle man in dem Buche selbst nachsehen): Abe (Dörzbach), Bader (Braunsbach), Bauder (Eschenau), Bayh (Grab), Beck (Neuenstein), Beck (Haberschlacht), Beck (Backnang), Beck (Steinenbronn), Benz (Kirchberg), von Beroldingen (Bönnigheim), Bezner (Bonfeld), Blind (Backnang), Braun (Hall), Braun (Murrhardt), Brodbeil (Schechingen), Buschmann (Öhringen), Cröglinger (Niederstetten), Dertinger (Langenbeutingen), Dinkele (Gerabronn), Dörr (Ingelfingen), Dußling (Hohenstadt), Eck (Gerabronn), Ellwanger (Kochendorf), Epple (Kirchhausen), Ernst (Roigheim), Fahdt (Öhringen), Feuchter (Zottishofen), Fischer (Lehrensteinsfeld), Föll (Murrhardt), Frey (Ellwangen), Frank (Lehrensteinsfeld), Geier (Crailsheim), Geiger (Winzerhausen), Gerber (Schöntal), Gräßler (Hall), Haag (Flein), Haag (Bartenstein), Haag (Beilstein), Heinz (Tierhaupten), Henes (Ellwangen), Hofmann (Oberstetten), Jäger (Oberstetten), Jäger (Wachbach), Keilbach (Berlichingen), Knapp (Löwenstein), von Koseritz (Mergentheim), Krais (Heilbronn), Krug (Wedrieden), Kurz (Sontheim), Kurz (Heilbronn), Leisle (Unterbeusstetten), Lenkner (Blaufelden), Ludwig (Ellwangen), Maier (Unterheimbach), Messerschmid (Schuppach), Miller (Baindt), Albert Müller (Backnang), Konrad Müller (Kochendorf), Narr (Löchgau), Nellmann (Bönnigheim), Obermaier (Lehrensteinsfeld), Oehrle (Beilstein), Oppenländer (Untergruppenbach), Reihle (Heilbronn), Sammet (Bubenorbis), Sauer (Künzelsau), Schaal (Kirchberg), Schlotterbeck (Mergentheim), Schmieg (Neunkirchen), Seibold (Gerabstetten), Sieber (Ilsfeld), Siglen (Gerabstetten), von Speth (Mergentheim), Stäb (Schönbronn), Stahl (Bieringen), Stark (Murr), Utz (Hall), Walter (Niederstetten), Weidemann (Frankenbach), Weibner (Bubenorbis), Weibner (Vorderuhlberg, Gemeinde Honhardt), Wertsch (Horkheim), Wieland (Heilbronn), Wöhrbach (Wüstenrot), Wohlfarth (Neuenstadt), Wolpert (Eberstal), Wurst (Gerabstetten), Zehender (Heilbronn), Zeitschge (Jagstfeld), Zeller (Gundelsheim), Ziegler (Vorderuhlberg).

Als Fortsetzung des obengenannten Buches ist inzwischen in demselben Verlag und zum gleichen Preis ein neues entsprechendes erschienen:

Gerhardt, Oskar, **Die Württemberger im deutschen Befreiungskrieg 1813—1815.** 148 Seiten.

Auch diese empfehlenswerte Darstellung enthält neben 5 zeitgeschichtlichen Bildern eine Veteranenübersicht, die viel Aufmerksamkeit finden wird. Die große Tragik des Kampfopfers württembergischer Soldaten, die an der Seite des fremden Gewaltherrschers im Widerspruch zu ihren inneren Gefühlen kämpfen mußten und am falschen Ort mannhaft ihre bittere Treupflicht erfüllten, wird hier im einzelnen offenbar. Die Schrift fußt auf zum Teil noch nicht ausgeschöpft gewesenen Briefen des Königs und seiner Generale und anderen aufschlußreichen Urkunden und führt zum Teil dramatisch durch die Befreiungskriege bis 1815. E. Kost.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Württembergisch Franken

Neue Folge 20/21

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1939/40

Mit 141 Planskizzen und Abbildungen

Schwäb. Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1940

6294
The U... of ...
Digitized by Google

Digitized by Google

Württembergisch Franken

Neue Folge 20/21

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1939/40

Mit 141 Planskizzen und Abbildungen

Schriftleitung: Dr. E. Kost

VOLKSSCHULE NITZENHAUSEN KR. KÜNZELSAU
Nr. 423

Inv. 430
423

Schwäb. Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1940

Digitized by Google

Druck: E. Schwendsche Buchdruckerei, Schwäb. Hall

Digitized by Google

1 212172 140

Inhaltsverzeichnis

Seite

E. Kost, Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938—1940 in Württembergisch Franken. Mit 27 Abbildungen .. .. 5—38

E. Kost, Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall. Mit 40 Abbildungen .. .. 39—111

W. Veeck, Eine keltische Solesiederei in Schwäbisch Hall. Mit 24 Abbildungen .. .. 112—128

W. Hommel, Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall. Mit 3 Abbildungen .. .. 129—144

P. Goeßler, Aus der germanisch-spätrömischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend .. .. 145—160

J. Zeller, Mergentheim — seine Entwicklung von 500—1340. Mit 17 Abbildungen .. .. 161—211

G. Hoffmann, Zu den neuaufgedeckten Wandbildern in Schäftersheim. Mit 1 Abbildung .. .. 212—214

E. Kost, Der Schenk von Limpurg — Ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit. Mit 1 farbigen und 1 weiteren Abbildung .. .. .. 215—239

H. Wentzel, Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg. Mit 13 Abbildungen .. .. 240—254

E. Liese, Thomas Schweicker als Mensch und Künstler. Zur 400. Wiederkehr des Jahres seiner Geburt. Mit 14 Abbildungen .. .. 255—282

G. Lenckner, Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus .. 283—288

Buchbesprechungen:

K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr. (E. Kost) .. .. 289—290

Fr. J. Bendel, Die Würzburger Diözesanmatrikel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. (O. Haug) .. .. 291—292

M. Miller, Urkunden und Akten des Württembergischen Hauptstaatsarchivs, 1. Abteilung, Württembergische Regesten von 1301—1500, I. Altwürttemberg, 3. Teil. (E. Kost) .. .. Umschlag 3

W. Grube, Die „verschlossene Registratur" des altwürttembergischen Kirchenrats. Inventar. (E. Kost) .. .. Umschlag 3

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am Jahrbuch (NF. 20/21) des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Dieter Franck, Assistent an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, Oberlimpurg bei Schwäbisch Hall

Dr. Peter Goeßler, Professor, Direktor a. D., Tübingen, Waldhäuser Straße 34

Otto Haug, Pfarrer, Hohenacker bei Waiblingen

Gustav Hoffmann, Pfarrer, Löchgau bei Besigheim

Wilhelm Hommel, Stadtarchivar, Schwäbisch Hall, Crailsheimer Straße 26

Dr. Emil Kost, Dozent für Vor- und Frühgeschichte an der Hochschule für Lehrerbildung in Eßlingen, Schwäbisch Hall, Langenfelderweg 9

Georg Lenckner, Pfarrer, Gröningen bei Crailsheim

Dr. Ernst Liese, Oberregierungs- und -schulrat, Wiesbaden, Wielandstraße 17

Georg Müller, Justizinspektor, Bad Mergentheim, Marienstraße 53

Emil Schwend, Buchdruckereibesitzer und Zeitungsverleger (in Firma E. Schwendsche Buchdruckerei), Schwäbisch Hall, Haalstraße 5

Dr. Walter Veeck, Direktor der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart und Landespfleger für Bodendenkmale, Stuttgart S, Altes Schloß

Dr. Hans Wentzel, Assistent am Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart, Stuttgart W, Gutbrodstraße 65

Ludwig Wunder, Leiter des Landerziehungsheims Schloß Michelbach a. B. bei Schwäbisch Hall

Johannes Zeller, Oberlehrer, Bad Mergentheim

Zu unseren Bildern

Das vorliegende Jahrbuch ist noch reicher mit Bildern und Skizzen ausgestattet worden als die vorhergehenden.

Die Druckstöcke sind Eigentum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und eigens für dieses Jahrbuch durch die Kunstanstalt Graphia, Stuttgart, angefertigt.

Das farbige Bild des Schenken von Limpurg nach der Großen Heidelberger Liederhandschrift ist zuerst zu der kurzen Darstellung von E. Kost über diesen Minnesänger im Haller Heimatbuch 1937 gebracht worden und hat durch die Freundlichkeit von Herrn Bürgermeister Dr. Prinzing, Stadtverwaltung Schwäbisch Hall, und mit Erlaubnis der E. Schwendschen Buchdruckerei in Schwäbisch Hall in unserem Jahrbuch, NF. 20/21, dem ausführlichen Aufsatz von E. Kost über den Schenken von Limpurg beigegeben werden können.

Für leihweise Überlassung des Druckstocks Seite 213 (Wandbild des Heiligen Martin in Schäftersheim) sind wir dem Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938–1940 in Württembergisch Franken

Berichtet von E. Kost — Mit 27 Abbildungen

Die fortgesetzte Aufklärung und vielfache persönliche Anleitung der Bevölkerung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken und die Beobachtungs- und Suchtätigkeit einer Anzahl eingearbeiteter Vereinsmitglieder und Freunde der Heimatforschung beginnt immer mehr ihre Früchte zu tragen. So sind auch für die Berichtsjahre 1938 bis 1940 wieder eine Anzahl zum Teil bedeutsamer Neuentdeckungen und Funde zu vermerken, die teils in Sonderdarstellungen dieses Jahrbuchs, teils in folgenden Fundberichten ihre Veröffentlichung finden.

Aus der Eiszeit hat die schon früher ergiebig gewesene Grotzsche Kiesgrube am Ostrand von Gaildorf wieder neue Tierfunde erbracht, ebenso ein Steinbruch auf Markung Sattelbdorf im Kreis Crailsheim; vielleicht taucht eines Tages bei weiteren Beobachtungen in den eiszeitlichen Kocheranschwemmungen der erwähnten Gaildorfer Fundstelle auch der schon lange erwartete Urmensch auf.

Im Keuperwald- und -bergland konnte die Erkundung von Fundplätzen der Mittleren und zum Teil auch noch Jüngeren Steinzeit (10 000—2000 v. Ztr.) ihren erfolgreichen Fortgang nehmen durch Auffinden neuer Siedlungsfelder im Kreis Backnang; darüber hinaus konnte unser verdienter Eschacher Mitarbeiter Oberlehrer Knabe weitere Fundplätze dieser Zeiten entdecken im Gebiet zwischen der Ostalb und den zahlreichen schon erkundeten steinzeitlichen Rastplätzen unserer Keuperwaldberge und den Liashöhenflächen der Gschwender und Frickenhofener Bergzüge. Eine planmäßige Erkundung von Dr. Kost konnte die vorgeschichtliche Aufklärung nun auch bis zum unmittelbaren Ostalbrand ausdehnen in die Gegend des Rosensteins, des Scheuelbergs und des Bargauer Horns und auf den 500- bis 550-m-Höhen unmittelbar vor dem Ostalb-Hochrand das Vorhandensein mittelsteinzeitlicher Fundplätze sicherstellen.

Eine Reihe neuentdeckter Siedlungsstellen gehört der Jungsteinzeit, besonders der Linienbandkeramik (um 3000 v. Ztr.), an auf dem Lettenkohleackerland östlich von Schwäbisch Hall, u. a. auch eine von unserem Mitarbeiter Dieter Franck (Oberlimpurg) erkundete Siedlungsstelle vor dem Abschnittswall der Oberlimpurg. Auch westlich und nördlich von Schwäbisch Hall konnten jetzt sichere Nachweise von Jungsteinzeitbesiedlung durch Dr. Kost bei der Breiteiche und nördlich Brachbach erbracht werden. Besonders erfolgreich konnte die Erkundung jungsteinzeitlicher Besiedlung des Bühlertals einsetzen, die über Oberscheffach und auf der Stöckenburg schon durch die Tätigkeit unserer Mitarbeiter

Digitized by Google

Georg Rößler (Oberscheffach) und Georg Breyer (Talheim) erkannt wurde. Nunmehr ist auch der Oberlauf der Bühler („Nibelungenstraße"!) durch eine Reihe von Werkzeugfunden der jüngeren Steinzeit (Linienbandkeramik) belegt durch die Erkundungs- und Suchtätigkeit von Georg Breyer, Dr. Kost und neuestens Oberlehrer Schuler (Bühlertann) mit Schülern. Vielfältig und erfolgreich war wieder die vorgeschichtliche Fund- und Bergetätigkeit unseres bewährten Heilbronner Mitarbeiters Oberlehrer W. Mattes; ihm ist im Heilbronner Stadt- und Landgebiet die Aufdeckung und Auswertung neuer Siedlungen der Linienbandkeramik und der Rössener Kultur zu verdanken sowie der vorgeschichtlich wichtige Nachweis von Kernen der wilden Weinrebe als dort bodenständig in der jüngeren Steinzeit; für Schwäbisch Hall ist sodann Dr. Kost dieser Nachweis für die Keltenzeit gelungen. Einen Fund von seltener Art konnte unser rühriger Mergentheimer Zweigvereinsleiter Georg Müller für das Mergentheimer Heimatmuseum bergen: eine einzigartige jungsteinzeitliche Familienbestattung von vier Hockerleichen, eine Mutter mit drei Kindern.

Aus den anschließenden frühen Metallzeiten (ab 1800 v. Ztr., urkeltische Zeit, im Norden Urgermanenzeit) ist eine Anzahl noch unbekannt gewesener Grabhügel in Württembergisch Franken, meist in Waldungen, erkundet und gesichert worden, die der staatlichen Landesaufnahme gemeldet und dann dort ihre Veröffentlichung finden werden; für das Künzelsauer Gebiet hat K. Schumm gearbeitet, für das Mergentheimer Georg Müller. Der bis zum Jahre 1936 bekannt gewordene und erkundete Grabhügelbestand unseres Vereinsgebietes hat durch Dr. Kost im Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF. 17/18. 1936, seine Darstellung gefunden. Der Band ist zwar vergriffen, jedoch das Grabhügelverzeichnis noch als Sonderdruck für Freunde der Sache lieferbar. Über eine Untersuchung dreier Grabhügel an der vorgeschichtlichen Kohlstraße berichtet der Ausgräber L. Wunder (Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.); die zeitliche Zugehörigkeit dieser Gräber konnte infolge des spärlichen Tatbestandes nicht geklärt werden; die Grabhügel sind wieder instand gesetzt und in mustergültiger Weise gekennzeichnet worden für die Nachwelt. Dagegen ist nun durch einen in der Nähe der Hügel gemachten glücklichen Steinbeilfund eines auswärtigen Heimatforschers (Oberlehrer W. Müller [Zuffenhausen]) erneut die Kohlstraße als steinzeitlich begangen ausgewiesen worden.

Nennenswert ist infolge der Bedeutung des Ortes der Nachweis vorgeschichtlicher Belegung des „Kirchbühl" bei Großaltdorf. (Dr. Kost.) Um das Dörzbacher Jagsttal hat weiter unser dortiger Mitarbeiter Oberlehrer K. Wallrauch neue metallzeitliche Funde melden können, aus der Heilbronner Gegend Oberlehrer W. Mattes, von Bad Mergentheim Georg Müller. Erwähnung verdient die Töpferware eines durch Ackerung verschleiften Grabhügels an der badischen Grenze bei Edelfingen mit Salemer Hallstattcharakter. Aus der keltischen Zeit liegen bedeutende Neuentdeckungen vor: Im Haller Gebiet konnte Dr. Kost eine Reihe spätkeltischer Siedlungen im

Digitized by Google

freien Gelände erkennen, im Stadtgebiet von Bad Mergentheim Georg Müller eine keltische Siedlung; ein älterer Fund vom Kochertal unterhalb Wilhelmsglück, Markung Michelbach a. B., konnte nun als keltisch erkannt werden: ein eiserner Dreizack-Fischspeer. Von besonderer siedlungs- und kulturgeschichtlicher Wichtigkeit ist die Aufdeckung und Erforschung der bedeutenden Keltensiedlung vom Gelände des Kreissparkassenneubaus in der Altstadt von Schwäbisch Hall über dem Salzquell; unser Jahrbuch hat nachfolgend dieser Siedlung reich bebilderte Sonderdarstellungen gewidmet. Auch die römische Besetzungszeit hat nach Mitteilung unseres Öhringer Mitglieds Oberveterinärrat Dambacher in Öhringen neue und zum Teil interessante Funde aufzuweisen. Hervorgehoben zu werden verdient für die frühdeutsche Siedlungszeit unserer Heimat die Auffindung eines Reitergrabes der frühen fränkischen Zeit (Jüngere Großgermanenzeit) im alten Siedlungsort Großaltdorf, Kreis Hall, durch den Grundbesitzer, unser Mitglied Bauer Otterbach; über Befund und Bergung berichtet unser Mitarbeiter Dieter Franck (Oberlimpurg). Über die alamannische Belegung des nach dem Frankeneinmarsch fränkisch gewordenen Mergentheim sind von Dr. Kost Unterlagen veröffentlicht. Eine schöne silbertauschierte hakenkreuzverzierte Gürtelplatte aus einem fränkischen Reihengrab von Edelfingen im Taubertal ist gleichfalls der Öffentlichkeit vorgelegt. Schließlich wird noch von einigen mittelalterlichen Funden und Forschungen berichtet.

Vielfach haben hier wieder die Urkunden unseres Heimat- und Volksbodens gesprochen, und noch manche weitere solche Urkunde wartet des Tages, da sie behutsam gehoben und zum Sprechen gebracht wird.

*

Eiszeit

Kreis Backnang (Gaildorf)

Gaildorf. Im März 1940 wurde in der Großschen Kiesgrube im „Flürle" am Ostrand von Gaildorf in eiszeitlichen Kocheraufschotterungen, die schon 1934 zwei Mammutbackenzähne ergeben hatten (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 11), ein ursprünglich noch 1,50 m langer Stoßzahn eines Mammut angetroffen und später vom Finder, dem Schüler Adolf Seilacher (Gaildorf), und einem Beamten der Staatlichen Naturaliensammlung Stuttgart geborgen. In derselben Grube wurden vor einigen Jahren auch ein Unterkieferrest eines Riesenhirsches, ein Zahn vom Wildpferd, mehrere Zähne eines Urrindes und ein Kiefer vom wollhaarigen Nashorn durch Adolf Seilacher geborgen.

Kreis Crailsheim

Satteldorf. Im Steinbruch der Heldenmühle wurde 1939 eine Doline aufgedeckt und durch Dr. Berckhemer (Stuttgart) und durch den Schüler Adolf Seilacher (Gaildorf) Reste vom wollhaarigen Nashorn, Urrind, Wildpferd und Mammutbackenzähne geborgen.

Digitized by Google

Mittlere und Jüngere Steinzeit

(10 000—2000 v. Ztr.)

Kreis Backnang

Trailhof, Gemeinde Oberbrüden. Auf den Stubensandsteinhöhen in der Gegend des Steinbeilfundes von 1937 (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken", NF. 19, 1938, S. 155) fand Dr. Kost bei Höhenlinie 480 nördlich Trailhof einige Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Trailhof, Gemeinde Oberbrüden. Auf der Stubensandstein-Randhöhe „Schlegelsberg" bei Punkt 474,3 südlich des Trailhofs fand Dr. Kost auf den Äckern von Bauer Eugen Klenk Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Abb. 1.

Abb. 2.

Freilandfundstätten der Mittleren und Jüngeren Steinzeit auf Stubensandstein-Randhöhen im Kreis Backnang. — Abb. 1. Ackerflur „Dreiweiler" beim Trailhöfle, Markung Oberbrüden, mit nahem Quell links im Buschwerk unterhalb des Höhenrandes. — Abb. 2. Höhenrandäcker bei Sechselberg mit Fundplatz. (Aufnahmen: K. Bruder, Backnang)

Trailhöfle, Gemeinde Oberbrüden. Auf Flur „Dreiweiler" in Stubensandstein-Höhenrandlage in Quellnähe (siehe Abb. 1), unmittelbar südlich vom Trailhöfle, fand Dr. Kost, später auch Fräulein Mathilde Schweizer (Backnang), Studienrat K. Bruder (Backnang) und Oberlehrer Ullrich (Backnang) gut bearbeitete Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Sechselberg. In Höhenrandlage auf Stubensandsteinäckern (siehe Abb. 2), 700 m westnordwestlich Sechselberg, fanden im Oktober 1938 die oben genannten Backnanger Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken unter Führung von Dr. Kost einige Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Großaspach. Westlich der Straße Großaspach—Kleinaspach, Flur „Kammerfeld", stellte Studienrat K. Bruder (Backnang) im April 1939 anläßlich

Digitized by Google

des dortigen Straßenbaues etwa 10 Feuerstellen im Lehm, die durch den dortigen Straßenbau angeschnitten waren, fest; Funde konnten keine gemacht werden.

Kreis Crailsheim

Marktlustenau. Auf der Markung ist um 1890 ein Steinbeil gefunden worden von einem Bauern, das sich heute im Besitz von Kraftfahrunternehmer Karl Kehl in Crailsheim befindet. Das undurchlochte Beil aus schwarzem Kieselschiefer ist 12 cm lang, hat 52 mm Schneidenbreite und schmalrückige (fast spitznackige) Form. Der Querschnitt ist rechteckig mit gewölbten Breitseiten.

Kreis Hall

Schwäbisch Hall-Oberlimpurg. Im August 1940 stellte unser Mitarbeiter Hochschulassistent Dieter Franck (Oberlimpurg) außerhalb des Abschnittswalls, etwa 100 m südlich desselben, eine vom Dränierbagger angeschnittene spiralkeramische Hüttenstelle fest. In der dort ausgeworfenen Erde und in der Grabenwand zeigten sich zahlreiche unverzierte Scherben und auch linienband- und tupfenverzierte der spiralkeramischen Kultur, dazu die üblichen Reste von gebranntem Lehm, Knochen von Mahlzeiten, Bruchstücke von Mahl- und Schleifsteinen und Feuersteinsplitter (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).
In diesem Zusammenhang darf darauf hingewiesen werden, daß schon im Jahre 1934 bei einer Probegrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken innerhalb des Abschnittswalls am Westrand des jetzigen Gutshofes in einer steinzeitlichen Siedlungsstelle neben westischer Tonware auch ein spiralkeramischer Scherben zutage gekommen war.

Schwäbisch Hall-Hessental. Auf Flur „Mittelhöhe", 700 m westsüdwestlich Hessental, konnte im Herbst 1939 anläßlich der Dränung des Ackers von Bauer Karl Müller (Hessental), unmittelbar an den dortigen Feldweg anstoßend, eine vorgeschichtliche Siedlungsstelle durch Bauer Walter (Hessental) und Dr. Kost erkannt werden. Es handelt sich um einen zu verschiedenen Vorgeschichtszeiten belegt gewesenen Siedlungsplatz, da sich dort sowohl Feuersteinwerkzeuge und Scherben der Rössener Jungsteinzeitkultur, als auch drei Scherben eines kräftigen Gefäßes mit Kammstrichverzierung fanden, wie sie für die keltische Kultur (La-Tène-Zeit) bei uns kennzeichnend und auch in der Haller Keltensiedlung im Sparkassenneubau-Gelände (siehe besondere Darstellung in unserem Jahrbuch) zahlreich geborgen worden sind. Eine spätere weitere Untersuchung der Stelle durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist geplant.

Schwäbisch Hall-Einkorn. In der Nähe der Grabhügel des Waldteils „Sandbrunnen", 1500 m südöstlich vom Einkorn, auf dem Kieselsandstein-Höhenrand, etwa 700 m südlich Punkt 495,6, fand im Juni 1940 Oberlehrer W. Müller (Zuffenhausen) anläßlich einer geologischen Landschaftsfahrt unter Führung von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) am Weg (Kohlstraße) ein Bruchstück (Schneidenteil) eines Steinbeils aus Hornblendeschiefer und einen Feuerstein-Kerbkratzer. Der Fundort

Digitized by Google

liegt am vorgeschichtlichen Überlandweg der „Kohlstraße" und nahe der Einmündung des dort vom Rauenbretzinger Tal her auf die genannte Höhe einmündenden vorgeschichtlichen Weges, der dort die Kohlstraße trifft. Zum Fundplatz siehe Abb. 5. Nahe dieser Stelle, die durch die trotz der 1939 erfolgten Ausgrabung zeitlich nicht bestimmbaren Grabhügel (siehe S. 17) ihre besondere Bedeutung hat, muß ein jungsteinzeitlicher Rast- oder Siedlungsplatz gewesen sein. Das Steinbeil hat im Bruchstück noch 6 cm Länge, 33 mm Höhe und 23 mm Breite. Die Funde wurden vom Finder in dankenswerter Weise dem Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall überlassen.

Gottwollshausen. Am unteren Berghang, 200 m nordwestlich der „Breiten Eiche" in Flur „Hopfengarten", ergab eine Suche durch Dr. Kost im April 1940 einen steinzeitlichen Breitschaber aus Feuerstein. Danach darf das durch Quellbäche ausgezeichnete Gelände um die Breiteiche und der untere Hang über der Breiteiche als steinzeitlich besiedelt vermutet werden.

Brachbach, Gemeinde Übrigshausen. Auf der Ackerflur „Bürg", 1200 m nördlich Brachbach, fanden im September 1940 bei einer Geländesuche Dr. Kost und Volker Kost eine jungsteinzeitliche Siedlungsstelle auf durch Fund mehrerer gut bearbeiteter Feuersteinwerkzeuge, darunter ein großer Breitklingenkratzer, ein Bogenschaber und ein Kielkratzer.

Bühlertann. Durch frühere Funde am oberen Bühlertal aufmerksam gemacht (siehe unten), fand am Fuß des Bühlerbergs, 1400 m südsüdöstlich Bühlertann, Ende August 1940 die Schulklasse von Oberlehrer Schuler (Bühlertann) beim Flachsernten auf dem Acker des Bauern Johannes Schneider das Kopfende einer Pflugschar aus Hornblendeschiefer. Das Stück ist am Bohrloch abgebrochen, 4½ cm breit und noch 5 cm lang.

Bühlertann, Weiler Halden. Auf der Ackerflur „Erbishalde", 1 km ostsüdöstlich der Tannenburg, konnte unser Mitarbeiter Georg Breyer (Talheim) 1940 mehrere bearbeitete Feuersteine finden, ebenso auf der südöstlich dazu liegenden Schilfsandstein-Bergschulter des „Dollenberg". Letztere Fundstelle liegt 500 m östlich vom Blashof (Halden, Gemeinde Bühlertann), 1100 m ostsüdöstlich von der Tannenburg (siehe Abb. 3). Im Jahre 1936 war dort schon von Jungbauer Reichert aus Halden auf Parzelle 65,2, dem Acker des Bauern Franz Stöcker vom Blashof, ein durchlochter Beilhammer aus Diabastuff gefunden worden. Der Steinhammer läuft an dem einen Ende in eine stumpfe Schneide aus, auf der entgegengesetzten Seite in ein breites Nackenende. Beide Enden zeigen starke Abnützungsspuren. Die Abmessungen des Beilhammers sind: 12 cm lang, 5 cm hoch, 6½ cm Nackenbreite; er gleicht dem vom Kochertalhang östlich Untermünkheim stammenden Arbeitshammer im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall und gehört wie dieser der jungsteinzeitlichen linienbandkeramischen Bauernbevölkerung an. — Eine Begehung der Fundstelle durch Dr. Kost erbrachte durch Volker Kost den weiteren Fund der stark verwitterten Hälfte eines Steinbeils (Schneidenteil) aus Hornblendeschiefer; Länge noch 6½ cm, Schneidenhöhe 5 cm, größte Breite des Rückens 3 cm (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall). — Ferner ist im Weiler

Digitized by Google

Abb. 3. Landschaft am oberen Bühlertal mit Tannenburg im Hintergrund und mit Fundorten der Jüngeren Steinzeit links am Hang und am Fuß der Tannenburg (Weiler Halden und Talfuß des Bühlerbergs); im Vordergrund eine Siedlungsstelle der Jüngeren Steinzeit über dem Bachlauf auf lehmigen Schilfsandsteinäckern des „Dollenberg" in Hangstufenlage. (Aufnahme: Dr. Kost)

Halden 1937 bei Grabarbeiten zur Kanalisation des dort errichteten Lagers des weiblichen Reichsarbeitsdienstes die Hälfte einer durchbohrten bandkeramischen Pflugschar (Schneidenteil) aus schwarzem Kieselschiefer geborgen worden. Die Außenflächen des Fundstücks zeigen starke Abwitterungsspuren; Länge noch 11 cm, Höhe 4½ cm, größte Breite an der Bruchstelle am Schaftloch 4 cm. — Obige Feststellungen, die vielleicht die Weiterforschung im Fundgelände ermöglichen, sind dem Bürgermeisteramt Bühlertann (Bürgermeister Breitmeier) und dem Gemeinderat Bauer Reichert in Halden zu verdanken.

Unteraspach. Auf der Höhenrandflur „Abelen", östlich über dem Bühlertal auf Parzelle Georg Rößler (Oberscheffach), 500 m südöstlich der Mühle

Digitized by Google

Oberscheffach, auf Höhe 400,4, stellte unser Mitarbeiter Georg Rößler (Oberscheffach) 1939 eine Anzahl zum Teil gut bearbeiteter Feuersteinwerkzeuge fest (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall). Diese Funde weisen auf eine Höhensiedlung im Lößlehm und stehen sehr wahrscheinlich im Zusammenhang mit der jungsteinzeitlichen Siedlung der Altheimer (ältere Aichbühler, Münchshöfener Kultur) auf Höhe 400,4 beim Stadel (siehe „Fundberichte aus Schwaben", NF. VIII, 1935, und E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 25, Anm. 11). Jene 1934 durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken festgestellte spätjungsteinzeitliche Siedlung liegt nahe der neuen Fundstelle. Eine genauere Erforschung der Stelle durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist vorgesehen.

Unteraspach. Auf Markung Kerleweck, 400 m nordnordwestlich Kerleweck in der Ackerflur „Altenhansen", Parzelle Georg Rößler (Oberscheffach), und in den angrenzenden Äckern der Höhe 405,4 fand Georg Rößler (Oberscheffach) 1939 einige Feuersteinwerkzeuge, ferner 1940 Dr. Kost einen kleinen vorgeschichtlichen Scherben. Diese Funde deuten auf eine dort in Flachhöhenlage gelegene Siedlung der Jungsteinzeit im Lößlehm (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).

Weckrieden. In Flur „Flürle", 1,5 km östlich Weckrieden, 600 m östlich des vorgeschichtlichen Überlandwegs der sogenannten „Nibelungenstraße", stellte Dr. Kost im März 1939 auf den Äckern der Bauern Schumacher und Freimeier (Weckrieden) durch Entwässerungsgräben angeschnittene Hüttenstellen der Spiralkeramik fest mit den für eine Siedlung dieser Kultur kennzeichnenden Funden.
Die ersten Spurfunde als Oberflächenlese sind schon 1931 durch Dr. Kost dort gemacht worden (siehe „Fundberichte aus Schwaben", NF. 7, S. 20).

Kreis Heilbronn

Heilbronn. In der Südstraße, Zufahrt zur Rosenbergbrücke, wurde das große bandkeramische Dorf durch Baugrabung vollends abgetragen. Unser Mitarbeiter Oberlehrer W. Mattes (Heilbronn) stellte fest: Viele Scherben, auch Großgefäße mit eingeritzten Winkelbändern, wenige Feuersteinwerkzeuge. W. Mattes stellte zweierlei Siedlungsformen fest: Massenhaus mit flachen Mulden und daneben rechteckige Häuser. Einige Viehställe, kenntlich an tiefdunklem, 80 cm starkem speckigem Boden ohne Scherben, Tierknochen und Daumenglied vom Menschen. Der Befund erinnert einschließlich des Menschenrestfundes an den Befund des bei Hall-Hessental gelegenen Steinzeitdorfes „Im Gründle" (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 32).

Heilbronn. Die Rössener Siedlung in der Rundstraße umfaßt eine weitere, nordwärts sich dehnende Fläche.
Wenige Meter (60 m) westlich dieser Rundstraßen-Steinzeitsiedlung (Rössener Bandkeramik) wurde in der Feyerabendstraße kanalisiert und dabei angeschnitten und von unserem Mitglied W. Mattes (Heilbronn) festgestellt: Eine Anzahl flacher muldenförmiger Siedlungsstellen und einige

Digitized by Google

bis zu 2,30 m tief gelegene Siedlungsstellen. In der Tiefe stellte Mattes Rössener Scherben fest, in den oberen Siedlungsschichten Scherben der Rössener und der Bandkeramiker. Mahlsteinbruchstücke und Knochen, Bruchstück eines breiten, flachen durchbohrten Steinwerkzeugs, einer Pflugschar, 19 cm lang, 4,6 cm breit und 2,2 cm hoch. In einer 2,30 m tief gelegenen Hütte stellte W. Mattes wieder vorgeschichtliches Getreide fest: Einkorn, Windenknöterich, Körner vom Rainkohl, Schwarzen Holunder, Erbsen und Leinsamen.

Menschliche Knochenreste mit Grünfärbung müssen nach W. Mattes jüngerer Zeit angehören; kennzeichnende Beifunde fehlen.

Dieses Rössener Dorf zog sich also am ganzen Hang entlang bis in ein Spiralkeramiker-Dorf hinein (früher Bierkeller, jetzt Lindenmaier). Aus einer Siedlungsstelle des zu obigem Dorf gehörigen Geländes an der Linkstraße bestimmte W. Mattes einen schönen, flach doppelkegelförmigen, am Rand mit Dellen verzierten tönernen Spinnwirtel von 4 cm Durchmesser (siehe Abb. 16).

In der Feyerabend- und in der Linkstraße waren es nach Feststellung von W. Mattes beide Male etwa 20 m lange Siedlungsstellen, in welche einzelne Mulden bis 80 cm, einzelne bis 1,20 m eingetieft waren mit waagrechten Böden. Eine große Hüttenstelle war bis zu 1,80 m tief und lag im klaren, gelben Lößboden.

Im Juni 1940 stießen Arbeiter bei der Baugrabung in der Steinzeitsiedlung in der Linkstraße auf ein Skelett. Die sofortige Untersuchung durch unseren Mitarbeiter W. Mattes ergab eine Hockerbestattung mit Kopf im Süden und Blick nach Osten gerichtet, auf der rechten Seite liegend, mit angezogenen Beinen. Die Länge des Skeletts war 1,30 m. Die Bestattung hatte zierliche Knochen, stark abgekaute Zähne, und lag im schwarzbraunen Kulturboden. Beigaben fanden sich keine.

Von Bedeutung für die Steinzeitforschung wie auch für die Vorgeschichte unseres Landes ist der von W. Mattes gemachte Fund von Kernen der wilden Weinrebe (Vitis silvestris) in obengenannten Heilbronner Steinzeitsiedlungen. Der eine der beiden Kerne wurde aus einer Siedlungsstelle der Rössener Kultur im Steinzeitdorf zwischen Rund- und Feyerabendstraße im Jahre 1938 in 1,3 bis 1,5 m Tiefe aus einer Brandschicht unter verkohltem Getreide festgestellt und geborgen. Die mitgefundenen Getreidekörner gehören hauptsächlich dem Einkorn (Triticum monococcum) und der Saatgerste (Hordeum sativum) an; ferner fanden sich, wie auch erneut wieder (siehe oben), Beerenkerne vom Holunder (Sambucus nigra, Sambucus ebulus). Nach Feststellung von Dr. Kirchheimer (siehe K. Bertsch, Die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands; „Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft", Jahrg. 1939, Band 57, Heft 9, S. 439) ist diese jungsteinzeitliche Wildrebenrasse deutlich von den Samen der unter Vitis vinifera zusammengefaßten Kulturreben verschieden. — Der zweite Kern solch wilder Weinrebe (Vitis silvestris) wurde von W. Mattes 1939 in einer Kulturschicht der Spiralkeramiker in der Rundstraße (bei der Feyerabendstraße), ebenfalls inmitten von Resten des Einkorns und von Holundersamen und anderen vorgeschichtlichen Sämereien,

Digitized by Google

zum Vorschein gebracht (siehe K. Bertsch, a. a. O., S. 439). Mit beiden Funden ist nach K. Bertsch anzunehmen, daß während der Jungsteinzeit die wilde Weinrebe im mittleren Neckartal von Stuttgart bis Heilbronn bodenständig war.[1] Diese Wildtraubenkerne des Neckartals zeigen, daß die wilde Weinrebe während der Jungsteinzeit wesentlich weiter verbreitet war als heute. „Die Wildreben an Neckar und Schelde bezeichnen die am weitesten nach Osten und Norden vorgeschobenen Punkte der ehemaligen Verbreitung der rheinischen Wildrebe und lassen auf ein früher wärmeres Klima schließen, auf eine nacheiszeitliche Wärmezeit. Diese Funde liefern also eines der schönsten Beweisstücke für diese Wärmezeit nach der Eiszeit."[2] Für den deutschen Weinbau stellt K. Bertsch in den „Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz" 1939 (S. 59) fest, daß es in der Jungsteinzeit und in der Bronzezeit sich um gesammelte Beeren zum Essen handeln muß wie bei den Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Wildkirschen und Schlehen, von denen zahlreiche Fruchtsteine in den Siedlungen jener vorgeschichtlichen Zeiten vorkommen. Aus diesen heimischen Wildreben haben später unsere frühgeschichtlichen Weinbauern die Sorten mit den größten und süßesten Beeren ausgewählt und daraus unsere beiden wertvollsten Rebensorten gezogen, den Riesling und den Traminer. Diese beiden Sorten haben denn auch am Rhein die dort eingeführt gewesenen fremden Sorten wie Elblinge, Orleans und Trollinger allmählich verdrängt (K. Bertsch, a. a. O., S. 61). — Über Funde von Kernen der wilden Weinrebe in der Haller Keltensiedlung durch Dr. Kost siehe Seite 77.

Heilbronn-Böckingen. In einer bandkeramischen Hüttenstelle konnte W. Mattes (Heilbronn) Getreidekörner bergen und darunter Weizen, Einkorn und Gerste feststellen.

Auenstein. Östlich des Ortes in Flur „Hühneräcker" (Hünenäcker!) fand W. Mattes (Heilbronn) Spuren einer noch nicht näher bestimmbaren vorgeschichtlichen Siedlung.

Beilstein. Bei Fernersberg las W. Mattes (Heilbronn) eine Feuersteinpfeilspitze und ein Feuersteinmesser auf.

Gagernberg. Dort stellte W. Mattes (Heilbronn) Feuersteinabsplisse fest. Mittlere oder Jüngere Steinzeit.

Hirrweiler bei Löwenstein. Durch W. Mattes (Heilbronn) konnten gegen 30 Feuersteinsplitter gefunden werden, die mittelsteinzeitlich sein könnten.

---

[1] In jungsteinzeitlichen Schichten der Berger Inselquelle (Stuttgart) fand sich Holz der wilden Weinrebe und ein Traubenkern; die umgebenden Schlammbildungen zeigten bei ihrer pollenanalytischen Untersuchung durch K. Bertsch Blütenstaubkörner des vorherrschenden Eichenmischwaldes der Jungsteinzeit: Eiche, Ulme, Linde und eindringende Rotbuche.

[2] K. Bertsch, Die wilde Weinrebe im Neckartal; Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Heft 15, Stuttgart 1939, und Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, 1939, Heft 9, S. 440: Die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands.

Digitized by Google

Dahenfeld bei Neuenstadt. Von W. Mattes (Heilbronn) wurde ein durchbohrtes Steinbeil mit sehr schönem, zum Absprengen von einem ursprünglich größeren Stück ausgeführtem Sägeschnitt festgestellt, 14,5 cm lang, 4,7 cm breit, 4,5 cm dick.

Auf dem Schauberg, südlich Dahenfeld, stellte W. Mattes (Heilbronn) einen Abschnittswall fest und außerhalb desselben drei Grabhügel.

Grantschen-Ellhofen. Das dortige Steinzeitdorf erstreckt sich über weitere angrenzende Äcker (etwa 10 Äcker). W. Mattes (Heilbronn) stellte dort weitere Scherben, Feuersteinmesser, ein Beilbruchstück und Rötelfunde fest.

Grantschen-Wimmental. An der Reichsautobahn fand O. Paret (Stuttgart) mehrere jungsteinzeitliche Siedlungsstellen.

Wüstenrot. Nördlich des Ortes stellte W. Mattes (Heilbronn) Feuersteinkleingeräte fest; mittel- oder jungsteinzeitlich.

Kreis Mergentheim

Althausen. Bei den Einebnungsarbeiten zum Sportplatz hinter dem Schulhausneubau in Althausen kam im Februar 1939 in 70 cm Tiefe ein Grab aus alter Zeit zum Vorschein. Der Fundplatz liegt in etwa Dreiviertelhöhe der Stirne einer schmalen Bergzunge. Der Aufmerksamkeit von Hauptlehrer Deeg ist es zu verdanken, daß sofort der Denkmalpfleger, unser Mitarbeiter Georg Müller (Mergentheim), von dem Fund benachrichtigt wurde, so daß die sachgemäße Aufdeckung gesichert war. Es zeigten sich dann in der sogenannten Hockerstellung die gut erhaltenen Skelette einer Frau, die, auf der rechten Seite liegend, ein etwa 2jähriges Kind mit dem rechten Arm umschlungen hielt, den Kopf des Kindes an ihr Gesicht gedrückt, den Blick nach Osten gerichtet (Abb. 4). Vor ihr lagen die Skelette von zwei Kindern im Alter von etwa 8 und 15 Jahren, die sich gegenseitig das Gesicht zuwandten. Die ganze Gruppe zeigt deutlich, daß die Beerdigung mit liebevollem Feingefühl erfolgte; sie ist eine einzigartige Urkunde, wie sie sonst nirgends in Deutschland bekannt ist. Leider wurden keine bestimmbaren Grabbeigaben gefunden, so daß eine genaue Feststellung des Zeitpunktes und der Volkszugehörigkeit nicht möglich war. Die Schädel sind ausgesprochene Langschädel. Zu Füßen der Gruppe war nur ein schmaler Streifen einer rostbraunen Masse zu finden und ein Stück schlechten Feuersteins ohne deutliche Bearbeitungsspuren, etwa in Form eines Schabers. Man wird als Zeitpunkt etwa die jüngere Steinzeit vor rund 4000 Jahren annehmen dürfen. Allerdings sind andernorts auch schon Hockergräber in der alamannisch-fränkischen Zeit (5. bis 8. Jahrh. n. Ztr.) festgestellt worden.[3] Eine andere steinzeitliche Entsprechung ist ein jungsteinzeitliches Hockergrab mit 3 zusammenliegenden Hockerleichen in Chamblandes (Schweiz).[4] Die Bergung und Verbringung des ganzen Grabfundes in das Bezirksheimatmuseum erfolgte dann unter Leitung des Landeskonservators Dr. O. Paret (Stuttgart). Dort wird die Bestattung später konserviert und ausgestellt werden.

[3] Siehe 64. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken, Seite 15.

[4] Grab Nr. 13; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, NF. 22, 1920, S. 149.

Digitized by Google

Abb. 4. Familienbestattung in Hockerlage von Althausen, Kreis Mergentheim. Rechts Mutter mit etwa zweijährigem Kind im rechten Arm; vor ihr links zwei sich gegenseitig zugewandte Kinder im Alter von etwa 8—15 Jahren. (Aufnahme: Georg Müller, Bad Mergentheim)

Bernsfelden. Bei Steinbrucharbeiten in der Nähe von Bernsfelden wurde im Herbst 1939 ein schwerer, durchlochter Steinhammer gefunden, der aber infolge Nichtbeachtung wieder verloren ging. (Meldung durch Georg Müller [Mergentheim].)

Bronzezeit

(Im Norden urgermanisch, auf unserem Boden urkeltisch; 1800—800 v. Ztr.)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall-Einkorn. Von den im Waldteil „Sandbrunnen", 1400 m südöstlich des Einkornturmes, an der vorgeschichtlichen Kohlstraße am westlichen Höhenrand der Limpurger Berge gelegenen 5 Grabhügeln wurden 1939 von L. Wunder (Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.) mit seinen Schülern drei Grabhügel, die durch Wiederaufforstung gefährdet waren, mit Genehmigung des Landesamts für Denkmalpflege, Abteilung Vorgeschichte, untersucht. Der Bericht von L. Wunder (Schloß Michelbach a. B.) ist angeschlossen:

Digitized by Google

Ausgrabung und Wiederaufrichtung der Grabhügel I, II und III im Waldteil „Sandbrunnen" an der Einkornstraße (Kohlsträßchen) bei Schwäbisch Hall, zugleich Bericht über ein Beispiel von Denkmalpflege in heimatlicher Vorgeschichte

(Abb. 5—13).

„Im Juli 1939 ließ der Historische Verein für Württembergisch Franken im Einvernehmen mit dem Landesamt für Denkmalpflege und dem Forstamt Komburg diese Hügelgruppe durch mich abgraben. Wir erwarteten von der Ausgrabung eine klare Antwort auf die Frage: Welche vorgeschichtlichen Zeiten sind in den Grabhügeln der Umgegend von Hall vertreten? —

Diese Frage hat, um dies gleich vorweg zu nehmen, noch keine Antwort gefunden. Hügel I ergab überhaupt keine Funde, Hügel II enthielt wohl ein Skelett, aber keine Beigaben, Hügel III hatte keine Funde. Dies war bei uns eine große Enttäuschung, weil die reichen Funde aus der Keltenzeit, die in Hall selbst im Jahre 1939 gemacht wurden, sowie das im Jahre 1934 von uns

Bild 5. Blick von der südlichen Bergschulter des Einkornhangs beim Bauernhof, mit steinzeitlicher Fundstelle im Vordergrund, in südöstlicher Richtung auf die Bergrandzüge der Limpurger Berge. Am Himmelsrand links die Waldhöhe „Sandbrunnen" (Höhe 495,6), Markung Einkorn, 1400 m südöstlich Einkorn, Fundort der Grabhügel. Auf dem Höhenrand in ganzer Ausdehnung von links nach rechts führt der vorgeschichtliche Überlandweg des „Kohlsträßchens" über die Limpurger Berge zur Schwäbischen Alb. An diesem Urweg liegt, auf unserer Aufnahme an dem geradlinigen Waldhorizont links der Bildmitte, die neueste Fundstelle eines Steinbeils und Feuersteinwerkzeugs. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

in einem Grabhügel bei Triensbach, 20 km nordöstlich Hall, gefundene Keltenschwert die Frage nach den Grenzen zwischen der keltischen und der vorkeltischen Besiedlung unseres Landes besonders brennend gemacht hatten.

Trotzdem brachte uns die Ausgrabung der Sandbrunnen-Hügel ein wertvolles Ergebnis: die Leiche in dem flachen Hügel II lag in einer prachtvollen Steinsetzung, deren Erhaltung uns vor neue Aufgaben stellte. Denn diese Steinsetzung war ja geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie in vorgeschichtlicher Zeit beerdigte Leichen vor dem Zugriff der Wölfe und Füchse geschützt wurden. Ihre Erhaltung bedeutete die Gewinnung eines höchst wertvollen Lehr- und Anschauungsmittels auf dem Gebiet unserer heimatlichen Vorgeschichte, also Dienst an der Heimat- und Volkskunde. Die zum Teil zentnerschweren Steine sind von uns genau wieder in diejenige Lage gebracht worden, in der sie bei der Aufdeckung des Grabes gefunden wurden. Die sandige Erde, welche zwischen und über den Steinen lag, bildet jetzt einen breiten Wall um das offenliegende Grab. Am Rande des Walls steht ein eichener, gegen Fäulnis und Wetter sorgfältig geschützter Pfahl mit einer überdachten Gedenktafel, auf welche Kunstmaler Kollmer aus Rauenbretzingen den Grund- und Aufriß des Grabes und die wichtigsten Fundumstände aufgemalt hat. Zwei ähnliche Gedenktafeln sind auf den viel größeren Hügeln I und II errichtet, die nach der Ausgrabung wieder zur ursprünglichen Höhe aufgerichtet wurden. Das Forstamt Komburg, vertreten durch Herrn Forstmeister Köpf, hat sich auf unsere Anregung in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, diese vorgeschichtlichen Denkstätten im Frühjahr 1941 mit einem Zaun zu umgeben und mit Fichten und Eichen zu umpflanzen, unter deren Schutz diese Denkmäler noch nach Jahrhunderten sehenswert sein sollen.

Unsere Abbildungen vermitteln eine Vorstellung von dem, was hier in einer, wir dürfen wohl sagen vorbildlichen Weise zur Erforschung, Erhaltung und Pflege vorgeschichtlicher Grabstätten und für ihre Ausnützung für Lehrzwecke geschehen ist. Dies war allerdings nur durch Aufwand bedeutender Arbeitskräfte möglich.

Wer die Stelle, die vom Einkorngipfel aus unschwer in einer Viertelstunde erreichbar ist, aufzusuchen Zeit hat, sollte den Besuch nicht versäumen.

Nun bleibt doch noch einiges über das Grabungsergebnis selbst zu sagen: Die Leiche im Hügel II, der sich kaum merklich — höchstens 0,20 m — über den äußeren Boden erhob, lag im Mittel 1 m tief. Der zerdrückte Schädel lag im Westen, die Füße im Osten. Genau bestimmbar war die Lage des Unterkiefers und die der beiden parallelen Oberschenkel. Aus diesen Maßen ergibt sich eine wahrscheinliche Größe des Bestatteten von 160 bis 165 cm. Die Knochen waren in äußerst mürbem Zustand und konnten trotz Festigung mit einem Gemeng von Schellack und Zaponlack nur in kleinen, wenig aussagenden Bruchstücken geborgen werden, die dem Anthropologischen Institut der Universität Tübingen zur Begutachtung eingesandt wurden. Der Unterkieferrest ist ebenfalls sehr beschädigt. Deutlich erhalten ist nur die spina mentalis. Immerhin kann mit einiger Sicherheit gesagt werden, daß der Unterkiefer, verglichen mit den dickwandigen Schädelresten und den Oberschenkelresten sehr klein ist.

Im Aushub des Grabhügels fand sich außer Holzkohlespuren — die in allen vorgeschichtlichen Zeiträumen vorkommen — nur ein mesolithischer oder neolithischer Feuersteinsplitter. Es wäre falsch, daraus

Digitized by Google

Abb. 6.

Abb. 7.

Abb. 8.

Abb. 6. Grabhügel II während der Ausgrabung durch L. Wunder mit Schülern des Landerziehungsheims Schloß Michelbach a. B. — Abb. 7. Grabhügel II mit aufgedeckter Steinkammer und mit den Resten des Skeletts. In der Bildmitte in der Grube der menschliche Kiefer; das Skelett liegt von dort aus bis gegen die Mitte des unteren Bildrandes. — Abb. 8. Grabhügel II in genauer Wiederherstellung der Steinsetzung, mit Darstellungstafel für Besucher. (Aufnahmen: 6 und 8 Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.; 7 Dr. Kost)

zu schließen, daß es sich um eine steinzeitliche Bestattung handle: Die Höhen um Schwäbisch Hall waren in der mesolithischen, der Einkorn selbst auch in neolithischer Zeit (8000—4000 v. Ztr.) alle so reich besiedelt, daß die zu nachweisbar später errichteten Hügeln verwendete Erde öfter Feuersteinsplitter enthält.

Digitized by Google

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 9. Blick vom Südhang des Einkornberges auf die Anhöhe des Waldteils „Sandbrunnen" (Kuppe in der Bildmitte), den Ort der Grabhügel. Der durch die dunkle Buschreihe Mitte des rechten Bildrands erkenntliche, zum Waldrand führende Hohlweg ist zweifellos schon vorgeschichtlich. — Abb. 10. Einmündung dieser vorgeschichtlichen Wegführung am Höhenrand des Waldteils „Sandbrunnen" bei den Grabhügeln. In Bildmitte Grabhügel I. — Abb. 11. Der nach Ausgrabung wieder errichtete und mit Darstellungstafel gekennzeichnete Grabhügel I. — Abb. 12. Blick von der Hochfläche des Waldteils „Sandbrunnen", von der „Kohlstraße" her, auf Grabhügel II (flach, im Mittelgrund), I (rechts) und III (links). Zwischen I und III an der dunklen Stelle kommen 2 Besucher den vorgeschichtlichen Hohlweg (siehe Abb. 10) herauf. (Aufnahmen: Dr. Kost 1940)

Auch die Hügel I und III enthielten mehrere Anhäufungen von Steinen, die deshalb auffielen, weil die Hauptmasse der Hügel aus reinem Sand bestand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ehemals Leichen enthielten. Ganz auffallend ist das gänzliche Fehlen jeglicher Spur von Tonscherben.

Digitized by Google

Abb. 13. Die Darstellungstafel auf Grabhügel 1 mit den wichtigsten Angaben über das Ausgrabungsergebnis und mit Darstellung des Aufrisses und des Grundrisses des Hügelgrabes. (Aufnahme: Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.)

Die weitere Lösung des Rätsels um die erst am Anfang unserer Erkenntnis stehende bronze- und hallstattzeitliche Besiedlung der Umgebung von Schwäbisch Hall muß künftigen Untersuchungen überlassen werden."

Soweit der Bericht von L. Wunder (Landerziehungsheim Michelbach a. B.). Wieweit die neuestens in Nähe der Grabhügel, südlich davon von W. Müller (Zuffenhausen) gemachten Jungsteinzeitfunde (siehe oben S. 9) in Beziehung zu den ohne Beigaben befundenen Grabhügeln stehen, ist fraglich. Der in Grabhügel II gefundene Feuersteinsplitter könnte jungsteinzeitlich sein und der Zeit obengenannter Jungsteinzeitfunde zugehören.

Weckrieden. Auf Äckern am Nordwestrand der Landstraße Weckrieden—Veinau, 1300 m südsüdöstlich Weckrieden und südwestlich Höhe 410, Flur „Heide", beobachtete Dr. Kost im Frühjahr 1940 anläßlich bäuerlicher Entwässerungsarbeiten dort etwa 10 vorgeschichtliche Siedlungsstellen im Lößlehm in 70 cm bis 1 m Bodentiefe. Zwei der Fundstellen ergaben Scherben größerer Gebrauchsgefäße und Bodenstücke von einer Form, die an Zuweisung zur Spätbronzezeit oder Hallstattzeit denken läßt. Die Siedlung hat 400 m Nordost-Südwestausdehnung. Südwestlich

Digitized by Google

schließen sich einige frühere jungsteinzeitliche Funde von Dr. Kost an (Dezember 1931, siehe „Fundberichte aus Schwaben", NF. 7, 1932, S. 20). Die Sachlage erinnert an verschiedene andere Siedlungsstellen mit jungsteinzeitlicher und spätbronzezeitlicher Besiedlung, z. B. in Flur „Haspach" bei Schwäbisch Hall (siehe „Württembergisch Franken", NF. 19, 1938, S. 173).

Kreis Heilbronn

Heilbronn-Böckingen. In der Landwehrstraße fand ein Schüler eine bronzene Brillenspange wie die in Beiler, Die vorgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn a. N., 18. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, S. 107, vermerkten und auf Tafel VI von Böckingen abgebildeten. (Bericht von W. Mattes [Heilbronn]; siehe auch Abb. 14.)

Abb. 14. Bronzene Brillenspange von einer spätbronzezeitlichen Bestattung in Heilbronn-Böckingen. (Aufnahme: „Heilbronner Tagblatt", NS.-Presse Württemberg G. m. b. H., Bildstelle.)

Neckarwestheim. Im Steinbruch des Zementwerks Lauffen stellte W. Mattes (Heilbronn) im Lößlehm eine Wohnstätte der Urnenfelderkultur fest durch Holzkohleschichten, feuergerötete Muschelkalksteine und Bruchstücke eines Gefäßes. Die Siedlungsstelle hatte 2 m Durchmesser.

Kreis Künzelsau

Dörzbach. In einer Sandgrube, 1 km westlich Dörzbach, am Altenberg barg unser Mitarbeiter Oberlehrer Wallrauch (Dörzbach) einige Scherben grober, schwarzgrauer Töpfe. Es handelt sich um eine vorgeschichtliche Siedlung, deren genaue zeitliche Zuweisung noch nicht möglich ist.

Döttingen a. K. Eine Nachuntersuchung der in der Spätbronzezeitsiedlung am Kocherufer 1933 durch unseren Mitarbeiter A. Kraft (Braunsbach) geborgenen Getreidekörnerfunde (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 44), welche damals durch Dr. Franck (Oberlimpurg) als Gerstekörner bestimmt worden waren, durch den besten Kenner vorgeschichtlicher Getreidearten in Württemberg, K. Bertsch (Ravensburg), ergab die Richtigkeit dieser Bestimmung auf Saatgerste (Hordeum sativum); ferner stellte K. Bertsch auch ein beschädigtes Weizenkorn (Triticum, wahrscheinlich Tr. dicoccum, Emmer) fest.

Kreis Mergentheim

Igersheim. Schon vor Jahren wurde, wie Georg Müller (Mergentheim) nachträglich feststellte, im Ziegelwerk Hork in der Lehmgrube ein Urnengrab aufgedeckt, von dem der Berichterstatter noch im Jahre 1939 Reste ermitteln konnte: Scherben einer größeren spätbronzezeitlichen Urne mit ausgebogenem Rand und eines kleineren Topfes, ferner 2 Reibsteine aus Quarzit, rundlich, annähernd faustgroß, der eine flacher und an der seitlichen Rundung stärker abgenützt.

Digitized by Google

Im Herbst 1939 wurde ebendort ein vermutliches Brandgrab durch den Bagger aufgedeckt und gründlich zerstört. Der Besitzer Hork zeigte dann Oberlehrer Kohler (Igersheim) noch Reste; dieser barg das übrige vollends und unser Mitarbeiter Georg Müller konnte dann bei Nachsuche noch feststellen, daß sehr viel Asche und Kohlenreste da waren und hartgebrannter Lehmboden an Boden und Seiten der Grube. Danach könnte es sich auch um eine gewerbliche Anlage der Spätbronzezeit handeln; die Scherben stammen von 2 großen Urnen und einigen kleineren Töpfen. (Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

Ältere frühe Eisenzeit

(Im Norden Ältere Großgermanenzeit, im Süden Hallstattzeit; 800—500 v. Ztr.)

Kreis Hall

Lorenzenzimmern, Kirchbühl. Auf der nahe der Eisenbahnstrecke Hessental—Crailsheim gelegenen Gipskeuper-Flachhöhe des „Kirchbühl" fand Dr. Kost im Juni 1939 mehrere vorgeschichtliche Scherben auf der Südseite der Kuppe. Der „Kirchbühl" ist schon durch seinen Namen wie auch durch die Tatsache bemerkenswert, daß auf ihm die Markungen dreier benachbarter Ortschaften zusammenstoßen. Er liegt 900 m nordwestlich Lorenzenzimmern, 800 m südlich Gaugshausen und 2000 m nordöstlich Großaltdorf (848 Alahtorf). Der Bühl ist schon von früheren Forschern, besonders von dem Haller Geschichtsschreiber Gmelin (Großaltdorf), als das alte „alah", eine germanische heilige Stätte, in Anspruch genommen worden. Auf jeden Fall konnte nun die Bodenforschung den heute kahlen Hügel als vorgeschichtlich besiedelt erkennen. Freilich ist damit die frühgeschichtliche Bedeutung dieses Ortes noch nicht geklärt, da als das zum Ortsnamen Großaltdorf (848 Alahtorf) zu suchende Alah besonders der wesentlich beachtlicher gelegene und durch seinen Namen eher hierfür in Betracht kommende Ahlesberg über Ahlbach und Bühler, 2500 m südwestlich Großaltdorf, in Frage kommen könnte, vielleicht auch die Stöckenburg bei Vellberg. Eine spätere genauere Untersuchung dieser Fragen ist vorgesehen.

Kreis Künzelsau

Dörzbach. Auf der zweiten Muschelkalkschichthöhe in etwa 300 m Höhe, mit gutem Ausblick auf Weide-, Jagd- und Wasserlandschaft, 500 m südlich von Dörzbach, konnte unser Mitarbeiter Oberlehrer Wallrauch (Dörzbach) vorgeschichtliche Scherben, Holzkohlestücke und ein 8 cm langes, abgerundetes und durch Feuereinwirkung stark gerötetes Geröllstück bergen, das zweifellos als Polier- oder Glättstein gedient hatte. Die Scherben stammen von vier verschiedenen Gefäßen, doch ist kein kennzeichnendes Stück und kein Randstück dabei, so daß die Annahme einer Zuweisung der Siedlung zur Hallstattzeit (Spätbronzezeit?, La Tène?) fraglich bleibt. Die Scherben eines schwarzgrauen, dünneren Topfes zeigen auf der Außenseite Glättung.

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Bei Baugrabungen am Westrand von Mergentheim, nördlich der Kaserne, stellte unser Mitarbeiter Georg Müller (Mergentheim) hallstattzeitliche Scherben, Knochen und ein Feuersteinklingenstück fest.

Digitized by Google

Edelfingen. An der württembergisch-badischen Grenze, unweit der Straße Edelfingen—Unterbalbach, erkannte Georg Müller (Mergentheim) eine verschleifte Grabhügelbestattung mit Steinpackung im Rechteck, 3 m × 1,60 m. Unter den Scherbenfunden befinden sich verzierte Scherben mit geometrischer Punktverzierung nach Art der Salemer Hallstatturnen der Schwäbischen Alb, ferner 1 Randstück eines großen Topfes, der auf dem Rand Fingerdellen aufweist und nahe dem Rand unter dem kurz eingezogenen Hals eine fingertupfenverzierte waagrechte Leiste.

Jüngere frühe Eisenzeit

(Im Norden Mittlere Großgermanenzeit, im Süden La-Tène-Zeit; 500 v. Ztr. bis Beginn unserer Zeitrechnung)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall. Die bedeutende, 1939 aufgedeckte Keltensiedlung vom Gelände des Kreissparkassenneubaus bis zum Steinernen Steg und Keckenhof erstreckt sich über einen Zeitraum von 500 bis 700 Jahren; diese Siedlung aus der Zeit von 500 v. Ztr. bis in das 2. Jahrhundert n. Ztr. hat vieles Kulturgerät und wichtige Aufschlüsse geliefert. Sie ist in einer Sonderdarstellung in diesem Jahrbuch, Seite 39 bis Seite 111 veröffentlicht, ferner in zwei weiteren Sonderberichten (S. 112 und S. 129).

Schwäbisch Hall. Am Wehr bei der Herrensägmühle fand am 12. Juli 1939 der Schüler der Deutschen Volksschule Gerhard Lampe (aus Klasse 4, Hauptlehrer W. Hommel) einen Scherben, der wohl der La-Tène-Zeit zuzurechnen ist. (Fund im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall, Studiensammlung Nr. 1134.)

Schwäbisch Hall, Neumäuer. Im Februar 1932 stellte Stadtarchivar W. Hommel bei einer Baugrabung am Haus Gehring (Neumäuer Nr. 11) holzkohlehaltigen Kulturboden und Scherben fest, die als spätkeltisch anzusprechen sind. (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall, Studiensammlung Nr. 1135—1158.)

Schwäbisch Hall-Hessental. In der neuentdeckten Rössener Jungsteinzeitsiedlung auf Ackerflur „Mittelhöhe" (siehe oben bei „Jüngere Steinzeit") stellte Dr. Kost bei dortiger bäuerlicher Entwässerungsgrabung auch keltische Kammstrichscherben fest als deutlichen Hinweis auf eine im Gelände dieser Rössener Siedlung gelegene Keltensiedlung. Eine spätere genauere Erforschung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist geplant.

Michelbach a. B. In der Sohle des Kochertals in den „Kocherwiesen", 1500 m westsüdwestlich Michelbach, 1 km nordnordwestlich Wilhelmsglück, ist im Jahre 1929 bei Grundwasser-Grabarbeiten des Städtischen Gas- und Wasserwerks Schwäbisch Hall ein eiserner Dreizack (Abb. 15) geborgen und dem Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken zugeführt worden. Der Dreizack, dessen Spitzen in einseitigen Widerhaken endigen und dessen Schaft in eine Tülle ausläuft, ist zweifellos ein Fischspeer; er ist 21 cm lang und hat 8½ cm größte Breite. Dieser Fund wurde seinerzeit von landesamtlicher Stelle als mittelalterlich angesprochen; mittel-

Digitized by Google

alterliche Entsprechungen dieser Art sind indessen nirgends bekannt, sondern nur entwickeltere Weiterbildungen solcher Fischfangwerkzeuge. Dagegen kann auf Grund völlig ähnlicher Vergleichsstücke aus keltischen Siedlungen eine Zugehörigkeit unseres Fundstücks zur keltischen Kultur und Zeit als sicher gelten, wie Abbildungen und Beschreibung solcher Funde aus der Latènezeit und -kultur bei Déchelette (Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine IV, 1927, Fig. 615 und S. 8921) und bei Eduard Krause (Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke, Berlin 1904, S. 44 und Abb. 95 ff.) beweisen. An dem Fundstück ist kennzeichnend, daß die mittlere Gabelspitze einen einseitigen Widerhaken trägt wie die beiden äußeren Spitzen auch; dieses Kennzeichen ist auch bei den keltischen Entsprechungen vom Neuenburger See (Schweiz) aus keltischen Fischersiedlungen beachtenswert und sichert samt der gleichen Gesamtform und ähnlichen Gesamtlänge (17—30 cm) die Einreihung des Kochertalfundes von Michelbach a. B.—Wilhelmsglück in die Latènezeit.

Die zugehörige Keltensiedlung dürfte an dem günstigen Siedlungsort Westheim am Kocher zu suchen oder aber die umfangreiche Haller Keltensiedlung selbst sein.

Die eiserne dreizackige Fischgabel ist zum Stechen von Hechten, Aalen und Lachsen benützt worden. (Siehe E. Krause, a. a. O., S. 46.)

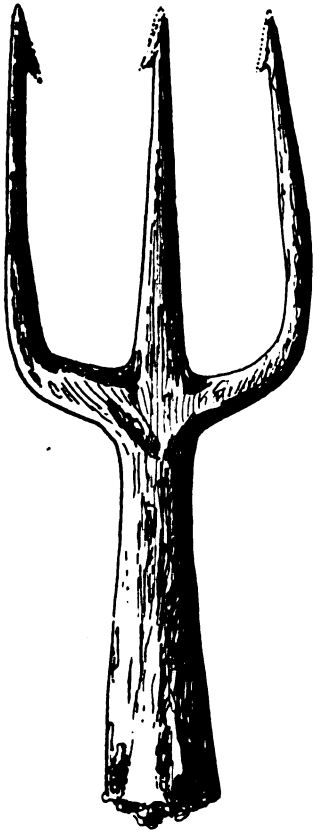


Abb. 15. Keltischer eiserner Dreizack-Fischspeer mit Widerhaken aus der Sohle des Kochertals unterhalb Wilhelmsglück von Markung Michelbach a. d. B., Länge 21 cm. (Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall.)

Sulzdorf, Matheshörlebach. Bei einem Gang auf dem Feldweg von Otterbach nach Matheshörlebach fand am Himmelfahrtstag 1933 auf dem Weg in Flur „Kappeläcker", 400 m nördlich Matheshörlebach am Flachhang über dem Otterbach, Frau Katharina Kraft aus Otterbach ein goldenes Regenbogenschüsselchen (boisch-vindelikisches Drittelstück) von 1,8 Gramm Gewicht. Die Hohlseite ist glatt, die Wölbseite trägt am Rand ein Stück eines gepunkteten Kränzchens. Der Fund läßt vielleicht auf die Nähe einer spätkeltischen Siedlung schließen, wie sie in ähnlicher Lage in den letzten Jahren von Dr. Kost mehrfach entdeckt worden sind, so z. B. in Flur „Mittelhöhe" bei Hessental (siehe oben) und am oberen Wettbach bei Weckrieden. (Siehe „Württembergisch Franken", NF. 19, 1938, S. 183.)

Digitized by Google

Vellberg, Stöckenburg. Auf der Nordseite der Hochfläche der Stöckenburg fand W. Hommel (Schwäb. Hall) u. a. einige keltische Scherben (Schale mit Fingertupfenverzierung auf der Außenwand und Kammstrichscherben), ferner einen zeitlich nicht genauer bestimmbaren tönernen, flachkugelförmigen vorgeschichtlichen Spinnwirtel. Unser örtlicher Mitarbeiter Georg Breyer (Talheim) fand ebenfalls keltische Scherben dort, darunter ein Randstück einer spätkeltischen Graphittonschüssel (Profil wie Haller Keltensiedlung Abb. 36 Nr. 904).

Kreis Heilbronn

Heilbronn. Nach Mitteilung unseres Mitarbeiters W. Mattes wurden im September 1940 in einem Hof der Firma Knorr zwei keltische Grabfunde gemacht. In einer Tiefe von 1,40 m stieß man auf ein Eisenschwert von 64,5 cm Länge und 3,5 cm Breite mit starkem Grat, Griff 9 cm, Knauf abgebrochen. Weitere Beifunde fehlten angeblich.
Zwei Meter von dieser Fundstelle entfernt wurden in 2,20 m Tiefe (Auffüllung) bei einem Skelett zwei Bronzefibeln mit aufgebogenem zwiebelförmigem Fuß gefunden. Der Endsporn am kugeligen Fuß ist leicht gerillt bei beiden gleichartigen Stücken, ebenso an der Öse für die Nadelspitze. Die Lage der Bestattung war Nordwest-Südost.

Heilbronn. Auf dem Stahlbühl, südöstlich Heilbronn, spürte im Dezember 1939 unser Mitarbeiter W. Mattes (Heilbronn) durch ledergelbe, glattpolierte Scherben und andere Scherben, eine Bronze-Nähnadel und einen Spinnwirtel eine keltische Siedlung auf. Der Stahlbühl (Name! wohl als Stallbühl zu deuten) liegt als Vorhügel vor der Schilfsandsteinhochebene und über den niederen Lößwellen der Talaue. Er trägt bis 8 m tiefen Lößlehm.

Frankenbach. In der Ortweinschen Sandgrube wurden von einem Schüler zwei keltische Fußringe gefunden, ähnlich den in Schwäbisch Hall in den Ackeranlagen 1907 und 1909 geborgenen (Abb. 16; siehe auch „Haller Heimatbuch" 1937, Aufsatz Dr. Kost, S. 68, Abb. 15) und den 1935 bei Criesbach gefundenen (Abbildung siehe in E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, Tafel VI, Abb. 2; dort Seite 56 auch weitere einschlägige Ausführungen über jene Zeit). Die Ringe sind geknotet und tra-

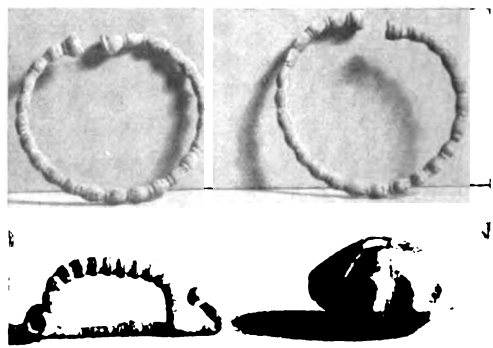


Abb. 16. Oben: Zwei geknotete keltische Fußringe aus Bronze, von Frankenbach, Kreis Heilbronn. — Unten: Bronzene Kleiderhafte (Fibel) von Frankenbach. Rechts: Tönerner Spinnwirtel aus einer jungsteinzeitlichen Rössener Dorfsiedlung in Heilbronn, Rundstraße.
(Aufnahme: „Heilbronner Tagblatt", NS.-Presse Württemberg G. m. b. H., Bildstelle.)

Digitized by Google

gen Stempelenden; ihr Durchmesser ist 8,6 und 7,5 cm. Die Zahl der Knoten beträgt 23. Im Jahre 1938 wurde in derselben Grube eine Bronzefibel mit drehknotig verziertem Rücken und knotenverdicktem aufgeschlagenem Fuß gefunden, 6,5 cm lang und 2,1 cm hoch (Abb. 16).
Die Funde weisen auf eine keltische Begräbnisstätte (siehe auch Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn; 18. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, S. 121). (Mitteilung von Hauptlehrer W. Mattes [Heilbronn].)

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Nördlich der neuen Kasernen am Trillberg, 200 m entfernt von dem beim Kasernenneubau aufgedeckten Grab (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 56), erkannte unser Mitarbeiter Justizinspektor Georg Müller (Mergentheim) bei Baugrabungen eine keltische Siedlung mit Scherben und zahlreichen guten Flechtwerk-Lehmwandabdrücken und mit Bruchstücken von tönernen Metallverarbeitungstiegeln. (Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim; Proben im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.) Die keltischen Gruben wiesen zum Teil in 1 m Tiefe Steinpflaster auf.

Waldmannshofen. Georg Müller (Mergentheim) meldet von dort keltische Scherben und Hüttenlehm. Weitere Nachforschung ist vorgesehen.
Von der Markung Waldmannshofen nahm schon in früheren Jahrzehnten Pfarrer Schlenker (Waldmannshofen) die Funde einer keltischen Skelettbestattung mit nach auswärts; sie befinden sich jetzt an ortsfremder Stelle im Heimatmuseum in Geislingen a. St. Es ist zu hoffen, daß die Bestattung durch Kauf oder Tausch dem Heimatmuseum Bad Mergentheim zugeführt werden kann.

Zeit römischer Besetzung
(160—260 n. Ztr.)

Kreis Heilbronn

Heilbronn. Am Neckarufer neben der Brücke am Aufgang zur Südstraße stellte W. Mattes (Heilbronn) eine römische Siedlung fest. Es sind erkannt 2 Gebäude mit 2 Brunnenschächten oder 1 Gebäude mit tiefem Keller. In diesem fanden sich viele Scherben von großen Krügen, Eisennägel und Verblendziegel. Auf dem Boden einer zerbrochenen Amphore stellte Mattes eine Frucht des Windenknöterichs fest. Die obere Brandschicht der Siedlung zeigte fast nur sehr harten Lehmwandverputz, Asche und Buchenkohle, dabei kümmerliche, zerfallene Bronzereste. Darüber lag 4 m hoher Schwemmlehm. Das Ganze wird von W. Mattes als Rest einer größeren römischen Siedlung mit Bad angesprochen.

Kreis Öhringen

Öhringen. 1. Neben römischen Scherben fand unser Mitglied Oberveterinärrat a. D. Dambacher in seinem als Ort vieler römischer Funde schon bekannten Garten an der Schillerstraße (Nr. 9, Parzelle 407/408) im Jahre 1938 auch eine seltene Bronzemünze, 1 Sesterz des Kaisers

Digitized by Google

Commodus (180—192 n. Ztr.). Der Typ ist in dem großen Katalog römischer Münzen von Cohen nicht enthalten. (Die Münze ist im Privatbesitz von Dambacher in Öhringen.)

2. Auf dem Grundstück des Gärtners Carl Hirth, der sich schon früher durch heimatliche Vorgeschichtsforschung verdient gemacht hat, in Parzelle 853 in der nördlich der Bahnhofanlagen gelegenen Hohenloher Straße, fand dieser in 60 cm Tiefe einen Silber nachahmenden Dinar; es ist ein Antonian des Caracalla aus der Zeit zwischen 229 und 240, der insofern besondere Beachtung verdient, als er eine spätrömische Fälschung aus Weißkupfer ist. Nach Feststellung von Dr. Schahl (Münzkabinett der Staatlichen Altertümersammlung Stuttgart) wurden zwar die Antoniane alle in diesem Werkstoff geprägt, aber die Fälschungsabsicht tritt bei unserem Öhringer Stück dadurch zutage, daß man die Münze auf Caracalla prägte (Kaiser von 196—217), zu dessen Zeit der sogenannte Antonian noch hochwertig war. (Mitteilung von Oberveterinärrat Dambacher in Öhringen; Aufbewahrungsort der Münze: Heimatsammlung der Stadt Öhringen.)

Jüngere Großgermanenzeit

(260—800 n. Ztr.)

Kreis Hall

Vellberg, Stöckenburg. Auf der Nordseite der Hochfläche der Stöckenburg fand W. Hommel u. a. eine fränkische Perle des 6. bis 7. Jahrhunderts aus undurchsichtigem, ziegelrotem Glas, etwas grün meliert, doppelkegelförmig, 7 mm hoch, 8 mm größte Breite, mit 4 mm Durchmesser messender Durchbohrung. (Fund im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Großaltdorf. Ein siedlungsgeschichtlich bedeutsames Frankengrab des 7. Jahrhunderts auf der am östlichen Ortsrand gelegenen Flachhöhe „Steinbaß" (Abb. 17, 19 und 20) konnte im Dezember 1938 durch die Aufmerksamkeit des Grundbesitzers, unseres Mitglieds Bauer und Ortsbauernführer Wilhelm Otterbach (Großaltdorf) durch unseren Mitarbeiter Dieter Frank (Oberlimpurg) sachgemäß geborgen werden. Sein Bericht ist folgender:

Abb. 17. Luftbild von Groß- und Kleinaltdorf (Kreis Hall), von Süden her gesehen. Rechts im Hintergrund die Anhöhe „Steinbaß" mit dem Ort des fränkischen Reihengrabs (+). (Luftbild Nr. 10483; Urheberrecht bei Luftverkehr Strähle, Schorndorf bei Stuttgart. Freigegeben durch R.L.M. 5. November 1936, nachgeprüft 19. April 1940.)

Digitized by Google

„Bei dem alten, frühdeutschen Siedlungsplatz Großaltdorf (Kreis Hall) in der Nähe der bedeutenden, frühfränkischen Feste Stöckenburg wurde durch einen Bodenfund die Bedeutung des Orts, der in einer Urkunde von 848 als Alahtorf genannt und durch diesen Namen als Heiligtum der Frühzeit bezeugt wird, weiterhin erwiesen. Im Dezember 1938 stieß Bauer W. Otterbach beim Aushub von Baumlöchern auf der Anhöhe „Steinbaß", Flur „Steppach",

Abb. 18. Das aufgedeckte Frankengrab des 7. Jahrhunderts bei Großaltdorf, Kreis Schwäbisch Hall. Die Lage des Kopfes des bestatteten Kriegerbauern ist durch das vom Ausgräber eingesteckte senkrechte Messer gekennzeichnet. (Aufnahme: Dieter Franck)

350 m südöstlich der Kirche von Großaltdorf (siehe Abb. 17, 19 und 20), auf eine eiserne Lanzenspitze und menschliche Skelettreste. Bei der durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken sofort angesetzten Grabung konnten weitere Funde geborgen und die Fundumstände festgehalten werden. Es ergab sich das Bild eines fränkischen Reitergrabes aus der späten, großgermanischen Zeit um 600 n. Ztr.

Das Grab, auf der gegen den Ahlbach abfallenden Seite des Hügelrückens gelegen (Abb. 19), mit schönem Blick auf das gegenüberliegende Dorf (Abb. 19), war etwa 40 cm in den Wiesenboden eingetieft. Das Kopfende lag, der Hanglage wegen, noch flacher und reichte schon stark in die Humusschicht hinein. Vom Oberkörper waren daher nur die Knochen der Oberarme und der Schädel in vielen Bruchstücken erhalten (Abb. 18). Der bestattete Krieger hatte an der rechten Hüfte das zweischneidige Langschwert, links das kurze Hiebschwert und die Lanze, die Spitze am Fußende. Außerdem Beschlägstücke des Wehrgehänges

Digitized by Google

und der Schwertscheide und in der Gegend des rechten Fußes Riemenzungen, Beschlägstücke und die Trense eines Reithalfters. (Siehe Lageskizze Abb. 21.) Das Skelett hatte die Länge von über 1,80 m und war in ostwestlicher Richtung orientiert. Der Kopf, auf der Westseite, war nach links gewendet. Der Untergrund ist Lettenkohle-Dolomitkalk.

Abb. 19. Die Anhöhe „Steinbaß". Das fränkische Grab liegt vom Gipfel aus rechts oben. Im Vordergrund das Ahlbachtal. (Aufnahme: Dr. Kost)

Die Fundstücke.

Das doppelschneidige, eiserne Reiterschwert, die Spatha, ist 84 cm lang, das Blatt allein 70 cm, und 5 cm breit (Abb. 22). Der Knauf, in den der eiserne Teil des Griffes eingelassen ist, hat eine Breite von 5,2 cm und ist mit 1 mm breiten Kupferblechstreifen umwickelt. Entlang der äußeren Seite der Spatha fand sich die aus mehreren, zum Teil zerbrochenen Stücken bestehende Schiene der Schwertscheide: halbzylindrische Bronzeblechstreifen mit

Abb. 20. Blick von der Anhöhe „Steinbaß" auf Großaltdorf mit seiner Michaelskirche. Links der Entdecker des Frankengrabes, Bauer W. Otterbach, an der Stelle des Grabes. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

dünner Versilberung, das Silber meist vom grünen Edelrost der Bronze durchwachsen. Das Innere ist zum Teil noch von den Resten des durch das Metall gefaßten Leders gefüllt. Am Anfang und Ende einer Schiene je 2 sich gegenüberliegende Nietenlöcher. Als Verzierung wechseln 5 oder 7 leichte Querrillen in unregelmäßigen Abständen miteinander ab. Gesamtlänge dieser Bruchstücke 31 cm.

Das einschneidige Hiebschwert, der Sax, war die auch bei den Unberittenen damals übliche Hiebwaffe. Unser Fundstück ist von mittlerer Länge, 51 cm, die größte Breite ist 5,5 cm (Abb. 23). Entlang dem Rücken in 1,5 cm Abstand glaubt man auf beiden Seiten noch eine Blutrinne erkennen zu können.

Die weidenblattförmige Lanzenspitze mit runder Tülle (Abb. 23) zeigt den besten Erhaltungszustand der eisernen Fundstücke des Grabes. Nur das Ende der Tülle ist leicht verwittert. Gesamtlänge 44 cm, Länge des Blattes 30 cm. Der Mittelgrat des Blattes ist deutlich ausgeprägt. Am Übergang vom Blatt zur Tülle ist ein Muster von 4 parallelen Rillen, die sich paarweise in der Mitte in spitzem Winkel treffen und deren oberstes Paar sich am Rand des Blattes entlang bis zur breitesten Stelle fortsetzt, zu erkennen.

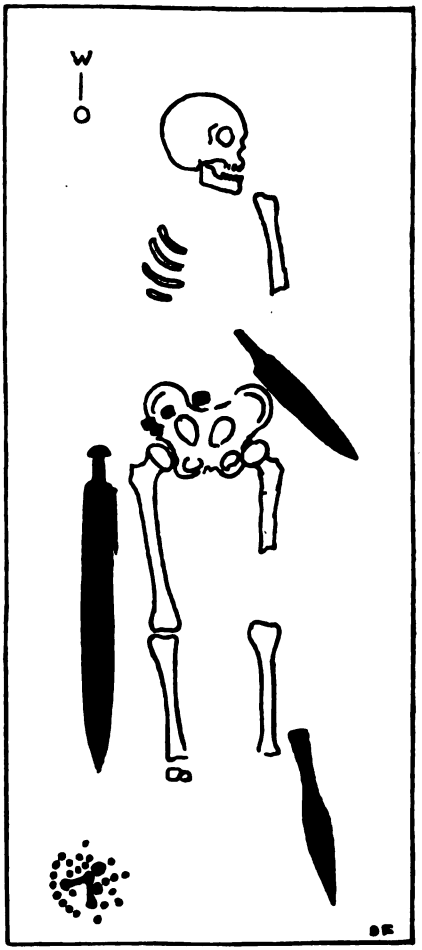


Abb. 21. Der bestattete Edelbauer mit Sax, Spatha, Lanze, Pferdetrense und Beschlägstücken. (Skizze: Dieter Franck)

Von der Gürtelgegend des Kriegers stammen (Abb. 24):

1. Eine ovale, silber- und goldtauschierte Eisenschnalle. Der Dorn ist durch Rost stark verunstaltet. Die ovale Schnalle selbst ist durch silbernes Linienornament tauschiert, mit Goldresten dazwischen. Die Tauschierung des Beschlags ist ein goldenes Tierornament. Die Schnalle mit Beschlag ist 7,5 cm lang, an der Basis wahrscheinlich abgebrochen. (Abb. 24, 1.)
2. Eine kleinere, ovale Eisenschnalle ohne Ornament. Länge 5 cm. (Abb. 24, 2.)
3. Ein viereckiges, eisernes, silbertauschiertes Beschlägstück mit

Digitized by Google

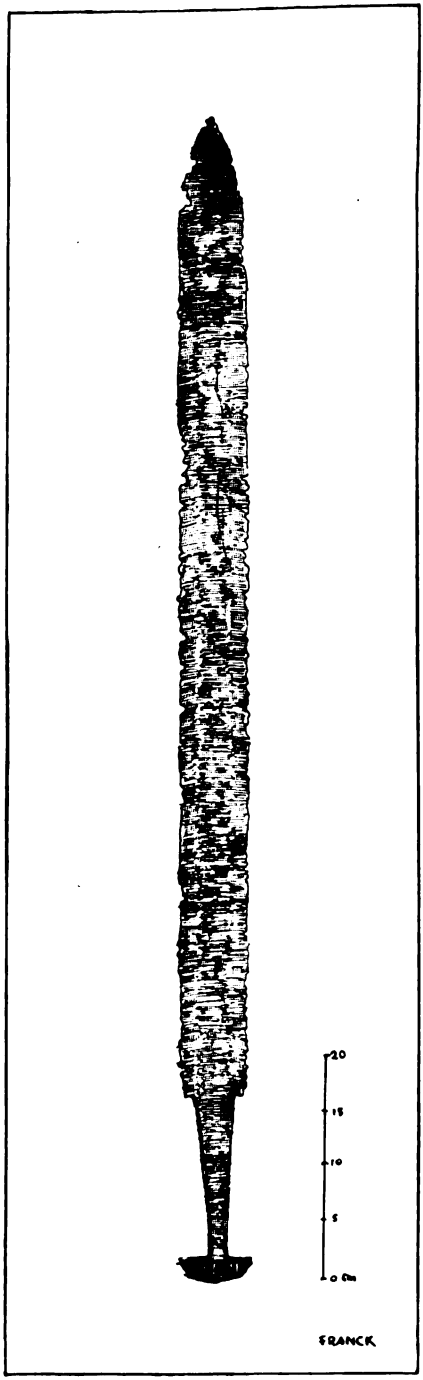


Abb. 22. Das zweischneidige Reiterlangschwert des Bestatteten, die Spatha.

verflochtenen Linien und Punktmuster. 5,2 cm breit, 2 cm hoch. Auf dem Grunde zwischen der Silbertauschierung Goldspuren. (Abb. 24, 3.)

4. Eine quadratische Eisenplatte mit 3 cm Durchmesser mit Silbertauschierung. In der Mitte der Platte ist auf kupfernem Grund eine 1 cm breite Goldblechscheibe aufgelegt, die auf ihren höchsten Stellen abgerieben ist, so daß scheinbar eine Art Muster entsteht. Das Silberornament zeigt am Rande eine einfache bzw. Zickzacklinie, in der Umgebung der goldenen Mittelscheibe breitere, unregelmäßige, wohl beschädigte Formen. (Abb. 24, 4.)
5. Eine eiserne Riemenzunge mit Silberresten an der Oberseite, 4 cm lang, an der Basis gespalten.
6. Eine kleine eiserne Riemenzunge mit Resten von Silbertauschierung an der Oberseite, 3,5 cm lang. An der Basis verletzt und anscheinend gespalten.
7. Einige unbestimmbare Reste von eisernem Beschläg verschiedener Art, zum Teil mit erhaltenen eisernen Nieten.

Am rechten Fußende des Reiters (Abb. 21) zeigten sich eine Anzahl kleiner, meist bronzener Fundstücke, die sich als Beschlag eines stattlich geschmückten Reithalfters samt eiserner Trense herausstellten; die Trense (Abb. 25, 1) ist am Gelenk in der Mitte stark durch Rost verletzt. An der Ansatzstelle der beiden festen Ringe ist ein etwa 1 cm langes Stück der runden Stange viereckig geschmiedet und mit 3 Querrillen versehen. In die beweglichen äußeren

Digitized by Google

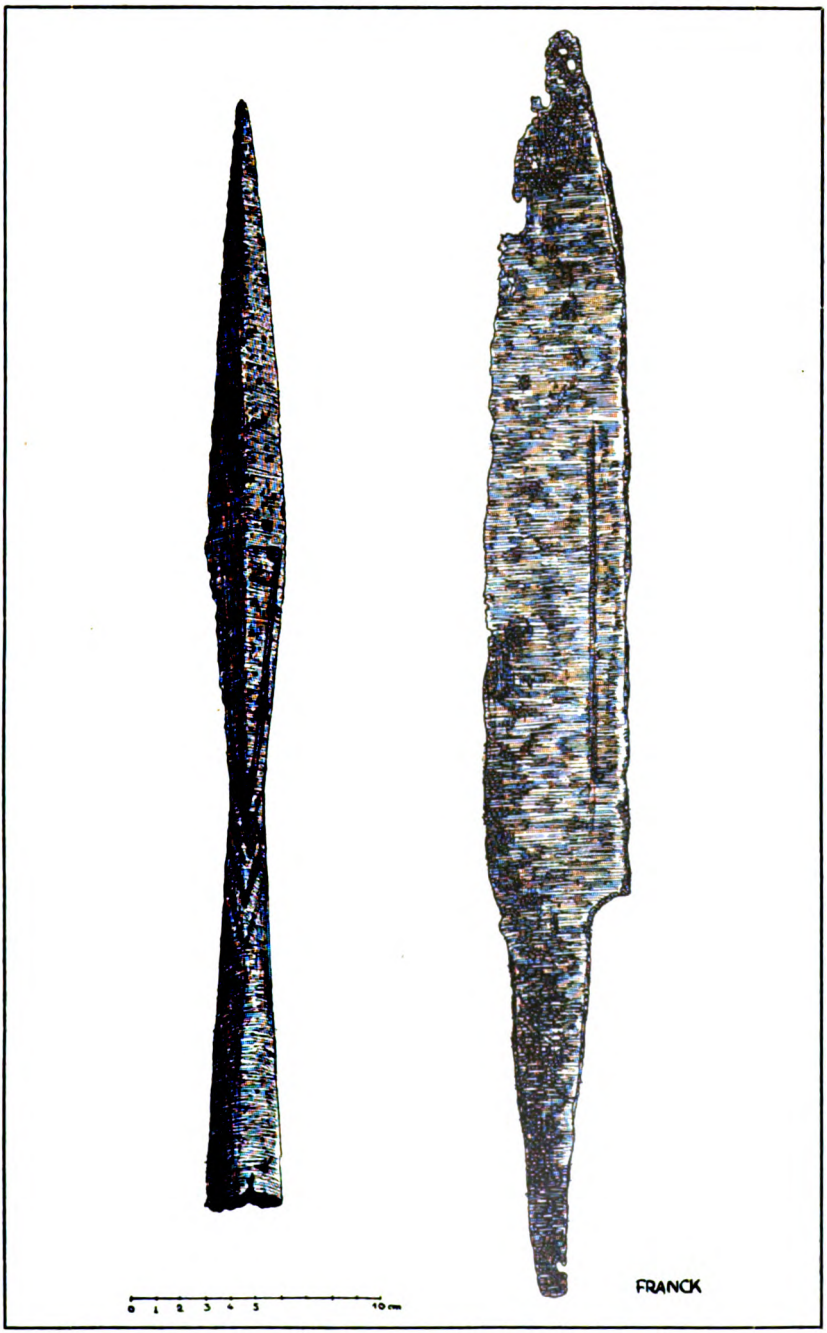


Abb. 23. Lanze und Kurzschwert (Sax) des Toten.

Digitized by Google

Ringe war der Zügel nicht wie beim heutigen Halfter eingeschnallt, sondern die Zügelenden waren durch zwei erhaltene eiserne Beschlägstücke fest damit verbunden. Diese waren mit 2 eisernen Nieten am Zügelriemen befestigt. Gesamtlänge der Trense ist 17 cm, des Gebißteiles allein 10 cm. Diese geringe Länge ist auffallend und bestätigt die Kleinheit der damaligen Pferderasse.

Weiter eine rechteckige, kleine, eiserne Schnalle mit bronzenem Beschläg. In den beiden Nietenlöchern des Beschlägs ist eine Niete erhalten; die eiserne Schnalle ist teilweise abgebrochen, aber erhalten (Abb. 25, 2). Eine große, viereckige, 5,3 cm hohe, gut erhaltene, eiserne Schnalle (Abb. 25, 3). Eine bronzene Riemenzunge, 2,6 cm lang, bei den beiden flachgewölbten Nietenköpfen durch 2 eingravierte Linien verziert, mit halbrundem, unterem Ende (Abb. 25, 4). Der entsprechende, auf der Unterseite des Leders befindliche Teil der Riemenzunge, durch die beiden Nieten mit dem Oberteil verbunden, aus dünnem Bronzeblech war so zermürbt, daß er

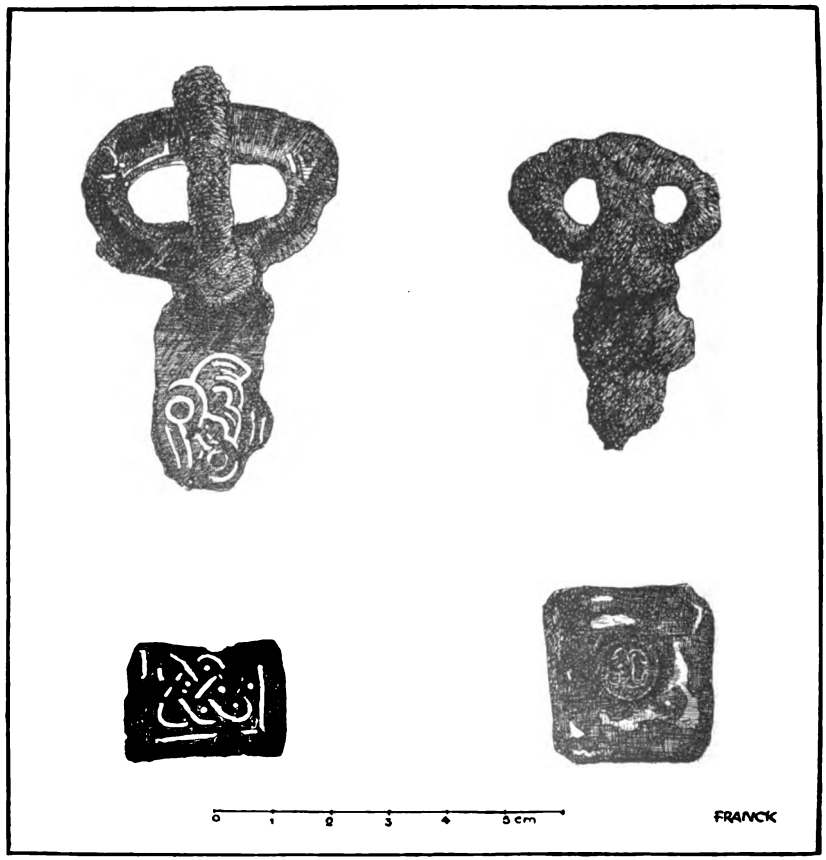


Abb. 24. Schnallen und Beschlägstücke vom Riemenzeug des Kriegerbauern, zum Teil mit eingehämmerter Silber- und Goldfadenverzierung („Tauschierung").

Digitized by Google

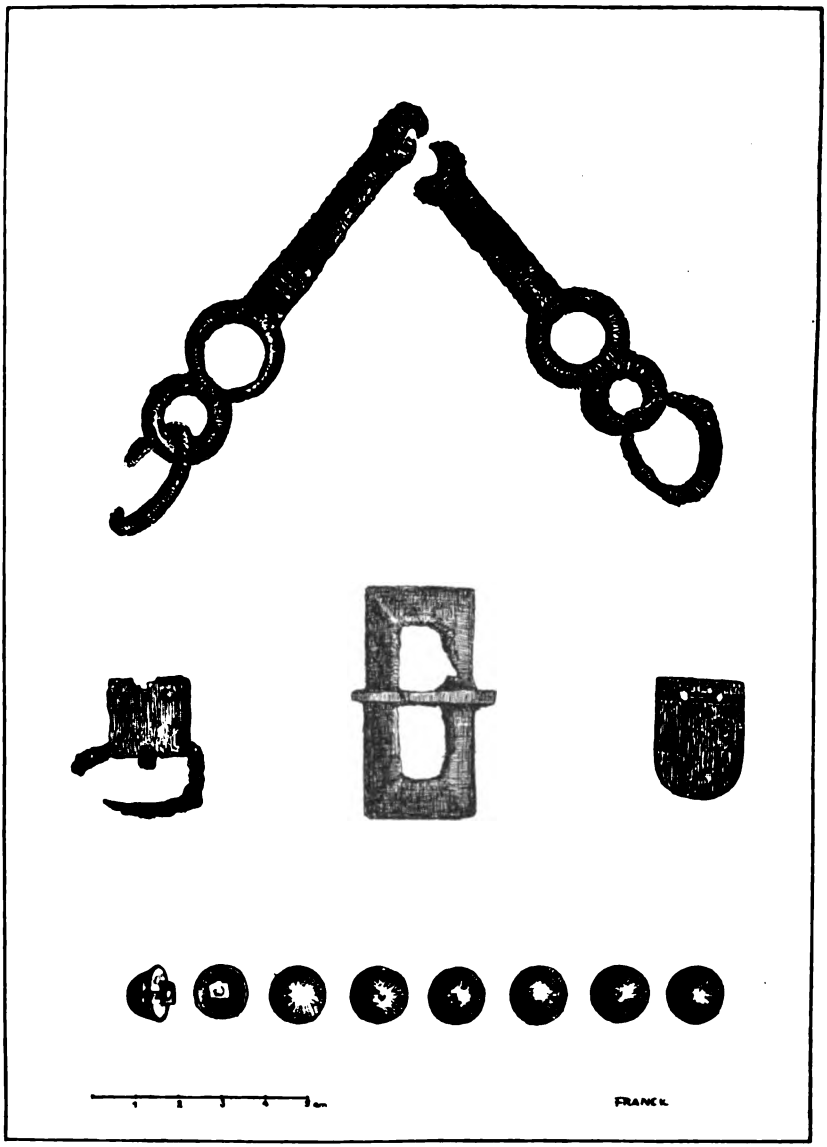


Bild 25. Die eiserne Pferdetrense, Pferderiemenbeschläg und bronzene Beschlägnägel von der fränkischen Reiterbestattung von Großaltdorf, Kreis Hall.

nicht erhalten werden konnte. Etwa 30 bronzene Beschlägnieten mit halbkugelig gewölbten Köpfen (Abb. 25, unterste Reihe). Auf der Rückseite der Nieten viereckige kleine Blättchen aus Bronzeblech als Widerhalt. Der Fundlage nach war vor allem ein etwa 20 cm langes Riemenstück des Halfters (Stirnriemen?) in dichter Reihe damit beschlagen."

Digitized by Google

Die Funde sind in der Lage, in der sie angetroffen worden sind, als Gesamtbestattung im Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall zur Ausstellung gebracht worden im Raum der Jüngeren Großgermanenzeit.

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Von dem 1935 bei Bauarbeiten aufgedeckten und von Georg Müller (Mergentheim) geborgenen, siedlungsgeschichtlich bedeutsamen Reihengrab aus dem frühen 6. Jahrhundert in der Krappenrainstraße im Südteil von Bad Mergentheim liegt, wie schon früher berichtet, eine einfach verzierte bronzene Fünfknopffibel, eine Riemenschnalle aus Eisen und in Resten ein alamannischer Rippentopf vor. (Siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 80, und Anm. [13].) Wir bringen nun hier (Abb. 26) die Wiederherstellungszeichnung dieses Topfes.

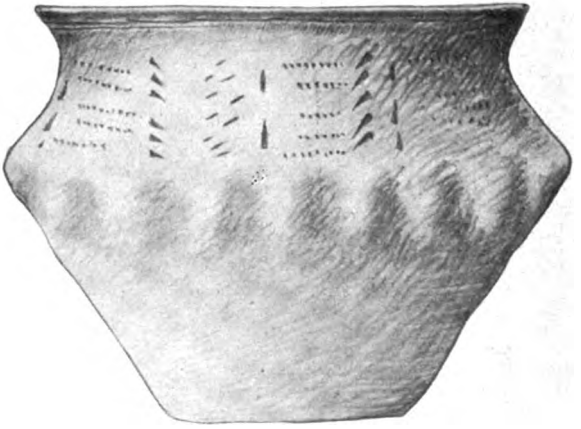


Abb. 26. Alamannischer Rippentopf des 6. Jahrhunderts vom fränkischen Reihengräberfeld in Bad Mergentheim; Abbildung stark 1/3 natürlicher Größe. (Wiederherstellungszeichnung: Dr. Kost.)

Auch ein anderer, unweit dieser Stelle einem Reihengrab 1935 entnommener Topf ist den Alamannen zuzuweisen. (Siehe a. a. O., S. 106 und Anm. [13].) Es ist dies ein Gefäß mit rundem, ausladendem Bauchknick und am Hals umlaufendem Stempelmuster, entsprechend einem alamannischen Topf von Gammertingen (Altertümersammlung Stuttgart, Nr. 590). Der Topf hat ferner als Verzierung winklig auf- und abgeführte doppelte und dreifache Riefenstriche mit ebensolchen senkrechten Strichen als Stütze. Diese Verzierung entspricht derjenigen eines alamannischen Rippentopfes vom Bahnhof Ulm (Katalog des Museums Ulm, A 2,12) und einem ähnlichen alamannischen Topf von Ermingen-Blaubeuren. Die letztgenannten Verzierungen haben ihre Entsprechungen auf Swebentöpfen aus dem Elsaß (z. B. Abb. 252 bei Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1934, S. 278) und in einem frühalamannischen aus der Zeit um 450 in Werbach im Taubertal bei Tauberbischofsheim. E. Wahle (Heidelberg) weist letzteres Gefäß („Heidelberger Neueste Nachrichten" vom 20. März

Digitized by Google

1937) in seiner Herkunft als elbgermanisch bestimmt nach und bringt Entsprechungen von dort bei. Die alamannisch-swebischen Herkünfte solcher Töpfe sind überzeugend. Aus den hier im Zusammenhang kurz erwähnten Mergentheimer Funden von 1935 darf auf ein Weiterleben alamannischer Siedlungsbevölkerung im fränkisch besetzten und weiterbesiedelten Mergentheim im 6. Jahrhundert geschlossen werden.

Edelfingen. Das von Georg Müller (Mergentheim) untersuchte fränkische Reihengrab des 7. Jahrhunderts, dessen Funde schon in unserem vorhergehenden Jahrbuch, NF. 19, 1938, S. 187, mitgeteilt worden sind (Kleinsax, eiserne Lanzenspitze, Messerrest, Bronzeblechöse, 2 eiserne tauschierte Gürtelplatten-Gegenstücke), ergab bei der Herrichtung durch Restaurator A. Peter (Altertümersammlung Stuttgart) u. a. auf den Gürtelplatten-Gegenstücken schöne Silbertauschierung in Hakenkreuzverschlingung. Unsere Abb. 27 zeigt das Schmuckstück; Durchmesser 5,6 cm. (Verbleib: Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

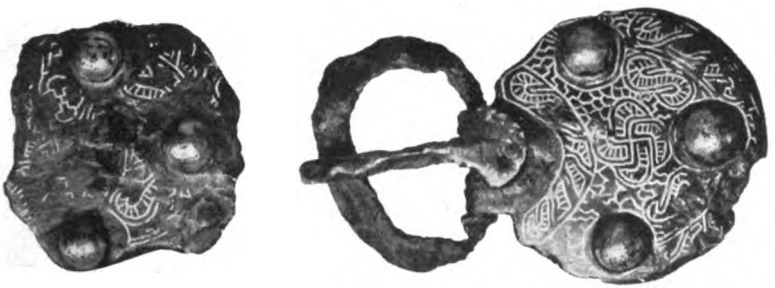


Abb. 27. Eiserne Gürtelplatten mit Silbertauschierung (Hakenkreuzverschlingung) aus einem fränkischen Reihengrab des 7. Jahrhunderts in Edelfingen, Kreis Mergentheim; Abbildung stark 1/2 natürlicher Größe.
(Aufnahme: Württembergische Landesbildstelle)

Mittelalter

(800—1500 n. Ztr.)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall, Komburg. Die mit Wehrmachtsangehörigen des Lagers Komburg von unserem Mitglied Dr. Krüger (Stuttgart) durchgeführten baulich-geschichtlichen Untersuchungen haben sehr gute Ergebnisse gebracht, so u. a. die Aufdeckung eines spätromanischen Wandbildes in der Grabkapelle, Grundriß- und Wandbauklärungen am Münster, an der Kapelle am Kreuzgang, am Dormitorium sowie am Kapitelsaal. In einer vermauert gewesenen Wandnische des Kapitelsaals wurde dabei der Fund eines spätgotischen Topfes gemacht, der durch die zuständige Stelle über das Bezirksbauamt Hall dem Keckenburgmuseum zugeführt werden konnte. Der vertrocknete Inhalt des Topfes ist ein Weizenbierrest mit Zugabe von Haselnüssen, Schweinefett und Weißbrot, der Topf wohl ein Bauopfertopf. Näheres über obige Ergebnisse wird das nächste Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, „Württembergisch Franken", NF. 21, bringen.

Digitized by Google

Mainhardt. Im Herbst 1935 fand Bauer Feucht vom Dennhof bei Mainhardt nördlich des Dennhofs vom dort ausgehenden Weg aus links im Wald im Boden bei neuester Siedlungsrodung eine Anzahl alter behauener Bausteine. Dem Volksmund nach hat dort früher eine Siedlung gestanden.

Kreis Künzelsau

Künzelsau. Bei Bauarbeiten kamen auf der Ostseite des alten Schlosses in Künzelsau zwischen Schloß und Marstallgebäude alte Grundmauern mit dem Rest einer alten Überbrückung zutage, die wohl von der ursprünglich dort gestandenen und durch das spätere alte Schloß überbauten Burg Bartenau herrühren.

Kreis Crailsheim

Honhardt. Im März 1940 wurde laut Mitteilung von Revierförster Teufel (Mainkling) im Hällischen Waldteil „Forst", Distrikt I, Abt. 8, etwa 2 km nordwestlich Honhardt, am Zwischenweg und Wassergraben, eine etwa 120-jährige Fichte vom Sturm geworfen; Stockholzgräber fanden dann in angeblich 60 cm Tiefe unterhalb des stehenden Baumes größere Scherben. Eine genauere Untersuchung der Stelle durch Dr. Kost ergab neben weiteren Scherben, die zusammen mit den schon geborgenen von 2 großen, schwarzgrauen Töpfen stammen, die Tatsache, daß sämtliche Scherben aus etwa 10 cm Bodentiefe (nicht 60 cm) stammen. Die Töpfe gehören in die Zeit des 17. bis 18. Jahrhunderts und sind vielleicht im Dreißigjährigen Krieg dort von Bevölkerung benützt worden, die in dem Wald Zuflucht gesucht haben mag. Siedlungsspuren ergaben sich dort keine. (Proben der Scherben in der Altertümersammlung Stuttgart und im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Digitized by Google

Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall

Von E. Kost

Alt-Hall als Keltenstadt! Was seit Jahrzehnten einsichtige Kenner der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung unseres Landes und der Geschichte der Salzstadt Schwäbisch Hall vermutet und vorausgesagt haben, liegt jetzt zutage. Nur hundert Meter vom heutigen Salzquell (Haalquell auf dem Haalplatz) entfernt, leicht hangaufwärts auf einer Talhangschulter des Kochers gelegen (siehe Luftbild, Abb. 1, und Geländeschnitt Abb. 4), und in unmittelbarer Nähe eines in vorgeschichtlicher Zeit in der Linie der heutigen Blockgasse laufenden Armes des Kochers (siehe Planskizze Abb. 2) und eines an diesen ehemaligen Wasserlauf angrenzenden vorgeschichtlichen Salzwasservorkommens liegt die neuentdeckte Haller Keltensiedlung (siehe Talquerschnittskizze Abb. 4 und Lageskizze Abb. 3). Dort, auf der siedlungsfähigen und hochwasserfreien Hangstufe

Abb. 1. Luftbild des Stadtkerns von Schwäbisch Hall, von Westen gesehen, mit Kocherbogen, Haalplatz mit Salzquell (linker Bildrand) und Altstadt mit der Keltensiedlung (×) auf dem Platz des neuen Kreissparkassengebäudes. Die keltische Siedlung zieht sich von da aus noch nach rechts bis in den Keckenhof hinein. Die einstige, heute verbaute Fortsetzungslinie des später umgebogenen Kochers (in Bildmitte nach links unten) ist zwischen heutigem Haalquell und dem Ort der Keltensiedlung durchgezogen zu denken und gibt den vorgeschichtlichen Kocherlauf; siehe auch Abb. 2. (Abb. 1: Luftbild Nr. 376; Urheberrecht bei Luftverkehr Sträßle, Schorndorf bei Stuttgart. Freigegeben durch R. L. M. am 19. 10. 36 und 18. 4. 40.)

Digitized by Google

des Geländes am Hafenmarkt und „Hinter der Post" hat die für den großen Neubau der Haller Kreissparkasse notwendige tiefe Ausschachtung im Grund des ehemaligen Churschen Wohnhauses und Gartens unter metertiefen neuzeitlichen und mittelalterlichen Schuttschichten (auch Brandschichten der alten Stadtbrände von 1728 und 1376) in etwa 5 m Bodentiefe im Januar 1939 noch ältere, holzkohlehaltige, dunkle Erdschichten angeschnitten. Die Haller Heimatforschung,[1] Stadtarchivar W. Hommel und Dr. E. Kost, erkannte in den unscheinbaren tiefliegenden Kulturschichten zunächst spärliche, brüchige Scherben und dann bei weiterer Nachforschung und Versuchsgrabung (Dr. Kost) auch durch vermehrte Funde an Scherben, Gerät und Schmuck die zeitliche Zugehörigkeit derjenigen, die einst vor zwei Jahrtausenden in der Vorzeit diese Siedlungsschichten hinterlassen hatten: der Kelten. Ihre Niederlassung über dem Salzquell von Schwäbisch Hall ist durch diese Entdeckungen mit dem vorliegenden beweisenden Fundstoff gesichert von der ausgehenden urkeltischen Zeit (5. Jahrhundert v. Ztr.) über die früh- und mittelkeltische (4. bis 2. Jahrhundert v. Ztr.) bis zur spätkeltischen (1. Jahrhundert v. Ztr.) und darüber hinaus bis in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein.

Wenn schon die mehrfach auf der linken Kocherseite im Talgrund in der Haller Neumäuersiedlung in der Gegend nordwestlich der Weilerwiesenturnhalle bei Nutzgrabungen 1875 und 1932 gefundenen Scherben dickwandiger keltischer Gebrauchstöpfe für ein Dasein der Kelten im Haller Kochertal zeugten, so verstärkte sich dieses Zeugnis noch durch die Entdeckung der keltischen Knotenringbestattungen in den Ackeranlagen (1907 und 1909) und durch die keltischen Scherbennachweise der nahen Höhenrandbefestigung von Oberlimpurg wie durch den Fund einer spätkeltischen Goldmünze (Regenbogenschüssele) bei der Großschen Fabrik.[2] Durch letztere Funde lag auch nahe, eine keltische Niederlassung im Raum der Haller Altstadt nahe dem Salzquell anzunehmen, wie sie sich jetzt herausgestellt hat und im folgenden ihre Veröffentlichung finden soll.

Die Lage der Siedlung und die Gegebenheiten des Orts

Die Keltensiedlung in der Haller Altstadt erstreckt sich nach Ausweis der festgestellten Siedlungsschichten über das ganze Gelände des Kreissparkassenneubaus, also auf der untersten Schulter des sich zur Talsohle verflachenden Hangs, südlich von Post und Rathaus, und darüber hinaus in Richtung Steinerner Steg bis zum Anfang des Keckenhofs (Steinerner Steg Haus Nr. 3 und Nr. 7).[3] Ein einzelner Scherben konnte von einem Schüler der Volksschulklasse 4 (Hauptlehrer W. Hommel) auch von einer Tiefgrabung auf dem Hafenmarkt aus dortiger Schwemmkanalisation zwischen Rathausstaffel und ehemaligem Mönchsbrunnen geborgen werden (siehe Planskizze Abb. 3, Fundstelle 19), weitere Funde (siehe Abb. 8 und 20 bis 22) vom Platz des Hafenmarktes (Fundstelle 3 a und 25) erbrachte auch noch die dort an das Nordostende des Kreissparkassengebäudes anschließende Kohlenbunkergrabung; damit ist die Ausdehnung der Siedlung auf der ganzen dortigen, unterhalb vom Rathaus von der Post bis zum Keckenhof sich hinziehenden Geländestufe erkennbar geworden.

Digitized by Google

Die Keltenſiedlung in ihrem Hauptteil, deren weitere Ausdehnung wegen der Überbauung der Haller Altſtadt nicht ganz bekannt geworden iſt, iſt alſo gerade über dem vorzeitlichen Kocherarm des Zuges der heutigen Blockgaſſe und über den uralten Kocherübergängen der Sulfurt und der Furt am Steinernen Steg angelegt (ſiehe Lageſkizzen Abb. 2 und 3).[4] Die Funde der keltiſchen Siedlungsſchichten vom Gelände der Kreisſparkaſſe legen eine Ausnützung einer dort in vorgeſchichtlicher Zeit vorhandenen Salzquelle ſehr nahe (ſiehe unten den Abſchnitt „Salzquell und Salzgewinnung"). Über die weiteren Geländeverhältniſſe unterrichtet unſer Geländeſchnitt vom heutigen Kocher herauf über den Haalplatz bis zur Michaelskirche (Abb. 4).[5] Der öſtliche Teil der Keltenſiedlung

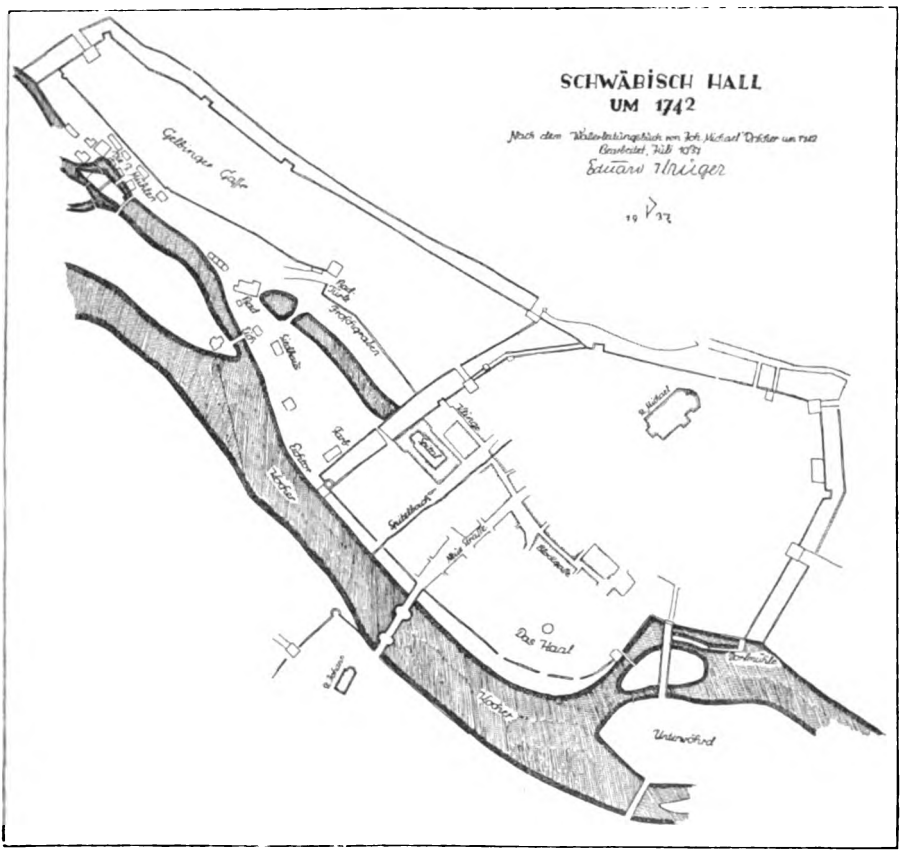
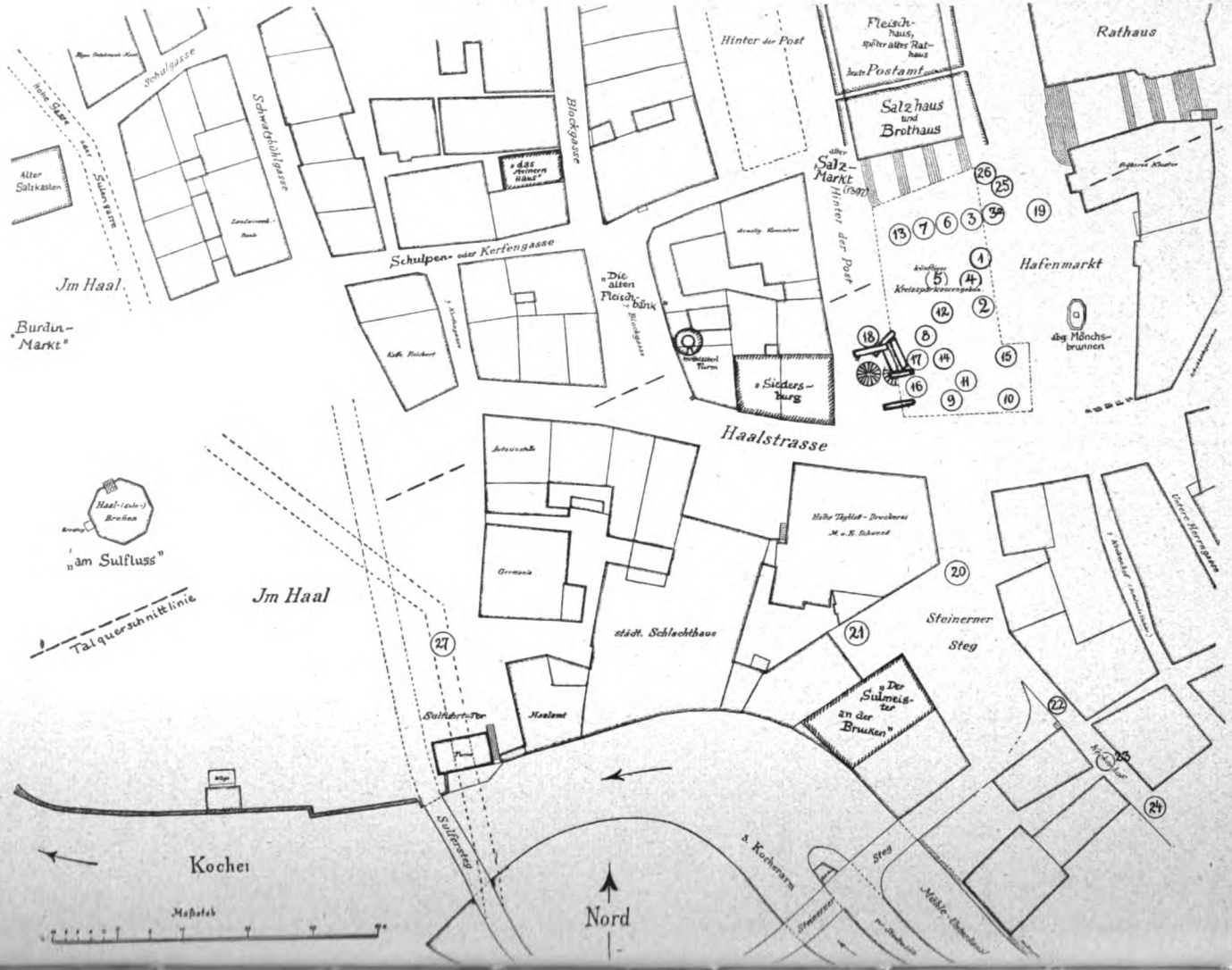


Abb. 2. Eine Wiedergabe des Plans der Stadt Hall vom Jahre 1742 läßt noch in der Linie Dorfmühle (rechts)—Spital (Bildmitte) den früheren, heute aufgefüllten und überbauten Kocherarm erkennen im Zug der Beſchriftung „Blockgaſſe". Die hier noch nicht eingezeichnete Keltenſiedlung liegt in ihrem Kern zwiſchen Blockgaſſe und St. Michael. Der heutige Haalquell liegt nahe dem Kocher. (Zeichnung aus dem Haller Heimatbuch 1937, Bild 48, in: Georg Wagner, Zur Erd- und Landſchaftsgeſchichte von Hall.)

Digitized by Google



Digitized by Google

hangaufwärts (Fundstellen 19 und 25, 26) hat seine obersten Siedlungsschichten in etwa 4 m Tiefe unter heutiger Straßenoberfläche, also 280 bis 280,5 m über NN. Die keltischen Siedlungsschichten am Ostrand des Kreissparkassengebäudes (Fundstellen 1, 2 und 3) liegen mit ihrem oberen Rand in 279,60 m Tiefe und lagern sich darunter bis zu 1,20 m tiefer; die keltischen Fundschichten in der Mitte des Kreissparkassengeländes (Fundstellen 5, 7, 11, 12, 14) gehen bis 276,2 m in die Tiefe, die westlich anschließenden, mehr talwärts liegenden (Fundstellen 8 und 9) beginnen bei 279,8 m Bodentiefe und sind 1,20 m tief. Die am meisten talwärts, am untersten Westrand gelegenen Fundstellen (17 und 18) enden in 273,10 m Tiefe. Aus dem Schuppachschutt stammendes, wenig abgerundetes Schwemmgeröll fand sich zum Teil in den untersten Siedlungsschichten der Keltenniederlassung eingeschwemmt;[6] im westlichen Teil der Keltensiedlung waren aber in den untersten Fundschichten zum Teil auch Überschwemmungsgeröll und Sande des alten Kochers der Keltenzeit feststellbar, und tiefer darunter dann die Anzeichen eines in vormenschlicher Zeit dort geflossenen Urkochers. Über die weiteren geologischen Gegebenheiten mag eine an Fundstelle 17/18, der Ausgrabungsstelle des Landesamts für Denkmalpflege, Abteilung Bodenaltertümer, vom Historischen Verein für Württembergisch Franken aus vorgenommene Untersuchung des Geologen Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) Auskunft geben. Das nachstehend veröffentlichte Gutachten bezieht sich auf die Bodenschichten unter den Einbäumen, also unter den tiefstgelegenen Funden der Keltensiedlung. Das geologische Untersuchungsergebnis von Professor Dr. Georg Wagner lautet:

„Die keltische Siedlung sitzt auf dem Aulehm des Kochers auf und ist stellenweise noch in diesen eingetieft; die Tiefengrenze an Fundstelle 17/18 war bei 273,1 m über Meereshöhe. Der oberste Spatenstich des Aulehms enthielt noch geringe Reste von Holzkohlen und gebranntem Ton. Vereinzelt fand man darin Quarzkörner aus dem Stubensandstein, die aus dem Kochersand stammen. Das Ganze war durchsetzt von Hohlräumen, die mit Brauneisen und mit Braunstein ausgekleidet waren. Es handelt sich hier um die Wurzelröhren der Pflanzen der Talaue, in die nach ihrem Absterben das eisenhaltige Salzwasser hinabsickerte, dabei seine Eisenverbindungen in kolloidaler Form niederschlagend. Auch vereinzelte Muschelkalkbrocken, die darin vorkamen, zeigten diese rostbraune Kruste, genau so wie die Kalkbrocken, die oben bei den ‚Wannen' gefunden wurden.

Beim nächsten Spatenstich fehlten die Kulturspuren. Die vielen braun und schwarz ausgekleideten Hohlräume, vielfach verzweigt, waren immer noch vorhanden, nur war der Lehm gelegentlich schon etwas feinsandiger. Aus der Tiefe drückte schon das klare Grundwasser hoch, ein Beweis für die Nähe des alten Flußsandes.

Der dritte Spatenstich brachte bei 272,5 m über Meereshöhe den Übergang zum fein- bis grobsandigen Lehm des Kochers. Die letzten 20 cm waren Ab-

Abb. 3 (neben). Lageplan der Keltensiedlung in Schwäbisch Hall mit ihren einzelnen Fundstellen (durch in Kreise gesetzte Zahlen bezeichnet) und mit späteren mittelalterlichen Salzgewerbeanlagen. 16 bis 18 Einbaumtröge, 18 runde eingetiefte Wannen, 3a Fundstelle der farbigen Irdenware, 25 Fundstelle der Obstkerne und Getreidekörner. Fundstelle 24 (ganz rechts unten) zeigt die Ausdehnung der Keltensiedlung bis in den Keckenhof.

Digitized by Google

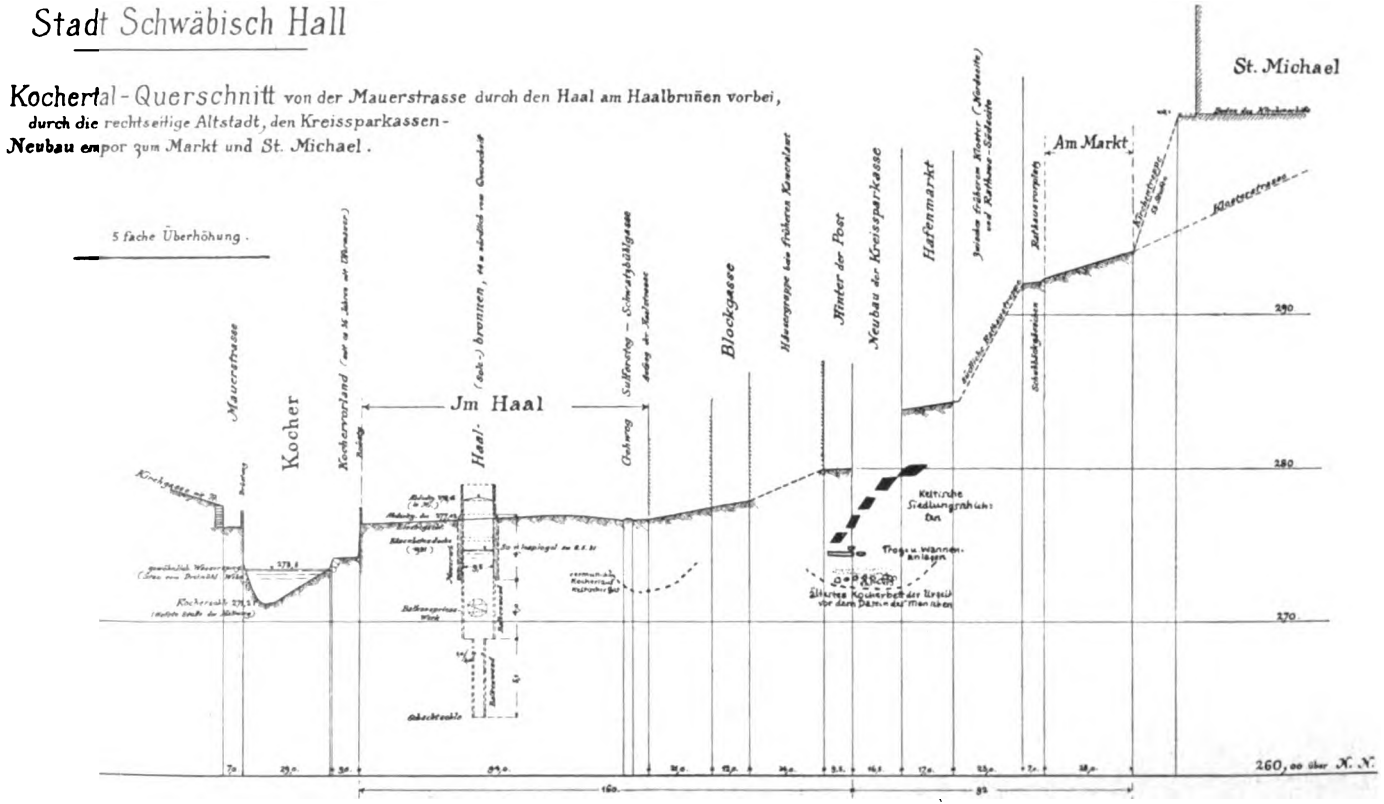


Abb. 4. Kochertal- und -osthangquerschnitt vom heutigen Kocher über den heutigen Haalbrunnen zum Neubau der Kreissparkasse und hinauf zur St. Michaelskirche. (Die Zeichnung hat fünffache Überhöhung; dies ist bei der Betrachtung der Lage der Keltensiedlungsschichten am Ort des heutigen Kreissparkassenneubaus und Hafenmarkts zu beachten; diese Kulturschichten liegen in Wirklichkeit flacher am Hang und nicht so hoch übereinandergeschichtet.) Unter den Schichten der keltischen Siedlung ist auf der Skizze der damals schon mit Auflehm überdeckt gewesene Kocherlauf aus vor dem Dasein des Menschen liegenden Urzeiten eingezeichnet; weiter links (westlich) an der Blockgasse der vermutliche Kocherlauf keltischer Zeit (Punktlinie). Die Lage der Keltensiedlung auf der untersten Hangstufe des Kochertals ist kennzeichnend.

Digitized by Google

lagerungen im alten Kocherbett, ziemlich reiner Flußsand, reich an Quarzkörnern des Stubensandsteins, Kiesel- und Stubensandsteingeröllen, schön gerundet, und weniger gerundeten Muschelkalkbrocken und Jurakalkstückchen.

In der Sohle nahmen die Muschelkalkgeschiebe überhand.

Das Ergebnis der Untersuchung ist also folgendes:

Bei 272,5 bis 272,3 m über Meereshöhe ist die Sohle des alten Kocherbettes erreicht. Sein rechtes Ufer lag weiter östlich, mindestens unter dem Kreissparkassenneubau, ist also im Laufe der Zeit dauernd nach Westen gewandert. Daraus folgt, daß der Talhang des Kochers zu jener Zeit sehr steil war (siehe Skizze 4). Zur Keltenzeit war hier Talaue des Kochers, die vom Hochwasserschlamm des Kochers dauernd erhöht worden war (Aulehm). Auch damals stieg der rechte Talhang von der Talaue mit der keltischen Siedlung noch recht steil an (siehe Schnitt Abb. 4). Wieviel Meter der Rand des Kochers westlicher lag, ließ sich nicht mehr feststellen. Noch in historischer Zeit ging ja ein Arm des Kochers durch die Blockgasse (siehe Haller Heimatbuch, 1937, S. 42, und Planskizze Abb. 2).

Der einspringende Winkel zwischen Talhang und Talaue des Kochers ist vorwiegend durch Kulturschutt, vermischt mit Hangschutt des steilen Talhanges, aufgefüllt worden. Dadurch wurde auch die alte Salzquelle verschüttet. Wahrscheinlich stieg sie zu jener Zeit unmittelbar an der Grabungsstelle empor und das Salzwasser scheint in den in den Boden eingetieften napfförmigen Wannen gefaßt worden zu sein.

Der heutige, westlich der Keltensiedlung gelegene Haalbrunnen stammt aus viel späterer (karlingischer) Zeit."

Die Keltensiedlungsschicht über den obengenannten zugrundeliegenden Bodenschichten der Kocherau hatte zum Teil die erstaunliche Mächtigkeit von 1,20 m. Beachtenswert ist das Übereinanderliegen von mehreren Siedlungsschichten, besonders im Ostteil der Siedlung, an den Fundstellen 1 bis 7 (siehe Abschnitt Irdenware). Diese verschiedenen Siedlungsschichten gehen nicht deutlich abgrenzbar ineinander über infolge von Einschwemmungen von Steingrus, Geröllen und Lehm vom Schuppachschuttkegel herab, Einschwemmungen, die nach Beurteilung der Siedlungsschichten im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgt sein mußten. In ihnen finden sich die Kulturüberreste der Siedlung. Leider war es infolge dienstlicher starker anderweitiger Inanspruchnahme des Berichterstatters (Dr. Kost) und des gleichzeitig um die Erforschung und Fundbergung bemüht gewesenen Stadtarchivars W. Hommel nicht möglich, die sehr rasch vorschreitende Baugrabung, den Aushub des Baugrundes und Aushub der Gräben für den Unterbau des dort zu errichtenden Kreissparkassenneubaus, trotz allen Entgegenkommens der Bauleitung, völlig planmäßig und zu jeder Stunde zu überwachen. So erklärt es sich, daß an manchen Fundstellen (z. B. Fundstelle 5 und 12) vieles, was weiterhin für die Siedlung und ihre Kultur örtlich und für die auswärtige Forschung hätte aufschlußreich sein können, nicht fachkundig beobachtet und verfolgt werden konnte. Auch war es leider im Gelände des späteren Kreissparkassenneubaus nicht möglich, während des Baues über die Grundstockgräben hinaus wesentliche Grabungsuntersuchungen zu machen wegen der rasch vorschreitenden Baugrabungstätigkeit und weil die Fundamentgrabenwände wegen ihres Bauzwecks nicht angegriffen werden konnten. So war nirgends die Beobachtung von

Digitized by Google

Abb. 5. Die im Januar 1939 zuerst angeschnittene und erkannte Fundstelle 1 und 2 der Keltensiedlung am Ostrand der Baugrube unter mittelalterlichem Kellergewölbe des ehemaligen Churschen Hauses. Die spätkeltische Schicht zieht sich unterhalb des Kellersteinbodens 60 cm tief bis zum untersten Teil des dort stehenden Pickels; unter dem Pickel gehen weitere keltische Siedlungsschichten (hier noch nicht angeschnitten) in die Tiefe. Der Steinboden des Gewölbekellers gibt etwa die Schichtlinie, auf der seitlich des Kellers, tiefschwarz gefärbt, auf den keltischen Schichten die mittelalterlichen Brandschichten aufsitzen. Der Pickel steht an Fundstelle 1; das Bahngeleisestück liegt auf der noch nicht aufgegrabenen Fundstelle 4. (Aufnahme: G. Eichner)

keltischen Hausgrundrissen möglich, die in dem vom Grundwasser erfüllten Bodengrund in unmittelbarer Kochernähe auch kaum wesentlich eingetieft gewesen sein konnten; ebenso war keine genaue Untersuchung der Fundstellen 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 durch weitere Ausgrabungen möglich. Nur die zuerst, unabhängig voneinander, sowohl von W. Hommel als von Dr. Kost entdeckte Siedlungsstelle 1 und 2 (siehe Abb. 5) konnte von Dr. Kost durch Grabung ausgewertet werden, ebenso durch Grabung von Dr. Kost ein Teil von Fundstelle 3 und 4, ferner die frühkeltische Fundstelle 15 (einige Funde davon siehe Abb. 7),[7] und schließlich noch die wichtigen Fundstellen 3 a und 25 (Dr. Kost, siehe Abb. 20, 21, 24 und 30) durch das besondere Entgegenkommen der Bauführung des Baugeschäfts W. Härer. Die im Fortgang der Baugrabung auftretenden übrigen Fundstellen sind durch Dr. Kost und W. Hommel täglich festgestellt, nach bester Möglichkeit erforscht und ihre Funde geborgen worden.

Die Töpferware

Bei der durch Dr. Kost untersuchten Fundstelle 1 (siehe Planskizze Abb. 3) lagen in 5 m Bodentiefe unter einer mittelalterlichen Brandschicht mehrere keltische Siedlungsschichten übereinander. Die oberste dieser Siedlungsschichten von 40 bis 50 cm Dicke fiel durch zahlreiche, durch Feuereinwirkung hart und ziegelrot gewordene Flechtwerk-Lehmwandabdrücke auf (siehe Abb. 6), wie sie

Digitized by Google

ähnlich auch besonders von Fundstelle 15 (Früh-Latène) und 5 (Mittel- und Spät-Latène) in dichter Lage vorkamen. Es muß sich hier um flechtwerkversteifte Lehmmäntel und -kuppeln von Ofenanlagen handeln, da jede dieser Stellen 1, 5 und 15 diese Flechtwerk-Lehmbruchstücke in etwa kreisrunder rotlehmiger Fundstelle von rund 1,20 m Durchmesser zeigte.[8] Bei jeder wurden auch Metallverarbeitungs-Tiegelreste gefunden, wie sie unsere Abb. 36 unter den Nummern 881, 1061 und 1062 zeigt. Eine zeitliche Bestimmung dieser Ofenstellen ist durch die beigefundenen Topfscherben möglich. Bei Fundstelle 1 ergrub Dr. Kost spätkeltische Irdenware, ebenso bei 5, bei 15 dagegen frühkeltische (Abb. 7, Nr. 555, 571, 572, 575). Fundstelle 1 (siehe Lageskizze Abb. 3) lieferte an spätkeltischen Scherben u. a. ein Topfrandstück mit eingeritztem Zickzackwellenband (Abb. 19 Nr. 558) und ein anderes mit Zickzackwellenband und eingerädelten Reihen von Viereckpunkten (Abb. 19 Nr. 562). Diese Fundstelle erbrachte auch das Bodenstück eines scheibengedrehten, sehr hart gebrannten, feintonigen, völlig ziegelroten Gefäßes, einer Schale oder Schüssel mit Fußstandring (Abb. 23 Nr. 566);

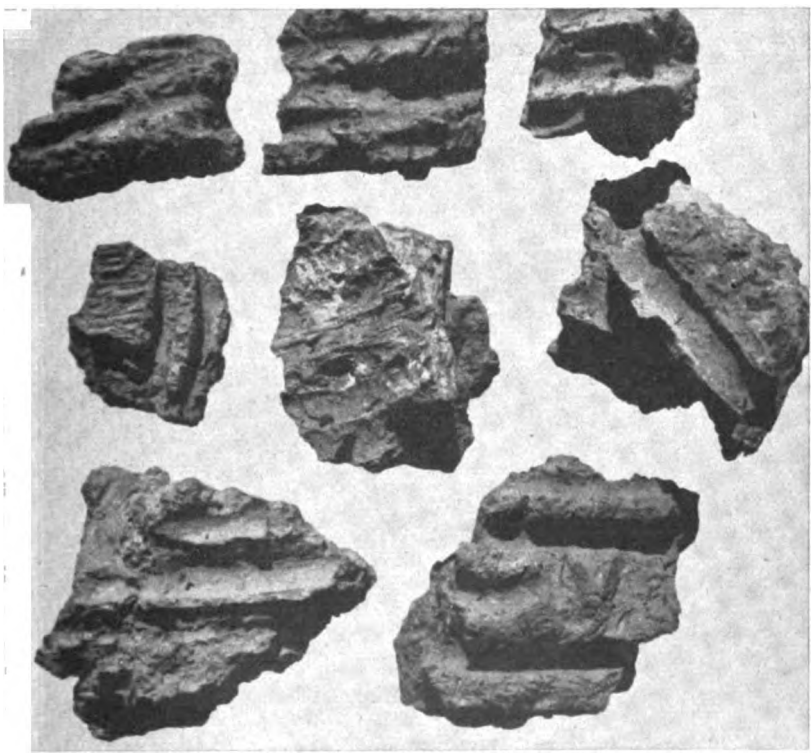


Abb. 6. Abdrücke rotgebrannten Lehms von der Flechtwerk-Gestängewand gewerblicher Öfen. (Obere Reihe Nr. 580, 587, 897, mittlere Nr. 898, 901, 822, untere Nr. 899 und 582.) Das mittlere Stück (Nr. 901) zeigt den groben, wohl mit einer Schindel ausgeführten Glattstrich der Außenseite der Lehmwand. Größe der Abbildungen 1/3 nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

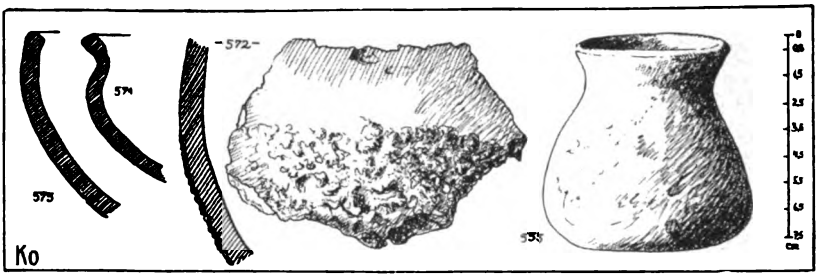


Abb. 7. Topffunde der frühkeltiſchen Fundſtelle 15, mit Rauhbewurf (Nr. 572), und Zwerggefäß (Nr. 555), das gekochte Ackerbohnen enthalten hat.

das Stück zeigt nahe Verwandtſchaft mit rottoniger römiſcher Ware. Auch ein Randſtück eines ziegelrot gebrannten gedrehten Gefäßes iſt ſehr ſpät, in das 1. Jahrhundert v. Ztr. oder eher in das 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr., anzuſetzen; es gehört zu einer aus ſtark ſandvermiſchtem Ton mit der Drehſcheibe gefertigten Schale oder Schüſſel mit Wulſtrand und Drehriefen am ſenkrecht ſtehenden Halsteil (Abb. 23 Nr. 561). Daneben enthielt dieſe obere Fundſchicht der Fundſtelle 1 auch zahlreiche Schalenreſte, meiſt mit eingewölbter Randbildung (Abb. 10). Dieſe Schicht griff in kaum unterſcheidbarer Abgrenzung nach unten in eine weitere Schicht ein, die an dieſer Fundſtelle 1 und an der unmittelbar anſchließenden Fundſtelle 2 und 4 zahlreiche weitere Funde, meiſt mittelkeltiſcher Zeit (3. und 4. Jahrhundert v. Ztr.), geliefert hat. Dieſe und die ſpätkeltiſche Schicht (1. Jahrhundert v. Ztr. und ſpäter) enthielten zahlreiche Kammſtrichſcherben, die mittelkeltiſche Schicht von Fundſtelle 1 und 2 auch Schulterbruchſtücke einiger glattpolierter ſchwarzer Flaſchen mit mehreren Drehriefen (Nr. 602 bis 605), ferner Topfbruchſtücke mit Fingerſpitzendellenreihe am Übergang des wenig eingezogenen Halſes zur Gefäßausbauchung (Abb. 11 Nr. 618, ferner Nr. 694 und 696). Fundſtelle 2 bis 4 enthielt in der mittel- bis ſpätkeltiſchen Schicht u. a. die Glasarmringe (Abb. 34 Nr. 576 und 568) und die blaue Glasperle mit den weißen Spiralaugen (Abb. 34 Nr. 569), ferner die Bronzedrahtfibel (Abb. 32 Nr. 570), ſämtliche Gegenſtände als Bruchſtücke erhalten. Dazu fanden ſich dort Kammſtrichſcherben (Beiſpiel Abb. 17 Nr. 612 mit Entſprechung eines ſolchen Scherbens aus der ſpätkeltiſchen Viereckſchanze von Heiligkreuztal; Bittel, Kelten in Württemberg, Tafel 21, 6) und ein Scherben eines groben, durch flachen Fingerſtrich verzierten Topfes (Abb. 17 Nr. 647). Auch ein graphittoniges Randſcherbchen einer tönernen Flaſche (Nr. 564) ſtammt aus dieſer Schicht. Aus Fundſtelle 3 konnte Dr. Koſt durch Ausgrabung die Reſte zweier Töpfe bergen, die durch Reſtaurator Peter von der Altertümerſammlung Stuttgart zuſammengeſetzt werden konnten: eine ſchöne glänzend gelbbraune Situla (Abb. 9 Nr. 1168) und einen mit ſenkrechten Strichritzlinien verzierten Gebrauchstopf (Abb. 9 Nr. 1170). Ein Randſtück eines kräftigen Topfes mit einer Reihe gleichgerichteter Kommaſchnitte auf dem flachen Schulterteil (Abb. 10 Nr. 827) entſtammt gleichfalls dieſer als mittel- bis ſpätkeltiſch zu beſtimmenden Fundſtelle 3. Von

Digitized by Google

wesentlicher Bedeutung für die Zeitstellung der spätesten Teile der Siedlung auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und das 1. Jahrhundert n. Ztr. ist die an Fundstelle 3 unmittelbar anschließende, etwa 30 cm schichthöher gelegene Fundstelle 3a mit Resten von 3 bemalten gallischen Spät-Latène-Flaschen (Abb. 20 und 21).

Besonders viel Töpferware ergab die beim Fundamentgraben von den Arbeitern angeschnittene Fundstelle 5, für deren weitere Untersuchung wegen der Bautätigkeit leider keine Möglichkeit bestand. Diese Siedlungsstelle muß

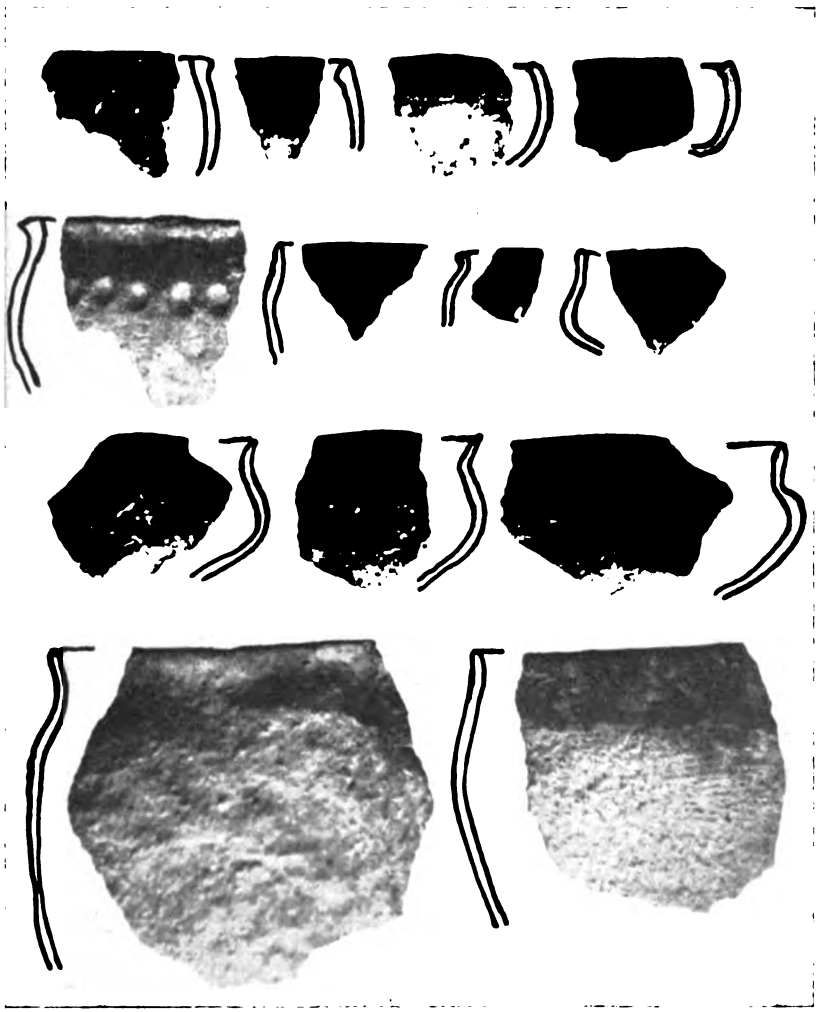


Abb. 8. Fundgrube von Fundstelle 25. Von links nach rechts: obere Reihe Nr. 1234, 1244, 1249, 1247; zweite Reihe Nr. 1235, 1241, 1242, 1243; dritte Reihe Nr. 1244, 1245, 1248; unterste Reihe Nr. 1233, 1227. — Größe der Abbildungen stark 1/3 nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

am Ende ihres Bestehens durch einen Brand heimgesucht worden sein, wie die starke Holzverkohlung der Stelle und zahlreiche durch Feuereinwirkung rissig gewordene Scherben zeigen können. Diese Siedlungsstelle 5 mit ihren besonders schönen Flechtwerkabdrücken (Abb. 6 Nr. 822) enthielt viel grobe Gebrauchstopfware mit Wandstärken bis zu 22 mm (z. B. Nr. 818), die Ränder der Gefäße zum Teil mit etwas ausgelegtem rundem Wulstprofil, andere mit Rauhung der Bauchwand, Krüge mit auskehlendem Bodenansatz (wie Abb. 11 Nr. 929), steilwandige kleinere Gebrauchstöpfe mit einfachem, gerundetem Rand, Schalen mit kommaförmig verdicktem Rand (Abb. 10 Nr. 799), ferner zahlreiche Kammstrichscherben (Abb. 17 Nr. 782, 784, 791, 793), einige mit zeitlich spät, also spätkeltisch anzusetzendem rundstabartig verdicktem Wulstrand (Abb. 19 Nr. 776 und 785; Formentsprechungen in der spätkeltischen Fundstelle von Wendel zum Stein im Jagsttal, Keckenburgmuseum Nr. 1302 bis 1304, und auf dem böhmischen Hradischt, Pic-Déchelette Tafel 50, 9, mit rundbauchigen Topfformen wie Nr. 776 Abb. 19). In die spätkeltische Zeit sind hier auch sehr harte Drehscheibentöpfe zu setzen (Nr. 804, 805).

Die Mehrzahl der Tongefäße der Haller Keltensiedlung ist handgeformt. Zahlenmäßig die größere Rolle spielen die Schalen und schalenartigen Näpfe, die zum größten Teil Oberflächenschwärzung aufweisen, wenige tonfarben braun und fast alle geglättet sind (wiederhergestellte Schalengefäße Nr. 1164 und 1165, Abb. 9). Einige der spätesten Typen aus feinstem Ton mit sorgfältiger Glättung sind schön rötlichhellbraun (Abb. 10, Profil Nr. 560) und scheinen römische Terra-Sigillata-Schalen nachahmen zu wollen. Die Randbildungen gehen von den einfachen Steilformen der frühen Typen bis zu den stark eingewölbten der spätesten (Abb. 10 Nr. 1033 bis 987, 808 bis 1011, 1036 bis 727,

Abb. 9. Wiederhergestellte tönerne Gefäße. Obere Reihe (von links) Nr. 1167 hellgrauer eimerförmiger Topf (Situla); Nr. 1168 gelbrotbraune, geglättete Situla; Nr. 1166 gelbrötlichbrauner Topf des 1. bis 2. Jahrhunderts n. Ztr. mit Wulstgrubenverzierung; Nr. 1169 graubrauner mattglänzender Topf von Fundstelle 22 Steinerner Steg—Keckenhof. Untere Reihe Nr. 1163 schwarzgraue geglättete Schüssel; Nr. 555 schwarzgraues Zwerggefäß; Nr. 1170 graubrauner grober Kochtopf mit senkrechten Ritzlinien; Nr. 1164 rötlichbraune geglättete Schale; Nr. 1165 schwarze geglättete Schale. — Größe der Abbildungen $^1/_{10}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

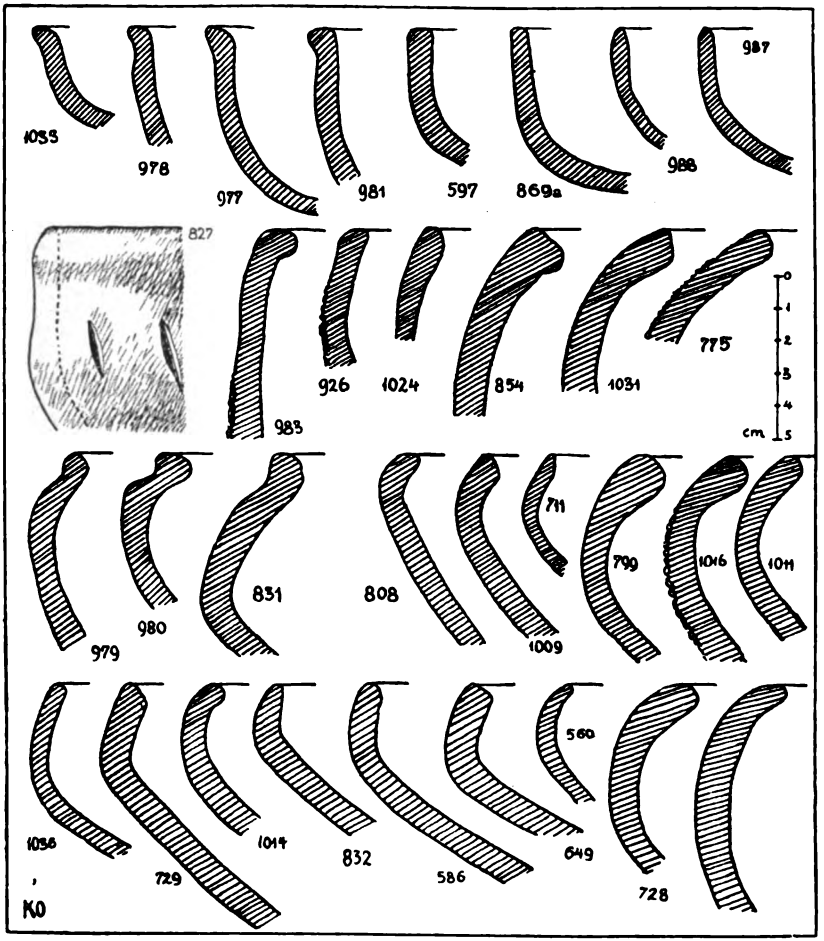


Abb. 10. Randformen von Schalen und Näpfen.

und Abb. 9 Nr. 1165). Schalen wie Nr. 563 kommen noch in der spätkeltischen Ingelfinger Siedlung (2. Jahrhundert n. Ztr., siehe Fundberichte aus Schwaben, NF. 7, 1932, S. 39ff.) vor, und die Randformen der spätesten dieser Schalen entsprechen durchaus denen römischer Schalen aus provinzialrömischer Ware von Kastellen des obergermanischen Limes, z. B. aus dem römischen Kastell Osterburken (Studiensammlung des Keckenburgmuseums des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäb. Hall). Auch zu Schalenrandstücken mit starker Randeinwölbung und nach innen liegender kommaförmiger Wulstverdickung, sogenanntem Kolbenrand (wie Abb. 10 Nr. 799 und 1016) finden sich Entsprechungen in der in das 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. zu setzenden germanischen (hermunburischen) Siedlung von Aub-Baldersheim (in der Studiensammlung des Luitpoldmuseums in Würzburg); Entsprechungen zu den Schalenrandstücken unserer Abb. 10 (mittlere und unterste Reihe) zeigen aber

Digitized by Google

auch die Ränder schalenartiger Näpfe der spätkeltischen Rauriker-siedlung von Basel-Gasfabrik aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. (siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1937, S. 245 Abb. 7, S. 247 Abb. 8, S. 249 Abb. 9; Tafel XXVIII; 20, 1918, Abb. 3). Die Umfangsweite mancher Schalen unserer Haller Keltensiedlung ist recht beträchtlich (z. B. Abb. 9 Nr. 1165, Mündungsdurchmesser 33 cm); die aus den Scherbenkrümmungen errechneten Durchmesser gehen bis zu 60 cm! Ein schönes Bodenstück einer tadellos geschwärzten, dickwandigen großen Schale zeigt eine Weiterentwicklung des frühkeltischen Omphalosbodens: kreisförmig erhöhte Bodenmitte (Delle) mit umgebendem erhöhtem Ringwulst (Nr. 1107, Abb. 12); das Stück wurde in der Schicht über den Einbäumen (Nr. 3 und 4 in Fundstelle 17) geborgen.

Es ist leicht möglich, daß die zahlreichen weitmündigen Schalen und Flachschüsseln mit der Salzbereitung in Zusammenhang stehen. Die biochemische Untersuchung eines solchen Schalenteils (Nr. 546) durch Professor Dr. Grüß (Berlin) ergab keine Nahrungsmittelrückstände, so daß an ein Wassergefäß zu denken ist und also auch Salzwasser als Inhalt in Frage kommen kann; dagegen zeigten die untersuchten auf Bruchstücken zweier anderer Schalen (Nr. 544 und 547) Stickstoffgehalte, deuten also bei diesen auf ehemals darin gewesene stickstoffhaltige Nahrungsmittel.

Der frühkeltischen Zeit (5. bis 4. Jahrhundert v. Ztr.) gehört wohl ein graubraunes, etwas derb gearbeitetes Zwerggefäß, 7½ cm hoch, von seltener Form, an (Nr. 555, Abb. 7 und Abb. 9). Es hat eine fast genaue Entsprechung in dem Späthallstatt-Töpfchen vom Lochenstein (Schwäbische Alb),[9] und eine weitere in einem späthallstattzeitlichen Grabhügelfund von Seifriedsberg in Unterfranken,[10] aus dem zugleich eine kleine Schüssel stammt,[11] welch letztere von gleicher Art ist wie Nr. 571 (Abb. 7 und Abb. 9) unserer Haller Keltensiedlung. Die Haller Schüssel Nr. 571 ist an der frühkeltischen Fundstelle 15 zusammen mit obengenanntem Zwerggefäß Nr. 555 (Abb. 7) von Dr. Kost ausgegraben worden. Entsprechende kleine Schüsseln mit gekehltem Rand und hochliegendem Schulterumbruch ergab die einheitliche Fundstelle 25 (siehe Planskizze Abb. 3 und Abb. 8 Nr. 1244 bis 1248), welche Stelle dem Ostteil der Keltensiedlung auf der Hangstufe des Hafenmarkts angehört. Formentsprechungen zu solchen gekehlten Schüsselchen finden sich auch in anderen Keltensiedlungen der früh- und mittelkeltischen Zeit, aber auch noch später.[12] Was das bodenbauchige Töpfchen Nr. 555 (Abb. 7) anbetrifft, so hat es auch eine ungefähre Formentsprechung in einem gleichfalls nur 6 cm hohen Kleingefäß aus der keltisch belegten Marderhöhle vom Kapellenfelsen von Wendel zum Stein im Jagsttal bei Dörzbach, Kreis Künzelsau,[13] eine weitere in einem Kleingefäß, das wohl aus einem Grabhügel bei Erkenbrechtshausen, Kreis Crailsheim (Württembergisch Franken), stammt und welches späthallstatt- oder frühlatènezeitlich sein dürfte.[14] Jedoch kommen solche Kleingefäße mit größter Bauchausladung in Bodennähe noch anderwärts im 1. und 2. Jahrhundert n. Ztr. vor.[15]

In einzelnen Bruchstücken sind in der Haller Keltensiedlung auch die sonst hauptsächlich von der Früh- bis zur Mittel-Latènezeit gehenden schwarzpolierten Flaschen mit Drehriefen auf der Schulter vertreten (Fundstelle 1 und 2 Nr. 602, 607, 884). Eine spätkeltische Ausprägung, mit der Drehscheibe gefertigt in schwarzgrauem, klingend hart gebranntem Ton mag das

Digitized by Google

Scherbenstück Nr. 1113 (Fundstelle 22 am Steinernen Steg, Abb. 35) darstellen. — Eine Rolle spielen bei der Irdenware der Haller Keltensiedlung wenig sorgfältig gearbeitete *steile und plumpe Töpfe* (Bittel, Typ II; Keckenburgmuseum Schwäb. Hall Nr. 620, 622, 706, 740, 872, 961, 973, 974 u. a. m.; Randstücke siehe Abb. 10 Nr. 827 und Abb. 11 erste und zweite Reihe).[16] Einige tragen auf dem oberen Teil der schwachen Wandauswölbung eine waagrechte Reihe von *Fingertupfenbellen* (Nr. 618, 694, 695, 795, 932, 961, 1235; siehe Abb. 8, Abb. 11 und Abb. 16) oder von *kurzen gleichgerichteten Schnittverzierungen* (Abb. 10 Nr. 827, Abb. 11 Nr. 872 und 974).[17] Die biochemische Untersuchung der Krusten auf einem solchen

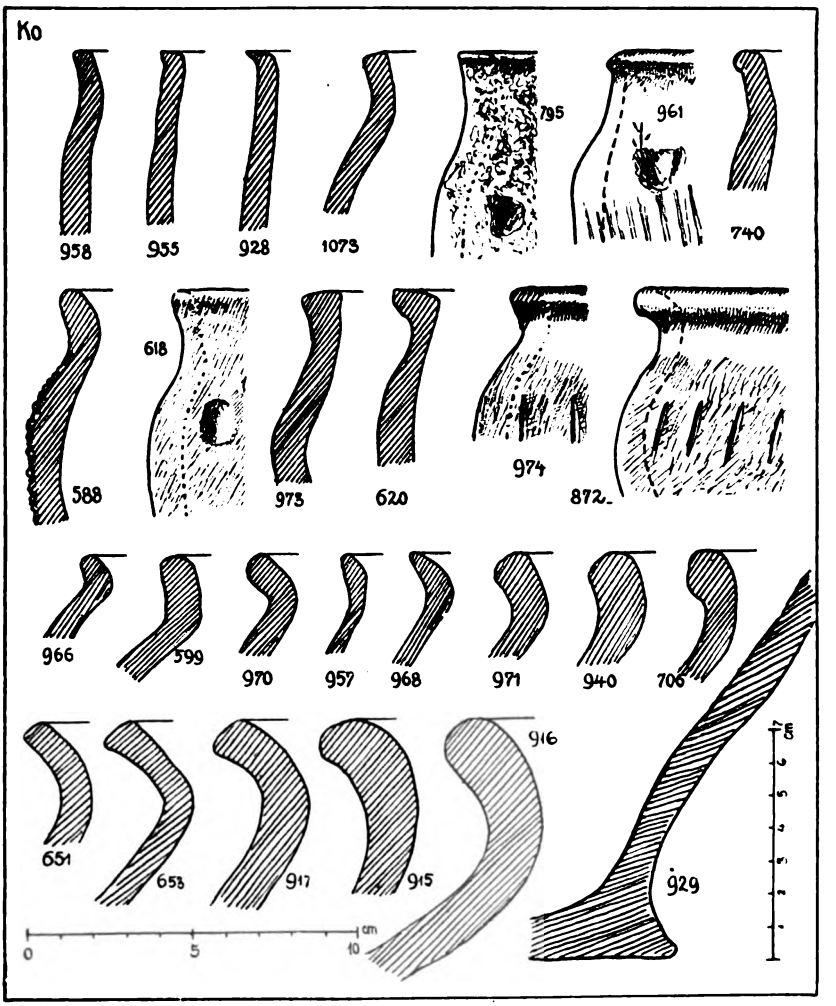


Abb. 11. *Randformen und Bodenform von steilwandigen Gebrauchstöpfen und von Krügen.*

Digitized by Google

Scherben obigen Topftyps (Nr. 533, Abb. 25) ergab Nitroverbindungen und Ammoniakgehalt, also Hinweise auf vermutliche Benutzung als Fleischkochtopf.

In den zeitlich späteren Schichten unserer Keltensiedlung finden sich auch plumpe und rohe Töpfe mit Randformen, wie in Abb. 9 Nr. 1170 gezeigt, mit senkrecht geführter Ritzstrich- oder Kammstrichverzierung auf dem äußeren Wölbteil bis in Bodennähe (Bittel, Typ IV, spätkeltisch oder noch später). Die Speisereste untersuchung durch Professor Dr. Grüß (Berlin) erwies bei dem einen dieser Töpfe (Nr. 548, Abb. 25) die Verwendung als Kochgeschirr für Mehlbrei, ähnlich bei einem anderen (Nr. 556), bei einem wohl diesem Typ entstammenden Bodenstück (Nr. 545, Abb. 25) die Verwendung als Backtopf. Unter den Funden von Fundstelle 1 und 2 findet sich ein Unterteil eines größeren, mit vierzinkigem Kammstrich verzierten Gebrauchstopfes mit starker Bauchausladung und 27 cm Bauchdurchmesser (Nr. 1171). Weitere Bodenformen kammstrichverzierter Töpfe zeigt unsere Abb. 18 (Nr. 839 und 1074). Auch hier handelt es sich um spätkeltische Zeit.

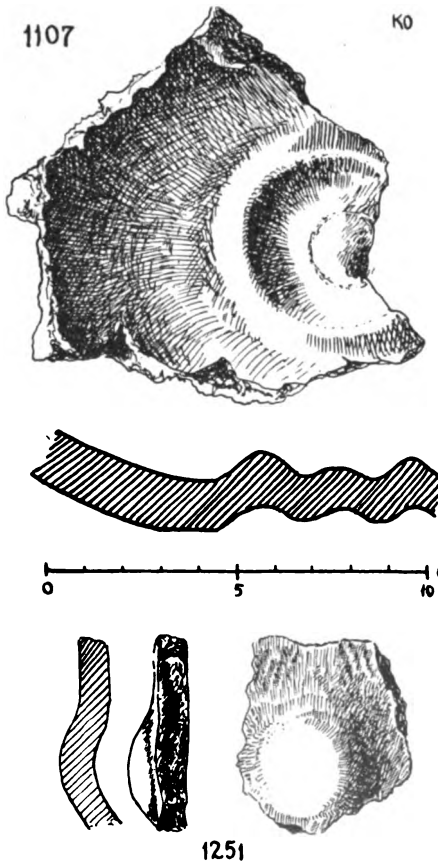


Abb. 12. Omphalosboden einer feintonigen schwarzen Tellerschale und Hohlbuckel eines anderen Gefäßes.

Zu einigen steilwandigen Töpfen, bei denen die Wandfläche sich vom Bauch zum Hals langsam verengt (Abb. 10 Nr. 926, 983, 1024, 854), finden sich bei der in das 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. anzusetzenden Germanensiedlung von Baldersheim in Unterfranken gute Vergleichsstücke, so für Nr. 983 (mit Rauhaufstrich auf dem Gefäßbauch) und Nr. 854 (Abb. 10); auch die steilwandigen Töpfe Nr. 955 und 928 (Abb. 11) haben dort ihre genauen Entsprechungen,[18] ferner der Topf mit ausladender, sich verschmälernder Randlippe (Nr. 968, Abb. 11). Damit wird man diese Töpfe der spät- und spätestkeltischen Zeit (Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. bis 1. Jahrhundert n. Ztr.) zuweisen können. Kennzeichnend für die späte Zeitstellung eines Teils unserer Haller Keltensiedlung ist das Vorkommen von in Halbrundstabform verdickten Randlippen (Abb. 19 Nr. 776 und 785; Abb. 23 Nr. 561; Abb. 36 Nr. 904).

Digitized by Google

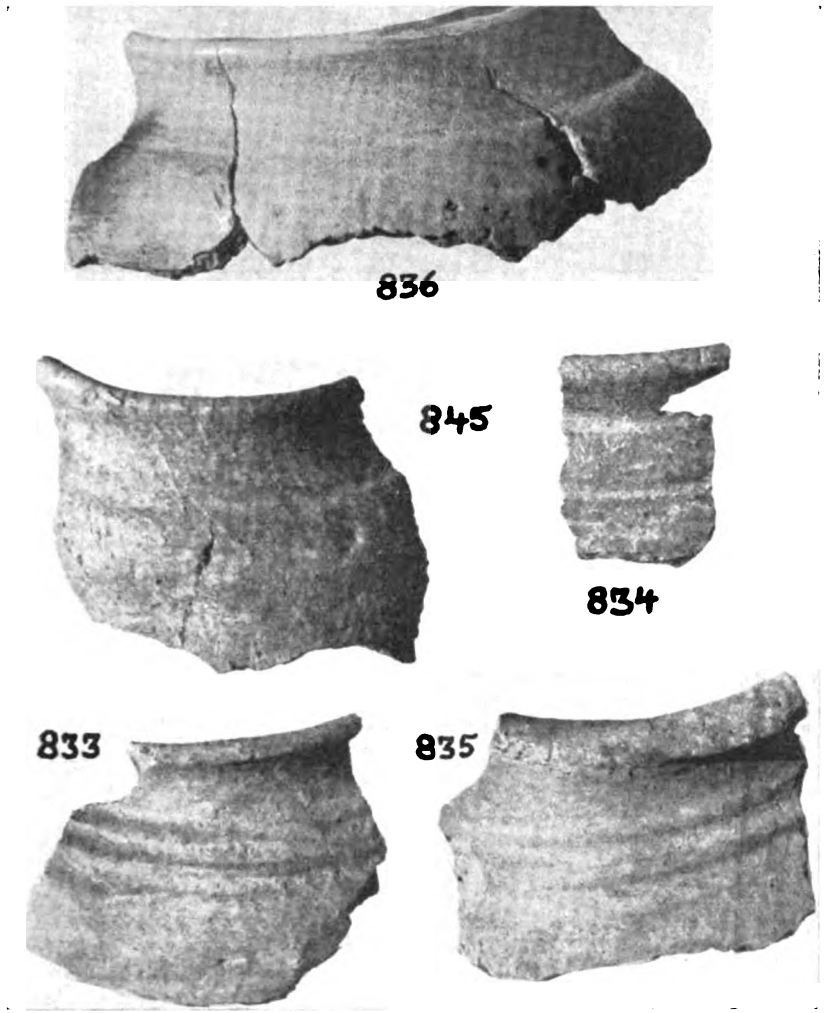
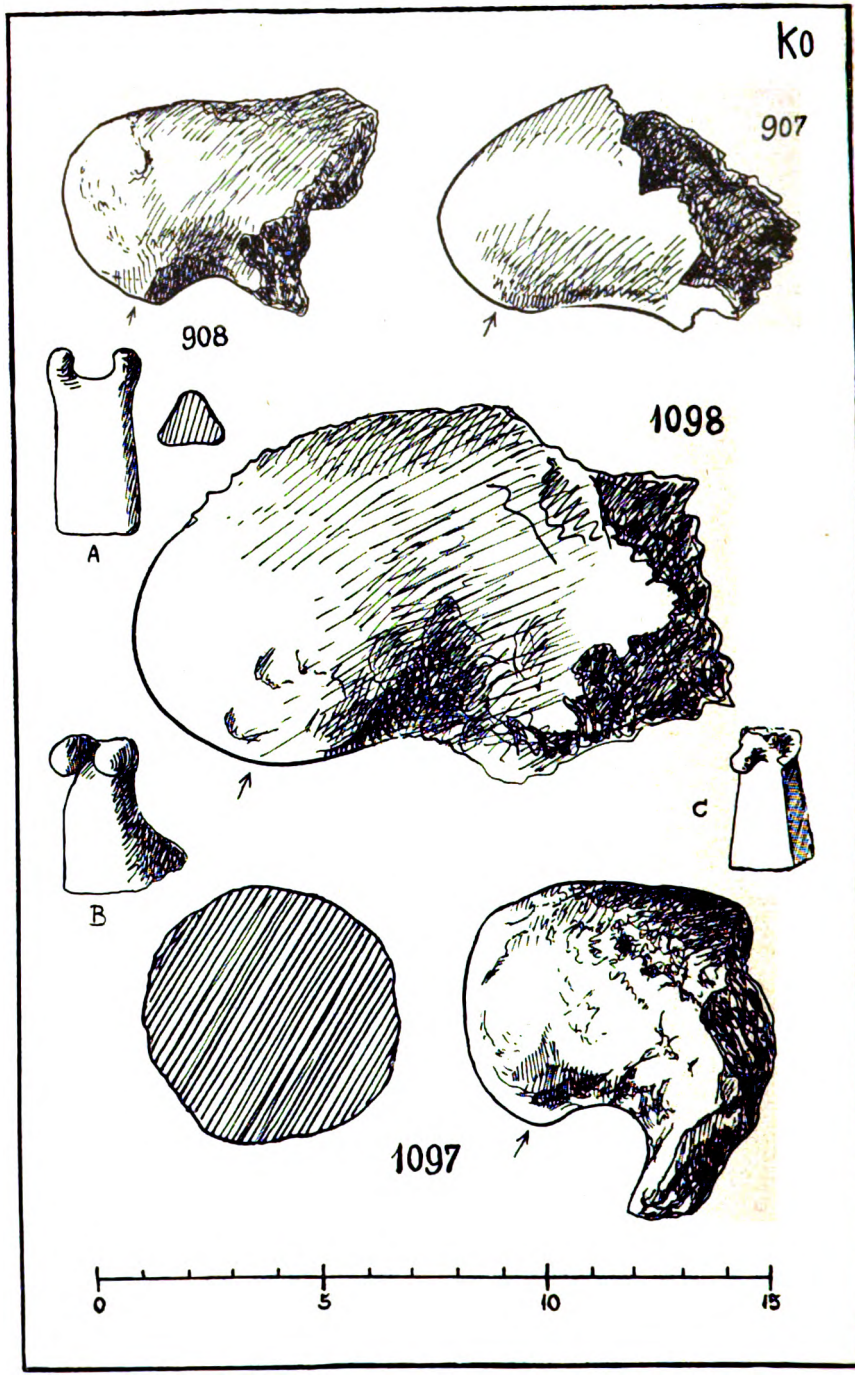


Abb. 13. Randstücke gelbbrauner, rotbrauner und grauer Eimertöpfe (Situlen) in 2½facher Verkleinerung. (Aufnahme: Dr. Koft)

Eine in schönen Beispielen vertretene, in Württemberg bis jetzt sehr seltene[19] und auf Zusammenhang mit den Kelten Mittel- und Südbayerns[20] weisende Tongefäßart sind die Situlen. Ihre Oberfläche ist meist schön hellgelbbraun bis rötlichbraun und geglättet, ihre Höhe zwischen 20 und 22 cm, ihr Mündungsdurchmesser 12 bis 15 cm. Diese eimerförmigen Vasen mit dem schmal ausladenden, leicht verdickten Rand, ganz kurzem eingezogenem Hals, sehr hoher Schulter mit Rillen oder Wülsten und mit schmalem Standboden gehören zu den bemerkenswertesten Gefäßen der Haller Siedlung; von sechs solchen Eimergefäßen sind gute Bruchstücke geborgen (Nr. 833, 834, 835, 836, 846, 651, siehe

Digitized by Google



Digitized by Google

Abb. 13); ferner konnten drei dieser Situlen wieder zusammengesetzt werden (Abb. 9 Nr. 1167, 1168 und 1169).[21] Den Situlaformen liegen zweifellos Metallvorbilder zugrunde;[22] ihre Herkunft aus dem Südosten ist wahrscheinlich. Unsere Haller Formen gehören wohl der mittleren und auch noch späten Latènezeit an (2. und 1. Jahrhundert v. Ztr.). Die biochemische Untersuchung durch Professor Dr. Grüß (Berlin) ergab bei einem Stück (Nr. 538) die Feststellung einer Verwendung dieses Gefäßes als Behälter für Haferschrotmehl, das geröstet gewesen war (Abb. 27); bei einem anderen (Nr. 550) fanden sich Stärkekörner, also Aufbewahrung einer Getreidenahrung, bei einem dritten (Nr. 549) wurden keine Nährstoffe gefunden (Wasserbehälter?).

Alle diese wie die vorigen Gefäße sind henkellos. Nur ein einziger derber Gefäßhenkel (Nr. 886) wurde gefunden in Fundstelle 11 der Siedlung; auch die Ingelfinger Spätkeltensiedlung hatte unter sehr zahlreichen Gefäßbruchstücken nur ein einziges Mal einen Henkel aufzuweisen.

Von großen, dickwandigen Krügen hat die Siedlung Rand-, Boden- und Wandstücke geliefert (Nr. 818 bis 820, 915 bis 919, Bodenstück Nr. 744, siehe zum Teil Abb. 11); hierher gehörig sind wohl auch die Bruchstücke Nr. 600, 610, 637, 744, 760, 1105 und 1106 und Bodenstück Nr. 929[23] (siehe Abb. 11). In einem dieser Großgefäße (Nr. 1048) zeigte das Bodenstück mit Wandansatz noch starke Einlagerung von reinem gebranntem Kalk, der in diesem Behälter aufbewahrt worden ist. Eine größere plattige Einlagerung solchen Kalkmehls aus reinem, gebranntem Kalk fand sich auch mitten in der Fundstelle 5 der Mittel-Latèneschicht. Der Kalk muß zu gewerblichen Zwecken verwendet worden sein. Etwas anderes ist der Zusatz kleiner Kalkgesteinstückchen bis zu Zentimetergröße zum Ton großer Gebrauchsgefäße als Magerung (Scherben Nr. 659); beim Brennen des Gefäßes sind diese eingesprengten Kalkstückchen schneeweiß geworden.

Von den grob gearbeiteten, sehr hart gebrannten Metallverarbeitungstiegeln (für Bronze- oder Eisenglühung), die in etwa sechserlei Stücken von 10 bis 20 cm Wanddicke vorkommen (Abb. 36 Nr. 889, 1061 und 1062). ist in dem Abschnitt über die Eisen- und Bronzeverarbeitung die Rede. Die Tiegelränder sind typisch geformt, wie sie schon A. Schliz in frühkeltischen Gehöften bei Großgartach gefunden hat.

Ganz gering ist die Zahl der Graphittongefäßscherben (Nr. 564, 904, 906, Abb. 36, aus der Siedlung im Kreissparkassengelände, und Nr. 1111 mit Kammstrich aus deren Fortsetzung am Steinernen Steg, Abb. 35). Das außen und innen stark schlackenüberkrustete Bodenstück Nr. 966 (Abb. 36) hat eine Rolle beim Bronzeherstellungsvorgang gespielt (siehe Abschnitt über die Bronzeverarbeitung), vielleicht besonders infolge der Feuerfestigkeit des Graphits. Stark ausgewulsteten Rand zeigt ein Scherben eines Graphittongefäßes, der am schmalen Gefäßhals deutlich die Riefen der Drehscheibe erkennen läßt (Nr. 904, Abb. 36).

Abb. 14 (neben). Sehr hart gebrannte „Nasen" von Feuerböcken in Widdergestalt (?). Die Pfeilzeichen weisen auf abgenützte Stellen. A und B zeichnerische Wiederherstellungsversuche, C Feuerbock mit Widderkopf aus Clermont - Ferrand (Frankreich, Departement Puy-de-Dôme, Déchelette, Manuel IV, Fig. 627).

Digitized by Google

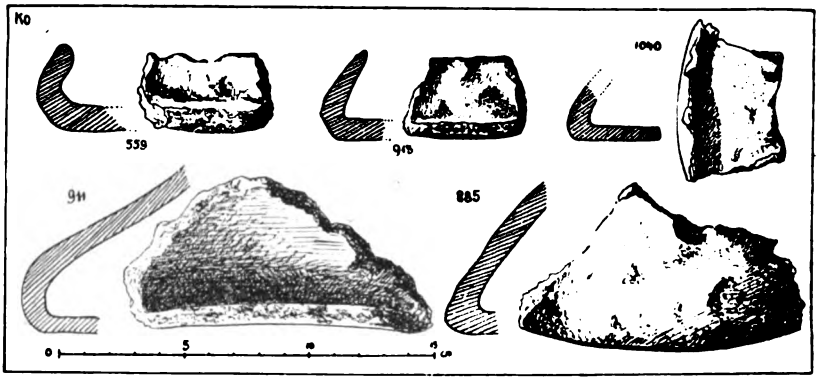


Abb. 15. Randstücke tönerner Tellerschalen und Bodenstücke von Gefäßen, die ihre größte Ausladung am Boden haben.

Über die tönernen Webgewichte (Abb. 33) und die walzenförmigen handgroßen Tonkörper, wohl Salzgewinnungskörper aus porösem Ton (siehe Abschnitt Salzgewinnung und besondere Berichte über „Eine keltische Solesiederei" mit dortiger Abb. 22, und über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung" mit Abbildungen), soll noch die Rede sein. Es ist wahrscheinlich, daß die Bruchstücke flacher, tellerartiger Tonplatten, die ergänzt etwa 10 cm Scheibendurchmesser ergeben (Nr. 909 ist 8 cm dick, ferner Nr. 870 und 870 a), eine Abart der walzenförmigen Salzbereitungskörper (Gerüstkörper) sind.

Eigenartig sind in unserer Haller Keltensiedlung dicke tönerne bruchstückhafte Rundzapfen von der Form plumper Tierschnauzen. Sie sind aus grobem Ton geknetet und gebrannt und zeigen, jeder am runden Ende (Spitze), eine pfenniggroße Abnützungsspur (Abb. 14 Nr. 907, 908, 1097, 1098). Wahrscheinlich sind sie Teile größerer, ebenfalls in Bruchstücken gefundener säulenförmiger tönerner Gebilde von etwa 20 cm und mehr Höhe; diese Ständer haben dreieckigen Grundriß von 10 bis 15 cm Seitentiefe (Nr. 554 und 896); ihr unterer Teil trägt deutliche Spuren starker Feuereinwirkungen, die zeigen, daß die Gebilde im oder am Feuer gestanden haben. An ihrem oberen Ende scheinen sich solche vorerwähnte schnauzenartige Vorsprünge befunden zu haben, da jene dieselbe Tonzusammensetzung und Brennart zeigen wie die Sockelgebilde (Wiederherstellungsversuch A oder B in Skizze Abb. 14). Es handelt sich, obwohl bei der bruchstückhaften Erhaltung von Teilen keine klare Zusammensetzung der Gesamtgebilde möglich ist, offenbar um Feuerböcke, wie sie gerade in etwas realistischerer Ausbildung mit einem oder zwei Widderköpfen am oberen Ende in keltischen Siedlungen der Spätzeit in Gallien häufig vorkommen als tönerne Gebilde (Abb. 14, C).[24] Nach Déchelette gehen solche Feuerböcke mit Widderkopf auf Darstellungen alter Widderopfer zurück; die widderköpfigen Feuerböcke reichen nach Déchelette zeitlich bis in die ersten Jahrhunderte n. Ztr. hinein, doch gehören die ganz einfachen Ausformungen, denen unsere Bruchstücke nahestehen, nach Beispielen in der Aeduersiedlung Bibracte (Mont Beuvray, Saônegebiet) und in Orgon

Digitized by Google

(Rhônegebiet) dem 1. Jahrhundert v. Ztr. an.[24] Ob diese Gebilde aus der Schwäbisch Haller Keltensiedlung mit den von Bühler in seiner handschriftlichen Geschichte der alten Saline Hall (1840, Band 4) erwähnten „Salzgötzlen" in Zusammenhang gebracht werden dürfen, sei dahingestellt (siehe auch S. 144).

Zu den keramischen Besonderheiten der Haller Keltensiedlung gehören außer den genannten zylindrischen kleinen Vollkörpern (Salzbereitungskörper), den „Nasen" von Feuerböcken, dem kleinen Früh-Latènetöpfchen (Nr. 555, Abb. 7) und der spätkeltischen bemalten Töpferware (Abb. 20 und 21) unter anderem auch Scherben von ganz eigenartig geformten Gefäßen, deren Kennzeichen ist, daß sie ihre weiteste Wandauswölbung unmittelbar am Boden haben (Abb. 15 Nr. 885, 911 bis 914, 1040). Zwei dieser Gefäße: Nr. 559 (Fundstelle 1) aus rotgebranntem sandigem Ton, und 913 aus hellgrauem sandigem Ton, sind wohl handgemachte tellerartige Flachschalen mit leicht einwärts stehendem, aufgerichtetem Rand. Für Nr. 559 ergibt sich ein Gefäßdurchmesser von etwa

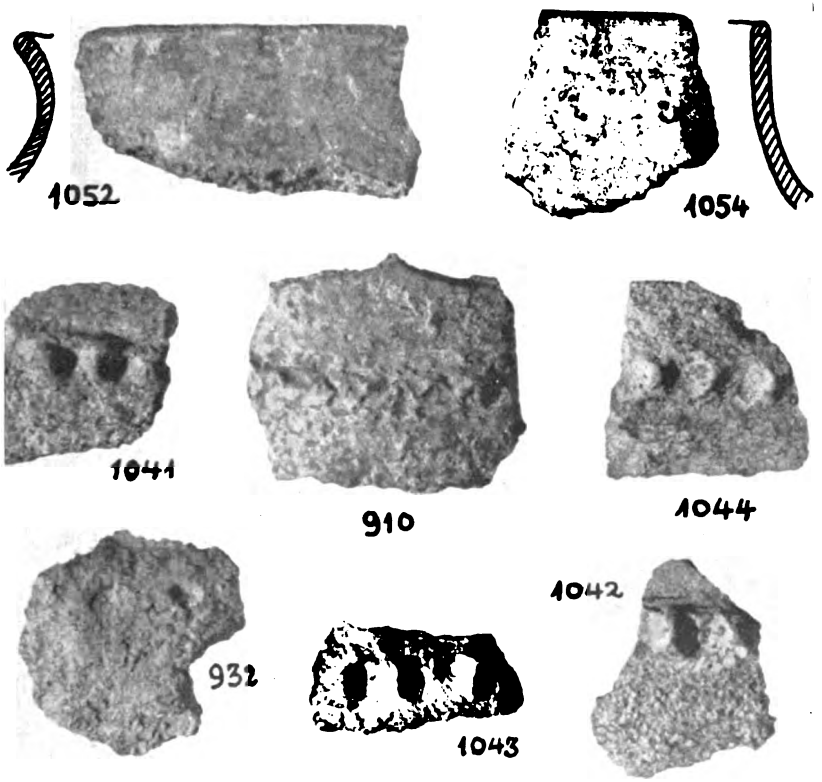


Abb. 16. Rand- und Wandstücke von großen Gebrauchsgefäßen mit Fingertupfen- und Fingerbellenverzierungen, zum Teil auf aufgesetzten Leisten. — Abbildungen schwach ½ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

25 cm, für Nr. 913 von etwa 15 cm, Scherbendicke ist 9 und 5 bis 6 cm. Eine Erklärungsmöglichkeit für diese bis jetzt von anderen keltischen Fundplätzen nicht bekannten keramischen Formen bietet vielleicht eine holzgedrehte flache Schale vom Fundort La Tène,[25] die auch am Boden dieselbe größte Bauchausladung und Formung zeigt wie unsere Funde Nr. 559, 885, 911, 913, 1040 (Abb. 15); der Rand dieser Flachschale vom Fundort La Tène ist freilich ausgewölbt, während die Ränder unserer entsprechenden „Tellerschalen" einfach glatt sind. Die anderen Bruchstücke mit solcher Wandausladung am Bodenteil, besonders Nr. 885 (Fundstelle 16) und Nr. 911 (Abb. 15), Scherbendicke 9 und 12 mm, entziehen sich der Deutung als Tellerschale. Sie machen den Eindruck verkehrt trichterförmiger Tongeräte oder beutelförmiger Flaschen; auch bei ihnen fällt der stark sandhaltige Ton auf und die grobe Töpferhandarbeit. Ihre Oberfläche hat graugelbe Farbe. Entsprechungen aus anderen keltischen oder vorgeschichtlichen Siedlungen überhaupt sind dem Verfasser nicht bekannt geworden.

Verzierungen trägt nur der geringere Teil der gefundenen Tongefäßscherben. Die in waagrechter Reihe um den Schulterteil laufenden, mit der Fingerspitze eingedrückten runden Dellen einiger früh- oder mittelkeltischer derber Gefäße (Nr. 618 Randstück, 1235 Randstück, 694, 695, 795, 932, 961, siehe Abb. 8, Abb. 11 und Abb. 16) erinnern noch an die hallstattzeitliche Art, die freilich solche Fingertupfenverzierungen gern auf waagrecht umlaufenden Schulter- und Halsleisten angebracht hat. Solche durch Fingereindrücke bearbeiteten waagrechten Zierleisten größerer Gebrauchstöpfe hat auch unsere Haller Keltensiedlung in verschiedenen Arten aufzuweisen (Nr. 910, 1041 bis 1044, Abb. 16). Diese Zierleisten laufen auf der Schulterwölbung solcher Gefäße und weisen wohl noch auf ur- und frühkeltische Herkunft.[26]

Zeitlich dasselbe ist der Fall mit den in waagrechter Reihe, ebenfalls auf der flachen Gefäßschulter oder unmittelbar unter ihr angeordneten, senkrecht oder schiefstenkrecht gestellten Schnittverzierungen (Nr. 827, 872, 1094, Abb. 10 und Abb. 11).[27] In spätkeltischer und noch späterer Zeit wird sogar die ganze Topfwandfläche mit Reihe über Reihe laufender Zonen solcher Schnittkerben oder Fingernagelkerben bzw. Wulstgruben verziert (Nr. 1094, Abb. 17, und ganzer Topf Nr. 1166, Abb. 9). Auch hierfür finden sich aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. in Baldersheim gute Vergleichsstücke,[28] aber auch in weiterer Verbreitung im 1. und 2. Jahrhundert n. Ztr.[29]

Eingeglättete Linien trägt in besonders geschmackvoller Ausführung eine zeitlich spät anzusetzende hellrotbraune Flasche in Drehscheibenarbeit (Nr. 1223, Abb. 20 und Abb. 21). Die Flasche ist gleichzeitig mit bemalten, dabei gefundenen Flaschen mit roten und weißen Gürtelzonen; auch die eingeglätteten Linien von Nr. 1223 sind waagrecht angeordnet. Auch sonst kommen in unserer Haller Siedlung gelegentlich eingeglättete Linien vor (Nr. 873). Vereinzelt erscheint auch eine waagrecht eingeglättete Bandzone, über und unter welcher schief laufende Kammstrichflächen angrenzen (Nr. 685, Fundstelle 1 und 2, und Nr. 1086, Abb. 17; Nr. 1114, Abb. 35, Fundstelle 22).[30]

Kammstrichzier aller Art kommt auf zahlreichen Topfbruchstücken vor, meist mit drei- oder vierzinkiger Gabel oder mit Kamm senk-

Digitized by Google

recht auf den Topfteil unterhalb der Gefäßschulter bis zum Gefäßboden herunter geritzt (Abb. 9 Nr. 1170; Beispiele Abb. 17; Abb. 18 Nr. 839; Abb. 19 Nr. 785). Die vorliegenden Kammstrichverzierungen entstammen etwa achtzehnerlei Töpfen. Zum Teil ist durch gleichlaufende senkrechte Ritz-

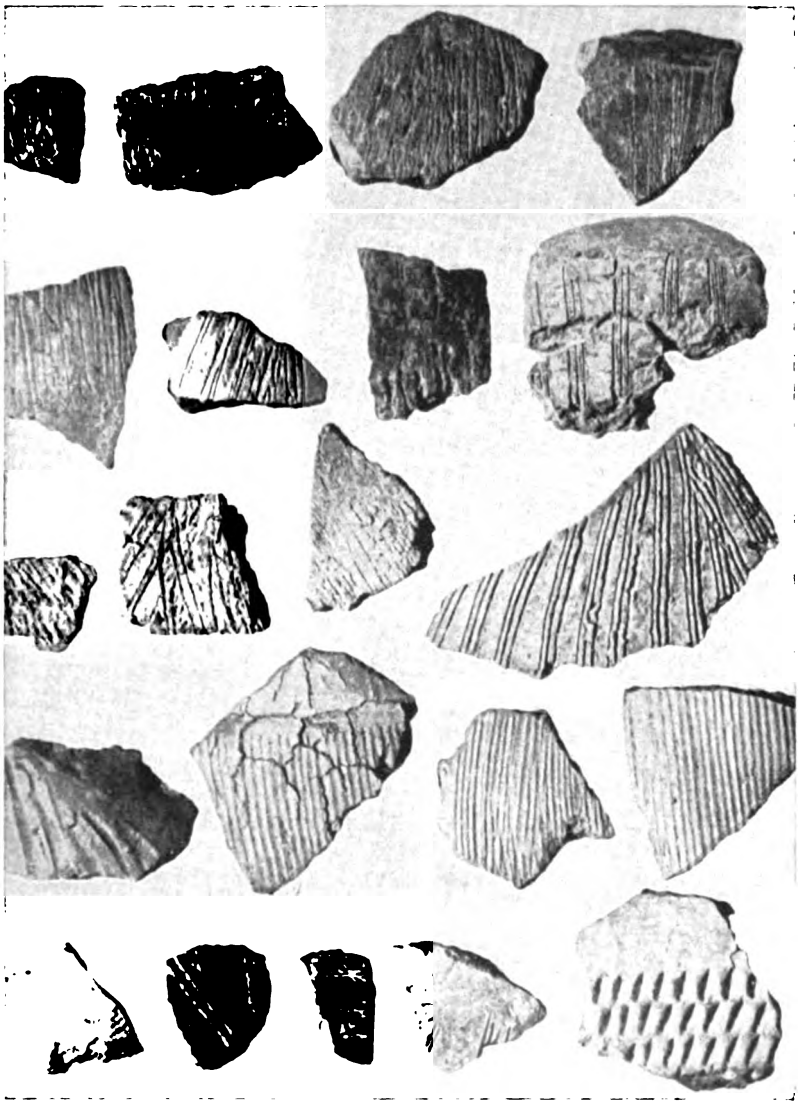


Abb. 17. Besen- und Kammstrichscherben. Von links nach rechts: oberste Reihe Nr. 1979, 1080, 1084, 1081; zweite Reihe Nr. 1082, 1089, 791, 793; mittlere Reihe Nr. 1091, 1093, 1092, 784; zweitunterste Reihe Nr. 647 (Fingerstrich), 782, 662, 787; unterste Reihe Nr. 612, 1088, 1090, 1086, 1094 (Strichgrubenreihen bzw. Wulstgruben). — Abbildungen schwach ½ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

linien kammstrichartige Wirkung erzielt (Abb. 17 Nr. 1084, 1081, 1082, 1083, 1092, 1093, und Abb. 9 Nr. 1167 und 1170). Die kammstrichverzierten Gefäße wurden durchweg, soweit feststellbar, in mittel- und besonders spätkeltischen Fundschichten der Siedlung gefunden; einige reichen der Randformung nach wohl bis in das 1. Jahrhundert n. Ztr. (z. B. Abb. 19 Nr. 785).[31]

Von spätkeltischen Scherben aus Fundstelle 1 mit eingeritzten zwei- und dreizeiligen Zickzackwellenlinien (Abb. 19 Nr. 562 und 558) war schon oben die Rede. Beachtenswert ist der Scherben Nr. 562 mit den neben den geritzten Zickzackwellenlinien noch mit einem Zahnrädchen eingedrückten Reihen von Viereckpunkten (Rädchenverzierung). Zwar kommen solche mit einem Rädchen eingedrückten Viereckpunktreihen schon an Schulter- und Bauchteil von Hallstatt-C-Schalen vor,[32] doch ist in unserem Zusammenhang, mit dem spätkeltischen Wellenband dabei, die Zeitstellung auf spätkeltische und späteste keltische Zeit bis in die ersten Jahrhunderte n. Ztr. hinein sicher das richtige. Dieser Zeitansatz wird erhärtet durch das Vorkommen dieser Punkträdchenverzierung in Siedlungen des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Ztr., z. B. in dem nur 55 km von unserer Haller Keltensiedlung entfernten Baldersheim in Unterfranken.[33] Auch das zwei- und dreizeilige eingerissene Zickzackwellenband (Abb. 19 Nr. 558 und 562) ist im 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. eine beliebte Verzierung.[34]

Ein sauber und scharf eingeritztes, doppeltes Linienzickzackband weist die oben schon genannte schöne, drehscheibengeformte hellgelbbraune Flasche auf. Sie trägt in Abständen waagrecht umlaufende eingeglättete Linien (siehe oben) sowie Kopf- und Fußteilglättung; der erwähnte genau gearbeitete Zickzackliniengürtel läuft auf der Schulter der Flasche (Nr. 1223, Abb. 20 und Abb. 21). Die Flasche ist durch ihre Form und durch die beigefundene rotweiß-zonenbemalte Töpferware auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und noch eher auf das 1. Jahrhundert n. Ztr. datierbar.

Glättung bzw. Politur zeigen meist die zahlreichen Schalen und Schüsseln, tiefschwarze, lederbraune und rotgelbe Gefäße. Vereinzelt kommen gelbrote und braune, ganz glatte Scherben vor, die sich wie Terra Sigillata anfühlen, aber doch einheimisches Erzeugnis sein müssen (Nr. 560 und 1039). Ihnen entsprechen ganz ähnliche Stücke aus der Höhle von Wendel zum Stein im Jagsttal (Nr. 1297 und 1298), das eine auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und wohl noch zum Teil an den Anfang des 1. Jahrhunderts n. Ztr. zu setzende Irdenware aufweist. Wie dort tritt auch in unserer Haller Keltensiedlung ein tiefschwarzglänzendes Scherbchen auf (Nr. 1095, Abb. 23); es ist fraglich, ob es sich um ein Rand- oder Standfußstückchen handelt. Diese Ware macht einen Eindruck wie römische Terra Nigra und hat, was den hochglänzend schwarz geglätteten Überzug und die Feinheit der Machart anbelangt, ihre Vergleichsstücke noch in sehr später Zeit, im 4. Jahrhundert n. Ztr., in der germanischen Tonware von Eßleben bei Schweinfurt in Mainfranken.[35] Jedoch bietet schon der Mont Beuvray in Südostfrankreich aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. Beispiele solcher terranigra-artiger Feinware, ebenso das oberrheinische Gebiet.[36]

Grobe Gefäße, Schalen und Großtöpfe zeigen gelegentlich Rauhung der Bauchwand durch Schlickbewurf (Abb. 7 Nr. 572) oder grobe

Digitized by Google

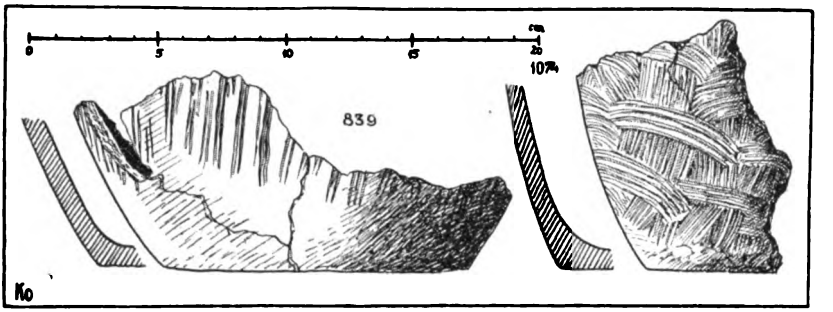


Abb. 18. Kammstrichverzierte Topfunterteile.

Verstreichung (Nr. 926, 938, und Abb. 17 Nr. 647). Solche Gefäßwandrauhung tritt auch bei Schalen und Näpfen (Abb. 10 Nr. 775 und 1016) und steilwandigen Kochtöpfen (Abb. 10 Nr. 926, 938; Abb. 11 Nr. 795, 588) auf.

Selten ist Graphitierung. Noch die alte, hallstattzeitlich übliche Form der Graphitierung durch Graphitbereib der Außenwand zeigt der Scherben Nr. 866. Solche Außengraphitierung kommt noch in der frühkeltischen Zeit (La Tène B) in unserem Lande vor[37] und mag sich vereinzelt bis ins Mittelkeltische gehalten haben. Beimengung des Graphits in die Tonerde des ganzen Gefäßes zeigen die Graphittonscherben Nr. 564 (Rand einer Spät-Latèneflasche), Nr. 904 (Abb. 36), Nr. 906 und 1111 (Abb. 35, mit Kammstrichverzierung, Fundstelle 22, Steinerner Steg).

Ein besonderer Fall ist der klingend harte Scherben eines scheibengedrehten Topfes (Nr. 1225) aus graubraunem, sehr fein geschlämmtem Ton und mit

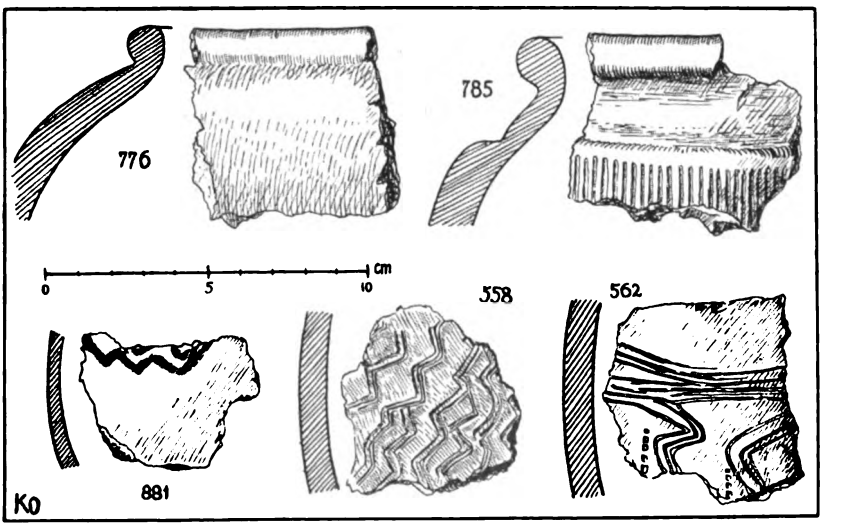


Abb. 19. Spätkeltische Topfrandstücke und -wandstücke mit Schwarz-auf-Weiß-Bemalung, Gabelritzung in Wellenbandform und Punkträdchenverzierung.

Digitized by Google

glatter, schön mattschwarz glänzender Oberfläche. Die Behandlung der Oberfläche scheint durch Schmauchung und darauffolgende Glättung geschehen zu sein. Ein ähnliches Stück ist der Fuß eines Bechers oder einer kleinen Fußvase (Nr. 954). Diese Scherben fallen aus dem Rahmen der übrigen heraus und müssen sehr späten Ursprung haben, also Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. oder in das 1. Jahrhundert n. Ztr. zu setzen sein, wenn nicht noch später. Etwas ähnliche Scherben enthielt die Marderhöhle von Wendel zum Stein mit ihren Spät-Latènefunden (Nr. 1300 und 1301, Keckenburgmuseum). Auch hat schon in Hall vor Jahren Stadtarchivar W. Hommel bei Absuchen des Aushubs einer städtischen Tiefgrabung vor dem Hotel Lamm-Post (Nordostecke) einen entsprechenden Scherben gefunden (Nr. 1308).

Von besonderer Bedeutung ist das Auftreten bemalter Flaschen in der Haller Keltensiedlung (Fundstelle 3a, Abb. 20 Nr. 1217, 1218, 1219 bis 1221, 1224; ferner die ganze Flasche Abb. 21 Nr. 1217). In erster Linie fällt bei zwei der farbigen Flaschen, Nr. 1217 und 1218, ins Auge die Bemalung in roten und weißen Gürtelzonen; auch das Scherbchen 1224 von

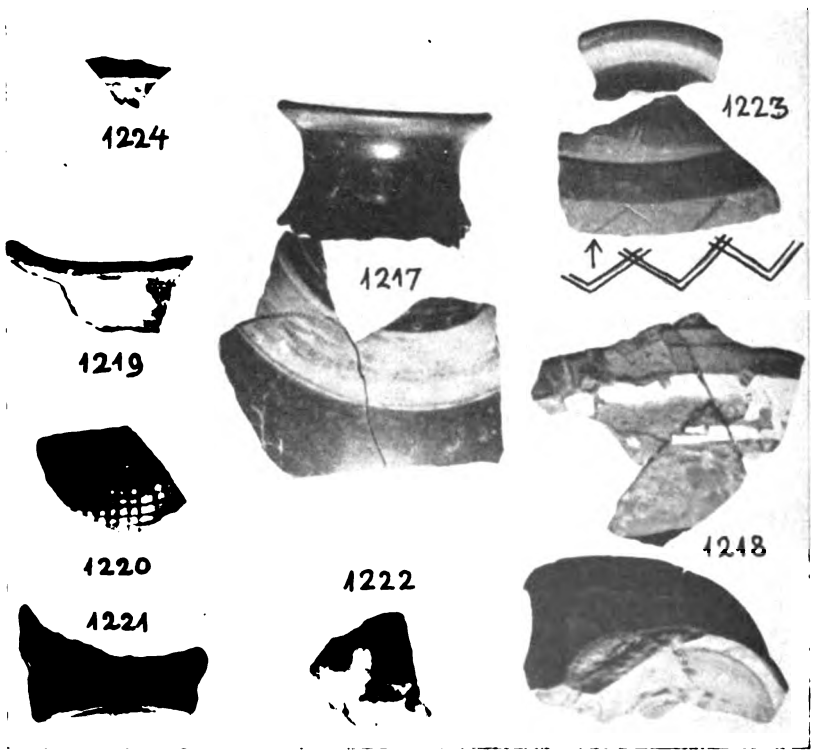


Abb. 20. Bruchstücke bemalter Tonflaschen und einer feinen ockerbraunen Flasche mit eingeritztem Zickzackband auf der Schulter (Nr. 1223); außer Nr. 1224 alles von Fundstelle 3a. — Abbildungen schwach 1/3 nat. Größe.
(Aufnahme: Dr. Kost)

Digitized by Google

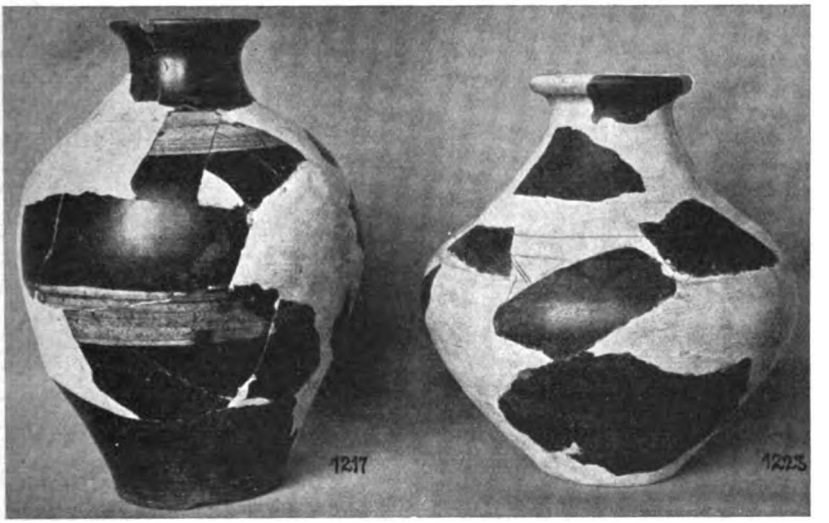


Abb. 21. Zwei spätkeltische, mit der Drehscheibe gefertigte Tonflaschen: Nr. 1217 mit weißer und roter Zonenbemalung auf natürlichbraunem Grund; Nr. 1223 mit eingeritztem Zickzackband auf der Schulter, ockerbrauner Tonfärbung, Hals- und Bodenteil geglättet, dazwischen eingeglättete waagrechte Linien. — Abbildungen etwa 1/3 nat. Größe.
(Aufnahme: Zentralmuseum für deutsche Vor- und Frühgeschichte in Mainz)

einer anderen Fundstelle (Fundstelle 5) zeigt eine weiße Zone auf gelbrötlichbraunem Naturgrund, wie die vorgenannten. Die zur Aufmalung benützte rote und weiße Farbe ist lackähnlich bei obigen Beispielen, die Gefäße selbst beste Drehscheibenarbeit aus feingeschlämmtem, klingend hart gebranntem Ton. Es handelt sich hier um vornehme Ware, die sicher nicht am Ort entstanden ist. Daß solche feintonigen bemalten Gefäße als etwas Besonderes gewertet wurden, zeigt schon die Tatsache, daß ein Wandscherben der rotweiß-zonenbemalten Flasche Nr. 1217 sowie das Bodenstück dieser Flasche innen und außen eine millimeterstarke schwarze Verkrustung aufweist, die sich bei näherer Untersuchung[38] als Rest eines früher in der Flasche verflüssigt gewesenen wohlriechenden Harzes herausstellte[39] (Abb. 24). Flasche und Inhalt mögen festlichem kultischem Zweck gedient haben.

Die Beziehungen dieser guten rotweißbemalten Irdenware sind überraschend weitreichende. Ihre Verbreitung reicht vom römisch-griechischen Süden und Südosten herauf[40] über die durch Caesar (Bellum Gallicum) bekannt gewordene, bis etwa 5 v. Ztr. besiedelt gewesene Gallierfeste Mont Beuvray über die Schweiz und das ober- und mittelrheinische Gebiet bis nach Osten in Böhmen (Bergfeste Hradischt, letztes Jahrhundert v. Ztr. und Anfang 1. Jahrhundert n. Ztr.). Unser Schwäbisch Hall ist nunmehr ein wichtiges Zwischenglied dieses Ausbreitungsraumes, der zugleich als Kulturraum aufgefaßt werden darf. Es lohnt angesichts der Bedeutung dieser Angelegenheit, die gute Zeitbestimmungs- und Kulturerkenntnismöglichkeiten bietet, kurz näher darauf einzugehen. Die rot-weiße Zonenbemalung von

Digitized by Google

drehscheibengefertigter Irdenware keltischer Spätzeit des letzten Jahrhunderts v. Ztr. und des 1. Jahrhunderts n. Ztr. ist im einzelnen feststellbar auf dem Mont Beuvray, der alten Aeduerfeste Bibracte aus Caesers Zeit im Saônegebiet, sodann in räumlichem Weiterrücken gegen unsere Gegend her in zweierlei gallischen Rauriker-Siedlungen in Basel: einmal in der bedeutendsten spätkeltischen Siedlung Mitteleuropas, der gallischen Siedlung bei der Baseler Gasfabrik aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr.,[41] und weiter in der auf die Zeit von 12 v. Ztr. ab festlegbaren Siedlung des römischen Drususkastells in Basel auf dem Münsterhügel.[42] Diese farbige Irdenware reicht also hier bis in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein wie in dem an der Grenze des helvetischen Gebiets gegen das der Rauriker angelegten römischen Kastell von Vindonissa, heute Windisch (Kanton Aargau, Schweiz),[43] dessen früheste Zeit auf 15 v. Ztr. bis 50 n. Ztr., zwischen Tiberius und Trajan, festlegbar ist. Weiterhin erscheint die rotweißverzierte Ware in der Spätkeltensiedlung von Breisach-Hochstetten am Oberrhein,[44] ferner im oberen Donaugebiet in römischer Lagersiedlung in Meßkirch in Südbaden,[45] dann, wahrscheinlich auch hier von helvetischer Miliz geführt, im römischen Kastell in Hüfingen, das in claudischer Zeit, Mitte des 1. Jahrhunderts n. Ztr., beginnt.[46] Die für Schwäbisch Hall im Südwesten am nächsten gelegene Fundstelle solcher Keramik ist Rottweil, das ebenfalls aus der Zeit römischer Besetzung (1./2. Jahrhundert n. Ztr.) eine der unserigen entsprechende rotweißzonige Flasche vom Hradischttyp geliefert hat.[47] Im Nordwesten ist der unserem Fundort Schwäbisch Hall am nächsten gelegene Fundort solcher Rotweißkeramik in Mannheim.[48] Worms weist

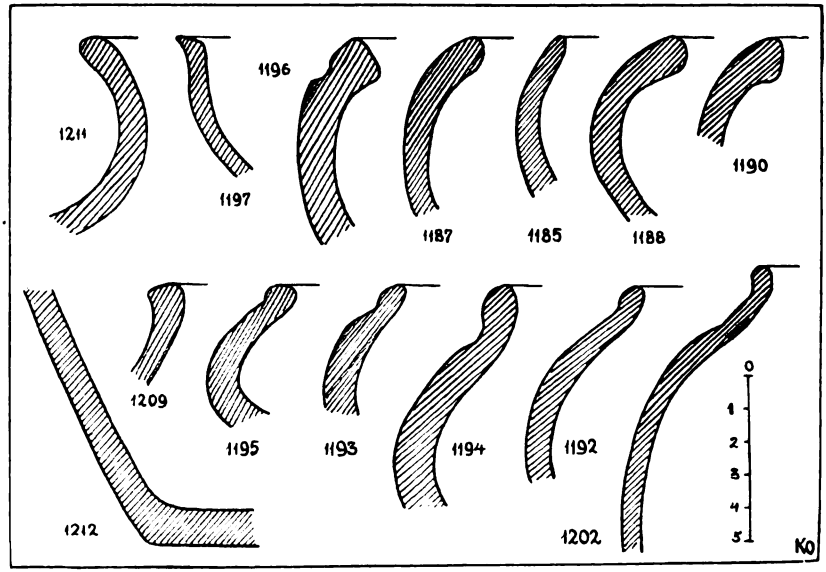


Abb. 22. Spätkeltische Randstücke und Bodenstück von Gebrauchstöpfen der Fundstelle 3a, der auch die bemalte Tonware entstammt.

Digitized by Google

aus römischer Besetzungszeit eine Reihe von Entsprechungen auf.[49] Die diesen zunächst gelegenen weiteren Fundorte sind Rüsselsheim am Main[50] und Bad Kreuznach.[51] Nach Südosten geht die Verbreitung rotweiß-bemalter Tonware bis zum Römerkastell in Pfünz[52] in seinem Lagerdorf mit anzunehmender keltisch-einheimischer Bevölkerung, und schließlich nach Osten bis zu der schon erwähnten boisch-markomannischen (?) Höhenfeste des Hradischt bei Prag, der schöne Beispiele dieser Ware geliefert hat.[53] Aus unserer räumlichen und zeitlichen Übersicht geht hervor, daß die zonenbemalte Rotweiß-Tonware sich über Ostfrankreich, Schweiz, Südwest- und Süddeutschland bis nach Böhmen zieht; sie umfaßt das Gebiet verschiedener gallischer Stämme, der Aeduer, Rauriker, Helvetier, Boier, Vindeliker und der germanischen Wangionen,[54] und ist von Ostkelten (Boiern) oder zugewanderten Galliern,[55] in diesem Fall von Südwesten her, bei den germanischen Markomannen eingeführt worden. Für die Zeit dieser Ware ergibt sich die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und das 1. Jahrhundert n. Ztr., wie die zahlreichen Vorkommen in römischen Lagerdörfern, wohl bei einheimischer keltischer Bevölkerung wie in Rottweil, Hüfingen, Windisch, Basel-Drususkastell, Worms, Pfünz u. a., bekunden. Diese aufschlußreiche farbige Tonware läßt engsten kulturellen Zusammenhang der keltischen Stämme in der Spätzeit des Keltentums erschließen, in den also nun nach unseren neuesten Funden auch unser Schwäbisch Hall einzubeziehen ist als inmitten des oben umschriebenen Kulturraumes gelegen.

Ähnliche Aufschlüsse bringt auch die Betrachtung der anderen bemalten Tonware unserer Haller Keltensiedlung. Die Auszier einer vermutlich auch weißrot bemalt gewesenen Flasche mit weißen Zonen und dem mit gekreuzten schwarzen Strichlagen darauf aufgepinselten Gitterstrichmuster (Abb. 20, Mündungsteil 1219 mit Halsansatz, Wandstück 1220 und Bodenteil 1221) hat ihre Entsprechung außer in Frankreich[56] auch wieder in der großen Spätkeltensiedlung der Gasfabrik Basel,[57] in einer römischen Fundstelle beim Sommertheater in Baden (Kanton Aargau, Schweiz),[58] in dem gallischen Oppidum Zarten (Tarodunum) im Dreisamtal in Baden[59] und besonders entsprechend wieder in der reichhaltigen spätlatènezeitlichen befestigten Siedlung auf dem Hradischt (boisch oder markomannisch mit boischer einheimischer und zugezogener gallischer Bevölkerung) bei Stradonitz in Böhmen.[60] Nach Pic-Déchelette (Der Hradischt von Stradonitz, S. 95/96) ist dieses in Zonen eingemalte Gittermuster südöstlicher Herkunft und kommt aus Norditalien über den Tessin, und während der Zeit des römischen Kaisers Augustus über Ostgallien bis nach Böhmen. In Frankreich ist das Verbreitungsgebiet auf Ostgallien beschränkt in einem Raum zwischen Toulouse, Trier und Mainz, und die genannte Gitterverzierung kommt in gallischen Städten in der Zeit unmittelbar nach Caesar und in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Ztr. vor. Die Zeitstellung schließt sich also an diejenige der rotweiß-zonenbemalten Ware an und greift wie diese tief in das 1. Jahrhundert n. Ztr. hinein.[61]

Mit dieser durch die farbige Tonware unserer Siedlung gesicherten Zeitstellung sind zugleich auch die Randstücke handgemachter Töpferware zeitlich bestimmt, die in derselben Schicht mit der bemalten Irdenware zusammen geborgen worden sind (Abb. 22). Es handelt sich um

Digitized by Google

Schalen mit stark eingewölbtem Rand und Randverdickung nach innen (Abb. 22 Nr. 1196, 1187, 1188, 1190) und um eine eigenwillige Form von schalen-, napf- und schüsselförmigen Gefäßen, deren gerundeter Rand nach außen gebogen und mit einer Einkehlung versehen ist (Abb. 22 Nr. 1192 bis 1195, ferner andere Fundstelle, Abb. 10 Nr. 831, 979 und 980). Da in der Spätkeltensiedlung der Gasfabrik Basel solche Randformungen bei „Näpfen" auch vorkommen[62] und diese Siedlung in der letzten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr. noch bestanden haben muß,[41] können diese Randformen somit auf diese Zeit bis in das 1. Jahrhundert n. Ztr. hinein und noch länger festgelegt werden. Ist doch diese Randbildung gerade im 2. und 3. Jahrhundert n. Ztr. auf west- und südwestdeutschem Boden noch sehr beliebt.[63]

Zu den bemalten Scherben der Haller Keltensiedlung gehört noch ein vereinzelter feintoniger, 5 mm dicker Scherben mit Schwärzung auf der Innenseite und ehemaliger Weißbemalung auf der Außenfläche, die heute gelblichweiß verfärbt erscheint. Ein doppeltes, einst schwarz gewesenes aufgemaltes lockeres Zickzackband ist noch zu erkennen (Abb. 19 Nr. 881, Fundstelle 10). Auch für dieses Muster bietet der böhmische Hradischt gute Entsprechungen,[64] zum Teil auch die spätkeltische Raurikersiedlung der Gasfabrik Basel.[65]

Soweit Bodenteile unserer bemalten spätkeltischen Haller Flaschen erhalten sind, zeigen sie kennzeichnende Ausformung mit der Drehscheibe durch Eintiefung einer Riefe zu einer Art von flachem Standring (Abb. 20 Nr. 1218 und 1221, und Abb. 24 Nr. 1217). Diese Fußbildung entspricht der römisch beeinflußten keltischen Spätzeit wie in der spätkeltischen Siedlung der Gasfabrik Basel[66] und vom Hradischt.[67]

Auch ein Bodenstück feingearbeiteter, sehr hart gebrannter ziegelroter Drehscheibenware (Abb. 23 Nr. 566, Fundstelle 1)

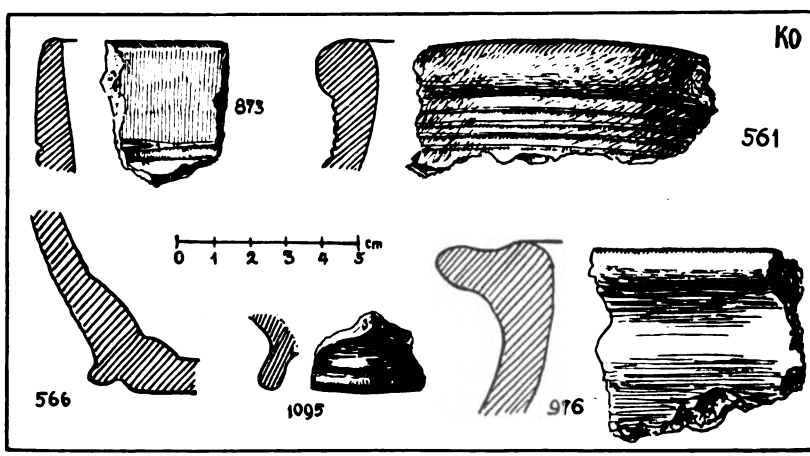


Abb. 23. Rand- und Bodenstücke spätkeltischer drehscheibengefertigter Gefäße in römisch beeinflußter gallischer Technik. Nr. 873, 561 und 566 haben Ziegelrotbrennung, Nr. 1095 ist terranigraartig schwarzfirnisglänzend, Nr. 976 (hellgraubraun) zeigt Randformung in Art römischer Schüsseln, Nr. 566 (ziegelrot) Bodenformung mit Standring.

Digitized by Google

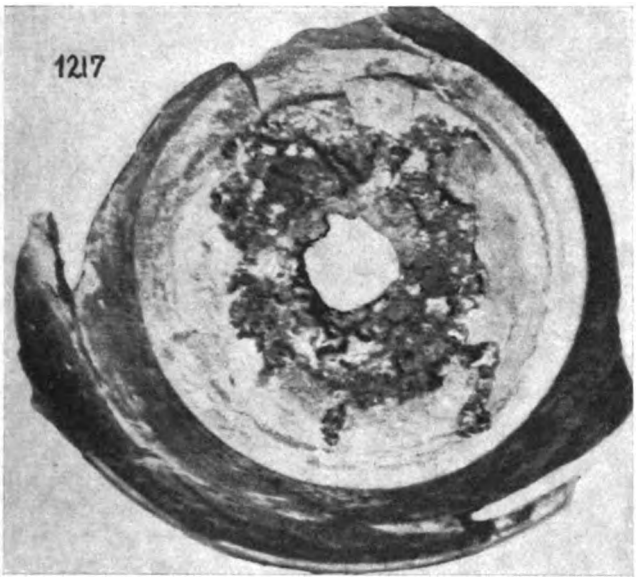


Abb. 24. Die äußere Bodenfläche der Flasche Nr. 1217 (siehe Abb. 20 und 21) mit Harzverkrustung; das Harz verbrannte bei der Untersuchung mit Wohlgeruch. — Abbildung etwa $^2/_3$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

weist diesen Standring auf. Der Scherben erinnert sehr an rottonige römische Ware und ist zeitlich spät anzusetzen, frühestens auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr., viel eher aber wohl auf das 1. Jahrhundert n. Ztr. Auch ein Randstück eines hartgebrannten, roten, fast wie Terra Sigillata glänzenden Gefäßes (Nr. 873, Abb. 23) läßt an römischen Einfluß („nachgeahmte Terra Sigillata"?) denken. An römische Schüsselrandformungen erinnern auch Profile wie dasjenige von Nr. 976 (Abb. 23, Schüssel?), doch braucht unmittelbar römischer Einfluß nicht angenommen zu werden, da sich in der Raurikersiedlung von Basel-Gasfabrik bei den Rändern großer, verzierter Kochhäfen gute Vergleichsstücke aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. anbieten.[68]

Gleichmäßige Rotbrennung zeigen die Scherben Nr. 873 und 566 (siehe oben). Auch das der Randform nach in das 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr. anzusetzende gröbere, mit der Drehscheibe gefertigte Gefäß Nr. 561 (Abb. 23, Schüssel?) weist solche Rotbrennung auf. Feinere Ausführung und Rotbrennung zeigt auch ein anderer, klingend harter, rotbrauner mattglänzender Scherben (Nr. 1039); solche Tonware erinnert an römische aus unseren Limeskastellen, z. B. an Scherben vom Kastell Osterburken in der Studiensammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall, ist aber doch wohl noch etwas ältere einheimische Arbeit wie auch die ziegelig aussehenden, gleichmäßig rot gebrannten Scherben Nr. 873 bis 880. Immerhin verlangt die Technik solcher Rotbrennung eine späte Zeitansetzung auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. oder in das 1. Jahrhundert n. Ztr.

Digitized by Google

Falls das 8 mm dicke Scherbenstück eines Hohlbuckels von 8 cm Durchmesser, handgearbeitet, in gleichmäßiger Schwarzbrennung und Außenglättung (Nr. 1251, Abb. 12), von dem weiter oben schon die Rede war, nicht eine Bodenbelle darstellt, wäre mit diesem Stück ein besonders später Zeitansatz gegeben. Als Bodenbelle (Omphalus) ist das Fundstück kaum zu deuten, da die Ausdellung des handgemachten Stückes mit dem Daumen von innen aus erfolgt ist und deutlich den etwas einseitigen Abdruck des Daumens in der Höhlung erkennen läßt. Es kann eigentlich nur als Zierbuckel aufgefaßt werden. Buckelverzierung ist bis jetzt aber erst im 3. Jahrhundert n. Ztr. nachweisbar.[69]

Am Schluß unserer Darstellung der Irdenware, die bedeutsame zeitliche und kulturelle Ansätze ermöglicht hat, sei noch auf eine technische Besonderheit aufmerksam gemacht; einer der Topfscherben aus Fundstelle 23 ist durchbohrt (Nr. 1132, Abb. 35). Es handelt sich wohl um ein Bruchstück eines durch Flicklöcher (mit ehemaliger Verdrahtung) geflickt gewesenen Topfes. Entsprechende Flicklochscherben liegen auch von anderen Keltenfundstätten vor, zum Teil sogar noch mit Rest des Flickdrahtes. Beispiele bietet die Keltensiedlung der Gasfabrik Basel,[70] der Hradischt,[71] die Keltensiedlung in Hallstatt[72] und die Keltenhöhle von Wendel zum Stein im Jagsttal in Württembergisch Franken, die zwei Scherben mit Durchbohrungen nahe dem Rand geliefert hat. Ein solches geflicktes Topfbruchstück mit zwei an seinem Rand sorgfältig eingebohrten Flicklöchern bietet auch der Michelsberg bei Kipfenberg in Mittelfranken.[73]

Küche und Nahrungserwerb

Daß seit der Jungsteinzeit die Getreidenahrung mit eine Rolle bei der Ernährung des Vorzeitmenschen spielte, ist bekannt. So ist es denn nicht verwunderlich, daß sich im Abraum der Ausschachtung des Kreissparkassenneubaus, wohl der keltischen oder noch einer älteren Siedlung der Nähe entstammend, ein zentnerschwerer Reibmahlstein von flach-eirunder Form fand, wie üblich aus Sandstein bestehend, mit Ausflachung durch Getreidereiben auf seiner Oberfläche. In einem der bestbelegten Teile der Siedlung, in der mittel- bis spätkeltischen Fundstelle 1, ergab unsere Ausgrabung u. a. ein Bruchstück einer 2.2 bis 3 cm dicken Gesteinsplatte aus Flintjaspis, mit unregelmäßigem Umriß innerhalb der Abmessungen 9 × 5,3 cm (Nr. 536). Die Unterseite des blaßroten Bruchstücks ist glatt, die Oberfläche flach vertieft und glatt durch Ausreibung, und in dieser Flachmulde, die sich breit über das Bruchstück hinaus fortgesetzt haben muß, liegt ein dünnkrustiger, erdig-kalkhaltiger Belag auf, der eine unterbrochene, zum Teil netzartig verlaufende Deckschicht bildet. Eine mikroskopische und chemisch-biologische Untersuchung durch Professor Dr. Grüß (Berlin), dem auch in der folgenden Darstellung eine Reihe wertvoller Untersuchungsergebnisse von Nahrungsmitteln usw. zu verdanken sind, ergab folgendes:

„In der Deckschicht wurden zerstreut jodbläuende Weizenstärkekörner aufgefunden, auch mehrere größere Aggregate (Abb. 26), außerdem die zerstückelten Reste von Spreuzellen (Abb. 26, Sp). Dazu kommen noch, allerdings spärlich, die Sporen von Weizenbrand (Ustilago carbo), woraus sich ergibt, daß das Getreide eine Weizenart war, wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich Emmerkornweizen (Triticum dicoccum). Im mikroſkopiſchen Bilde erſcheinen zahlreiche Gipskriſtalle, die durch die Einwirkung der zugeſetzten Schwefelſäure auf Calciumkarbonat unter Kohlenſäureentwicklung entſtanden. Nach dieſen Anzeichen iſt die Jaspisplatte ein Bruchſtück eines Mahlſteins. Die Stärkereſte ſind durch die Kalkſchicht erhalten worden."

Die Unterſuchung einer Anzahl von Topfſcherben, die durch irgendeinen Belag den Verdacht von Speiſereſten erregten, durch Profeſſor Dr. Grüß (Berlin) ergab weitere Getreidenahrungsnachweiſe. So fand ſeine Unterſuchung auf dem Randſtück eines Topfes von etwa 27 cm errechnetem Durchmeſſer (Nr. 533, Abb. 25), das innen graubraun, außen künſtlich geſchwärzt war, auf der Innenſeite unter einer dünnen Schicht brandigen Tons mehrere Stärkekörner (wie Abb. 26, St und Stk) von einer Getreidenahrung. Ähnlich fand Profeſſor Dr. Grüß (Berlin) an dem geglätteten Scherben Nr. 534, der 7 bis 10 mm dick iſt, innen ſchwarzgrau, außen mit Schlicküberzug, welcher infolge der Hitzeeinwirkung rotbraun geworden iſt, in dem auf der Innenſeite abgeſchabten Pulver verkohlte Stärkekörner des Weizens, zerſtreut einzelne, und ein Aggregat von 15 Stärkekörnern mit mehreren kleinen (Abb. 26, St), außerdem rötliche Flecken von Erythrodextrin (Abb. 26, D) und die Reſte verkohlter Spreuzellen. Das Gefäß war nach Profeſſor Dr. Grüß (Berlin) ein Backtopf, wie das große, etwa 40 cm Durchmeſſer ergebende Gefäß des dickwandigen Scherbens Nr. 535 von 17 mm Wanddicke. Dieſer Scherben, wie die vorigen von der ergiebigen Fundſtelle 1, iſt außen ſtark rotgebrannt und trägt innen einen kohligen Belag, der nach Unterſuchung zerſtreute halbverkohlte Stärkekörner und zum Teil verkohlte Brotkrümchen ergab (Abb. 26, S und Stk). Brotreſte enthielt auch der kohlige Belag eines klingend harten, außen feinrauh beſtrichenen, innen glänzend glatten Topfes (Scherben Nr. 552, 8 mm dick, Fundſtelle 4). Ein Backtopf muß nach dem Ergebnis der Unterſuchung von Profeſſor Dr. Grüß

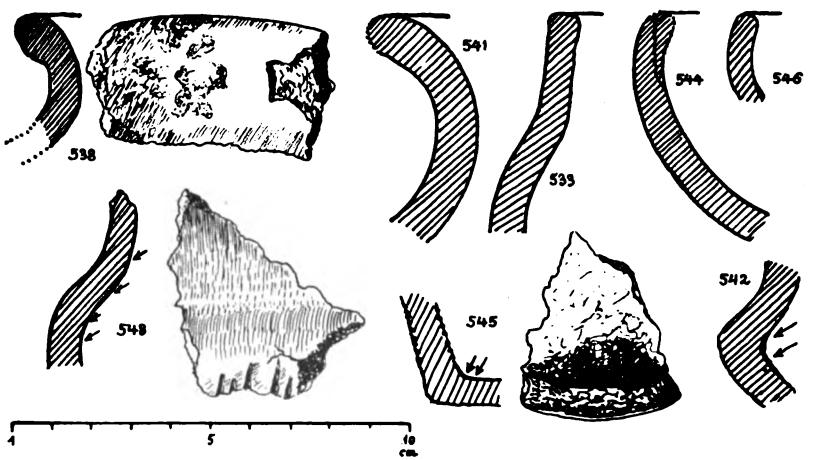


Abb. 25. Scherben, welche Nahrungsmittelreſte in Verkruſtungen an ſich tragen und unterſucht worden ſind. (Siehe Abſchnitt „Küche und Nahrungserwerb".)

Digitized by Google

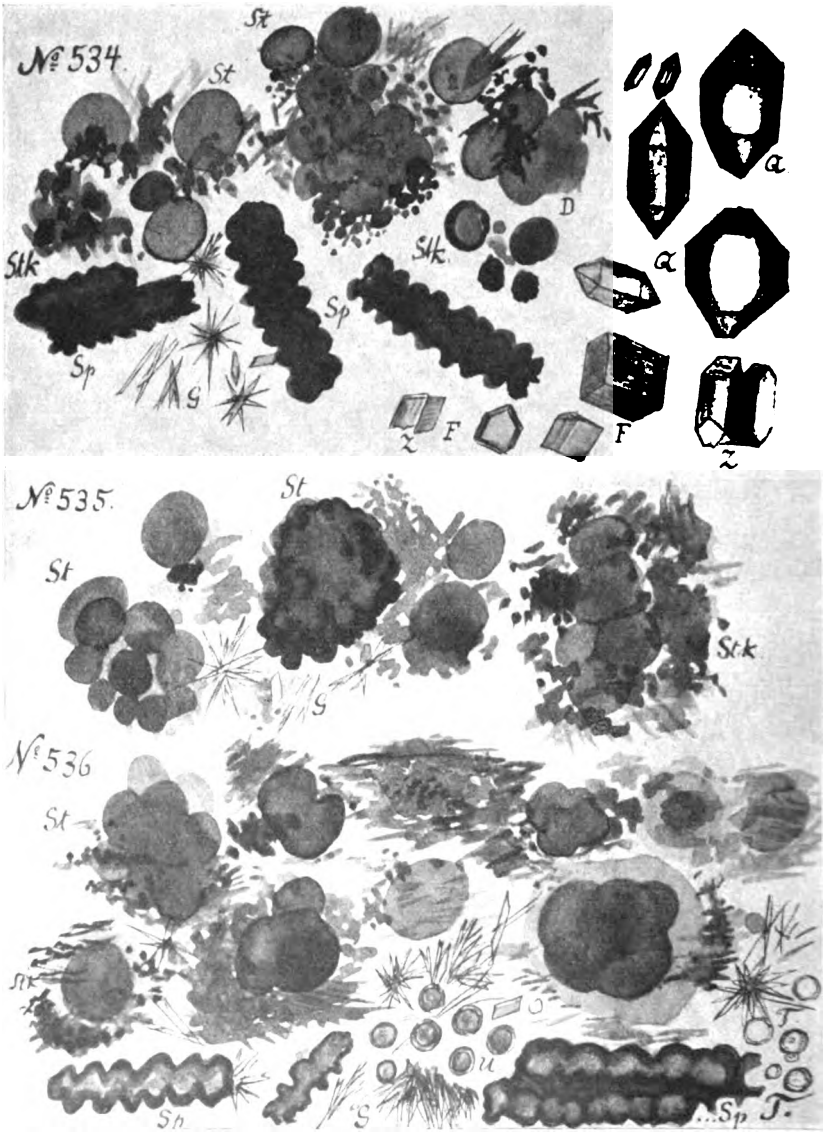


Abb. 26. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten (siehe auch Abb. 25) nach Untersuchung von Professor Dr. Grüß (Berlin). St = Weizenstärke mit Jod gefärbt, Stk = Stärkekohle mit Jod und Schwefelsäure gefärbt, Sp = Spreuzellreste verkohlt, D = dextrinisierte Stärke mit Jod gefärbt, Q = Quarzkristall, F = Feldspatkristall, Z = Feldspatzwillingskristall, G = Gipskristalle, U = Sporen von Ustilago carbo, Weizenbrand, T = Torulahefe.

Digitized by Google

(Berlin) auch das Gefäß des Scherbens Nr. 542 (Wandstärke 12 mm, Topfdurchmesser 29 cm, Fundstelle 2 bis 12) gewesen sein, da sich Stärkekörner, Fett und gelegentlich wilde Hefen fanden. Hier war die ursprünglich größere Stärkemenge durch eine Milbe der Gattung Glykophagus zum Teil aufgezehrt worden, von der Professor Dr. Grüß (Berlin) eine vollständige Haut fand. Bei Scherben Nr. 540 (10 mm dickwandig, Fundstelle 2 bis 12) fanden sich auf der Außen- und Innenseite unter dem schwachen, unterbrochenen kohligen Belag, was nach Professor Dr. Grüß' (Berlin) Mitteilung in dieser Lage selten ist, viele verkleisterte Stärkereste und einzelne Stärkekörner, ferner etwas Fett, während Stickstoff ganz fehlte. Danach war das Gefäß ein Kochtopf für Stärkebrei, der mit Fett aufgekocht worden war. Mehlbrei hat auch ein etwa 7 mm starker ausgebauchter Topf (Abb. 25, Scherben Nr. 548, an der Bauchaußenwand mit grober senkrechter Kammstrichverzierung wie Topf Nr. 839, Abb. 18, ferner wie Nr. 1170, siehe dessen Abb. 9; Fundstelle des Scherbens: 2 bis 12) enthalten; unter einer dünnen Kalkschicht der Innenseite fand Professor

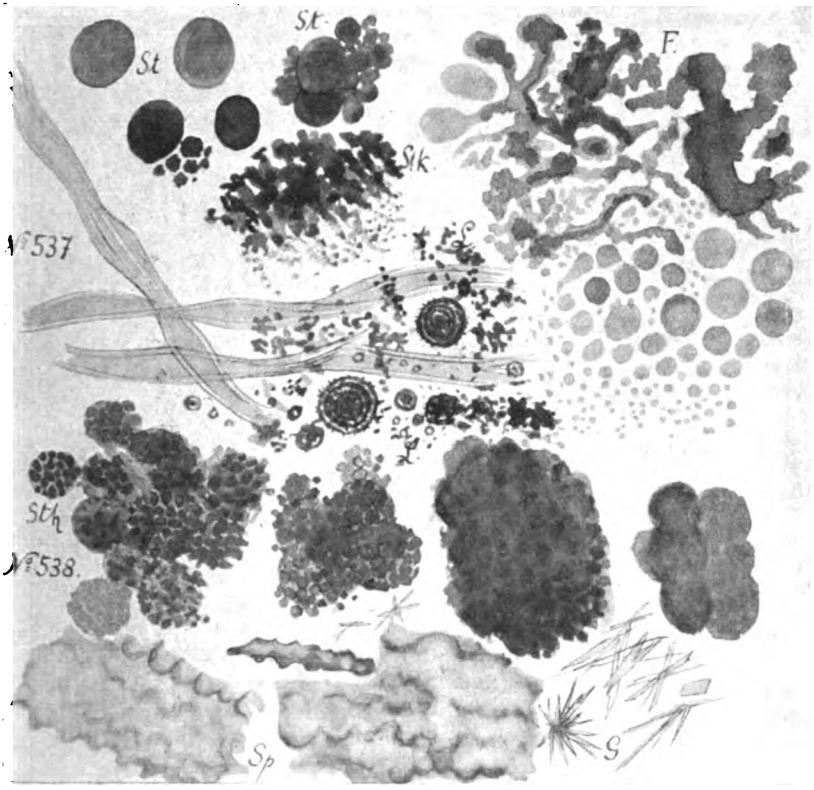


Abb. 27. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten nach Untersuchung von Professor Dr. Grüß (Berlin). Bezeichnungen wie Abb. 26, ferner L = Leucinkupfer, Nachweis von Milch, Sth = Stärkekörner von Hafer, Jodfärbung.

Digitized by Google

Dr. Grüß (Berlin) Stärkekörner und -kohle und kohlige Spreuzellreste. Beim Randstück einer großen, fast 50 cm im Durchmesser weiten Schale mit eingezogenem Rand (Abb. 25 Nr. 541, Fundstelle 2 bis 12) ergab die Untersuchung durch Professor Dr. Grüß (Berlin) in dem kohligen tupfig-streifigen Belag der Außen- und Innenseite verkleisterte Stärkereste und einzelne Stärkekörner neben verkohlten, ferner fast ganz verkohlte Spreublattreste und einige angesengte Härchen vom Weizenbart. Diese weite Schale hat somit Weizenschrotmehl oder geröstetes Getreide enthalten. Ergiebig war die Untersuchung eines hellbraunen Scherbens mit umringten Spritzflecken auf der Außenseite (Abb. 28 Nr. 551; Fundstelle 3; der Scherben ist ein Teil des ganz wiederhergestellten Latène-Eimertopfes, Abb. 9 Nr. 1168). Professor Dr. Grüß (Berlin) fand in den Flecken viele verquollene Stärkekörner und deren Aggregate, kohlige Reste von Spreublattzellen, Bruchstücke von Härchen des Weizenbartes, einen Abriß von der Aleuronschicht (Abb. 28, Al) und schließlich einige wilde Hefen, die sich immer einstellen, wenn ein derartiges Geschirr in feuchter Luft steht. Die Spritzflecke (Abb. 28) rühren daher, daß kleine Tröpfchen Stärkekleister beim Kochen auf die heiße Gefäßwand geschleudert wurden. Nachdem sie aufgesaugt waren, bildeten sich kohlige Ringe mit Mittelfleck aus. Im Versuch konnte Professor Dr. Grüß (Berlin) einen gleichen Spritzfleck nachahmen (Abb. 28, Pfeilzeichen). Die weitere Untersuchung dieses Scherbens ergab noch 5 Bruchstücke von Schafwollhaaren, rot gefärbt, und ein gelbes, ferner Leinenfasern, kohlige Tannenholzfasern von der Feuerung mit den beringten Tüpfeln (Abb. 28, Hk), Zellwandreste von Spreuzellen und verkohlte Stärkekörner. Dieses rötlichlederbraune, 22 cm hohe und 14 cm mündungsweite Gefäß (Abb. 9) war ein Kochgeschirr, in dem Weizenschrotmehl aufgekocht wurde und einmal sehr stark, so daß Spritzer heraus auf die Gefäßwand geschleudert wurden. In diesem Kochtopf wurde außerdem noch zerkleinerte Ackerbohne aufgekocht, wie dies durch zwei Reste (Abb. 28, Z) und durch den Stickstoffgehalt bezeugt wird. Ein anderer Scherben dieses Topfes (Nr. 550) bestätigte in seiner Untersuchung das Vorhandensein von Stärkekörnern, Dextrinresten und kohligen Spreuzellen des Weizens, und die weitere Untersuchung der Erdfüllung dieses jetzt wiederhergestellten Topfes (Abb. 9 Nr. 1168) bestätigte gleichfalls das Dasein von Stärkekörnern des Weizens und Aggregate davon.

Schließlich konnte auch die Untersuchung des Bodensatzes des kleinen Töpfchens der Spät-Hallstatt- und Früh-Latènezeit (Nr. 555, Abb. 7 und Abb. 9) durch Professor Dr. Grüß (Berlin) in diesem Kleingefäß 10 Stärkekörner aus den Kotyledonalzellen der Ackerbohne aufweisen, ferner Teile von Spreublättern und deren Zellen, einige Pollenkörner einer Graminee (Grasart), viele Zellen einer wilden Hefe, besonders einer Torula-Art, und schließlich Fasern von Tannenholzkohle. Der Bodensatz erwies sich als reich an Stickstoff in Form von Nitriten, Nitraten, Amido- und Ammoniumverbindungen, die aus der Zersetzung der Bohneneiweißstoffe hervorgegangen sein müssen, bewirkt durch die wilden Hefen und Bakterien. Da bei der Kleinheit des Gefäßes Nr. 555 (nur 7 cm hoch) an Verwendung als Kochgeschirr für Ackerbohnen nicht zu denken

Digitized by Google

ist, kommt nur ein anderer Zweck für diese kleine Menge gekochter Bohnen in Betracht, höchstwahrscheinlich deren Verwendung als Heilmittel; tatsächlich erfreut sich in der Volksheilkunde das Mehl der Ackerbohne als Mittel bei Ekzemen bis heute eines ganz besonderen Ansehens.[74]

Daß Weizenmehl in Breiform mit Milch angemacht genossen worden ist von den Kelten der Haller Siedlung, erweist die Grüßsche Untersuchung eines 9 mm dicken, außen und innen gut geglätteten Scherbens (Nr. 537, Fundstelle 1).[75]

Die Verwendung einer anderen Getreideart, des Hafers, in der Küche

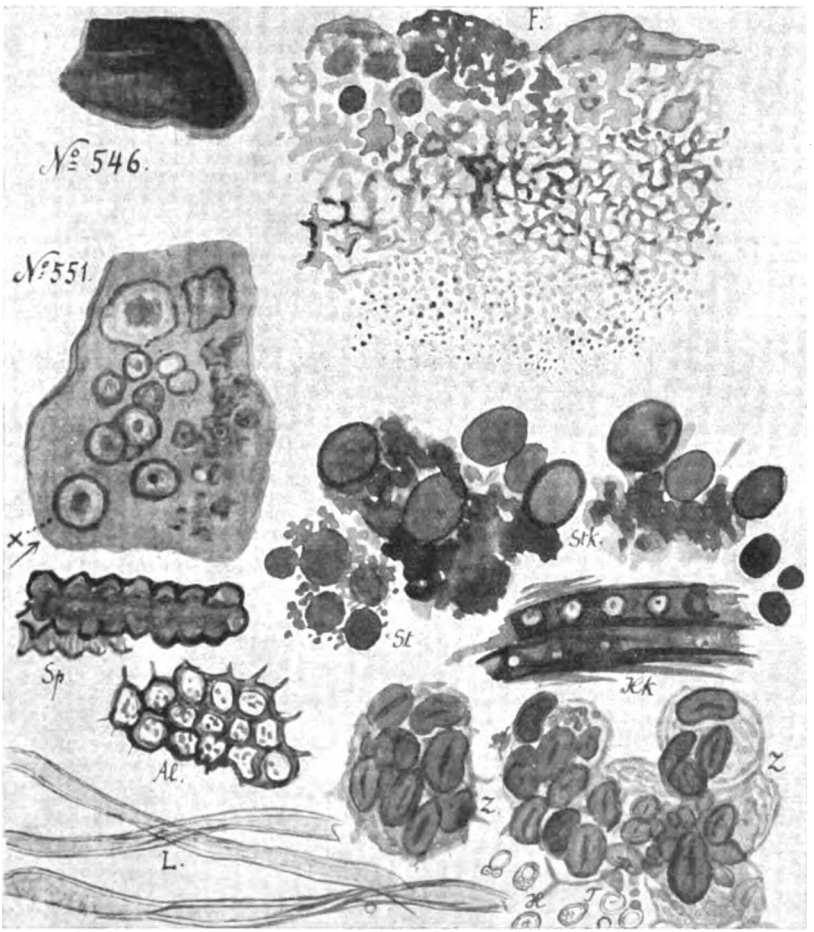


Abb. 28. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten nach Untersuchung von Professor Dr. Grüß (Berlin). Hk = Holzkohle (Tannenholz), F = Fett, ungefärbt, Hs = Schafhaarbruchstück, etwas angesengt, Al = Abriß von der Aleuronschicht, × dieser Spritzfleck experimentell nachgeahmt, Z = Zellen aus den Kotyledonen der Ackerbohne, Färbung mit Jod-Schwefelsäure, L = Leinenfasern, T = Torulahefe.

Digitized by Google

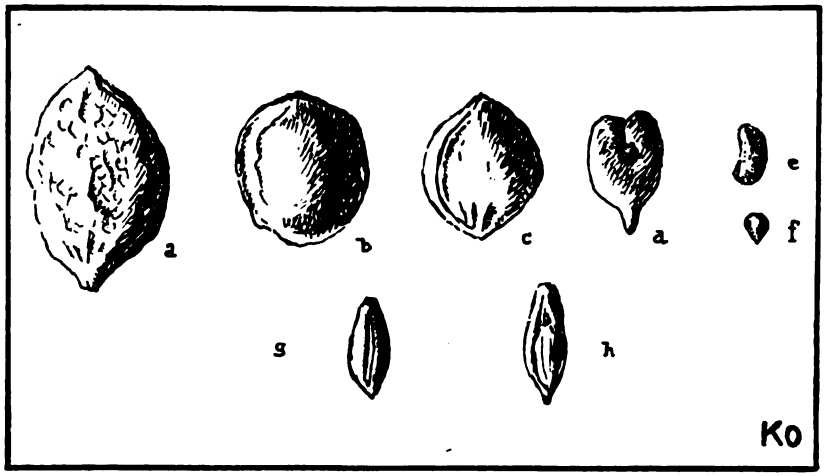


Abb. 29. Fruchtkerne und Samen von Fundstelle 26, in zweifacher Vergrößerung gezeichnet. a Pflaume (Prunus insititia), b Kirsche (Prunus avium), c Schlehe (Prunus spinosa), d Wilde Weinrebe (Vitis silvestris), e Himbeere (Rubus idaeus), f Erdbeere (Fragaria vesca), g Saatgerste (Hordeum sativum), h Hafer (Avena sativa).

einer keltischen Hausfrau der Haller Siedlung ging aus einer mikroskopischen und chemischen Untersuchung des Scherbens Nr. 538 hervor (siehe Randstück, Abb. 25, aus der spätkeltischen Fundschicht von Fundstelle 1). Der entsprechende Topf mag die Form des in allen Teilen gefundenen und wiederhergestellten Topfes Nr. 1168 gehabt haben mit rund verdicktem, etwas ausladendem Rand und etwa 15 cm Mündungsdurchmesser. Das Gefäß ist außen graubraun, innen schön rotbraun gebrannt. Unter der Schicht des netzartig krustigen Belags der inneren Randbreite (Abb. 25 und Abb. 27) ermittelte Professor Dr. Grüß (Berlin) 4 Aggregate von Stärkekörnern, die nach seiner Mitteilung zweifellos von Haferkörnern herrühren, da die großen Stärkekörner aus kleineren zusammengesetzt waren (siehe Bildtafel Abb. 27 Nr. 538, Stk). Daß es sich hier um eine angebaute Hafersorte handelt, zeigt ein glücklicher Fund des Berichterstatters aus einer durch überlagernde keltische Scherben belegten Kulturschicht am Ostrand unserer Keltensiedlung, am Hafenmarkt (Fundstelle 26, Lageskizze Abb. 3 und Fundschichtaufnahme Abb. 30). Dort konnte dieser aus der Untersuchung der moorigschwarzen Fundschicht nicht nur 2 Körner des Saathafers (Avena sativa) bergen (Abb. 29, h), sondern auch weiterhin 3 Körner der Saatgerste (Hordeum sativum; Abb. 29, g).[76]

Von Bedeutung ist auch die aus dieser Fundschicht ermöglichte Feststellung einer vermutlichen Urkultursorte der Pflaume (Prunus insititia) durch zahlreiche Fruchtkerne (Abb. 29, a). Die Pflaume ist (nach Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, S. 412) in Südeuropa und im südlichen Mitteleuropa heimisch; Pflaumenkerne sind schon in den jungsteinzeitlichen Schweizer Pfahlbauten nachgewiesen. Die veredelten Formen der Pflaume haben wahrscheinlich in den pontischen Ländern ihren Ursprung und kamen von

Digitized by Google

da über Griechenland nach Italien. Im Zeitalter des Auguſtus, in dem ja unſere Haller Keltenſiedlung noch blühte, wurden die Prunusarten bereits in großer Menge im römiſchen Gebiet gebaut; Plinius redet von „ingens turba prunorum“ (15, 41). Unſere Haller Funde ſtellen nach Anſicht von Dr. K. Bertſch (Ravensburg) ſchon Kulturpflanzen dar; ſie ſind ſomit aufſchlußreich für die damit auch weiterhin zu vermutende frühe Kultur dieſer Frucht auf keltiſch-ſüddeutſchem Boden. Unſere Kelten werden, wie ſo manches andere, die Kulturpflaume auf dem Weg über römiſch beeinflußte galliſche Stämme übernommen haben.

Außer Pflaumenkernen enthielt die erwähnte ergiebige Kulturſchicht der Fundſtelle 26 auch ein Dutzend Kerne der Kirſche (Prunus avium; Abb. 29, b); bei dieſer Frucht kann (nach Dr. K. Bertſch [Ravensburg]) nicht geſagt werden, ob es ſich in unſerem Fall um eine Wild- oder ſchon um eine Kulturſorte handelt.

Ferner konnte der Berichterſtatter aus der erwähnten Kulturſchicht der Fundſtelle 26 auch 9 Kerne der Schlehe (Prunus spinosa; Abb. 29, c) bergen, ferner einen Samen der Himbeere (Rubus idaeus) und 2 der Erdbeere (Fragaria vesca; Abb. 29, e und f). Von den ihm von der gleichen Fundſtelle eingeſandten Hölzern dieſer Schicht konnte Dr. K. Bertſch (Ravensburg) Holz vom Haſelſtrauch (Corylus avellana) und von der Eiche (Quercus) beſtimmen.

Für die Entwicklung unſerer Kulturpflanzen iſt von den Funden der Kulturſchicht der Fundſtelle 26 außer den Pflaumen- und Kirſchenkernen und den Getreidekörnern von Saathafer und Saatgerſte auch noch das Vorkommen von 3 Kernen der wilden Weinrebe (Vitis silvestris; Abb. 29, d) von Belang. Bekanntlich iſt die wilde Weinrebe heute in unſerem Land nicht mehr bodenſtändig; ſie war es aber in der jüngeren Steinzeit (ſiehe S. 14). Es handelt ſich hier in Schwäbiſch Hall um eine vor 2000 Jahren in der Spätkeltenzeit hier heimiſche, aber andere Wildrebenraſſe als die ſchon ſteinzeitlich für Heilbronn und Cannſtatt erkannten einheimiſchen Wildrebenraſſen. Nach freundlicher Mitteilung von Dr. K. Bertſch (Ravensburg) ſtehen die neuentdeckten Haller Wildrebenkerne der heutigen Wildrebe des Oberrheins näher als den vorgenannten vorgeſchichtlichen von Heilbronn

Abb. 30. Fundſtelle 26: Fundſchicht der Obſtkerne, Getreidekörner und Samen (Abb. 29). Die ſchwarze Fundſchicht, 20 cm hoch, liegt links unten über dem Grubenboden. Die unten in Bildmitte nach rechts hoch ziehenden breiten, dunklen, geraden Streifen ſind Schatten von unbeſiedeltem Muſchelkalkfels. Die datierenden keltiſchen Funde (Scherben, Feuerlehm und Knochen von Rind, Schaf und Schwein) ziehen ſich noch bis zu 1 m hoch über der ſchwarzen Fundſchicht der Kerne und Körner nach dem rechten Bildrand (ſchon zu Fundſtelle 25 gehörig) der Hangſchräge folgend hoch zum Hafenmarktgelände. Links oben der unterſte Rand eines mittelalterlichen Kellermauerbodens. (Aufnahme: Dr. Koſt)

Digitized by Google

und Bad Cannstatt, ohne aber ganz mit der heutigen rheinischen Wildrebe übereinzustimmen. Die Annahme liegt nahe, gerade die keltischen Wildrebenkerne von der Art der Haller Kerne als Vorfahren der später wohl am Rhein zur Kulturrebe entwickelten Wildreben anzusehen, aus denen wohl dort Traminer und Riesling herausgezüchtet worden sind.[77]

Mit den obgenannten Fruchtkern- und Samennachweisen läßt sich für unsere Haller Keltensiedlung das Kulturbild wesentlich erweitert sehen und wir bekommen einen Begriff von der vielfältigen Nahrungswirtschaft durch Getreidebau, Obstzucht sowie althergebrachtes Sammeln. Zu den zahlreichen pflanzlichen, oben nachgewiesenen Nahrungsmitteln unserer Haller Siedlung tritt noch die ebenfalls feststellbare tierische Nahrung aus Viehhaltung, Jagd und Fischfang.

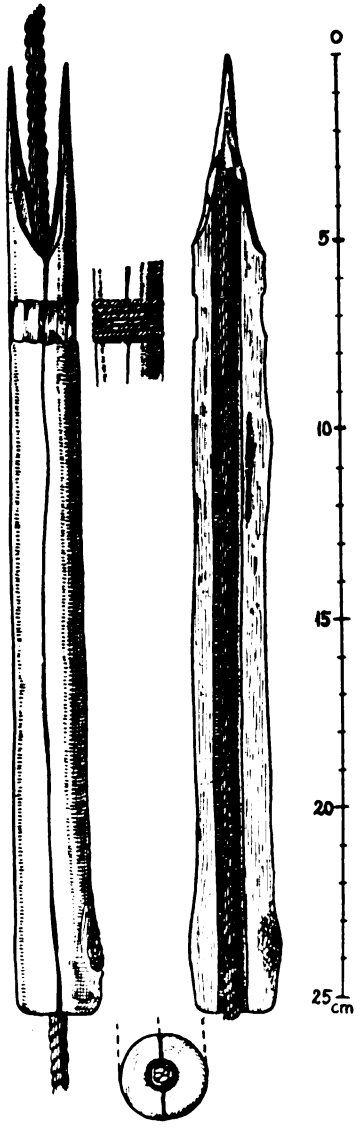


Abb. 31. Netzstrickgerät mit noch durchlaufendem Schnurgarn und mit Gabelende zum Aufspulen, Fundstelle 17. (Zeichnung: Restaurator A. Peter, Staatliche Altertümersammlung Stuttgart).

In dem kohligen Belag eines ihm eingesandten Scherbens (Nr. 543, Fundstelle 2 bis 12) fand Professor Dr. Grüß (Berlin) Stärkereste, Fett und hohen Stickstoffgehalt in Nitraten, Nitriten und Ammoniumverbindungen, ferner 2 Haarbruchstücke, vielleicht vom Schaf. Der Befund läßt erschließen, daß in diesem Gefäß ein Fleischgericht mit Zugabe von Weizenschrotmehl aufgekocht worden ist. Fleisch als Nahrung wird auch die schwarze, fein geglättete, 8 mm dicke Schale enthalten haben, die dem Scherben Nr. 544 entspricht (Abb. 25, Fundstelle 2 bis 12). Die Schale mag einen Durchmesser von 35 cm gehabt haben. Der verkohlte, schwarzglänzende Innenbelag ergab bei der Untersuchung verkohltes Fett und Stickstoff. Zwei Bruchstücke menschlicher Haare mögen durch Verunreinigung hineingekommen sein. Ein anderer Topf, von derselben Fundstelle, von dem ein 9 mm dickes Stück des Bodenknicks vorhanden ist (Nr. 545, Abb. 25), enthielt in seinem kohligen Innenbelag nach Professor Dr. Grüß (Berlin) Stickstoff und einige Stärke-

Digitized by Google

körner. Auch dieser Topf dürfte, wie Nr. 543 (siehe oben) für Fleisch und Weizennahrung benützt worden sein. Fleischtöpfen müssen dem Befund nach auch die Scherben Nr. 547 (Fundstelle 2 bis 12) und Nr. 553 (Fundstelle 5) entstammen. Ersterer ist 10 mm dick, letzterer gehört zu einem großen, 14 mm wandstarken Gefäß aus feingeschlämmtem, hart gebranntem Ton.

Das Hauptschlachttier ist sicher das Rind gewesen, von dem sich zahlreiche Knochen und Zähne in der Siedlung fanden. Auch das Hausschwein, nach Funden von Zähnen junger und älterer Tiere, auch von Eberhauern, sowie Schafe (Zähne, Fundstelle 6) sind der keltischen Küche zugeführt worden. Der Fund eines Pferdezahns (Fundstelle 11) mag darauf hinweisen, daß auch dieses von den Kelten nachweisbar besonders gern gehaltene Tier u. a. gegessen worden ist. Die Küche unserer keltischen Hausfrauen ist natürlich auch durch Jagdtiere aufgebessert worden, wie der Fund eines Wildschweinkiefers (Fundstelle 2) beweist.

Daß der Fischfang bei der Lage der Siedlung unmittelbar am alten Kocher eine besondere Rolle gespielt hat, läßt sich denken. Davon zeugen nicht nur die zu den bedeutendsten Funden der Siedlung gehörigen Einbäume, sondern auch drei hölzerne Gegenstände von der Form und doppelten Größe eines durchhöhlten Bleistifts (Abb. 31). Durch die Längshöhlung des besterhaltenen dieser Fundstücke lief noch eine durch das Grundwasser des Siedlungsbodens erhalten gebliebene Schnur, und danach kann das Werkzeug und ebenso die beiden entsprechenden, mitgefundenen nur ein Netzstrickgerät sein, womit auch der Gebrauch von schnurgeflochtenen Fischnetzen zu erschließen ist.[78]

Daß der Fischfang in keltischer Zeit außer mit Netzen auch nach uralter Art durch Spießen der Fische ausgeübt worden ist, bezeugen Funde eiserner Dreizackgabeln vom Neuenburger See aus der Latènezeit, der eine von der berühmten Keltensiedlung von La Tène selber.[79] Im Zusammenhang mit ihnen findet nun auch ein 1929 unweit Schwäbisch Hall bei Wilhelmsglück im Kochertal gemachter Fund eines den genannten genau gleichen eisernen Dreizacks mit Widerhaken[80] seine richtige Bewertung und Deutung.

Schließlich beweisen nicht nur die obenerwähnten Fischfanggeräte, daß die Haller Kelten einen Teil ihres Lebensunterhalts durch Fischfang bestritten haben, sondern auch der Fund von Fischwirbeln und -gräten selbst durch den Berichterstatter in derselben Kulturschicht der ergiebigen Fundstelle 26, in der auch die oben angeführten Obstkerne und Körner gefunden worden sind.[81]

Frauen-Hauswerk

Zu den aufschlußreichen Ergebnissen über den keltischen Küchenhaushalt und Nahrungserwerb unserer Haller Siedlung kommen weitere über häusliche Tätigkeit der Frauen. So ist mit der Herstellung und Verwendung von Leinengewebe zu rechnen. Leinfasern konnte Professor Dr. Grüß (Berlin) an drei der ihm eingesandten Scherben (Nr. 537, 550 und 551) in Verkrustungen nachweisen (Abb. 27 und Abb. 28 bei Nr. 537 und 551). Noch bedeutsamer ist der Fund gefärbter Wollhaare vom Schaf. So stellte der genannte Forscher im Belag des Scherbens Nr. 538 2 rotgefärbte Wollhaare fest, in dem des Scherbens 551 sogar 5 dieser Art

Digitized by Google

und dazu 1 gelb gefärbtes. Nach Vermutung von Professor Dr. Grüß (Berlin) mag es sich bei dem roten Farbstoff um Krapp handeln, der in Südeuropa, mit dem die Kelten ja viele Beziehungen verbanden, in Isatis tinctoria vorkommt; der rote Farbstoff kann aber nach seiner Ansicht auch einheimisch aus Malvenblättern gewonnen worden sein. Gelbe Schafwollhaare mag man mit Hilfe gelber Blütenblätter so gefärbt haben.

Daß in der Siedlung von den Frauen auch Stoffe gewoben worden sind, ist selbstverständlich. Beim Weben werden die in Bruchstücken aufgefundenen tönernen Webgewichte (Abb. 33 Nr. 585) benützt worden sein. Ein solches Webgewicht kann auch die völlig erhaltene, doppeltfaustgroße tönerne, durch die Mitte durchbohrte Kugel gewesen sein (Nr. 868, Abb. 33; Fundstelle 4).

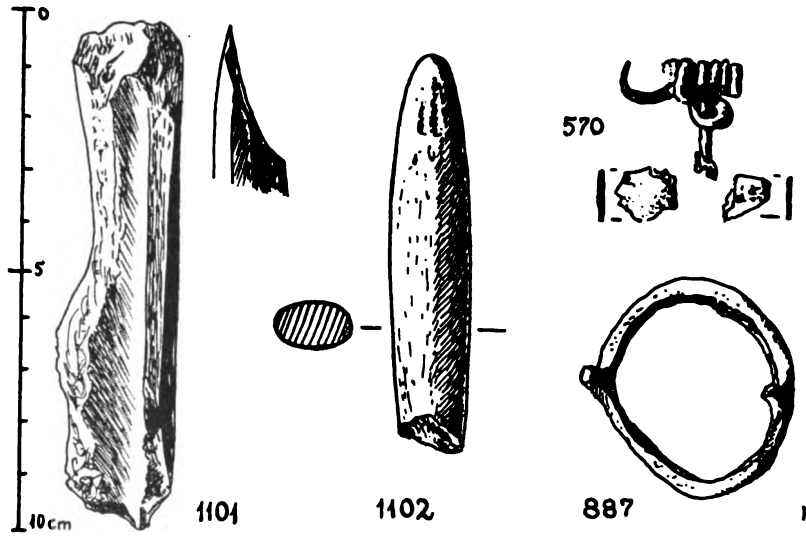
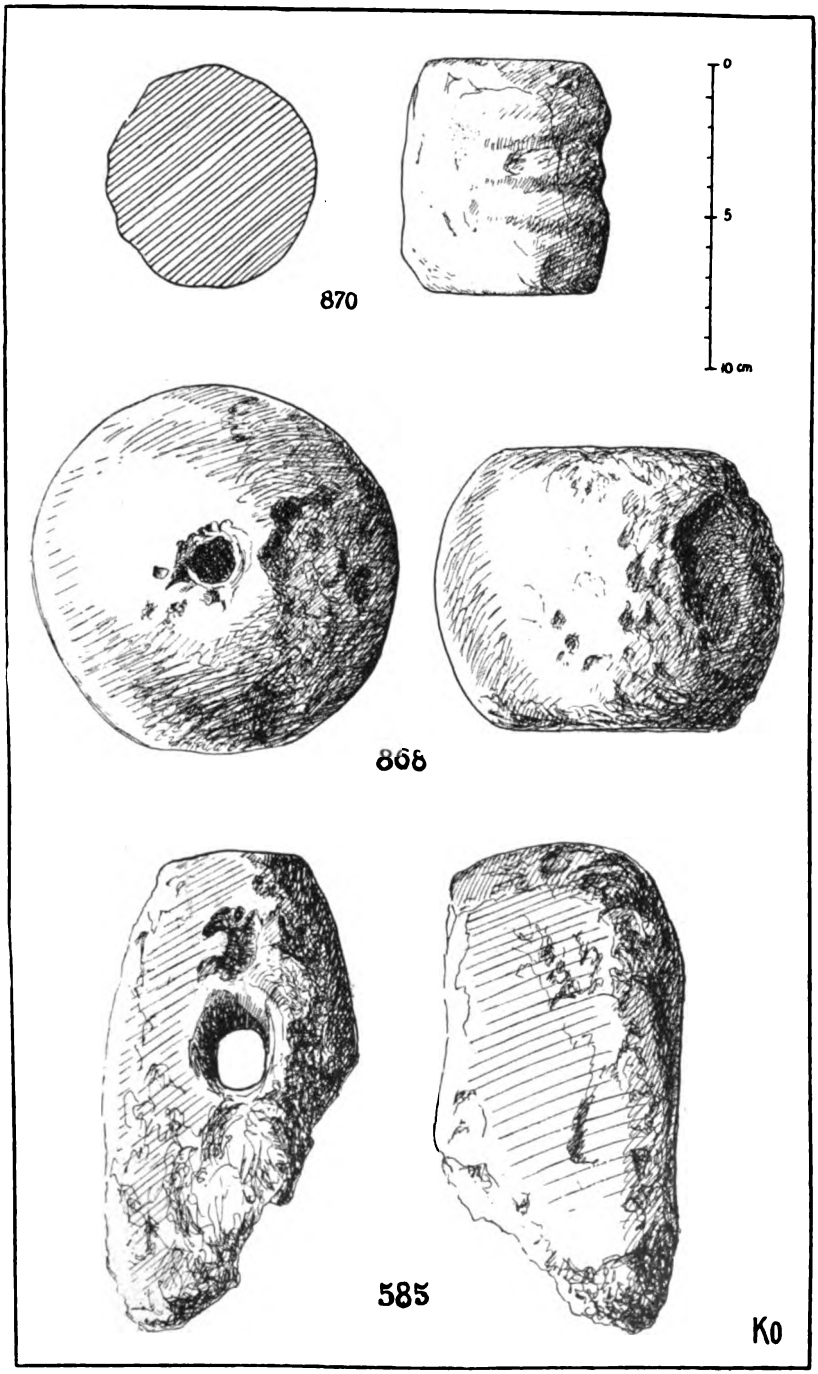


Abb. 32. Geschärftes Knochenstück und beinernes Glättwerkzeug für Töpferei (Nr. 1102), Bruchstücke einer bronzenen Kleiderhafte (Fibel) und ein Bronzering mit Zapfen.

Daß in der Haller Keltensiedlung außer Metallgerät, von dem freilich recht wenig gefunden wurde, auch noch wie in Urväterzeiten Gebrauch von beinernem Gerät gemacht worden ist, beweisen zwei Beinfundstücke. Das eine (Nr. 1101) ist ein zeigfingerlanges Bruchstück eines großen Rinderknochens mit beiderseits scharf geschlagener Schneide an dem einen Ende (Abb. 32). Das andere ist besonders sorgfältig gearbeitet: es ist ein durchweg schön gerundeter, nach der Spitze schmalrund zulaufender beinerner Glätter (Nr. 1102) von eirundem Querschnitt, am einen Ende abgebrochen, noch 7,3 cm lang (Abb. 32). Das Werkzeug mag zum Ausglätten und zur Oberflächenpolitur selbstgefertigter Töpferware gedient haben. Entsprechende keltische Beinwerkzeuge hat auch der Hradischt in Böhmen aufzuweisen.[82]

Abb. 33 (neben). Beispiel eines tönernen Salzrostkörpers (Nr. 870) und tönerne Webgewichte.

Digitized by Google



Digitized by Google

Schmuck

Daß es sich bei der Haller Keltensiedlung nicht nur um eine Siedlung zu gewerblichen Zwecken, sondern um eine richtige Wohn- und Dauersiedlung handelt, beweisen neben der Töpferware u. a. die Schmuckstücke, die in ihr gefunden worden sind.

An der Siedlungsstelle 2 bis 4 erbrachte unsere Ausgrabung und die Aufmerksamkeit der Grabarbeiter eine kleine Bronzedrahtfibel, zwei Bruchstücke farbiger Glasarmringe und ein Stück einer Spiralaugenperle aus dunkelblauem Glas.

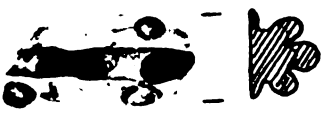
Die Bronzedrahtfibel (Schmuckhafte, Abb. 32 Nr. 570) konnte leider nur in 4 Bruchstücken geborgen werden, während weitere Teile fehlen. Der Fibelkopf ist in 4 Drahtwindungen noch erkennbar, der Draht ist von da aus um den Bügel geschlungen, von der Nadel ist, in verbogenem und verlagertem Zustand, noch der am Kopf ansetzende Teil erkennbar, und vom Bügel oder Fuß stammen kleinfingernagelgroße dünne Bruchstücke eines Bronzeplättchens. Es mag eine Fibel vom Münsinger Typ gewesen sein.

Gut erhalten sind die Bruchstücke der Glasarmringe. Das größere (Abb. 34 Nr. 567), noch 55 mm lang, ist ein fünf Rippen im Querschnitt aufweisendes schönes kobaltblaues Stück von 17 mm Breite; der lichte Durchmesser des ganzen Armrings ist mit 77 mm zu errechnen. Auf sämtlichen 5 Rippen sind in reizvollem Rhythmus mit schmalen Unterbrechungen kurze, gelblichweiße Zickzackglasfäden in vorbereiteten leichten Eintiefungen aufgegossen. Ein Glasarmringbruchstück derselben Farbe, Form und Technik liegt im Museum Rottweil (Flur Hochmauren); die gelblichweißen Zickzackauflagen finden sich hier nicht auf allen 5 Rippen, sondern nur auf den an die Mittelrippe angrenzenden 2 Rippen. Ähnliche Vergleichsstücke bietet auch der spätkeltische Hradischt von Stradonitz.[83] Ein weiteres Vergleichsstück zu dem unserigen von Schwäbisch Hall ist der Ring von Gempenach in der Schweiz, von brauner Farbe, mit gleicher Verzierung, die aber auch auf den Randrippen fehlt. Bisher sind 82 solcher fünfrippigen Glasarmbänder bekannt;[84] ihre wesentliche Verbreitung liegt vom Alpennordrand vom Genfer See bis nach Preßburg, weiterhin nach Böhmen und Mähren hinein und über Mitteldeutschland an den Rhein. Diese Ringe sind sicher diesseits des Rheins und im böhmischen Gebiet angefertigt worden.

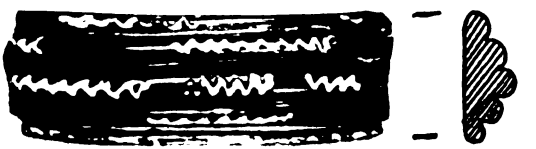
Auch das kleinere Glasringbruchstück (Abb. 34 Nr. 568, 10 mm breit, hochgewölbt, noch 2,5 cm lang) ist in 5 Rippen geformt, zeichnet sich aber sowohl durch seine hellblaugrüne Glasfärbung aus sowie durch die auf die Rippen in kurzen Abständen aufgesetzten, meist dunkelblauen Knotengruppen. Dieses Armringbruchstück gehört seiner Form nach zu den keltischen Armringen mit Knotengruppen, seinem Glas nach zu einer anderen Gruppe.[84] Von den Knotengruppenringen räumlich am nächsten liegt der Fund aus der Spät-Latènesiedlung von Breisach-Hochstetten; diese hat über 100 Bruchstücke verschiedener Glasarmringe geliefert. Der bedeutende spätkeltische Fundplatz von Manching bei Ingolstadt hat sogar zwei ganze Ringe unserer Form Nr. 568 aufzuweisen. Bis auf eine Gruppe in der Schweiz haben (nach Feststellung von Fräulein Dr. Haevernik [München]) diese Knotengruppenringe eine mehr östliche Verbreitung: in Bayern, Böhmen und Mähren

Digitized by Google

und einem Teil von Ungarn. Da diese Ringe alle aus der freien Hand gearbeitet sind, ergibt sich von selbst eine große Mannigfaltigkeit der Knotengruppen. Trotzdem kann man gewisse Untergruppen unterscheiden, die vielleicht auch auf Werkstätten deuten können.[84] Seinem Glas nach, der Glasauflage nach, ist das nächstliegende Vergleichsstück für unser Haller Fundstück ein andersgeformter Armring von Manching, der die gleiche Farbe des Körpers hat und einen übergelegten blauen Faden. Der Haller Ring Nr. 568 steht nach gleichem Glas und Faden der Gruppe der Schweizer Ringe in der Gegend von Bern und Genfer See nahe. Der Zeit nach kommen (nach Feststellung von



568



567

569

Abb. 34. Grüner Glasarmring mit aufgegossenen blauen Sprossen (Nr. 568), kobaltblauer Glasarmring mit Glasfadenverzierung auf allen fünf Rippen (Nr. 567) und kobaltblaue Glasperle mit weißen Spiralaugenverzierungen (Nr. 569). Die Perle ist in der obigen Ergänzungszeichnung zu rund angenommen; sie wird oben und unten etwas abgeplattet und durchbohrt gewesen sein. — Abbildungen ungefähr in nat. Größe.

Fräulein Dr. Haevernik [München]) die Ringe mit Knotengruppen in der Mittel-Latènezeit auf und reichen bis in die Spät-Latènezeit. In Bronze sind solche Sprossenarmringe später; ein solcher von Klingenberg am Neckar gilt als bezeichnend für die späteste Latènezeit.[85] Der blaue Haller Glasring mit den weißen Zickzackfadenverzierungen (Nr. 567, Abb. 34) ist bei uns wohl in die Spät-Latènezeit (letztes Jahrhundert v. Ztr. und 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr.) zu setzen entsprechend den Funden blauer Glasringe bei römischer Terra Sigillata, wie z. B. bei Heilbronn in der Mausklinge.[86]

Digitized by Google

In die Spät-Latènezeit ist auch die kobaltblaue Glasperle mit aufgegossenen weißen Spiralaugenringen zu setzen, von der unsere Haller Siedlung an Fundstelle 2 bis 4 ein Bruchstück bei der Ausgrabung ergeben hat (Abb. 34 Nr. 569). Es handelt sich um eine große Augenperle. Entsprechungen aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. und wohl auch 1. Jahrhundert n. Ztr. bietet der Hradischt in Böhmen.[87]

Mittel- und spätkeltischen Ursprungs, und hier wohl spätkeltisch noch im Gebrauch gewesen, ist auch die als Bruchstück bei der Schwemmkanalisation am Steinernen Steg (Fundstelle 22)[88] mit Spät-Latènescherben zusammen geborgene honiggelbe Ringperle mit wirbelförmig aufgelegten schwefelgelben Glasfäden (Abb. 35 Nr. 1115 mit Begleitfunden). Entsprechungen bieten auswärtige Fundstellen wie der spätkeltische Hradischt in Böhmen,[89] und der Technik, nicht der Farbe nach die gallorömische

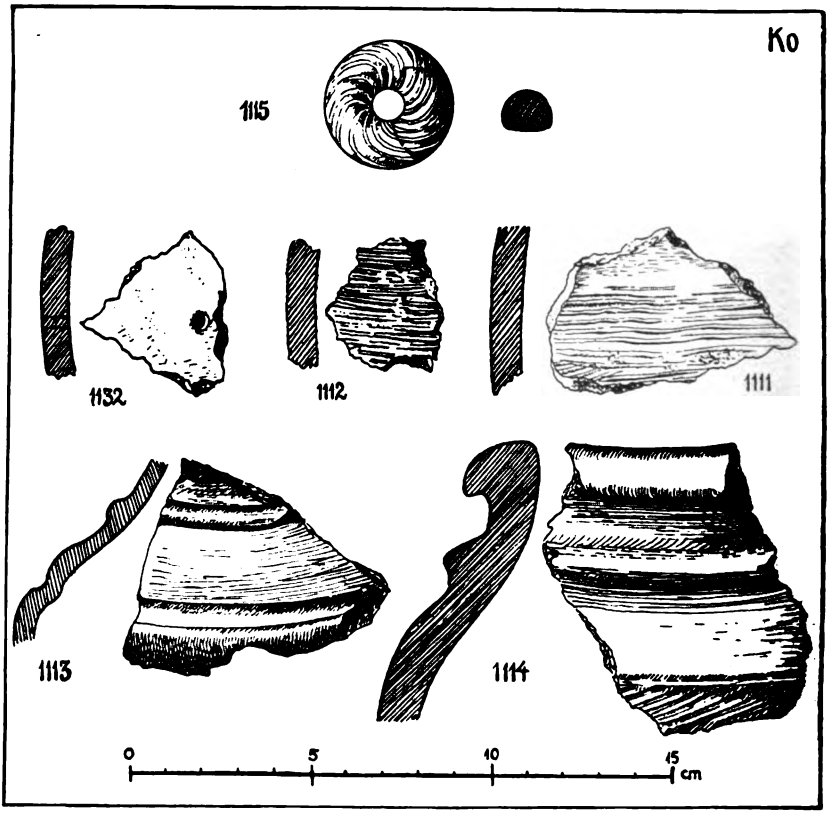


Abb. 35. Spätkeltische Funde aus der Fundstelle 22 und 23: Ringperle aus gelbem Glas mit eingegossenen weißen Wirbelfäden (Nr. 1115), Scherben mit Flickloch (Nr. 1132), Kammstrichscherben (Nr. 1111, graphittonig), Schulterstück einer scheibengedrehten schwarzgrauen Tonflasche (Nr. 1113) und Randstück eines klingend hart gebrannten, gelbbraunen drehscheibengefertigten Gefäßes mit Kammstrichzone (Nr. 1114).

Digitized by Google

Tempelanlage von Bretten in Baden aus dem 2. Jahrhundert n. Ztr.[90] Die Haller Perle besteht aus Natriumglas, das durch Zugabe von Antimonsalz gelb gefärbt worden ist. Das Fundstück ist auf der Außenseite durch Verwitterung schon stark getrübt.

Daß die Haller Keltensiedlung, wenn die Möglichkeit eingehender und planmäßiger Ausgrabung gegeben wäre, noch weitere gute Schmuckstücke ans Tageslicht geben würde, steht außer Zweifel.

Eisen- und Bronzeverarbeitung

Die Haller Keltensiedlung im Kreissparkassen-Baugelände hat entsprechend anderen auswärtigen keltischen Siedlungsfunden auch einige, die auf Metallverarbeitung an Ort und Stelle hinweisen. Hierfür spricht vor allem der Fund eines Eisenbrockens, unregelmäßig flachrund, 9 × 8 × 3 cm im Durchmesser, von 210 g Gewicht (Nr. 1110, Abb. 36). Dieser Eisenrest kann seiner Zusammensetzung nach (siehe unten) nur von einer Eisenverhüttung stammen und muß ein Teil einer sogenannten Ofensau sein als Eisenschmelzrückstand aus der Grube eines Schmelzofens. Das Stück wurde bei der Grabung Dr. Kost an Fundstelle 1 in der dortigen älteren Spät-Latèneschicht unmittelbar unter den rotbraungebrannten Resten eines „gewerblichen Ofens" vom Berichterstatter geborgen, in unmittelbarer Nähe starker Holzkohlenschichten und dicker Schichtlagen zusammengefallenen Brandlehms. Letzterer zeigte zahlreiche Stangenabdrücke und mit Schindel ausgeführten Glattstrich auf der einen Seite der brandroten Lehmwandstücke.[91] Dem Eisenbrocken ist seine Herkunft aus einer Eisenschmelze noch deutlich anzusehen, die an Ort und Stelle gelegen haben muß, ein Ofen zum Verhütten von Eisenerz.[92] Für eine solche Anlage war der Hang frei gegen den Westwind und die unmittelbare Wassernähe günstig. Ob die erwähnten holzkohlehaltigen Ascheschichten und die Brandlehmschicht mit den Geflechtstangen-Abdrücken Reste eines solchen Eisenschmelzbetriebs sind, kann nicht gesagt werden, da infolge der Unmöglichkeit weiterer Untersuchungen an der östlichen Grundmauerwand des Kreissparkassenneubaus (Einsturzgefahr) auch nicht festgestellt werden konnte, ob sich in der Schicht noch etwa Eisenschlacken und weitere Eisenschmelzreste befunden haben. Nach Ansicht von P. Weiershausen[93] hat fast jede volleisenzeitliche Siedlung in Deutschland solche Eisenschmelze für den Eigenbedarf getätigt. In Württemberg haben bis jetzt die Schwäbische Alb im Aalbuch bei Tauchenweiler (Ostalb), bei Trochtelfingen (Kreis Sigmaringen), Kohlstetten (Kreis Münsingen), das Steinachtal bei Neuffen, der Plettenberg, Schafberg und Lochenstein, der Heuberg, ferner die Gegend von Kirchheim u. T., Pfeffingen, Truchtelfingen (Schwarzwaldkreis), Güglingen, Jagsthausen schon Spuren von Eisenschmelze der Früheisenzeit (Hallstattzeit) und Volleisenzeit (Latènezeit) sowie der römischen Besetzungszeit erbracht.[94] Bei besserer Beobachtung durch die Forschung werden sich die genannten Nachweise sicherlich noch durch viele weitere Stellen vermehren, wenn sich auch da und dort vielleicht eine jetzt noch als vorgeschichtlich angesprochene Schlackenfundstelle als mittelalterlich herausstellen dürfte.

Das Eisenschlackenstück aus Fundstelle 1 (Nr. 1110, Abb. 36) erwies sich nach Analyse durch Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart als sehr starkeisenhaltige

Digitized by Google

Rohschlacke (51,4% Fe), die dem mikroskopischen Gefüge nach aus dem Schmelzfluß erstarrt ist. „Es liegt hier in Anbetracht des hohen Eisengehaltes zweifellos eine Schlacke aus einem vorgeschichtlichen Rennfeuer vor. Nach den Gehalten von SiO_2 (Kieselsäure), P_2O_5 (Phosphorsäureanhydrit) und MnO (Manganoxydul) zu urteilen, dürfte Bohnerz als Ausgangsstoff gedient haben.[95] Der Fundort dieser Bohnerze liegt bestimmt nicht weit von Schwäbisch Hall entfernt. Die keltischen Einwohner der Haller Siedlung werden ihr Bohnerz in den Kocherkiesen ‚geklaubt' haben, wo es in den diluvialen und alluvialen Kiesschichten vorkommt. Der Kocher hat das Erz von den Lagerstätten des braunen und weißen Juras bei Oberkochen und anderen Orten talwärts bis in die Haller Gegend befördert, wo man heute noch bei einiger Aufmerksamkeit die braunen Kongregationen in den Kocherkiesen häufig finden kann. Die vorgeschichtlichen Eisenschlacken fallen durch ihren hohen Eisengehalt besonders auf. Nach dem Aussehen der Schlacke (fladig, bandförmig, geflossen und

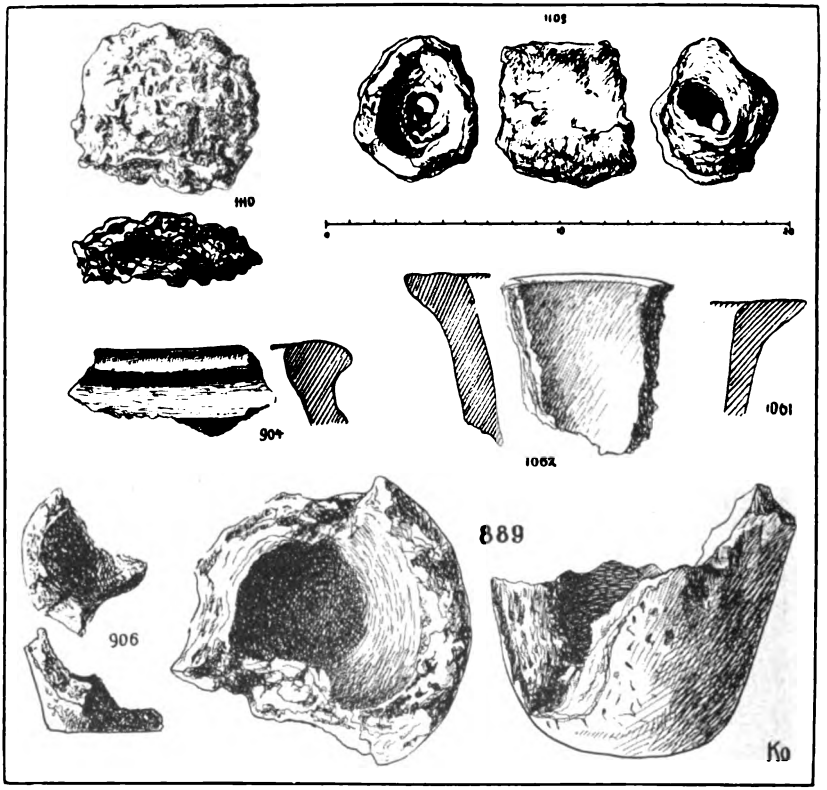


Abb. 36. Fundzeugen von Eisen- und Bronzegewinnung und -verarbeitung: Eisenschlacke (1110), Tondüse eines Gebläseofens (1109), tönerne Metallglühtiegel (889, 1061, 1062), Graphittongefäßrand (904) und verschlacktes graphittoniges Tiegelbruchstück (906) mit Bronzeschmelzspuren.

Digitized by Google

blasig)[96] kann man annehmen, daß die Haller Schlacke aus einem Gebläseofen stammt. Die Schlacke ist während eines Ofenprozesses entstanden, bei dem viel Sauerstoff und Kieselsäure für die Verschlackung des Eisens vorhanden war."[97]

Wenn schon die erwähnte Eisenschlacke als aus einem Gebläse-Eisenschmelzofen stammend zu erkennen ist, so wird das Vorhandensein solcher Gebläseofen in der Haller Keltensiedlung weiterhin bewiesen durch den Fund einer Tondüse von 5½ cm Durchmesser mit noch 6 cm Länge (Bruchstück, Abb. 36 Nr. 1109). Der Luftkanaldurchmesser der Düse verbreitert sich von 10 auf 20 cm. Derjenige Teil der Düse, der in den Ofen hineinragte, ist abgebrochen. Das Stück zeigt dort Verkohlung und ist auch sonst stark durchgeglüht. Ähnliche Gebläsedüsen sind schon im Siegerland mit seinen keltischen Eisenverhüttungsplätzen und in Oberschlesien gefunden worden. P. Weiershausen stellt sich den Gebrauch solcher Tondüsen[98] so vor, daß auf der Außenseite, in unserem Fall auf dem erweiterten, konischen Teil, das Gebläse in Form eines Blasebalges aufgesetzt worden ist. Ob die in der Haller Keltensiedlung gefundene Tondüse einem Ofen für Erstschmelze oder einem Ofen mit eingesetzten Tiegeln zur Bronzeschmelze oder Eisenkohlung (Stählung)[99] angehört, kann nicht gesagt werden. Auch für den Bau des Ofens, an den die gefundene Tondüse angesetzt gewesen ist, liegen wenig Anhaltspunkte vor, falls man nicht die zahlreichen, in sehr starkem Feuer rotgebrannten Flechtwerk-Lehmwandabdrücke als Reste eines solchen Ofens ansehen will, was wahrscheinlich ist. Ein Ofen mit lehmbestrichenem Rutenkorbdach ist aus der keltischen Siedlung Großgartach-Annungsgrund bekannt geworden.[100] Auch unsere Haller Keltensiedlung hat mehrere, über 1 m Durchmesser aufweisende Lehmbrandstellen mit eingefallener lehmverstrichener Flechtwand aufzuweisen. Solche Lehm-Flechtwerkmäntel von Ausheizöfen oder Eisenschmelzöfen sind vorgeschichtlich und mittelalterlich an einigen Stellen bekannt geworden, so bei Einzingen (Kreis Sangershausen) in Mitteldeutschland[101] und bei Reichenau in der Oberlausitz,[102] besonders deutlich aus dem 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr. bei Sperenberg (Kreis Teltow) in Ostdeutschland, datiert durch römischen Münzfund, mit kuppelförmigem, lehmverkleidetem Flechtwerkgerüst, das etwa 1 m hoch gewesen sein mag.[103] Auch die Spätkeltensiedlung Breisach-Hochstetten weist solche Ofengebilde auf.[104]

Nahe dem Fundort des Eisenschlackenstückes an Fundstelle 1 traf die Ausgrabung Dr. Kost auch auf Bruchstücke von tönernen Tiegeln (Abb. 36 Nr. 889, 1061, 1062). Auch andere Grabungsstellen, besonders Fundstelle 14 im Südteil des Kreissparkassenbaugrundes, ergaben starke Reste solcher tönerner, sehr hart gebrannter Tiegel (Nr. 888 bis 894, 938, 1017, 1213, 1214, 1259). Der Tiegelton ist porös und grob. Die Gefäßböden sind durchweg halbkugelförmig ausgerundet (Abb. 36), die Gesamttiegelform ist, nach den Bruchstücken zu schließen, zylindrisch bis stumpfkegelförmig mit Verschmälerung nach dem Boden zu, die Wanddicke liegt zwischen 15 mm und 25 mm, die Bodendicke ist noch stärker, bis zu 40 mm. Die Außenseiten der Tiegel sind hellgrau bis weiß von einem Überzug gebrannten Kalks, der vermutlich schon bei der ursprünglichen Herstellung des Gefäßes aufgestrichen worden ist.[105] Der Kalkanstrich mag zum Schutz der Tiegelwände gegen Feuchtigkeit aufgelegt worden sein.[106] Derselbe grauweiße Kalküberzug mit starker Versinterung findet sich auch auf der Innenseite der Tiegel. Die Tiegelböden zeigen zum Teil im Innern eine graubraune bis schwarzgraue Färbung; hier ist nach freundlichst vorgenommener

Digitized by Google

Untersuchung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) durch vorhandene Holzkohle der Eisengehalt des Tones zu schwarzem Oxydul reduziert worden, was nur in der Hitze bei Luftabschluß vor sich gehen konnte. Eine Analyse solcher Tiegelböden (Nr. 565 und 889) durch Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart ergab beim größten dieser Tiegelböden (Nr. 889) eine Eisenbeimischung von 5,3% Fe, beim anderen (Nr. 565) von 7,7% Fe, außerdem bei beiden noch Spuren von Mangan. Nach freundlicher Mitteilung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) entsprechen die von 5 bis 7% gehenden Eisengehalte dieser Tiegelwände und Böden seinen Feststellungen nach den Eisengehalten des Tones, aus dem die Tiegel geformt sind. Der Eisengehalt kann also nicht als Nachweis einer Eisenverarbeitung in den Tiegeln angesehen werden. Ein Nachweis, daß in den Tiegeln Eisen „geschmolzen" oder gar „gegossen" worden ist, wie in älterem Schrifttum immer wieder behauptet wird,[107] ist nicht möglich gewesen. Solche Tiegeleisenschmelze kann auch aus technischen Gründen nicht in Frage kommen. Derartige angebliche „Schmelztiegel", deren Dasein in keltischen Gehöften kennzeichnend ist, treten schon in der Spätbronzezeit (Urnenfelderkultur) auf, so in Württembergisch Franken u. a. in Niedernhall[108] und in der Kochertalsiedlung der Früh-Hallstatt- bis Früh-Latènezeit bei Künzelsau,[109] ferner in einer keltischen Siedlung im Westteil von Bad Mergentheim nördlich der Kasernen (siehe unser Jahrbuch S. 27). Keltische angebliche „Tiegelschmelztrichter" aus sehr dickem, grauem, stark durchglühtem Ton, den unserigen in Schwäbisch Hall entsprechend, hat auch die Lochenstein-Grabung Goeßler-Versu im Jahre 1923 erbracht in dem dort aufgedeckten keltischen Haus[110] und auch einen Eisenschlackenrest aus diesem Haus. Besonders hat solche Tiegel der verstorbene Heilbronner Vorgeschichtsforscher A. Schliz schon bei Großgartach in frühkeltischen Gehöften festgestellt und sich besonders um Aufhellung des Gebrauchs dieser von ihm als „Eisenschmelztiegel" angesprochenen grobtonigen Gefäße bemüht. Die Auffassung dieses Forschers, wie er sie in seinem zeichnerischen Wiederherstellungsversuch[111] dargetan hat, wird heute mit guten Gründen abgelehnt.

Über die tatsächliche Verwendung dieser Tiegel äußert sich der Hüttenfachmann W. Witter (Halle a. S.), dem Proben aus unserer Haller Keltensiedlung vorlagen, folgendermaßen:

„Die Frage, wozu derartige Tiegel verwendet worden sein mögen, ist nach allem, was sich von hier aus auf Grund der angestellten Untersuchungen sagen läßt, dahin zu beantworten, daß sie zum Glühen irgendwelcher Gegenstände in Gegenwart von Kohle benutzt worden sind. Die Annahme ist berechtigt, daß die Tiegel bei der Herstellung von Bronzegegenständen, besonders von Schmucksachen, benützt wurden. Man muß alle die Gegenstände, die gehämmert, gebogen oder sonstwie geformt werden mußten, immer wieder glühen, um die Härte wieder fortzunehmen, die beim langsamen Erkalten, sowie beim Hämmern und Schlagen eintrat. Dieses Glühen mußte zur Vermeidung von Oxydhautbildung unter Luftabschluß in Kohlepulver geschehen, genau so wie man heute im Kohlepulver Eisen härtet. Vielleicht sind die Tiegel später auch dazu verwendet worden. Bronze ist in dem untersuchten Tiegel (Nr. 889) nicht geschmolzen worden, denn es sind weder Metalltröpfchen noch irgendwelche anderen Spuren, die darauf deuten könnten, aufgefunden worden."[112]

Digitized by Google

Das mit diesen Fragen sich abgebende neue Buch von P. Weiershausen, Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands, Leipzig 1939, nimmt als Zweck der Tiegel an, daß darin „wahrscheinlich die Kohlung von weichem Rennfeuereisen auf Stahl vorgenommen worden ist". Außer der Holzkohlung nimmt P. Weiershausen keinen Zuschlag an. Das „scheint ein vorteilhaftes Verfahren für die Erzeugung von hochwertigem Stahl gewesen zu sein, da einmal der Kohlungsraum leicht unter gleichmäßiger Temperatur gehalten werden konnte, und da er zum anderen mit kleineren Eisenstückchen besetzt werden mußte, die gleichmäßig durchkohlen konnten, während unter damaligen Verhältnissen die Kohlung größerer Luppen (= im Ofen anfallende Klumpen schmiedbaren Eisens) wohl nur auf die Rinde derselben beschränkt blieb. Primitive Völker haben bis in die Neuzeit diese Kleinkohlung beibehalten, wenn sie Wert auf wirklichen Qualitätsstahl legten". (S. 29.) „Die Herstellung von Stahl oder doch wenigstens oberflächlich verstähltem Eisen in Tiegeln ist uns mehrfach von alten Völkern, wie z. B. den Chinesen, überliefert. In Großgartach[113] wird man eventuell so verfahren haben, daß man möglichst reine Luppenstückchen mit dichter, am besten Eichenholzkohle in den Tiegel gab, denselben mit feuerfestem Sand, der auch in den Gruben gefunden wurde, luftdicht abschloß und das Ganze erhitzte. Das glühende Eisen im Tiegel nahm Kohlenstoff auf und erhielt damit die Eigenschaften von Stahl." (A. a. O., S. 74.)

Zu den besprochenen „Schmelztiegeln", deren Name nicht zu Recht besteht und die besser als „Metallverarbeitungstiegel" bezeichnet werden, und ihrer möglichen Verwendung für Stählung des Eisens aus der Erstschmelze sei abschließend angeführt, was P. Weiershausen in seinem Buch „Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands" (S. 192) darüber sagt: „Diese Tiegel kommen auf keltischem Gebiet vor. Nun hat die Untersuchung keltischer Eisenwaffen ergeben, daß zuweilen über die Schneidseiten des weichen Waffenkernes kleine Stahlstückchen klammerartig geschmiedet werden. Das geringe Fassungsvermögen der Tiegel läßt unsere letzte Vermutung an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Sollte sie wirklich zutreffen, so wäre damit klar, daß das aus dem Ofen Ausgebrachte dort weiches Schmiedeeisen war und daß Stahl im Erstausschmelzprozeß nicht gewonnen werden konnte. Die enorme Arbeitsbelastung, die dieses Tiegelverfahren bedeutete, fände damit eine hinreichende Erklärung." An anderer Stelle (a. a. O., S. 74) führt derselbe Verfasser zur Stahlerzeugung der Kelten im Anschluß an die Betrachtung der Tiegelfunde der Früh-Latènesiedlung von Großgartach aus: „Weiches Schmiedeeisen ist für Waffen nicht zu verwenden. Durch Abschrecken und Dengeln, wie es uns von den Kelten berichtet wird, konnte der erforderliche Härtegrad nicht erreicht werden. Sie suchten sich daher auch dadurch zu helfen, daß sie kleine Stahlstückchen klammerartig um die Schneide der Schwerter legten und sie auf die aus weichem Eisen bestehende Klinge aufschmiedeten. Trotzdem waren die Schwerter immer noch so weich, daß sie sich, wie Caesar berichtet, nach wenigen Schlägen krumm bogen und dann mit den Füßen wieder gerade gerichtet werden mußten. Währenddem waren die keltischen Krieger den römischen Soldaten schutzlos preisgegeben. Die in den Tiegeln eventuell gewonnenen Stücke schmiedbaren Stahles könnten sehr wohl zu diesem üblichen Überstählen gedient haben. Nach all dem dürfte feststehen, daß die Kelten, zu denen die Leute von Großgartach zählten, Eisen in jeder gewünschten Menge, Stahl dagegen nur in

Digitized by Google

kleinerem Umfang erzeugen konnten." Das für Großgartach Gesagte kann auch für Schwäbisch Hall mit seiner Keltensiedlung gültig sein.

Ob in den Metallbearbeitungstiegeln der Haller Keltensiedlung nun Bronze zur Bearbeitung erhitzt (siehe oben W. Witters Gutachten) oder Eisenstücke durch Holzkohle zu Stahl geglüht wurden, wobei die Tiegel wohl in Brennöfen bzw. Töpferöfen zur Erzeugung der gewünschten gleichmäßigen Hitze eingesetzt waren,[99] konnte auch durch Analyse der Haller Tiegel nicht festgestellt werden.

Dagegen liegt ein andersartiges Gefäßbodenstück vor aus graphithaltigem Ton (Nr. 906, Abb. 36), das sichere Spuren von Bronze ergeben hat. Es ist außen und innen verschlackt und mit dünner, schwarzroter, fast glasiger Schlackenkruste überzogen. Innen zeigt die dort griesige Schlacke an einigen Stellen grünliche Färbung, zum Teil auch außen; ferner fanden sich in der inneren Verkrustung des Tiegelbodens einzelne Metallkörner von rötlicher Farbe; dies alles ließ vermuten, daß hier ein Bronzeschmelztiegel vorliegt. Die genauere Untersuchung und Analyse durch Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart ergab weiteren Aufschluß. Das Gutachten lautet folgendermaßen:

„Die Verschlackung an der Innenseite ist klar: die Metalloxyde, die sich durch Erhitzen der Bronze bilden, bilden zusammen mit der Kieselsäure eine Schlacke, deren Schmelzpunkt meist höher liegt als der der Legierung. Mit steigender Temperatur nimmt die Viskosität einer geschmolzenen Schlacke ab; sie wird dünnflüssiger. Wenn ein Schmelztiegel nicht dicht ist, wie beispielsweise der vorliegende Graphittontiegel, dann dringt bei den hohen Temperaturen, die zum Schmelzen und Gießen der Bronze nötig sind, die Schlacke durch die Risse in der Tiegelwand. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß auch die Außenseite des Tiegelbruchstückes verschlackt ist.

Bei der Analysenentnahme an der Innenseite des Tiegels gelang es, zwei der Bronzekörner freizulegen, die in der verschlackten Schicht eingebettet liegen und eindeutig den Tiegel als Bronzeschmelztiegel erkennen lassen. Aus den Ergebnissen der Schlackenanalyse zu urteilen, wurde in dem Graphittontiegel eine Bronze von etwa 90 bis 95% Cu, 2 bis 3% Sn, 9 bis 11% Pb und Spuren von Arsen, Antimon, Wismut, Eisen und Mangan erschmolzen. Die Schlackenanalysen ergaben folgende Werte:

	Tiegelaußenseite	Tiegelinnenseite
SiO_2	55,0%	53,0%
FeO	13,2%	7,5%
CuO	4,0%	12,4%
PbO	0,5%	3,0%
SnO_2, As_2O_3, Bi_2O_3	0,5%	0,8%
CaO, MgO, Na_2O	26,8%	23,3%."

Es handelt sich also nach dieser Analyse wie auch nach der qualitativen Untersuchung eines der im Boden befindlichen Metallkörner durch Hüttendirektor Witter (Halle a. S.) um die Schmelze einer zinnarmen Bronze in unserem Graphittontiegel Nr. 906.

Digitized by Google

Einbaumkähne und Tröge

Daß neben der Metallverwendung in besonderem Maß auch noch Holz als Werkstoff eine Rolle gespielt haben mag, läßt sich zwar in unserer Haller Keltensiedlung für Gefäße und Gerät nicht erweisen, ist aber nach den unter günstigen Bedingungen im Seeschlamm von La Tène am Neuenburger See in der Schweiz erhalten gebliebenen Holzgegenständen als sicher anzunehmen. Von der Holzbearbeitung der Kelten in Schwäbisch Hall zeugen auf jeden Fall die großen Holztröge, die aus kleinen und großen Baumstämmen gefertigt worden sind (siehe Abb. 37 und 38 und im folgenden Sonderbericht über „Eine keltische Solesiederei" die Abb. 1 bis 16). Daß die größeren, die eine Länge bis zu 4½ m haben, ursprünglich als Flußeinbäume zur Schiffahrt auf dem Kocher gedient haben vor ihrer Verwendung als Tröge, ist als höchst wahrscheinlich anzunehmen. Beim Trog Nr. 4 (siehe im Bericht „Eine keltische Solesiederei" die Abb. 5 bis 7) ist die ursprüngliche Verwendung als Einbaumkahn unbedingt sicher, da dieser Einbaumtrog an dem einen Schmalende eine aus dem Vollstamm gearbeitete kräftige bügelförmige Öse aufweist, die nur als einem Boot zugehörig zum Anhängen und Festmachen dieses Kahns an Land oder an einem zweiten Boot sinnvoll ist; die mühevolle Herausarbeitung solcher bügelförmiger Anhängenase an einem nur am Ort festliegenden Trog wäre eine Mühe ohne jeden Sinn gewesen. Im übrigen sind die Beweise, daß Einbaumkähne mit dieser geschickten Anhängevorrichtung ausgestattet waren, für vorgeschichtliche Zeit sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz und in Italien vorhanden. Als räumlich am nächsten sei hier auf einen dem unserigen völlig entsprechenden Einbaumkahn mit solcher Öse am Bug vom Steinhauser Ried im Federseemoor verwiesen;[114] dieser einwandfreie frühhallstattzeitliche Einbaumkahn im Steinhauser Ried lag bei der Auffindung noch mit der Anhängenase an seiner alten Pfahlwerklandestelle in Vertäu-Stellung.[115] Damit ist auch am Einbaumcharakter des Haller Fundes T 4 für jeden, der sich die Mühe des Vergleiches nimmt, kein Zweifel möglich, und weiterhin dürften auch die anderen großen ausgehöhlten Stämme der Keltensiedlung T 1 bis T 6 als Einbaumkähne gedient haben und später dann noch als Solesammeltröge (noch im Mittelalter „Naach" = Nachen geheißen) und Lettenton-Aufbewahrungströge (siehe Abb. 38) ausgenützt worden sein, als sie bereits etwas undicht geworden waren. Das Beispiel des Troges T 6 (siehe den Bericht „Eine keltische Solesiederei", Abb. 13) mit seiner Lettenton-

Abb. 37. Fundstelle 16 mit dem Kopf des Einbaums T 1 unter der mittelalterlichen Kellermauer (dunkle Stelle unter den Spreißbalkenansätzen unten links). (Aufnahme: G. Eichner)

Digitized by Google

abdichtung rings um die Außenwand erhärtet diese Annahme. Der zur Trogabdichtung benützte Lettenton ist nicht ortsständig, sondern eingeführt.[116] Daß diese Einbäume ursprünglich, vor ihrer Verwendung als Tröge, auf dem Kocherfluß Dienst getan haben, also Flußeinbäume gewesen sind, mag auch durch die Tatsache mit belegt werden, daß auch sonst solche Einbäume nicht nur auf Seen, wo sie bekannt sind, sondern auch auf Flüssen nachweisbar sind, so neuestens ein in Dettelbach bei Mainsondheim beim Baggern im Main geborgener vollständiger Einbaum von etwa 3½ m Länge nebst vielen Bruchstücken anderer Einbäume. Die Abmessungen dieser Main-Einbäume sind denen unserer Haller Kocher-Einbäume ähnlich. Es wird sich hier wie dort um Lastkähne handeln. Bei der Annahme ihrer ehemaligen Verwendung als Kähne in Hall am Kocher ist zu beachten, daß in keltischer Zeit ein Kocherarm im Zug der heutigen Blockgasse, also in unmittelbarer Nähe unserer Keltensiedlung, geflossen ist (Planskizzen Abb. 2 und 3), während der heutige Kocher, westlich dieser Siedlung, etwa 200 m entfernt vorbeifließt. Vor 2000 Jahren aber muß, wie schon zum Teil in älteren Kulturschichten der Keltensiedlung bei Fundstelle 16 eingeschwemmte Geröll- und Sandschichten zeigen können,[117] der Kocher, wenigstens mit einem Arm, nahe der Siedlung, also gegenüber seinem heutigen Lauf wesentlich mehr östlich gelaufen sein. Die Schlüsse, die sich aus der Keltensiedlung im Kreissparkassen-Neubaugelände und ihren Funden ziehen lassen, sprechen sehr für diese alte Kochernähe. Schon vor ihrem Bekanntsein hat der Geologe Professor Dr. Georg Wagner in gleicher Meinung mit

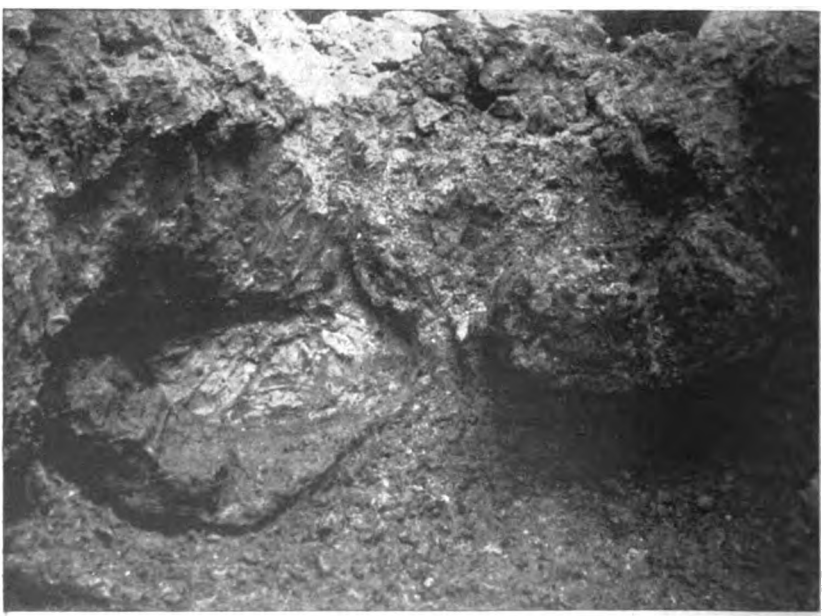


Abb. 38. Einbaumtröge T 3 und T 4 in Kopflage an Fundstelle 17; der linke (T 3) ist mit grünlichem Lettenton gefüllt, der sich auf der Aufnahme hell abhebt. (Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege.) (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

Stadtarchivar W. Hommel im „Haller Heimatbuch“[118] einen solchen alten Kocherarm etwa in der Linie Westrand der Blockgasse wahrscheinlich gemacht.[119] Die Kelten des Kreissparkassengeländes und seiner besiedelten Umgebung werden also, so nahe es eben die Hochwassergefahr erlaubte, an diesem alten Kocherlauf, an seinem rechten Ufer, gesessen haben. Die Spuren eines noch älteren Kocherlaufes aus vormenschlicher Zeit, der in keltischer Zeit bereits mit Aulehm überdeckt war, sind im Grund unter den Siedlungsschichten festgestellt worden (siehe oben im Abschnitt „Die Lage der Siedlung“).

Salzquell und Salzgewinnung

Aber die Haller Salzquellen und ihre Ausnützung in grauer Vorzeit ist in früheren Jahrzehnten schon viel vermutet, geraten, geschrieben und gedruckt worden. Aber alle Ansichten mußten in der Luft schweben, ehe nicht der urhällische Boden selbst durch Herausgabe auskunftsreicher Funde zu reden anfing. Solche Auskünfte aber waren erst möglich in einer Zeit, in der die vorgeschrittene Vorgeschichtsforschung in der Lage war, auch in unscheinbaren, früher nicht beachteten und nicht erkannten Spuren und Funden, wie z. B. alten, brüchigen Scherben von gewisser Beschaffenheit und Form, auf vorzeitliche Bewohner zu schließen. Die ersten Anzeichen vorgeschichtlicher urhällischer Siedler, vor einigen Jahrzehnten gefundene grobe, schwarzgraue brüchige Scherben vom Neumäuer auf dem linken Kocherufer der Haller Talsiedlung[120] waren lange in ihrer vorgeschichtlichen Volkszugehörigkeit umstritten, wenn auch schon von P. Goeßler und A. Schliz als keltisch gedeutet, bis unsere neuere Forschung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken sodann, bestätigt durch hinzugekommene neuere Scherbenfunde von Stadtarchivar W. Hommel im Jahre 1932 beim Haus Gehring im Neumäuer Nr. 11, diese Gefäßreste mit einiger Gewißheit als Reste keltischer Gebrauchstöpfe ansprechen konnte (Keckenburgmuseum Nr. 1135 bis 1158).

Eine Besiedlung des rechtsuferigen Talhangs durch die Kelten wurde sodann mit Sicherheit erschließbar durch die bei Nutzgrabungen 1907 und 1909 (Wasserleitungsgrabung) in der „Fuhr“ (der Name spricht für alte Durchfahrt) gemachten ausgezeichneten Grabfunde der älteren Keltenzeit (Früh-Latène, Latène B) mit Skelett- und Kieferresten von Frauen und Kindern und deren bronzenem Knotenringschmuck: 6 Knotenringe aus dem 4. Jahrhundert v. Ztr.[121] Die zugehörigen Siedlungen konnten nicht weit entfernt sein. Auch hinter dem mächtigen bogenförmigen Abschnittswall des Gutshofes Oberlimpurg, von welcher Befestigung heute noch ein kleines Stück sichtbar ist,[122] haben nach Ausweis einiger in den letzten Jahren gemachter Scherbenfunde Kelten gesessen bis in die späte Keltenzeit hinein; für diese Zeit zeugt auch ein 1906 gemachter, erst später bekannt gewordener Fund einer kleinen, etwas ausgewölbten spätkeltischen Goldmünze im Garten hinter dem Haus Blendstatt Nr. 15.[123] Am jahrhundertelangen Dasein der Kelten am Salzort Hall am Kocher konnte schon auf diese Bodenfunde hin nicht mehr gezweifelt werden, entgegen dem hällischen Geschichtsschreiber Gmelin, der noch 1896 in seiner Hällischen Geschichte eine Ansiedlung der Kelten in Hall am Kocher (Schwäb. Hall) und Kenntnis der hiesigen Salzquelle in keltischer Zeit als „äußerst unwahrscheinlich“ bezeichnet hat. Dagegen hatte 1906 in einem Vortrag im

Digitized by Google

Hiſtoriſchen Verein für Württembergiſch Franken der Geſchichtsforſcher und Landeshiſtoriker Karl Weller mit ſicherem Gefühl für die tatſächlichen Möglichkeiten den Nachweis einer Beſiedlung des Salzortes in vorgeſchichtlicher Zeit, beſonders auch durch die Kelten, vorausgeſagt, und zwar auch auf der durch Funde damals noch nicht belegten, aber ſiedlungsgeſchichtlich wichtigeren Kocherſeite beim Haalquell (ſiehe Karte Abb. 3 und Fliegerbildaufnahme Abb. 1). Nach den obenerwähnten Grabfunden der Jahre 1907 und 1909 und den früheren Neumäuer-Scherben konnte Profeſſor Dr. P. Goeßler 1924 in ſeinem Bericht über die bis dahin bekannte Vorgeſchichte der Haller Gegend[124] die vorgeſchichtliche Beſiedlung des Salzortes Hall als unzweifelhaft bezeichnen. Inzwiſchen iſt ſogar von unſerer örtlichen Forſchung der Nachweis ſteinzeitlicher und ſpätbronzezeitlicher Beſiedlung des Haller Raumes geliefert worden.[125] Freilich hat die von K. Weller und Profeſſor P. Goeßler vermutete Belegung des Randes des heutigen, ſchon mittelalterlich dageweſenen Haalquells auf dem Haalplatz (ſiehe Karte Abb. 3 und Fliegerbildaufnahme Abb. 1) ſich bis jetzt nicht beſtätigt, auch nicht durch eine von Dr. Koſt vor einigen Jahren vorgenommene tiefe Probegrabung am Rand dieſes Salzquells; dieſer Verſuch am Haalquell ſtieß unter ſtarken mittelalterlichen Aufſchüttungs-Brandſchichten des 14. und 18. Jahrhunderts auf gewaltige Überſchwemmungsgerölle und -ſande ohne menſchliche Siedlungsſpuren. Schon damals wurde vom Ausgräber die Vermutung ausgedrückt, daß die vorgeſchichtliche Beſiedlung nicht ſo tief im Überſchwemmungsgebiet geſeſſen haben werde, ſondern etwas höher am unterſten Talhang. Dort iſt jetzt auch die Keltenſiedlung in vielfachen

Abb. 39. Eine der in der Erde eingetieften ſtumpftrichterförmigen Gruben, „Wannen", mit Flechtwerkwandung und Lehmverſtrich und mit Blockholzfaſſung in der Mitte. Die Grube hat wohl zur Soleverwertung gedient. (Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege.) (Aufnahme: G. Eichner)

Digitized by Google

Beweisen jeder Art aufgetreten. Besondere Beachtung verdient die Frage der Beziehung dieser neuentdeckten Keltensiedlung zum Salzvorkommen der Vorzeit. Antwort hierauf mögen die im folgenden besprochenen Funde und Feststellungen verschiedener Art geben. Unter anderem hat die Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege an Fundstelle 17/18 am Westrand des keltisch besiedelten Kreissparkassengeländes eigenartige Anlagen trichterförmiger, flechtwerkeingefaßter lehmgebichteter künstlicher Eintiefungen aufgedeckt und in ihnen „Eindämpfungswannen" zur Salzgewinnung vermutet (siehe den Sonderbericht „Eine keltische Solesiederei" mit den Abb. 18 bis 24 und unsere Abb. 39). Es könnte auch angenommen werden, daß es künstlich angelegte Gerbereigruben sind, deren flechtwerkversteifte und lehmgedichtete Wandungen zur stärkeren Dichtung durch Feuerbrand gehärtet worden sein können und in denen das für Gerberei besonders wirksame „Salzwasser" seinen zweckmäßigen Behälter zum Gerben der Felle durch Eintauchen in Sole gehabt haben kann.[126] Die Benutzung von Salz- oder Aschenlauge zum Fellgerben wird auch sonst für vorgeschichtliche Zeit angenommen.[127] Untersuchte Lederreste aus der Bronzezeit (Urgermanenzeit) Schleswig-Holsteins haben ergeben, daß sie mit Tonerdesalzen gegerbt waren (weißgares Leder).[128]

Kaum ein Zweifel kann über die Deutung der von der Grabung des Landesamts für Denkmalpflege aufgedeckten hölzernen Trog- und Rinnwerke sein,[129] die sicherlich der Solezuleitung und -speicherung gedient haben; von Bedeutung für ihre Deutung sind die auffallenden Entsprechungen im mittelalterlichen Salzgewinnungsverfahren im Haalhaus; auch die Trog- und Rinnwerke von Fundstelle 17/18 der Keltensiedlung waren überdacht, da sich Pfostenreste und steinverkeilte Pfostenlöcher unmittelbar an der Stelle fanden; im mittelalterlichen Haalhaus ist der ausgehöhlte Baumstamm, Naach (Nachen) geheißen, ein ausgezeichneter Beleg für den Zweck dieser alten keltischen Einbaumtröge, deren ursprünglicher Nachencharakter sogar noch in ihrer örtlichen mittelalterlichen Benennung deutlich wird, wie der nachfolgende Sonderbericht von Stadtarchivar W. Hommel über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung" ersehen läßt. Die vom Landesamt für Denkmalpflege freigelegten Trog- und Rinnwerke, die zum Teil nun nach ihrer Herrichtung in der Präparatur der Staatlichen Altertümersammlung Stuttgart wieder ihre Aufstellung im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall finden, sind im Sonderbericht des genannten Amtes nachfolgend besonders beschrieben und bildlich dargestellt; es soll deshalb hier nicht näher darauf eingegangen und nur darauf hingewiesen werden, daß sich in dem berühmten Salzort Hallstatt im Salzkammergut, nach welchem ja die ganze Hallstattzeit und -kultur ihren Namen bekommen hat von der Forschung, auf der dortigen latènezeitlich (keltenzeitlich) belegten Dammwiese im Zusammenhang mit gewässerten Salzschächten auffallend ähnliche hölzerne Rinnwerkanlagen vorfinden,[130] die dort mit der Soleverarbeitung zu Kochsalz bzw. Speisesalz, sicher mit Recht, in unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden. Auch die auf der Hallstatter Dammwiese von den dortigen latènezeitlichen Bewohnern angelegten „Knüppelwege, Bretterböden, Bassins mit Flechtwerkeinfassung"[131] haben in den Haller Keltenanlagen der Fundstelle 18

Digitized by Google

eine genaue zeitliche und sachliche Entsprechung. Selbst die Haufen von Kalksteinen fehlen hier nicht, die bei den Hallstatter Dammwiesengrabungen aufgefallen sind als wohl mit der Salzgewinnung in Beziehung stehend (durch Erhitzung). In der Haller Keltensiedlung finden sich solche kopfgroße Kalksteine oft in Gruppen beisammen, zwar ohne deutliche Hitzespuren, aber mit auffallend starkem Eisenniederschlag (Oxyd) überzogen, der nach Urteil von Fachgeologen nur von der Wirkung salzhaltigen Wassers herrühren kann. Auch geräumige Tongefäße bzw. Krüge können in Schwäbisch Hall wie in Hallstatt mit der Salzgewinnung aus Sole in Zusammenhang stehen. In Hallstatt bestehen sie meist aus Graphitton, der im Schwäbisch Haller Gebiet als fernherkommende Einfuhrware (Passauer Gegend) verständlicherweise selten ist; in Schwäbisch Hall sind es grobtonige, dickwandige, schwere und vielleicht weitmündige Tonbehälter mit bezeichnender Bodenansatzformung (Abb. 11 Nr. 651, 653, 917, 915, 916 und 929). Ähnliche Topffunde, gleichfalls in einem Salzort (Niedernhall) am Kocher, hat man schon früher „ihrer Form nach als Salzsiedetöpfe" zu erklären versucht.[132] In großer Zahl hat man solche vermutlichen „Salzsiedetöpfe" in Bad Nauheim gefunden, wo sie einen regen Salinenbetrieb der Germanen in der späten Latènezeit, also um die Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung, bekunden.[133] Auffallend ist in der Haller Siedlung auch das Vorkommen sehr zahlreicher Bruchstücke weitmündiger und zum Teil sehr großer tönerner Schalen (siehe Abb. 9 und Abb. 49 und den Abschnitt „Töpferware"); ihre Durchmesser gehen bis zu 60 cm! Unter der Töpferware der Haller Keltensiedlung fallen ferner eigenartige, meist faustgroße und noch kleinere plumpe walzenförmige tönerne Vollkörper auf (Beispiel Nr. 870, Abb. 33, ferner im nachfolgenden Bericht über „Eine keltische Solesiederei" Abb. 22 und im weiteren Bericht über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung" Abb. 2). Ähnliche tönerne Gebilde sind bis jetzt auch nur an vorgeschichtlichen Salzstätten in Lothringen und in Halle an der Saale (Abb. 40) aus der Bronze- und Eisenzeit gefunden worden. Entsprechend dem im lothringischen Seilletal von der Forschung auf Grund tönerner Stangen und Ziegelkörper erschlossenen sogenannten „Briquetage" wird es sich hier in unserer Haller Keltensiedlung wohl um Entsprechendes handeln. Diese porösen Tonkörper sind entweder unmittelbar in

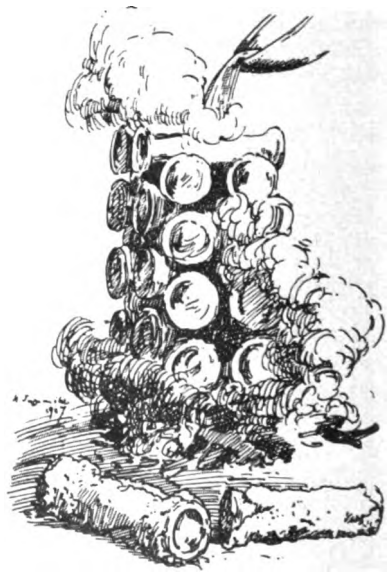


Abb. 40. Bronzezeitliche „Salzroststäbe" (siehe auch Abb. 33) aus dem Salzgebiet von Halle an der Saale im Modellaufbau, mit zeichnerischem Versuch ihrer Benützung. (Nach Lehrmittelkatalog Friedrich Rausch, Nordhausen im Harz, 1928.) Siehe auch im Bericht „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall" die Abbildungen 1 und 2.

Digitized by Google

Salzwasser gestellt gewesen oder lose übereinandergebaut mit Sole übergossen worden und können infolge ihrer wasseranziehenden Beschaffenheit zur Wasserverdunstung (vgl. unsere Gradierwerke) und zur Salzanreicherung an ihrer Oberfläche gedient haben und so beim Trocknen zur Salzkristallgewinnung. Unsere Abb. 40 zeigt einen auf Grund der mitteldeutschen Funde früher schon entworfenen Wiederherstellungsversuch dieses Vorgangs, doch sind auch andere Auffassungen möglich, nach denen die kleinen Walzenkörper als Gerüststützen gedient haben für ein Siedegefäß.[134] In einer besonderen, nachfolgenden Darstellung „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung" hat Stadtarchivar W. Hommel sich nach vorangegangener Sammlung und Bergung solcher walzenförmiger, faustgroßer Tonkörper um eine Erklärung ihrer Verwendung bemüht.

So bieten verschiedenartige Funde die Handhaben zur Erschließung einer gewerblichen Ausnützung des Urhaller Salzquells. Er ist wohl in der Vorzeit am Ostrand des vorgeschichtlich vermutlich entlang der heutigen Blockgasse fließenden Kochers (siehe Karte Abb. 2) zwischen Blockgasse und dem heutigen Kreissparkassenneubau zutage getreten. Die Entdeckung dieses Salzwasservorkommens ist auf Grund der Siedlungsfunde an das Ende der Hallstattzeit (im Norden Beginn der Älteren Großgermanenzeit), also in urkeltische Zeit, zu setzen. Sehr wahrscheinlich ist diese Entdeckung ursprünglich dem mit seiner Witterung ausgestatteten Wild oder dem Weidevieh der urkeltischen Kochertalsiedler zu verdanken. Nach der Versickerung oder Überschwemmung des vorzeitlichen Salzquells (im 3. oder 4. Jahrhundert n. Ztr.?) nach der Keltenzeit wird wohl der Salzquell einige Jahrhunderte später an anderer Stelle neu zutage getreten sein auf dem heutigen Platz des Haals, wo der mittelalterliche Salzquell nunmehr in der Karlingerzeit, also im 8. bis 9. Jahrhundert, vermutlich wieder durch salzleckendes Wild oder Weidevieh, neu entdeckt worden ist.[135] Ein entsprechender Fall liegt bei dem auch schon vorgeschichtlich (spätbronzezeitlich und hallstattzeitlich) besiedelten Mergentheimer Salzquell vor, der nach seiner über ein Jahrtausend dauernden Überflutung im Jahre 1826 von einer in der Nähe des Tauberflusses Salz witternden Schafherde nachweisbar wieder entdeckt worden ist.

Wenn die bodenständigen Urkelten und die ihnen entstammenden, durch gallische Zuwanderung entstandenen Kelten in der Haller Siedlung am alten Salzquell ihr Salz in größerer Menge hergestellt haben, so ist bei der Art dieses Gebrauchsmittels damit zu rechnen, daß sie nicht alles gewonnene Salz nur für ihre eigene Siedlung ausgenützt haben, sondern über den Eigenbedarf hinaus auch zum Tauschhandel mit räumlich entfernten Siedlern ausgenützt haben, z. B. zum Eintauschen größerer Mengen des für sie unentbehrlichen Eisenerzes (Bohnerz oder Brauneisenstein) oder dessen Erstverarbeitung in Luppen (ausgeschmolzene Klumpen schmiedbaren Eisens) von der Schwäbischen Alb. Und so führt die Überlegung neben der Wahrscheinlichkeit des Verkehrs auf dem Kocher mit Einbaumlastkähnen (siehe oben Abschnitt „Einbäume") weiterhin auf die Notwendigkeit des Vorhandenseins von Handelspfaden und -wegen zum Überland-Tauschverkehr. Solche Überlandwege sind, der an gewissen Linien aufgereihten vorzeitlichen Besiedlung unserer Landschaft nach, schon für die Stein- und Bronzezeit anzunehmen.[136] Ihre Wegführung ist zum Teil heute noch im Gelände erkennbar. Auch in das Haller Kochertal müssen, schon des

Digitized by Google

Salzquells und des Übergangs über den Kocher wegen, solche Wege geführt haben, deren Zug zum Teil in mittelalterlichen Wegführungen noch vermutet werden kann.[137]

Daß unser Hall am Kocher ein uralter Salzort ist, war vor den oben ausgeführten Feststellungen vorgeschichtlicher Besiedlung der unmittelbaren Umgebung des Salzquells ja schon durch den Ortsnamen „Hall" zu erschließen. Der im europäischen Gebiet für alte Salzorte oftmals belegte Name „Hall" ist von der Forschung schon früher mit dem Salzvorkommen in ursächlichen Zusammenhang gebracht worden und wird von der Mehrzahl der Forscher für vordeutsch gehalten.[138]

Über das Wiederaufleben des Salzgewinnungsbetriebes in deutscher Zeit im frühen Mittelalter um den Haalplatz mit seinem Salzquell berichten alte Haller Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts von Herolt und Widman.[139] Die Ausnützung der Salzgewinnungsmöglichkeit durch die Beauftragten des deutschen Königs führte zum Bau von festen Sitzen dieser königlichen Beamten am Salzort.[140] Es ist nicht ohne Bedeutung, daß zwei dieser späteren Steinburgen (sogenannte „Siebenburgen") ganz unmittelbar an unsere Haller Keltensiedlung angrenzen: die Siedersburg (das Haus „Unter der Post" Nr. 9) und die Sulmeisterburg (Steinerner Steg Nr. 7, Haus von Malermeister Haffner). Beide stehen auf keltisch besiedeltem Boden, wie die Ausdehnung unserer Keltensiedlung ergeben hat, und diese Sitze königlicher Beauftragter waren so gut wie die ein Jahrtausend früheren der Kelten des Salzquells wegen gerade hier angelegt.

Zusammenfassung

Die Entdeckung der Haller Keltensiedlung über dem Haalquell kam nicht unerwartet. Es wäre unverständlich gewesen, wenn die Kelten, die in Württembergisch Franken als Siedler schon so vielfach und bedeutsam nachweisbar waren,[141] sich den wichtigen Salzort am Kocher hätten entgehen lassen, nachdem schon die Vorzeitsiedler der Jungsteinzeit, der Bronze- und Früheisenzeit die Bedeutung der Haller Gegend als Siedlungsboden belegt hatten. Auch liegen außer den bekannten und in unserer Einleitung sowie in unserem Abschnitt „Salzquell und Salzgewinnung" erwähnten, schon früher bekannten keltischen Siedlungsspuren auf stadthällischem Boden einschließlich der Oberlimpurg ja schon eine Reihe weiterer Anhaltspunkte für die Keltenbesiedlung der nächsten Umgebung vor, so aus unmittelbarer Nähe in dem kocherabwärts gelegenen Gelbingen eine schöne kobaltblaue Ringperle aus Glas mit aufgesetzten gelben Augen[142] und unmittelbar auf der Komburg ein Kammstrichscherben spätkeltischer Zeit.[143] Bereits erwähnt wurde auch der Fund eines keltischen Dreizack-Fischspeers aus Schmiedeeisen im Kochertal unterhalb Wilhelmsglück, der auf eine keltische Siedlung etwa in dem günstig gelegenen Westheim deuten könnte. Bekannt sind durch die aufklärende Sucharbeit der vorgeschichtlichen Bodenforschung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken auch schon keltische Siedlungsstellen im freien Gelände in wenigen Kilometern Umkreis von Hall, so im oberen Wettbachtälchen bei Weckrieden,[144] im Ackergelände Flur „Bürgle" nördlich Hessental,[145] in der Flur „Wasenwiese" östlich Hessental[146] und auf Flur „Mittelhöhe" zwischen Hessental und Hall.[147] Dazu kommen die Funde spätkeltischer boisch-vindelikischer Gold-

Digitized by Google

münzen, sogenannte Regenbogenschüssele, von Hall selbst (Blendstatt) wie von Matheshörlebach, von Rieben, vom Württemberger Hof bei Hütten, von Vellberg und von Gaugshausen und 2 aus der Nähe von Hall stammende Münzfunde, ein Vollstater obiger Art und eine Münze der keltischen Volcer, deren genaue Fundstelle nicht mehr zu ermitteln ist.[148]

Die Lage der Salzstätte Hall am fisch- und holzreichen[149] Kocherfluß, die fruchtbaren und altbebauten Lettenkohlelehm- und Lößflächen über dem Kochertal, der Wildreichtum im nahen Waldenburger, Limpurger und Ellwanger Bergland erklärt die Wahl dieses Siedlungspunktes vollauf. Bezeichnend ist die Niederterrassenlage der Keltensiedlung am unteren Talhang unmittelbar über dem Wasser; nach solchem Gesichtspunkt wurde auch in La Tène am Neuenburger See selbst, in Basel bei der Gasfabrik, in Breisach-Hochstetten die Wahl des Siedlungsortes getroffen.[150]

In das Netz spätkeltischer Siedlungen in Württemberg, Bayern, Böhmen, Baden, Schweiz, Ostfrankreich reiht sich nun der Schwäbisch Haller Siedlungsplatz ein. Er liegt mitten zwischen den bedeutendsten spätkeltischen Fundorten Mitteleuropas zwischen Mont Beuvray (Bibracte, Departement Saône et Loire), Basel, Breisach-Hochstetten, Manching und dem böhmischen Hradischt und hat durch zweifellos ausgenützte Wasserwege auch Verbindung mit dem Ober- und Mittelrheingebiet. Eine weitere Verbindung nach Westen ist durch den bedeutenden uralten Westostweg von Worms nach Pföringan der Donau gegeben, der durch die Haller Landschaft führt.[151] Nach Südosten verknüpft dieser Überlandweg den Haller Keltenort mit den Siedlungen von Pfünz und Manching und mit der Donau, nach Süden konnte ein weiterer Überlandweg über den Einkorn und den Welzheimer Wald in Richtung Cannstatt und weiterhin benützt werden.

Aus der Gesamtlage der Haller Siedlung erklären sich auch die aus den Funden deutlich sichtbaren Kulturzusammenhänge und Volksbeziehungen, die zum Teil im Abschnitt „Irdenware", besonders an Hand der bemalten Töpferware, aufgewiesen worden sind. Durch die in vorstehenden Abschnitten über „Irdenware" und „Schmuck" immer wieder sichtbar werdenden Gleichheiten und Ähnlichkeiten der Funde besonders mit Basel und mit dem Hradischt in Böhmen ist die Spannweite der Haller Kulturbeziehungen schon angedeutet. Genauere Auskunft geben bestimmte Funde und Fundgruppen, so die nach Bayern, dem Boier- und Vindelikerland weisenden Situlen, die Glasringe und Glasperlen, welche eine ähnliche Richtung angeben, aber auch in die Schweiz zeigen, die bemalte Tonware, welche Beziehungen sowohl zum Rhein- als auch zum Donaugebiet wie zu dem von diesen Kulturlandschaften wieder beeinflußten böhmischen Hradischt aufweist. Neben diesen allgemeinen spätkeltischen Beziehungen, wie sie durch die starke Verwandtschaft der Tonware z. B. mit Basel ersichtlich sind, aber auch mit der an der nahen Jagst liegenden, durch eine Keltenmünze in das letzte Jahrhundert v. Ztr. und noch etwas darüber hinaus datierten Fundstätte von Wendel zum Stein, lassen sich auch besondere boisch-vindelikische Zusammenhänge erkennen. Dies ist der Fall nicht nur durch die Verbreitung der Situlen, die besonders ähnlich im vindelikischen Manchinger Gräberfeld auftreten, und die Entsprechungen anderer Tonware mit Pfünz und dem Hradischt, mit diesem auch in den Glasringen (wie auch in Manching), Perlen, bemalter Irdenware

Digitized by Google

und anderen keramischen Einzelheiten, sondern namentlich auch durch die oben erwähnten „Regenbogenschüssele" der Zeit von Mitte bis Ende des letzten Jahrhunderts v. Ztr. als boisch-vindelikischer Goldmünzen, welche mindestens deutliche Handelsbeziehungen zum Osten und Südosten, wahrscheinlich aber darüber hinaus entsprechend den obigen Andeutungen auch völkische Zusammenhänge für Schwäbisch Hall und Württembergisch Franken anzeigen. Eine Eintragung aller spätkeltischen Münzfunde Nordwürttembergs in die Karte ergibt die Beobachtung, daß sie im Westen, im Heilbronner Neckargebiet fast gar nicht vorkommen und sich von da aus ostwärts gegen die bayerische Grenze zu in den Kreisen Öhringen, Hall, Künzelsau, Mergentheim, Crailsheim, Ellwangen immer mehr häufen.[152] Es sind im ganzen gegen 60 solcher einzelnen Münzfunde zu verzeichnen. Auch die Siedlungs- und Gräberfunde sagen ähnliches aus. Während sie in der älteren Latènezeit im unteren württembergischen Neckarland noch auffallend dicht sind, nehmen sie in der mittleren und späten Latènezeit immer mehr ab und häufen sich in dieser Spätzeit dagegen östlich davon auf der Alb und südlich in Oberschwaben. Entsprechendes besagt die Verteilung der spätkeltischen Viereckschanzen und großen Volksburgen! Aus all diesen Wahrnehmungen läßt sich eine Verdrängung der Kelten in der Spät-Latènezeit aus dem fruchtbaren Neckargebiet bei Heilbronn ablesen, wenn auch vereinzelte Spätkeltenreste noch etwa durch Heilbronner Funde auftreten und wohl als gallorömisch in die Zeit der Römerbesetzung eingehen. Die Verdrängung der Spätkelten in ihrer Hauptmasse von Westen gegen Osten kann wohl nur auf andringende Germanen zurückgeführt werden. Freilich weist Ingelfingen noch um 200 n. Ztr. keltische Besiedlung auf, und auch ein Teil der neuen Haller Funde führt nun in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung, einzelne vielleicht sogar noch in das 2. Jahrhundert hinein, doch ist das Verbleiben keltischer Restgruppen, wie schon die sprachliche Überlieferung keltischer Flußnamen wie Kocher, Jagst und Tauber zeigt, unbestritten. Die Frage aber, ob in dieser Zeit der ersten Jahrhunderte n. Ztr. nicht schon vereinzelte Germanengruppen hereingesiedelt haben, ist noch eine Frage zukünftiger Beobachtung und Fundvermehrung. Ob eine Kniefibel des 2. Jahrhunderts n. Ztr., besonders aber ein vierkantiger silberner Armring mit umwickelten, in kleine Spiralrollen auslaufende Drahtenden, ein Grabhügelfund des 2. bis 3. Jahrhunderts aus dem Niedernhaller Salzgebiet, germanisch sind, ist heute noch nicht auszumachen. Sicher den Germanen im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts n. Ztr. zugerechnet werden darf aber der aus der Gegend von Künzelsau am Kocher stammende Fund spätrömischer Tetricus-Münzen.[153] Einige spätere Funde aus dem Bereich der Haller Keltensiedlung zeigen Entsprechungen zu germanischen, so besonders der mit übereinandergesetzten Reihen von Fingernagel-Wulstgruben verzierte kugelige Topf Nr. 1166 (Abb. 9). Er hat in westgermanischen gleichverzierten und zum Teil ähnlich geformten Töpfen des 1. und 2. Jahrhunderts n. Ztr. seine Entsprechungen.[154] Auch die unmittelbar unter der Halseinziehung gegen den Bauch sehr stark umknickenden, geglätteten schwarzen Schüsseln unserer Haller Fundstelle 25 (Abb. 8 Nr. 1244, 1245, 1248) haben ihr genaues Vergleichsstück im Westgermanischen des 1. und 2. Jahrhunderts,[155] ohne daß mit dieser Einzelheit ein sicherer Zeitansatz (siehe Anm. [12]) oder eine völkische Beziehung behauptet werden soll.[156]

Digitized by Google

Auf jeden Fall reicht die Haller Keltensiedlung mit ihren spätesten Funden in eine Zeit hinein, die völkisch besonders wesentliche Fragen spätestkeltischer, römischer und germanischer Besiedlung unserer württembergisch-fränkischen und süddeutschen Heimat aufwirft. Anklänge an römische Formen und Technik in der Irdenware sind deutlich (siehe Abschnitt „Irdenware"); es braucht hier nur hingewiesen zu werden auf Hartbrennung der Keramik, Rotbrennung, Bemalung, Standring- und Gefäßrandbildung.[157] Aber solche Entsprechungen beruhen kaum auf unmittelbarem römischem Einfluß, sondern sie spiegeln den allgemeinen römischen Kultureinfluß auf das Gallische im 1. Jahrhundert v. Ztr. und darüber hinaus wieder. Dieser Einfluß ist ganz besonders in der Spät-Latèneware und in den Formen des 1. und 2. Jahrhunderts n. Ztr. sichtbar. Länger wird die Haller Keltensiedlung, die schon in frühkeltischer Zeit beginnt und ihre Hauptbelegung im 2. und 1. Jahrhundert v. Ztr. gehabt hat, nicht bestanden haben als bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Ztr. oder spätestens in die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts hinein. Gegenüber dem spätkeltischen Ingelfingen fällt in Schwäbisch Hall das Fehlen rein römischer Funde auf, besonders von Terra-Sigillata-Ware. Bei dem großen Fundanfall hätten sich derartige Spuren zeigen müssen, wenn sie da wären. Daraus darf wohl mit Recht geschlossen werden, daß bei Errichtung des obergermanisch-rätischen Grenzwalls in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Ztr. die Haller Keltensiedlung nicht mehr bestanden hat; es hätten sich sonst bei der Nähe des obergermanischen Limes — von Hall nach dem römischen Kastell Mainhardt beträgt die Entfernung nur 13 km! —, so gut wie in Ingelfingen und in dem vom römischen obergermanischen und rätischen Grenzwall viel weiter entfernten Balbersheim, unmittelbare römische Beziehungsspuren bemerkbar machen müssen. Der Grund für das Aufgeben des guten Siedlungsortes im 2. Jahrhundert n. Ztr. am Haller Salzquell kann in der Verschüttung oder im Versickern dieses Quells in jener Zeit zu suchen sein, wofür die in die Siedlungsschichten besonders des Ostteils von oben eingeschwemmten Hangschuttmassen und -gerölle sprechen könnten. Die andere Erklärungsmöglichkeit sind die bewegten und unruhigen politischen Verhältnisse jener Zeit des Vordringens von Römern und Germanen von Rhein, Main und Neckar her. Klarheit hierüber werden erst in Zukunft noch weitere Forschung und weitere Funde schaffen können.

Wenn auch die schwierigen, aber besonders wichtigen Fragen der völkischen Vorgänge der ersten Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung durch unsere Haller Keltensiedlung nur erst angeschnitten, nicht aber beantwortet werden konnten, so ist um so reicher das Bild der Siedlung selbst mit all ihren Lebensäußerungen und -erscheinungen späten Keltentums. Reges Leben muß an dieser Keltensiedlung am unteren Kochertalhang über den Salzquellen von Schwäbisch Hall geherrscht haben. Davon reden die Funde und Feststellungen über Salzgewinnung, Eisen- und Bronzeverarbeitung, Töpferei, Fischfang und Schiffahrt, Viehhaltung, Ackerbau und Obstzucht, Küche, Haushalt, Kleidung und Schmuck. Wenn auch letzterer infolge der ungünstigen Bergungs- und Grabungsbedingungen nicht gerade

Digitized by Google

zahlreich ist, so weisen doch die Glasarmringe und Glasringperlen auf eine Vollsiedlung, deren Hauptwohnteil nach der Lagerung der Funde von bemalter Irdenware, Obst- und Getreidekernen und anderen Funden am oberen Rand der Geländestufe anzunehmen ist gegen den Hafenmarkt zu und auf diesem bis zum Keckenhof, während die gewerblichen Betriebe der Salzgewinnung, der vermutlichen Gerberei, der Eisenschmelze und -glühung und Bronzeverarbeitung mit gewerblichen Öfen und Glühtiegeln mehr auf dem hangabwärts gelegenen Teil der Geländestufe eingerichtet waren. Über die in gleichzeitigen Siedlungen üblichen Funde hinaus kann unsere Haller Keltensiedlung noch eine Reihe besonderer Funde aufweisen, so die Einbaumkähne und -tröge und die Anlagen gewerblicher Soleverwertung und Salzgewinnung und ihre teilweisen Entsprechungen noch im Mittelalter; Fischfanggeräte: einen hölzernen Netzstricker bisher in der Vorgeschichte unbekannter Bauart und aus weiterer Umgebung einen dreizackigen Fischspeer; ferner Obstkerne: Kulturpflaume, Kirsche, Schlehe, Erdbeere, Himbeere; Getreidekörner und -spuren: Saathafer, Saatgerste, Weizen, Ackerbohne; Brotreste; wohlriechendes Harz (Räucherharz); für die Kleidung rote und gelbe gefärbte Wollhaare neben Leinen; schließlich in der Töpferware außer der bedeutsamen bemalten Keramik auch eine Reihe keramischer Besonderheiten: ein frühkeltisches Kleingefäß von besonderer Form, eigenartige flache Tellerschalen, Gefäße mit breiter Ausbauchung am Bodenteil, Feuerböcke mit „Widdernasen".

Daß die Nutzgrabung des Kreissparkassenneubaus und die für die Forschung hinzugekommenen Ausgrabungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Landesamts für Denkmalpflege (Staatliche Altertümersammlung Stuttgart) sowie die Sucharbeit bei Tiefgrabungen der Umgebung nur einen Teil der Haller Keltensiedlung entdeckt haben, ist deutlich geworden, denn fast nirgends war der Rand der vorgeschichtlichen Siedlung erreicht. Auch die zufällig vor Jahren angeschnittene frühkeltische Begräbnisstätte in den kocheraufwärts gelegenen nahen Ackeranlagen ist sicherlich nur ein Teil des Bestattungsgeländes, für das aber diese letzteren Funde die Richtung weisen, während auf der anschließend kocheraufwärts gelegenen Oberlimpurg, vielleicht auch auf dem Komberg (heute Komburg) nach Ausweis der Fundspuren keltische Herren ihre befestigten Sitze gehabt haben mögen.[158]

Kommende Zeiten werden durch neue Beobachtungen im althällischen Siedlungsboden und vielleicht durch planmäßige unverdrossene Weiterforschung das oben umrissene Bild weiterhin vervollständigen können.

Anmerkungen:

[1] Es verdient hervorgehoben zu werden, daß schon vor der Feststellung der Keltensiedlung im Bauplatz der Kreissparkasse die Bauleitung durch Baumeister Hans Weiler, die Bauausführung durch Bauaufseher Friedrich (Hessental) von der Bauunternehmung Wilhelm Härer den im Bauschutt vorgekommenen mittelalterlichen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten und im Laufe der weiteren Baugrabungen nebst Bauaufseher Hanselmann (Bibersfeld) ihr Möglichstes zur Förderung der vorgeschichtlichen Forschungen getan haben. Dafür ist die Haller Heimatforschung den Genannten besonderen Dank schuldig, ebenso dem Inhaber der Bauunternehmung Wilhelm Härer selbst für bereitwilliges Entgegenkommen,

Digitized by Google

ferner dem Leiter der Haller Kreissparkasse Direktor Uebele, dem Kreisverbandsleiter Landrat Dr. Schicker und nicht zuletzt der weitgehenden Förderung der Forschungen durch die Stadtverwaltung durch den Bürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall Dr. Prinzing. Um die Erforschung der aufgedeckten Keltensiedlung hat sich zunächst der Historische Verein für Württembergisch Franken, sodann Schüler der Haller Deutschen Volksschule und der Haller Mergenthaler Oberschule, bei den weiteren Forschungsgrabungen der Bodendenkmalpfleger des Landes Württemberg Dr. W. Veeck mit den Beamten und Angestellten der Altertümersammlung Stuttgart, Dr. Bölzing und Präparator Schierz bemüht.

[2] Siehe E. Kost, Der Mensch der Vorzeit in der Hällischen Landschaft. Haller Heimatbuch, 1937, S. 69. Zur Lage der Funde siehe im Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF. 17/18, die Karte von W. Hommel bei S. 224.

[3] Siehe Lageskizze Abb. 3. Letztere Feststellungen werden Stadtarchivar W. Hommel verdankt, der anläßlich der tief in den Boden dringenden Haller Schwemmkanalisation auch noch keltische Funde aus der Zeit der späteren Schichten der Keltensiedlung vom Ort dieser Siedlung bis vor die Häuser Steinerner Steg 3, 4 und 7 nachweisen konnte.

[4] Über diese alten Über- und Zugänge siehe die Ausführungen von Stadtarchivar W. Hommel im „Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 228 ff., mit Lageplan dort.

[5] Nach Angaben von Dr. Kost ausgeführt vom Städtischen Hochbauamt durch Vermessungsingenieur Bölz, dem auch die mit Eintragungen von Dr. Kost versehene Lageskizze Abb. 3 zu verdanken ist.

[6] Feststellung von Studienrat Dr. O. Weller, Schwäbisch Hall.

[7] Diese Fundstelle 15 ergab bei ihrer genauen Untersuchung durch Dr. Kost eine fast kreisrunde Siedlungsstelle von 1,20 m Durchmesser, die sich durch rotgebrannten Lehm und zahlreiche rotgebrannte Flechtwerk-Lehmbrocken deutlich abhob; ihre Tiefenlage unter den bereits durch Baugrabung abgehobenen Spät- und Mittel-Latèneschichten war ganz eindeutig. Zu den roten Lehmbrocken, die wohl sicher einem gewerblichen Ofen (Eisenbereitungsofen?) angehören, passen mehrere tönerne Glühtiegelbodenreste (Proben Nr. 576 und 577, wie Abb. 36). Die Fundstelle enthielt zudem das große tönerne durchbohrte Webgewicht (Abb. 33 Nr. 585) und einige gebrauchte Töpferware, darunter den im Typ schon späthallstattzeitlich belegbaren Zwergtopf Nr. 555 (siehe S. 52 und Abb. 7 und 9), ein gutes Randstück einer Späthallstatt-Frühlatèneschale (Nr. 575, Abb. 7) und ein Bodenstück von 10,5 cm Durchmesser dazu, ferner eine kleine grauschwarze geglättete Schüssel (Nr. 571, Abb. 7 und 9) der Frühlatènezeit und einen Topfwandscherben eines an der Bauchwölbung mit Rauhschlick beworfenen Gefäßes (Nr. 572, Abb. 7).

[8] Wahrscheinlich handelt es sich, wie bei der zum Teil gleichzeitigen Keltensiedlung von Breisach-Hochstetten (Baden), um Eisenschmelzöfen, jedenfalls gewerbliche Öfen; dort sind auch Oberbauten über dem mittleren Ofenteil aus lehmbeworfenem Reisig gesichert (G. Kraft, Badische Fundberichte, Bd. III, 1935, S. 258).

[9] Fundberichte aus Schwaben, NF. II, 1924, S. 95, Abb. 7.

[10] Seifriedsburg, Hügel II; Luitpoldmuseum Würzburg, Nr. 1404.

[11] Seifriedsburg, Hügel II; Luitpoldmuseum Würzburg, Nr. 1406.

[12] Weiterentwicklung dieser Form in früh- und mittelkeltischer Zeit (2. und 1. Jahrhundert v. Ztr.) mit Entsprechungen zu den Haller Funden Abb. 7 Nr. 571 und Abb. 8 Nr. 1244, 1245 und 1248 im Fundort La Tène am Neuenburger See, siehe Vouga, La Tène, Tafel XXVIII, 7 und Holzschüssel Tafel XXIX, 4 und 4a; eine Entsprechung im mittelalterlichen Gräberfeld am Steinbichl bei Manching, B.-A. Ingolstadt, siehe Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, Tafel III, VI; ferner Entsprechungen auf dem spätkeltischen Hradischt in Böhmen, siehe Pic-Déchelette, Der Hradischt von Stradonitz, Tafel L, 7; Belege vom Ende des 2. und Anfang des 1. Jahrhunderts siehe K. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, S. 238, Abb. 4, 6. Nach Bittel, Die Kelten in Württemberg, Tafel 20, 6, ist die Form frühlatènezeitlich; jedoch zeigt auch die spätlatènezeitliche Siedlung Basel-Gasfabrik noch

Digitized by Google

eine Reihe von Entsprechungen, siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 20, 1918, S. 17, Abb. 43 bis 57. Weiterer Beleg für die Möglichkeit späten Zeitansatzes siehe Anm. [154].

[13] Abb. 15 in: E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 66.

[14] Früher wegen der irrtümlicherweise bei Erkenbrechtshausen angenommenen angeblichen „Reihengräber", wie damals die Grabhügel genannt wurden, als fränkisch, aus spätgroßgermanischer Zeit, angesehen. Abbildung bei Veeck, Die Alamannen; in „Württemberg", 1931, Tafel 18, 25. Original im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall, Nr. 461.

[15] Siehe von Uslar, Westgermanische Bodenfunde. 1938, Tafel 2 Nr. 19 und 20.

[16] Gute Entsprechungen z. B. zu Nr. 974 und 872 in der spätkeltischen Baseler Siedlung bei der Gasfabrik; Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, S. 236 Abb. 2 und S. 237 Abb. 3.

[17] Fingertupfenbellen siehe Bittel, Tafel 21, 2; Schnittverzierung siehe Bittel, Tafel 21, 1, Goldberg. Ähnliche Gürtel von Dellen und Strichen an verzierten Kochtöpfen in der spätkeltischen Baseler Siedlung; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIV.

[18] Luitpoldmuseum Würzburg, Studiensammlung (Magazin).

[19] K. Bittel, Die Kelten in Württemberg. Berlin und Leipzig 1934, S. 87.

[20] F. Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns. München 1936. S. 176 und Tafel 16, Mittel-Latène. E. Frickhinger, 21. Jahrbuch des Rieser Heimatvereins. Nördlingen 1938/39. Tafel VI, Siedlung Zoltingen, Spät-Latène. F. Weber, Der Ringwall und das latènezeitliche Gräberfeld am Steinbichl bei Manching, und F. Birkner, Nachträge dazu, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, S. 32 Abb. 5, 1 und 2, S. 33 Abb. 4, Tafel VI Abb. I und II, Mittel-Latène.

[21] Letzteres Gefäß stammt von der Verlängerung unserer Keltensiedlung zum Steinernen Steg; es wurde dort vor Haus Nr. 3 von Stadtarchivar W. Hommel aus dem Aushub der Schwemmkanalisation geborgen und durch seine Tochter zusammengesetzt; siehe Abb. 9. Das Gefäß hat in Form und Größe eine gute Entsprechung im mittelkeltischen Gräberfeld am Steinbichl bei Manching, Bezirksamt Ingolstadt, siehe F. Weber, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, S. 32 Abb. 5 Fig. 2; auch für unsere Situla Nr. 1168 Abb. 9 findet sich dort, a. a. O. Tafel VI, I, eine Entsprechung, ebenso Tafel VI, VI für unsere Randstücke Abb. 13 Nr. 833 und 835.

[22] Siehe K. Schumacher, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Band V, Heft 9, S. 292, Abb. 2.

[23] Bodenstückentsprechungen in der Spätkeltensiedlung der Gasfabrik Basel; Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, S. 240, Abb. 5. 24. Zu den Randstücken unserer Haller Keltensiedlung Nr. 940, 706, 915, 917 finden sich in der genannten Baseler Keltensiedlung (a. a. O. 20, 1918, S. 86, Abb. 2) ebenfalls gute Entsprechungen.

[24] Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine. Bd. IV, S. 907 bis 912. Entsprechende Gebilde siehe dort Abb. 625, 1 und 2 (von Orgon und Mont Beuvray), ferner Abb. 627 (Clermont-Ferrand).

[25] Siehe Vouga, La Tène. Tafel 29, 4a.

[26] In spätkeltischen Fundstellen erscheinen sie auch noch, können jedoch auch dort früher sein; Beispiele auf dem Hradischt, Pic-Déchelette, Tafel LIV, 24, und in Wendel zum Stein im Jagsttal, Scherben Nr. 1295 im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. — Nur als unmittelbar in die Gefäßwand eingetupfte waagrechte Reihe auf dem oberen Teil der Gefäßwand kommen solche Fingerspitzendellen wie auf unseren Abbildungen 8, 11 und 16 vor auch in der Latènefundstelle Wendel zum Stein, Nr. 1292 und 1293, Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall.

[27] In der Siedlung auf dem Lochenstein bei Balingen (Schwäbische Alb), die von ihren Ausgräbern der Späthallstattzeit zugewiesen ist, fanden sich ebenfalls schon entsprechende Profile größerer Gefäße mit schiefsenkrecht gestellten gleichgerichteten Einstich- bzw. Schnittverzierungen (Fundberichte aus Schwaben, NF. II, 1924, S. 94.

Digitized by Google

Abb. 6 Nr. IV, 2). Die spätkeltische Siedlung bei der Gasfabrik Basel weist dann zahlreiche Weiterbildungen dieser Verzierungsart auf; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIII, XXIV und XXV.

[28] Luitpoldmuseum Würzburg, Studiensammlung (Magazin).

[29] Im Westgermanischen, am Niederrhein, in Niederösterreich, Böhmen und Mähren. Siehe von Uslar, Westgermanische Bodenfunde. S. 39, Anm. [44] und Anm. [48].

[30] In Verzierung, Ton, Hartbrand und Form völlig ähnliches Randstück aus der Spät-Latènesiedlung Deisenhofen bei München; Vor- und frühgeschichtliche Staatssammlung München, Schauschrank. — Diese Verzierungsart einer geglätteten Strichzone mit angrenzenden schiefgerichteten Kammstrichfeldern hat weite Verbreitung; sie kommt u. a. noch vor im Burgwall Questenberg im Kreis Sangershausen (Unterharz). Früh-Latène um 500 v. Ztr. (P. Grimm, Jahresschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, Bd. XVIII, Halle 1930, S. 163 ff.; Tafel III Abb. 2; Tafel XIV Abb. 2; Tafel XV Abb. 2; Textabb. 8 und 9). Nach G. Neumann, Kyffhäuserstudien, 1940, S. 350, reichen so verzierte Töpfe noch ins 4. Jahrhundert v. Ztr. Weitere Vorkommen auf dem Hradischt bei Stradonitz in Böhmen, Pic-Déchelette, Le Hradischt, Spalte 98 ff. und Tafel LIV und L; in Nauheim, F. Quilling, Die Nauheimer Funde, Frankfurt a. M. 1903, S. 40, Abb. Typus 36; in Thüringen, W. Schulz, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Unterharzes, Jahresschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, Halle 1930, Bd. XVIII.

[31] Für das 1. Jahrhundert n. Ztr. sind Kammstrichscherben auch in der keltisch-römischen Siedlung von Balgheim bei Nördlingen bezeugt; siehe Frickhinger, 19. Jahrbuch des Historischen Vereins Nördlingen, 1936, S. 20. Auch die bis in das 2. Jahrhundert n. Ztr. reichende Spätkeltensiedlung von Ingelfingen enthielt Kammstrichscherben; siehe O. Paret, Fundberichte aus Schwaben, NF. 7, 1932, S. 39 ff. Auch von Uslar, Westgermanische Bodenfunde, bringt für die ersten Jahrhunderte n. Ztr. zahlreiche Belege für Kammstrichverwendung; siehe S. 15 ff., 25, 32 ff., 35 bis 37, 88 bis 90 und öfter.

[32] W. Kersten, Der Beginn der Spät-Latènezeit in Nordostbayern. Prähistorische Zeitschrift 24, 1933, S. 105 und Abb. 1 Nr. 2, 3, 7, 8.

[33] Von Uslar, Westgermanische Bodenfunde. 1938, S. 32 und S. 51.

[34] A. a. O., S. 43.

[35] G. Hock, Bayerischer Vorgeschichtsfreund 14, 1937, S. 91 und Tafel 21.

[36] K. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, S. 253.

[37] Lochenstein (Schwäbische Alb). Fundberichte aus Schwaben, NF. 2, 1924, S. 95 unten.

[38] Durch Apotheker W. Demmler, Schwäbisch Hall.

[39] Wegen des Wohlgeruchs mancher Harze bei Verbrennung (Räucherung) hat die Vorzeit solche Arten gern als Räuchermittel beim Totenkult verwendet, sowohl im Mittelmeergebiet als auch in Mittel- und Nordeuropa („Urnenharz", siehe Thomsen in Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. I, S. 129). Unser einheimischer Birkenteer hat ebenfalls wohlriechendes Harz liefern können (a. a. O.). Den Stoff zum Räuchern bewahrte man im Mittelmeergebiet gern in Krügen auf (Thomsen, Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 11, S. 33). Besonders beliebt in Griechenland und Rom war Mastix, das Harz von Pistacia lentinens (a. a. O., S. 32), ein gelbes Harz, das auch in Süditalien gewonnen werden konnte. Plinius in seiner Naturgeschichte 12, 72 nennt dazu noch als mindere Sorte einen pontischen Mastix (nigram mastichon), der aber mehr einem Erdpech gleiche.

[40] Pic-Déchelette, S. 93.

[41] Nach E. Vogts berechtigter Ansicht hat diese von E. Major im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1917 ff. veröffentlichte wichtige Siedlung länger bestanden als nur bis zu dem von E. Major angenommenen Jahr 58 v. Ztr., nämlich bis in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr.; die unserer zonenbemalten rotweißen Ware entsprechende Irdenware ist dort von E. Major im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1918, S. 71, Abb. 6 und 7 und Tafel I, 8 und 9 veröffentlicht.

Digitized by Google

[42] E. Vogt, Bemalte galliſche Keramik aus Windiſch; in Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde, NF. 33, 1931.

[43] E. Vogt, a. a. O., S. 50, 52 und Tafel III, 8, 13.

[44] K. Schumacher, Prähiſtoriſche Zeitſchrift 1914, Bd. 6, S. 142; E. Wagner, Fundſtätten in Baden I, 1908, Abb. 146. Abbildungen auch in G. Kraft, Badiſche Fundberichte III, 1935, Abb. 123.

[45] K. Schumacher, a. a. O., S. 240.

[46] Revellio, Germania 11, 121, und K. Schumacher, a. a. O., S. 240.

[47] K. Bittel, Die Kelten in Württemberg. 1934, S. 91, und Abb. Tafel 21, 5.

[48] Noch unveröffentlicht; ſchriftliche Mitteilung von Direktor Dr. Behrens (Mainz).

[49] Lindenſchmit, Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit. Bd. IV, ein Beiſpiel auf Tafel 4 Nr. 4.

[50] Behn, Urgeſchichte von Starkenburg. 2. Auflage. Tafel 47, 1.

[51] Mitteilung von Direktor Dr. Behrens (Mainz).

[52] Winkelmann, Eichſtätt; Katalog der Sammlungen des Hiſtoriſchen Vereins Frankfurt a. M. 1926, S. 23, und Abb. 38 und S. 225 Mitte. — Die Tonware des Kaſtells Pfünz bietet auch ſonſt zahlreiche Formanklänge an Standformen unſerer Haller Keltenſiedlung, ſo ganz beſonders in F. Hettner, Der Obergermaniſch-Rätiſche Limes, Lieferung 14, Tafel VII, Profile obere Reihe zu den Profilen unſerer Abb. 10 zweite Reihe, und Abb. 11 dritte und vierte Reihe; ferner Hettner, a. a. O., Profil 12 zu unſeren Profilen Abb. 8 dritte Reihe.

[53] Pic-Déchelette, S. 93/94 und Tafel XLIX, 6—10, 15, 16, 20, 22 und Tafel L, 4.

[54] Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes.

[55] Pic-Déchelette, S. 113.

[56] Mont Beuvray, ſiehe Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 21, 1919, S. 78.

[57] E. Major, Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 21, 1919, S. 67, Abb. 2 Nr. 22, und S. 73 und Tafel I, 14, 15, 18, in letzteren Fällen ſchwarzes Gittermuſter auf Rot.

[58] E. Vogt, Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde, NF. 33, 1931, S. 50 und Tafel V, 3.

[59] K. Schumacher, Prähiſtoriſche Zeitſchrift 6, 1914, S. 242.

[60] Pic-Déchelette, S. 59—96 und Abb. auf Tafel XLIX, 6, 8, 9, 11 bis 14, 16.

[61] Nach Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Celtique, Bd. IV, S. 999, iſt die Hauptherſtellungszeit bemalter Ware die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr.; jedoch bringt Déchelette ſelbſt Belege anderer Forſcher für das Fortdauern gerade der rotweiß-zonenbemalten Tonware bis in das 2. und ſogar 3. Jahrhundert! Auch E. Vogt, Bemalte galliſche Keramik aus Windiſch, Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde, NF. 33, 1931, S. 50, nennt die hohe Flaſche mit roten oder weißen Streifen als Endform der bemalten galliſchen Topfware, „die wohl bis ins 2. Jahrhundert zu verfolgen iſt" (a. a. O.).

[62] Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 19, 1917, Abb. 7 Nr. 24; 20, 1918, Abb. 3 Nr. 30, Abb. 4 Nr. 5.

[63] Von Uslar, Weſtgermaniſche Bodenfunde. Tafel A und Tafeln I bis VI und XV.

[64] Pic-Déchelette, Tafel XLIX, 19 u. a.

[65] Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 21, 1919, Tafel I, 4 bis 6 und 23, 1921, S. 183.

[66] Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 20, 1918, S. 81, Abb. 1 Nr. 12, 13, 18, und Abb. 2 Nr. 39 bis 49 und Tafel VIII, 3.

[67] Beiſpiel ſiehe Pic-Déchelette, Tafel LIII, 3.

[68] Anzeiger für Schweizeriſche Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIII, und 40, 1938, Abb. 11.

[69] Zum Beiſpiel in Minden (Weſtfalen); ſiehe von Uslar, Weſtgermaniſche Bodenfunde, Tafel 52, 9 und S. 82.

Digitized by Google

[70] Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, NF. 40, 1938, Heft 3, S. 184, Abb. 21.

[71] Pic-Déchelette, Tafel LIV, Fig. 25.

[72] M. Hell, Alte und neue Funde aus Hallstatt. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1926, Bd. 66, S. 61, Spät-Latènescherben.

[73] Katalog der Sammlungen des Historischen Vereins Eichstätt, 1926, Abb. 35 Nr. 21.

[74] L. Kröber, Das neuzeitliche Kräuterbuch. S. 86. — Gekochte Bohnen oder Toten- und Allerseelenspeise ist für den Volksglauben bezeugt (Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, S. 1470).

[75] Im einzelnen ergab sich dabei nach Dr. Grüß folgendes: „In dem kohligen Belag der Innenseite des Scherbens befanden sich einige zerrissene Leinfasern und Fett. Auf der Außenseite lagerten unter einer dünnen Kalkschicht einige Stärkekörner, halb kohlig oder noch jodbläuend, und ein kleines Aggregat von solchen; siehe St, Stk, L auf Tafel II. Zur Fettbestimmung wurde der Scherben mit Äther ausgelaugt und die entstandene Fettlösung auf eine Glasplatte aufgeträufelt, wo der Äther bei der Verdunstung das gelöste Fett hinterließ. Es schied sich ab in Fladen, die sich netzartig ausbreiteten und in mehr oder mindergroßen Tröpfchen (siehe die Abb. 27, F). — Für die Stickstoffbestimmung wurde eine Schabeprobe mit Jodkaliumstärkekleister und Essigsäure behandelt. 1. Dadurch wurden die meisten flockigen oder eckig-plattigen Stücke dunkel violett und die Lösung hell violett gefärbt. Die Substanz enthielt demgemäß salpetrigsaure Salze. 2. Eine kleine Menge des von der Innenseite abgeschabten Pulvers wurde auf dem Objektträger mit Neutralrot behandelt. 3. Beim Abbau des Kaseïns entsteht hauptsächlich l-Leucin = α-Aminoisobutyl-Essigsäure. Um diese nachzuweisen, wurde der Scherben mit Ammoniak gelinde erwärmt. Zu der filtrierten Lösung wurde ein wenig Kupfersulfatlösung hinzugefügt, wodurch sich ein feiner Niederschlag absetzte. Unter dem Mikroskop ließen sich eine zahllose Menge kleiner Sphärokristalle erkennen, die bräunlich und tiefer braun gefärbt waren. Im auffallenden Licht erschienen sie blau. Es hatte sich also ganz sicher Leucinkupfer abgeschieden (siehe Abb. 27, L). Diese Indizien: wenig Nitroverbindungen, Fett. Speicherung von Neutralrot und die Überführung des gefundenen Leucins in Leucinkupfer zeigen mit aller Sicherheit an, daß Milch in dem Gefäß zusammen mit Weizenmehl aufgekocht wurde. Die Milchmehlsuppe kochte über, und so wurden auf der Innenseite die vermerkten Kohlehydrate gefunden.

[76] Nach freundlicher Bestimmung durch Dr. K. Bertsch (Ravensburg), dem auch die Bestimmung der nachfolgend aufgeführten Früchtekerne und -samen und nähere Auskünfte darüber zu verdanken sind. Die Kultur des Saathafers geht wohl auf den alten bodenständigen Flughafer zurück. Funde von Flughafer (Avena fatua) sind nach Dr. K. Bertsch (Ravensburg) bereits aus den bronzezeitlichen Pfahlbauten des Bieler und des Züricher Sees bekannt, auch bronzezeitlich aus der Sirgensteinhöhle bei Schelklingen (Schwäbische Alb) und im Salzbergwerk Heidenschacht bei Hallein; dieser Hafer konnte recht gut für menschliche Ernährung verwendet werden.

[77] Über die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands und die daraus möglichen Schlüsse auf spätere Kulturreben siehe Dr. K. Bertsch, Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Jahrgang 1939, Bd. LVII, Heft 9, und Dr. K. Bertsch, Die wilde Weinrebe im Neckartal, Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Heft 15, 1939.

[78] Hölzerne geschnitzte „Netznadeln", die an beiden Enden eine ähnliche schnabelartige Spaltung aufweisen wie diejenige unserer Abb. 31 (Zeichnung von Restaurator A. Peter von der Altertümersammlung Stuttgart), werden in Brasilien verwendet; siehe E. Krause, Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke, Berlin 1904, Abb. 504, ähnlich in Kalifornien, a. a. O., Abb. 505; aber auch schon eine kleine bronzene Netznadel mit diesen beiderseitigen gespreizten Gabelenden ist bekannt aus den Pfahlbaufunden vom Bieler See; siehe F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in der Schweiz, Bericht II, II, 25. Solche Netzstricknadeln mit gespreizten Gabelenden, die der Längsaufwicklung des Garns auf die Nadel dienen, sind noch heute hie und da in Europa in verschiedenen Größen gebräuchlich; siehe E. Krause, Abb. 507, und von dem Borne, Handbuch der Fischzucht und

Digitized by Google

Fischerei, Berlin 1886, S. 575, Abb. 440. In verbesserter Form sind sie unter Vereinigung der Gabelenden zu einer geschlossenen, beim Durchfahren durch die Maschen nicht so hinderlichen Spitze noch heute zum Teil holzgeschnitzt im Gebrauch; siehe E. Krause, Abb. 515 bis 519, und E. Seligo, Die Fischerei in den Flüssen, Seen und Strandgewässern Mitteleuropas, Stuttgart 1926, Fig. 10; auch Illustriertes Fischereilexikon, Verlag J. Neumann, Neudamm 1936, Abb. 148. — Keine der obengenannten Netzstricknadeln, auch soweit sie die Einrichtung der Gabelenden mit unserem Haller Keltenwerkzeug unserer Abb. 31 gleich oder ähnlich haben, weist jedoch die Eigenheit auf, das Garn durch eine Nadel-Längshöhlung durchlaufen zu lassen in dieser Art.

[79] Abbildungen bei Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine IV, Fig. 615, und Vouga, La Tène, Tafel XXIII, 15.

[80] Abb. 15 in „Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938—1940 in Württembergisch Franken" in unserem Jahrbuch. Der Dreizack befindet sich im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall; er wurde geborgen 1929 bei Grundwassergrabungen des Städtischen Gas- und Wasserwerks Schwäbisch Hall in etwa 3 m Tiefe in der Talsohle der „Kocherwiesen", 1 km nordnordwestlich Wilhelmsglück.

[81] Bestätigung durch Professor Dr. Vogel (Stuttgart).

[82] Pic-Déchelette, Le Hradischt; Tafel XLVI und XLVIII.

[83] A. a. O., Tafel V, 37 bis 39.

[84] Freundliche Mitteilung von Fräulein Dr. Th. E. Haevernick (München).

[85] K. Bittel, Die Kelten in Württemberg. Tafel 19, 14 und S. 79.

[86] G. Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn. 1937, S. 64.

[87] Entsprechungen aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. und dem folgenden 1. Jahrhundert n. Ztr. aus dem Hradischt in Böhmen; siehe Pic-Déchelette, Le Hradischt, Tafel VI, 40 und 41.

[88] Zwischen Haus Nr. 2, Backstube Schumm, und Haus Nr. 4, Schneidermeister Fr. Müller, durch Schüler von Hauptlehrer W. Hommel.

[89] Eine Entsprechung aus spätkeltischer Zeit vom Hradischt in Böhmen siehe Pic-Déchelette, Manuel IV, 1927, Fig. 576, 2, weitere in Pic-Déchelette, Le Hradischt, Tafel VI, 2, 4, 5, 13, 22 und Tafel VIII, 3, 6, 9.

[90] Eine solche Ringperle mit abwechselnd blauen und weißen Wirbelstreifen auch noch im 2. Jahrhundert n. Ztr. aus der gallorömischen Tempelanlage von Bretten in Baden; siehe „Germania", Jahrg. 24, 1940, S. 137, Abb. 5, d. — Zur Zeitbestimmung siehe Entsprechung mit Abbildung in „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit", Bd. V, Heft 3, Tafel 14, Nr. 247.

[91] Eine genauere Untersuchung dieser Fundstelle war nicht möglich, da der wesentliche Teil der Fundschicht in der Grabenwand lag und überdeckt war von darüberliegenden, 5 m hohen Erdmassen, die wegen der Sicherheit der Baugrabung und des Fortgangs des Baues nicht angegraben werden durften.

[92] Ein weiteres, ähnliches, etwas kleineres eisernes Schlackenstück, ebenfalls Rohschlacke, geborgen durch Schüler von Hauptlehrer W. Hommel, hatte sich schon im Vorjahr bei einer Städtischen Tiefgrabung im alten Auffüllungsschutt des Haalplatzes vor der Wirtschaft zur „Germania", Fundstelle 27 (siehe Planskizze Abb. 3), gefunden (Fund im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).

[93] P. Weiershausen, Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands. Mannusbücherei Nr. 65, Leipzig 1939.

[94] A. a. O., S. 66, 70, 75, 84, 85, 86; ferner „Fundberichte aus Schwaben", NF. IV, 34, und 1913, S. 15; V, S. 28; VI, S. 61; VIII, S. 1; „Blätter des Schwäbischen Albvereins" 13, 1901, S. 507.

[95] Die Analyse ist: 61,7% FeO; 4,8% Fe_2O_3; 29,8% SiO_2; 1,5% P_2O_5; 0,1 bis 0,2% MnO; Rest 2,45% CaO, Al_2O_3, MgO. Eine Bohnerzanalyse ist gleichzeitig gemacht worden auf Grund eines Bohnerzstückes (Fe_2O_3 2 H_2O) von der Schwäbischen Alb. Diese Analyse ergab: 54,6% Fe, davon 77,9% Fe_2O_3; 18,1% H_2O; 2,6% SiO_2; 0,25% P_2O_5; Rest 1,15% Al_2O_3, MnO, CaO.

Digitized by Google

[96] Siehe auch P. Weiershausen, S. 179.

[97] Gutachten von Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart, 30. April 1940.

[98] Bei Grabungen in Alchen-Truppach (Siegerland) wurden verziegelte Düsen gefunden, die der unserigen sehr ähnlich sind; siehe P. Weiershausen, S. 25; eine weitere ähnliche Düse wurde in Steinau (Oberschlesien) als Bruchstück gefunden; siehe P. Weiershausen, S. 180.

[99] Für Tiegelglühung sind ebenfalls hohe Temperaturen, also unter Umständen auch Gebläse nötig, da die Tiegelwände wärmehemmend wirken. Nach Ansicht von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) haben die Alten das Glühen der Tiegel mit Inhalt in ihren Töpferöfen vorgenommen (schriftliche Mitteilung). In diesen konnten sie die Temperaturen genau nach Wunsch regeln.

[100] Siehe G. Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn. 1937, S. 66.

[101] P. Weiershausen, S. 134 und 136.

[102] A. a. O., S. 139.

[103] A. a. O., S. 121 bis 122.

[104] G. Kraft, Badische Fundberichte III, 1935, S. 258.

[105] Nahe Fundstelle 1 stellte die Ausgrabung Dr. Kost auch eine Bodenstelle mit künstlich aufgespeichertem Kalkmehl fest, das zu gewerblichen Zwecken gedient haben muß.

[106] Nach freundlicher Mitteilung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.).

[107] „Württembergisch Franken", NF. 19, 1938, S. 180; Fundberichte aus Schwaben, NF. II, S. 91, 96 und 103.

[108] Fundberichte aus Schwaben, NF. II, S. 13.

[109] „Württembergisch Franken", NF. 19, 1938, S. 178.

[110] Fundberichte aus Schwaben, NF. II, Abb. 8 und 10.

[111] Abbildung in „Württembergisch Franken", NF. 19, S. 179.

[112] Freundliche briefliche Mitteilung vom 6. Juli 1940.

[113] Siehe auch „Württembergisch Franken", NF. 19, S. 179.

[114] Abbildung in Fundberichte aus Schwaben, NF. 4, 1928, Tafel V, 2; eine entsprechende aus dem Stamm gehauene Öse weist auch ein Einbaumkahn von Cudrefin am Neuenburger See auf; siehe F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in der Schweiz, Bericht VII, XXIII, 8 bis 10.

[115] A. a. O., Tafel V, 1.

[116] Nach Begutachtung des Geologen Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart).

[117] Feststellung des Geologen Dr. Otto Weller (Schwäb. Hall).

[118] Schwäbisch Hall, Ein Buch aus der Heimat; herausgegeben von W. Hommel, 1937, S. 41.

[119] Siehe Planskizze Abb. 2, vom Jahre 1742; nach Haller Heimatbuch, S. 42.

[120] Gefunden 1875 bei der Ausschachtung für einen Hausbau in 2 m Tiefe, mit Holzkohleresten.

[121] Abbildung im Haller Heimatbuch, 1937, S. 68; über die weiteren Keltenfunde der Umgebung der Salzstadt Schwäbisch Hall siehe dort S. 69 bis 70; ferner „Württembergisch Franken", NF. 20/21, 1940, S. 24—26, 98, 102.

[122] Abbildung siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 47.

[123] Siehe Karte von W. Hommel in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, bei S. 224; diese Karte zeigt auch die örtliche Lage der bis 1936 bekannt gewordenen Althaller Keltenfunde.

[124] In: Hall am Kocher. Eine Einführung in Geschichte und Landschaft. Herausgegeben von Dr. Georg Wagner (Stuttgart). Verlag Ferdinand Rau, Öhringen.

Digitized by Google

[125] Siehe E. Kost, „Württembergisch Franken", NF. 17/18, S. 25 bis 40, und NF. 19, S. 157 bis 164 und S. 172 bis 174.

[126] Die Bauart der einen „Wanne" (Abb. 39) mit der inneren Blockholzfassung erlaubt durchaus diese Deutung. Eine entsprechende Holzfassung zeigt die bronzezeitlich belegte Quellrahmung von St. Moritz; abgebildet in H. Obermeier, Der Mensch der Vorzeit, S. 555 ff.

[127] Siehe Fuhse in Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 2, 158.

[128] Olshausen, Chemische Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenständen. Zeitschrift für Ethnologie. 1884, S. 518, und 1886, S. 240.

[129] Diese Trogwerke stehen zeitlich mit den Erdwannen an Fundstelle 18 nicht in Verbindung, da sie schichtenmäßig jünger sein müssen als diese Wannengruben. Dies ist schichtmäßig deutlich ersichtlich gewesen an der Tatsache, daß zum Anlegen des Trog- und Rinnwerkes dort die vordem schon bestanden habenden Dielenantritte zu den Wannen mit der Axt durchgehauen worden sind; Spuren dieser Tatsache zeigt noch in dem Bericht „Eine keltische Soleseiderei" Abb. 17 am oberen Dielendammrand; dort war versucht worden, zuerst die Dielen etwas weiter vom jetzigen oberen Rand weg durchzuhacken mit der Axt; die Hiebspuren sind noch sichtbar.

[130] Siehe Morton, Zeitschrift „Germanen-Erbe", 1936, Heft 6.

[131] Morton, a. a. O.

[132] O. Paret, Salzgewinnung in urgeschichtlicher Zeit. In Naturwissenschaftliche Monatsschrift „Aus der Heimat". Herausgegeben von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart). 1938, S. 6.

[133] A. a. O., S. 7.

[134] Ein entsprechendes Modell hat schon der Heilbronner Vorgeschichtsforscher A. Schliz angefertigt und bei seinen Vorträgen im Jahre 1903 vorgeführt. (Siehe im Aufsatz W. Hommel, „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung", Abb. 1.)

[135] Siehe darüber E. Kost im Haller Heimatbuch, 1937, S. 72.

[136] Siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 25, 30, 42, 55 bis 56, 63 und dortige Vogelschaubildkarte; siehe auch schon K. Weller, „Württembergische Vierteljahrshefte", 1894, S. 5 und 15.

[137] Siehe zum Örtlichen die Lageplan-Kartenskizze aus W. Hommel, Zur Entwicklungsgeschichte Halls, in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, bei S. 224.

[138] E. Hartmann, „Württembergisch Franken", 10, 1875, S. 28 ff.; Blind, „Württembergische Vierteljahrshefte", 1889, S. 201; K. Weller, „Württembergische Vierteljahrshefte", 1894, S. 9, und Besondere Beilage des Staatsanzeigers, 1906, S. 267/268. Nach neueren Untersuchungen des italienischen Forschers Battisti bedeutet der vorrömische, wahrscheinlich illyrische Wortstamm „sala" soviel wie „Kanal", „künstliches Gerinne", vgl. „Salurn". Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum in Innsbruck, Heft 18, 1938, S. 681.

[139] Siehe über die früheste Zeit: E. Kost, Haller Heimatbuch, 1937, S. 72 bis 75; über die Karolingerzeit bis zu den Staufern: K. Weller, Besondere Beilage des Staatsanzeigers, 1906, Nr. 16 ff.; K. Weller, Hall zur Hohenstaufenzeit; K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938, S. 307; W. Hommel, Haller Heimatbuch, 1937, S. 83 ff. und S. 160.

[140] Siehe die Schriften von K. Weller in obiger Anmerkung; ferner W. Hommel, Haller Heimatbuch, 1937, S. 170 bis 185.

[141] Siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936, S. 54 bis 69.

[142] Geborgen 1933 durch E. Kost; jetzt im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. Abbildung im Haller Heimatbuch, 1937, S. 69.

[143] Geborgen 1933 durch A. Kraft (Braunsbach).

[144] Entdeckt 1936 durch E. Kost; siehe „Württembergisch Franken", NF. 19, S. 183.

[145] Fund eines doppelknotigen eisernen Schmuckteils, 1933 durch E. Kost.

[146] Scherben, Knochen, Holzkohle; 1933 entdeckt durch E. Kost.

[147] Siehe S. 24.

Digitized by Google

[148] Siehe E. Kost in „Württembergisch Franken", NF. 19, S. 182; ferner in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, S. 63 und 102, und in „Württembergisch Franken", NF. 20/21, S. 25.

[149] An Hölzern wurden in der Siedlung festgestellt Hasel, Eiche, Buche und Fichte.

[150] Siehe G. Kraft, Badische Fundberichte, 1935, S. 276.

[151] Sogenannte „Nibelungenstraße"; siehe K. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter, in „Württembergische Vergangenheit", 1932, S. 89ff., und E. Kost in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, S. 25ff. und Vogelschaubildkarte.

[152] E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken", NF. 17/18, S. 62.

[153] A. a. O., S. 79 und S. 106.

[154] Von Uslar, Westgermanische Bodenfunde, S. 39, Anm. [41] und Anm. [48] und Tafeln 12 und 15 und öfter.

[155] A. a. O., Tafel 46, 88.

[156] Entsprechungen auch in der Spätkeltensiedlung Basel-Gasfabrik. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 20, 1918, S. 17, Abb. 43 bis 57. Ferner im römischen Kastell Pfünz; siehe Hettner, ORL 14, Tafel VII, 12c.

[157] Vgl. z. B. die Osterburker Kastellware in der Studiensammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und die Ordenware des gallorömischen Lagerdorfs des Kastells Pfünz im vindelikischen Gebiet; ORL 14, Tafel VII.

[158] Ob die durch einen Abschnittswall mit Graben befestigte eirunde Höhe des Streiflesbergs, die in nur 3½ km Entfernung westlich der Haller Siedlung eine gute Fliehburg darstellt, von unseren Kelten angelegt ist, könnte nur durch eine genauere Untersuchung durch Ausgrabung erforscht werden. Über die Lage der Streiflesbergbefestigung zur Siedlung Schwäbisch Hall siehe das Vogelschaubild von Dr. Kost in „Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" in „Württembergisch Franken", NF. 17/18, 1936.

Digitized by Google

Eine keltische Soleliederei in Schwäbisch Hall

Von W. Veeck

Vorbemerkung. Die Ausgrabung, über die hier berichtet wird, fand in der Zeit von Anfang Mai bis Ende August 1939 statt. Ausgeführt wurde sie durch Dr. Völzing, der von Präparator Schierz unterstützt wurde. Ihnen sind die außerordentlich wichtigen Ergebnisse, die erreicht wurden, allein zu danken, und es ist meine Pflicht, dies hier besonders auszusprechen. Unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen wurde die Grabung durchgeführt. Dr. Völzing steht jetzt im Feld, ihm ist es daher nicht möglich, einen abschließenden Grabungsbericht vorzulegen. Das wird er später nachholen. Lediglich referierend erstatte ich diesen ersten Bericht, der sich auf schriftliche Angaben von Dr. Völzing und Präparator Schierz stützt.

Ich habe aber vorher noch einen anderen Dank abzustatten. Die großzügige Durchführung der Grabung war nur möglich, weil wir zu jeder Zeit die verständnisvolle Unterstützung seitens der Stadt Schwäbisch Hall, vor allem durch Herrn Bürgermeister Dr. Prinzing, fanden, der auch weitgehendst die finanziellen Mittel für die Untersuchung zur Verfügung gestellt hat. Ebenso erwähne ich dankbar die Unterstützung durch die Kreissparkasse Schwäbisch Hall mit Herrn Direktor Übele an der Spitze, durch die Herren Hauptlehrer Hommel und Dr. Kost, Buchdruckereibesitzer Emil Schwend und Photograph Eichner. Den beiden zuletzt genannten Herren verdanken wir die schönen Aufnahmen.

Daß die Kelten in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten schon auf hällischem Boden gesiedelt und auch hier Salz gewonnen haben, war uns schon längst bekannt. Jetzt ist es auch gelungen, die Örtlichkeit der Solesiederei der Kelten genau festzulegen.

Im Frühjahr 1939 stieß man bei Ausschachtungsarbeiten für den Neubau der Kreissparkasse in der Straße „Hinter der Post" in 5 bis 6 m Tiefe unter einer mächtigen, mittelalterlichen Schuttschicht auf Reste keltischer Besiedlung. Vor allem erregten mächtige ausgehöhlte Baumstämme, die auf der Sohle des Fundamentgrabens zutage kamen, die Aufmerksamkeit der Arbeiter. Da man glaubte, daß sie in einem alten, zugeschütteten Kocherarm lagen, sprach man sie zuerst als Einbäume, also als Kähne, die aus einem Baumstamm herausgearbeitet waren, an. Später stellte sich heraus, daß es sich um aus Holzstämmen ausgehöhlte Tröge handelte. Sie werden daher im folgenden als Tröge bezeichnet, und zwar als T 1 usw.

Es ist bedauerlich, daß der erste freigelegte Holztrog ohne fachmännische Aufsicht von den Arbeitern herausgenommen wurde. Der Fundamentgraben verlief in der Richtung von Nord nach Süd und war auf der Sohle 2,5 m breit. An seiner Südostecke an der Haalstraße bei der Druckerei Schwend lag der erste Trog T 1, und zwar quer zu der Richtung des Grabens von Ost nach West. Die Arbeiter hieben ein etwa 1½ m langes Stück heraus und überführten es in das Keckenburgmuseum (Abb. 1). Auch der zweite Baumstamm T 2 lag in der Richtung von Ost nach West im Graben, etwa 6 m nördlich von dem ersten. Unsere Abb. 2 zeigt deutlich die im Graben aufgedeckten Reste desselben. Von

Digitized by Google

Abb. 1. Trog 1 nach seiner Bergung. (Aufnahme: E. Schwend)

ihm konnte nur ein 2½ m langes Stück, das direkt im Graben freigelegt war, geborgen werden. Hart nördlich von diesem ausgehöhlten Baumstamm zeigten sich beim Weitergraben zwei weitere Stämme T 3 und T 4, die in der Flucht

Abb. 2. Trog 2, aufgedeckt im Graben liegend. (Aufnahme: G. Eichner)

Abb. 3. Trog 3 (höherliegend) und Trog 4 (tieferliegend). (Aufnahme: G. Eichner)

Digitized by Google

des Fundamentgrabens von Nord nach Süd lagen. Auf unserer Abb. 4 ist noch einmal der quer zur Baugrube liegende Stamm T 2 und ferner der in Längsrichtung liegende Stamm T 4 zu sehen. Abb. 3 gibt den tiefer liegenden Stamm T 3 und daneben den höher liegenden Stamm T 4 noch einmal wieder. T 3 ist durch Erddruck und den über ihm liegenden T 4 sehr beschädigt. Dagegen ist T 4 in seiner ganzen Länge erhalten, nur die Seitenwände sind teilweise vergangen; er konnte ganz geborgen werden. Die Abb. 5 und 6 zeigen, wie er aus der Baugrube herausgefördert wurde, eine Arbeit, die nicht ganz einfach war. Bemerkenswert bei diesem Trog ist die Kopfseite. Sie hat einen aus dem Stamm herausgehauenen Ansatz, der mit einem großen Loch versehen ist (vgl. Abb. 7). Schon auf Abb. 4 erkennt man am Nordende von T 3 eine Verschalung, die die Abb. 8 noch einmal deutlicher wiedergibt. Als man in dieser Richtung weiter grub, fand man zunächst einen Trog aus Buchenholz T 5, er lag in der Richtung von Südwest nach Nordost und auf ihm lag ein zweiter flacher Trog T 7 aus Eichenholz (Abb. 9 und 10). Beide waren durch darüber lagernde mittelalterliche Mauerreste vollkommen verdrückt und konnten nur in Resten geborgen werden.

Als man später den Trog 4 und die an seiner Nordseite befindliche Verschalung entfernt hatte, stieß man auf einen mächtigen ausgehöhlten Eichenstamm, den Trog 6, der ungefähr in Ost-Westlage lag. Sein östlich liegendes Ende mußte sofort geborgen werden, da es schon durch die Bauarbeiten vor Beginn der fachmännischen Untersuchung zerstört worden war. Es lag nämlich im Bereich der Mauerfundamente der Westwand des Neubaus. Über die Lage dieser festgestellten 7 Tröge unterrichtet die Lageskizze Abb. 11.

Abb. 4. Trog 2 quer und Trog 4 längs in der Baugrube liegend. (Aufnahme: G. Eichner)

Digitized by Google

Abb. 5. Trog 4 wird geborgen. (Aufnahme: G. Eichner)

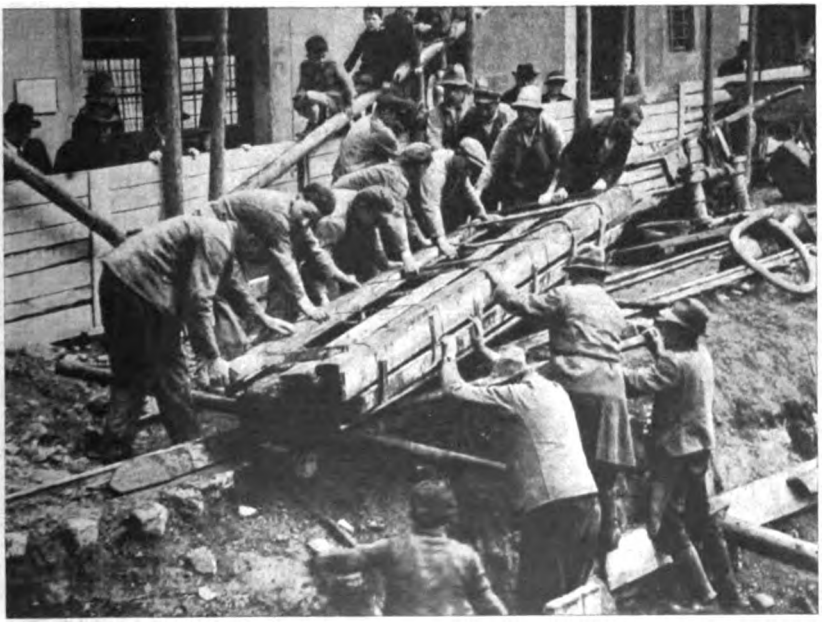


Abb. 6. Trog 4 wird geborgen. (Aufnahme: G. Eichner)

Digitized by Google

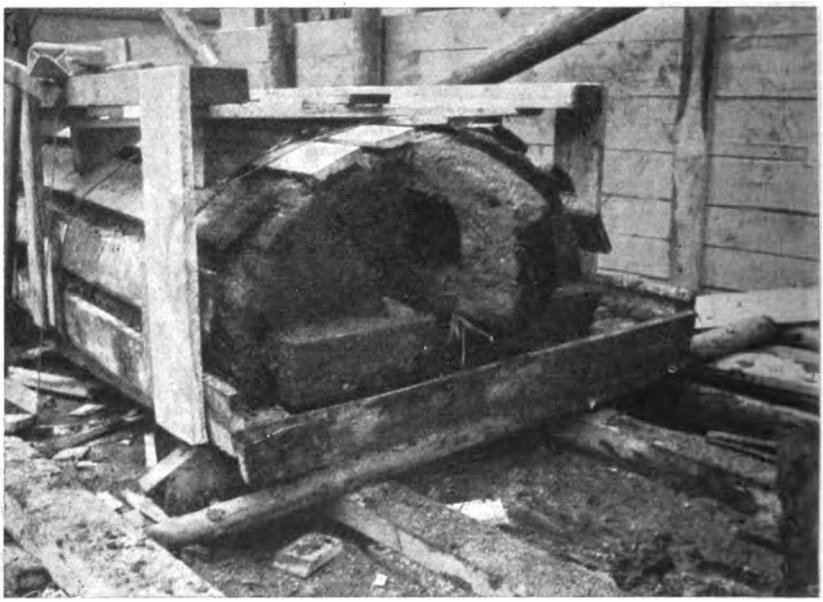


Abb. 7. Die Kopfseite von Trog 4. (Aufnahme: E. Schwend)

Bis zu diesem Zeitpunkt der Ausgrabung war man sich über den Zweck der Tröge noch vollkommen im Unklaren. Um aber hier endlich Klarheit zu schaffen, wurde jetzt trotz großer technischer Schwierigkeiten mit der Abräumung einer größeren Fläche begonnen. Es wurde dazu die ganze Breite der Straße „Hinter der Post" aufgegraben, und da die Tiefe der Fundschicht bis zu 7,5 m herabging, wurden außerordentlich schwierige Absteifungsarbeiten vorgenommen, da sonst mit einem Einsturz der an der Straße liegenden Häuser zu rechnen war. Erschwert wurden die Arbeiten außerdem noch durch im Juli und August fast täglich niederstürzende Regenmassen. Um so mehr ist es aber anzuerkennen, daß die Arbeiten wirklich gemeistert wurden und das nun zu berichtende wertvolle Ergebnis brachten.

Abb. 8. Holzverschalung am Nordende von Trog 3. (Aufnahme: G. Eichner)

Nach Abräumen der Fläche, die einen Umfang von 35 qm hatte, konnte man zur Freilegung des Troges 6 schreiten. Er lag ungefähr in ost-westlicher Richtung, hatte eine Länge von 5 m und einen Durchmesser von 1,10 bis 1,20 m.

Digitized by Google

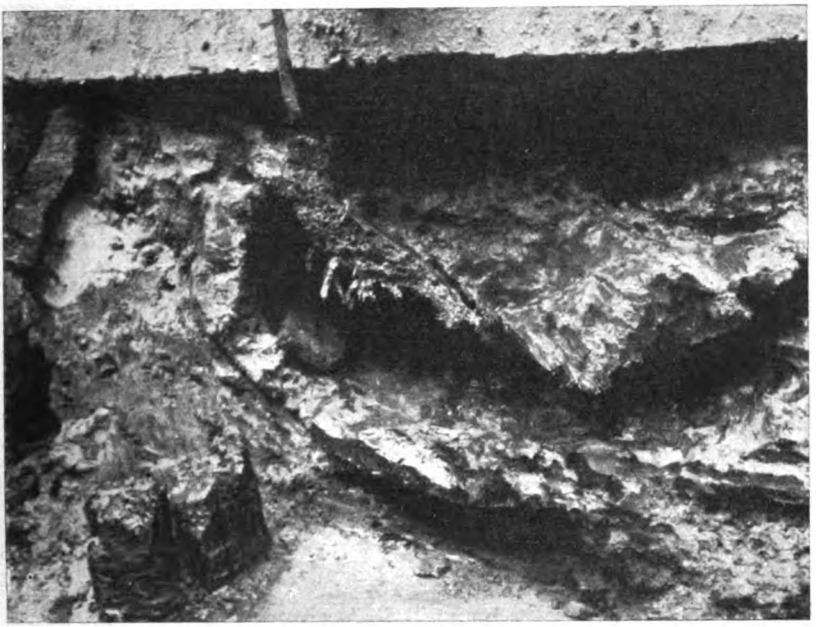


Abb. 9. Trog 5, über ihm liegend Trog 7. (Aufnahme: E. Schwend)

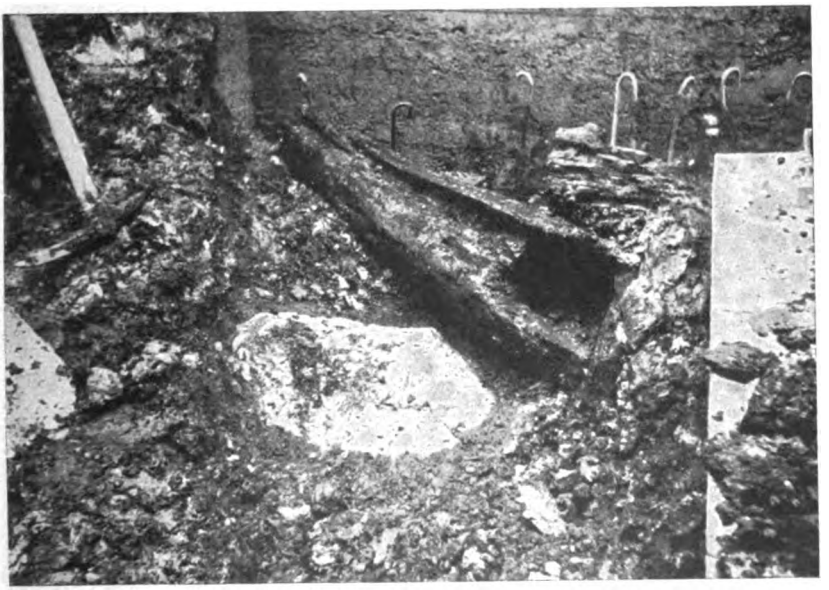


Abb. 10. Trog 5 und der darüber liegende Trog 7 ganz freigelegt. (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

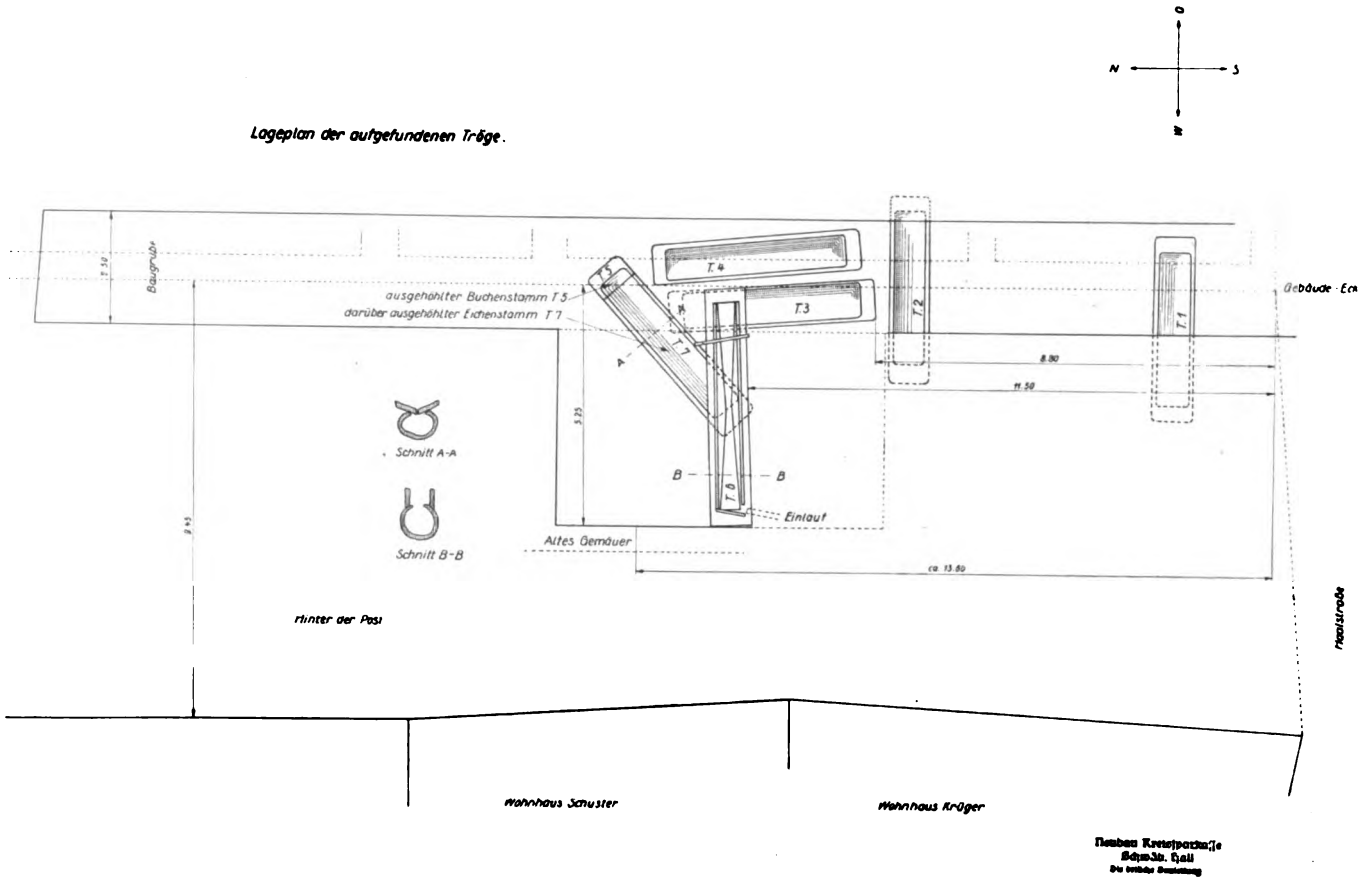


Abb. 11. Lageskizze der freigelegten Tröge.

Digitized by Google

Über ihm wurde ein noch ausführlicher zu behandelnder Holzaufbau und an seiner Südwestecke eine einmündende Holzrinne festgestellt. Unsere Abb. 12 zeigt einen Teil des Holzaufbaues und die Holzrinne. Das Ostende („Fußende") war gegenüber dem nach Westen gerichteten Kopf leicht geneigt. Zur Erhöhung des Fassungsvermögens war, wie schon angedeutet, der Trog durch einen Aufbau erweitert. Auf der Nord- und Südwand des ausgehöhlten Stammes saßen in der Längsrichtung des Troges 6 bis 7 cm starke, durch Querhölzer gegeneinander verstrebte Eichenbohlen. Durch kleinere Bohlen am Kopf- und Fußende des Troges wurde der Abschluß des Aufsatzes nach allen Seiten vollständig. Abb. 13 gibt diesen Befund wieder. Die nördliche Seitenwand des Aufsatzes war in der Mitte durchgebrochen, die beiden Bretthälften erschienen an der Bruchstelle gegeneinander verschoben. Auch die Nordwand des Troges selbst zeigte starke Beschädigungen durch Druckwirkung von außen. 3,70 m von dem Westende des Troges entfernt saß den beiden seitlichen Aufsatzbrettern ein 10 cm starkes, teilweise verkohltes Querholz auf (sichtbar im Vordergrund von Abb. 13). Bis zu diesem reichten die Tannenbretter eines Holzdeckels, der den Trog in einer Länge von 1,65 m abdeckte. Abb. 14 zeigt vorne ein Stück des teilweise in den Aufbau eingebrochenen Holzdeckels; Abb. 15 gibt, allerdings nicht ganz deutlich, den ganzen Deckel mit dem verkohlten Querholz im Vordergrund wieder. Nach Entfernung der im Trog eingesunkenen Bretter dieses Deckels kamen erst die drei auf Abb. 13 sichtbaren durchgebrochenen Auflagehölzer zum Vorschein, die deutlich zu erkennen sind. Die Rinne über der Südwestecke des Troges war aus einem 15 cm starken Stämmchen gearbeitet. Das Stämmchen war in seiner Längsrichtung gespalten und aus ihm eine

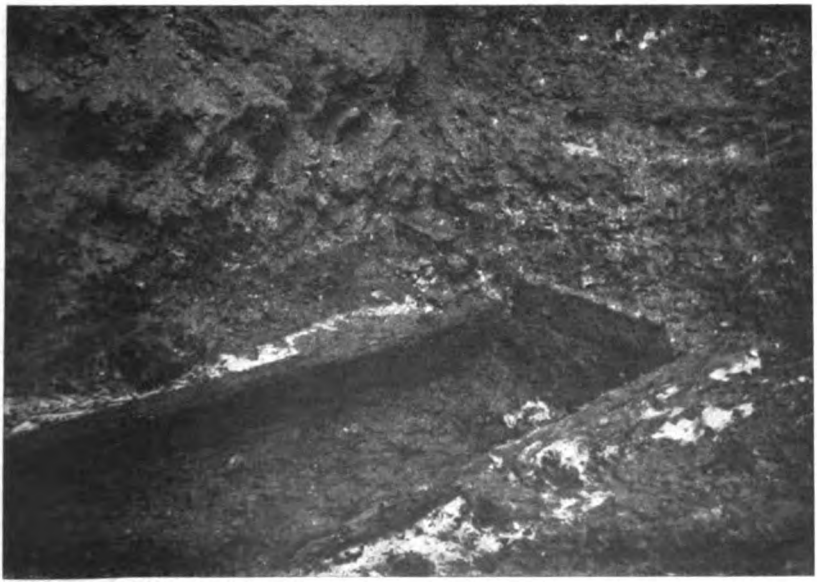


Abb. 12. Der Holzaufbau über Trog 6; die Holzrinne zeigt sich an der linken oberen Ecke des Aufbaus. (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

Vertiefung herausgearbeitet. Ein Deckbrett aus Tannenholz schloß diese Vertiefung nach oben ab und verhinderte eine Verunreinigung der Leitung. Die Mündung der Rinne lag auf einem Unterlagebrett auf. Die Holzrinne konnte in einer Länge von 1,50 m verfolgt und geborgen werden. Sie verlief in spitzem Winkel zur Westwand der Grabung und setzte sich in südwestlicher Richtung weiter fort. Da sie hier unter mächtige mittelalterliche Mauerreste führte, die hätten beseitigt werden müssen, war eine weitere Verfolgung nicht möglich (Abb. 16). Der Trog selbst war mit schlammigem moorigem Material gefüllt, das mit Holzresten und Kalkbrocken durchsetzt war. In der Osthälfte folgte unter dieser Füllmasse — nach dem Kopfende am Boden auskeilend — 3 bis 8 cm starker grauer Lehm. Das Liegende am Fußende des Troges bildete ein bis 25 cm mächtiger grauer Schlick, der in seinem Obersten 5 cm mit hellem Schlamm durchsetzt war. In einer Breite von durchschnittlich 15 cm war die Lücke zwischen den Auflagbrettern und dem links und rechts des Troges anstehenden schwarzen moorigen Grund mit grauem Letten aufgefüllt. Auf Abb. 13 und 14 erscheint dieser graue Letten beiderseits der Bretter als heller Streifen. Der Letten dürfte zunächst zur Abdichtung der Auflagstellen der Bretter des Trogaufbaus gedient haben, sodann zur Ausfüllung des Raumes zwischen dem Trogaufbau und der Ausschachtungswand. Nach Entfernung des Abdichtungslettens hinter dem südlichen Trogauflagbrett kamen die Köpfe von Brettern in dem anstehenden moorigen Boden zum Vorschein. Sie stellten sich später als zu einem Bretterbelag gehörig heraus; auf sie wird später noch zurückgekommen (Abb. 17). Ihre Feststellung veranlaßte eine Erweiterung der Grabung nach Süden zu.

Abb. 13. Die Holzverstrebungen des Aufbaus über Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)

Im Verlaufe dieser Erweiterungsgrabung wurde auf der Südseite des Troges, und zwar in dem Winkel zwischen Trog und Holzrinne unmittelbar unter dem mittelalterlichen Kellerbogen, eine weitere, sehr interessante Anlage freigelegt und untersucht. Im Bereiche der moorigen Kulturschicht kam eine wannenartige, fast kreisrunde Vertiefung zum Vorschein, die mit verschieden farbigen Tonschichten ausgekleidet war. Die Füllmasse der Wanne bestand — wie der wesentliche Teil der Trogfüllung — aus schlammigem Material, durchsetzt mit Holzresten und Kalkbrocken. Der Wannenrand erschien durch kleine Holzpfähle versteift, die stellenweise ein Reisigflechtwerk hielten. Soweit der Tatbestand bei oberflächlicher Betrachtung (Abb. 18). Eine zweite solche Anlage schloß sich unmittelbar östlich an, sie war jedoch nur noch in ihrer westlichen Hälfte erhalten und wurde nur teilweise untersucht. — Die genaue Untersuchung gab Aufschluß darüber, daß die Wanne ursprünglich tiefer gelegen

Digitized by Google

Abb. 14. Vorn Teile des in den Aufbau von Trog 6 eingebrochenen Holzdeckels.
(Aufnahme: E. Schwend)

Abb. 15. Der Aufbau von Trog 6 mit dem in ihn eingebrochenen Holzdeckel und dem verkohlten Querholz im Vordergrund. (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

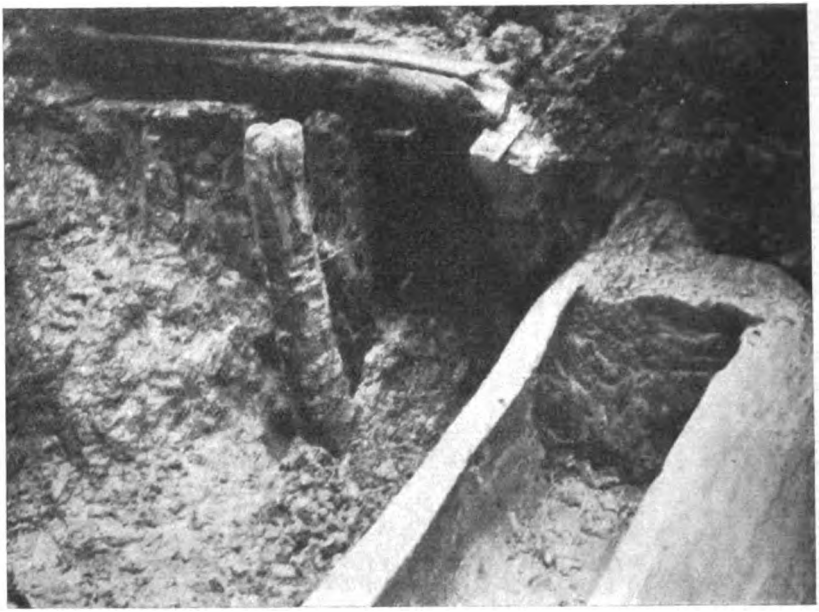


Abb. 16. Im Hintergrund oben die Holzrinne zu Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)

Abb. 17. Bretterbelag auf der Südseite von Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

haben muß und daß sie, Schritt haltend mit einer verhältnismäßig raschen lokalen Bodenerhöhung, nach oben hin laufend ausgebaut wurde. Über den Bau der Wanne geben der Lageplan (Abb. 19), sowie die beiden Profile (Abb. 20 und 21) genaueren Aufschluß.

Durch auffallende Farbtönung aus verschiedenem farbigem Ton wurden wir nach Abräumung der Deckschichten auf der Südseite des Troges rechts zunächst auf die Anlage aufmerksam gemacht. Stellenweise, vor allem am Südrand, war noch die alte Oberfläche der Wannenumgebung gut erhalten und erkennbar. Sie wurde von einer grünlich-grauen bis schwarzen Aschenschicht gebildet, welche ursprünglich die ganze Anlage umgeben zu haben scheint. In dieser Asche fanden sich vereinzelt abgeplattete, aus einem mit grobem Sand vermischten Ton gebrannte runde Platten (Abb. 22). Sie wurden auch später aus der Füllmasse der Wanne geborgen. Die Anlage war von einem Kranz von Pfählen umgeben, welche an der Grenze der schwarzen anstehenden Kulturschicht die Wanne in mehr oder minder dichter Folge umgaben (Abb. 23). Dort, wo der Abstand der einzelnen Pfähle etwas größer war, gab ein Reisigflechtwerk der Anlage den nötigen Halt (vgl. die Teilaufnahme in Abb. 24). Der Pfahlkranz ist verschiedentlich durch Ersatz mangelhafter Pfähle ausgebessert worden. Die neu eingeschlagenen Pfähle lagen stets außerhalb des ursprünglichen Pfahlringes und ihre Köpfe ragten über die der ursprünglichen Pfähle bis zu 20 cm heraus. An einzelnen Stellen war sogar eine zweimalige Ausbesserung des Pfahlwerks zu beobachten. Die Köpfe der durch Erneuerung entlasteten ursprünglichen Pfähle waren durch frische Abschmierschichten überdeckt. Die Länge der Pfähle betrug 30 bis 50 cm, sie waren selten mehr als 6 cm stark. Durch den Pfahlkranz wurde der Anlage eine Stütze vor allem gegen das von außen her drückende Grundwasser gegeben. Neben den kleineren Ausbesserungsarbeiten erfolgte mindestens einmal ein recht umfangreicher weiterer Ausbau der Anlage, denn durch Entferung der einzelnen Ausschmierungsschichten von oben her legten wir eine tiefere konzentrisch zum Pfahlkranz liegende Wanne frei, deren Wände ziemlich stark durch Feuer gebrannt waren. Das Zentrum dieser älteren Wanne lag südlicher als das der zunächst freigelegten jüngsten Wanne. In der Mitte des älteren Wannenbodens wurde ein aus 15 cm starken Rundhölzern gebildeter viereckiger Holzrahmen freigelegt. Er ist auf Abb. 23 deutlich zu erkennen. Die Seitenlängen des Rahmens betrugen 60 bis 80 cm. Direkt über diesem Holzrahmen fanden sich Reste eines späteren Rahmens, der sicherlich bei einer Ausbesserung der Wanne an Stelle des ursprünglichen getreten war. Jedoch war dieser obere Rahmen weitgehend zerstört.

Abb. 18. Wanne bei Trog 6. (Die Aufnahme zeigt die farbige Füllmasse aus Lehm.) (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

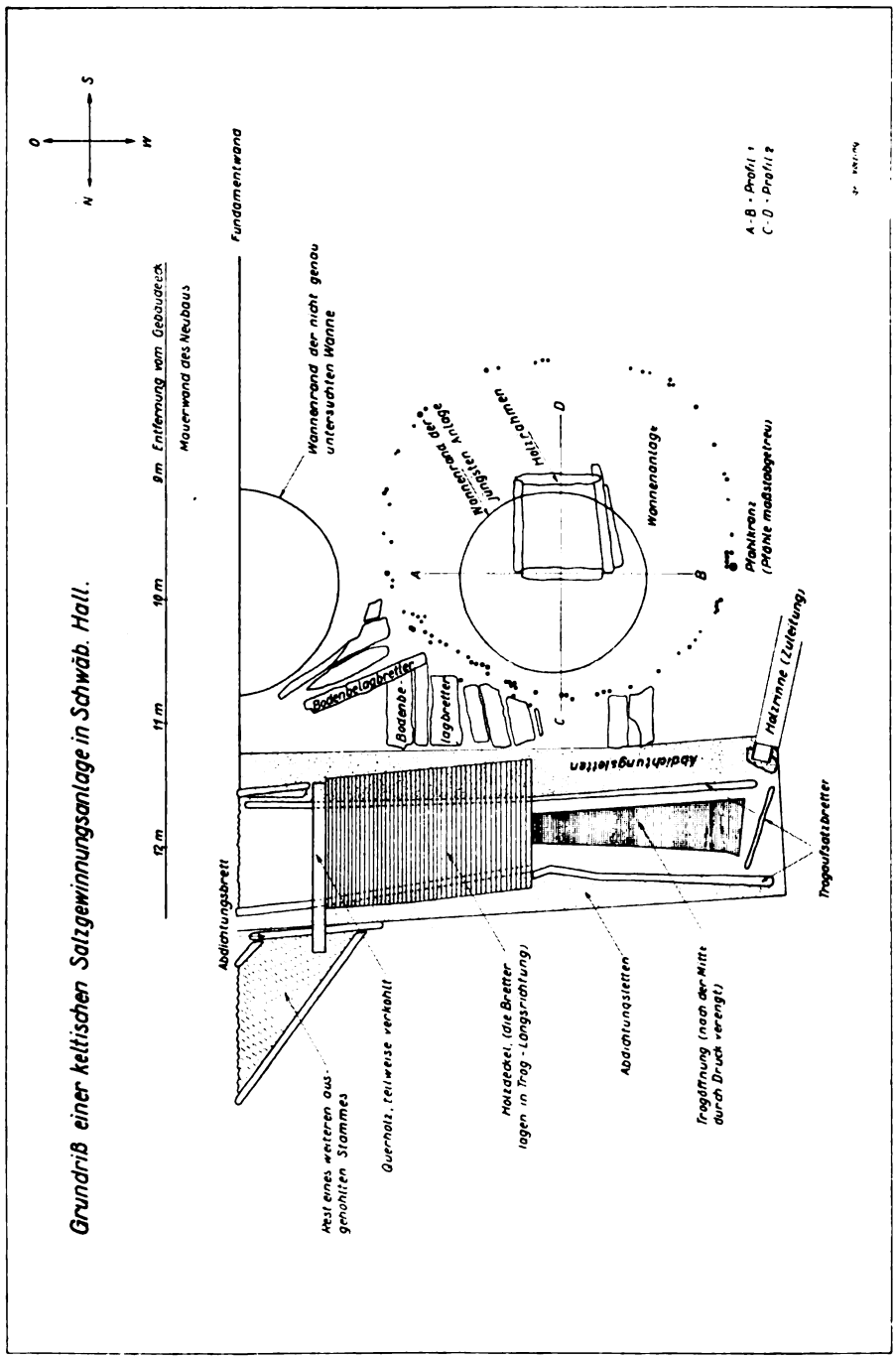


Abb. 19. Lageplan der Wanne.

Digitized by Google

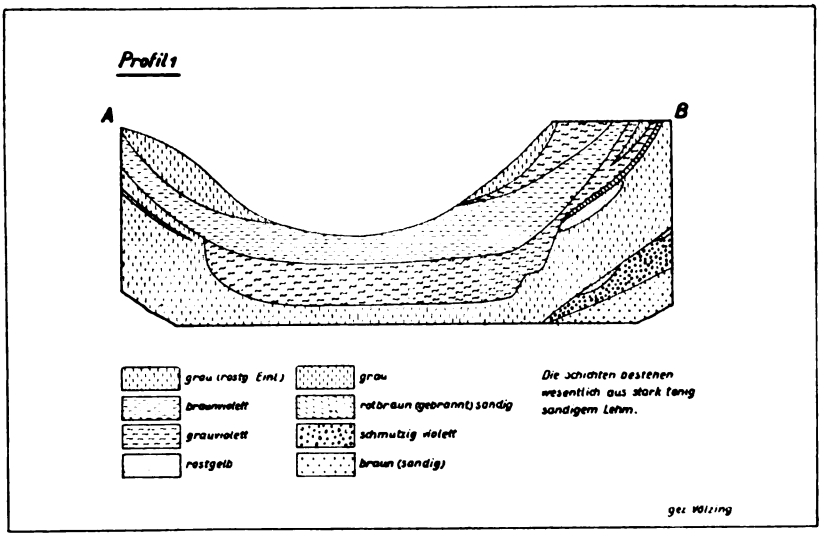


Abb. 20. Schnitt A B durch die Wanne bei Trog 6.

Wie bereits angedeutet, wurden bei Entfernung der Abdichtungsstellen auf der Südseite des Holztroges T 6 und der Wanne Bretter eines Bodenbelags festgestellt (vgl. Abb. 17). Die Bretter lagen ungefähr in nord-südlicher Richtung und reichten bis zum jüngsten Pfahlkranz der Wanne. Die beiden am weitesten östlich liegenden Bretter stießen mit ihrem Südrand an ein etwa Nord-ost-Südwest verlaufendes Brett, auf dessen Südseite drei weitere, in gleicher

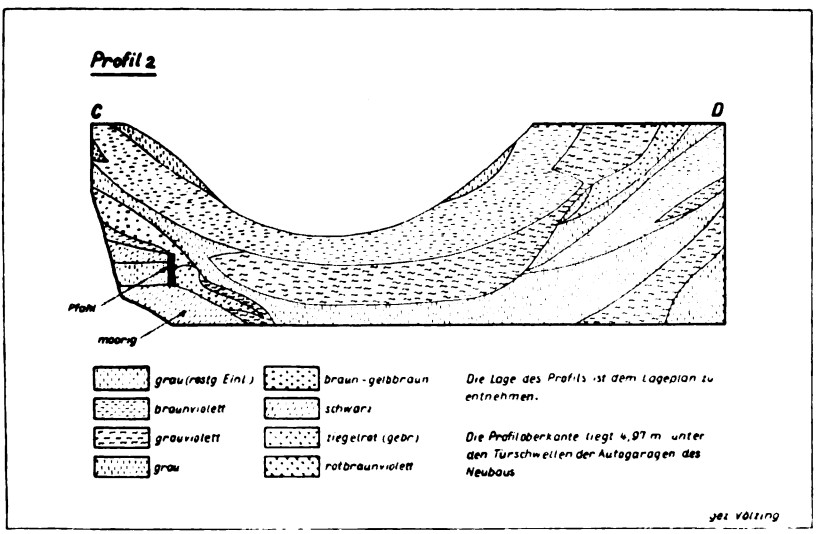


Abb. 21. Schnitt C D durch die Wanne bei Trog 6.

Digitized by Google

Richtung verlaufende Bretter folgten. Sie umfaßten die schon erwähnte, nur noch zur Hälfte erhaltene zweite Wanne. Die Bretter lagen auf wahllos zusammengeworfenen Kalksteinen auf. Der Holzbelag förderte ohne Zweifel die Zugängigkeit der Anlage in dem sicherlich oft recht sumpfigen Gelände.

Über die geologischen Verhältnisse an der Grabungsstelle liegt das oben im Bericht „Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall" (S. 43) veröffentlichte Gutachten von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) vor. Danach reichte die keltische Siedlung bis in die Talaue des Kochers. Die Kulturschicht liegt über der Grabungsstätte direkt über dem Aulehm und ist mitunter sogar in ihn eingetieft. Unsere Vermutung, daß die Solequelle zur Keltenzeit unmittelbar an der Grabungsstelle emporstieg und hier gefaßt wurde, fand durch die genau untersuchte Anlage allerdings nicht die erwartete Bestätigung. An keiner Stelle ließ sich unter der Wanne eine Verbindung durch den Aulehm mit dem darunter folgenden Kocherkies feststellen. An zwei Stellen in der Umgebung der Wanne beobachteten wir allerdings schlotartige Unterbrechungen im Aulehm, die nach unten Verbindung mit dem Kocherkies hatten und sich nach oben stark erweiterten, um trichterförmig an der Oberfläche des Aulehms ohne sichtbaren Zusammenhang mit einer der beschriebenen Anlagen anzustreichen. Diese schlotartigen Unterbrechungen stachen durch den grünlichgrauen sandigen Lehm ihrer Füllmasse von dem Aulehm der Umgebung deutlich ab. Sie dürften alte Austrittsstellen der Sole sein.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß die keltischen Anlagen in irgendeiner Weise der Solegewinnung dienten. Der in den Holztrog 6 mündende Kanal (vgl. Abb. 12 und 16) hat sicher das Salzwasser von der Austrittsstelle der Sole zum Sammelbehälter, dem Trog, geleitet. Reste dreier starker Pfähle

Abb. 22. Runde Tonplatten aus der Füllmasse und der Umgebung der Wanne.
(Aufnahme: Landesamt für Denkmalpflege)

Digitized by Google

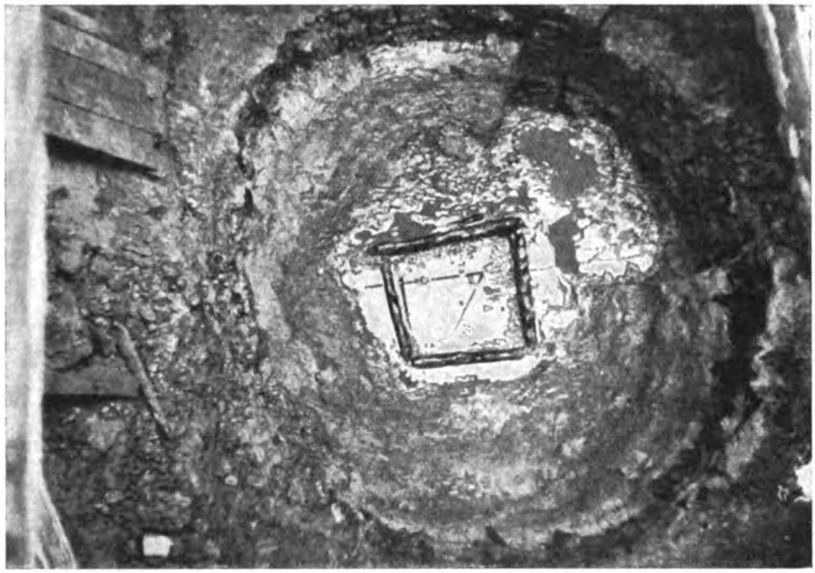


Abb. 23. Pfahlkranz am Rand der Wanne. (Aufnahme: G. Eichner)

(zwei auf beiden Seiten des Kopfendes und einer auf der Südseite des Fußendes des Troges) lassen vermuten, daß der Trog überdacht war. Bei Niederschlägen wurde durch diesen Schutz eine Verdünnung der Sole, die dem Salzgewinnungsprozeß entgegengelaufen wäre, vermieden.

Die Wannen auf der Südseite des Troges waren wohl Eindämpfungswannen. Die Eindämpfung der Sole dürfte vermutlich durch Sonneneinwirkung erfolgt sein. Doch wurde der Eindämpfungsprozeß sicherlich auch künstlich, eventuell durch Holzfeuerung, am Wannenrand gefördert. Dafür sprechen die starken Aschen- und Holzkohlenreste in der Umgebung der Wanne. Die durch Feuer stark gebrannte Wand der älteren Wanne läßt die Vermutung zu, daß die Eindämpfung in der Weise erfolgt ist, daß man zunächst die Wannenwände stark erhitzte, um erst dann die Sole in die Wannen zu bringen. Schließlich dürften auch die bereits erwähnten, in grobkörnigen Tonmassen gebrannten runden Körper (vgl. Abb. 22) Verwendung gefunden haben, vielleicht so, daß sie in erhitztem Zustand in die Sole gebracht wurden.

Abb. 24. Reisigflechtwerk am Wannenrand. (Aufnahme: E. Schwend)

Digitized by Google

Der in dem alten Wannenboden eingelassene Holzrahmen hatte wohl den Zweck, die stark konzentrierte Sole auf kleinem Raum zu sammeln. Sie dürfte von dort aus in Behälter geschöpft worden sein, um auf Öfen, wie sie in der nächsten Umgebung der Grabungsstelle, vor allem angeblich im Bereich des Baugeländes der Sparkasse, angetroffen worden sind, restlich eingedämpft zu werden.

Wir müssen es bedauern, daß wir erst so spät von den Funden benachrichtigt wurden und daher die bei den Ausschachtungsarbeiten auf dem Gelände der Kreissparkasse zutage gekommenen vorgeschichtlichen Reste nicht selbst beobachten konnten. Erst dann nämlich wäre die ganze Anlage in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen gewesen.

Durch unsere Grabung ist erwiesen, daß der Boden von Schwäbisch Hall seine so frühzeitige Besiedlung in erster Linie dem Vorhandensein der Salzquelle verdankt. Ja, wir fanden sogar Anzeichen dafür, daß die von uns aufgedeckte und beschriebene keltische Salzgewinnungsanlage nicht die erste gewesen ist. Vielmehr scheint die Quelle schon in der vorhergehenden Hallstattzeit bekannt gewesen zu sein. Jedenfalls wurden aus dem Liegenden der keltischen Kulturschicht im Bereich unserer Grabung einwandfrei hallstattzeitliche Keramikreste und eine Gagatperle festgestellt.

Digitized by Google

Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall

Beiträge und Wiederherstellungsversuche zu den keltischen Siedlungsfunden 1939 in der Baugrube des Kreissparkassenneubaus in Schwäbisch Hall (mit 3 Abb.)*

Von W. Hommel

I.

Die durch die ganze Bauzeit mit einigen Schülern täglich fortgesetzte Absuchung der Baugrube nach dem Feierabend der Arbeiter und die ebenso fortgesetzte gründliche Durchsuchung des täglichen Erdaushubs brachte neben einer reichen Zahl von Gefäßscherben verschiedener Größen und Formen auch mehr als 1500 ganze und zerbrochene, faust- bis geldstückgroße Tongebilde zutage, die restlos der keltischen Siedlungsschicht entstammten. Da aber die Grabenwände meistens sehr schnell abgestützt oder verschalt wurden, konnten die meisten dieser Tongebilde nur aus dem täglich anfallenden Erdaushub gewonnen werden. Teile davon erschienen in den Grabenwänden nesterartig beisammen, und durchaus stark mit Holzkohle vermischt. Zwischen den Nestern, oft als Verbindung derselben, ergaben sich auch Horizonte bis zu 15 cm Stärke, die dasselbe Gemisch enthielten, anscheinend aus solchen Nestern auseinandergezogen und ausgebreitet. Es ist in der Hauptsache der südwestliche Teil der Baugrube mit den Fundstellen 16 bis 18, also etwa der Raum zwischen und über den freigelegten Einbäumen, Trögen und Lehmmulden, aus dem sowohl die folgenden Beobachtungen angestellt wurden, als auch der hier beschriebene Aushub stammt. In der Grube zeigten sich auf etwa 60 qm Wandfläche der keltischen Schichten, wie sie durch Aushub nach und nach entstanden, noch mindestens 20 solcher Nester, aus denen auch unmittelbar ganze und zerbrochene Tonkörper entnommen werden konnten. Der Aushub dieses Bauteils, der täglich, allerdings nur immer an der Oberfläche, abgesucht werden konnte, betrug etwa 300 cbm, und ergab, wie erwähnt, außer den Gefäßscherben rund 1500 der oben vermerkten Tongebilde. Das mag vielleicht ein Zehntel der wirklich vorhandenen Einschlüsse sein, und etwa die Hälfte aus den Erdmassen, die nicht abgegraben wurden, aber ebenfalls die gleichen keltischen Siedlungsschichten enthielten; im ganzen etwa $^1/_{20}$ aller vorhandenen Tongebilde jener Art aus dieser Siedlung, die also insgesamt mindestens 30 000 solcher Bruchstücke in sich schließen kann, — eine Berechnung, die nur ganz roh den ungefähren Anteil und damit ihre Stellung und Bedeutung in dem ganzen Siedlungsraume andeuten soll.

Die Fundmasse zeigte in der Hauptsache drei ganz verschiedene Arten von Tongebilden:

a) **Walzenförmige Tonkörper.** 640 von den 1500 Tonstücken, also 43%, ließen sich eindeutig ausscheiden als die im Bericht „Eine keltische Solesiederei"

* Die Abbildungen zeichnete Susanne Reichert (Tübingen).

Digitized by Google

(Abb. 22) wiedergegebenen, im Grundriß rundlichen Lehmknollen. Etwa die Hälfte hatte ursprünglich 6 bis 8 cm Durchmesser und 4 bis 6 cm Höhe, die andere Hälfte verteilt sich auf alle Größen abwärts bis zu einem Durchmesser von 2 cm und einer Höhe von 1 cm, doch je kleiner, desto seltener werdend. Aber auch bei den größeren Durchmessern kommen plattenartige Stücke, bis zu ½ cm abwärts, vor.[1]

Auffallend ist ihre Zusammensetzung, die nicht nur im ganzen, sondern auch bei den einzelnen Stücken ungleichmäßig ist; denn fast jeder Tonknollen enthält außer dem mehr sandigen oder tonigen Hauptbestandteil noch Einschlüsse von Holzkohle, Asche, Ziegelstückchen, auch kleine faserige Bestandteile, Kalkstückchen, die mehr oder weniger auf Salzsäure reagierten, häufig auch Ton und Sand, den Körper als kleine Horizonte durchziehend. Man hat den Eindruck, wie wenn älteres Material zerkleinert und dem Ton beigemischt worden wäre. Beim Herausnehmen aus der feuchten Erde, d. h. aus der Wand, in der sie steckten, brachen sie fast durchweg ab, während sie schon auf der Halde fester wurden, heute nach monatelanger Lagerung steinhart sind und zum Teil nur mit kräftigen Hammerschlägen sich zerteilen lassen.

Vermutlich wurden sie hergestellt durch gleichmäßiges Abschneiden von einer Lehmrolle bestimmter Stärke, und dann im geschlossenen Töpferofen, unterstützt durch Ton- oder Holzklötzchen, aufgebaut und hart gebrannt. Denn meist zeigen sie auf einer, oft auch auf beiden Seiten Eindrücke, wie wenn kantige Gegenstände oder Holzstücke in verschiedener Breite und Stärke darauf oder dazwischen gelegen wären. Sie müssen im Brennofen in feuchtem Zustand nebeneinander und übereinander aufgebaut gewesen sein, wovon wohl auch die häufigen Fingerabdrücke an den Außenseiten herrühren. Ihre rohen, sehr ungleichmäßigen Formen scheinen von einer Massenherstellung zu kommen, die keinen Wert zu legen brauchte auf schöne Formen und lange Haltbarkeit. Nach dem Urteil eines Haller Töpfermeisters müßten sie im geschlossenen Brennofen bei mindestens 500° Hitze ihren Härtezustand erreicht haben.

So kommen wir zu einer doppelten Möglichkeit ihrer damaligen Verwendung:

1. Die Tonknollen dienten als Baustützen eines Gerüsts zur Gradierung der Sole ohne Feuerung, nur durch Verdunstung, indem eine Reihe von niederen Schalen aus Ton oder Holz so übereinander gestellt wurden, nach oben immer kleiner werdend, daß die darübergeleitete Sole langsam von Schale zu Schale abfließen konnte, bis sie unten in einer ausgestrichenen Bodenmulde „gradiert", d. h. durch Verdunsten von Wasser verstärkt, aufgefangen und ausgeschöpft wurde. Die Schalen waren durch die Tonkörper, vielleicht auch durch dazwischen gelegte Bretter, gestützt und gehalten. Nach Abschluß der Arbeit wurde wohl der durch und durch mit Sole getränkte Aufbau verbrannt, um seinen Salzgehalt noch zu verwerten. (Vgl. die Schilderung bei Plinius und Tacitus: brennende Holzstöße!)

Der bekannte Anthropolog und Vorgeschichtsforscher Dr. A. Schliz (Heilbronn) hat sich nach eingehender Untersuchung des Fundstoffes aus dem keltischen

[1] Genauer verteilt sich diese Fundmasse folgendermaßen: Je etwa 50 Stück von ungefähr 6 cm Höhe, 200 von 5 cm, 100 von 4 cm, 100 von 3 cm, 50 von 2 bis 3 cm, 50 von 1 cm, und etwa 100 Stück von unbestimmter Höhe (1 bis 6 cm), meist 4 bis 6 cm breit. 10 Tonkörper sind vollständig erhalten, alle anderen mehr oder weniger als Bruchstücke.

Digitized by Google

Salzbetrieb in Lothringen (Marsal, Château Salins) bemüht, die Verwendung ähnlicher Tonwalzen und dazu gehöriger Tonstangen in einem Wiederherstellungsversuch klar zu machen,[2] der hier wiedergegeben sei (Abb. 1). Ähnliche Tonkörper, nur gestreckter und an beiden Enden stempelartig erweitert, sind aus Halle an der Saale bekannt, die zu dem Wiederherstellungsversuch geführt haben, der in dem Aufsatz des Herausgebers: „Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall" in diesem Jahrbuch in Abb. 40 dargestellt ist. Beide Versuche aber können nicht restlos überzeugen, da ein längeres Übergießen des Aufbaues die Wirkung des Feuers zu schnell und zu stark mindert, und deshalb höchstens als Gradierung durch Verdunsten ohne Feuerstelle, aber nicht durch Verdampfen gedacht werden kann.

Abb. 1. Wiederherstellungsversuch eines hallstattzeitlichen Salinenwerkes (Briquetage). Nach Grabungsfunden aus dem lothringischen Salinenbetrieb südlich Metz 1903, von † Dr. A. Schliz (Heilbronn).

2. Der wichtigste Vorgang bei der Salzgewinnung war aber immer das Sieden selbst, und dazu benützte man zweckmäßig gebaute Öfen, die durch sinnreiche Einrichtung große Hitze zum Eindampfen der Sole und Ausfällen des Salzes erzeugen mußten. Als Stützen des Brennrostes und zur Stärkung des Luftstromes konnten die Tonkörper ihren Zweck ausgezeichnet erfüllen; die nesterartige Lage gerade dieser Tonwalzen im Siedlungsboden macht diese Verwendung besonders wahrscheinlich. (Vgl. e: Wiederherstellungsversuch!)

Bei einem Durchschnittsgewicht von 250 g für einen Vollkörper und der Überlegung, daß je etwa 10 bis 15 Stück einer Durchschnittsgröße der geborgenen 640 Knollenbruchstücke ein ganzes Stück ergeben, bekommen wir mit der Meßzahl 20 für die ganze Siedlung 50 × 20, das sind rund 1000 Vollkörper; und wenn etwa 40 Stück zu einem ganzen Aufbau nötig waren, so dürften wir im erschlossenen und nicht aufgedeckten Siedlungsraum zusammen mit einer Anlage von etwa 20 bis 25 Aufbauten rechnen, deren wesentlicher Bestandteil jene Tonkörper sind, und von denen wohl die Hälfte annähernd zu gleicher Zeit als Arbeitsplätze in Betrieb gewesen sein können. Immerhin ergeben die genauen Beobachtungen und ungefähren Berechnungen einen gewissen Anhaltspunkt für die Größe des Betriebs in der Siedlung, der ja auch schon durch die Menge des Fundmaterials (vgl. den Abschnitt Dr. Kost: „Töpferware"), sowie durch die große Ausdehnung des Siedlungsraumes angedeutet ist.

b) **Grobsandige Tongefäße.** In gleich starker Menge enthält das oben bezeichnete Fundmaterial die vom Herausgeber des Jahrbuchs (S. 96) genannten „grobsandtonigen, dickwandigen, schweren und offenbar weitmündigen Tonbe-

[2] „Zeitschrift für Ethnologie", 35. Jahrg. 1903, S. 642 f.: A. Schliz, „Salzgewinnung in der Hallstattzeit mit Bezugnahme auf die mutmaßlichen Verhältnisse in Württembergisch Franken".

Digitized by Google

hälter". Sie machen mit 671 Bruchstücken 45% der ganzen Fundmasse aus. Auffallend sind dabei die vielen Bodenrandstücke mit ihrem bezeichnenden ausschwingenden Bodenansatz, die allein 21% dieser Bruchstücke ausmachen. Vielleicht gestattet diese Verhältniszahl einen Schluß auf eine besonders geringe Höhe des Gefäßes, das in einem ähnlichen Fundstück noch die ganze Wandung samt Boden und Gefäßrand enthielt mit nur 3 cm innerer und 5 cm äußerer Höhe. Wir müssen also wohl auf alle Fälle an Schalen denken, die zum Versieden einer geläuterten Sole wegen dem bequemeren Umrühren und Ausschöpfen des fertigen Salzes sich jedenfalls besser eigneten als hochwandige Gefäße, die aber vielleicht auch geeignet waren, in einem größeren Aufbau als Tropfschalen des Gradiervorgangs, in Verbindung mit den unter a beschriebenen Tonknollen, Verwendung zu finden.

Wenn man nun auch hier die oben errechnete Meßzahl 20 zugrunde legt, so dürfen wir mit etwa 240 solcher Behälter für die ganze Siedlung rechnen, und es kämen auf jeden der oben geschätzten 20 bis 25 Aufbauten bis zu 10 Gefäße, falls sie in einem gemeinsamen Aufbau (Gerüst, vgl. a 1) zu gleicher Zeit verwendet worden sind und nicht dem Sieden auf Einzelfeuerung gedient haben, wie es die als Salzsiedetöpfe angesprochenen Funde von Niedernhall und Bad Nauheim nahelegen.

c) **Lehmverputz.** Die übrigen 12% mit 188 Stücken der ganzen ausgesonderten Fundmasse sind in geringer Zahl Lehmverputzstücke mit Abdruck von Ästen bis zu 2 cm Stärke, die einer festen Hütten- oder Hauswand entstammen können; in der Hauptsache sind es aber durch und durch mit Stroh vermischte zinnoberrot verziegelte Lehmbrocken, die man wohl nur als Reste zerstörter Ofenteile ansprechen kann. Vereinzelt ist die Innen- oder Außenwand mit geringer Glättung erhalten, einmal auch auf beiden Seiten, so daß sich eine Stärke bis zu 6 cm für den Ofenteil ergibt, die durchaus der Gewohnheit späterer Zeiten entspricht. Der geringe Bestandteil an Hüttenlehm ist vielleicht ein Hinweis, daß in der ganzen Salinenanlage nur im Sommer mit leichten Bretteraufbauten zum Schutz gegen Sonne und Regen auf Vorrat gearbeitet wurde, im Winter dagegen der ganze Betrieb ruhte, wie es ja bis zur Gewinnung rationellerer Methoden des 18. Jahrhunderts auch hier gehalten wurde, wo nach etwa 20 Wochen Siedebetrieb die Arbeit nach Löschung der Öfen eingestellt wurde.

d) **Ofensteine.** Ein aus Lehm gebranntes Einzelstück ist besonders auffallend durch seine Form, an ein Brotlaibchen erinnernd, nach oben schön glatt durch die Hände abgestrichen, im Querschnitt 9 cm breit und 6 cm hoch, an beiden Enden aber abgebrochen, so daß es nur noch 9 bis 10 cm Länge aufweist. Die Unterseite ist als Auflagefläche völlig eben, und deutlich in der Färbung heller als die dem Brand und der Hitze stärker ausgesetzte gewölbte Oberseite des Stückes. Da es auch im Bruch nach oben durchaus dunkler wird, von ziegelrot bis aschgrau, kann es höchstwahrscheinlich nur ein Auflagestein im Feuerungsraum des Ofens sein, der den doppelten Zweck hatte, die Glut am Herausfallen aus dem Schürloch zu verhindern, wie auch den brennenden Scheitern im Ofen als Auflage zu besserer Luftzufuhr zu dienen. Es ist derselbe Stein, den unsere Töpfermeister heute durch eine eiserne Gußplatte ersetzen, und der in der alten Haller Siedersprache „Fornichstein" ge-

Digitized by Google

nannt wird als ein Lehnwort aus dem lateiniſchen fornax (= der Ofen), wie es noch um 780 in einer Salzburger Urkunde (Indiculus Arnonis) heißt: „in loco, qui vocatur hal, ad sal coquendum fornaces VIIII, tres sunt vestitas et VI apsas", d. h.: „an einem Ort, der Hall genannt wurde, [gab der Herzog] zum Salzſieden 9 Herdſtellen, wovon 3 in Benutzung und 6 verlaſſen waren". Dieſe Fornichſteine waren auch im Mittelalter ein kleiner Beſtandteil des Ofens, auf dem die Pfanne aufgeſetzt war, und der ſelbſt den Namen „Fornich" trug.

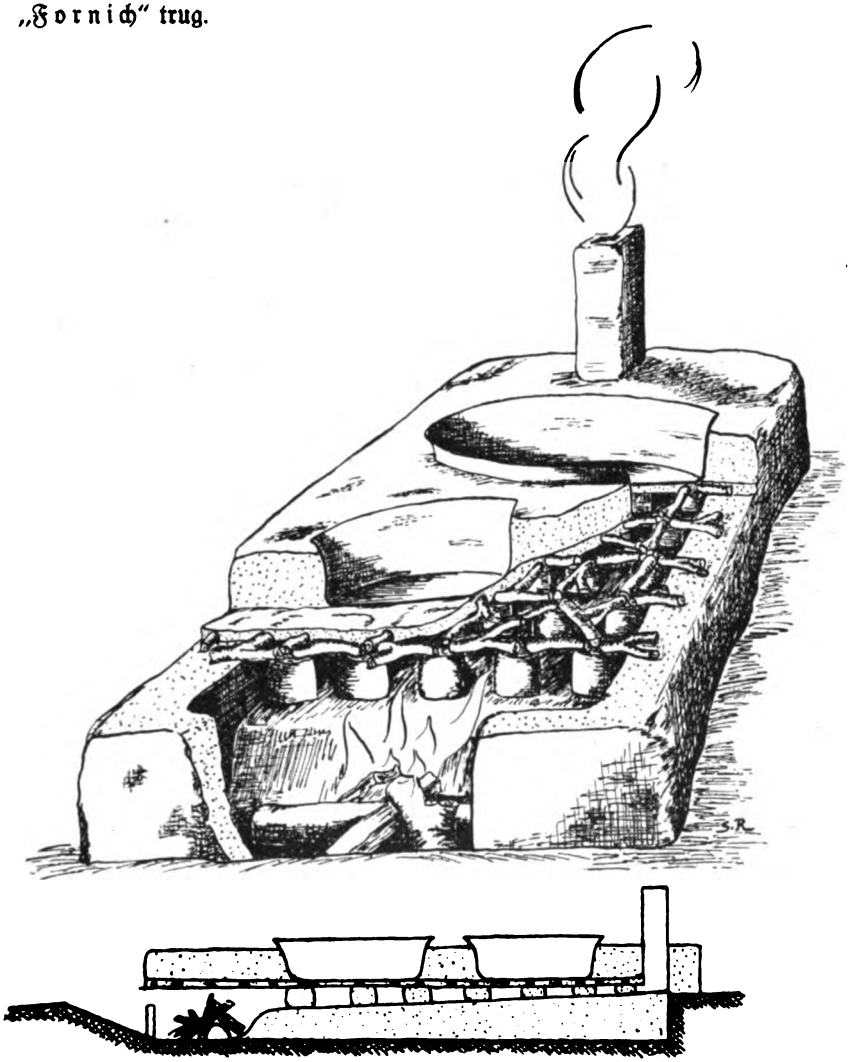


Abb. 2. Anſicht und Längsſchnitt eines keltiſchen Salzſiedeofens. Wiederherſtellungsverſuch des Verfaſſers nach den Funden aus der Baugrube des Kreisſparkaſſenneubaus in Schwäbiſch Hall 1939.

Digitized by Google

e) Wenn wir nun den Versuch der **Wiederherstellung eines Siedeofens** wagen (Abb. 2), der im wesentlichen die in den oben erwähnten Nestern der Baugrube enthaltenen Tonbestandteile der Walzen, sandigen Scherben, verbrannten Lehmstücke und Ofensteine enthält, so tun wir es wohl mit einigem Vorbehalt hinsichtlich einer Endlösung, aber doch in der Überzeugung, daß sachliche Einwände kaum dagegen erhoben werden können, da auch die praktischen Einwände des erfahrenen Töpferhandwerkers verwertet sind; wenn auch zugegeben werden muß, daß im technischen Aufbau geringe Abweichungen durchaus möglich sind.

Die Verwendung der frisch geformten, noch ungebrannten Tonwalzen ist im wesentlichen so gedacht, daß sie auf einem festgestampften Lehmboden, der von der davor liegenden Feuerung und dem Fornichstein aus nach hinten ansteigt, in abnehmender Größe so nach hinten aufgesetzt werden, daß zwischen ihnen die Hitze des Feuers hindurchströmt und sie dadurch ihre Spannung und ihren Höhegrad erhält. Über den Walzenkörpern liegt nun ein Lehmdeckel, der aus Ästen und Zweigen besteht, die von Knollen zu Knollen gesetzt werden, von unten und oben ganz eben mit Lehm ausgestrichen. Im hinteren Teil des Herdes ist das Abzugsloch zur Regelung der Hitze und Abführung des beim erstmaligen Anbrennen entstehenden feuchten Niederschlags als Dampf. Auf diesem Lehmboden werden die Tonpfannen oder -schalen, je nach ihrer Größe nur eine oder mehrere, so eingebettet und abgedichtet, daß die ganze Hitze des Ofens ausgenützt werden kann. Die Lehmabdichtung verhindert zwar das Verkohlen des eingelegten Astwerkes nicht, gibt ihm aber doch, durch die Tonkörper unterstützt, noch genügenden Halt, um die Pfannen zu tragen. War der Ofen durch das häufige Ein- und Ausgießen und Überschäumen der Sole, sowie durch die dauernde Hitzeeinwirkung spröde und rissig geworden, so konnte er leicht abgebrochen und das mit Sole durchtränkte Lehmgemisch durch Zerkleinerung und Auslaugung wieder verwendet werden zu einem neuen Ofenaufbau.

II.

Die eigenartige Zusammensetzung der oben beschriebenen Tonknollen und diese ebengenannten Ofensteine, wie aber auch alle sonstigen Beobachtungen und Ergebnisse bei der Grabung und Untersuchung des hällischen Siedlungsbodens von 1939/40 erinnern nun so stark an die Gewohnheiten, Arbeiten, Einrichtungen und Namen des mittelalterlichen Salinewesens der Reichsstadt Schwäbisch Hall, daß wir in kurzen Zügen ein Bild dieses umständlichen und eigenartigen gewerblichen Betriebes folgen lassen müssen. Es ließ sich gewinnen aus der über 6000 Seiten zählenden, fünfbändigen, handschriftlichen Chronik von G. W. Chr. Bühler, Oberbaurat in Stuttgart, um 1840: „Hall und Limpurg. Geschichte der alten Saline Hall in Schwaben und des Floßwesens aus der Grafschaft Limpurg", deren genaue Inhaltsangabe in 170 Abschnitten im „Haller Heimatbuch", 1937, Seite 282 bis 288 abgedruckt ist.

Mittelalterliche Salzgewinnungsmethoden der Saline in Schwäbisch Hall. Bühler schließt an die bekannten klassischen Stellen des Plinius und Tacitus über die Salzgewinnung bei Galliern und Germanen an, die Holzstöße angezündet und so lange mit Salzwasser begossen haben, bis sich ausgekochtes Salz

Digitized by Google

an die Kohlen angesetzt hatte und in der Asche vorgefunden wurde. Mit Recht gibt der Chronist diesem Erzeugnis, das er als eine Masse bezeichnet „aus Salzkristallen mit Kohle und Asche selbst vermischt und steinartig zusammengebacken", den Namen Gewöhrt, der im mittelalterlichen Salinenbetrieb hier eine besonders große Rolle spielte und ein wesentlicher Bestandteil der Salzerzeugung war. Aber außer der Bemerkung, daß „diese Salzmasse vor dem Gebrauch erst zerstoßen werden mußte", fand er keine Beziehung zu den späteren Gewinnungsverfahren, obwohl sie aus der Kenntnis des Gewöhrt-Siedens auf der Hand liegen mußte. Doch darüber später!

Von besonderer Bedeutung waren folgende Einzelheiten und Einrichtungen bei der hällischen Salzgewinnung des Mittelalters (Abb. 3) in der Zeit von etwa 1100 bis 1500:

a) **Der Herd (Fornich).** Der mittelalterliche Siedebetrieb begann jedesmal im Frühjahr im Haalhaus mit der Zubereitung des Herdbodens und der Aufrichtung der darüber stehenden Ofenwände, auf die die Pfanne aufgesetzt wurde. „Man nahm glühende Holzkohlen, die mit der etwa 5%igen Sole vollständig abgelöscht wurden. Hierauf vermischte man diese mit Salzschlamm aus den Geschirren und der Pfanne, aber auch mit Erde [d. h. wohl Lehm, Ton und Sand], trat alles sehr klein und arbeitete es gut untereinander. Man ließ dieses Gemenge dann kurze Zeit liegen, bis es hart war, hackte es sodann noch einmal auf, goß aufs neue Sole darauf, mischte es nochmals tüchtig, daß es breiartig wurde, und breitete es 30 cm stark auf dem Boden aus als Unterlage für die Holzfeuerung unter der Pfanne." Auf diesen Herd wurden nun die Wandungen des Ofens, die Forniche, aufgesetzt, in Größe und Zusammensetzung dem Herde gleich. Sie wurden also auch aus Gewöhrt, jener Masse aus Kohle, Asche, Sand, Salzton und hauptsächlich Salz gefertigt, die man auch Schloter nannte. „Es ist unglaublich, in welch kurzer Zeit diese Wände austrockneten und eine solche Härte und Festigkeit erlangten, daß sie die schwere eiserne Pfanne von 5 m Länge, 1,20 m vorderer, 1,10 m hinterer Breite, 0,40 m Tiefe, mit einem Gewicht von etwa 5 Zentnern Nürnberger Maßes, gefüllt mit Sole oder Salz, tragen konnten. Während des Siedens schüttete man immer Sole an dem Fornich hinunter, damit seine Tragkraft durch die große Hitze nicht geschwächt wurde und derselbe keine Risse bekam." Die dritte, hintere Wand des Fornichs hieß in der Siedersprache der Innicher, wohl einen volkstümlichen Ausdruck für die innere, hintere Wand bezeichnend.

b) **Der Naach.** Noch stärkeren Anklang an die aus der keltischen Siedlung stammenden Trog- und Rinnwerke der Haller Grabung hat die alte Einrichtung des Naach, dessen Name Bühler richtig von Nachen ableitet. Er gehörte zu den wichtigsten Einrichtungen bei dem Gewöhrtprozeß, auf der linken Seite des Haalhauses stehend. Es war ein großer Trog, von „Eichstämmen zusammengesetzt" (vgl. den Einbaum mit dem daraufgesetzten Eichentrog der hiesigen Keltensiedlung!), 6 bis 7 m lang, 1,3 bis 2 m breit und 1,30 m tief. Gegen unten verjüngte er sich um ein Drittel, gegen hinten war er tiefer als vorn.

Diese Bühlersche Darstellung scheint tatsächlich, wenn auch unbewußt, einen „Einbaum" zu beschreiben, der sich, hinten tiefer als vorn, im Querschnitt nach unten verjüngte, also ein aus einem Stück gefertigter Trog war; er erinnert stark an alte Einrichtungen in unseren ländlichen Wirtschaftsbetrieben,

Digitized by Google

wo man noch bis in unsere Tage Tröge aus ausgehöhlten Baumstämmen, sogenannte „Wergeltröge", benützte, um Obstmost zu gewinnen, oder wo man die Backtröge zur Teigbereitung auf dieselbe Weise aus einem Stück herstellte.

Beim Naach im Haalhaus nannte man die hintere Vertiefung das Trüchle, in dem sich der Schleim vom Gewöhrt, der Ziemschloter, absetzte. Denn der Hauptzweck des Naachs war, daß man zerkleinerte Gewöhrtbrocken in ihm durch zugeführte natürliche Sole auslaugte oder beizte, was bei einem gefüllten Naach 4 bis 5 Stunden in Anspruch nahm. Die Sole wurde in Rinnen oder Holzröhren entweder von dem Salzbrunnen aus direkt zugeleitet, oder es wurden runde Ablabegölten außerhalb des Haalhauses auf der Hofstatt aufgestellt und mit Sole gefüllt, die von hier aus in Rinnen in den Naach gelassen werden konnte. In älterer Zeit gebrauchte man statt der Ablabegölten Butten, nämlich große viereckige, ganz in den Boden eingegrabene Kästen aus Eichenholz, aus dem die Sole wieder durch Rinnen oder mit einem Eimer an einem Waagbalken herausgehoben und in den Naach gebracht wurde zum Ausbeizen des Gewöhrts.

c) **Gewöhrt und Gewöhrtstatt.** Wenn wir die große Bedeutung des Gewöhrts als Gradiermittel im althällischen Siedebetrieb recht erkennen wollen, müssen wir uns den Verlauf dieser mittelalterlichen Kochsalzgewinnung nach den Mitteilungen Bühlers genauer vergegenwärtigen.

Die reine geläuterte Sole wurde in den an der linken Wand des Haalhauses oder der Haalhütte befindlichen Naach geleitet, in dem Salzschlamm, Fornichbrocken, Pfannenstein, Bodensatz der Geschirre, Gefäße und Pfannen, kurz alles, was im Lauf der Salzsiederei an salzgetränkten Abfällen zusammen kam, aufbewahrt wurde. Hier wurde dieses Gewöhrt so tüchtig ausgelaugt, daß die anfangs etwa 5%ige Sole auf etwa 15 bis 20° verstärkt wurde. In Rinnen lief sie nun hinüber in die Pfanne, die auf den Fornichwandungen, die eine Stärke von 60 bis 70 cm und eine Höhe von 1 m bis 1,20 m hatten, aufgesetzt war. Diese hochgradige Sole wurde nun etwa 2 bis 3 Stunden lang stark gesotten, wobei schließlich das Salz anfing sich zu bilden, mit starker Schaumbildung, der dauernd abgeschöpft werden mußte und. wie alles Unreine, mit der Krücke aus der Pfanne gezogen wurde. In der linken vorderen Ecke des Raums war neben dem Naach die Gewöhrtstatt, wo in großen Gölten, die oben breiter und unten schmäler waren, dieser ausgeschöpfte Schlamm aufbewahrt und wieder zu Gewöhrt vorbereitet wurde. Man rechnete für eine Tagesleistung mit Siedebetrieb etwa 25 Gölten Gewöhrt, mit dem in etwa 16 Stunden eine Pfanne Salz ausgekocht war, also in einer Woche für 6 Sieden etwa 150 Gölten voll Gewöhrt.

Der Salzschlamm allein hätte aber dazu längst nicht ausgereicht, sondern die Hauptmasse des Gewöhrts bildeten die beim Sieden dauernd sich mit Sole ansaugenden und absichtlich immer wieder mit Sole übergossenen Fornichwände unter der Pfanne. Nachdem man nämlich 2 bis 3 Wochen auf diese Weise fortgesotten hatte, wurde die Pfanne durch Hebebäume abgehoben, die Fornichwände samt dem Herdboden mit Stößern und Hauen herausgebrochen, zerkleinert und unter dem Namen Salzstein, Sauerteig oder Höfel in die Gölten der Gewöhrtstatt gebracht und aufbewahrt bis zum Wiederauslaugen im Naach. Dieselbe Masse wurde aber auch zum Teil wieder aufs neue vermischt mit Kohle, Ziemschloter aus dem Naach und reichlichem Soleaufguß,

Digitized by Google

verwendet zur Herstellung des neuen Herdes und Fornichgemäuers. War zuviel Gewöhrt angefallen, so wurde es unter dem Namen „Haalbetzich" an die Bauern der Umgebung als vielgeschätztes Düngungsmittel verkauft. Vielleicht haben daher manche Äcker ihren Namen „Haaläcker" bekommen.

d) **Die Läuterung der Sole.** Es läßt sich denken, daß die in der Pfanne siedende Sole zunächst ihrer Beschaffenheit nach durch die Auslaugung des so reichlich mit glühenden Holzkohlen abgelöschten Gewöhrts schwarz wie Tinte war, und deshalb ein ebenso gefärbtes Salz gegeben hätte. Darum waren an den 4 Ecken über den „Hörnern" der Pfanne Geschirre angebracht, unten mit einem Loch und einem Zapfen versehen. Nach 2 bis 3 Stunden Siedeprozesses wurde nun die kochende Sole aus der Pfanne in diese Geschirre geschöpft und darin geläutert oder gefärbt. Dazu nahm man das zu Schaum geschlagene Weiß von ein bis zwei Eiern (!) und sprengte es auf die kochende Sole. In anderen Salinen soll diese Reinigung mit Blut oder mit Bier vorgenommen worden sein. Unterdessen wurde die Pfanne gereinigt, d. h. der in der Pfanne zurückgebliebene Salzschlamm mit Sole ausgeschwenkt und

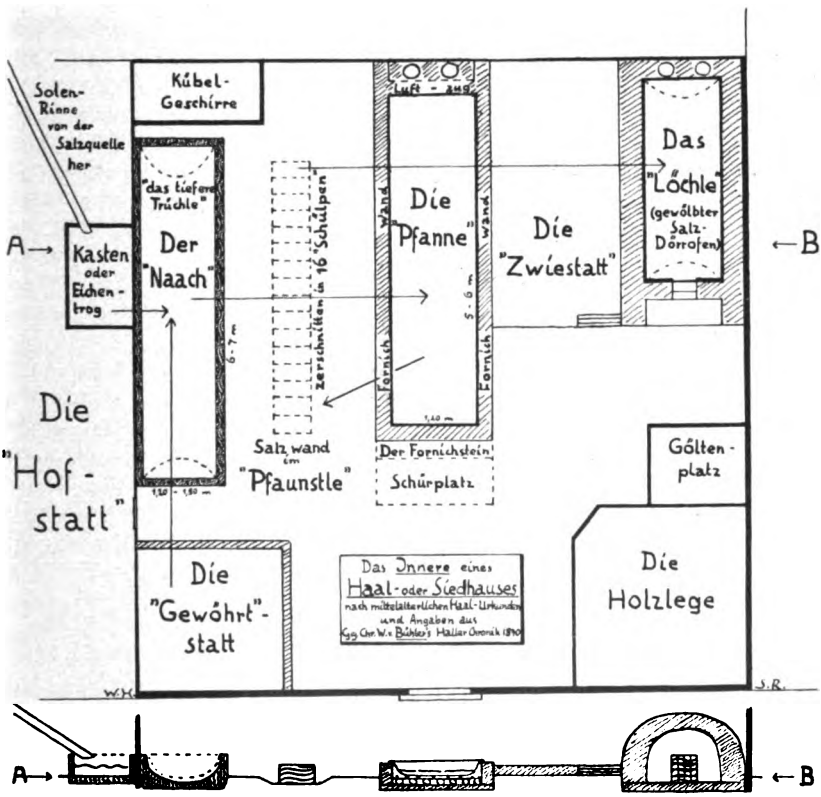


Abb. 3. Grundriß und Querschnitt eines mittelalterlichen Haal-Siedehauses in Schwäbisch Hall. Nach Urkunden und Chronikberichten wiederhergestellt vom Verfasser 1940.

Digitized by Google

über Fornichsteine und Herd gegossen, um das aus demselben zu verfertigende Gewöhrt desto kräftiger zu machen. Nun wurden die Zapfen aus den Geschirren gezogen, und die Sole floß jetzt geläutert und klar durch kleine Rinnen in die Pfanne zurück. Der schwarze, rückständige Schleim aber in den Geschirren wurde ausgeschöpft und in den Naach gebracht, um dann auf einem besonderen Platz zwischen Pfanne und Naach, dem „Pfaunstle", wieder mit glühenden Kohlen abgelöscht, vermischt und zerhackt zu Gewöhrt bereitet zu werden.

e) **Das Salz oder die (Hof-) Schülpen.** Eben dieses Pfaunstle aber hatte noch eine viel größere Bedeutung. Denn hier wurde das in der geläuterten, kochenden Sole erstarrende Salz aufgeschüttet und in feste Form gebracht. Man grub dazu den eben bezeichneten Raum tief aus, füllte ihn mit glühenden Kohlen auf, die sofort mit Sand bedeckt wurden. Darauf wurde das in der Pfanne mit Auflegschaufel und Fachbrett zusammengezogene Salz geschüttet und sofort eine Mauer oder Wand aufgerichtet von 6 m Länge, 30 cm Breite und 60 cm Höhe, wozu etwa 7 Stunden benötigt wurden. Sobald das Salz so aufgerichtet war, wurde es mit einer Säge oder dem Reißmesser in 16 Teile oder Schülpen, d. h. Schollen oder Scheiben, zerschnitten, gleich wieder mit glühenden Kohlen umgeben und dadurch getrocknet und gehärtet. So hatte jede Schülpe ihre bestimmte Größe von 30 : 60 : 37,5 cm und ein Gewicht von 1½ bis 2 Zentner. In der rechten hinteren Ecke der Siedehütte aber war das „Löchle", d. h. ein meist gewölbter Dörrofen, wie beim Flachsdörren mit feuerfesten, starken Wänden, in denen die Schülpen, mit heißen Kohlen umstellt, vollends ihre zum Transport notwendige Härte erhielten. Aus der Besonderheit des Platzes läßt sich vielleicht auch der Name „Pfaunstle" erklären: Das auf den heißen Sand, unter dem noch die Kohlen weiterglimmten, gebrachte nasse Salz zischte und brauste stark auf, es „pfuste" gerade wie das „Pfauserle", das kleine in Schmalz gebackene, stark in die Höhe treibende Backwerk; also von dem alten Stamm pfausen (= aufblasen) abgeleitet (vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, 1920).[3]

f) **Der Bürdinmarkt.** Wenn uns schon bisher immer stärker die Überzeugung sich aufdrängte, daß in dem bisher beschriebenen frühen Salzgewinnungsverfahren Halls uralte Erinnerungen und Beziehungen keltisch-germanischer Salzstämme weiterleben, so wird dieser Eindruck noch verstärkt durch die Tatsache, daß wir in der Literatur und Urkundensprache des älteren Hall einen Burdin- oder Bürdenmarkt finden, der einen ganz bestimmten Teil des Haalplatzes einnahm und noch jahrhundertelang zur Bezeichnung der Lage einzelner Haalhäuser und Salz-Hofstätten diente. (Vgl. Aufsatz Dr. Kost, Lageplan, Abb. 3.) Er lag vom „unteren Türle" des Haals, etwa da, wo heute die Mädchenoberschule steht, bis herüber zu den ersten Häusern des „Schwatzbühl", wo der Wohnbezirk der Salzsieder von jeher war, und die Kersen- oder Schulpengasse in den Haal mündete. Von einer marktähnlichen Betätigung hier ist aber gar nichts mehr überliefert, und es sind auch bloß Vermutungen und unsichere Deutungsversuche, was die Chronisten vom Mittelalter bis in unsere Tage darüber erzählen. Die älteste Überlieferung stammt aus der Hand des

[3] In der Saline Traunstein bei Reichenhall hieß das gemauerte Gewölbe zum Dörren der Salzscheiben (Salzscheiben schon 1308 von Reichenhall nach Traunstein geliefert!) „Pfiesstatt" (Georg Schiergbofer, „Traunstein und das Salz" 1911, S. 61 und 63); vgl. unser „Pfaunstle" im hällischen Haalhaus!

Digitized by Google

Chroniſten Georg Widman,[4] mit der beſonderen Überſchrift: „Hall vor zeithen eine einode. Bürdinmarckh", und dem Text: „Es iſt auch zu vermuten, daß ehe das Salzwerk zu Hall im Schwank, eine große einode und wenig Volk allda gewohnet. Dann erſtlich das Holz zum Sieden nicht auf dem Kocher geflößet, ſondern mit Büſchel und bürdin reiſchach geſotten worden, wie dann noch ein Ort im Haal, da man ſolch Bürdin dazumal feilgehabt, der ‚burdinmarckth' genannt wurde." In der „Grünen Chronik", einer ſpäteren Abſchrift um 1600, heißt der Abſchnitt etwas erweitert: „Da nun noch nicht viel Volks in dieſer Einöde ... war, das Salz aber gleichwohl ziemlicher maßen in Schwang ginge, da iſt das Holz zum Salzſieden nicht (Wie jetzo zu geſchehen pfleget) auf dem Waſſer im Kocher hereingeflößt, ſondern es iſt anfänglich mit Reiſſach geſotten worden, welches man büſchelenweiß zuſammengebunden, aufgebürdet, herein in die Stadt in das Haal getragen, allda in einem ſonderlichen Ort feil gehabt und verkauft, welcher Ort bis auf den heutigen Tag annoch der ‚Bürdin Marck' genennet und titulieret wird." Aber ſchon Kolb, der ausgezeichnete Herausgeber dieſer Chronik,[5] bezweifelte ihre Richtigkeit, wenn er (S. 90, Anm. 2) ſagt: „bürdin: ahd. purdin = Bürde, Traglaſt: Büſchel und Bürde ſind offenbar nur ein altes Alliterationspaar. — Ob der vom Chroniſten an den Namen Bürdinmarkt angeknüpfte Schluß bündig iſt, läßt ſich bezweifeln, immerhin wird er einigermaßen begünſtigt durch die Tatſache, daß dieſer ‚Bürdinmarkt' nach einer Urkunde von 1546 (KHR.) und Herolt 42 wirklich am Haalplatz war."

Bühler aber, der beſte Kenner des hälliſchen Salzweſens, geht noch weiter und ſagt im I. Band ſeiner Chronik:[6] „Die Chroniſten ſagen übereinſtimmend, daß das Salz anfänglich bloß mit Bürden oder Reiſſachbüſcheln geſotten worden ſei. Dies widerſpricht aber dem, was wir oben über die erſte Salzbereitungsart (nach römiſchen Quellen) geſagt haben. Auf hiſtoriſch genauen Nachrichten beruhet jedenfalls dieſe Behauptung nicht, ſondern ſie ſcheint eher davon abgeleitet worden zu ſein, daß es in Hall einen Bürdinmarckh im Haal gegeben hat; allein daraus folgt noch keinesfalls, daß man mit dieſen Bürden das Salz geſotten habe."

Auch die Quellen des Haller Stadtarchivs lehren uns nichts anderes. Wenn ſie auch durch den großen Stadtbrand von 1376, der die Altſtadt und das Rathaus ſamt dem Archiv vernichtet hat, in der Hauptſache nicht weiter als bis

[4] „Die rote Chronik" in der Ratsbibliothek (Stadtarchiv) Schwäbiſch Hall: „Widmans Chronika" in 8 Teilen, geſchrieben etwa 1600 nach der Originalſchrift von 1550.

[5] „Württembergiſche Geſchichtsquellen", herausgegeben von der Württembergiſchen Kommiſſion für Landesgeſchichte, VI. Band, Stuttgart 1904: „Geſchichtsquellen der Stadt Hall". II. Band; „Widmans Chronika", bearbeitet von Dr. Chr. Kolb, Profeſſor am Gymnaſium in Schwäbiſch Hall.

[6] Titel und Jahr der Bühlerſchen Chronik ſiehe Seite 134 im Text. Das ſchöne ausführliche Werk iſt weder nach Abſchnitten noch nach Seiten durchgezählt, ſo daß nur nach Bänden angemerkt werden kann. Im 3. Abſchnitt ſeines I. Bandes gibt Bühler als Quellen ein ausführliches, 14 Chronikhandſchriften und Druckwerke enthaltendes Verzeichnis der auch ſonſt bekannten Literatur über Hall, daneben aber auch die Archive Hall, Gaildorf und Oberſontheim nennend. Namentlich das Haalamtsarchiv in Hall ſcheint Bühler ausgiebig und erſchöpfend benutzt zu haben durch Wiedergabe von Hunderten von Urkundenabſchriften, Zuſammenſtellungen und einer Unmaſſe von (faſt nie mit der Quelle genannten) Einzelangaben, die zuſammen den Inhalt ſeines großen Werkes ausmachen.

Digitized by Google

1350 zurückreichen, so erwähnen sie doch schon 1380 in Kolbs Regestensammlung[7] — was Kolb selbst in seiner Anmerkung zu Widmans Chronik übersehen hat — „ein Haus am Hale am Bürdenmarkt". Besonders eine Urkunde von 1397, die Bühler im III. Band erwähnt, in der 2 Sieden des Klosters Gnadental „auf dem Bürdinmarkt" genannt sind, ist bemerkenswert. Diese Pfannen oder Sieden hat das Kloster von seinem Gründer, Konrad von Krautheim, einem nahen Verwandten der Hohenloher, im Jahre 1254 erhalten, wo also nach dem Wortlaut „auf dem Bürdinmarkt" dieser schon abgegangen sein muß, da man Haalhäuser oder Siedehütten kaum mitten auf einen Platz stellte, auf dem sonst Wochenmarkt-Betrieb stattfindet. Später, z. B. 1450, wo der Spital „1 Sieden uff dem Bürdenmarkt" hat, und von da ab noch viele dutzendemal, wird er immer nur als Orientierung über die Lage der einzelnen Haalhäuser erwähnt.

Ist der Platz nun wirklich ein alter „Reischachbündel"-Markt gewesen, so kann das nur eine Erinnerung an alte Zeiten sein, wo man, ähnlich wie es Plinius und Tacitus um Christi Geburt beschreiben, Reisigbüschel und starke Holzwellen angezündet und mit Sole übergossen hat, um das bekannte Gewöhrt zu gewinnen zum Versieden.

Die Herkunft des Namens aber aus dem Althochdeutschen „purdin" = Bürde (Traglast) läßt noch eine andere Deutungsmöglichkeit offen, nämlich die, daß von hier aus die nach auswärts bis an den Rhein und ins Elsaß (1656 Salzhandel mit Colmar gegen Wein im Ratsprotokoll vom 8. September 1656, im Stadtarchiv) verkauften Salzschilpen abgeholt und weggetragen wurden, der Platz also sozusagen den Umschlagsboden zu dem Außenhandel darstellt.

Nach Beschwerden vom Jahre 1629, daß den Siedern ihr Salz früher ausgemessen wurde, als das Los an sie komme, erklärt ein Zeuge, „Daß man Einzelnen Reffträger und Eseltreiber zuweise, die das Salz bei ihm [zu frühe] holen". Um 1656 wird verordnet, daß „Alle Karrenleute, Salzführer, Eseltreiber und Trager dem ordentlichen Los nach zugeführt und daselbsten ihr Salz fassen sollen". Diese Einrichtung stellt die älteste Art dar, den Salzhandel zu betreiben, wie man es auch für vorgeschichtliche Salzstätten, wie Hallstatt und Lothringen, längst angenommen hat. Die uralten Salzpfade und Karrenwege beweisen es auch bei uns genugsam. So mündet gerade hier am Burdinmarkt eine „Hohe Sulengasse" oder „Hochgaß" ein, aus der Richtung vom Rheintal und Heilbronn—Öhringen (als „Kärcher"- und „Salzweg"[8]) über die Waldenburger Berge (als „Karlsfurther Ebene" = Weg, der zu einer Karrenfurt [via carralis] führt?[8]), und dann die Gottwollshäuser Steig hinab über eine Furt beim unteren Eichtor, später durch das Weilertor über die Henkers-

[7] „Regesten von 507 Urkunden der Reichsstadt Schwäbisch Hall 1339—1550", Urkunde 137. (Handschriftlich zusammengetragen von Chr. Kolb, Hall 1892; im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, unter F 241.)

[8] Friedrich Hertlein, „Zur Geschichte der Straßen" (mit Zeichnung über frühgeschichtliche Wege), S. 177; in W. Mattes, „Öhringer Heimatbuch", Öhringen 1929, S. 176 f., besonders S. 179 und 183 (wo für „Kärcherweg" doch die Erklärung als Salzkärcherweg, auf dem die Haller Salzkärcher auf zweiräderigen Pferdekarren das Salz verfrachteten, vorzuziehen ist). Vgl. für „Karlsfurther Ebene" „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande", III. Band: „Die merowingische und karolingische Zeit", S. 65/66, von Professor Dr. Karl Schumacher, Mainz 1925.

Digitized by Google

brücke, als die schon 1472 genannte Hochgasse auf dem Burdin-Markt und beim Haalquell (die Salzquelle 1411 „Sulfluß" genannt) endend.

g) **Die Salz-Hofstätten im Haal.** Ebenso in alte Verhältnisse des hällischen Salinewesens führt uns der Begriff der Statt und Hofstatt, wie er in Hunderten von Urkunden über Kauf und Gült der Sieden fest geprägt ist. Schon äußerlich finden wir den ganzen Salzsiedebezirk, den Haal, in 5 Stätten eingeteilt, nämlich die obere, mittlere, untere, vordere und hintere Statt, aber nicht der Lage am Kocher entsprechend, sondern einer Welle des Haalbodens folgend, die als Ausläufer der Stadt, als „Edelmannsbühl", in den Haal am Kocherbogen, aber entgegengesetzt dem Flußlauf, hereinzieht. Außerdem aber wird die Lage der 43 Siedehütten, wie sie seit 1306 bestanden, oder der 22 Haalhäuser seit dem großen Brand von 1728, auch nach dem „oberen, mittleren und unteren Türlin" bestimmt, die, dem Kocherlauf entsprechend, durch die Stadtmauer an den Fluß führten.

Außer der Bezeichnung Haalstatt aber kennt die Siedersprache noch den Begriff der Statt oder Hofstatt, der besonders in den Urkunden vor 1500 ziemlich scharf getrennt ist von der Hofraite, die das Haus der Stadt umgibt, und mit der das Haus („Haus und Hofrait") verkauft wird. Im Salzbezirk des Haal aber ist die Hofstatt nur der Boden, auf dem das Haalhaus steht und dasselbe auch teilweise umgibt. War das Haalhaus öde geworden, so konnte die Hofstatt auch allein hingeliehen werden: „Item welcher Stätt oder Hofstätt in dem Haal, aber nicht Sulen dazu hatt, der soll schuldig sein dieselben uff begehren nit höher als umb 2 fl. des Jahrs hinzuleihen." So mußte auf alle Fälle für sie ein Bodenzins entrichtet werden (1426 gibt Jung Kunzelmann 10 fl. von zweien Hofstätten in dem Haal), dessen Höhe schwankt zwischen 1 bis 5 fl. für die Hofstatt in einem Jahr.

Wenn schon 1344 von „erblicher Überlassung von Hofstätten" die Rede ist, bald darauf von einzelnen Gassennamen (Lösersgäßle 1352) in den verschiedenen „Stätten" im Haal, wenn 1306 nach dem Senftenbuch (der wertvollen Hauschronik des Geschlechts der Sulmeister oder Senfften, im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) der Besitzanteil an der Haalquelle bereits in 111 gleichen Teilen rechtlich genau bestimmt wurde, wobei selbst Klöster aus der Main- und Donaugegend (Oberzell bei Würzburg; Oberelchingen bei Ulm, Kloster Neresheim, Anhausen bei Heidenheim!) mit Sieden bedacht wurden, aber neben den 5 Pfannen, die dem König vorbehalten waren, und neben den Pfannen vieler Adelsgeschlechter und Bürger Halls, dann nimmt es auch nicht wunder, wenn schon 1228 (Württembergisches Urkundenbuch III, S. 219/20) bei der Wiederherstellung des Spitals das Amt des Sulmeisters (Burcardus magister salsuginis) errichtet war, das immerhin eine bedeutendere Ausnützung und eine besitzrechtliche Regelung im Haal voraussetzt. Bestätigt wird diese Annahme durch eine Urkunde von 1200 (Württembergisches Urkundenbuch II, S. 336), in der „König Philipp [von Schwaben] das Kloster Adelberg, d. h. dessen Brüder, in ‚Unser Stadt Hall' von aller Schatzung, Beet und Steuer aus ihren Pfannen und Salze befreit". Auch hier ist bereits die Rede von den „Stätten", die diese Brüder besitzen, wenn es heißt: „Wan die stätt dieser brüeder sollend ganz frei seyn." Hier ist sogar der Begriff der Gesamt-Hofstatt auf die Pfanne oder das Sieden übertragen, wie

Digitized by Google

später immer in einem Haalhaus mit 3 Pfannen von der „vorderen, mittleren oder hintern Statt im Haalhaus im Haal" gesprochen wird. 1306 ist Adelberg im Besitz von 4 ganzen Pfannen, die vermutlich auf mehrere Haalhäuser verteilt waren.

Es liegt auf der Hand, auch noch die bisher älteste Urkunde, in der unser Hall erwähnt wird, die von 1037, zu untersuchen, ob nicht bei der besonders reichen Begabung des neugegründeten Stifts Öhringen (Württembergisches Urkundenbuch I, S. 263) mit Gütern bis Hall (die beiden Bretzingen!) irgendein Recht an die Salzquelle dem Klosterstift übertragen wird. Wenn der neuernannte Vogt des Stifts, Graf Burkhard von Komburg, die „halbe villa Hall mit allem seinen Zubehör" (dimidiam villam halle cum omnibus appenditiis suis) erhält, wobei man wohl an bestimmte Salzrechte, die an Hausgüter gebunden waren, denken muß, so ist es fast unglaublich, wenn Öhringen in bezug auf solche Rechte leer ausgehen sollte. Nun ist es aber auffällig, daß in den etwa 20 Orten, die in der Urkunde genannt werden, immer von den „Huben", die gestiftet werden, die Rede ist, bei Niedern- und Obern-Hall dagegen neben einer Hube nur von areis (in halle inferiori I hoba et due areae, in superiori autem V areae), was stets mit Hofstätten übersetzt worden ist. Wenn auch area im allgemeinen die Hofstätte des Wohnhauses ist, und in der Formelsprache des mittelalterlichen Urkundenwesens unter die appenditia gehört, wie der Eingang der Urkunde von 1037 für Ohrenburg, Pfahlbach, Eichach und Ernsbach selbst zeigt (wobei auch hier an die Salzquelle beim Heiligenhaus bei der Mündung der Sall in nächster Nähe der 4 Orte gedacht werden könnte), so lehren doch verschiedene Stellen aus lateinischen Klassikern und nachklassischen Schriftstellern,[9] daß „areae salinarum" für Salzstätten ein fester Begriff war, daß wir also hier in der Urkunde von 1037 mit größter Wahrscheinlichkeit die älteste urkundliche Bestätigung haben für die Nennung unseres hällischen Salzbetriebs und die Übertragung von Salzrechten aus der Saline Hall an fremde Körperschaften. Es ist verständlich, daß bei einem Namen wie Hall, der selbst Salz bedeutet, die Beifügung „salinarum" durchaus entbehrt werden konnte, ja daß area = Hofstatt, zum mindesten für unser Schwäbisch Hall, zum Gemeingut der Siedersprache geworden ist.

Wenn wir später von den Haller Sieden für Öhringen nichts mehr erwähnt finden, so wäre es möglich, daß sich das Stift später mit seinen Niedernhaller Pfannen begnügte, der Haller Siedensbesitz aber durch Hohenlohe an das ihm eng verwandte Krautheim kam, das um 1250 Kloster Gnadental in nächster Nähe Halls gründete und ihm „omnem nostrum proventum Saline in Hallis superiori", d. h. „unseren ganzen Ertrag in der Saline Obernhall" ver-

[9] Thesaurus linguae latinae. B. G. Teubner, Leipzig 1900—1906. Band II, Spalte 498, Zeile 72 ff.: a) Vitr. 8, 3, 10: „a solis et aeris calore cogitur congelari, ut etiam in areis salinarum videtur". b) Colum. 2, 2, 16: „in maritimis areis salinarum".

Du Cange, „Glossarium mediae et infimae latinitatis", 2. Auflage, I. Band 1883, S. 375 f.: a) „Areae Salinarum et Piscationum" in „Vita S. Landberti Episcopi Lugdun", nach 3. Testamentum Widradi Abbat. b) Charta Abbatis Constantini ao. 970 ex Tabulario S. Maxentii: „Cessimus quinquaginta Areas (hier wohl nicht Salz-Hofstätten, sondern vielleicht 50 einzelne Pfannenplätze gemeint!) in pago Aunisio in salina de Baden" und noch weitere Stellen.

Digitized by Google

machte. Noch 1430 und öfter werden 5 Sieden für Kloster Gnadental genannt, das samt seinen Salzrechten nach der Reformation an Hohenlohe kam, das erst 1784 seine letzten 3 Sieden an Hall verkaufte.

Wenn so die urkundlichen Quellen bis nahe zurück an das Jahr 1000 für unsere Salzquelle einen gewerblichen Betrieb erkennen lassen, der schon Salz nach auswärts abgab, und damit eine größere Siedlung voraussetzt, so geben auch noch Namen im ältesten Stadtkern Hinweise auf frühmittelalterliche Salzgewinnung.

a) **Salzmarkt und Salzhaus.** Die Erhebung zur Stadt um das Jahr 1150 setzt auch für Schwäbisch Hall einen Wochenmarkt voraus, der hier an einer Salzstätte nur ein Salzmarkt gewesen sein kann. Am gleichen Platz der vorgeschichtlichen Salzgewinnung, da wo Fleischhaus und Brothaus schon in den ersten Urkunden nach dem Stadtbrand von 1376 als Mittelpunkt des Stadtkerns und als Vereinigung der von den 4 Toren hereinführenden Straßen erscheinen, liegt auch das Salzhaus, aus dessen 43 Salzläden schon 1417 in den Steuerregistern Einnahmen an Salzzins für die Stadt sich ergeben, und das erst ab 1489, zusammen mit dem Fleischhaus und dem Brothaus, das Rathaus ergibt. Aus 2 Urkunden, von 1385 und 1403, konnte nun auch erstmals das urkundliche Vorkommen und die Lage eines Salzmarktes nachgewiesen werden, der um das Salzhaus in der Richtung gegen die Haalquelle und die „alten Fleischbänke" lag. So fließt hier ältester Salzmarkt, Salzquelle und Keltensiedlung auf engstem Raum zusammen. (Vgl. wieder Lageplan, Abb. 3, in E. Kost, „Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall".)

b) **Schulpen- oder Kersengasse.** Die schon früher genannten Hofschülpen geben auch einer der ältesten Gassen den Namen Schulpengasse, auf der wohl die Schulpen, die in feste Form gebrachten Salzscheiben, zum Salzmarkt getragen wurden. Daß diese Salzsteine als „Hofschülpen" schon seit 1368 in vielen Siedensurkunden als Abgabe an den Rat der Stadt erscheinen, ist wohl eine Erinnerung an eine Königssteuer, die dem „Hofe" als Salzzins verabfolgt werden mußte. Auffallend ist der der gleichen Gasse anhaftende Namen Kersengasse oder „in den Kersen". Es ist bodenkundlich nicht denkbar, daß hier ein von der Höhe kommender Seitenbach eine Kerse oder Rinne in den Boden gegraben hätte. Vor der Einmündung in den Fluß in der Ebene trägt ein Gewässer nicht ab, sondern schüttet auf! So muß der Name anders erklärt werden: In einem geringeren Stadtviertel hinter dem Spital wird die Metzgersgasse 1451 „zu den Körben" genannt, das sich wohl auf das geringe und dürftige Aussehen alter Handwerkshäuschen bezieht, wie noch 1615 in dem Honhardter Saal- und Lagerbuch „ein Haus, Scheuren und Korbhäuslein, darein man Frucht schüttet", verkauft wird. So könnte auch die Kersengasse von dem flechtwerkartigen Aussehen der Außenwände, deren Lehmverputz wohl oft gelöst war, seinen Namen erhalten haben. Auffallend ist die Erwähnung eines Wortes kerpig (= ich salze, bestreue) bei den Albanern,[10] das vielleicht, wenn es überhaupt alt ist, über Hallstatt und seine Salzarbeiter zu uns gekommen sein könnte.[11] (Anmerkung nächste Seite.)

[10] Victor Hehn, „Das Salz, eine kulturhistorische Studie". S. 26. Neuausgabe von K. Jagow, Inselbücherei Nr. 286, Leipzig.

Digitized by Google

c) **Salzgötzlen.** Es ist verständlich, daß bei dem mühsamen, mit Not und Sorge vielfach verbundenen Siedegeschäft, das zudem auch häufig durch Wetterschäden beeinträchtigt war, auch Aberglaube und Schicksalsfurcht vielfach das Denken des Siebers beherrschte. Bühler erwähnt im IV. Bande seiner Chronik das Herstellen von „Götzlen" aus reinem Salz von etwa 30 cm Größe, in Form eines abgestumpften Kegels. „Die Sieder stellten ein solches Götzlen vor das Fenster oder auf eine Konsole oder ein eisernes Gestell zum Zeichen, daß hier ein Sieder wohne, der Salz verkaufe. Solche Götzlen suchten sie während dem Gesiede in größerer Zahl heimlich zu fertigen und unter der Hand zu verkaufen, um damit die Entrichtung der Staatsabgaben zu umgehen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde dieser Brauch unerträglich, weshalb sich der Magistrat veranlaßt sah, ein strenges Dekret zu erlassen." Es läßt sich wohl schwer nachweisen, wie weit dieser Brauch zurückreicht, und ob die Deutung Bühlers die richtige ist. Die Verwendung des Salzes zu Tierbildern und allerlei Geräten geheimnisvoller Art bei manchen Naturvölkern ist zu bekannt, als daß man nicht auch hier an Reste alten Abwehrzaubers aus heidnischer Zeit denken könnte. (Vgl. auch den Namen „Geisterhalles" am Bürdenmarkt und die bekannten Sagen über den „Haalgeist"!)

Aus der Auffindung urkundlicher Belege, die fast 200 Jahre weiter zurückreichen, als wir sie bisher für die älteste schriftliche Erwähnung des hällischen Siedewesens gekannt haben, und der neuen Kenntnis der Lage des ältesten Salzmarktes als der Urzelle der späteren Stadtsiedlung, unmittelbar über und neben dem vorgeschichtlichen Salzbetriebe, können wir wohl Zusammenhänge beider Zeitabschnitte vermuten, aber Gewißheit darüber ergeben sie nicht. Doch ist die umständliche, zeitraubende und weiten Raum beanspruchende mittelalterliche Salzgewinnung mit ihren Trögen, Kästen, Bütten, Rinnen, Brenn- und Dörröfen, Gewöhrtstätten, Siedeöfen und Geschirrplätzen vielleicht doch ein Hinweis darauf, daß auch nach der bis jetzt aufgedeckten keltischen Salzgewinnungsstätte, die ja nach Dr. Kosts eingehender Beweisführung in diesem Jahrbuch ums Jahr 100 n. Ztr. ihr Ende gefunden hat, doch noch Arbeitsstätten bestanden haben, an denen unter Umständen noch lange Zeit keltische Facharbeiter als Fronknechte der Germanen nach ihren althergebrachten Gewohnheiten und Gebräuchen gesotten haben, während die germanische Herrenschicht an anderer Siedlungsstelle in Hall selbst oder im Talraum Gelbingen—Steinbach gesessen sein könnte. Dann hätten vielleicht erst die Kämpfe zwischen Alamannen und Burgunden ums Jahr 360 dem Salzbetrieb im großen ein Ende bereitet, wenn nicht eine allmähliche rassische Verschmelzung der keltischen und germanischen Volksteile durch den gewaltsamen Einbruch der Franken ums Jahr 500 erst jäh unterbrochen und aufgehoben wurde. Aber undenkbar ist, wo beide Zeiträume durch die Forschung von oben und unten her viel näher zusammengerückt sind, ein beschränktes und nur örtlichen Bedürfnissen der näheren Umgebung dienendes Weiterbestehen der hällischen Salzgewinnung nicht.

---

[11] In einem Kaufbrief über eine Lehens-Mühle vom 19. März 1698 (Lehensherr ist Consulent Schragmüller in Schwäb. Hall) wird ausbedungen, daß „dem alten Verkäuffer Burckhardt der Benßitz im Körble uff 2 Jahr vergebens und umbsonst gelassen werde". (Hauskaufprotokoll Bd. 15, S. 22b bis 23, im Stadtarchiv Schwäb. Hall.)

Digitized by Google

Aus der germanisch-spätrömischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend

Von P. Goeßler

Das Altertum hat uns eine für die Geschichte der Alamannen des 4. Jahrhunderts wichtige Quelle hinterlassen. Es ist das Geschichtswerk des im griechischen Osten geborenen, aber frühe in das römische Heer eingetretenen und lateinisch schreibenden Ammianus Marcellinus, von dem zum Glück die die eigene Zeit, nämlich die Jahre 353 bis 378 schildernden Bücher erhalten sind.[1] Einen Teil der erzählten Ereignisse hatte er als Offizier (in der Stellung des Adjutanten eines hohen Reiteroffiziers) direkt miterlebt, insbesondere die ersten Taten des im Jahr 355 von seinem Vetter, dem Kaiser Constantius II., zum Caesar (d. h. designierter Nachfolger) ernannten Julianus, der als Statthalter von Gallien die Hauptaufgabe der Auseinandersetzung mit den gegen und über den Rhein drängenden Alamannen bekam, wovon nicht wenige römische Münzversteckfunde zeugen. Das gibt natürlich den Erzählungen Ammians einen besonderen Wert und läßt ohne weiteres annehmen, daß er auch da, wo er militärische Ereignisse schildert, die er nicht selbst miterlebt hat, gute Quellen, wie Generalstabsberichte, benützt hat. Diese Feststellung ist wichtig für die Zusammenhänge, in denen der Historiker zu dem von uns behandelten Thema steht. Ich meine die von ihm XVIII 2, 15, an einer in der deutschen Geschichtsforschung geradezu berühmt gewordenen Stelle seines Geschichtswerkes, mitgeteilten Namen der Gegend, bis zu der der Caesar Julianus im Jahre 359 bei seinem 3. Alamannen-Feldzug rechts vom Rhein vorgedrungen ist und die zugleich die Grenze der Römer und Burgunder gewesen ist. Gleich zwei Namen teilt er mit: Capellatii und Palas. Da für die Deutung dieses vielumstrittenen Satzes so gut wie sicher angenommen werden darf, daß es sich bei diesem äußersten Vordringen der Römer — nach dem Vorbild von Alexanders des Großen indischem Feldzug im Jahre 325 v. Chr. wurden auch in der römischen Kaiserzeit gerne Altäre an solchen Endpunkten errichtet, wozu jedoch unsere einheimischen Arae Flaviae in Rottweil vom Jahre 74 n. Chr. nicht gehören dürften — um die Gegend im Gebiet und Umkreis des römischen Grenzwalls bei Öhringen handelt, so ist eine Behandlung der von den Humanisten aufgegriffenen und dann immer wieder, später auch im Zusammenhang mit der Limes-Forschung viel verhandelten Frage der sprachlichen Deutung und dann auch der Lokalisierung von Palas und Capellatii in diesem Jahrbuch angebracht. Zwei Gründe rechtfertigen diese, obwohl leider eine Lösung vorläufig nicht möglich scheint. Einmal liegt aus neuester Zeit dank der überaus eingehenden Darstellung Eduard Nordens in den ersten zwei Abschnitten seines 1934 erschienenen Buches „Alt-Germanien" und den dazu zahlreich erfolgten kritischen Äußerungen eine jedenfalls nach der sprachlichen Seite geradezu erschöpfende Erörterung der

[1] Siehe neuestens Th. Stech e, Ammianus Marcellinus, Germanenerbe 1939, 168 ff.

Digitized by Google

Frage vor. Sie hat jedoch die seitherigen Differenzen der Ansichten über die Etymologie und völkische Zuweisung der beiden Namen noch erweitert, indes in der Frage der örtlichen Ansetzung zwar nicht über die Einzelheiten, aber über die zu erschließende Gegend im allgemeinen Übereinstimmung herrscht. Sodann aber gibt eine ausführliche Behandlung der Frage mit allen heutigen Mitteln der dabei beteiligten Wissenschaften, der Archäologie, Geschichte und Philologie, Gelegenheit, in ein besonders bewegtes Geschehnis unserer alamannischen Frühgeschichte, das sich auf dem Boden unserer süddeutschen Heimat in einigermaßen erkennbaren Einzelheiten abgespielt hat, hineinzuleuchten und so den Zielen unserer Geschichtswissenschaft im weitesten Sinn als einer wahrhaft nationalen und dem Volksganzen zugute kommenden Wissenschaft unmittelbar zu dienen.

Die Stelle bei Ammian ist die einzige Nennung dieser genauen Ortsbestimmung. Sie lautet: „cum ventum fuisset ad regionem, cui Capellatii vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Romanorum — nicht „Alamannorum" — et Burgundiorum confinia distinguebant, castra sunt posita", zu deutsch: als man zu der Gegend gekommen war, die den Namen „Capellatii" oder „Palas" hat, da wo Grenzsteine der Römer und Burgunder die Grenze bezeichneten, wurde ein Lager geschlagen. Die Stelle findet sich nahe dem Schluß des Berichts über den 3. Feldzug des Julianus gegen die Alamannen, der in die 2. Hälfte des Jahres 359 fällt, was daraus hervorgeht, daß der Caesar von ihm aus in die Winterquartiere nach Paris gegangen ist. Aber Ammian redet hier nicht als Augenzeuge, wie Schumacher (Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 11) meint; denn er war damals, vermutlich schon seit längerer Zeit, im Auftrag des Kaisers Constantinus II. im Orient im Gefolge seines Herrn Ursicinus. Aber es wird mit Recht vermutet, so z. B. von Norden a. a. O. 187, daß er für diese Erzählung vom äußersten Punkt, den die Römer im Germanengebiet östlich vom Rhein damals erreicht haben und der wohl deshalb so genau geschildert wird, einen militärischen Urbericht eines Offiziers oder gar des Caesars selber benützt hat, der sich ja mit einigem Stolz Alamannicus nannte, wie eine Inschrift aus Sofia beweist. Gerade die Wahrscheinlichkeit dieser ausgezeichneten Quellenbenützung ist entscheidend für die Zuverlässigkeit der von ihm überlieferten singulären geographischen Namen. In der anderen antiken Quelle für den Feldzug, in der Leichenrede des syrischen Redners Libanios auf den Kaiser vom Jahre 365 (Ausgabe Förster II 273 f.), die kürzer über ihn berichtet, werden die Namen nicht genannt.

Julianus hat bei Beginn dieses 3. Feldzuges, der ihm den größten Erfolg gebracht hat (L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme II, 277 f),[2] den Rhein auf einer Schiffbrücke oberhalb von Mainz überschritten, genauer südlich der Neckarmündung im Gebiet des im Klientelverhältnis stehenden „rex" Hortarius (Ammianus XVIII 2, 13 f.), dessen Gau er im Jahr vorher tributpflichtig gemacht hatte. Das muß eher als in der Gegend von Speyer, wie Schmidt annehmen möchte, bei Altrip geschehen sein, wo ehedem die zwei Hochufer des Rheins — von ihnen, in römischer Zeit alta ripa genannt, hat der Ort bis heute den Namen — so enge zusammenstießen, daß hier die beste Übergangsmöglichkeit war. Der Neckar mündete damals wenig nördlich davon.

[2] Korrekturzusatz (Oktober 1940): Soeben erscheint — längst erwartet — die 2. Auflage von L. Schmidt, „Die Westgermanen", II. Teil 1. Lieferung, 1940, die die Alamannen behandelt.

Digitized by Google

Daher hat im Jahre 368 Kaiser Valentinianus I. hier — unter dem heutigen Dorf Altrip — ein sehr starkes Kastell und gleichzeitig zur Deckung des Rheinhafens und als Brückenköpfe rechts des Stroms Festungswerke bauen lassen (Bersu, Neue deutsche Ausgrabungen 1930, 170ff.). Julianus hat die „regna" des Hortarius geschont, dagegen ostwärts in den „terrae infestorum etiam tum regum", d. h. in den Gebieten der immer noch feindlichen Gaufürsten, die sich vermutlich mit ehemaligen römischen Gaugemeinden einigermaßen deckten — so hier besonders mit der nach dem Elsenzflüßchen genannten civitas Alisinensis (Vorort Wimpfen) und weiter südlich mit der nach Sumelocenna (Rottenburg) genannten civitas Sumelocennensis —, wurde alles niedergebrannt, insbesondere die „saepimenta fragilium penatium", d. h. die leicht gebauten Flecht- und Fachwerkhütten, in denen die Alamannen wohnten (Ammianus XVIII 2, 15). So kam er schließlich in die regio, d. h. Gegend oder Distrikt, der „Capellatii" oder „Palas" heißt, da wo Grenzsteine das Gebiet der Römer und der Burgunder von einander schieden. Hier wurde ein Lager geschlagen als Zeichen, daß man dies als Endpunkt betrachtete, wo man mindestens länger zu verweilen gedachte, um mit den befreundeten Gaufürhrern zusammenzukommen und die Unterwerfung der noch feindlichen entgegenzunehmen. Selbstverständlich müssen die Rücklinien und die Verpflegungsverhältnisse an diesem Punkte gut gesichert gewesen sein. Nun kann die Vormarschstraße der Römer dank den Ergebnissen unserer Römerstraßenforschung mit Sicherheit angegeben werden. Daher kann auch der Endpunkt im großen ganzen bestimmt werden. Jedenfalls handelt es sich um die westöstliche Querverbindung südlich des Odenwaldes bzw. des Neckars. Jedoch erscheint mir wahrscheinlicher als die mehr nördlich von Heidelberg über Neckargemünd und Mosbach an den Limes bei Osterburken führende, die südliche Straße zu sein (so auch Schumacher a. a. O. III, 11), die von Altrip, der Übergangsstelle über den Rhein, zwar auch nach Heidelberg, aber dann direkt südlich nach Wiesloch und dann vom Westrand der Rheinebene durch den Kraichgau zum mittleren Neckar über Sinsheim (römisch vicus Saliopensium; siehe Goeßler, Saalburg-Jahrbuch IX, 1939, 28) und Wimpfen, den civitas-Vorort, immer durch offenes fruchtbares Land läuft. Ihr Ziel ist das Limesgebiet zwischen den Kastellen Osterburken—Jagsthausen und vor allem Öhringen, wobei für die Verbindung Wimpfen—Öhringen die uralte Hochstraße zwischen Kocher und Brettach über Neuenstadt, die in unserem Werk „Römer in Württemberg", II. Teil „Römerstraßen", leider unberücksichtigt geblieben ist (vgl. jedoch a. a. O. I, 120), gewiß von den Römern benützt worden ist. (Siehe die Karte in „Römer in Württemberg", Nordhälfte, als Beilage des Teils II.)

Hier also müssen Palas und Capellatii angesetzt werden und zugleich die damalige — oder aber ehemalige — Westgrenze der Burgunder gegen die Römer, aber in der Nähe auch gegen die Alamannen. An dieser allgemeinen Lokalisierung in der Gegend des mittleren Kochers zweifelt niemand, der die Möglichkeit der Ansetzung überhaupt bejaht, seit im 18. Jahrhundert der Öhringer Lokalforscher, zugleich der erste wirkliche Geländearchäologe, der Fürstlich Hohenlohesche Hof- und Regierungsrat Christian Ernst Hanßelmann, zugleich mit dem Hinweis auf die Salinen am Kocher (Niedernhall oder Schwäbisch Hall) als das bei Ammianus XXVIII 5, 11 — „dein quod salinarum finiumque causa (Burgundii) Alamannis saepe iurgiabant", d. h. sodann

Digitized by Google

weil um Salinen und Grenzen die Burgunder oft mit den Alamannen stritten — zum Jahre 369 genannte Streitobjekt, die von ihm erforschte Umgegend von Öhringen für die regio Palas in Anspruch genommen hat. Hanßelmann hat sich dafür vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Namensähnlichkeit von Palas mit dem gerade in seiner Gegend „Pfahl" genannten römischen Limes berufen. Die Möglichkeit, den Ortsnamen Cappel mit capellatii zu verbinden, hat er kaum berührt; davon nachher. Er wies noch darauf hin, daß der Punkt in der Mitte liege zwischen der Heimat der zwei nordmainischen Gaufürsten, der Brüder Macrianus und Hariobaudus, und des am Oberrhein im Rauracergebiet ansässigen Vadomarius,[3] der mit einem Empfehlungsbrief des Kaisers gekommen war. Jenen wurde Friede bewilligt, dieser aber persönlich zwar freundlich empfangen, jedoch sein Bittgesuch für drei andere Fürsten, offenbar diejengen, deren Gebiet man verwüstet hatte, abgelehnt unter Verweis auf eigens anzubringende Friedensbitten.

Öhringen hat in der Tat eine ausgezeichnete Verkehrslage. Dies hat Karl Weller auf Grund genauer Ortskenntnis längst für die vorgeschichtliche Zeit nachgewiesen in seinem Aufsatz „Vorrömische Straßen um Öhringen" (Fundberichte aus Schwaben XII, 1904, 15ff., mit Karte S. 17) und zugleich die allerdings von Hertlein („Römer in Württemberg" I, 109) und Paret („Germania" 1933, 263ff.) bestrittene Ansicht aufgestellt, daß die Römer bei der Verschiebung des obergermanischen Limes vom Neckar auf die bekannte schnurgerade Linie, in deren Mitte gerade Öhringen mit zwei Kastellen liege, die Gegend von Öhringen als bedeutendsten Knotenpunkt der von ihnen angetroffenen Straßen östlich vom Rhein ins Reich haben einbeziehen wollen. In der neuesten und endgültigen Veröffentlichung des Limes-Werks weist Ernst Fabricius Öhringen und der Höhe südlich davon eine besondere Rolle geradezu als dem Ausgangspunkt der ganzen Vermessung dieses Teiles des Limes zu (Obergermanischer Rät, Limes Abt. A, Strecke 7—9, S. 40f.).

Für die Nach-Limeszeit Öhringens ist wichtig, daß dort auffallend viele römische Münzen aus der Zeit nach dem Ende des Limes unter Gallienus (260 n. Chr.), darunter 13 aus der constantinischen Zeit und noch solche aus der Zeit des Julianus gefunden worden sind, wie schon Hanßelmann (Fortsetzung S. 211ff.) festgestellt hat. Siehe Nestle, Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg, 78ff.; Fabricius, Limes a. a. O., 146f.; Norden, 59f. Bereits der ehemalige Lyzealrektor in Öhringen und spätere Prager Universitätsprofessor O. Keller hat in seiner ausgezeichneten Schrift „Vicus Aurelii" (1871), die auch das Vorgeschichtliche eingehend berührt (S. 5, Anmerkung 1), über die Öhringer Römermünzen gesprochen und daraus geschichtliche Schlüsse zu ziehen versucht. Man sollte allen Öhringer Münzen der Römerzeit sorgfältig nachgehen, da über die Gründe des Vorkommens von Münzen des 4. Jahrhunderts immer noch keine Klarheit herrscht, wie weit daraus bloß auf zurückgebliebene Reste von Römern bzw. Verluste von durchziehenden römischen Soldaten oder aber auf noch oder wieder bestehenden Einfluß der Römer in wirtschaftlicher oder gar politischer Hinsicht auf das ehemalige Dekumatland, in dem jetzt Alamannen saßen, geschlossen werden darf. Hat doch sogar einer der erfahrensten und vor-

[3] Korrekturzusatz: Über Vadomarius und seine Bedeutung für die germanische Sache siehe jetzt meinen Aufsatz „Vadomarius, ein alamannischer Gaufürst des Breisgaus", in Zeitschrift „Volk und Vorzeit", 1940.

Digitized by Google

sichtigsten Forscher, E. Ritterling, den Schluß gezogen, daß es scheine, als ob dieses ganze Gebiet, das die Verbindung Galliens mit den Donauprovinzen darstellte, bis zur 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts nie ganz von den Römern aufgegeben worden sei (Germania 1921, 119); vgl. auch Hertlein a. a. O. I, 179, Anmerkung 1; Paret in den Beiträgen zur süddeutschen Münzgeschichte 1927, 45ff.; dazu Hertlein, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1928, 320f. Sehen wir doch auch in den Zügen des Julianus und Valentianus im 4. Jahrhundert die Versuche, gelegentlich auch militärisch wieder Fuß zu fassen (siehe auch Nesselhauf, Die spätrömische Verwaltung der gallisch-germanischen Länder 1938, 49f. mit Anmerkung 3). Gerade die von Ammian erzählten Ereignisse vom Jahre 359 zeigen deutlich allerlei Arten, in denen römisches Geld — auch ohne Vorhandensein einer dauernden Miliz — in das Gebiet hereinkam, aber auch, daß die Landnahme der Alamannen mit dem Ergebnis der völligen Ausschaltung der Römer nicht schon mit dem Fall des Limes erfolgt ist. Nur so erklären sich die nachher zu besprechenden Grenzen der Römer und Burgunder, wobei das römische Gebiet ein seit 260 zugleich von den Alamannen beanspruchtes und auch besetztes gewesen ist.

Am Platze von Öhringen sind bis jetzt keine alamannischen Funde gemacht; sie würden auch erst der Zeit nach 400 angehören. Der Ort muß aber schon als Sitz einer römischen civitas (Goeßler, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1932, 1ff.) auch in nachrömischer Zeit politisch wichtig gewesen sein, wenn auch in römischer Zeit ein geschlossener nationaler Verband als Gewähr für das Gedeihen des Vororts des Selbstverwaltungskörpers gefehlt hat. Dazu kommt aber vor allem, daß nach Feststellungen Wellers (Württembergische Vergangenheit 1932, 89ff.; vgl. Norden Abb. S. 53) in dem von uns für das Vorrücken Julians angenommenen Weg und seiner Fortsetzung nach Osten ins translimitane Land in zwei etwa 12 km östlich von Öhringen sich spaltenden Strängen, die sich nordöstlich Ingolstadt wieder vereinigen — genauer beim Kastell Kösching (= Germanicum) —, ein Teil eines Wegs von Nordfrankreich ins ungarische Tiefland erkannt werden darf, der, auf meist prähistorischen Spuren sich hinziehend, vor allem im älteren Mittelalter Hauptverkehrsstraße gewesen sein muß. Endlich aber erkennen wir immer deutlicher, daß die Gegend von Öhringen geradezu das Einfallstor der Alamannen, ja sogar vielleicht eine Art Aufmarschgebiet des für das Schicksal des Limes entscheidenden Alamannenvorstoßes um 260 gewesen ist (Goeßler, Germania 1931, 11 und a. a. O. 8).[4] Bereits Hanßelmann hatte versucht, die Germanenkämpfe des Kaisers Maximinus vom Jahre 236 auf Grund einer mißverstandenen Inschrift dort anzusetzen (Beweis 1768, S. 3ff., mit Tafel II). — Dies ist der Tatbestand über den Alamannenfeldzug des Julianus im Jahre 359. Wir gehen nun zur Palas-Frage über. Ihre Lösung ist dadurch besonders erschwert, daß der nach Selbstschau aussehende Nebensatz „ubi ... distinguebant", der also in der regio Palas vel Capellatii die Grenzen zweier Völker ansetzt, doppelt umstritten ist: 1. Welche Völker sind gemeint, bzw. welche Lesart ist die richtige? 2. Was ist unter terminales lapides zu verstehen, bzw. wie verhält sich diese Angabe zur Limes-Grenze durch Wall und Graben oder die diesen vorausgehende Palisade? Dazu kommt eine dritte Frage: Hängt das Wort „Palas"

[4] Korrekturzusatz: Mißverstanden in dem eben erschienenen wertvollen Buche von G. J. Wais, Die Alamannen, 1940, Seite 30.

Digitized by Google

wirklich mit Pfa(h)l, wie der Limes seit dem 8./9. Jahrhundert hieß (Fabricius, Der Name Pfahl, Römisch-Germanisches Korrespondenzblatt 1914, 1ff.; dazu Henning, ebendaselbst 28), und hängt vielleicht sogar auch capellatii mit Gepfähle zusammen, wie verhalten sich dann Pfahl = Limes und Grenzsteine zu einander? Handelt es sich nicht um zwei ganz verschiedene Dinge und schließt nicht vielmehr die Erwähnung der Grenzsteine, die doch nicht das gleiche bedeuten können wie der Limes,[5] die Verbindung Palas—Pfahl geradezu aus?

Welche Lesart bei Ammian a. a. O. ist richtig? „Alamannorum et Burgundiorum" oder „Romanorum et Burgundiorum"? „Romanorum" ist bezeugt durch den Hauptkodex, der im 10. Jahrhundert in Fulda geschrieben ist (jetzt im Vatikan), und so schreiben alle Ausgaben der italienischen Humanisten von der Erstedition des Jahres 1474 an, bis alsdann 1533 in der Basler Ausgabe der lateinischen Historiker durch Gelenius dafür „Alamannorum" erscheint. Wie zuerst Nissen 1887 (Westdeutsche Zeitschrift VI, 331f.) gesehen und dann Zangemeister (Neue Heidelberger Jahrbücher V, 1895, 91, und Corp. inscr. lat. XIII 2 S. 225, 4 und 269, 1) und neuerdings besonders ausführlich Norden S. 13ff. (siehe auch derselbe in „Forschungen und Fortschritte" 1929, 135) begründet haben, nahm Gelenius diese Änderung vor lediglich auf Grund einer Vermutung seines Freundes Beatus Rhenanus aus Schlettstadt (1485—1547), jenes Vaters der deutschen Geschichtsschreibung, der durch seine Ausgabe von Tacitus' Germania 1519 und sein Interesse an Caesar, Velleius, Plinius, Tacitus und besonders Ammianus sich das größte Verdienst um die Historie der deutschen Vorzeit erworben hat. Er hat diese Forschungen niedergelegt in seinem 1531 erschienenen berühmten Werke „Rerum Germanicarum libri tres", heute leider wenig mehr gelesen und freilich auch gefüllt mit Phantasien. (Siehe Horawitz, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse 1872, 325ff.; Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 30f.; Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland 1938, 6.) In diesem Werke hatte er Seite 52 in Anlehnung an die oben erwähnte andere Ammianus-Stelle vom Grenzstreit der Alamannen und Burgunder um die Salzquellen die Änderung vorgeschlagen, weil doch Alamannien nie eine Provinz der Römer gewesen sei, außer kurze Zeit nach dem Siege des Probus, der die Alamannen über Neckar und Alb zurückwarf (um 276—278); es sei wahrscheinlich, daß die Alamannen, die die andrängenden Burgunder mit Gewalt nicht zurücktreiben konnten, sich mit ihnen, denen sie Sitze in ihrem Gebiet anweisen mußten, über eine Grenze verständigt hätten. Siehe auch Panegyrici lat. ed. Baehrens, Seite 288.

Diese willkürliche Änderung verwischt, wie schon Nissen sagt, den feinen Sinn der Quelle. Freilich macht die Lesung „Romanorum" nicht geringe historische Schwierigkeiten, was Rhenanus eben zur Änderung veranlaßt hat. Trotzdem ist sie vorzuziehen, ohne daß aber damit die These „Palas-Pfahl" erledigt wäre, wie gezeigt werden wird. Mit Recht haben denn auch die meisten seither die Lesart „Romanorum et Burgundiorum" angenommen, so Weller (1898 in seinem grundlegenden Alamannen-Aufsatz in Württ. Vierteljahrshefte N. F. VII, 304, 4 und ebendaselbst 1934, 292), Schumacher (a. a. O. 11), Hertlein (a. a. O. I 173, 179) und L. Schmidt (Ostgermanen 2. Aufl., 132) und

[5] Korrekturzusatz: L. Schmidt, a. a. O. 42, geht über die Schwierigkeit weg, indem er beide identifiziert.

Digitized by Google

sich zum Teil darauf berufen, daß die Römer eben das ehemalige Limesgebiet kraft alten Rechts für sich beansprucht hätten. Damit ist freilich das Auffallende der Grenzsteine nicht erklärt, das noch schwieriger wird, wenn der Limes diese Grenze gewesen ist. Andere haben diese Lesart nicht übernommen, so Riese (Das rheinische Germanien in der antiken Literatur 1892, 292) und die neueste Ammian-Ausgabe von C. U. Clark, Band I, 1910, 139, dann Miedel in einem Aufsatz, in dem er den Pfahl als ältesten deutschen Namen des Limes zu erweisen sucht (Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 1922, 190, 1), und vor allem nicht der Germanist Rudolf Much, der sich zu Nordens Buch geäußert hat (Deutsche Literatur-Zeitung 1935, 896 ff.; siehe auch seinen Tacitus' Germania-Kommentar, S. 283). Much tritt, wie wir nachher genauer sehen werden, für die genannte These Palas-Pfahl gegen Norden ein, läßt aber Nordens Beobachtungen über germanische marka und römische termini, über solum Romanum und solum barbaricum und über die Auffassung der römisch-burgundischen Grenze als Territorial-, nicht als Reichsgrenze, so gut wie unberücksichtigt. Er bestreitet den Nachweis Nordens, daß Absteinung, wie überhaupt künstliche Grenzmarkierung, nicht germanisch gewesen ist. Norden hat jedoch recht; denn auch der immer wieder herangezogene Wall der Angrivarier gegen die Cherusker, den Schuchhardt bei Leese an der Weser wiedergefunden haben will (Prähistorische Zeitschrift 1926, 100 ff.), kann nicht als vollgültiger Beweis dafür gelten, da er eine Anlage zu bestimmten kriegerischen Zwecken gewesen ist. Vor allem aber sind die von Much genannten Landwehren etwas ganz anderes als terminales lapides. Daraus folgt, daß, wenn diese wörtlich zu nehmen sind und nicht allgemein im Sinn von Grenze, die Lesart „Alamannorum" ausgeschlossen ist und es sich nur um eine territoriale Vereinbarung zwischen Römern und einem freien germanischen Volksstamm handeln kann. Das beweist zugleich mindestens das Ansehen und die hohe Wertung der Germanen durch die Römer, zugleich aber auch, daß die Erfolge des Julianus gegen die alamannischen Germanen keine dauernden Verhältnisse mehr für die Römer rechtsrheinisch zu schaffen vermocht haben. Von einer festen Grenze zwischen Alamannen und Burgundern kann außerdem schon wegen der fortwährenden Fehden zwischen den zwei vom Ende des 3. Jahrhunderts an bis 406 einander benachbarten germanischen Stämme keine Rede sein. Eine Grenze hat, wenn auch wechselnd, zwischen ihnen allerdings bestanden. Sie war aber natürlich, und zwar zunächst der dem Limes in der Römerzeit vorgelegte und damals noch nicht, sondern erst im Mittelalter endgültig beseitigte Odgürtel, dann der Kocher mit seinen Salzschätzen.

Wenn nun die „regio Palas" ihren Namen hat vom lateinischen „palus" (d. h. Pfahl), das früh zum deutschen Lehnwort „pal" (Pfahl) geworden ist, dann ist die Grenzscheide zwischen Römern und Burgundern nichts anderes als der Pfahl. So nehmen Forscher wie Weller, Schumacher, Fabricius und Hertlein an.[6] Demgegenüber setzt nun Norden (S. 49) mit dem Satz ein, daß, wenn

[6] Steche, der neuerdings in einem Aufsatz „Die Alamannen und die Franken im deutschen Südwesten" (Saarpfälzer Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung II 1938, 5 ff.) die heutige Stammesgrenze zwischen den beiden als im wesentlichen erst im 10. Jahrhundert entstanden, eben als die Grenze zwischen dem Herzogtum Schwaben gegen die Herzogtümer Franken und Lothringen zu erweisen sucht, nimmt ebenfalls diese Lesung an und schlägt eine einfache Lösung zur Erklärung der Grenzsteine vor: Julianus habe noch alte Grenzsteine aus der Zeit des Kaisers Probus — der ja um 280 die Alamannen ultra Nigrum fluvium et Albam zurückwarf — gesehen; sie hätten

Digitized by Google

regio palas nichts mit dem Pfahl zu tun habe, jeder Grund wegfalle, die confinia sich am Limes, der ja längst aufgehört hätte, zu denken; vielmehr sei ihr Verlauf jenseits, außerhalb des Limes, anzusetzen, wofür auch die umstrittenen Salzquellen eine Gewähr gäben. Norden will für die Vereinbarung zwischen Römern und Burgundern an einen in constantinischer Zeit erfolgten Grenzkontrakt, welcher die Burgunder als gleichwertige conlimitanei behandelte, denken; in der Tat ist ja das Verhältnis der Römer und Burgunder ein gutes gewesen. Im Jahre 369 haben sie den Römern gegen die Alamannen Waffenhilfe geleistet. Welchen Wert die Römer auf gute Beziehungen zu ihnen gelegt haben, beweist auch, daß die Fabel von der Verwandtschaft der Römer mit den Burgundern, denen man wegen der Namensähnlichkeit den Bau der burgi — d. h. spätrömische Kleinkastelle (Kretschmer, Glotta 1933, 105ff.) — zuschrieb, wie die eigenartige Erzählung des Orosius (VII 32, 12) zum Jahre 369 zeigt, von den Römern zu politischen Zwecken ausgenützt worden ist. Aus Ammians Bericht über die 368 begonnenen alamannischen Züge des Valentinianus I. (XXVIII 5, 8ff.) geht hervor, daß die Römer, um ihr brieflich vorgebrachtes Gesuch um Waffenhilfe zu verstärken, zwei Dinge unterstrichen, den Grenzstreit zwischen den Burgundern und den Alamannen, also gemeinsamen Feinden, und jene Fabel von der römischen Abstammung der Burgunder („quod iam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt", zu deutsch: weil die Burgunder wissen, daß sie seit uralters von den Römern abstammen). Die Römer wußten, daß eine solche Anerkennung ihnen nur nützlich sein konnte, selbst wenn damit angedeutet war, daß die Burgunder nur als römische Miliz die burgi hätten gebaut haben können, was Orosius sogar unter Zurückgehen bis auf die Zeit des Drusus und Tiberius, also der ersten Germanenkämpfe, zu beweisen sucht (Norden 62ff.).

Reichsgrenzen sind von den Römern nicht abgesteint worden, sondern nur Stadt- und Gaugrenzen. Daher sind terminales lapides, falls sie wörtlich zu verstehen sind, ein Widerspruch zum Limes als einer Reichsgrenze, wie Aubin in der Besprechung von Nordens Buch richtig sagt (Neue Jahrbücher für Wissenschaft 1934, 506f.). Jedoch möchte ich, wie auch Aubin und besonders Kornemann in seiner Anzeige von Norden (Gnomon 1935, 293) sagen, keinen Unterschied zwischen Römern und Burgundern machen etwa im Sinn von Norden, daß zurückgebliebene „Romanen" — d. h. wohl Römer und Gallorömer — von den Burgundern, wie auch von den Alamannen anerkannt worden wären, noch gar an ein halb souveränes Gebilde denken, das sich auf dem rechten Rheinufer gehalten hätte. Die germanische Landnahme in den agri decumates hat gründlicher zugegriffen. Gewiß sind gallorömische Reste nach dem Fall des Limes am Ort geblieben[7] und, wie die genannten Münzen

das seit 278 von ihm zurückeroberte rechtsrheinische Römerland von dem Gebiet der kurz vorher in Süddeutschland eingewanderten Burgunder geschieden. Jedoch muß diese Annahme leider scheitern an der Unmöglichkeit, aus den dürftigen Quellen die Lokalisierung der Burgunder in jener Gegend nachzuweisen; sie scheinen vielmehr weiter östlich gesessen zu sein, im Gebiet des mittleren und oberen Main, von wo aus sie gegen Raetien vorstießen, falls die Lesart bei Zosimus 1, 68 „Ligyos"-Lech — so Mommsen — richtig ist.

[7] Zur Frage, wie weit das rechtsrheinische Germanien nach dem Jahr 260 von den Römern gehalten wurde, wobei hereingreifende Flußgebiete, wie Neckar und Main, eine Rolle gespielt haben, siehe neuerdings Nierhaus, Badische Fundberichte, 1939, 97f.

Digitized by Google

zeigen, hat der Handel nicht abgerissen. Wenn das Öhringer Gebiet noch lange römisch beeinflußt war, so ergeben sich daraus weniger Rückschläge im Vordringen der Alamannen, an denen es nicht gefehlt hat, als eine Bestätigung der von Kornemann (a. a. O. 293 und in „Staaten, Völker, Männer" 1934) hervorgehobenen neuen Form der römischen Grenzpolitik, welche die Klientelstaaten enger an sich band und nicht mehr die Grenze in Form von limites oder Flüssen erstarren ließ, sondern durch vertragsmäßig gebundene Völker ersetzte. Es würde sich also nicht bloß um eigentliche Romanenreste handeln, sondern um eine, wenn auch nur vorübergehende, vom guten Willen der Fürsten — mit denen ja andauernd Verbindung bestand — abhängige Anerkennung des Römerreichs als solchen. Aber bei den Grenzsteinen möchte ich nicht mit Kornemann (S. 294) an Grenzsteinbauten denken. Denn wenn auch der Limes im 4. Jahrhundert noch bestanden hat, so waren doch die steingebauten Kastelle und Wachttürme sicher längst niedergelegt. Sie können auch nicht allgemein im Sinne von Grenze, wozu dann der Limes zu rechnen wäre, verstanden werden, wie z. B. Weller (Württ. Vierteljahrshefte 1934, 292) meint. Da nun kein Grund vorliegt, an der wörtlichen Erklärung des sehr gut überlieferten und auch durchaus bezeichnenden Ausdrucks zu zweifeln, so bleibt nichts anderes übrig, als die Grenzsteine als ganz verschieden vom Limes und außerhalb von ihm gesetzt anzunehmen. Damit ist auch die „regio Palas", wo die Steine die Grenze markierten, außerhalb des Limes anzunehmen, ohne daß jedoch sie nicht auch das Limesgebiet einbegriffen hätte. Der Schluß Nordens und Aubins aus den tatsächlichen Verhältnissen — ganz abgesehen von den sprachlichen —, daß der Name nichts mit dem Pfahl zu tun habe, ist also nicht zwingend.

Leider enthalten gelegentlich außerhalb des Limes in der genannten Gegend, so bei Ingelfingen (gallorömisch, vielleicht mit germanischem Einschlag; Fundberichte aus Schwaben 1908, 25, und N. F. VII, 39 f.), ähnlich neuestens (1939) auch in Schwäb. Hall (Kreissparkassenneubau), dann im bayerischen Taubergebiet und Unterfranken, so bei Baldersheim (Hommel, Germania 1930, 40 f., und Hock, Germania 1931, 83 ff.; dazu neuestens v. Uslar, Westgermanische Bodenfunde des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Ztr., S. 177 und 186 f.) angetroffene germanisch-römische Funde aus Siedlungen nichts Späteres als 3. Jahrhundert, und auch eine Schanze, die außerhalb des Limes nahe Öhringen liegt, der Seite 160 besprochene Burgstall bei Hornberg, scheint, so wie er sich heute zeigt, ein mittelalterlicher Burstel zu sein. Immerhin aber führt zu ihm ein uralter Weg, der auch in der Zeit des absichtlichen Verödenlassens des Limes-Vorgürtels, dessen Spuren und Folgen bis ins 11. Jahrhundert in dem an sich siedlungsleeren Ohrnwald zwischen Öhringen und Kocher (Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs 1939, 224 f.) zu erkennen waren, nebst einzelnen Siedlungsmöglichkeiten sichtbar und in Benützung gewesen sein muß. Im Mittelalter, auch schon im frühen, wie in vorgeschichtlicher Zeit ist hier immer Verkehr durchgegangen. Auch der Ödgürtel hat keine totale Absperrung geschaffen. Das erhellt schon aus der mutmaßlichen Rolle der Gegend für den Durchbruch der Alamannen. Auf der anderen Seite kann es sich nur um einzelne Siedlungen außerhalb des Limes handeln. Die Grenze der Römer und Burgunder im Jahre 359 war anders, als die ja stets wechselnde zwischen den Alamannen und Burgundern. Aber identisch mit dem Limes ist sie auch nicht gewesen, hat sich aber an ihn im Großen angeschlossen, da Julianus begreiflicherweise an ihm haltgemacht hat.

Digitized by Google

Unser Ergebnis ist also die Festlegung der vielleicht in constantinische Zeit — so Norden S. 47f. — zurückgehenden, im Bereich der „regio Palas" befindlichen Grenze zwischen Römern und Burgundern in der Limesgegend bei Öhringen, jedoch nicht identisch mit dem Limes. Es ist gewonnen im allgemeinen ohne Berücksichtigung der Etymologie der zwei rätselhaften geographischen Namen. Nun ist aber ihre Lokalisierung natürlich nicht ohne diese durchzuführen, ohne daß aber umgekehrt diese nur von der sprachlichen Ableitung und Deutung abhängig gemacht werden darf, wie dies immer wieder versucht worden ist, besonders in den Anfängen unserer deutschen Geschichtswissenschaft. Die sprachliche Deutung und damit verbunden, bzw. davon abhängig die geographische Ansetzung der zwei Namen ist denn auch ein interessantes Kapitel dieser Wissenschaft seit der Humanistenzeit des 16. Jahrhunderts, als man anfing, sich wenigstens philologisch-historisch, wenn auch noch nicht archäologisch mit der alten Geschichte des deutschen Bodens zu beschäftigen. (Siehe darüber außer den genannten Werken von Stemmermann und Gummel besonders Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 3 Teile, 1921—1925, und Parets Aufsatz über die Anfänge der Urgeschichtsforschung in Württemberg, Württ. Vierteljahrshefte 1929, 1ff.) Die Behandlung unseres Themas bewegte sich freilich lange in phantastischen Bahnen, bis ihr im 18. Jahrhundert der Hohenlohesche Lokalforscher Hanßelmann durch archäologische Tatsachen, die dieser erste Bodenforscher erkundet hatte, und im 19. Jahrhundert (1837) Kaspar Zeuß als Sprachforscher eine wissenschaftliche Richtung gegeben haben. Mit dem Aufkommen der wissenschaftlichen Limes-Forschung von 1890 ab wurde sie auf den etwaigen Zusammenhang mit Pfahl-Limes neu untersucht. Und schließlich ist sie von Eduard Norden im Zusammenhang mit seinen zuerst in seinem Werk „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania" (1920) niedergelegten Studien, in denen er, von Haus aus Philologe, zur Sprachkunde die Geschichte, aber auch die jungen Wissenschaften der Vorgeschichte und der Ethnologie heranholt, aufgegriffen und mit ihrer Hilfe zu einer umfassenden Behandlung gebracht worden. Die Wissenschaft der Völkergeschichte Alteuropas, insonderheit die deutsche Urgeschichte, muß ihm dafür danken, wenn auch dadurch, sowie durch die sich erhebenden Gegenstimmen eine volle Lösung nicht erzielt worden ist. Ja es scheint geradezu, als ob eine solche mit den bis jetzt bekannten Quellen und Mitteln der Erkenntnis gar nicht möglich wäre.

Nicht wenige Geschichtsschreiber und Kosmographen des 16. bis 18. Jahrhunderts haben sich bei der Erläuterung der Ammianus-Stelle über die Grenzen der Alamannen — so lasen sie ja alle — und Burgunder damit abgegeben. Die Reihe beginnt mit der durch den sprachlichen Gleichklang veranlaßten These „Palas = Pfalz" durch den Vater der bayerischen Geschichtsschreibung Aventinus (1477—1534), der sie in seiner Baierischen Chronik bereits angedeutet hat, und vor allem mit dem genannten Beatus Rhenanus, der in seinen Res Germanicae (1531), Seite 130 und sonst (S. 47, 7; 52; 60), die „Pfalzia regio" von „Palas regio" ableitet und bei Heidelberg ansetzt, ja sogar „Capellatio", wie er den anderen Namen Capellatii umändert, als „Palatini comitis appellatio" erklärt. (Siehe Diepenbach, Palatium in spätrömischer und fränkischer Zeit; Dissertation 1921, S. 11.) Ihnen folgten dann Leute, wie der besonders unkritische Herold (de Germaniae veteris locis antiquissimis 1555) und Ortelius (Theatrum orbis terarum 1579). Zuerst

Digitized by Google

wurde diese These abgelehnt von Sebastian Münster in seiner berühmten Cosmographei 1558, S. 749, sowie von den pfälzischen Geschichtsschreibern, wie M. Freher (Origines Palatinae I, 1613, S. 14f.), und vom Franzosen P. Pithou (Pithoeus, Observatio de comitibus Palatinis 1581, S. 13), von letzterem mit der Bemerkung, daß an sich auch ein Teil der Pfalz die Palas-Gegend sein könne. Münster wollte lieber an die Bergstraße denken, während andere wie Bucher und Valesius (Henry Valois), der Herausgeber des Ammianus (1636), Palas in der Gegend der fränkischen Saale oder Kinzig ansetzen wollten (vgl. darüber auch Mascov, Geschichte der Teutschen I 1726, S. 275, und Hanßelmann, Beweiß usw. 1768, S. 124f.). Philipp Cluver (Germania antiqua 1663, S. 651f.), der auch die Ansetzung in der Pfalz ablehnte, rückte der Ableitungsfrage näher: palas, germanisch palanz — wobei man nicht wisse, ob es die Germanen von den Römern oder Kelten bekommen hätten —, bedeute an sich dasselbe, wie dicasterium und sei anzusetzen in der Gegend des Vogelsbergs oder der fränkischen Saale an der früheren Grenze der Chatten und Mattiaker. Hier setzte nun Hanßelmann ein. Über seine Bedeutung siehe meine Bemerkungen in „Römer in Württemberg" II, S. XX, und Norden, S. 22. Es handelt sich um seine drei größeren Werke: 1. Diplomatischer Beweiß, daß dem Hause Hohenlohe die Landeshoheit ... schon lange — vor dem Interregnum — zugestanden war (1751), S. 187—190; dann, nachdem er zum Spaten gegriffen hatte, in seinen zwei archäologischen Werken, nämlich 2. Beweiß, wie weit der Römer Macht in den mit verschiedenen teutschen Völkern geführten Kriegen auch in die nunmehrige Ost-Fränkische, sonderlich Hohenlohesche, Lande eingedrungen usw. (1768), S. 122ff., mit Tafel XVI; 3. Fortsetzung des Beweißes usw. (1773), S. 69—75, mit Tafel I. Er hat nun vor allem, zum Teil im Anschluß an Eckart (Commentat. de rebus Franciae 1729, S. 15), der Palas zum erstenmal von Pfal („Pfahlrayn") ableitet und den Streit der Alamannen und Burgunder um die Salzquellen in der Gegend von Schwäbisch Hall ansetzt, die Öhringer Gegend für Palas beansprucht als ein Gebiet im innersten Alamanniens und in der Mitte zwischen Wiesbaden bzw. Wetterau, dem Gebiet des Macrianus, und dem Oberrhein gegenüber Basel, dem Gebiet des Vadomarius.[1] Es ist richtig, daß die chattisch-alamannischen Bucinobantes, deren Führer das genannte Brüderpaar, als Vorgänger des nach Ammianus XXIX 4, 7 um 371 ihnen vom Kaiser Valentinianus bestellten Fraomarius, war, Mainz gegenüber im alten Gebiet der Mattiacer und Taunenser und daß Vadomarius in Südwestbaden herrschte. Hanßelmann aber widerspricht Eckart, der Grenzsteine und Limes identifiziert und die regio Palas weithin am Limes ansetzt, und weist auf den Unterschied des Limes als römisch-germanische und der Grenzsteine als Scheide zwischen zwei germanischen Völkern, besser Stämmen, hin; letzteres, da er natürlich nichts anderes kannte als die später als falsch erkannte Lesart „Alamannorum". „Ob die, vor noch nicht gar vielen Jahren", schreibt er 1768, S. 128, „eine halbe Stunde von hier ostwärts auf der Seiten nach Hall ... aus der Erden herausgegrabenen, lange behauene Sandsteine, welche an Größe die heutige größte Grenz- und Marksteine übertroffen haben", Reste der lapides terminales seien, läßt er dahingestellt. Endlich lehnt er (1773, S. 69ff.) Grupen ab, der (Origines Germaniae I 1760, S. 312) capellatii mit dem Namen des Dorfes Cappel in Verbindung zu bringen angeregt hat, da die Grenzen der Alamannen und Bur-

Digitized by Google

gunder weiter östlich gelegen gewesen seien. Wir kommen unten darauf zurück. Auf den Ortsnamen Cappel hatte bereits auch der württembergische Historiker Sattler (Geschichte des Herzogthums Würtenberg bis 1260, 1757, 332) verwiesen, der sonst Hanßelmann beipflichtete.

Um nun das Problem vor allem an der sprachlichen Wurzel zu fassen und so über die allgemeine topographische Festlegung hinauszukommen, bedurfte es des Eingreifens von Kaspar Zeuß in seinem berühmten Werke „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme" (1837, S. 311f.). Es ist ein schönes Zeichen von Pietät, daß Norden seinem oben erwähnten ersten Werk über die germanische Urgeschichte das Bild dieses großen Mannes der Wissenschaft vor dem Titel eingefügt hat. Zeuß nimmt die enge sprachliche Beziehung zwischen palas und palus = Pfahl als gegeben an. Für ihn ist palas germanisch, und zwar die Bezeichnung für römische Befestigung, capellatii aber keltisch. Bald darauf hat dann unser ausgezeichneter Landeshistoriker Christoph Fr. Stälin (Wirtembergische Geschichte I, 128, mit Anmerkung 2) palas mit Pfahl und capellatii mit Gepfähle zusammengestellt und beide als Germanisierung von lateinischen Namen bezeichnet, die im genauen Wortlaut unbekannt seien. Ausdrücklich stimmte ihm eine Autorität, wie Jacob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache I, 487f.) zu, aber auch er befangen in der Meinung, daß Ammian den Pfahl als Grenze der zwei germanischen Stämme bezeichne. Ich verzichte darauf, die lange Reihe der Forscher, die sich zur These palas = Pfahl zustimmend, und auch capellatium, das sprachlich damit aufs engste zusammenhänge, dazu rechnend geäußert haben, aufzuzählen. Nur genannt seien von den älteren Bacmeister, allerdings nicht ohne Zweifel (Alamannische Wanderungen, S. 58f.), Scherer (Bonner Jahrbücher 80, 75f.), Keller (a. a. O. 8), Nissen (a. a. O.), dann Weller (a. a. O.; zuletzt Württ. Vierteljahrshefte 1935, 351) und die Germanisten Müllenhoff, Weigand und Kluge in den bekannten Werken und vor allem R. Henning (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1892, 301, und Germania 1914, 28) und Miedel (a. a. O., 190ff.), sowie die Archäologen Schumacher und Hertlein, indes Fabricius in seiner grundlegenden Erörterung des Wortes „Pfahl" (Germania 1914, 1ff.) und an den Stellen des Limes-Werkes, wo er die Ammianus-Stelle berührt, gar nicht darauf eingeht. Fast nur ein einziger, aber mit um so größerem Gewicht, Th. Mommsen, hatte an der Beziehung von palas zu Pfahl gezweifelt, wie auch — mit anderen — an der Ableitung des Pfahls von palus (Römische Geschichte V, 141, Anmerkung 1). Letzteres lehnt auch Norden (S. 89) mit vollem Recht ab, besonders nachdem Fabricius wohl endgültig die Ansichten von Ohlenschlager und Zangemeister (Neue Heidelberger Jahrbücher 1895, 61; 78ff.) widerlegt hat, die eine Beziehung von palas zum Limes überhaupt in Konsequenz ihrer Ansicht verworfen hatten (a. a. O., 63; 91). Neuestens kam die Frage, wie erwähnt, wieder in den Vordergrund der Debatte durch Norden, der — übrigens, was einzelne seiner Gegner übersehen haben, behutsam vorgehend — zu beweisen sucht, daß die Annahme, Pal- als Ortsbezeichnung trage von lateinisch pal = Pfahl den Namen, nur den Wert einer aus dem Gleichklang abgeleiteten, also mit größter Vorsicht zu prüfenden Hypothese habe. Seine Aufstellungen haben aus den Reihen der Historiker zustimmende, aus dem Germanistenlager ablehnende Äußerungen hervorgerufen. Kornemann (Gnomon 1935, 289; 294) lehnt mit Norden die Beziehung von palas zu Pfahl

Digitized by Google

ſtreng ab, ebenſo Aubin (a. a. O. 507), der ſogar meint, Nordens Unterſuchungen hätten palas von ſeiner Lokaliſierung am Pfahlgraben befreit, — eine Löſung, die zwar radikal wäre, aber mir ganz unmöglich erſcheint. Kornemann und Aubin ſtimmen Nordens Verſuch der Erklärung aus dem Vorkeltiſchen und Keltiſchen zu. Auf der anderen Seite lehnen Sprachforſcher von Gewicht die Nordenſche Theſe ab, ſo Much (a. a. O.) und beſonders leidenſchaftlich Schnetz in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift für Ortsnamenforſchung (1935, 50ff.; 113ff.). Das Weſentliche dieſer zwar fördernden, aber das Problem nicht löſenden Kontroverſe ſei hier kurz mitgeteilt.

Norden glaubt, die zwei Namen der ammianiſchen Region am Oſtrand des Dekumatgebietes nicht aus dem Beſtand der lateiniſchen Etyma deuten zu können, ſondern hält ſie für einheimiſche oder „barbariſche", d. h. nichtrömiſche Namen. Wichtig erſcheint ihm beſonders das Vorkommen der Doppelnamen, was ja in der Ortsnamenforſchung gerne auf Wechſel der Bevölkerung hindeute. „Palas iſt", ſagt er (S. 136), „wie es ſcheint, der ſehr viel ältere Name und dürfte von einem vorkeltiſchen, ethniſch vorläufig nicht beſtimmbaren Volke herrühren. Capellatii wird als lokalgentiliciſches nomen einer gallorömiſchen gens (d. h. Familie), die ſich dort anſiedelte, angeſehen werden dürfen." Auf S. 137ff. ſucht er dieſe Vermutungen aus der Geſchichte der latiniſierten agri decumates zu beſtätigen. Das Suffix-as, das Henning (Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung 1892, 297ff.) als das ſeit dem 7. Jahrhundert in latiniſierten merowingiſchen und karolingiſchen Ortsnamen häufige feminine Kaſusſuffix des Accuſ. Plural anſieht — alſo palas für palos und dieſes = ad palos —, hält Norden aus ſtilgeſchichtlichen und grammatiſchen Gründen in dieſer Deutung für hier abwegig; denn vor allem müßte palas als erſtarrter Accuſ. zu pala, d. h. Schaufel, nicht zu palus, d. h. Pfahl, führen. Aber auch als Suffix-as (altlateiniſch = atis) angeſehen, führt palas regio, d. h. palatiſche Region, nicht zu palus, da nie ſolche Adjective auf as von Apellativa abgeleitet vorkommen, was Norden ja auch für decumas anführt. So führt denn dieſe vermeintliche Verſperrung des Weges zur Erklärung von palas über ein lateiniſches Etymon Norden in ſeiner tiefgründigen Gelehrſamkeit in eine ganz andere, eine uralte alteuropäiſche Pal-Reihe, zu der vor allem nach ſeiner Meinung auch das ſabiniſche und römiſche palatium gehören, ohne daß jedoch deren völkiſche Zugehörigkeit näher beſtimmt werden könnte. Für unſer transrhenaniſches Gebiet aber möchte Norden aus ethniſch-linguiſtiſchen Gründen an die vorkeltiſche Periode denken, die in der Tat, wie die Andeutungen bei Hertlein (a. a. O. 83ff.) und Springer (Die Flußnamen Württembergs und Badens 1939, da und dort) zeigen, ſtarke ſprachliche Spuren aufweiſt. Über dieſe Wurzel „pal" ſiehe auch Nehring (Indogermaniſches Jahrbuch XIII, 1929, 405f.) und Walde-Hofmann (Etymologiſches Wörterbuch der lateiniſchen Sprache I, 1938, 446, unter dem Wort „fala").[8]

Ebenſowenig glaubt Norden ein aus einem etwaigen Genitiv capellatii

[8] Wenigſtens in einer Anmerkung ſei der Vollſtändigkeit halber auf den weit hergeholten Verſuch Eberhard Hommels (Mitteilungen der Vorderaſiatiſchen Geſellſchaft 1916 [Feſtſchrift für Fritz Hommel], S. 233ff.) hingewieſen, lateiniſch palatum = Gaumen und = Himmel mit etruſkiſch fala(n)dum zu verbinden und darin den alten Namen eines Himmelsgottes zu finden und dann palatium als Wohnung des Himmelsgottes zu erklären.

Digitized by Google

des Ammianus zu erschließendes capellatium als lateinisches Appellativ, gebildet aus capellare oder capulare, d. h. abschneiden, capellatium also als Ortsbezeichnung im Sinne von Schneise auffassen zu dürfen. Bereits Zeuß dachte ja an keltischen Ursprung, ebenso wohl auch der Philologe Heräus, der — freilich ohne die Begründung zu geben — das Wort bei Ammianus in capillacii umänderte (siehe Ausgabe Clark, kritische Anmerkung zu I 139), was dann Schmidt (Geschichte der deutschen Stämme II, 278)[9] und Weller (Besiedlungsgeschichte, 134) aufgenommen haben. Da palas Nominativ ist, liegt nahe, mit Norden auch capellatii als solchen zu nehmen; es bedeute dann den Namen eines Geschlechts, das bald nach der Eroberung Galliens durch Caesar in den agri decumates sich angesiedelt habe; es habe das ältere Suffix -atius bewahrt, während es im romanisierten Mutterland durch das häufigere -anus verdrängt worden sei. Capellianus aber lasse sich aus dem Bestand gallischer Beinamen nachweisen. So sei, schließt Norden, capellatii Name einer seit alters dort wohnhaften gallorömischen Familie, der dann auf die ganze regio übertragen worden sei.

Dagegen hat sich nun besonders Schnetz gewandt. Für palas hat er auf die alte Verbindung mit palus und die Deutung aus dem Germanischen zurückgegriffen und hält den Namen für altalamannisch und für ein germanisches Lehnwort bereits aus der Zeit der Errichtung des Limes. Für capellatii bestreitet Schnetz die „Möglichkeit des Vorkommens eines Elements cap- als Personenname im Gallischen überhaupt" und trägt selber eine Deutung aus alamannischer Laut- und Formengebung vor, nämlich aus dem Stamm kabal, mnd. cavele (Femin.) = Stück Holz zum Loswerfen, Losanteil, und zwar erweitert durch das neutrale Suffix -atja, so daß die Grundbedeutung wäre = Pfahlwerk, wobei der Verschlußlaut b in kabelatja durch den romanischen p-Laut wiedergegeben wäre.

Wenn man schon mit der Gleichheit der Bedeutung von palas und capellatii rechnet, und auch mit capellatii im Germanischen bleibt, dann liegt an sich kein Grund vor, die auch von Weller (Württ. Vierteljahrshefte 1935, 351) abgelehnte, etwas weit hergeholte Deutung von Schnetz der hergebrachten von capellatium = gapalithi Gepfähle vorzuziehen. Much, der mit Recht jetzt den Wechsel von a und u (palas-palus) nicht mehr, wie einst, leicht nimmt und zu dem freilich wenig glaubhaften Mittel der Annahme einer Verschreibung greift, tritt dennoch für die alte These palas = Pfahl ein. Ohne Nordens tiefschürfendes Bemühen um die richtige sprachliche Deutung in Verbindung mit den geschichtlichen Tatsachen damit unterschätzen zu wollen, glaube ich nicht, daß es ihm gelungen ist, die These der Verbindung von palas mit Pfahl zu Fall zu bringen und durch eine sicherere zu ersetzen. Eine Anknüpfung an die indogermanische Wurzel pal = Erhöhung bleibt doch unwahrscheinlich gegenüber der Tatsache, daß die regio eben doch in der Gegend des Pfahls liegt; das muß immer wieder betont werden. Immerhin ist wertvoll noch der Hinweis Kornemanns (a. a. O. 294), daß der Name „Pal" in seinem uralten Vorkommen an Gegenden gebunden ist, wo Salz vorkommt oder befördert wird.

Auch für capellatii hält Much, trotzdem er Nordens Gründe für erwägenswert ansieht, fest an der germanischen Deutung und übersetzt es mit

[9] Korrekturzusatz: Jetzt L. Schmidt, „Die Westgermanen", 2. Auflage (1940), II. Teil Seite 42.

Digitized by Google

Landhag. Es bleibt jedoch unerklärlich, daß ein und dieselbe Anlage Verpfählung und Verhau genannt wird. Von einem Hag in Form von angepflanztem Gebüsch kann aber beim Limes keine Rede sein, wie Fabricius (Obergermanischer Limes A, Strecke 7—9, S. 29 Anmerkung 1) mit Recht gegen Hertlein (a. a. O. I 133) endgültig feststellt. An eine Landwehr als Grenze zweier germanischer Stämme hier zu denken, verbietet ja die als richtig erkannte Lesart „Romanorum" statt „Alamannorum", die Much allerdings nicht annimmt. (Vgl. auch Much, Zeitschrift für deutsches Altertum 1891, 205 f.)

Wenn auch Nordens Nachweis einer keltischen Wurzel von capellatii bis jetzt noch nicht durch durchschlagende Beispiele gestützt werden kann, so hat er doch wohl mit seiner Deutung am ehesten den richtigen Weg gewiesen. Das scheint mir vor allem daraus hervorzugehen, daß die zwei nebeneinander gestellten Bezeichnungen kaum als stamm- und sprachverwandte Ausdrücke für ein und dasselbe angesehen werden dürfen.

Für die keltische Zugehörigkeit des neben den germanischen gestellten geographischen Namens wage ich als vielleicht möglichen Beweis auf den bereits genannten Namen des nahe dem Limes, jedenfalls in der Palas-regio gelegenen Dorfes Cappel hinzuweisen. Darauf war bereits im 18. Jahrhundert, so viel ich sehe, zum erstenmal von Sattler und Grupen (a. a. O. 312; unklar ist Hanßelmann, Fortsetzung S. 71) angespielt worden, in einer Zeit also, für die reine Namensähnlichkeit genügte, vor dem Aufkommen der germanischen Sprachwissenschaft. Von lateinisch capella abgeleitet, könnte der Name des erst um 1357 in einem Zinsbuch der Herrschaft Hohenlohe als Grenze eines Forsts „zu der Cappeln" genannten Ortes Cappel (Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch III 160; dann „zu Kappeln" 1366: Urkundenbuch 299 und 325) erst im 8. Jahrhundert entstanden sein. So wie der Name lautet, der viel verbreitet ist — siehe die Beispiele bei Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 1644, wo jedoch unser Cappel nicht genannt wird —, ist er natürlich abgeleitet von mittellateinisch capella, althochdeutsches Lehnwort chapella, mittelhochdeutsch kapelle und kappel mit Betonung im Oberdeutschen auf a. Im 7./8. Jahrhundert ist das Urwort, von Hause das Verkleinerungswort von cappa, d. h. (vermutlich von den Kelten übernommener) Kapuzenmantel, in ausschließlicher Anwendung auf die Hauptreliquie des Heiligen Martin, seinen Mantel, aufbewahrt in einer kleinen Palast-„Kapelle", zur Bedeutung eines untergeordneteren Heiligtums — das ein „Kaplan" bedient —, eben zur Bedeutung des deutschen Lehnworts „Kapelle" geworden (Seiler, Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts II, 13 f.). Selbstverständlich wird in den meisten Fällen der Ortsname dieser Form nach einer vorhandenen Kapelle genannt sein. Würde nun aber der Name doch auf das ja noch im 4. Jahrhundert, also gewiß noch ins Mittelalter hinein am Platz nachlebende keltische capellatii bzw. auf die Wurzel capel zurückgehen, dann müßte er durch die Lautverschiebung zu caphel, caffel geworden sein. Es ist durchaus denkbar, daß die mittelalterliche Volksetymologie, die sich den Namen nur aus capella entstanden denken konnte, jene lautverschobene Form wieder zurückverwandelt bzw. dem mittelalterlichen capella angeglichen hätte. Nun berichtet Hanßelmann im „Diplomatischen Beweis" (1751), S. 189, daß man vor einigen Jahren dort Fundamente gefunden hätte, legt aber selbst in seiner „Fortsetzung" (S. 71) keinen Wert auf diesen Befund. Über eine abgegangene Kapelle, nach

Digitized by Google

der der Name geschöpft wäre, ist meines Wissens nichts bekannt, ebenso wenig über einen Patron einer solchen, trotz der Bemerkung in Oberamtsbeschreibung S. 198. Dagegen gehört der Ort — seit wann? — kirchlich, wie auch betreffs des Friedhofs zu Öhringen. Sehr auffallend ist das Übergreifen der Markung Cappel über den Limes mit besonderer Absonderung eines kleinen Flurstücks, genannt Kappelrain, in Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie der Limes bildet, dessen Spitze aber innerhalb desselben liegt, wie die Zeichnung bei Keller (S. 9) zeigt. Ob aus diesem Herübergreifen der Markung ein Schluß auf sehr alte, auch durch den Limes nicht veränderte Verhältnisse vorliegt, kann zunächst nur als Frage aufgeworfen werden.

Nun kompliziert sich die Situation noch mehr durch den sogenannten Burgstall, der in der Schleife der Ohrn dem Dorf gegenüber und von ihm durch das Flüßchen getrennt liegt. In dem Namen des Weilers Hornberg, über dem und in dessen Markung er sich befindet, möchte ich die aus Ohrnberg verballhornte ursprüngliche Bezeichnung der Höhe, auf die der Burgstall gesetzt ist, erkennen; ich halte diese Erklärung für wahrscheinlicher als die sonst freilich nicht seltene Bezeichnung nach der hornartigen Form des Buckels; der urkundlich um 1357 genannte Name des Werner von Hornberg (Urkundenbuch III, 165 f.) spricht nicht dagegen. Da nun die Flur „Kappelrain" an ihn anschließt, während das Dorf Cappel davon durch die Ohrn getrennt ist, kann es sich sogar vielleicht um eine Verlegung dieses Namens von ihrer linken auf die rechte Seite handeln. Ist dem so, dann drängt sich die Frage, auf die unsere Untersuchung hinauskommt, von selbst auf, die Frage eines etwaigen Zusammenhangs des befestigten Punktes mit dem als keltisch erkannten oder wenigstens wahrscheinlich gemachten capellatii.

Über die Schanze ist schon viel vermutet und geschrieben worden. Schon Hanßelmann erwähnt sie („Fortsetzung", S. 137). Immer wieder hat man die Anlage, die etwa eine Grundfläche von 24 ar in Form eines nach Norden, gegen das etwa 10 m tiefer gelegene Ohrntal, offenen Hufeisens umschließt, und im Süden von Wall und Graben, im Osten und Westen nur von einem Graben umgeben ist, für ein dem Limes vorgelegtes Fort erklärt, so Bauer (Zeitschrift für württ. Franken 1861, 436), Boger (Oberamtsbeschreibung Öhringen 1865, 198), Keller (S. 39), und noch, ehe die Ergebnisse der Limeskommission über die Technik der römischen Grenzanlagen vorlagen, auch Weller (Fundberichte aus Schwaben 1904, 28) unter Hinweis auf ihre mehrere alte Straßen beherrschende Lage; heute glaubt er nicht mehr daran. Die 1899 von der archäologischen Landesaufnahme vermessene Schanze (Fundberichte aus Schwaben 1900, 32) hielt man damals für die wohl älteste römische Befestigung der Gegend. (Siehe Limes-Werk, Abt. A, Strecke 7—9, S. 149.) Eine kurze Grabung der Limeskommission im Jahre 1903 ergab in der Grabensohle an der Südostecke nur grün glasierte Tonscherben, also mindestens Mittelalter, wahrscheinlich ganz spätes. (Limes-Werk 139 f.) Diese Datierung und demnach ihre Zuweisung zu den im Fränkischen besonders häufigen sogenannten Bursteln ergibt sich schon äußerlich aus der Form und Größe. Aber ob nicht Älteres unter der Anlage aus historischer Zeit steckt? Eine gründliche Untersuchung verdient der Punkt jedenfalls. Sie wird dann auch entscheiden, sei es positiv, sei es negativ — beides ist wertvoll —, ob der Hornberger Burgstall für die capellatii- und damit auch für die palas-Frage herangeholt werden kann.

Digitized by Google

Mergentheim — seine Entwicklung von 500—1340

Von Johannes Zeller

Vorgeschichtliches und Erdkundliches

Auf Mergentheims Markung wohnten seit jahrtausendalter Vorzeit im Umkreis der heutigen Stadt dauernd Menschen. Das Heimatmuseum weist zahlreiche Funde aus allen vorgeschichtlichen Zeiträumen von der Jungsteinzeit bis zum Einmarsch der Franken auf. Mergentheims offene Ackerfluren der oberen und unteren Au und die bis zum Ende der Bronzezeit fließende Salzquelle rechts der Tauber besaßen für siedelnde Völker Anziehungskraft. Außer den bronzezeitlichen Menschen, welche der Mineralquelle wegen sich in die Enge der Löffelstelzer Schlucht zwängten, wohnten die vorzeitlichen Siedler meist links der Tauber in der oberen Au im Anstieg zum Eisenberg und am Fuß des „Hangenden Loh". Die Boden- und Wasserverhältnisse drängten die Menschen immer wieder die gleichen Plätze zu benützen.

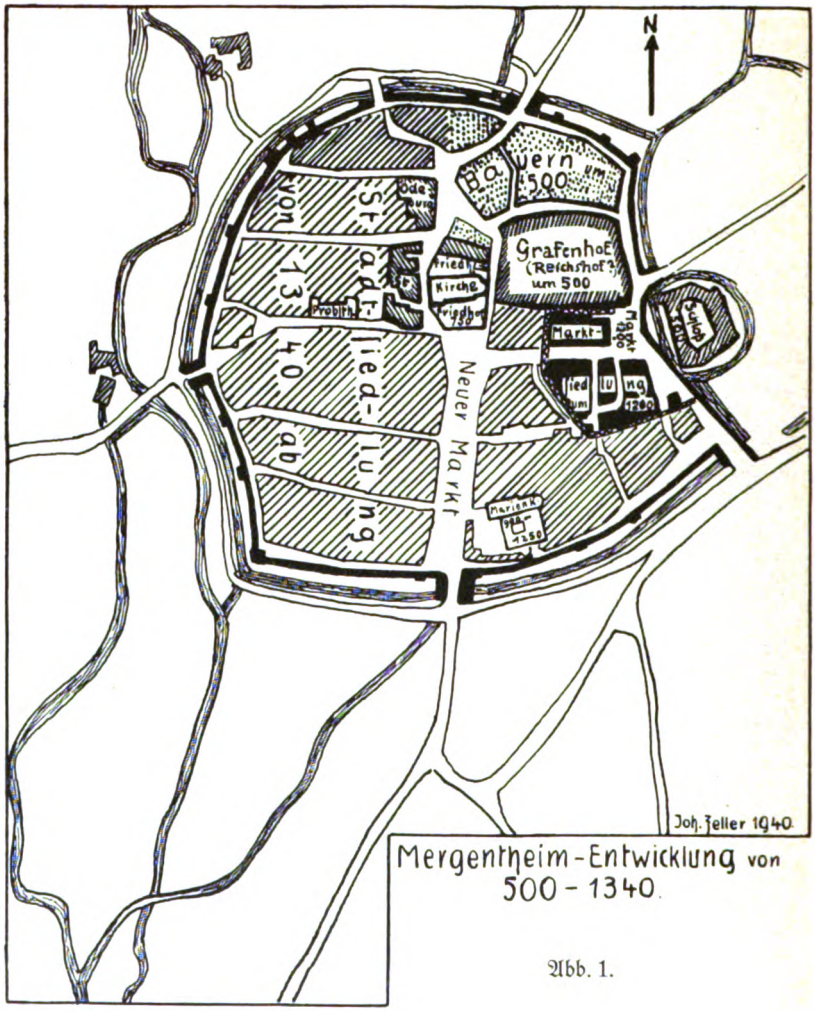
Die Tauber, in der Eiszeit 3 bis 4 m tiefer fließend, hat durch Geröllaufschüttung ihr Bett erhöht (Georg Wagner: Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbild Süddeutschlands) und die Geschwindigkeit ihres Laufes verringert. Vom jetzigen Johannessteg bis zur Wolfgangsbrücke war auch schon vor Einbau der beiden Wehre geringes Gefälle, so daß sich nasses Gelände und eine breite Überschwemmungszone bildete. Der rasche Abfluß wurde noch mehr behindert und die Tauber noch weiter gegen den jetzigen Schloßpark gedrängt, als, wohl am Ende der Bronzezeit, Wolkenbrüche die Löffelstelzer Schlucht tiefer ausschwemmten und dabei Geröll und Sand in 3 bis 4 m Mächtigkeit über die dort blühende Siedlung und die Salzquelle legten, wie vorgeschichtliche Ausgrabungen ergeben haben. Diese Katastrophen zerstörten auch den wenigen guten Ackerboden im Ausgang der Schlucht, so daß sich die späteren keltischen Siedler (wohl nicht dauernd) östlich davon am Fuß des Arkauberges niederließen, bis sie eingesehen haben mögen, daß der magere Boden sie nicht ernähren konnte. Sie wechselten an den Fuß des „Hangenden Loh" (jetzige Kaserne), wo ihre Anwesenheit durch Funde bezeugt ist.

Eine ähnliche Stauung des Tauberwassers ergab sich aus den gleichen Ursachen an der jetzigen Markungsgrenze Mergentheim—Edelfingen. Dieser Zustand der nassen Wiesen erhielt sich bis in das Mittelalter, was der Flurname „Riet" beweist. (Im „Rieth", abgegangener Ort, genannt 1300—1400.)

Die Wachbach war in den letzten 2 km ihres Unterlaufes ebenfalls ein träg fließendes Wasser. Dazu traten beiderseits flache Ufer und verursachten wassergesättigten Untergrund in durchschnittlich 100 m Breite. Außerdem verlief ihr Bett mehr östlich als heute, nämlich im westlichen Stadtteil, etwa 50 m vom Marktplatz entfernt, und verließ das Altstadtgebiet am Schnittpunkt der Unteren Mauergasse mit der Bahnhofstraße.[1]

[1] 1. Eine Grabung in der Oberen Mauergasse — erste Augustwoche 1939 — bei Maler Nied ergab in 1,50 m Tiefe Schlamm, das alte Wachbachbett. 2. Auf alten Karten und Plänen zeigt die Wachbach von der Probsteistraße bis zur Mündung deut-

Digitized by Google



Mergentheim-Entwicklung von 500 - 1340.

Abb. 1.

Die Höhenkurven der Stadt weisen aus, daß vom Eisenberg her im östlichen Stadtteil nach Norden zu, bis zum heutigen Bahngeleise, am Bahnübergang Herterichstraße, eine merkliche Bodenerhebung verläuft, die nach Norden im jetzigen Stadtgebiet allmählich abflacht. Einen Höhepunkt, ganz nahe

liche Regulierungsmerkmale — plötzliches Abschwenken von der Stadtmauer, obwohl der Stadtgraben, Mittlere Mauergasse und Untere Mauergasse tiefer liegen —, unnatürlich gerades Bachbett: der abgeleitete Bach wurde in die Verteidigungsanlage der Stadt an ihrer Westseite (als Grabenfüllung und Verwendung des regulierten Baches vor dem Wall als neues Hindernis) einbezogen. 3. Mündliche Überlieferung berichtet und um 1895 stattgefundene Grabungen ergaben, daß der Deutschmeister Wolfgang Schutzbar die westliche Hälfte der Mühlwehrstraße, der Holzapfelgasse, der Törkelgasse und Bahnhofstraße 1½ m auffüllen ließ, um der Feuchtigkeit und der in ihrem Gefolge immer wieder auftretenden Pest zu steuern.

Digitized by Google

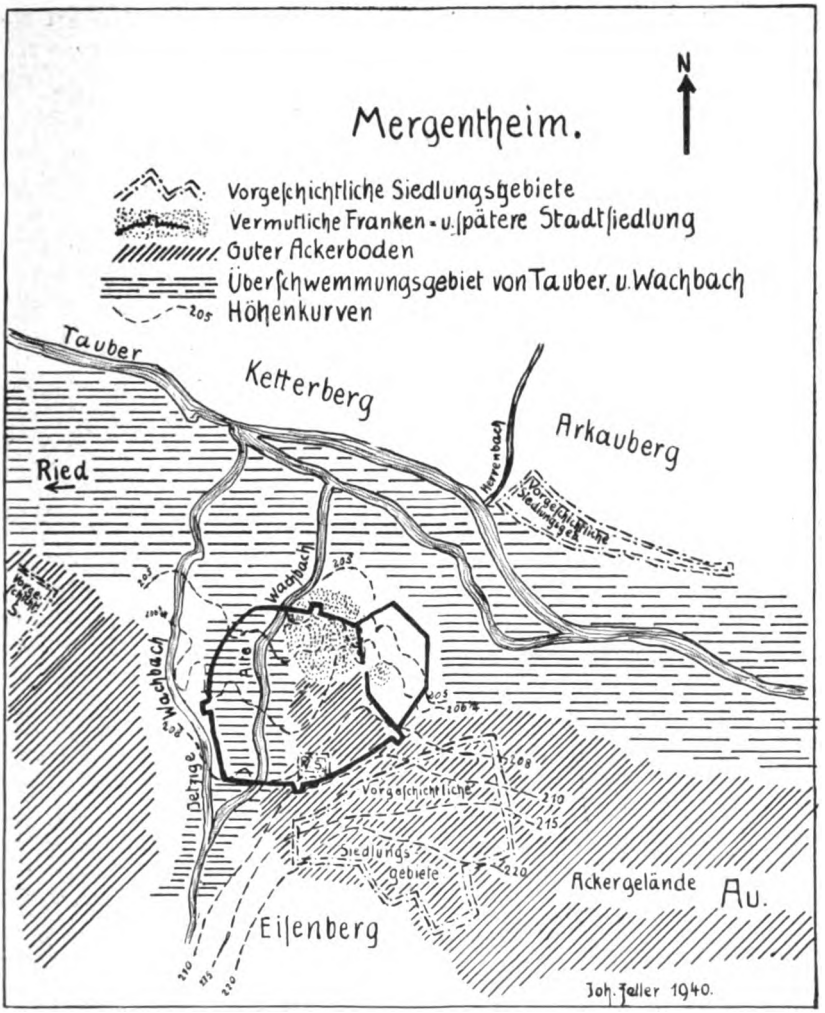


Abb. 2.

am Überschwemmungsgebiet der Tauber, bildet der jetzige innere Schloßhof. Die Burgstraße stieg einst, wie jetzt, gegen das Schloß an, nur 1,50 m tiefer (Grabungsergebnis bei Einmündung der Krummen Gasse, 1931). Hochgelegen, aber nicht aufgeschüttet, ist die Fläche des Johanniterhofes und der nördlich daranstoßende Stadtteil. Die Karte Abb. 2 ergänzt das eben Gesagte. Nasses Wiesengelände erlaubt keine Siedlung, günstig sind nur die trockenen Stellen des Ausläufers vom Eisenberg. Auf ihm bauten sich die Franken an. Diese Gegend kam der Gewohnheit der Bauernsiedler entgegen, sich an die Grenze zwischen Acker- und Wiesenland zu setzen. Wiesenland waren die noch heute bestehenden Herrenwiesen, Riedwiesen, der Teil der heutigen Stadt westlich

Digitized by Google

des Marktplatzes bis zum jetzigen Bach (meist nasse Wiesen), Ackerboden dagegen der Marktplatz und alles Gebiet südlich der Burggasse.[2] Außerdem war die Talaue waldfrei. So ergibt sich das auf der Karte Abb. 2 gezeichnete Geländebild.

Von den Alamannen zu den Franken

Der südwärts drängende Wanderzug der Alamannen stand um 200 an der römischen Grenzwehr. Im jetzigen Württembergisch Franken wurden die Kelten vertrieben oder ihre Reste unterworfen. Noch trennte der rund 30 km breite römische, dicht bewaldete Sicherungsstreifen das Alamannenvolk vom Limes. Es mußte also seine ältesten Siedlungen östlich der Linie Wölchingen, Ailringen, Ingelfingen ansetzen. Für dichtere alamannische Besetzung unserer Gegend waren die kampfreichen ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts nicht günstig. Die Römer, bald vorstoßend, bald zurückgeschlagen, ließen den Gegnern kaum Zeit zum notwendigen Feldanbau. Die Wohnhäuser bestanden wohl nur aus leicht vergänglichem Werkstoff, daher sind keine Reste mehr zu finden.

Um 260 war die endgültige Wegnahme des Limes Tatsache geworden. Die außerordentliche Ausweitung des alamannischen Lebensraumes nach Süden und Südwesten war die Ursache einer nun eintretenden Siedlungsleere im mittleren Main- und Taubergebiet. Nachfolger in diesem Raum wurden für kurze Zeit die an den Rhein strebenden Burgunder (Badische Fundberichte 1927). Nach deren Abzug konnten die Alamannen ihr altes Gebiet zwischen Jagst und Mittelmain wiederbesetzen (um 450). Es war wohl eine dünne alamannische Bevölkerungsschicht. Reste davon will man in den wenigen „-ingen"-Orten des Taubergrundes erblicken. Edelfingen, Röttingen, Creglingen, Wölchingen, Simmringen, nicht aber Pfitzingen, sind für diese Zeit anzusetzen. Nur etliche Jahrzehnte konnten sich die zurückgekehrten Alamannen in ihren Wohnsitzen im heutigen Württembergisch Franken halten. Durch die Franken unter Chlodwig um die Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert besiegt, erfolgte der Abzug oder die Landesverweisung dieser Alamannen oder ihre Auffaugung in der neuen fränkischen Besiedlung. Möglich ist, daß noch weitere Alamannenorte als nur die heutigen „-ingen"-Orte bestanden haben (Dr. Kost und Professor Dr. Schumacher). Für Mergentheim ist der Nachweis, daß es eine (größere) Alamannensiedlung war, noch nicht gelungen, es sei denn, daß man die 2 Grabfunde von 1935, gemacht im fränkischen Reihengräberfeld der Oberen Au, als Beweis einer solchen ansehen will. Es sind dies eine einfache bronzene Fünfknopffibel und der Teil eines alamannischen Rippentopfes, ferner ein weiterer Topf (siehe S. 191). Diese Funde weisen mindestens auf das Nachleben alamannischer Siedlerreste in der Frankensiedlung des 6. Jahrhunderts. Sonstige Spuren haben sich bis jetzt nicht gezeigt. Dagegen ist die Möglichkeit des Be-

[2] An der Einmündung der Krummen Gasse in die Burgstraße stieß man 1931 in 1,3 m Tiefe auf 20 cm dicken Ackerboden. In der Burgstraße, zwischen Sambeth und Hotel „Hirsch", legte man in 1,5 m Tiefe ebenfalls Humusboden frei (1939). Vor dem Milchlingsbrunnen, gegen das Rathaus zu, ergab sich in 1,5 m Tiefe Ackerboden (1939). Vor der Brünnerschen Papierhandlung, neben dem Rathaus, fand man 1939 ebenfalls in 1,3 m Tiefe Ackerboden. An der nördlichen Seite des Neubaues der Oberschule ergab sich in 1,8 m Tiefe alter Ackerboden. Ebenso stieß man vor dem Carolinum, von der alten Wallkrone aus gemessen, in 3,5 m Tiefe auf eine schräg nach Norden abfallende Humusschicht.

Digitized by Google

stehens eines alamannischen Edelhofes sehr groß, dessen Fortsetzung der spätere Grafen- bzw. Reichshof sein dürfte.

Die Franken unter Führung Chlodewechs hatten in einer linksrheinischen Schlacht, wohl 496 oder 505, die Alamannen so entscheidend geschlagen, daß sie um Frieden bitten mußten. Der Ostgotenkönig Theodorich nahm sich eines Teils der Besiegten an und schützte sie vor dem weiteren Zugriff der vom Rhein her vordringenden Franken. Die Folge des Frankensieges war die Wegnahme des nördlichen Alamanniens bis etwa zu der noch jetzt bestehenden fränkisch-schwäbischen Sprachgrenze. Strittig ist, ob die Festlegung dieser Trennungslinie durch germanisches Gewohnheitsrecht — $^1/_3$ des Landes gehörte dem Sieger — erfolgte, oder ob die Franken Nordalamannien bei Friedensschluß schon so weit besetzt hatten.

Die fränkisch-merwingische Landnahme

machte ihren Weg wohl in der Hauptsache über das Neckartal längs der Elz, über Seckach, Adelsheim, Rosenberg, Berolsheim, Schillingsstadt, Wölchingen. Als nächste Zugstraße gilt das Jagsttal (Reihengräber von Untergriesheim, Möckmühl, Anhausen, Krautheim). Aber auch von Norden mögen sie über das Main- und Taubertal vorgedrungen sein (Reihengräber von Urphar, Neubronn, Impfingen, Tauberbischofsheim, Edelfingen, Mergentheim (Professor Dr. Schumacher in den „Mergentheimer Heimatblättern"). In den Schnittpunkten der Taubersstraße mit den Zuzugsstraßen vom Neckar her wurden jeweils feste Plätze und Königshöfe (Reichshöfe) angelegt.

Die Landnahme des ganzen Taubergebietes durch die Franken erfolgte wohl in einem Zuge. Der Beweis hierfür liegt in der Gleichförmigkeit der Reihengräber und der Übereinstimmung in den Grabbeigaben. Besetzt wurden zuerst die Hauptpunkte Tauberbischofsheim, Königshofen, Mergentheim und Weikersheim (siehe Abb. 3). Mergentheim war ein besonders wichtiger Straßenknotenpunkt. Es treffen sich hier:

1. Der uralte Fernweg (jetzt Kaiserstraße genannt) von Herbsthausen her über den Burgplatz, die Tauber durch eine Furt kreuzend, der Löffelstelzer Steige nach sich gen Würzburg ziehend. Zwischen Löffelstelzen und Oberbalbach ist dieser Weg heute noch als Pflasterweg erhalten.
2. Der schon von den Römern als Handelsweg von Osterburken nach Balbersheim (altalamannisches Germanendorf!) benützte Abstieg vom Trillberg, durch die Mühlwehrstraße, die Burgstraße nach Igersheim usw. (Professor Dr. Schumacher in den „Mergentheimer Heimatblättern").
3. Die Taubertalstraße von Königshofen nach Mergentheim (später als Reichsstraße ausgebaut).
4. Der Weg von Assamstadt—Althausen (auf der Höhe Rennweg genannt) nach Mergentheim (siehe Kärtchen Abb. 4).

Wo war für die Truppen in Feindesland ein geeigneter Stützpunkt? — Es galt besonders die Straßenkreuzungen zu besetzen und möglichst viele Wege im Bedarfsfall zu sperren oder zu sichern; also mußten die Lagerplätze der Truppen an Straßenkreuzungen sein. Solche lagen beinahe ohne Ausnahme im Tal und nicht auf der Höhe. Leichte Zufahrt, Trinkwasser (Brunnen) und rasche Herstellung einer wirksamen Verschanzung waren wichtig. Das Augenmerk hatte

Digitized by Google

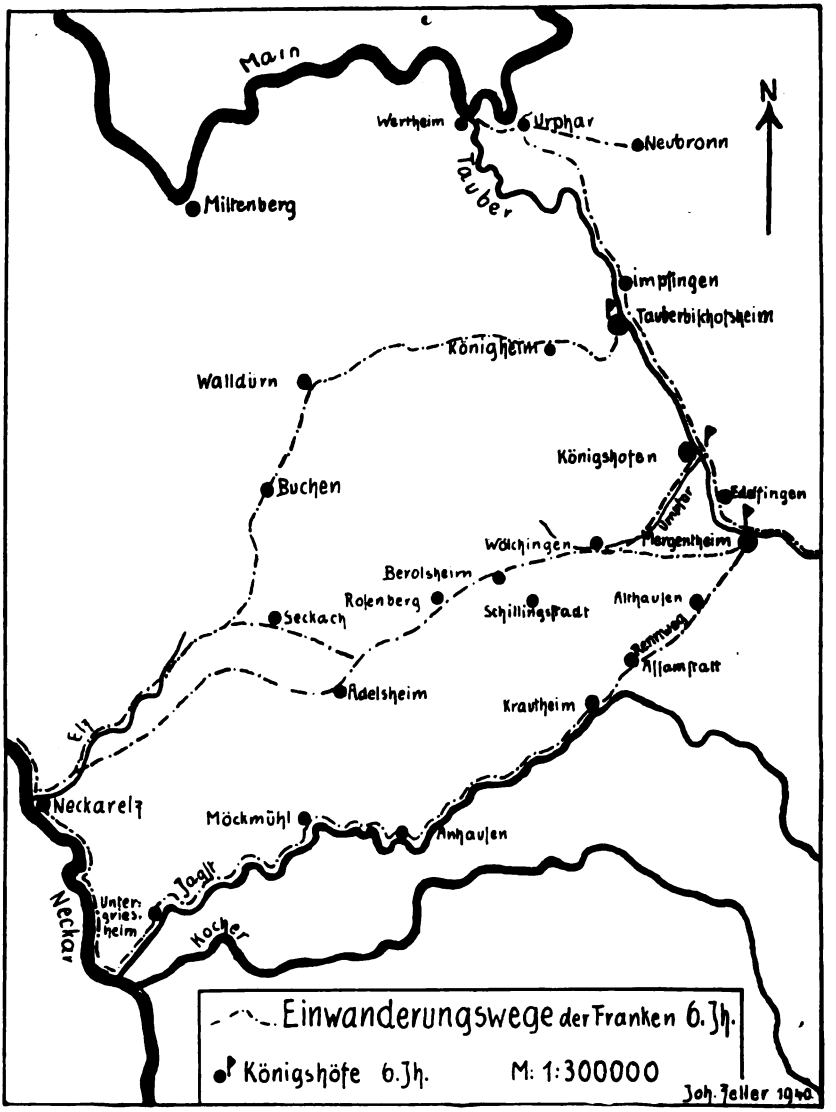
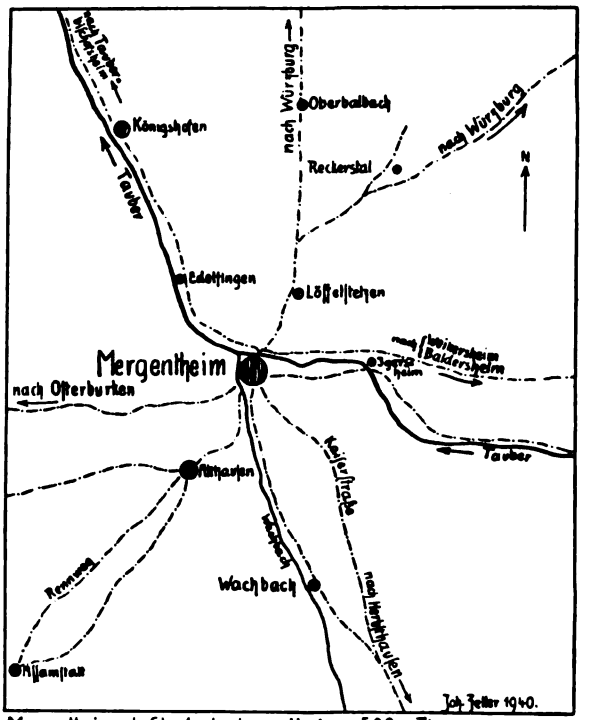


Abb. 3.

sich auf die Möglichkeit einer schnellen Verständigung mit Nachbarstützpunkten und rasche Heranziehung militärischer Hilfe auf guten Straßen zu richten. Auf Mergentheim angewendet kommt man bei Zuhilfenahme der Höhenkurvenkarte und unter Berücksichtigung der Wasserverhältnisse zu dem Schluß, daß rechts der Tauber die Fläche zu klein und ungeschützt und die Felder zu fern waren, daß dagegen der Ort des jetzigen inneren Schlosses hierfür in Betracht kommen dürfte, und zwar deswegen, weil

Digitized by Google

1. ein Straßenknoten nur etliche Meter vor der „Veste" liegt, also jederzeit rasch und sicher gesperrt werden konnte;
2. die Straßenkreuzung Edelfingen—Igersheim und Kaiserstraße—Löffelstelzen—Würzburg nur rund 200 m entfernt und durch die Furt leicht erreichbar war;
3. bei Anlage der „Veste" dort sich keine Bodenhindernisse entgegenstellten, im Gegenteil, leicht bearbeitbarer Grund und genügend Wasser sich bot.



Mergentheim als Straßenknotenpunkt etwa 500 n. Chr.

Abb. 4.

Erfolgte oder drohte ein Angriff des Feindes, so war durch das gute und zahlreiche Straßennetz rasche Hilfe innerhalb weniger Stunden möglich.

Der Mündungswinkel Wachbach—Tauber mit den beiderseits flachen und oft überschwemmten Ufern lud geradezu zur Anlage einer Wasserburg ein. Solche Punkte bevorzugten die Franken dieses Zeitabschnittes. Ein Abschluß des trockenen, um etwas höher als seine Umgebung gelegenen Lagerplatzes gegen Westen — jetzige Stadtseite — konnte verhältnismäßig rasch durch Zaun und Graben erfolgen.

Herkunft des Ortsnamens Mergentheim

Von den verschiedenartigsten Deutungen des Ortsnamens Mergentheim ist wohl die von Dr. K. Weller die richtige. Er führt die Benennung zurück auf den Frauennamen „Marigunt". Mariguntheim (1058 Mergintaim) = der

Digitized by Google

Besitz (heim) einer fränkischen Grundherrin Marigunt. Allem Anschein nach ist um 900 der Wechsel von einem männlichen Bestimmungswort zu dem weiblichen eingetreten. Viel früher kann diese Änderung nicht stattgefunden haben, denn, wenn Mergentheim als Sitz eines Reichshofes und eines Centenars, vielleicht eines Gaugrafen gilt, so war nach dem Ableben eines solchen königlichen Beamten weder das Amt noch das Besoldungsgut erblich. Der Beamtengraf verwandelte sich frühestens im 10. Jahrhundert in den Erbgrafen. Es konnte also erst in diesem Zeitraum eine Frau die Erbin sein oder die Vormundschaft über einen Minderjährigen führen und damit einem Ort ihren Namen geben. (Siehe „Württembergisch Franken", N. F. XIV, 1927, S. 35 und 36, und „Württembergisch Franken", 1857, S. 274.)

Von der Urmark Mergentheim

Professor Dr. Schumacher glaubt über den einstigen Verlauf der Mergentheimer Urmarkgrenzen folgendes feststellen zu können: „Die Nord- und Westgrenze der Urmark, stets den Bergrand einhaltend, entspricht der nördlichen und westlichen Markungsgrenze von Edelfingen und von Mergentheim und zugleich der Landesgrenze. Von der Tauber steigt sie nach Osten über den Geinhardsberg bis zur Deubacher Höhe, gegen Westen über den Bläß- und Edelberg zwischen Theobaldswald und Gelicht auf den Exerzierplatz an einem alten Grabhügel vorbei. Im Osten senkt sie sich mit der Löffelstelzer Markgrenze die tiefeingeschnittene Erlenbachklinge herab und mündet links der Tauber auf den geraden ursprünglichen Zug der jetzigen Mergentheimer Gemarkungsgrenze über den Kitz- und Galgenberg längs der Kaiserstraße bis zum südlichen Waldeck des oberen Bürgerwaldes ein. Die Südgrenze zog wohl von hier mit der Wachbacher Gemarkungsgrenze längs des Südrandes jenes Waldes, doch ist ihre Fortsetzung bis zum oben genannten Punkt an der Boxbergerstraße (Exerzierplatz) noch zweifelhaft, da verschiedene Möglichkeiten vorliegen. Die alte Grenze verlief zweifelsohne, wo es irgend nach dem Gelände möglich war, in ungebrochenen geraden Zügen, während die jüngeren Gemarkungsgrenzen bereits auf privatrechtliche Verhältnisse Rücksicht nehmen mußten" (Mergentheimer Heimatblätter). Dr. Schumacher hatte ebenfalls wie K. Weller erkannt, daß die Urmark große Flächen umfaßte. Bei Aufteilung derselben behielt der Urort eine größere Fläche als die Tochtersiedlung. (K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, S. 48.)

Nach weiteren Forschungen umfaßte die Urmark des einstigen vermutlichen Reichshofes Mergentheim folgende Gebiete: Mergentheim, Rieth (abgegangener Ort), Löffelstelzen, Laubertsbronn (abgegangener Ort), Neunkirchen, Althausen, Ödingen (Ettingshof), Stuppach, Wachbach, Dainbuch (abgegangener Ort), Lustbronn, Lillstadt, Hachtel, Igelstruth und Azendorf (beide abgegangen), und wahrscheinlich Rot. Nicht mit inbegriffen ist Edelfingen. Der Beweis für seinen Ausschluß aus der Urmark Mergentheim liegt

1. in der Tatsache, daß auch in den ältesten Urkunden Edelfingen zu der Cent Königshofen und nicht zu Mergentheim zählt.

2. Die Edelfinger Markung hatte (sehr früh bezeugt) eigenes Fischwasser, das gegen die Markung Mergentheim genau abgegrenzt war. Es heißt in der Regest von 1406 (Staatsarchiv Ludwigsburg): Beringer Rych von Mergent-

Digitized by Google

heim, gesessen zu Wachbach, und Friedrich sein Sohn haben dem Haus Mergentheim verkauft ihr Fischnutz und Fischwasser auf und in der Tauber, da Mergentheimer Markung ein End hat obwendig des Hohberges hinab bis uff die Hohwiesen unter Birkhen (Birken) dem Berge. Item ein Fischwasser auf der Tauber bei der Hofwiesen anfangend bis auf den Zipfel auf Hartrach Truchsessen Wasser pro 34 fl. um Ambrosy anno 1406 (Staatsarchiv Ludwigsburg: Extrakt Raitenauischer Beschreibung des Hohen Meistertumbs Ambtern: sub Spital Mergentheim St. 57, 1604).

Ferner: Ottelfingen hat auch ein eigen Fischwasser in der Tauber ... (1604).

Dann: Wiprecht Mertin von Mergentheim, Edler, gesessen zu Balbach, und dessen Söhne Mertin und Hans mit Beatrix, dieses Hans Hausfrau, verkaufen dem Haus Mergentheim mit anderen ihren Gülten und Gerechtigkeiten zu Ottelfingen ... ihr Fischwasser zu Ottelfingen ... Freitags uff Urbani anno 1398. Item wie diese es von Gottfried von Hohenlohe vorher erkauft haben anno 1379.

3. Edelfingen zählte ganz frühe zur Pfarrei Königshofen.

4. Der Wald Ketereit (Kötterwald) ging immer nur bis an die Markungsgrenze Löffelstelzen—Edelfingen, nie darüber hinweg.

5. Die Edelfinger Markungsgrenze zeigt den typischen Verlauf der ältesten fränkischen Grenzziehungen — talaufwärts den Mergelter entlang bis zur Höhe. Der ost-westliche Verlauf zieht auf dem Höhenkamm des Geinhardsberges (mit der jetzigen Landesgrenze) dem Tal zu, überschreitet in fast gerader Linie das Taubertal, benützt zum Aufstieg auf den Deubacher Höhenkamm die Talrinne vom Bahnhof Unterbalbach ab, steigt nach der südlichen Abbiegung am Berghals des Birken in geradlinigen Zacken zu Tal, um in östlicher Richtung in senkrechter Linie das Taubertal zu schneiden und in den Mergelter zu münden.

6. Edelfingen hat als altes Alamannendorf im später fränkischen Gebiet eine verhältnismäßig kleine Markung, die ganz dem Grundsatz: dem Besiegten, in diesem Fall den Alamannen, den Rest, oder dem Besiegten nur den notwendigen Lebensraum noch zu gönnen, entspricht.

7. Erwähnenswert ist zuletzt der Umstand, daß Edelfingen einst zum Bistum Mainz und Mergentheim zu Würzburg zählte.

Löffelstelzen ist auf der Urmark Mergentheim gelegen, da der einstige Reichshofwald, die Ketereit (Kötterwald), auf seiner Markung liegt. Ein großer Teil seiner jetzigen Flur war bis ins 19. Jahrhundert herein Wald, auch war es bis 1660 bei der Pfarrei Mergentheim und gehörte seit ältesten bekannten Zeiten zur Cent Mergentheim. Schon die Lage von Löffelstelzen, der steile Anstieg vom Tal aus gibt Anlaß zur Annahme der Spätbesiedlung (Rodungssiedlung).

Eine Begründung für die oben genannte Ausdehnung der Urmark Mergentheim liegt in der Siedlungsfolge ihres Gebietes. Ihr Aufbau ist so klar und eindeutig, daß sie als Musterbeispiel aufgeführt werden darf. Mergentheim war der Ausgangspunkt einer fränkischen Siedlungsgruppe; denn es lag ja an der Kreuzungsstelle alter Verkehrs- und Heerstraßen und im Tal. Zu beiden Seiten der in die Tauber einmündenden Wachbach befand sich schon in den Frühzeiten waldfreier, fruchtbarer, tiefgründiger Lehmboden, der die fränkischen Bauern gleichsam zur Siedlung zwang. Mergentheim war vermutlich ein Reichshof (oder Grafenhof) mit naheliegenden Äckern und Wiesen.

Digitized by Google

Bauern haben die übrigen freien Anbauflächen in Hubenbesitz, daran in Fortsetzung liegt die Almende der Bauernsiedlung. An diese „engere" Gemeindemarkung, zuerst in Benützung genommen, schließt sich die Einöde, teils natürlich, teils vielleicht durch Vertreibung der Alamannen künstlich geschaffen. Es sind meist große Waldgebiete, welche zu Königsgut erklärt wurden.

Die auf den angrenzenden Höhen und in den Seitentälern der Zuflüsse zur Tauber sich ausbreitenden Wälder verlangten harte, langwährende Rodungsarbeit, darum sind die daselbst liegenden Dörfer spätere Rodungssiedlungen. Mehrere Vorstöße in diese Waldgebiete sind zu unterscheiden. Eine der Hauptaufgaben der Reichshöfe war die zweckmäßige Urbarmachung und Besiedlung des zu ihnen gehörigen Waldgebietes.

Nun gehörten zum vermutlichen Reichshof bzw. Grafenhof Mergentheim neben Gütern in Mergentheim solche zu Althausen, Stuppach, Wachbach, Lustbronn, Lillstadt, Hachtel, Dörtel, Igelstruth und Azendorf. Andere Landstücke, königliches oder Reichseigentum, sind in Herbsthausen, Adolzhausen usw. nachweisbar. (Nähere Begründung siehe S. 178.)

Wie schon oben bemerkt, erfolgte die Pflugnahme des Gebietes südlich von Mergentheim nicht in einmaligem Vorstoß. Zur ersten Besiedlung sind Wachbach und Stuppach zu rechnen. Nicht viel später muß Althausen gefolgt sein. Auf Reichsgut errichtet, nahm es die Rechte eines freien Dorfes für sich in Anspruch (S. 180).

Als Folge zunehmender Bevölkerung und der damit verbundenen Landknappheit anbaufähiger Flächen sind die ersten Zwischensiedlungen Dainbuch auf Althauser, Lustbronn und Lillstadt auf Stuppacher, Hachtel und Dörtel auf (oder im Anschluß an die) Wachbacher Markung zu nennen. Die letzten Siedlungsanlagen sind Igelstruth und Azendorf (1054 Zacendorf), vielleicht auch Rot im südlichsten Markungswinkel, sowie Löffelstelzen auf waldiger Höhe samt Laubertsbronn und das Riet gegen Edelfingen.

Bei näherem Zusehen erkennt man, daß die Kulturnahme des Wald- und „Einöd"landes — einstiges Königsgut — planmäßig und wohl bedacht war. Zuerst wurde das Haupttal der Wachbach und Stuppach je etwa in ihrer Mitte besiedelt: 1095 Stutbach (Stuppach), vermutlich als Pferdehof angelegt, und Wachbach wohl in ähnlicher Eigenschaft, doch hat Wachbach die größere Bedeutung schon wegen des ausgedehnteren Hinterlandes. Hierauf folgte das Althauser Tal. Zuletzt rückten die Zwischensiedlungen bis in die obersten Tälchen und an die Quellpunkte vor, um auf der Höhe und an der Markungs- und Gaugrenze zu enden.

Damit haben wir die Urmarksgrenze Mergentheims nach Südwesten bis an die einstige Taubergaugrenze vorgeschoben (siehe Karte Abb. 5). An dieser Grenze finden alle alten Markungen ihr Ende. Begründet ist die Trennungslinie (zugleich auch Markungsgrenze für Mergentheim) zwischen Tauber- und Jagstgau durch die auf ihr verlaufenden alten Wege. Ein solcher beginnt im Rechen bei Dainbuch und Lustbronn, heißt auf Stuppacher Markung „Alte Straße", wird im Gebiet von Hachtel „Steinerne Gasse" genannt und geht über in die „Kaiserstraße" jenseits der jetzigen Kreisgrenze. Anhaltspunkte sind die bis heute erhaltenen Flur-(Wald-)namen „Bild": „Dick-Bild" und „Stöcker-Bild" auf Markung Hachtel und „Heiligkreuz" auf Markung Stuppach—Lustbronn. Daß an solchen Stellen später auch Kreuze errichtet wurden — „Heilig-

Digitized by Google

kreuz" —, ist nicht selten und beweist um so mehr die Wichtigkeit des Punktes. Beim Heiligkreuz stand übrigens (noch 1880 in der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim) eine mächtige Königseiche. Südöstlich von Rot, auf dem Schnittpunkt der Gaugrenze mit der jetzigen Kreisgrenze, ist in alten Karten (1:50000) der Centbaum vermerkt (Centgrenze). Die Taubergaugrenze läuft, soweit sie zugleich die Urmarksgrenze Mergentheim bildet, auf der Wasserscheide zwischen Tauber und Jagst.

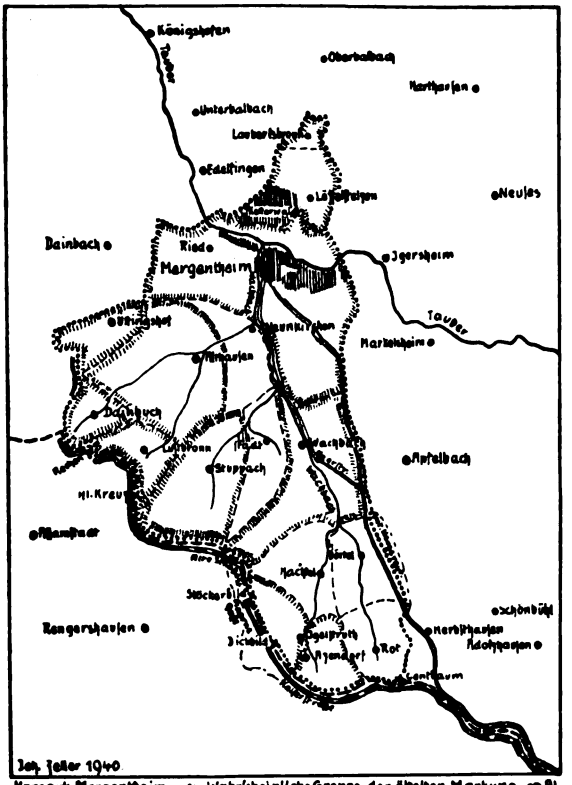


Abb. 5.

Urmark Mergentheim. -Wahrscheinliche Grenze der ältesten Markung. Alte Gaugrenze. -Reichsgut, dessen Platz nachweisbar. Ortsmarkgrenzen innerhalb deren Reichsgut lag. Alte Straßen zugleich Gau- und Markungsgrenzen.

Als weitere „alte" Wege an den Grenzen der Urmark kommen in Betracht: die Straße (spätere Kaiserstraße) vom Spessartblick nach Süden bis über die Höhen von Wachbach—Apfelbach; sie bildet die Ostgrenze der Urmark. Dann kurze alte Wegstrecken südlich vom Üttingshof und von der Straße Mergentheim—Edelfingen ab den Mergelter aufwärts.

Die Franken pflegten bei Grenzziehungen talaufwärts zu wandern bis zu den Höhen am Quellpunkt, um dort von Quelle zu Quelle ihre Grenzen zu ziehen. Die Mergentheimer Urmark (und das Reichsgut) umfaßt das Wassereinzugsgebiet der Wachbach. Es ist eine auch anderwärts oft nachweisbare Tatsache, daß Markungen einst ganze Wassereinzugsgebiete umfaßten.

Digitized by Google

Eine weitere Unterbauung der angenommenen Urmarksgröße von Mergentheim bildet die Ausdehnung des alten Centgebietes von Mergentheim (später Neuhaus). Es erstreckte sich in ihrem westlichen Teil in der Hauptsache auf das „Flußgebiet" der Wachbach, nicht aber über die Gaugrenze nach Südwesten und Süden. Vor 1500 gehörte zur Cent Neuhaus (vorher Mergentheim) Wachbach, Neunkirchen, Althausen, Uttingshof, Stuppach, Hachtel, Dörtel, Lillstadt, Igelstruth, Azendorf, dann noch die Orte nördlich und südlich von Markelsheim und Igersheim innerhalb der Gaugrenzen.

Zur weiteren Begründung der Ausdehnung der Mergentheimer Urmark sei noch der Umfang der Urpfarrei Mergentheim herangezogen. Um 750 wurde auf dem angenommenen Reichshof Mergentheim vermutlich eine Pfarrkirche St. Martin errichtet (siehe S. 187). Zu ihr gehörte das ganze Gebiet des Reichshofes:

1. Löffelstelzen war bis 1660 Filiale von Mergentheim;
2. Althausen ist schon im 14. Jahrhundert Teilpfarrei von Neunkirchen;
3. daß Neunkirchen schon wegen der geringen Entfernung (1 km) zu Mergentheim pfarrte, ist wohl unbestritten;
4. Stuppach erhielt 1608 eine Kirche und 1618 einen Pfarrer und gehörte vorher zu Wachbach. Um so mehr war ganz früher die Stuppacher Pfarrkirche das Mergentheimer Gotteshaus, als noch bis 1614 Lillstadt eine Filiale von Mergentheim war.
5. Wachbach wurde schon frühe eine eigene Pfarrei, doch wird wohl die dortige Kirche nicht über das Jahr 1000 zurückgehen (1054 genannt); die erste Zugehörigkeit nach Mergentheim dürfte ohne Zweifel sein. Wohin hätte es sonst gehören können?
6. Hachtel, Dörtel, Igelstruth und Azendorf werden wohl auch nirgends anders ihren Seelsorger gehabt haben, als zu Mergentheim. Höchstens käme vielleicht bei Azendorf Ailringen in Betracht, wie auch Rot als Spätsiedlung zu Hollenbach zählte.

Als eigene Urpfarrei ist Igersheim mit seiner uralten Martinskirche anzusprechen.

Die Frage, ob Rengershausen zur Urmark Mergentheim gezählt hat, muß verneint werden; denn es liegt außerhalb des einstigen Taubergaues, außerhalb des einstigen Centgebietes Mergentheim und außerhalb des Einzugsgebietes der Wachbach. Erst 1540 wurde es zum Halsgericht Mergentheim gezogen. Zwischen dem 8. und 9. Jahrhundert kommt in Urkunden der Ort Rengesheim als im Jagstgau gelegen vor (ob das Rengershausen ist?).

Herbsthausen, das 1591 behauptet, einst ein freies Dorf gewesen zu sein, war wohl Reichsgut, zählte aber nie zur Cent Mergentheim (Neuhaus), was aber nicht ausschließt, daß es zum Hauptverwaltungsgebiet des angenommenen Mergentheimer Reichshofs gehörte. Pfarrort war einst Hollenbach.

Igersheim und Markelsheim sind selbständige frühe Frankensiedlungen (siehe K. Weller, Besiedlungsgeschichte) und deswegen nie mit der Urmark Mergentheim vereinigt, was auch seinen Ausdruck in der Cent Markelsheim und der Würzburg unterstehenden Vogtei (1300) findet.

Die geringe Ausdehnung der Urmark Mergentheim nördlich der Tauber ist begründet in dem dort eingeteilten Gebiet der Urmark Königshofen und in der

Digitized by Google

Krümmung der Tauber vom Westlauf in die Nordwestrichtung. Zu bedenken ist ferner, daß sich südlich der Tauber Einöde und Wald bis zur Gaugrenze hinzog, das rechtlich als Königsgut erklärt werden konnte, während nach Norden fruchtbarer Boden des Gaues schon Siedler aufnahm und dort der Besitz an Boden verteilt war. Das Hinübergreifen der Markungen Lustbronn, Stuppach und Igelstruth über die Grenzen ist eine Folge der Gebietsschnüpfeleien im 9., 10. und 11. Jahrhundert und noch später. Bekannt sind die ewigen Streitereien der Edlen, als sie ihre Territorien gegenseitig festlegten. Die Abweichung der Markung Dörtel nach Osten über die Kaiserstraße weg ist schon durch den Namen erklärt: „Unteres Neugereut" steht auf diesem Streifen (Karte 1:50000 Nr. 2 Mergentheim). Also neugerodeter Wald, der infolge der Rodung in den Gemeindebesitz von Dörtel gezogen wurde. Vielleicht war dieser Wald einstiger Reichsforst. Die alte Markungsgrenze und damit die Urmarksgrenze verlief ursprünglich auf der Kaiserstraße bis wenigstens kurz vor Herbsthausen.

Die angeführten Gründe und Beweise nötigen, die Urmark Mergentheim in ihrem Verlauf bis an die Außengrenzen der Markungen von Löffelstelzen, Riet, Mergentheim, Ödingen (Ettingshof), Dainbuch, Althausen, die alte Gaugrenze (gegen den Jagstgau), die Außengrenze von Rot, Dörtel, Wachbach, Mergentheim und wieder Löffelstelzen auszudehnen (siehe Karte Abb. 5).

Der vermutliche Reichshof

In Mergentheim muß nach Lage der Verhältnisse Krongut nebst einem Reichshof[3] mit nicht allzu großem Umfang angenommen werden, da sich sonst viele siedlungsgeschichtliche Tatsachen nicht erklären lassen. Der angenommene Mergentheimer Reichshof ist zu suchen auf dem Gelände des heutigen Johanniterhofes und dem sich südlich anschließenden Platz. Die Johanniter kamen erst 1207 in den Besitz dieses Hofes. Wohl finden sich für obige Annahme keine schriftlichen Belege (die wenigsten Reichshöfe sind urkundlich genannt), doch sind viele seiner Merkmale vorhanden:

1. Er steht im Knotenpunkt eines Reichsstraßennetzes, ist also militärisch wichtig. Die Straßenkarte für Mergentheim zeigt diese Verkehrslage (Abb. 4).

2. Die zugehörige Kirche in Mergentheim muß die spätere Spitalkapelle sein, an deren Stelle (die Grundmauern sind noch vorhanden) bis 1740 das sogenannte Quartalskirchlein stand. Dieses war sehr alt, hatte eine Krypta, weist im Keller ein Halbkugelgewölbe auf, und war wohl einst, wie heute, St. Martin geweiht. (Näheres siehe S. 187.)

3. Die Reichshöfe treten vielfach (die kleinen Domänen fast immer) in der Zeit um 1000 bis 1200 als Besitze von namhaften Adeligen auf. In Mergentheim ist der Johanniterhof mitsamt den dazu gehörigen Gütern um 1200 im Besitz der Herren von Hohenlohe (vorher wahrscheinlich in den Händen derer von Lauda und der Grafen von Mergentheim — etwa vor 1150 ausgestorben — und noch früher wohl im Erblehen der „Grafen von Mergentheim", 1058, Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 387).

---

[3] Königshöfe waren reine Wirtschaftshöfe und standen in königlichem Eigenbetrieb. Reichshöfe waren ebenfalls Wirtschaftshöfe des Königs, hatten dazu noch Reichsbelange zu erfüllen, z. B. Volksrechtspflege, die Ordnung des Kirchenwesens, die Besiedlung usw.

Digitized by Google

4. Der Grundriß einer Reichshofanlage zeigt, wie der Johanniterhof, die Form eines großen Wirtschaftshofes (siehe Plan Abb. 6). Gute bequeme Zufahrtsgelegenheit vom Ackergelände her ist daher, wie bei jedem Bauernhof, erste Bedingung. Für seine Anlage kommt also nur das Tal oder sanfter Anstieg in Betracht. In letzterem Fall schließen die Äcker ebenfalls in gleicher oder noch höherer Lage an. Die Wiesen konnten weiter entfernt liegen, doch befand sich das Ackergelände immer in nächster Nähe. Der Johanniterhof in Mergentheim entspricht in seiner Lage den genannten Anforderungen; denn die als Herrschaftshuben in den Mergentheimer „Nahrungsbüchern" noch um 1750 genannten Grundstücke grenzen an das Schloß, ebenso die Wiesen (siehe Karte Abb. 6). Die Äcker liegen ganz in der Ebene (obere Au), die Wiesen am Tauber-

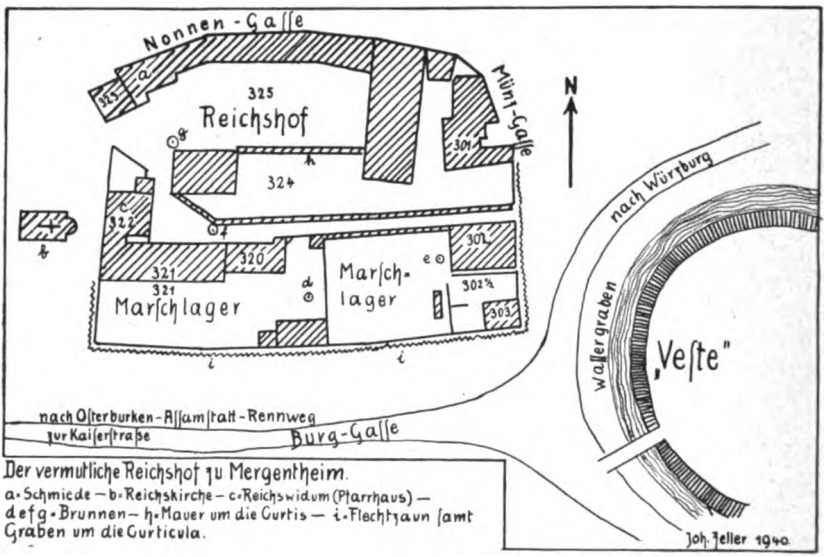


Abb. 6.

ufer bis weit in die untere Au, heute noch Herrenwiesen genannt. Solche gute Wiesen blieben durch alle Jahrhunderte im Besitz der „Herren". Die Ackerfelder des einstigen Reichshofes zogen sich bis an denselben heran (siehe die Ergebnisse neuerer Grabungen Seite 164). Da der Deutschorden aber sämtliche Güter des Reichshofes, auch die des Johanniterhofes, teilweise auch die des Spitals, als Besitznachfolger innehatte, müssen die im Nahrungsbuch von 1750 aufgeführten Äcker und Wiesen auch die ersten Reichshofäcker enthalten, um so mehr als eine Veräußerung durch den Deutschorden nicht in Frage kam.

5. Der Garten eines Reichshofes, oder anstoßendes trockenes Gelände, diente jeweils zum Marschlager der rastenden Truppen, welche der Reichshof, samt seinen Außenhöfen, verpflegen mußte. An den vermutlichen Reichshof zu Mergentheim schließt sich nach Süden heute noch ein geeignetes Gartengelände an.

Digitized by Google

Die Reichshöfe hatten verschiedene Aufgaben:

1. Sie mußten den Schutz der Heerstraßen und die vielleicht notwendige Sperrung derselben übernehmen (Lage an wichtigen Straßenkreuzungen).

2. Die Erträgnisse der Wirtschaft und die angesammelten Vorräte hatten der Ernährung der hier — im Marschlager — untergebrachten und der durchziehenden Truppen zu dienen; darum lagen die Reichshöfe nicht allzuweit auseinander, meist wohl einen halben bis einen ganzen Marschtag. Wir finden daher im Taubertal, durch das, dem Flußlauf entlang, eine wichtige Heerstraße zog, die zum Teil bezeugten, zum Teil vermutlichen Reichs- oder Königshöfe wie Perlen an einer Schnur aufgereiht: Tauberbischofsheim, Königshofen, Mergentheim, Weikersheim, Niederstetten.

3. Der bei jedem Reichshof gleich anschließend gelegene Marschlagerplatz war zur Unterkunft der Truppen bereitgestellt, darum auch mit Wasser (Brunnen) versehen. In Mergentheim lagen innerhalb des Lagerplatzes bis vor kurzer Zeit drei Brunnen, deren Plätze die beigegebene Planskizze zeigt. Wohl dürften diese Brunnen nicht alle auf die erste Anlage des Reichshofes zurückgehen, so doch gewiß einer. Wer weiß, wie hartnäckig sich durch Jahrhunderte Brunnenanlagen erhalten haben, wird obiger Annahme beipflichten. Außerdem stand innerhalb des angenommenen Reichshofes ein ausgemauerter Ziehbrunnen.

4. Neben rein militärischen Zwecken waren die Reichshöfe Stützpunkte der Forstwirtschaft. Wälder in ziemlich großem Ausmaße waren ihnen angegliedert. Dort wurden Neusiedler zu Rodungszwecken angesetzt. Die Rodungszinsen — Bodenzinsen — flossen teilweise in die Staatskasse. Zum vermutlichen Reichshof Mergentheim gehörten wahrscheinlich die Wälder um Lillstadt, Stuppach, Lustbronn, Hachtel, Dörtel, Rot, Herbsthausen, Azendorf und Igelstruth, der Ketterwald, zuletzt das einstige Waldgebiet, auf dem jetzt Althausen steht (siehe Karte Abb. 4 und 7 und Ausführungen S. 178).

Der einstige vermutliche Reichshof in seinem Umfang

Nachdem gar vieles nach Plan, geschichtlicher Entwicklung, Vergleiche mit anderen Reichshöfen usw. annehmen läßt, daß der Johanniterhof (1485 Teutschhof oder Johanniterhof genannt) der einstige Reichshof bzw. Grafenhof gewesen ist, so erwächst die Aufgabe, den Umfang des Wirtschaftshofes und die etwaige Lage der zu ihm gehörigen Güter so gut wie möglich nachzuweisen.

Die Tatsache, daß die Herren von Hohenlohe als Rechts- bzw. Gebietsnachfolger der Reichshofgüter (Grafenhofgüter) zu gelten haben, ist unbestritten. Der einstige Gaugraf des Taubergaues hat, da sein Amt im Laufe des 9., 10. und 11. Jahrhunderts erblich geworden war, auch die königlichen Güter, besonders die kleineren Königs- oder Reichshöfe, die er als Graf zu verwalten hatte, sich als sein Erbe angeeignet. Wir finden 1058 einen Grafen von Mergentheim — nicht des Taubergaues (Württ. Urkundenbuch 1, 274). Ob nun die Herren von Hohenlohe durch Erbschaft, Verheiratung oder durch Schenkung des Kaisers Friedrich Barbarossa für treue Heeresfolge oder durch ihr Amt in den Besitz der einstigen Königsgüter in Mergentheim gekommen sind, läßt sich nicht nachweisen; Tatsache allein ist, daß sie Besitzer derselben waren.

Am 27. September 1207 (Württ. Urkundenbuch 2, 365) bestätigt Bischof Otto von Würzburg die Schenkung des Patronatrechts der Kirche in Mergent-

Digitized by Google

heim, samt den dazu gehörigen Gütern und Gefällen, durch den edlen Ritter Albert von Hohenlohe an den Johanniterorden.[4]

Vermutliche Reichshofgüter auf Mergentheimer Markung

Wenn der Beweis für das Vorhandensein des vermutlichen Reichshofes in Mergentheim vollständig sein soll, so müssen sich Reichsgüter in und um Mergentheim befunden haben, denn ein Hof ohne Güter, oder umgekehrt bewirtschaftete Güter ohne Hof, sind nicht denkbar.

Wie schon erwähnt, waren die Hohenlohe gegen Ende des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts die Hauptbesitzer an Grund und Boden, Schlössern und Häusern in Mergentheim und Umgebung. Daß unter den freigewordenen oder an den König zurückgefallenen Lehen und Gütern, die an neue Herren verausgabt wurden, sehr häufig alte Reichsgüter sich befanden, ist nicht anders denkbar. Auch die Hohenlohe kommen auf diesem Wege zu Reichsgut, um so mehr, als sie einerseits Erben der Lauda-Zimmern waren, andererseits mit Lehen und Rechten der auch im 11. Jahrhundert ausgestorbenen Grafen des Taubergaues ausgestattet und belehnt wurden (Gericht — Niedergericht — Patronatsrechte — Zehnten).

Als Freunde der deutschen Kaiser waren die Hohenlohe unzweifelhaft im Lehensbesitz von Reichsgut. Nun ist das Streben der damaligen Lehensinhaber dahin gegangen, diese persönlichen Lehen erblich an die Familie zu bringen, ja sie sogar in Allode zu verwandeln. Als letzte Rechte des königlichen Anspruches auf die einstigen Reichsgüter blieben dann noch der Rückfall an den Herrscher beim Aussterben der Reichsgutsträger und das Bestätigungs- oder Verweigerungsrecht bei Verkauf oder Verschenkung einstigen Reichsgutes.

Letztere Tatsache gibt den Schlüssel zum urkundlichen Nachweis des Reichsgutes in Mergentheim. Eine in Hagenau ausgestellte, auf den Monat Januar 1220 datierte Urkunde lautet in ihrer Einleitung: Friedericus II confirmat Transactionem ..., d. h. Friedrich II. bestätigt die Übertragung der nachher aufgezählten Güter und Rechte. Der Ausdruck „confirmat" sagt ganz deut-

[4] Wir finden den Johanniterorden laut Nahrungsbuch Mergentheim von 1750 im Besitz folgender Parzell- und Hausnummern (der Stadtplan von 1748 stimmt mit den Nahrungsbuchnummern 1750 überein, auch sind alle Häuser und Hofräume samt den anderen Plätzen und Grundstücken immer als einst zum Johanniterhof gehörig bezeichnet): 323, 324, 325, 301, 302 (302½?, 303?), 320, 321, 322. Bei den diesbezüglichen Einträgen (S. 295 bis 318) ist immer der Hinweis auf das Buch von 1650, auf Kaufverträge, ferner die Bemerkungen: „von alters her", oder „war in alten Zeiten" usw. eingeflochten. Diese „Bemerkungen" sind schon im „Buch" von 1650 enthalten (im Staatsarchiv Ludwigsburg), so daß ihnen ein „urkundlicher Wert" zukommt. Da es sich bei den Lagerbüchern (Nahrungsbüchern) immer um die Höhe der Steuern und Abgaben handelte, so haben es die Herren und Beamten einerseits und die Besitzer andererseits sehr genau genommen, ihre Rechte bewiesen und festgehalten. Nun waren aber alle Güter und Häuser der Johanniter, auch nach dem Verkauf an den Deutschorden (1554) bis 1806 steuerfrei, was bei jeder Schätzung aufs neue bewiesen werden mußte. Es sind also die oben angeführten Haus- und Grundstücksnummern tatsächlich die des Johanniterhofes. Wohl wurden zwischen 1207 und 1554 manche Güter durch Schenkung erworben, doch konnte sich der Johanniterhof als solcher nicht erweitern, da nach Norden die Bauernhöfe standen, im Westen die Kirche nebst dem Friedhof sich befand, im Osten der Deutschorden sich festgesetzt hatte, und im Süden bald der Marktflecken gegründet wurde. Wenn die Größe des einstigen Reichshofes (nur der Wirtschaftshof samt Marschlager) auf die oben angeführten Nummern festgelegt wird, so dürfte das ungefähr stimmen.

Digitized by Google

lich, daß hier etwas übertragen wurde, bei dem der Kaiser mitzureden hat, und das kann nur einstiges Reichsgut gewesen sein, denn bei Verkauf oder Verschenkung von Privatgut kommt eine Bestätigung nie in Frage.

Da es sich vorerst darum handelt, die Reichsgüter auf jetziger Markung Mergentheim festzustellen, seien aus der angezogenen Urkunde nur diejenigen Grundstücke und Rechte benannt, die einschlägig sind. Das wären: die beiden Schlösser in Mergentheim, der Fischfang in der Tauber, die Viehweide an der Tauber, der Zoll, das Gericht und der Zehnte — frei eigen — und alles andere, wie es ihr Vater und Oheim selig frei besessen haben, ausgenommen ... Reichsgut sind davon ohne Zweifel die Viehweide an der Tauber, der Zoll und das Gericht samt Zehnten und Fischwasser. Erstere (die Viehweiden) werden wohl die noch heute als Herrenwiesen benannten Grundstücke der unteren Au sein. Der Zoll als solcher ist in seinem Ursprung allüberall in deutschen Landen königliches Regal (Königsrecht), ebenso die Fischweid im Bereich des Königshofes (samt der Jagd). Beim Gericht handelt es sich hier entweder um das einstige Vogteigericht des Königshofes oder um die niedere Gerichtsbarkeit, die sich räumlich auf die Schlösser und Höfe, rechtlich ebenfalls nur auf die dort seßhaften Bewohner erstreckte. Das Centgericht erhielt der Deutschorden sehr spät; erst 1409.

Befassen wir uns noch mit der Urkunde vom Jahre 1207. Damals übergab Albert von Hohenlohe das Patronatsrecht der Kirche zu Mergentheim nebst den dazu gehörigen Gütern und Gefällen (cum fundo dotali) zum Heil seiner Seele dem Johanniterorden. Der Wirtschaftshof, der zu dem an den Johanniterorden (1207) geschenkten Pfarrwiddum gehörte, ist der heute noch Hänser-(Johanniter-)hof genannte Wirtschaftshof (in den alten Zinsbüchern, z. B. 1486, Teutschhof, in Klammer Johanniterhof, genannt).

Im Jahre 1554 verkauft der Johanniterorden alle seine Besitzungen in Mergentheim an den Deutschorden. Letzterer veräußerte sehr selten Teile von Gütern, so daß in den nach 1554 aufgestellten „Nahrungsbüchern" von Mergentheim sämtliche Grundstücke der Herrschaft genannt sind. So auch noch im Jahre 1750. Zu diesem „Nahrungsbuch" sind ausgezeichnete Pläne der gesamten Markung Mergentheim vorhanden. Die Parzellnummern beider stimmen überein, so daß jedes Fleckchen in und außer der Stadt feststellbar ist. Macht man sich die Mühe und bezeichnet im Markungsplan sämtliche der Herrschaft gehörigen Hufenäcker, so ist das Ergebnis, daß diese samt und sonders in der Au gegen Igersheim in zwei großen Blöcken liegen, getrennt durch einen schmalen Streifen anderer Äcker. Die Herrschaftshufen ziehen sich von der Au her bis zum jetzigen „Alamannenweg". Von den einstigen Äckern des Johanniterhofes liegen 1485 rund 70 Morgen ebenfalls in der oberen Au, wie es im Zinsbuch des Teutsch-(Johanniter-)hofs 1485 heißt, in der „Herrenau" gelegen. Ein Beweis, daß schon damals die Herrschaftsäcker in der oberen Au sich befanden, also wohl diejenigen Grundstücke darstellen, welche zum Reichshof gehörten. Die Lage der Wiesen ist tauberabwärts bis in die Nähe der Markungsgrenze gegen Edelfingen—Herrenwiesen genannt (siehe S. 185). Die Äcker des Reichshofes schlossen sich natürlich an diesen selbst an. (Grabungsergebnisse siehe S. 164.)

Anzunehmen ist, daß der heutige Marktplatz samt Stadtkirche einerseits und bis zum jetzigen Friedhof andererseits ebenfalls zum angenommenen Reichshof (bzw. Grafenhof) gehörte.

Digitized by Google

Auf weiteres altes Reichsgut kann geschlossen werden aus der Urkunde vom 29. Januar 1227 Regensburg (Württ. Urkundenbuch 3,211): König Heinrich VII. bestätigt den von dem edlen Manne Heinrich von Egersberg vorgenommenen Verkauf aller seiner Güter in Mergentheim an den Deutschorden. Auch hier bestätigt der Kaiser den Verkauf, also muß er ein gewisses Recht darauf besessen haben — Reichsgut.

1343. König Ludwig belehnt Erkinger von Seinsheim mit einigen Gütern zu Mergentheim, welche Rüdiger der Rich an seinen Tochtermann Gerung, den Trechsessen, abgetreten, dieser aber an Erkinger verkauft hatte. („Württembergisch Franken", 1853, S. 84.)

Einwände könnten gemacht werden betreffs der in den Urkunden von 1342 und 1343 genannten Güter; denn diese könnten auch „neue" Königsgüter sein, und zwar deswegen, weil Adelheid von Rieneck als einzige Erbin des Ludwig von Rieneck mit Zustimmung ihrer Verwandten Ulrich von Hanau, Vater und Sohn, ihre Erbansprüche an Kaiser Ludwig den Bayer veräußerte. Derselbe schloß im Jahre 1342 einen Vertrag mit Würzburg, wodurch er Rechte in Lauda, Rotenfels und Gemünden erhielt. 1344 ist König Ludwig im Besitz von Lauda. (Kunstdenkmäler Badens, Band IV, S. 101.) Nirgends ist jedoch (bis jetzt) auch nur eine Andeutung zu finden, daß die in den Urkunden von 1342 und 1343 genannten Güter zu Mergentheim einst riencckischer Besitz gewesen wären. Überhaupt scheinen die Rieneck in Mergentheim nie Güter ihr Eigen genannt zu haben, um so weniger, da die Hohenlohe die Erben der in nächster Nähe herrschenden Herren von Lauda-Zimmern waren; von 1219 ab hat der Deutschorden in Mergentheim jede neue Gebietserwerbung anderer Edlen möglichst verhindert. Es wird sich darum wohl aufrechterhalten lassen, wenn auch diese Güter des Rüdiger Reich zu Mergentheim als Reichsgut angesehen werden. (Siehe S. 180, Wachbach und Lillstadt.)

Berechtigte Zweifel bestehen über die Herkunft der von den Herzögen von Bayern in den Jahren 1343, 1353, 1358, 1405 zu Mergentheim ausgegebenen Lehen. Die Annahme, daß sie altes Reichsgut waren, wird von namhaften Forschern (z. B. Karl Weller) abgelehnt. Wohl nicht als Reichsgut sind anzusprechen die Wälder der Markung Mergentheim; denn schon 1259 am Palmsonntag vergleichen sich der Deutschorden, Johanniter und Richter und Gemeinde der Bürger zu Mergentheim wegen des Holzes im Katzenberg (Oberer Bürgerwald) und aller der gemeinen Hölzer zu Mergentheim. („Württembergisch Franken", 1856—1858, Bd. 4, S. 277, und 1868—1870, Bd. 8, S. 269.) Möglich wäre immerhin, daß diese Wälder bei Aufhebung des vermutlichen Reichshofes an die Gemeinde der Bürger kamen.

Reichsgüter außerhalb der jetzigen Markung Mergentheim

Die Reichshöfe waren von sehr verschiedener Größe: 100 bis 1000 Hufen. Wenn auch der vermeintliche Mergentheimer Reichshof (bzw. Grafenhof) nicht zu den größten gezählt haben mag, so besaß er doch gewiß eine Ausdehnung, die weit über die jetzige Markung Mergentheim hinausgriff und wohl die Urmark Mergentheim samt dem Verwaltungsgebiet der Urzent Mergentheim umfaßte. Das Bestehen von Außenhöfen unter Verwaltungshoheit des Haupthofes Mergentheim ist wahrscheinlich (was bei anderen Königshöfen Tatsache ist, das muß für Mergentheim als möglich angenommen werden). Wachbach

Digitized by Google

und Stuppach sind als Viehhöfe zu denken, Markelsheim vielleicht als kleinerer Verwaltungshof über Apfelbach, Markelsheim, Igersheim. Letztere Annahme wird gestützt durch die früh bestehende Cent Markelsheim und die spätere Vogteiherrschaft (als Lehen von Würzburg) in eben den Orten Apfelbach, Markelsheim, Igersheim, Neuses, Harthausen in den Händen der Hohenlohe Brauneck (für die Jahre um 1300 urkundlich belegt; Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 394ff.). Wenn in den folgenden Abschnitten der Nachweis von ehemaligem Reichsgut in dem einst zur Mergentheimer Urmark und der östlich davon liegenden, wahrscheinlich im 9. oder 10. Jahrhundert von der Urzent Mergentheim abgesprengten Cent Markelsheim geführt wird, so kann auf Vollständigkeit kein Anspruch erhoben werden, um so weniger, da die Quellen (Württ. Urkundenbuch, Oberamtsbeschreibungen von Mergentheim und Künzelsau, sowie Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg) sehr dürftig fließen. Unmöglich ist ferner, den Umfang und die nähere Lage der Güter festzulegen. Es folgen nun die einzelnen Markungen, wie sie jetzt bestehen, samt den abgegangenen Orten.

1. Löffelstelzen. Auf dieser Markung liegt Reichsgut. Das geht hervor aus der Urkunde vom 16. Dezember 1219 (Württ. Urkundenbuch 3, 92) und aus der vom Januar 1220 (Hagenau). Beide Belege zählen auf: „... und alles Eigentum zu Mergentheim, beide Schlösser, den Wald Ketereite, den Fischfang in der Tauber" usw. Auf den Einleitungssatz der Urkunde vom Januar 1220 wurde schon hingewiesen. Die vom Kaiser Friedrich II. gegebene Bestätigung weist auf Königsgut (siehe S. 176). Der Kötterwald (Ketereite) ist also Königsgut im Besitz der Hohenlohe. Der Aufzählung nach wäre die Ketereite auf Mergentheimer Markung. Diese Möglichkeit besteht; denn Löffelstelzen ist als sehr später Rodungsort anzusprechen. Die Rodungstätigkeit auf dortiger Markung fand erst im 19. Jahrhundert ihr Ende. (Zuletzt wurde das Wäldchen nördlich vom Dorf, im unmittelbaren Anschluß an dasselbe, ausgehauen.) Für die Spätanlage spricht noch die schwer zugängliche, wasserarme Hochfläche. Aus allem geht hervor, daß wenigstens der Kötterwald (Ketereite), wenn nicht die ganze Markung, Königsgut war.[5]

2. Der Üttingshof. Im Jahre 807 Odinga (im Jahre 1500 Üttingen, lateinisch: Dominium Utile, 1504 Utthingheim) genannt, gehörte diese einst selbständige Markung zu den ältesten mit Namen aufgeführten Orten unserer

[5] Zur Zeit, als die Römer noch den Limes gegen die Angriffe der Alamannen hielten, galt als vorbeugende Maßnahme vor unliebsamen feindlichen Überraschungen das Siedlungsverbot vor dem Grenzwall in einer Breite von rund 30 km. Zu diesem Sicherungsstreifen, der sich in wenigen Jahrzehnten zu einem fast undurchdringlichen Waldgebiet mit wenigen Wegen verdichtete, gehörte auch das südliche und südwestliche Gebiet der Urmark Mergentheim. Bis heute reiht sich hier, in einer Länge von etwa 25 km, Wald an Wald mit nur zweimaliger, ganz kurzer Unterbrechung. Vor der Erstürmung des römischen Kastells Osterburken durch die Alamannen (260) dürfte dieser Ödlandstreifen völlig unbesiedelt gewesen sein. Erst in der Zeit der Rücksiedlung der Alamannen (etwa im 5. Jahrhundert) wird ein versuchsweises Eindringen in diese Gebiete stattgefunden haben. Sicher ist, daß dieser Urwaldstreifen im allgemeinen herrenlos, öd war und damit bei der Landnahme durch die Franken, nach dem herrschenden Gesetz, Reichsgut wurde. Es ist deswegen die Annahme nicht zu verwerfen, daß die Gebiete der Markungen Üttingshof, Dainbuch (abgegangener Ort südwestlich Althausen), Althausen, Lustbronn, Stuppach, Wachbach, Hachtel, Igelstruth und Azendorf (beide abgegangene Orte westlich Rot), und Rot ganz oder teilweise als ältestes Reichsgut angesehen werden.

Digitized by Google

Gegend. 807 tritt Graf Audolf mit Einwilligung Kaiser Karls des Großen dem Bischof von Würzburg unter anderen Gütern auch solche in dem Weiler Odinga ab. Ausdrücklich ist hier Odinga Grafengut genannt, das mit Einwilligung des Kaisers abgetreten wird. Odinga war Besoldungsgut des Grafen vom Taubergau, als solches Reichsgut und nur mit Einwilligung des Kaisers veräußerbar.

Gleichfalls noch im 9. Jahrhundert schenkt Graf Wago sein Eigentum in dem Weiler Uotinga dem Kloster Fulda (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 451; Grafengut = Reichsgut).

3. Althausen. Es ist denkbar, daß die Markung Althausen einst fränkischer Herrensitz war, dessen Besitzer früh ausstarben, oder dessen Inhaber durch irgendwelches Vorkommnis ihres Gutes verlustig gingen (Konfiskation); in solchem Fall wurde das freie Land zu Königsgut. Damit ständen die Funde von Reihengräbern der merowingischen oder frühen karlingischen Zeit auf dem Kirchberg zu Althausen in Einklang, vielleicht auch der hinter der Kirche angeschnittene Abschnittswall. Auf diesem Königsgut werden neue Siedler angesetzt worden sein, welche gewisse Rechte und Freiheiten als Lohn für die mühevolle Rodungsarbeit besaßen, die sie nach den Urkunden von 1377, 1411, 1429 und 1490 verteidigten. (Siehe auch die Anmerkung S. 179.)

4. Lustbronn. In der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim (S. 476) ist unter dem Regest aus dem Jahre 1416 ersichtlich, daß bei Lustbronn (Luchsprun) Kammeräcker liegen. „Reichsgutverdächtig" können Flur- und Forstnamen sein, die in früher Zeit den Beinamen „Kammer" führen. Aus diesem und dem Anmerkung [5] angeführten Grunde kann auf Lustbronner Markung Reichsgut angenommen werden.

5. Stuppach. Nach vorhandener Urkunde (Württ. Urkundenbuch 1, 383) vom Jahre 1095 waren Teile von Stuppach vorher im Besitz des Klosters Komburg. Diese Güter mögen durch die Stifter des genannten Klosters, die Grafen von Komburg-Rothenburg, an dasselbe gekommen sein. Als Grafen (Beamte des Königs) waren sie im Laufe der Zeit (9. bis 11. Jahrhundert) in den erblichen Besitz des Amtes und der einstigen Besoldungsgüter gekommen. Angenommen kann werden, und diese Annahme besitzt große Wahrscheinlichkeit, daß Stuppach Königsgut war. Eine andere Stütze für die vorhergehende Behauptung bildet der Name des Dorfes selbst. 1095 wird der Ort Stutbach genannt; Stutbach, in dem das Gestüt getränkt wird. Es muß also eine bedeutende Pferdezucht daselbst gewesen sein. Nun wissen wir, daß schon Karl der Große auf den Pfalzen und Königshöfen Gestüte eingerichtet hat; so etwas war auch für den Reichshof Mergentheim in Stuppach möglich, um so mehr als es in einem abgeschlossenen Tale lag (siehe Stuttgart = Stutengarten in dem abgeschlossenen Nesenbachtale). Zudem legte jeder bedeutendere Reichshof mit der Zeit seine Außenhöfe zum Zwecke der Viehzucht an, z. B. Schweigern war ein Viehhof für Königshofen. Außerdem sei noch auf den Markungsnamen „Edelberg" und die Anmerkung [5] hingewiesen.

6. Wachbach gehörte zu dem mit Creglingen usw. an die Bayernherzoge gekommenen Reichsgut, welches Herzog Heinrich VII. im Jahre 1045 der Kirche zu Bamberg überließ, wobei er ausdrücklich die Kirche in Wachbach mit allen Rechten für sich behielt. (Oberamtsbeschreibung von Mergentheim, S. 758.) Noch im Anfang des 15. Jahrhunderts (1405) erscheinen die Herzoge von Bayern als Lehensherren. (Burg- und Ortsherren waren indes frühe und bis

Digitized by Google

1327 die Hohenlohe.) Hier ist ganz ausdrücklich Reichsgut genannt, welches sich in den Händen der Bayernherzoge befand. Das ist auch sonstigen Orts, z. B. in Lillstadt, der Fall. Wachbach scheint sehr früh ein bedeutender Ort gewesen zu sein. Er besitzt 1045 eine eigene Kirche, wohl von Mergentheim aus auf Reichsgut gegründet und mit Reichsgütern und Rechten (Pfarr-Rechten?) ausgestattet. Wichtige Orte in der Nähe von Königshöfen und auf Reichsgut gelegen, haben immer wichtige Wirtschaftsaufgaben zu erfüllen. Diese bestanden fast nur in Viehzucht. Es wird wohl nicht verfehlt sein, in Wachbach einen Viehhof von Mergentheim zu sehen. Auf Reichsgut kann außerdem zurückgeschlossen werden aus dem Regest von 1405 (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 762), dort ist von einer Hofwiese die Rede. Ferner verkauft 1536 Brigitta, Heinz Kimmelmanns Witwe, ihren freien Hof. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 764.) Freie Höfe stehen vielfach auf Reichsgut — siehe Althausen, das Frei-(Reichs-)dorf. (Siehe auch Anmerkung [5].)

7. Lillstadt. „1343 Mai 22., Würzburg. König Ludwig eignet Wiesen zu Lillstadt, welche dem Herzogtum Bayern zu Lehen gegangen, und welche Rüdiger der Reiche von Mergentheim an die bescheidenen Mannen Berthold und Heinrich von Hobach verkauft hat." (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 400.) Auch hier finden sich Wiesen zu Lillstadt im Lehensbesitz der Herzoge von Bayern; daß sie Reichsgüter gewesen sein können, zeigt die Tatsache der Übereignung (Genehmigung des Verkaufs und der Übertragung) durch den König.[6]

8. Hachtel. Auf der Markung Hachtel läßt sich bis jetzt kein Reichsgut nachweisen, doch liegt es, wie

9. Dörtel, zwischen den Reichsgütern von Igelstruth, Herbsthausen und Wachbach, so daß es wahrscheinlich ist, daß auch hier sich Reichsgut befunden hat. (Siehe Anmerkung [5].)

10. Igelstruth und Azendorf. Beide sind abgegangene Orte südlich von Hachtel. 1054 Juli 10., Donauwörth. Kaiser Heinrich III. schenkt seinem getreuen Embard den Besitz des Pfalzgrafen Hermann, der exlex geworden, ... Zazendorf (Azendorf, Ozendorf) und Igilstruoth (Igelstruth). (Württ. Urkundenbuch I, 272.) Die Oberamtsbeschreibung von Künzelsau nennt (S. 324) diese Güter Reichsgut, ebenso (S. 578) Azendorf (Ozendorf) „ursprünglich Reichslehen". Die Oberamtsbeschreibung Mergentheim sagt (S. 564): Igelstruth samt Azendorf sei „wohl Reichslehen" gewesen. (Siehe auch Anmerkung [5].)

11. Rot ist eine neuere Rodungssiedlung, worauf der alte Name Ruit (1276), Rode (1337), das ist gereutetes, gerodetes Land, hinweist. Königs- oder Reichsgut ist dort nicht nachweisbar. (Siehe Anmerkung [5].)

12. Herbsthausen, alt Herewigeshusen, erscheint in urkundlicher Zeit im Besitz der Hohenlohe (1219). Reichsgut ist dort sicher gelegen, denn 1219 übergeben die Hohenlohe den Kammerforst dortselbst[7] mit Genehmigung des Kaisers Friedrich II. an den Deutsch-Orden. Also ganz derselbe Fall wie

---

[6] Nach Ansicht von K. Weller sind allerdings Güter, die von dem Herzog von Bayern zu Lehen gehen, keine Reichsgüter.

[7] „Am ehesten scheint auf königlichen Besitz der Name ‚Kammerforst' zu deuten, doch kann solches Reichsgut auch erst in späterer Zeit durch Konfiskationen (S. 180) erworben worden oder auch in den Händen der Verwaltung der Staufer, der Herzoge von Rothenburg, gewesen sein." (K. Weller, Mitteilung an die Schriftleitung vom 10. April 1940.)

Digitized by Google

bei den Gütern zu Mergentheim (S. 178). Nicht zu übersehen ist, daß der Name Kammerforst auf altes Reichsgut hinweisen dürfte.

Merkwürdig erscheint, daß 1591 die Gemeinde Herbsthausen (samt Adolzhausen) behauptet, sie sei, ehe sie hohenlohisch geworden, freies Dorf gewesen und haben die Bürger auf ihrer Markung freie Birsch gehabt. („Württembergisch Franken", 1862—1864, Bd. 6, S. 492.) — Freie Dörfer auf Reichsgut (siehe Althausen S. 180 und Anmerkung [5]).

13. Adolzhausen, frühestens Otolveshusen (1182), Otelshusen (1313) genannt, hat seine Benennung von dem Personennamen Autolf, Otolf, Adolf und ist vielleicht nach dem Gollach- oder Taubergaugrafen Audolf, gestorben 819, benannt. Derselbe war Karls des Großen Seneschall und Küchenmeister, zuletzt Statthalter von Bayern. (Siehe Ittingshof, S. 179.) Stimmte die angenommene Namenserklärung, dann wäre auf dieser Markung zweifellos Reichsgut, welches Graf Audolf zu Lehen besessen haben mag. (Betreffend der 1591 auftretenden Behauptung, Adolzhausen sei einst ein Freidorf gewesen siehe Seite 182 und Anmerkung [5]).

14. Schönbühl. Reichsgüter sind dort nicht nachweisbar; es könnten nur die dort begüterten Hohenlohe solches besessen haben.

15. Apfelbach. Die Urkunden erzählen: „1096 Burkhard, Graf von Komburg, tritt seinem Bruder Einhard von Würzburg 1½ Hufen in Apfelbach ab." (Württ. Urkundenbuch 1, 398.) „1109 Goswin von Mergentheim schenkt viculum Alphelbach an Kloster Amorbach." („Württembergisch Franken", 1868—1870, Bd. 8, S. 172.)

Apfelbach gehörte also im 11. Jahrhundert dem in Franken reich begüterten Geschlecht der Grafen von Komburg bei Hall oder von Rothenburg o. T., den Nachkommen der alten Gaugrafen von der Gollach, Tauber usw. Die Gaugrafen waren um 1050 schon im erblichen Besitz der einstigen Reichsgüter, die sie anfangs verwalteten (besonders die kleinen Reichshöfe) oder die sie als Besoldungsgüter zur Nutznießung innehatten. Auf diese Tatsache gründet sich die Annahme, daß die von den Grafen Burkhard und Goswin hingegebenen Ländereien Reichsgüter gewesen seien.

16. Markelsheim und das abgegangene Aspach. 1054. Unter den Kammergütern (Reichsgütern), welche der geächtete Pfalzgraf Hermann von Luxemburg zu Lehen gehabt und womit Kaiser Heinrich III. seinen Getreuen Emehard belehnt, sind solche in Marckolfesheim und Asbach. (Württ. Urkundenbuch 1, 272; vgl. S. 181.) Hier sind unzweideutig „Kammergüter", das sind „Reichsgüter", aufgeführt. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 625.)

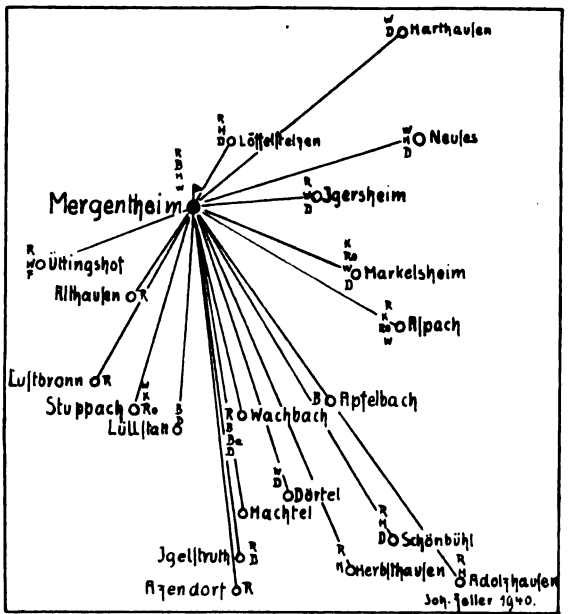
17. Igersheim. Die Oberamtsbeschreibung Mergentheim führt (S. 584) an: Igersheim wird erstmals bei Stiftung des Klosters Komburg um das Jahr 1080 erwähnt, als dorthin der Bürger und Dienstmann Wignand von Mainz mit vielen anderen ursprünglichen Reichsgütern und nachmaligen Würzburgischen Lehen in diesen Gegenden (siehe Creglingen) auch Güter und Weinberge in Igersheim schenkte. In Igersheim betrug das Gesamtvermächtnis des Wignand an Komburg 20 Huben und 20 Jauchert Weinberg. Es ist das ein ganz bedeutendes Landstück, das Reichsgut genannt wird.

18. Harthausen war altes würzburgisches Lehen, das die Herren von Brauneck trugen. Wir wissen, daß des Bistums Würzburg frühe Besitztümer meist Geschenke der Könige waren. Harthausen kann deshalb Reichsgut ge-

Digitized by Google

wesen sein, da es schon beim Eintritt in die urkundliche Geschichte zu Würzburg gehört. Außerdem wird 1185 von einem Neubruch in Harthausen berichtet. Zu damaliger Zeit waren Rodungen nur gestattet in großen Waldgebieten (worauf auch der Name Hart = Wald deutet); solche waren aber Wüstland — und damit Königsgut. Sollte es bei Harthausen nicht auch so gewesen sein?

19. Neuses. Für Neuses gilt dasselbe, was über Harthausen gesagt wurde. Es ist würzburgisches Lehen und Rodungsort, darum möglicherweise Königsgut.



Reichsgüter u. ihre späteren Besitzer. R-Reichsgut. W-Würzburg. H-Hohenlohe. Ko-Komburg. Ro-Rothenburg. F-Fulda. D-Deutschorden. B-Bayern. Ba-Bamberg.

Abb. 7.

Damit wären die kurzen Untersuchungen, betreffend das Vorhandensein ehemaligen Reichsgutes in den Dörfern auf Mergentheimer Urmark und dem Gebiet östlich davon nachzuweisen, beendet. Es zeigte sich, daß vielfach urkundlich benanntes Reichsgut bewiesen werden kann. Bei manchen Orten und Fragen waren Schlußfolgerungen notwendig, die jedoch in den meisten Fällen nicht zu gewagt sein dürften. Die Rückschau läßt den Schluß zu, daß der Reichs-Haupthof zu Mergentheim lag, der zugleich auch den Sammelpunkt der landwirtschaftlichen Erträgnisse der Außenhöfe bildete.

Auf der Karte (Abb. 7) sollen die Orte mit Reichsgut gezeigt werden, die wahrscheinlich in der Verwaltung des Haupthofes Mergentheim standen. Die beigefügten Buchstaben nennen nur die ältesten Besitzer.

Die Lage der ältesten Bauernsiedlungen in Mergentheim

Im Gebiet des mittelalterlichen Stadtringes erkennt man zweierlei Hofanlagen: die bandförmige und die mehr oder weniger sich dem Quadrat und Vieleck nähernde. Jüngeren Datums, also nach 1340, ist

Digitized by Google

die Bandform —— sie ist städtebaulich notwendig. Sie findet sich nur in den „neueren" Stadtteilen westlich des Marktplatzes und südlich der Funkengasse, wogegen die ältere, unregelmäßig angeordnete Hofeinheit sich nördlich des Johanniterhofes zeigt (Stadtplan von 1748).

Vergleicht man die im nördlichen Anschluß an den einstigen vermuteten Reichshof bzw. Grafenhof (begrenzt durch die Nonnengasse, Münzgasse und Gänsmarkt — jetzt Platz der SA.) wohnenden Berufe, so ergibt sich zu unserer Überraschung, daß um 1750 hier, im Gebiet der einstigen Hausnummern 250 bis 300, nur 9 Handwerker wohnten, dazu 11 Beamte der Stadt und des Herrschaftlichen Hofes, welche selbst teilweise Bauernanwesen ihr eigen nannten. Die übrigen 30 Häuser und Scheunen gehörten Bauern, also noch 60% aller Bauten. In anderen Vierteln, besonders südlich der östlichen Hälfte der Burgstraße, ist die Besiedlung in bezug auf die Berufe hierzu ein krasser Gegensatz (siehe S. 206).

Für die Richtigkeit der schon angedeuteten Lage der „Urhöfe" sprechen noch folgende Tatsachen: Nach der Überlieferung und anderorts gesicherten Siedlungsvorgängen bauten die Franken als Ackerbauern möglichst nicht mitten auf guten Ackerboden, sondern an dessen Rand, also nicht an und südlich der Burgstraße. Auf Reichshofbesitz durften sie nicht bauen, und das vermutliche Ackerland des Reichshofes begann gleich südlich anschließend an den Reichshof. Außerdem bezeugt die Marktgründung beiderseits der Burgstraße, daß dort Reichsgut war. Südlich des Reichshofes wurde der Markt gegründet, also konnte dort kein Bauernhof stehen. Aus einem Bauerndorf wird nie ein Markt, sondern der Markt wurde stets neben dem Dorf angelegt. Südlich des Reichshofes lagen die großen Verkehrsstraßen. So absichtlich die „Veste" an die Straßenkreuzung gebaut wurde, so ungern wollten die Siedler der ersten Landnahme dieselbe in ihrer Mitte. Andere Stadtteile kommen nicht in Betracht, da sie erst nach 1340 angelegt wurden (mit einigen Ausnahmen: Probsthof, Steinhaus, Ödeburg). Gegen die Möglichkeit, daß südlich der Stadt, jetzt Carolinum und Friedhof bis zum Reihengräberfeld, die erste Frankensiedlung gestanden sei, spricht die Form des alten Geländes, ein Höhenunterschied von 5 bis 7 Meter auf 20 Meter Entfernung. Dann sind am Eisenberg (Stadtgarten und Alamannenweg) wohl jungsteinzeitliche und bronzezeitliche Wohngruben gefunden worden, nie aber alamannische oder fränkische Wohnspuren. Auch der Platz des späteren Dominikanerklosters scheidet aus, da dieser sehr früh die Liebfrauenkapelle trug, und zwar auf dem dort etwas erhöhten Platz, der für ein Bauerndorf zu klein war.

Die Ein- und Aufteilung der Flur (500 n. Ztr.) und die Siedler

In den anfangs großen Gemeindemarkungen unterschied man zwischen Acker- und Wiesenland, Weide und Wald, sowie Einöde. Andererseits konnte man die Mark einteilen in Privatbesitz und Gemeindebesitz (Almende). Das Ackerland lag immer etwas erhöht (trockener) und ganz im Anschluß an die Siedlung, wenn auch gelegentlich Teile weiter ab waren.

Die Franken werden im allgemeinen die Flureinteilung ihrer Vorgänger übernommen haben. Nur bei Errichtung eines Reichs- oder Königshofes war die Umgestaltung eine durchgreifendere. Mergentheims vermutlicher Reichshof belegte die beste Ackerflur samt den ertragreichsten Wiesen. Während die Acker

Digitized by Google

am Rande des Überschwemmungsgebietes zwischen Mergentheim und Igersheim bis zum Reichshof lagen, zogen die Wiesen der Tauber entlang vom jetzigen Wehr beim Schloß bis fast zur Markung Edelfingen, im Anschluß an die Wiesen des abgegangenen Ortes „Rieth"; heute noch werden sie „Herrenwiesen" genannt. Das noch übrige Ackerfeld zwischen den Herrenwiesen und dem Trillberg, sowie zwischen den Herrschaftshuben und dem Kitzberg oberhalb Mergentheim wurde unter die freien Bauern verteilt in sogenannten Gewannblöcken, also großen Stücken.

Bei Zunahme der Dorfbewohner wurden die einzelnen Hufenblöcke wieder geteilt (Erbschaft unter mehreren Söhnen), und zwar so lange, bis das so charakteristische Flurkartenbild der „Bandäcker" entstand. Letztere hatten vielfach nur mehr die Breite einer Pflugwende, das ist so weit als das Pfluggespann zum ordentlichen Umwenden beim Ackern brauchte; diese Form zeigen z. B. die Acker im „Langen Gewand" am Trillberg. War die Teilung bis zur äußersten Möglichkeit vorgeschritten, so wurde bei Bedarf nach neuem Ackerboden gesucht; dies konnte geschehen durch Rodung angrenzender Waldstücke. Wir finden deshalb auf Mergentheimer Flur die Hufenäcker an Berghalden und auf der Höhe des Trillberges, an der Trillbergsteige, im Ottengrund, im Häslein und in einzelnen Stücken auf der „Warth".

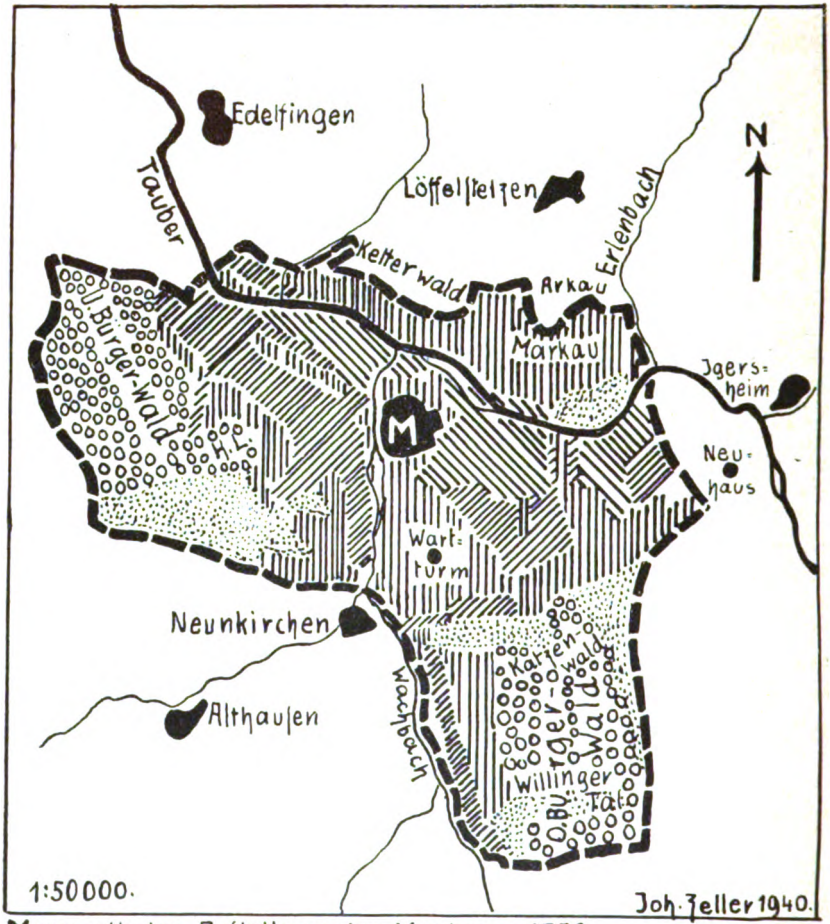
In Mergentheim zählte man 1660, den 27. März, 31 Halbhufen. Im Lagerbuch 1750 sind 16 Ganzhufen aufgeführt, wobei die 16. sehr klein ist; vielleicht ist es die 31. Halbhufe.

Viel geschrieben und geraten wurde über die Größe der einzelnen Hufen. Der Name Hube (Hufe = huoba) kommt wahrscheinlich von „haben" und tritt urkundlich erstmals im Jahre 680 auf (4 Hufen zu Otterswang), doch ist nie ein genaues Flächenmaß angegeben. Später kommen Hufenmaße von 20 bis 120 Morgen vor. Selbst das Morgenmaß ist verschieden. Der „Taubermorgen" hatte 24 Ar, während in nördlichen Ländern 54 Ar vorkommen. Wieviel Fläche eine Hufe in Mergentheim maß, ist noch nicht errechnet worden. Aus dem Lagerbuch von 1750 ergibt sich bei Addierung der einzelnen Hufenteile ein bedeutender Unterschied.

Die Wiesen lagen gewöhnlich und so auch in Mergentheim im feuchten Talgrund (Tauber- und Wachbachtal). Hubenwiesen sind auf der Flurkarte genannt gegen Edelfingen im Anschluß an die Herrenwiesen.

Die Flureinteilung Alt-Mergentheims zeigt noch im 18. Jahrhundert das folgende Bild (siehe Abb. 8): In der Mitte liegt das Dorf. Rings darum Acker und Wiesen möglichst nahe der Siedlung. Die Herrschaftsgüter in nächster Nähe, bis zum Reichshof heranreichend; dann folgen die Hufengüter der Bauern bis zum ansteigenden Talgrund. Die steileren Talwände selbst wohl als „Öde" einst Weide wurden um 900 bis 1000 Weinberge (alle Bergabhänge um Mergentheim waren noch im 18. und 19. Jahrhundert Weinberge) und zahlten ihren Zins direkt an die Deutschordens-Trapponei, standen deshalb im gleichen Verhältnis zur Herrschaft wie das Stadtgelände. Ob die Weinberge einst zum vermutlichen Reichshof gehörten, da sie nicht zu den Hufen, auch nicht zum Almand zählten, ob sie Rodungsland waren, ist nicht feststellbar. Im weitesten Umkreis befinden sich die Gemeinwerksgüter. Die entfernter der Stadt liegenden Hufenäcker sind Rodungshufen und später verteilt worden, jedenfalls um das Jahr 1000, als die bäuerliche Bevölkerung wuchs und neues Ackergelände er-

Digitized by Google



Mergentheim-Aufteilung der Markung 1750.
Hufengüter der Herrschaft. -Hufengüter der Bauern.
Der Trapponei zinspflichtig. Gemeindegüter u. Weide.
Gemeindewald. Markungsgrenze.

Abb. 8.

schlossen werden mußte. Zum ausreichenden Nahrungserwerb trug auch die Anlage der Weinberge bei.

Für Mergentheim wäre die Frage zu lösen, ob neben dem Reichshof freie Bauern oder königliche Zinsleute angesetzt wurden. Nach den ältesten Urkunden waren es Freie; denn nach altem Recht konnten nur Freie Güter kaufen und verkaufen und auch Schöffen sein. Nun treten im 12., 13. und 14. Jahrhundert in Mergentheim Käufer und Verkäufer und Schöffen auf. Wenn auch die in Urkunden genannten Personen zum Teil dem niederen Adel angehören, so ist das ganz in der Ordnung, denn aus den Freien wuchs der niedere Adel hervor. Anzunehmen ist, daß die aufgeführten Namen dieser Jahrhunderte nicht

Digitized by Google

immer die von Adeligen, sondern auch von Freien, z. B. Kaufleuten, waren. Zum Beispiel 1272 Konrad Jüngling, 1280 Hartwig Sibner, 1285 die sieben Unterhändler, 1291 Berthold Phosch, 1293 sieben Zeugen zu Mergentheim (Hermann Lesche, Zeugen: Otto, Martin von Mergentheim. Heinrich Rinderfeld, Sifridus Forster, C. Stein, C. Widechistad, Schöffen zu Mergentheim) usw.

Die vermutliche Reichskirche zu Mergentheim

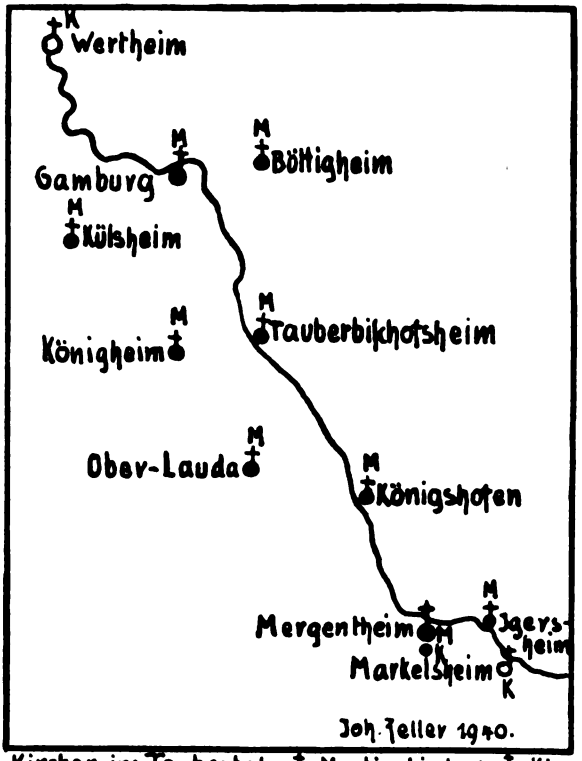
Mergentheim war durch seinen Reichshof bzw. Grafenhof der Mittelpunkt der in vorhergehenden Abschnitten nachgewiesenen Reichsgüter der Umgebung. Die Wahrscheinlichkeit liegt teilweise schon darin, daß nur Mergentheim einen entsprechend großen Wirtschaftshof besaß, um die Abgaben aufzunehmen. Dazu war die Zufahrt von allen Außenorten bequem, da von und nach Mergentheim eine Anzahl Reichsstraßen führten. Der Reichshof Mergentheim erhielt ohne Zweifel eine Reichskirche.[8] Als Bauzeit kommen nur die Jahre zwischen 720 und 750 in Betracht, da um diese Zeit die Belegung des heidnisch-fränkischen Reihengräberfriedhofes aufhört und die Bestattung um die christliche Kirche beginnt. In diese Zeit fällt die Gründung des Bistums Würzburg (743) und die herzogliche und missionierende Tätigkeit des heiligen Bonifatius. Wir wissen ferner, daß Bonifatius im Taubertal eine ganze Reihe von Martinskirchen erbaute (siehe Plan Abb. 9). Die einstigen Königs-(Reichs-)höfe Taubertischofsheim und Königshofen besaßen Martinskirchen, warum sollte es dann in Mergentheim anders sein?

Für Mergentheim kommen wohl drei Heilige in Betracht: St. Martin, St. Kilian und St. Johannes der Täufer. Letzterer scheidet aus, da er Schutzheiliger des Johanniterordens ist und erst mit dem Bau der jetzigen Stadtkirche — 1270 geweiht — auftritt. Es handelt sich also nur mehr um St. Kilian und St. Martin. Im Jahre 1169 vermacht Heinrich von Lauda den dritten Teil der Kapelle in Mergentheim über den Reliquien des Heiligen Kilian dem Hochstift Würzburg. Ist diese Eigenkirche St. Kilian die erste Reichskirche, die um 750 erstellt wurde? Die Frage muß entschieden verneint werden. Wohl tritt „seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in Würzburg St. Kilian als Stadt- und Bistumspatron auf, und seine Verehrung weit über Würzburgs Bannmeile hinaus ist nachweisbar. Grundsätzlich besteht keine Schwierigkeit, die Entstehung der ersten Kilianskirchen um 760 anzusetzen nach Erhebung der Reliquien durch den Heiligen Burkhardt; im einzelnen wäre es verfehlt, Kirchen wegen des bloßen Kilianspatrozinismus in karlingische Zeit zu datieren. Die Verehrung St. Kilians hat, wahrscheinlich mit der Verbreitung seiner jüngeren Passio (vom 10. Jahrhundert), im 11. und 12. Jahrhundert eine namentlich literarisch feststellbare Steigerung erfahren, außerdem mahnt die Beobachtung, daß das Kilianspatrozinium mehrmals ältere Weihenamen ablöste und sich gerade im Kern des Bistums in spät entstandenen Kirchen findet, zur Zurückhaltung in der Beurteilung des Alters der einzelnen Kilianskirchen" (Deinhardt, Kirchenpatrozinien in Franken). Eigentümlich ist, daß selbst das Neumünster in Würzburg, als Grab des Heiligen Kilian, dem Heiligen Erlöser und erst später St. Kilian geweiht war. Patroziniumswechsel zeigt auch der Dom zu Würzburg von St. Kilian zu Johann dem Evangelist.

[8] Siehe K. Schumacher in „Württemberg" 1930, Oktober/November, Seite 503.

Digitized by Google

Was in Würzburg der Fall war, geschah in denselben Jahrhunderten auch in den Landkirchen. Zu Osterburken, Windsheim und Mellrichstadt wechselt St. Martin zu St. Kilian, zu Heilbronn St. Michael zu St. Kilian. So hat auch Mergentheim in seiner Hauptkirche den Wechsel von St. Martin zu St. Kilian (Igersheim von St. Martin zu St. Michael). Die Umwandlung des Patrozinismus bei diesen ehemaligen Königskirchen ist durch ihre Vergabung an den bischöflichen Stuhl zu Würzburg begründet. Der Besitzübergang war



Kirchen im Taubertal. ☩-Martinskirchen. ○-Kilianskirchen.

Abb. 9.

die Voraussetzung des Patroziniumswechsels. Jedoch läßt sich das nur bei einem ganz kleinen Teil der Würzburger Eigenkirchen nachweisen. Wie ist's in Mergentheim? Hier ist zweierlei möglich: Entweder ist die 1169 genannte Kirche früher die Reichskirche St. Martin gewesen, oder aber St. Kilian und St. Martin sind zwei verschiedene Gotteshäuser. (Wie in Igersheim St. Martin und St. Michael.) Das letztere wird der Fall sein, denn in Mergentheim gab es wohl immer eine Martinskirche. Sie läuft unter dem Namen Quartalskirchlein.

1701 steht in der Güter- und Hausbeschreibung des Spitals zu Mergentheim: „Das Haus und Hospitalgebäu an sich selbst fanget mit dem Steinen stockh bey der Lateinischen Schuel an, und ziehet der straßen vorbei bis an den

Digitized by Google

Pronnen, ſo auf dem ſog. Gänsmarkth ſtehet, von da mit etwas gebogen Linie, bis an die Teutſche Schuel, von dieſem Eck bis an die quartals Capelle, von hier bis wiedrumb zu vorgemelter Lateiniſchen Schuel in welchem Bezirk auch die Capelle vornen an den ſteinen Bau begriffen." (Ein Bild davon iſt vorhanden; die Quartalskirche iſt auf der Skizze [Abb. 10] mit Nr. I und III bezeichnet.)

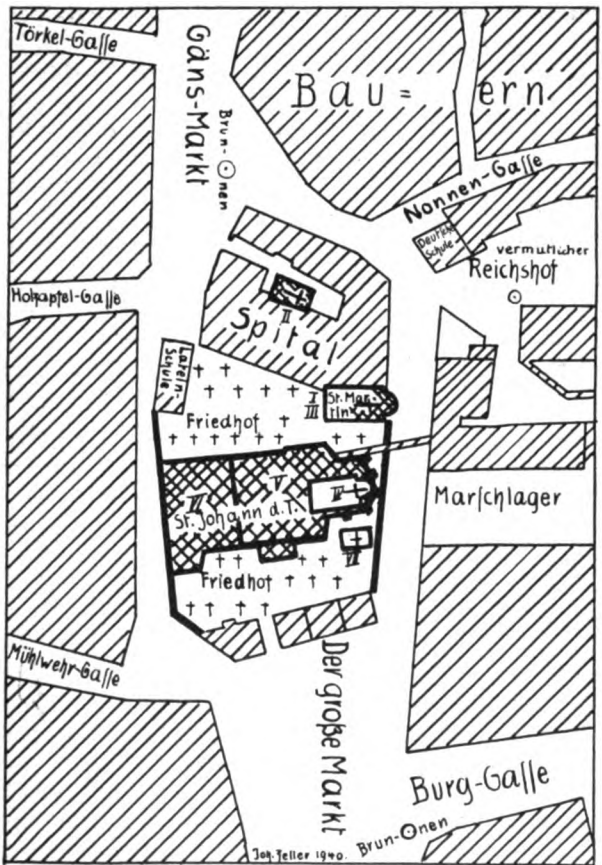


Abb. 10.

In einem Bericht der Spitalverwaltung von 1783 ſteht: „Sonach aber in ad 1740 iſt die ebenfalls von Agnes Schreiberin erbaute Spitalkapelle abgebrochen und jener Flügel an der Spitalpforten bis gegen die Stadtpfarrei zu ganz neu hergeſtellt, zugleich aber auch das ſog. quartals-Kirchlein, weilen es ganz ohne Stiftung war, zu einer Spitalkapellen umgeändert und hergerichtet worden."

Die Oberamtsbeſchreibung von Mergentheim (S. 336) bemerkt: „Die in der Südoſtecke des Spitals gelegene, zu ihm gehörige Spitalkirche zum Heiligen Martinus (Skizze Abb. 10, Nr. III) wurde 1740/41, nach welchen Jahren man

Digitized by Google

das alte, im Spitalhof stehende Kirchlein abbrach, mit Benützung des sog. Quartalskirchleins, unter dem ein Ossarium, aufgebaut ...." In „Königreich Württemberg" (3, 378) steht: „... mit der kleinen katholischen Spitalkirche zum Heiligen Martin, die 1740 erbaut ist auf den Grundmauern einer romanischen Friedhofskapelle mit Gruft." Diese alte Quartalskirche war wohl St. Martin geweiht. Dies wird um so mehr stimmen, weil die hierher „verlegte" Spitalkirche doch ganz andere Patrone aufweist (Heilige Dreifaltigkeit, St. Jodok, Margareta, Barbara, Elisabeth), jetzt aber St. Martin an ihre Stelle tritt. Woher käme denn 1740 ganz unvermittelt der alte Frankenheilige, wenn er nicht vorher Schutzherr des Quartalskirchleins gewesen wäre?

Für das Dasein und die angenommene Lage der einstigen Reichskirche — das Quartalskirchlein jetzt Spitalkapelle — spricht folgendes:

1. Die Grundmauern der jetzigen Spitalkapelle stammen vom Quartalskirchlein, sind sehr alt, außerordentlich dick und bilden bis auf 1½ m Höhe einen runden Chorabschluß ältester Form.

2. Unter dem Kirchlein war ein Ossarium (Beinhaus) — ein begehbarer Raum (Krypta?) mit kugeligem Abschluß unter dem Chor, welch letzterer auf eine Bauzeit vor 1000 hinweist.

3. Der Kirchenpatron ist St. Martin, der besonders verehrte Patron der Merwinger- und Karlingerzeit.

4. Der Name Quartalskirchlein sagt, daß in dem heiligen Raum nur ab und zu Gottesdienst gehalten wurde. Warum? Dieses Gotteshaus war vor der St. Kilianskirche die eigentliche Pfarrkirche und hatte das Tauf- und erste Gottesdienstrecht. Als aber die neue, größere Kirche St. Kilian etwa 1000 bis 1100 gebaut und das Pfarrecht auf den Neubau — mit bischöflicher Genehmigung — übertragen wurde, mußte in der ersten (alten) Pfarrkirche mehrmals des Jahres Pfarrgottesdienst gehalten werden. Die Bedeutung der einstigen Reichshofkirche sank so herab, daß sie nur mehr als Friedhofskapelle und die Krypta als Beinhaus diente. Es ist dies eine öfters vorkommende Erscheinung in der Geschichte der Kirchen.

5. Das Quartalskirchlein war nach den Angaben des Berichts von 1783 ganz ohne Stiftung. Dies ist damit begründet, daß die „Blütezeit" des Martinuskults mit der aufkommenden Kiliansverehrung um 1000 so weit sank, daß keine Stiftungen dafür gemacht wurden, andererseits waren ihre früheren Stiftungen wohl mit an die neue Kilians- und später St. Johanneskirche gegeben, besonders an letztere, da ihr Bau große finanzielle Schwierigkeiten mit sich brachte. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 392.)

6. Das Quartalskirchlein stand außerhalb des angenommenen Reichshofes, doch wohl auf „Reichsgrund und -boden", wie alle Reichskirchen.

7. Der Vollständigkeit halber sei nochmals angeführt, daß der fränkische Reihengräberfriedhof in der Au nur bis höchstens in die Mitte des 8. Jahrhunderts reicht und dann die dortigen Bestattungen aufhören. Es erfolgt um 750 die Verlegung des christlichen Begräbnisplatzes zur Reichskirche beim Reichshof. Nur eine Pfarrkirche hatte das Begräbnisrecht und das Taufrecht. Der Friedhof lag um das alte Martinskirchlein, also war es auch Pfarrkirche von Anfang an — Reichskirche.

Digitized by Google

Die ältesten Kirchen (Pfarrkirchen) hatten das Zehntrecht. Mergentheims zweite Kirche, St. Kilian, war wahrscheinlich eine Eigenkirche, da die Herren von Lauda 1169 und die Hohenlohe 1170 ihren Anteil an dieser Kapelle (den Zehnten?) an den Bischof von Würzburg gaben. Die neue Kapelle war größer und schöner. Von den Herren erbaut und bevorzugt, ist es von ihnen mit Grund und Boden ausgestattet worden, wofür sie den Zehnten an demselben und auch an den Stolgebühren erhielten bzw. beanspruchten.

Der Reihengräberfriedhof in Mergentheim

Die sicher festgelegte Reihenfolge der Gräberanlagen in Mergentheim seit 500 n. Ztr. ist folgende:

1. Das merwingerzeitliche Reihengräberfeld am Krappenrain zwischen der Kaiser- und der Marienstraße, etwa im südlichen und südöstlichen Anschluß an den jetzigen Friedhof. Die Zeit der Belegung ist das 6. und 7. Jahrhundert.
2. Der erste christliche Friedhof um die jetzige St. Johanneskirche, vom 8. Jahrhundert ab benützt.
3. Der jetzige Friedhof wird seit 1541 belegt. Die St. Michaelskapelle wurde im folgenden Jahrhundert erbaut.
4. Auch im Hof des einstigen Dominikanerklosters war ein Friedhof — meist nur für Mönche —, der um 1300 angelegt und 1806 aufgehoben und eingeebnet wurde.

Die frühgeschichtliche Forschung über Alamannen- und Frankensiedlungen nahm an, daß auch in Mergentheim vor den Franken Alamannen gesessen seien. Tatsächlich weist auch der Grabfund einer Fünfknopffibel und eines alamannischen Rippentopfes (gefunden 1935), spätestens aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts, und ein weiterer altertümlich anmutender Topf auf das ehemalige Dasein von Alamannen, zum mindesten auf ihre Nachwirkungen in der nachfolgenden fränkischen Besetzungszeit (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken", N. F. 17/18, 1935/36, S. 80; ferner vorliegendes Jahrbuch, N. F. 20/21, S. 36). Alle übrigen Funde aus dem Mergentheimer Reihengräberfeld gehören der Zeit der fränkischen Herrschaft an.

Die Grabfunde in Mergentheim

Auf dem fränkischen Reihengräberfeld am Krappenrain wurden in einer Ausdehnung Nord—Süd von etwa 200 Meter und West—Ost von rund 60 Meter mehrere Grabanlagen gefunden. 1920 stieß man zuerst beim Bau des Hauses Hettenbach an der Kaiserstraße auf wohlgeordnete Gräber. Von dieser Zeit ab schnitt man bis herab zur Marienstraße fast bei jedem Neubau und bei jeder größeren Erdbewegung neue Frankengräber an. 1935 deckte man ein fränkisches Frauengrab auf, in dem sich folgende Gegenstände befanden:

1. Ein zirkelschlagverzierter Beinkamm;
2. ein Spinnwirtel; 3. eine hervorragend schöne, in weiß und grauem Glasfluß hergestellte große flachkegelförmige Perle mit Rundkreuz und Drehkreuz (vielleicht auch Spinnwirtel).

Aus anderen Gräbern stammen: ein halbmondförmig gekrümmtes Feuerschlageisen und schöne, stempelverzierte Scherben fränkischer doppelkonischer

Digitized by Google

Töpfe. Beachtenswert ist ein kleiner doppelkegelförmiger Topf; er zeigt leicht ausgebogenen Rand und Stempelmuster, die im Kreis das altgermanische Radkreuz tragen. Alle Gegenstände befinden sich im Heimatmuseum Mergentheim.

1937 wurden auf Parzelle 3567 (Haus Nr. 19a, Neubau des Bauern Müller am Alamannenweg) weitere fränkische Reihengräber, vielleicht zusammengehörig als Sippengrab, freigelegt. Gefunden wurde eine Halskette aus Ton- und Glasperlen und ein fränkischer Topf. (Funde im Heimatmuseum Mergentheim.) Im August 1937 wurde ferner gefunden ein angebranntes Skelett — wenige Reste einer jungen Person. Beigaben: Riemenzunge mit Silberstreifeneinlage (Tauschierung), Kammreste stark verkohlt —, eine schwärzliche, blasige Masse (verbrannt), nicht näher bezeichenbar. Fundort: 6 bis 8 m vor der Einmündung der Maurus-Weber-Straße in den Alamannenweg, Tiefe: 1,5 m. (Durch den Heimatpfleger Justizsekretär Müller geborgen; Funde im Heimatmuseum Mergentheim.)

Über die Anlage der fränkischen Reihengräber in Tauberbischofsheim und deren Beigaben schreibt Berberich in seinem Heimatbuch Tauberbischofsheim:

„Die Gräber sind gewöhnlich so geordnet, daß die Füße der Toten nach Osten und die Köpfe nach Westen liegen, und der Verstorbene der aufgehenden Sonne entgegenschaute. In einzelnen Fällen fand man eine Kohlenschichte über den Gebeinen, so daß es den Anschein hat, als wäre über der Leiche ein Opfer dargebracht worden. Da die Männer Krieger waren, so gab man den Toten im Glauben an ein Leben nach dem Tode Waffen mit. Sie sind aus Eisen: 1. Speerspitzen von verschiedenster Form und Größe bis zu 1 m Länge, mit und ohne Widerhaken; 2. das Wurfbeil (Franziska genannt) mit schmaler, zierlich geschweifter Klinge; 3. die eigentliche Streitaxt, ähnlich der Zimmeraxt; 4. die Spatha, das zweischneidige, zum Hieb und Stoß geeignete Langschwert, 80 bis 100 cm lang; 5. die Hauptwaffe im Nahkampf war der Sax oder Skramasax, 40 bis 50 cm lang, einschneidig wie ein Messer. Skramasax heißt Wundmesser, ein schweres Hiebmesser, bisweilen findet sich eine kleine Art 20 bis 30 cm lang; 6. Pfeilspitzen; 7. Schilde rund und länglich aus Holz — Schildbuckel.

Schmuck: Fibeln (Schnallen zum Zusammenhalten der Gewänder, Mäntel), Hals- und Armringe, Zierscheiben zum Anhängen, Ohr- und Fingerringe, beinerne Kämme, Münzen.

Geräte: Messer, Tongefäße aus schwarzgrauem Ton, auf der Töpferscheibe gefertigt, gut gebrannt mit eingedrückten oder eingeschnittenen, oft hübschen Ornamenten."

Daraus ergibt sich ein vollständiges Bild über die Bewaffnung und ein teilweiser Blick in die Kulturstufe dieser Zeit vor 700.

Vom Herzogtum Thüringen (Franken), von dem Taubergau und den Centenen — Zeit 500—800

Im Gebiet des einst thüringischen und alamannischen Landes vom Thüringerwald bis zu Jagst und Kocher wurde von den Merwingern ein Herzog eingesetzt. Es sind bekannt: Radulf, Hetan I, Hetan II. Sie residierten in Würzburg. Nach Hetans Tod in der mörderischen Schlacht bei Vincy (717) wurde in Thüringen (Würzburg) kein Herzog mehr eingesetzt, sondern das Land von Grafen verwaltet.

Digitized by Google

Die Herzoge hatten nach dem fränkischen Könige die oberste Gewalt im Lande. Seine Wirksamkeit umfaßte die Vermittlung zwischen König und Volk, die Anordnung des Heeres nach den Absichten des Königs, die Aufstellung der Richter in den Gaudingen, die Vollstreckung mehrerer gerichtlicher Handlungen, welche über die Macht des Grafen oder Centvorstehers gingen. Der Herzog überwachte und vollzog in seinem Gebiet die Besiedlung und hatte verschiedene Anrechte, z. B. an Strafgelbern, auf das Atzungsrecht usw.

Dem Herzog in Würzburg unterstanden im 8. Jahrhundert 16 Gaue, darunter der Taubergau. Er breitete sich an und zu beiden Seiten der Tauber aus. Sein Name ist erstmals in der Zeit von 769 bis 779 im Cod. Fuld. als Tubrigowe angeführt. Doch hat er schon lange vorher bestanden. Es ist echt frühfränkische Art, die Verwaltungsbezirke nach Fluß- und Bachnamen zu benennen, z. B. Taubergau, Mulachgau, Gollachgau, Jagstgau, Kochergau. Er muß (nach K. Weller und K. Schumacher) gleichzeitig mit den frühfränkischen Gemarkungen der „-heim"-Orte abgesetzt und vermarkt worden sein, da das eine das andere bedingt, indem die äußeren Gemarkungsgrenzen der Randorte des Gaues die Gaugrenze bilden. (Zur Gaugrenze siehe Karte Abb. 11.)

Die Südwestgrenze des Taubergaues läßt sich (nach K. Schumacher) ziemlich genau bestimmen, weil manche Hilfsmittel zu Gebote stehen. Die Grenzen der Urmark Mergentheim bildeten im Westen Stuppacher Wald und „Rechen", die Urmarken Schweigern und Wölchingen im Südwesten die Gaugrenze, und zwar immer entlang dem auf der Wasserscheide der Jagst und Tauber ziehenden uralten Kammwege, der „alten Straße", „steinerne Gasse", „Kaiserstraße". Dies bestätigen die Urkunden, indem der Ittingshof (807 Odinga in ipso pago Dubragowe) im Taubergau, Schillingstadt und Wittstadt in der Wingarteiba genannt werden. Auch vom „Heiligen Kreuz" ab im Stuppacher Wald blieb Straße und Gaugrenze immer auf dem Kamm, bis sie südlich von Rot in die Landstraße nach Bartenstein einmündete und diese bis nahe an Kälberbach begleitete. Oberstetten gehörte nach den Schenkungen des Taubergaugrafen Marcwart (de Tuberecgewe) an das Kloster Fulda noch zum Taubergau. Ebenso war die Bonifatiuskirche in Oberstetten die Mutterkirche für das Vorbachtal von Laubenbach bis Schrozberg. Die Grenze überschritt den Rücken zwischen Vorbach und Blauquelle. Die Gegenprobe bildete die Nordgrenze des Jagstgaues (zum Teil von Oberlehrer Wallrauch in Dörzbach wieder festgelegt).

Die Nordwestgrenze ist weniger sicher. Vom Tunnel bei Obereubigheim, der Wasserscheide zwischen Tauber und Neckar, zog sie wahrscheinlich durch den Ahornwald um die Quelle der Erf herum und auf dem Kamm zwischen Tauber und Erf nach Norden an Schweinberg vorbei gegen Hundheim.

Die Südostgrenze südlich Schrozberg-Kreuzfeld folgte auch hier zunächst der Wasserscheide zwischen Vorbach-Tauber und Jagst, um dann zum Teil mit der Rothenburger Landwehr oberhalb Archshofen die Tauber zu überschreiten. Freudenbach lag nach einer Urkunde von 807 schon im Gollachgau (villa Fridunbach in pago Collogewe). Einige Anhaltspunkte geben die Südostgrenzen der Urmarken von Rinderfeld und Münster.

Die Ostgrenze ist im großen und ganzen durch urkundliche Nachrichten gegeben, da Freudenbach und Waldmannshofen im Gollachgau (807), Creglingen, Röttingen, Marstatt und Grünsfeld im Taubergau, Vilchband im Badenachgau lagen. Eine genauere Grenzziehung ermöglichen wieder die Urmarken dieser

Digitized by Google

Abb. 11.

Orte. Die Steinach bildete von der Klinge westlich von Freudenbach bis zur Mündung in die Tauber die Gaugrenze. Ferner zeigen die Centordnungen von Weikersheim (1412 seit 1360), Markelsheim (1409), Königshofen (1418), Tauberbischofsheim in ihren Ostgrenzen ziemlich genau die Gaugrenze. Der Uhlberg, südlich von Krensheim, ist wieder ein Grenzpunkt, wie die nordöstliche Gemarkungsgrenze von Gerchsheim, zum Teil längs der alten Weinstraße, und mit der Landesgrenze die Nordostecke des Taubergaues darstellt. Öfters verraten die Grenzen zwischen Mainz, Würzburg und Deutschorden die alten Gaugrenzen. So sehen wir auch auf dieser Strecke das Bemühen, möglichst Wasserscheiden und tiefe Taleinschnitte zur Grenze zu wählen, weswegen z. B. bei

Digitized by Google

Gerchsheim die Grenze in großem Bogen um die Quellen mehrerer Bäche, bei Simmringen mit großem Vorsprung um den Nassauer Bach herumgeht. Im übrigen wird eine möglichst gerade Linienführung vorgezogen (allerdings nur auf kurze Strecken).

Die Nordgrenze wird gebildet von dem im ganzen ostwestlich gerichteten, jähen Taubereinschnitt nördlich von Werbach wohl bis zur Einmündung der zwischen Hundheim und Külsheim zur Tauber herabziehenden Schlucht und durch den sich östlich fortsetzenden querriegelartigen Höhenzug über Baiertal nach dem Gerchsheimer Bogen. Hochhausen wird etwa 1150 noch als Taubergau bezeichnet, ebenso Tauberbischofsheim. Eine Ergänzung geben wieder die Centen Tauberbischofsheim und Külsheim.

So war der fränkische Taubergau nach denselben Gesichtspunkten wie die Urmarken in natürlicher Weise durch Wasserscheiden, Kammwege und tiefeingeschnittene Wasserläufe umgrenzt und stimmt darin genau mit den in ihren Grenzen näher bekannten ostfränkischen Gauen überein.

Mergentheim um 1000—1200

Mergentheim tritt in die urkundliche Geschichte ein

Im Jahre 1058 kommt der Name Mergentheim (Mergintaim) zum ersten Male in einer Urkunde vor. Es ist zwar nicht der Ort selbst so genannt, sondern es ist von einem Comitatus Mergintaim in pago Tubergewe die Rede. (Württ. Urkundenbuch 1, 274.) Wir würden übersetzen: Grafschaft Mergentheim im Gebiet des Taubergaues. Dieser Taubergau und damit die „Grafschaft" Mergentheim lag im Gebiet des Herzogtums Franken. Es erscheint um das Jahr 1000 das Frankenland im Gegensatz zu den lothringischen Landen mit dem Namen Franca teutonica, Austrifrancia, Osterfranken oder, und zwar am häufigsten, Francia orientalis, unter welch letzterer Bezeichnung auch Deutschland überhaupt verstanden wurde. Den östlichen Teil dieses Frankenlandes, ungefähr den Landstrich, welcher zum Bistum Würzburg gehörte, machte man durch den Namen Franconia, d. h. Kleinfranken, besonders kenntlich, welche Benennung in der Zeit von 900 an, später als Bezeichnung des ostfränkischen Herzogtums der Hohenstaufen, geläufig wurde. Dadurch wird verständlich, wenn es 1103 heißt: Röttingen in provincia Osterfranken in comitate Mergentheim.

Als Herzog von Franken waren dem Bischof von Würzburg die Rechte eingeräumt, die den Herzogen, Grafen und königlichen Missen zukamen.

Die Sonderstellung des Würzburger Bischofs war das Hindernis, daß sich nicht ein hohenstaufisches Herzogtum von der Macht und Ausdehnung wie in Schwaben am Main errichten ließ. Er war tatsächlich Besitzer der meisten Grafschaften seines Sprengels. Dies zeigt sich darin, daß nicht mehr der König in diesem Gebiet den Blutbann verlieh, sondern der Bischof, als beständiger Vertreter des Königs. 1300 November 9. Würzburg (Bischof von Würzburg als Herzog) erneuert die Belehnung mit dem Gericht in Mergentheim für Hohenlohe Brauneck (Mon. bo. 38, 244). Als dauernder Stellvertreter des Kaisers verlieh er auch 1156 der Stadt Hall das Marktrecht (Württ. Urkundenbuch; Mergentheimer Johannesmarkt?).

Digitized by Google

Um das Jahr 1000 hatte sich die alte Gauverfassung weithin aufgelöst und einstiges Kron-(Reichs-)gut wurde und war Erbgut. Die Grafen, einst Beamte des Königs, mit Lehen und Königsgütern besoldet, hatten es verstanden, erst die Würde und bald auch die Lehen erblich zu machen und danach noch den Titel samt den Lehensgütern als Eigentum an sich zu ziehen. Aus den Grafschaften waren selbständige Herrschaften geworden, die nur mehr durch das Treugelöbnis mit dem Königtum zusammenhingen. Wenn also 1058 von einem Comitatus Mergentheim in pago Tubergewe die Rede ist, so ist darunter kein Gaugraf zu verstehen — der Bischof von Würzburg hatte die Rechte des Gaugrafen —, sondern ein Graf, der eine Grafschaft (seinen Amtsbezirk und in ihm seine Eigengüter) Taubergau besaß und das den Namen Mergentheim hatte. (Wie Rieneck, Wiltburg, Wertheim, Heneberg usw.) Über die Größe dieses Mergentheimer Grafengebietes sind nur Vermutungen möglich. Nachfolger in Land und Gewalt waren (neben dem Bischof von Würzburg) wohl die Herren von Lauda und dann die Edlen von Hohenlohe, die sich jedoch nicht Grafen nannten. Sicher ist, daß sich die 1058 genannte Grafschaft Mergentheim nicht mit dem Taubergau deckte. Vielmehr war sie bedeutend kleiner und hatte vielleicht nur die Größe des späteren Wildbanns (Wildfang) der Deutschherren. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die Wildbanngebiete sich Jahrhunderte fast unverändert erhielten und des öfteren auf irgendeine frühere Herrschaft zurückführen. Wenn dieser Zusammenhang zwischen Comitatus Mergentheim und dem späteren Wildbanngebiet der Fall wäre, dann hätte die einstige Grafschaft folgenden Umfang gehabt (Angaben nach dem Stadtrechtsbuch Mergentheim 1513, dessen Inhalt sich vielfach mit dem Stadtrechtsbuch von 1425 deckt):

„Vom Melberg an aus und aus bis an Schlupf am Ättinger Ort am Trulberg. Item vom Schlupf an aus und aus bis an die Eisenbach und von der Eisenbach an bis ans Stockich und vom Stockich an bis an Zuckmantell und vom Zuckmantel an bis an Rechen und vom Rechen an bis in Stuppacher Wald und in die Wannen. Und von der Wannen an bis gehen Steinbühel. Von Steinbühel bis gehen Steinbach und von Steinbach bis in Ochsenstale und von Ochsenstale bis ins Pfaffenloch und vom Pfaffenloch an bis in Emeßberg und vom Emesberg bis an Ryßberg. Mehr im Kammerforst und Ryßbach. ... Aber vom Mönchswald kann er nichts wissen. Anno 1528. Dabei sagt Friedrich Rodner, daß er so schon vor 30 Jahren gesagt, also 1498. Ferner 1528 sagt Herr Werner Forstmeister Deutschordens, daß das Haus Mergentheim Macht und Gerechtigkeit habe auch im Krauth (Krauch?) und uben (oben) gehabt habe und Weidwerk trieben. Nämlich auf der breiten Wiesen hat man etlich Hirsch gefangen vom Kolbenholz. Item im Ziegelholz hat man Säu gefangen. So sagt gemelter Überreiter, daß er je und allewegen darzu geholfen hat und alles Kammerforst und Ryßbach gejagt.

Ist ein Vertrag aufgericht also daß der Orden soll jagen am Kammerforst und Espach (Asbach) und Graf Wolf von Hohenlohe am Mönchswalde, doch nicht hegen.

1529 jagt der Deutschorden im Holz Ryßbach.

1543 jagt der Deutschorden Schwein im Holz bei Bernsfelden das Buchig genannt."

Digitized by Google

Beigefügte Karte (Abb. 12) zeigt den ungefähren Umfang des Wildbanns, der allem Anschein nach durch die Deutschherren von den Hohenlohe übernommen war.

Wenn je der eben beschriebene Wildbann sich mit der „Grafschaft" Mergentheim im großen und ganzen decken sollte, so zeigt das, daß Gaugrenze und Grafschaftsgrenzen etwas ganz verschiedenes sind, was übrigens in ähnlichen Fällen auch so ist.

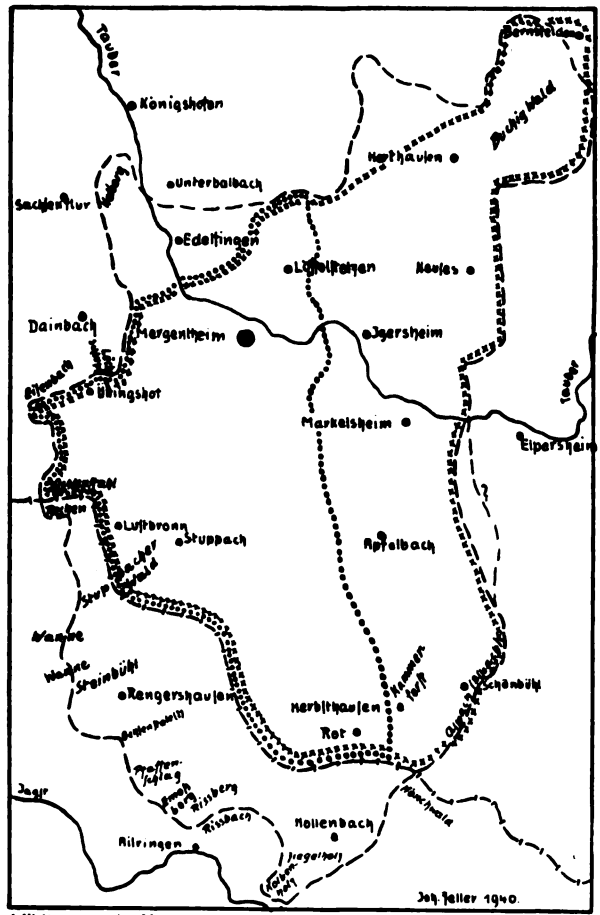


Abb. 12.

Wildbanngebiet Mergentheim 1498, 1528, 1543.

Was uns hier als zusammenhängendes Nutzungsrecht (und das nur waren die Wildbannrechte) erscheint, ist noch lange kein zusammenhängender Besitz. Eine ununterbrochene Grenzlinie zu ziehen, wäre im 10., 11. und 12. Jahrhundert nicht möglich gewesen, denn die Besitzungen der Grafen lagen zerstreut — sie hatten sich ja das vielfach weit auseinander liegende Königsgut, ihr einstiges Lehen, zu eigen gemacht; z. B. die Reichsgüter in Mergentheim

Digitized by Google

(Markelsheim), Apfelbach usw. finden sich in Händen der Hohenlohe als Erbnachfolger (?) der Grafen von Mergentheim (oder der Gaugrafen). Ihre Gerechtsame: Gerichtslehen, Vogteien, Schlösser, nebst Zubehör, Haupthöfe, kleine Höfe, Gefälle, Lehen- und Dienstleute liegen zerstreut in Dörfern und Markungen weiter Gebiete. (Röttingen ist rund 20 km von Mergentheim entfernt.) Kauf, Tausch, Erbschaft usw. hatten die Lage nur noch mehr verwickelt. Mergentheim bietet hierin ein glänzendes Beispiel, indem es mühelos gelingt, aus den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts mehrere adelige Besitzer von Häusern und Gütern zu ermitteln (siehe Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 387—389).

In den Zeiten von 1000 bis 1200 hatten die Grafen und auch die anderen Adeligen erreicht, das dem König allein zustehende Befestigungsrecht — die Errichtung von Burgen — zu erringen. Als Mittelpunkt und besondere Stütze ihres Eigengebietes erbauten die Adeligen auf Höhen und zwischen Gewässern ihre „Vesten". Sie machten den Versuch, so viel von Gütern, Lehen-, Dienst- und Zinsmannen zu einer Burg zu schlagen, daß daraus Herrschaften wurden. Das gelang eigentlich erst nach 1200 in größerem Maßstab. Mit der Anlage einer Burg (festes Haus) war der Wille kund getan, sich ein Territorium zu schaffen In Mergentheim finden wir im 13. Jahrhundert (1219) zwei Schlösser, 1269 März 6. ist die Rede von einem Schloß des Gebhard von Hohenlohe in Mergentheim, das der Hohenlohesche Dienstmann an den Deutschorden verkauft hat. 1312 verkauften Gottfried, Gebhard und Andreas von Brauneck ihren Turm zu Mergentheim an den Deutschorden. 1322 August 26. Konrad, Kraft und Gottfried von Hohenlohe mit ihren Gemahlinnen verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Kemnathen, das Steinhaus zu Mergentheim. 1343 Kraft von Hohenlohe, Vater und Sohn und des letzteren Ehefrau verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Burg daselbst. Später ist dann noch die Ödeburg genannt. Ob bei diesen 7 urkundlich belegten „Burgen" in Mergentheim eine oder die andere doppelt erscheint, ist nicht feststellbar. Doch sieht man, daß der Deutschorden durch Auskauf der Hohenlohe, ihrer einstigen Wohltäter, die Oberhand gewinnt, seinen Besitz abrundet und von dazwischen liegenden fremden Gütern reinigt. Doch ist das erst im 13. und 14 Jahrhundert gelungen, während, wie schon bemerkt, im vorhergehenden Jahrhundert von einem zusammenhängenden Landgebiet nicht die Rede sein kann.

Die Grafschaften, wofern sie nicht durch hinzugefügte Namen des besitzenden Grafen bezeichnet werden (Gozwinus de Mergentheim), haben noch die alten Benennungen — Comitatus Mergentheim 1103 (Cod. Hisaug. 44f.). Diese Bezeichnungen kommen oft von den alten Gerichtsstätten her. Ihre Namen haben mit den Namen der gräflichen Burgen nichts zu tun. Es heißt darum 1219: die beiden Schlösser zu Mergentheim, 1269: Schloß in Mergentheim, 1312: Turm in Mergentheim, usw.

Die Lage um 1100 war so, daß die Macht des Königs, was Land, Leute und Gericht anbelangt, in Mergentheim ganz dahin war. Alles Königsgut (im engeren Markungsgebiet) war in den Besitz der „Edlen" übergegangen (mit Ausnahme kleiner Reste, siehe S. 176), ebenso das niedere Gericht, während das hohe Gericht dem Bischof von Würzburg als Herzog von Franken zustand. Die Hohenlohe sind vermutlich in dem Hauptbesitz einstiger Reichsgüter im Gebiet von Mergentheim.

Digitized by Google

In den Jahren 1207 bis 1219 treten verschiedene verwandte Hohenlohe in Mergentheim als größere Besitzer auf; es hatte wahrscheinlich schon eine Erbteilung im hohenloheschen Familienbesitz Mergentheim stattgefunden. In ihrer Hand befand sich ein großer Teil von Grund und Boden, Burgen und Bauerngut, Fischfang, Jagd, das herrenlose Land und Wald (1219 Dezember 16.; Württ. Urkundenbuch 3, 92). Sie besaßen das Niedergericht und hatten als Lehen das Centgericht (1300 Mon. bo. 38, 244) vom Herzog von Franken.

Andere wichtige Vorkommnisse — außer dem Abgang der Gaugrafen und dem Aussterben der Rothenburger Herzoge (1167), dem Verringern der Königsmacht durch Verlust von Regalien und Reichsgut — brachten für das Dorf Mergentheim Leben und gaben den Anstoß zu einer raschen Entwicklung, welche es aus der Ebene der es umgebenden Städtchen heraushob. Es sind dies das Eindringen des Johanniterordens 1207, des Deutschordens 1219, dann die allmähliche Verlegung der Handelswege in neue Bahnen, welche auch Mergentheim näher an weitere Hauptstraßen des Verkehrs brachten, und zuletzt die Niederlassung der Dominikaner im 13. Jahrhundert.

Das Ortsbild von Mergentheim um 1200—1250

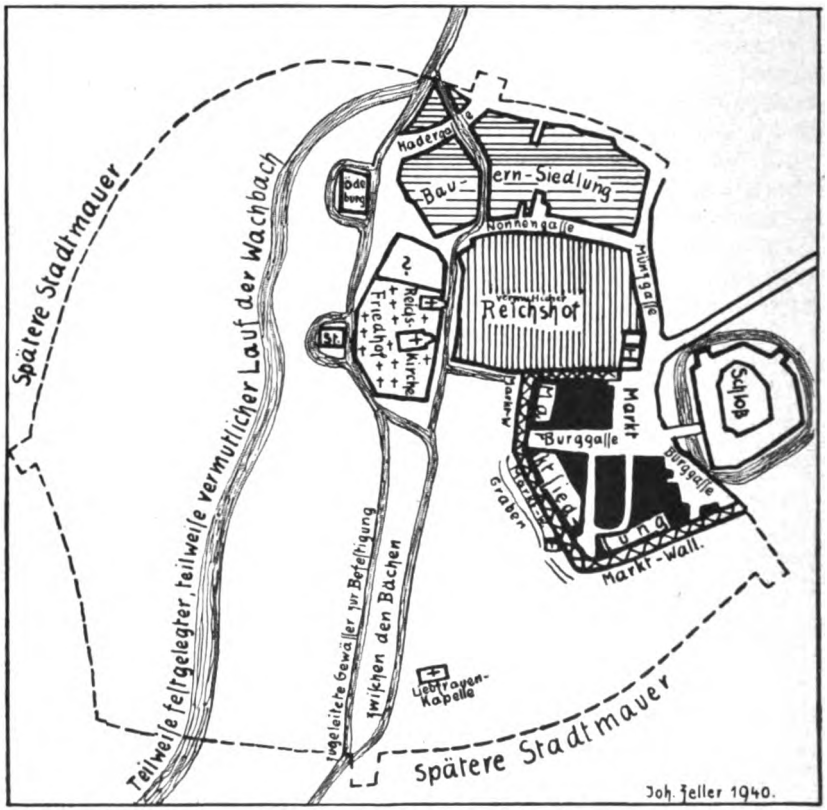
(Siehe Plan Abb. 13)

Im nördlichen Teil liegen die ersten fränkischen Bauernsiedlungen des 6. Jahrhunderts, von ihnen südlich steht der vermutliche Reichshof bzw. Grafenhof, dessen Ausdehnung nach Osten, Süden und Norden wohl feststeht, nicht aber genau nach Westen. An den „Reichshof" nach Westen anschließend liegen Kirchhof und Kirche. Wie weit diese erste Anlage mit einer dorfmäßigen Befestigung umgeben war, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich war dabei Wasser verwendet; denn im ältesten Stadtrechtsbuch von Mergentheim aus der Zeit kurz nach 1425 ist die Rede von zwei Bächen, zwischen denen der Markt liegt — der neue Markt. Das Gefälle dieser Gewässer zeigt den Weg am Kirchhof und an der Bauernsiedlung vorbei. Verwendet wurde das Wasser dieser „beche" sicherlich zur Abschließung der „Ödeburg" (am östlichen Ende der Törkelgasse) gegen die Bauernsiedlung und ebenso des Steinhauses an der Westseite der späteren Stadtkirche. Ein weiterer Beweis, daß die Ödeburg eine Wasserburg gewesen, liegt in dem Grabungsergebnis bei der Bäckerei Bauer in der Holzapfelgasse (siehe S. 162) und in der mündlichen Überlieferung, daß zwischen der Törkel- und Holzapfelgasse ein Weiher gewesen sei.

Der Friedhof mit der Kirche war wahrscheinlich in die Dorfbefestigung einbezogen, wie allerorten.

Südlich von diesen Siedlungen stand auf dem jetzigen Platz zwischen dem alten Progymnasium und der neuen Oberschule die Kapelle zu „Unserer lieben Frau", ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Ich vermute, daß dieses Heiligtum die jetzige Sakristei der Marienkirche ist. Begründung: 1. die tiefe Lage gegenüber dem Außengelände, 2. die Spuren von gotischen Fenstern, welche bis zu drei Metern zu tief liegen. Es ist deshalb fast sicher, daß der Fußboden der ersten Wallfahrtskapelle noch tiefer lag als der jetzige Sakristeiboden. (Die Kapelle soll an einer Quelle gelegen sein. Diese Quelle wird später in den Brunnen des Dominikanerklosters geleitet worden sein, der 1939 bei den Aus-

Digitized by Google



Mergentheim um 1200. St = Steinhaus oder Burg. T = vermutlicher Turm, bezw. Torhaus.

Abb. 13.

grabungen zum Neubau der Oberschule zum Vorschein kam.) Die Entstehungszeit dieser Wallfahrt ist sehr früh anzusetzen. Möglich ist, daß noch zerstreut einige Bauernhäuser sich außerhalb des Dorfetters befunden haben.

Das Schloß (Burg — Veste) am Ostrand stand schon; in welcher Ausdehnung, ist nicht möglich anzugeben.

Mergentheim als Markt

Als Haupterfordernis für die Entwicklung und das Fortbestehen eines Marktes ist neben einem günstigen Fernstraßennetz das bäuerliche Hinterland zu nennen. Mergentheim liegt an einem Schnittpunkt von Fernstraßen, deren Bestand zum Teil sehr alt ist, doch kommen hier die mittelalterlichen in Frage und von diesen nur wieder die Mergentheim am nächsten gelegenen. Von Bedeutung sind hier (siehe Skizze Abb. 14):

1. Die Straße Frankfurt—Miltenberg—Wallbürn—Mergentheim—Aub (oder Frankfurt—Miltenberg—Wertheim—Aub). In diese Straße mündet von Norden von Würzburg kommend und nach Aub führend eine Nordstraße,

Digitized by Google

um dann mit der anderen Frankfurt—Aub nach Rothenburg ob der Tauber—Feuchtwangen—Dinkelsbühl—Nördlingen—Donauwörth nach Augsburg in die Alpenpässe zu führen. Beide Straßenzüge sind seit Urzeiten viel benützt, kamen aber seit Ende des Mittelalters mehr und mehr außer Gebrauch, daher das Absinken der an ihr liegenden Reichsstädte.

2. Um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert verlegte sich der bis dahin bedeutende Verkehr der uralten Rhein-Donauverbindung Worms—Öhringen—Pföring meist auf die nördlicher gelegene Straße Worms—Miltenberg—Wertheim—Würzburg—Kitzingen—Neustadt a.d. Aisch—Nürnberg—Regensburg.[9]

Durch diese Verschiebung des Hauptverkehrs büßten die an der Hauptstraße gelegenen Orte und Städte an Bedeutung ein; z. B. Ladenburg, Wiesloch,

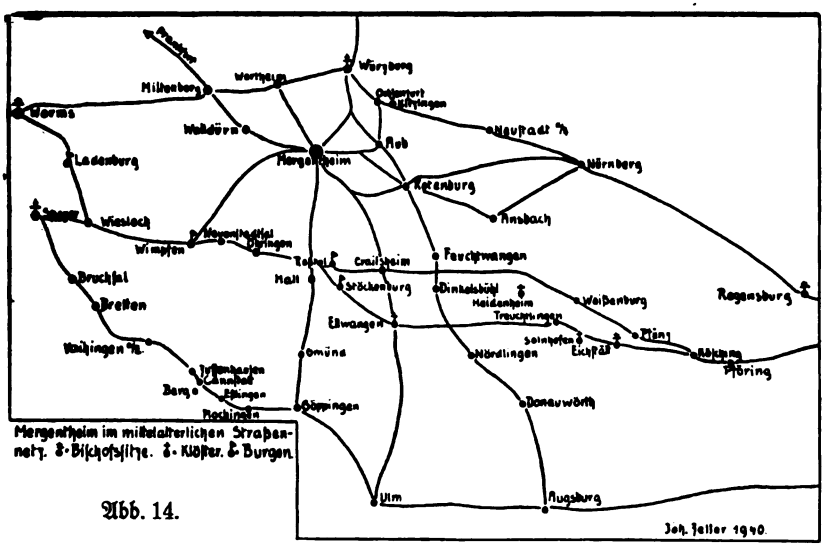


Abb. 14.

Wimpfen, Öhringen usw. blieben kleine Städte. Dagegen hob sich das Ansehen der an der emporkommenden Straße gelegenen Siedlungen Miltenberg, Wertheim, Würzburg, Nürnberg, Regensburg. Für Mergentheim wurde die veränderte Straßenführung deshalb von Wichtigkeit, da von Miltenberg ab ein Nebenstrang über Wallbürn—Mergentheim nach Rothenburg—Nürnberg führte.

3. Die Taubertalstraße von Wertheim über Mergentheim nach Rothenburg erhielt jetzt erhöhte Bedeutung. Sie wurde zur Reichsstraße.[10] Der Beweis liegt in den Geleitsrechten und der Zollstätte in Mergentheim. Dazu kam die stärkere Inanspruchnahme der Straße Hall—Mergentheim—Würzburg (oder Mergentheim—Wertheim) als sogenannte Salzstraße, ferner der Weg von

[9] Siehe K. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa. Württembergs Vergangenheit, 1927.

[10] Die Reichsstraßen wurden, wie K. Weller in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1927 nachgewiesen hat, in der Stauferzeit neu bestimmt.

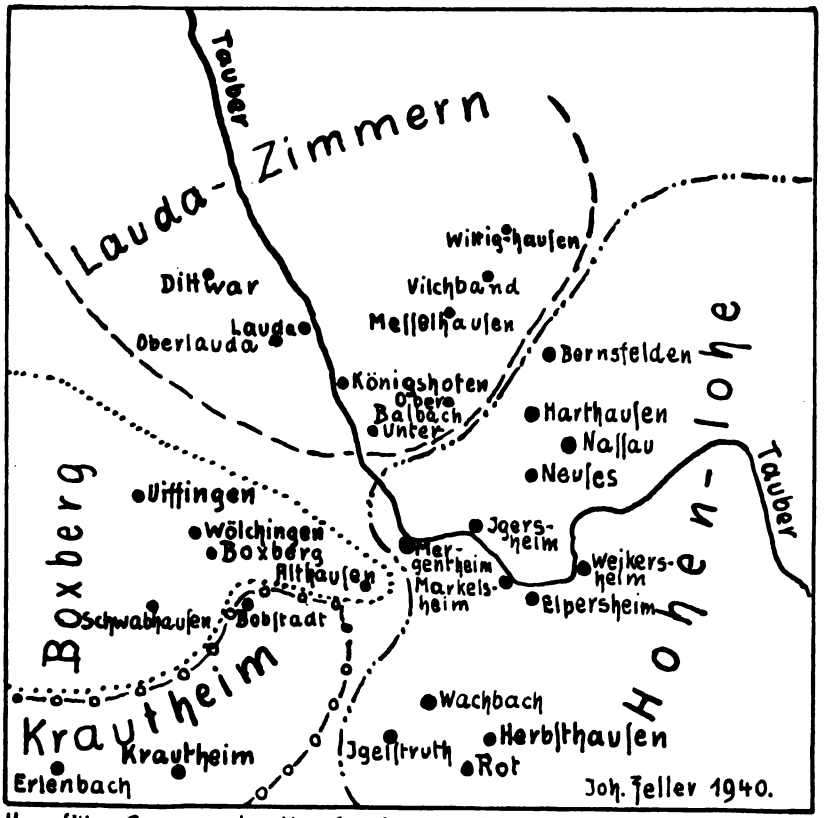
Digitized by Google

Mergentheim nach Crailsheim—Ellwangen—Ulm. Mergentheim wurde also vom Beginn des 13. Jahrhunderts ab in ein Netz von Handels- und Verkehrsstraßen eingesponnen. Doch waren es keine so bedeutenden Wege, daß die an denselben gelegenen Plätze eine überragende Stellung erreicht hätten. Mergentheim samt Weikersheim, Königshofen und Tauberbischofsheim blieben, entsprechend ihrer zweitrangigen Straßen, auch Märkte zweiter Ordnung. Was einen Markt groß macht, ist in erster Linie das warenbedürftige austauschfähige Hinterland, das Bauernland. Ein solches war bei Mergentheim nur in beschränktem Umfang vorhanden. Liegt doch Königshofen nur 7½ km und Weikersheim etwa 12 km von Mergentheim entfernt. Nicht zuletzt waren die Mergentheimer Bürger (Kaufleute und Handwerker) durch ihre restlose Abhängigkeit vom Deutschorden in ihren Entschlüssen und deren Ausführung gehemmt. Dieses traf besonders für die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts zu.

Der Schnittpunkt der Fernstraßen war in Mergentheim vor dem Schloß. Hier erreichte der Verkehr eine gewisse Höhe. Die Folge davon war, daß sich im Laufe der Zeit an diesem Schnittpunkt Gewerbe und Handel niederließen. Zuerst wohl Bäcker, Wirte und Metzger, dann Schmiede und Herbergen. (Anfangs hatte das Herbergsrecht der Vogt, Urhofbauer, Maier.) Sailer und Sattler finden lohnende Arbeit.

Außerdem bot der Platz vor dem Schloß Schutz für Durchreisende und für Rastende. Sicherheit war immer ausschlaggebend bei der Auswahl der Ruheplätze. Was liegt darum näher, als daß hierzu der Platz im Schatten der Burg gewählt wurde. Grund und Boden dazu hat sicher der Schloßherr (die Hohenlohe oder der Deutschorden) gestellt. Ansammlungen von Menschen und Fuhrwerken erfordern immer eine Regelung und so wurde einst der Ort und die Ausdehnung des Rastplatzes vom Grundbesitzer bestimmt und gegen Entgelt die Wache gestellt (vgl. die heutigen Parkplätze für Autos mit ihren Wachen und Ordnern). Die Größe, entsprechend dem Bedürfnis, wurde abgesteckt. So wie heute, war es auch einst nicht möglich, regellos und willkürlich um solche Plätze zu bauen. Alles geschah nach einem festen Plan des Grundbesitzers. Von ihm konnte der jeweils Baulustige einen Platz erwerben. Aus diesen Erwägungen heraus versteht man die Anlage des alten Marktes (jetzt Burgplatz) in Mergentheim: der abgesteckte Marktplatz wurde nach bestimmtem Plan umbaut. Bauern konnten sich hier nicht niederlassen — außer es wäre schon vorher einer dort gesessen —, da die Bauplätze immer lang und schmal, meist im Verhältnis 1 : 3 oder gar 1 : 4 (Breite zur Tiefe) vergeben wurden. Nach ganz vernünftigen und praktischen Grundsätzen handelte man auch schon zu diesen Zeiten, wenn alle Straßen der neuen Marktsiedlung auf den Marktplatz selbst einmündeten. Hierin zeigt Mergentheim ein wunderschönes Miniaturbild: Burggasse, Krummengasse (vorher Grüne Gasse), Krametsgasse (vorher Emertsgasse genannt), die Burgausfahrt, die jetzige Kapuzinerstraße, die Frommen- (einst Brunnen-) gasse, die jetzige Münzgasse, ziehen sich alle nach dem alten Markt hin. Der alte Stadtplan zeigt eindeutig, daß das Gebiet nördlich des Reichshofes etwas für sich Bestehendes war und auch keine unmittelbare Verbindung mit dem alten Markt besitzt. Der Stadtplan, die Geschichte und sonstige Tatsachen zeigen auch bei Mergentheim, daß der Markt sich nicht aus dem Dorf entwickelt hat, sondern daß ersterer seinem Zweck entsprechend gegründet wurde.

Digitized by Google



Ungefähre Grenzen der Herrschaften um Mergentheim im Anfang des 13. Jhh. (Kleinere adelige Besitze, auch Streubesitze, Würzburg und die Orden sind nicht berücksichtigt.)

Abb. 15.

Vom geologischen Gesichtspunkt aus konnte die Gründung des Marktes Mergentheim nur vor dem Schloß erfolgen; denn die Höhenkurven zeigen deutlich, daß sich dort der Ausläufer des Eisenberges (vom Krappenrain her) hinzieht, also trockener Grund vorhanden war (wie schon bei der Begründung der Anlage des Reichshofes und der Bauernhöfe gesagt wurde). Eine Ausdehnung nach Norden, im Anschluß an die Bauernsiedlung, kam wegen des feuchten Untergrundes und der Überschwemmungsgefahr von seiten der Tauber nicht in Frage. Außerdem war bei Anlage der Neusiedlung (des Marktes) immer der Platz vom Grundherrn zu stellen. Dieser war zu damaliger Zeit über den Platz südlich des Reichshofes bis zum Krappenrain in der Hauptsache der Deutschorden als Rechts- und Besitznachfolger der Hohenlohe. Anderer Grund und Boden war (nach bekannten Urkunden) im Besitz der Bauern, der Kirche, der Dominikaner, der Johanniter und sonstiger Herren, besonders des niederen Adels.

Digitized by Google

Das Bestreben des Deutschordens, in Mergentheim möglichst viel Grund und Boden zu erwerben, um nach Gutdünken darüber verfügen zu können, oder, wie anzunehmen ist, bei Erweiterung der Siedlung durch Gründung des Marktes Einkünfte, Macht und Ansehen zu heben, beweisen die wenigen noch erhaltenen Urkunden über Ankäufe; z. B. verkauft 1226 Walter von Langenburg und übergibt dem Deutschorden all sein Grundeigentum in Mergentheim (Württ. Urkundenbuch 3, 189). — 1227 Januar 29. Regensburg. König Heinrich VII. bestätigt den von dem edlen Manne Heinrich von Egersberg vorgenommenen Verkauf aller seiner Güter in Mergentheim an den Deutschorden (Württ. Urkundenbuch 3, 211). — 1229. Siboto von Jagstberg verkauft alle seine Güter in Mergentheim, mit Ausnahme derer, welche der Schultheiß Rüdeger von ihm zu Lehen hat, an den Deutschorden (Württ. Urkundenbuch 3, 242). — 1245. In Mergentheim nimmt Konrad von Krautheim einen Güterverkauf vor (Wibel 2, 50). — 1269. Gebhard von Hohenlohe verkauft unter anderem sein Schloß und alle Güter und Leute in Mergentheim durch Hiltebrand von Seinsheim an den Deutschorden (Württ. Franken II, 1848, S. 5). — 1312 Mai verkaufen Gottfried, Gebhard und Andreas von Brauneck neben anderem ihren Turm zu Mergentheim und die Hofreite, die dazu gehört (Württ. Urkundenbuch 4, 233). — 1322 August 26. Konrad, Kraft und Gottfried von Hohenlohe mit ihren Gemahlinnen verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Kemnaten, das Steinhaus zu Mergentheim („Württembergisch Franken" II, 1848, S. 12). Die nähere Ortsbestimmung der aufgezählten Güter (von 1226, 1227, 1229, 1245, 1269) ist leider nicht möglich. Jedenfalls suchten die Deutschordens-Brüder den gesamten Grundbesitz, wenigstens der Siedlung und um das Schloß, an sich zu bringen, was bis zum Jahre 1554, mit Ausnahme des Probsthofes des Klosters Schöntal in der Mühlwehrstraße, geschehen war.

Eine weitere Voraussetzung bei Marktgründungen ist, daß am Platz eine geschäftlich lebensfähige Bürgerschaft — Gewerbetreibende und Kaufleute — vorhanden ist; denn mit Bauern allein ist kein Markt möglich.

Wie war nun in Mergentheim die Zusammensetzung der Einwohner um die Zeit der Marktgründung — etwa um 1200 —. Wohnhaft waren in der damaligen Siedlung Adelige und Ritter, Bauern und Bürger und „eigene Leute" (Leibeigene). Die Urkunden von 1200 bis 1340 nennen an Adeligen: 1207 bis 1340 die Herren von Hohenlohe; 1219 Alwic von Mergentheim; 1219, 1228, 1230, 1269, 1290, 1298, 1327 die Reich von Mergentheim; 1223, 1228, 1230, 1269, 1290, 1294, 1295, 1296, 1298, 1336 die Lesche von Mergentheim; 1226 Walter von Langenburg; 1227 Heinrich von Eggersberg; 1228 und 1229 Siboto von Jagstberg; 1245 Konrad von Krautheim; 1260 Irmgart von Reichenberg; 1284 Gottfried von Sachsenflur in Mergentheim; 1317 Arnold von Sachsenflur als Lehensmann; 1285 Rudgerus Wigerich, Rudgerus Hako, Gottfried Kotzlin, Rudgerus Reich, Martin Reich, Rudgerus Stützel (1295 und 1297); 1295 Konrad von Mergentheim (auch 1301); 1299, 1300, 1311, 1313, 1331 Heinrich Zolner von Mergentheim; 1303 Rudolfus dictus Wachsmut de Mergentheim; 1328 Konrad von Mergentheim; 1329 Mertin von Mergentheim, Ritter; 1336 Konrad von Rolbach, Richter zu Mergentheim.

Zum Adel oder zu den Freien mögen ferner gehören im Jahre 1250 ein Horenbogo, der einen Hof von Hohenlohe zu Lehen trägt, dann ein Konrad

Digitized by Google

Jüngling (1272), Berthold Phosch, der 1291 Haus und Hofstatt in Mergentheim verkauft, Hermann Ohselin und Konrad Pfister (1302), Konrad Pesch (1331), Stolz (1334); 1336 kauften die Dominikaner 2 Hofstätten in Mergentheim, 1336 sind die Bauern von Mergentheim besonders aufgeführt.

Die Bürger von Mergentheim sind schon 1259 ausdrücklich genannt, auch wieder 1299, 1301, 1336, 1340 und 1341. Um 1280 wird Hartwig, genannt Sibner (wohl der Schöffe eines Siebenergerichts), als Bürger zu Mergentheim erwähnt.

Eigene Leute, also Unfreie, sind aufgeführt von den Hohenlohe (1219, 1269, 1322), von den Brauneck (1315 und 1327), von Walter von Hertenstein (1315).

Die Johanniter besaßen den vermutlichen ehemaligen Reichs- oder Grafenhof, die St. Johanneskirche, eine Mühle und ziemlich viele Güter.

Die Dominikaner saßen bei der Liebfrauenkapelle.

Der Deutschorden war Herr des größten Teils von Mergentheim. Er war es, der bewußt zur Markt- und später zur Stadtgründung hinstrebte. Zu diesem Zweck erwarb er sich, weitblickend, Güter, Häuser und Hofstätten wo es nur ging, um allmählich soviel abgerundeten Besitz zu haben, als zu seinen Gründungsplänen notwendig war. Kauf, Tausch, Erbschaft, Darlehen, selbst Händel und Streit (besonders mit dem Johanniterorden) waren Mittel zum Zweck. Dienste, dem Kaiser geleistet, erwarben dessen Gunst und machten ihn den Wünschen der Deutschordensbrüder geneigt.

Gründe, welche zur Erwerbung des Marktrechtes führten, waren wohl die folgenden:

1. Die Genehmigung zur Errichtung eines Marktes brachte dem Deutschorden das Marktgericht; also Zuwachs an Macht.
2. Der Marktflecken durfte eine Schutzwehr errichten, was bei der unruhigen Nachbarschaft notwendig war.

Die älteste Marktanlage vor dem Schloß

1. Aus dem Besiedlungsbild — dem Stadtplan — ist ersichtlich, daß die Burgstraße, die Krummengasse, die Krametsgasse (einst Emertsgasse), die Frommen- oder Brunnengasse, die spätere Kapuzinergasse, die spätere Münzgasse dem alten Markt, dem jetzigen Burgplatz, früher auch Schiedplatz, zustreben. In keinem Viertel Alt-Mergentheims (östlich des jetzigen Marktplatzes) ist die zu einem Marktplatz notwendige Straßenführung vorhanden. Die Bauernsiedlung nördlich vom Reichshof (Johanniterhof) weist andere Merkmale auf, da sie ganz anderen Zwecken diente.

2. Wenn hier vor dem Schloß der älteste Marktplatz war, dann siedelten sich hier einst hauptsächlich Handel- und Gewerbetreibende an. Leider sind die ganz alten Lager- und Nahrungsbücher von Mergentheim nicht vorhanden, so daß man sich auf die von 1690 und 1750 stützen muß. Der vorhandene Stadtplan von 1748 stimmt mit den Nummern der Bücher von 1750 überein, und die Besitzer des Buches von 1690 können auf ihre Hausnummern festgelegt werden. Wohl hat sich im Laufe von 500 Jahren gar manches verändert, aber doch zeigen sich hier noch Beweise für obige Behauptung:

Um den alten Marktplatz und in der ganzen Marktsiedlung, wie sie angenommen ist (vordere Krummengasse, Krametsgasse, Frommengasse, Burggasse),

Digitized by Google

steht auch nicht ein ganzes Bauernanwesen. Die 10 „Bauernanwesen", die dort angegeben, sind durchweg unvollständig, d. h. das einemal ist Haus und Stallung ohne Scheuer, das anderemal Haus und Scheuer ohne Stallung genannt. Bei einigen Bauten heißt es nur „Hofreithe" oder „Hofstatt" ohne Scheuer und Stall. Die fehlenden Scheuern stehen meist in der Fortsetzung der Krummengasse oder im Rammelsgäßchen. Anders ist die Sache in der Bauernsiedlung nördlich des Reichshofes. Dort stehen vollständige Bauernhöfe mit Haus, Scheuer und Stallung, mit breiten Toreinfahrten (siehe S. 199). Große und kleine Toreinfahrten fehlen in der ganzen Marktsiedlung. Überall stehen in letzterer schmale, zum Teil recht kurze Bauten. Woher kommt diese Tatsache? Die Beantwortung ergibt sich aus der Entwicklung. Anfangs wohnten in diesem Stadtviertel nur Handwerker ohne Feldbesitz und deshalb ohne Großvieh in ihren kleinen, schmalen Häuschen. Im Laufe der Zeit haben diese Bürger (eben die Gewerbe- und Handeltreibenden) durch Kauf und Erbschaft sich Güter erworben. Außerdem hatten sie Anteil am Gemeindegut (Allmend) des Ortes und konnten deshalb eine kleine Landwirtschaft neben ihrem Gewerbe treiben. Damit dies möglich war, brauchte man Platz; dieser war nicht genügend vorhanden, daher mußte ein Teil der erforderlichen „Neubauten" außerhalb der Marktsiedlung erstellt werden (Stallung und Scheuer). Überdies sah man es nicht gern, wenn in der Marktsiedlung mit ihrer engen und engsten Bauweise „feuergefährliche" Anwesen erstellt wurden; daher hinaus mit den Scheuern vor die „Tore" des Marktes (vgl. die ausgebildeten „Scheunenviertel" vor Städten der Oberpfalz). Kein anderer Platz war wegen der Entfernung dazu geeigneter als die südliche Fortsetzung der Krummengasse und die Funkengasse. 1690 standen in der ersten 2 Scheunen, in oder neben der letzteren gegen das Rammelgäßchen rund 7 Stück. Dies beweist, daß gegen die Funkengasse ein Tor gewesen sein muß.

3. Der älteste Stadtplan zeigt, daß am Markt und in den in Frage kommenden Gassen fast nur Handwerker lebten — noch 1690 und 1750 und auch heute noch. Nicht weniger als 31 Häuslein und Häuser Gewerbetreibender und nur 7 halbe Bauernanwesen liegen in diesem Bereich der Altstadt.

4. Märkte schlossen sich gewöhnlich an eine Burg, ein Kloster oder eine Kirche an; hier an die Burg.

5. Jede Marktsiedlung bekam das Recht, sich zu befestigen, und zwar mit Graben, Wall, Zaun samt Torhaus, in Ausnahmefällen auch mit Türmen. Leider sind solche Befestigungen fast durchweg bei Erweiterungen verschwunden. Der Gründe sind es mehrere. Einmal war die Anlage selbst vergänglich, später wurde sie überflüssig und auch meist überbaut, der Graben ausgefüllt, so daß der Verlauf selten mehr festzustellen ist. Auch in Mergentheim ist von dieser Schutzwehr kaum etwas erhalten, doch läßt sich die gesamte Anlage noch erschließen:

a) Der erste Marktplatz samt den zunächst liegenden, dazu gehörigen Gassen ist schon erwähnt; er heißt auf dem ältesten Stadtplan: Markt auf der Schied.

b) Das Rammelgäßchen hat eine eigentümliche Oberflächenkrümmung und zeigt im Querschnitt die Ansicht eines Grabens mit der Wasserrinne in der Mitte und nicht seitwärts wie andere Straßen und Gassen. Wir haben in diesem gekrümmten Gäßchen noch einen Teil des einstigen Grabens vor uns. Wo der Graben, da auch der Wall. Beginnen wir in der Burgstraße bei der Eisen-

Digitized by Google

handlung Dibelius, so fällt uns auf, daß nur er und nebenan das Lebensmittelhaus Schmeißer Staffeln zu ihrem Ladeneingang benützen. Warum? Diese beiden Häuser liegen auf dem einstigen Wall. Doch weiter! Begeben wir uns in das Rammelgäßchen selbst, so werden wir in den Innenhöfen der östlich an das Gäßchen anschließenden Gebäude den um 1 bis 2 m höheren Wall sehen. Dieser setzt sich fort nach Süden und tritt zwischen der Bäckerei Baumann und der Wirtschaft Kettler in die Funkengasse ein, überquert diese ganz deutlich sichtbar und „verschwindet" in der Wirtschaft „Heck", welche auf ihm erbaut ist. Hier biegt der einstige Wall nach Osten (beinahe Nordosten) um und ist in den Gärten zwischen Krummen- und Frommengasse schwach erkennbar. Der Hof von Nr. 8 in der Frommengasse liegt ganz allein höher gegenüber dem von Nr. 6 und besonders dem von Nr. 10. Außerdem liegt der Hauseingang vom Haus Frommengasse Nr. 8 um 60 cm höher als der von Nr. 10, dann ebenso der des Hauses gegenüber (Friseur Droß) um 75 cm, dann zuletzt noch der zweite Eingang zu Friseur Droß in der Kapuzinergasse 76 cm höher als der der nebenanliegenden Gebäude. Diese für sich allein höherliegenden Türöffnungen beweisen, daß die genannten Häuser (wie das des Dibelius in der Burggasse) auf erhöhtem Gelände, dem Wall, errichtet wurden.

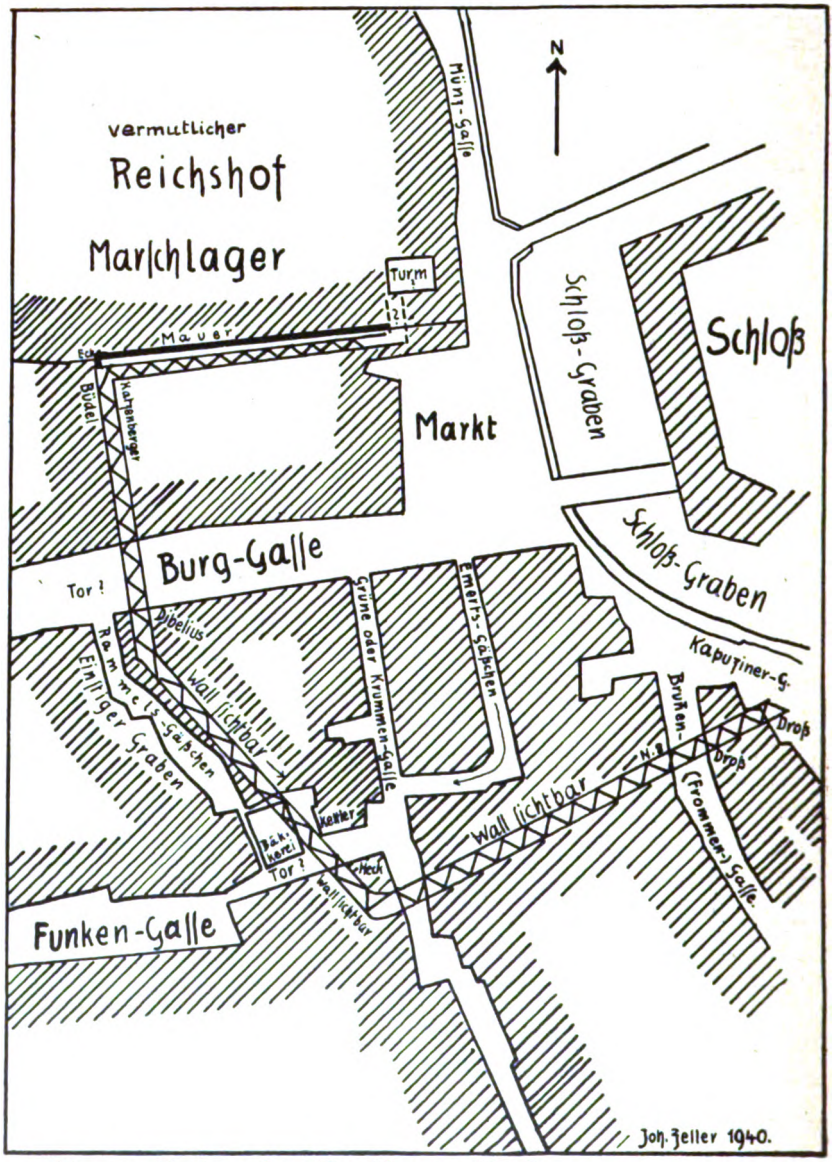
c) Als weiterer Anhaltspunkt für den oben angeführten tatsächlichen Verlauf des alten Marktwalles dienen die Knickungen der Krummengasse und der Frommengasse an den Schnittpunkten mit dem Wall. Außerhalb derselben (nach Süden) biegen diese zwei Gassen in dem Augenblick etwas nach Osten ab, wenn sie den einstigen Graben überschritten haben.

d) Die oben beschriebenen Scheunenviertel sind dicht vor dem Wall.

e) Die rechtwinklig abgebogene Emertsgasse (jetzt Krametsgasse) beweist, daß sie nicht in südlicher Richtung fortgeführt werden konnte, wegen des hindernden Walles und Grabens.

f) Kehren wir zum Punkte in der Burggasse zurück, wo das Rammelgäßchen (Rosengäßchen) in dieselbe mündet. Natürlicherweise sucht man die Fortsetzung des hier beim Haus Dibelius endigenden Walles in der Gegend nördlich der Burggasse. Zu diesem Zweck begeben wir uns in den Hinterhof des Hauses Bübel (Weinhandlung und Küferei). Dort finden wir am Ende desselben eine 5 bis 8 m lange, von Süden nach Norden verlaufende alte Mauer (auf der Grenze zwischen Bübel und Katzenberger), die bei ihrem Auftreffen auf den ehemaligen Garten des Reichshofes rechtwinklig nach Osten abbiegt und sich in gerader Linie gegen das Schloß hinzieht bis zum Haus „Dörr" am alten Markt. Von da aus scheint sie wieder rechtwinklig nach Norden abzubiegen bis zum Pfarrgang. Auch könnte dort ein Turm oder „festes" Haus gestanden sein, da eine Wand des mittleren alten Gebäudes gegen den Reichshof zu halb im Boden versteckt einen vermauerten Bogen und etwa 3 m über der Erde eine Schießscharte aufweist. Doch bedarf der letztere Verlauf noch der besseren Klärung. Auffallend ist, daß der Höhenunterschied zwischen dem ganzen Gelände des einstigen vermutlichen Reichs- oder Grafenhofes und dem des alten Marktes, also nördlich der erst etwa 1500 errichteten Mauer (zwischen Bübel und Dörr) und südlich derselben 1,60 bis 1,70 m beträgt. Näherhin gesagt: die Hinterhöhe und Gärten der Burgstraßenhäuser, von Bübel an ostwärts, liegen nach allmählichem Anstieg an der Mauer 1,60 bis 1,70 m höher als die Gärten

Digitized by Google



Mergentheim, alter Markt vor 1340. Abb. 16.

des einstigen Reichshofes. Es kann der Höhenunterschied in dieser gleichmäßigen Form nur von dem einst hier verlaufenden Wall herrühren. Von Büdels Hinterhof ab nach Westen ist von dem Maueneck an der Höhenunterschied zwischen Reichshofgelände und sonstigen Anlagen gänzlich verschwunden. Es hörte also hier der Wall auf.

Digitized by Google

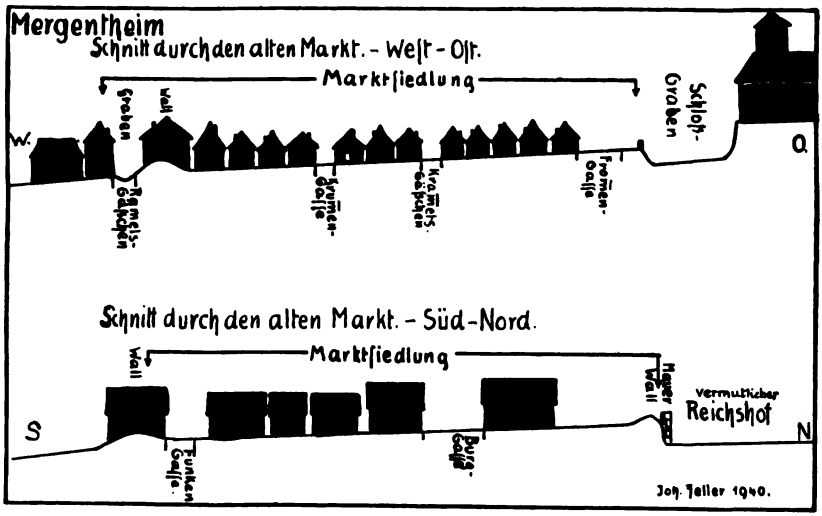


Abb. 17.

Der beigefügte Plan (Abb. 16) zeigt den Verlauf der alten Marktbefestigung.

Betrachtet man die Höhenlage des durch die gefundene Befestigung eingeschlossenen Marktes, so ergibt sich, daß der ganze Markt höher lag als die andere Umgebung. Das ist bewiesen durch den Grabungsbefund beim Haus Sambeth in der westlichen Burgstraße. In 1,50 m Tiefe stieß man (am 3. Februar 1938) auf den einstigen Ackerboden, also wurde im Laufe der Zeit der westliche Teil der Burgstraße um 1,50 m aufgefüllt. 1931 ergab bei Anlage der Kanalisation die Aufnahme eines Geländeschnittes, daß auch im letzten östlichen Drittel der Burgstraße, bei der Einmündung der Krummengasse in dieselbe, bis zu 1,30 m Auffüllboden sich fand. Also lag die älteste Marktsiedlung ebenfalls etwas erhöht, wie das Schloß, gegenüber der sonstigen Umgebung. Möglich ist, daß eine Auffüllung bei Einebnung des Marktsiedlungsgeländes erfolgte, um so mehr als zwei Straßenkörper übereinander liegen. Der älteste in 80 cm Tiefe, bei 50 cm Stärke, liegt auf 20 cm Humus. Wahrscheinlich dienten auch die „beche" (die zugeleitete Wachbach), welche nach dem alten Rechtsbuch der Stadt Mergentheim von 1425 als über den jetzigen Marktplatz fließend genannt sind, zum Schutz, zur Befestigung der alten Marktsiedlung.

Auf der Bodenwelle, welche vom Eisenberg und Krappenrain ausgehend sich nach Norden erstreckt, erhob sich also, entsprechend unseren Darlegungen:

1. ganz im Norden die alte Bauernsiedlung aus dem 6. Jahrhundert;
2. südlich davon der einstige vermutliche Reichs-(oder Grafen-)hof, auch aus dem 6. Jahrhundert;
3. westlich vom Reichshof die Kirche mit Friedhof aus dem 8. Jahrhundert;
4. noch etwas mehr westlich, am östlichen Ende der Törkelgasse, die später „Ödeburg" genannte „Veste", eine Wasserburg aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, mit zwei Bauernhöfen;

Digitized by Google

5. am Westrande der St. Johanneskirche das „Steinhaus", auch aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, ebenfalls mit Wasser umgeben;
6. der alte Marktplatz mit seiner Siedlung und Befestigung vor dem jetzigen Schloß und südlich des einstigen Reichshofes aus dem 12. oder 13. Jahrhundert;
7. das jetzige Schloß im Osten, wahrscheinlich auf das 6. Jahrhundert zurückgehend;
8. die Liebfrauenkapelle südlich des alten Marktes, etwa auf dem Platz der jetzigen Marienkirche, aus dem 9. bis 12. Jahrhundert.

Schriftenverzeichnis

Archiv des historischen Vereins für Unterfranken, Bd. 1—68.

Baber, Karl Siegfried: Entstehung und Bedeutung der oberdeutschen Dorfgemeinde. Zeitschrift für württembergische Landeskunde, 1937.

Beck, Marzell, und Büttner, Heinrich: Die Bistümer Würzburg und Bamberg in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für die Geschichte des deutschen Ostens. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1937.

Berberich, J.: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim. Verlag Zöller, Tauberbischofsheim 1895.

Das Badische Frankenland. 1933.

Deinhardt: Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. 1933.

Deutsche Gaue. Zeitschrift. Kempten.

Dopsch, A.: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. 2. Auflage, Wien 1923/24.

Erfel: Cent, Fraiß, Malefiz und Blutbann, absonderlich im Frankenlande. (In: Schneidt, Sammlungen von Abhandlungen usw.) Würzburg 1789.

Ernst, Viktor: Die Entstehung des niederen Adels. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1916.

Funk, Wilhelm: Deutsche Rechtsdenkmäler mit besonderer Berücksichtigung Frankens. Erlangen 1938.

Gerlach, A.: Chronik von Lauchheim. Fr. Bucher, Ellwangen 1907.

Goepfert, Georg: Castellum. Verlagsdruckerei, Würzburg 1920.

Grupp, G.: Kulturgeschichte des Mittelalters. 3. Auflage, Paderborn 1921—1925.

Huttenlocher, Fr.: Zusammenhänge zwischen ländlichen Siedlungsarten usw. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 1937.

Kunstdenkmale des Großherzogtums Baden: Kreis Mosbach-Tauberbischofsheim.

Knapp, Die Zenten des Hochstifts Würzburg. Berlin 1907.

Kost, Emil: Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1936.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Herausgegeben von dem Kgl. Statistischen Landesamt. Stuttgart 1904—1907.

Krebs, Richard: Geschichte zwischen Neckar und Main. Badisches Frankenland. 1933.

Müller, K. O.: Geschichte des Muswiesenmarkts. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 33. Jahrg 1927, S. 68 ff.

Mergentheimer Artikelbuch 1513.

Mergentheimer Rahrungsbücher 1486—1750.

Mergentheimer Stadtrechtsbuch 1425.

Neckermann, Karl: Heimatscholle Vilchband. Verlag Gremm, Mannheim 1937.

Oberamtsbeschreibung von Mergentheim. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1880.

Digitized by Google

Oberamtsbeschreibung von Künzelsau. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1883.
Piper, O.: Burgenkunde. München 1912.
Rietschel, S.: Markt und Stadt. Leipzig 1897.
Rühl, Dr.: Kulturkunde des Regnitztales. Verlag Buchner, Bamberg 1932.
Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volksland. Bielefeld 1904.
Schmidt, G.: Das Würzburger Herzogtum und die Grafen und Herren von Ostfranken vom 11. bis 17. Jahrhundert. (In: Quellen und Studien V, 1913.)
Schumacher, K.: Aus Odenwald und Frankenland. Darmstadt 1929.
— Siedlungs- und Kulturgeschichtliches aus dem Tauberland. (In: Württembergische Vergangenheit, 1932.)
Schenk, Georg: Ersingen an der Donau. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1934.
Schips, Kaspar: Was unsere Markungsgrenzen erzählen. 1921.
Seifriz: Markelsheim. Im Selbstverlag, 1924.
Schneidt: Sammlung von Abhandlungen und Dissertationen. Würzburg 1789.
Spieß, Werner: Das Marktprivileg. (1916.)
Stälin, Chr. Fr.: Württembergische Geschichte. Cottascher Verlag, 1841.
Staatsarchiv zu Ludwigsburg.
Stein, Friedrich: Urgeschichte der Franken und die Gründung des Frankenreiches durch Chlodwig. Verlag Nahel, Würzburg 1897.
Stutz, Ulrich: Zur Herkunft von Zwing und Bann. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. LVII, 1937.
— Eigenkirchenwesen.
Waas, Adolf: Kaisertum Ottos des Großen. (900—1000.) Heft 11—12 der Deutschen Zeitschrift, 1936.
Wagner, Georg: Junge Kruftenbewegungen im Landschaftsbilde Süddeutschlands. Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen 1929.
— Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte. Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen 1931.
Weller, Karl: Gottfried und Konrad von Hohenlohe im Dienste Kaiser Friedrichs II. usw. Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, 1896.
— Die freien Bauern des Spätmittelalters im heutigen Württemberg. Zeitschrift für Württembergische Landeskunde, 1937.
— Besiedlungsgeschichte Württembergs. Bd. 3, 1938.
— Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1927, S. 16, 35 ff.
— Die Besiedlung des Alamannenlandes. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1898.
— Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa. (In: „Württembergische Vergangenheit", 1932, S. 89—129.)
— Die staufische Städtegründung in Schwaben. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1930.
Wetzel, Das Zollrecht der deutschen Könige von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle (Gierke, Untersuchungen 43/1893).
„Württemberg", Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat, Jahrgang 1930. (Seite 484—489: Georg Wagner, Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte von Mergentheim. — Seite 498—503: Goeßler, Aus Mergentheims ältester Geschichte. — Seite 503—505: Schumacher, Mergentheims Siedlungsformen im Wandel der Zeiten.)
„Württembergisch Franken", Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Jahrg. 1847 ff.

Digitized by Google

Zu den neuaufgedeckten Wandbildern in Schäftersheim

Von G. Hoffmann

Im Jahre 1938 sind nach dem Schwäbischen Heimatbuch von 1939 in der Kirche von Schäftersheim 2 Wandbilder aus dem 13. Jahrhundert aufgedeckt worden. Das eine Bild stellt den Heiligen Martin zu Fuß dar, der mit seinem Schwert einem neben ihm in halber Größe stehenden Bettler seinen Mantel teilt; das andere Bild einen heiligen Bischof mit dem Bischofstab in der Hand und einem Buch unter dem Arm. Dieser Fund stellt uns einige Fragen betreffend die älteste kirchliche Geschichte von Schäftersheim. Diese alten Wandmalereien weisen ohne Zweifel auf einen örtlichen Martinskult, denn einer zufälligen Liebhaberei des Künstlers können diese Bilder kaum entsprungen sein. Es sind ursprüngliche Wandbilder, nicht bewegliche, möglicherweise von anderswoher übertragene Altarbilder. Man könnte nach diesem Martinsbild versucht sein, die Kirche in Schäftersheim als eine alte Martinskirche zu beanspruchen. Dagegen spricht, daß urkundlich St Nikolaus der dortige Kirchenheilige ist, und daß Schäftersheim bis 1403 keine Pfarrkirche, sondern eine Kapelle war, die von Weikersheim abhängig war. Baugeschichtlich gehört die jetzige Schäftersheimer Kirche der spät-romanischen Bauperiode an, also der Zeit, in der die Bilder entstanden, die Martinsverehrung aber nimmer in Blüte stand. Es wäre denkbar, daß das im 12. und 13. Jahrhundert erbaute Gotteshaus nicht das ursprüngliche am Ort war, sondern schon eine Kirche oder Kapelle als Vorgängerin hatte. Zur Gewißheit könnte solche Vermutung erst werden, wenn unter dem Boden der heutigen Kirche Spuren einer früheren sich nachweisen ließen. Eine solche älteste Kirche könnte dem Heiligen Martin geweiht gewesen sein, und die dann beim Neubau der Kirche angefertigten Martinsbilder wären eine Erinnerung an den ersten Heiligen, den Heiligen Martin, der bei der Neuweihe dem Heiligen Nikolaus hat weichen müssen.

Eine andere Vermutung, wie St. Martin in der Schäftersheimer Kapelle eine Stelle fand, ist, daß Schäftersheim Filial einer Martinskirche war und die Kapelle dem Mutterheiligen zu Ehren dessen Bild übernommen hätte. Nachweislich war Schäftersheim bis Anfang des 15. Jahrhunderts eingepfarrt in die für Weikersheim und Schäftersheim gemeinsame Pfarrkirche, die auf dem Weg, dort wo heute noch der Friedhof für Weikersheim steht, stand. Weikersheim selber mit seiner Georgspfarrkirche war kaum eine uralte Pfarrei, die in frühchristliche Zeit zurückreicht. St. Georg gilt im allgemeinen als Heiliger der Periode des aufblühenden Rittertums. Elpersheim mit seiner Georgskirche erweist sich eben damit als Tochterkirche von Weikersheim. Auch Nassau, dessen ursprüngliche, verglichen mit der heutigen etwas kleineren Markung als Halbscheid der Schäftersheimer erscheint, gehörte wohl einmal zum Weikersheimer Pfarrverband, dessen Filiale heute noch Bronn, Honsbronn und Queckbronn sind. Alle diese Orte waren ein Bestandteil der Cent Weikersheim nebst Ebertsbronn, ½ Münster, ½ Vorbachzimmern, Laudenbach, Hagen, Adolzhausen, Herbsthausen und etlichen abgegangenen Orten. („Württembergisch

Digitized by Google

Aufgedecktes Wandbild des 13. Jahrhunderts in der Pfarrkirche in Schäftersheim (Kreis Mergentheim). Der Heilige Martin schneidet einem Bettler ein Stück seines Mantels ab. (Aufnahme: Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart.)

Franken", 1860, S. 242). Erst 1360 wurde das Centgericht dem Grafen Kraft für seine Residenz Weikersheim bewilligt, zuvor wurde das Gericht in Hollenbach gehalten. Hollenbach mit seinen Filialen Adolzhausen, Herbsthausen und Rot weist sich durch seinen Kirchenheiligen St. Stephan, der schon in merowingischer Zeit verehrt wurde, als älteste Pfarrei der alten Cent aus, die auf eine ursprüngliche Hundertschaft zurückgeht. Es ist nicht ganz selten, daß alte Centbezirke, wenn sie den neuen Territorialherren unbequem wurden, sich aufzulösen begannen. Es trifft dies für die Weikersheimer Cent, jedenfalls

Digitized by Google

für Münster und auch Vorbachzimmern zu, wenn nicht gar die Weikersheimer und die Haldenbergstettener und auch die Mergentheimer Cent ursprünglich aus einer Hundertschaft hervorgegangen waren. Die ältesten Verhältnisse lassen sich hier nimmer klären. Doch angenommen, dem wäre so, dann würde auf den Martinskult in Schäftersheim einiges Licht fallen. Eine uralte Pfarrkirche, deren Gründung in fränkische Zeit zurückgeht, ist sicher St. Martin in Igersheim. Von hier geht ein „Totenweg" nach Neuseß, dessen Markung an die von Schäftersheim grenzt. Igersheim könnte nicht bloß für die zur Mergentheimer, sondern auch zur Weikersheimer Cent gehörigen Orte die Mutterkirche sein. Das Schäftersheimer Martinsbild ließe sich so erklären.

Und nun das andere in der Schäftersheimer Kirche aufgedeckte Wandbild, das ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammen soll, ein Heiliger Bischof ohne besondere Attribute. Es ist vermutlich der Heilige Nikolaus, dem die Kirche bzw. Kapelle, die aus spät-romanischer Zeit stammt, geweiht war. St. Nikolaus, der heilige Bischof, genoß eben in jener Zeit besondere Verehrung, und zwar in den Kreisen, die damals unter dem Einfluß der vom Kloster Hirsau bzw. in unserer Gegend vom Kloster Komburg ausgehenden Bewegung standen. Schon Kloster Hirsau war anfangs des 12. Jahrhunderts begütert in Laudenbach, Nassau, Rimbach, Wermutshausen. Komburgische Einflüsse zeigen sich in Apfelbach, Creglingen, Deubach, Igersheim, Markelsheim, Schäftersheim, Stuppach, Weikersheim. Vor 1167 hat ein Angehöriger des Rothenburg-Komburgschen Grafenhauses in Schäftersheim ein Prämonstratenser Frauenkloster gegründet. Auf ihn bzw. ein Glied des Schäftersheimer Ortsadels mag der Bau der dortigen Kapelle zurückgehen, die er, wie so mancher seiner Standesgenossen, keinem würdigeren zu weihen wußte als dem Heiligen Nikolaus, dem Heiligen jener tiefgehenden kirchlichen Bewegung des 12. Jahrhunderts. In dieselbe Zeit fällt auch der Bau der Kirche im Nachbarort Nassau, die ebenfalls einem in jenen Reformkirchen beliebten Heiligen, dem Heiligen Bartholomäus, geweiht wurde.

So stellt wohl das eine Wandbild mit dem unbekannten Bischofsheiligen St. Nikolaus, den Heiligen der Schäftersheimer Kapelle, dar, während das andere Bild, deutlich den Heiligen Martin zeigend, eine dankbare Erinnerung an alte kirchliche Zusammenhänge birgt, die nimmer klargestellt werden können.

Digitized by Google

Der Schenk von Limpurg

Ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit

Von E. Kost — Mit 2 Abbildungen

„Zu Limpurg auf der Feste, da wohnt ein edler Graf." Wer kennt nicht das beliebte Gedicht des schwäbischen Altmeisters Uhland mit der lebendigen Schilderung jenes limpurgischen Schenken, der in Lederwams und Jägerhut, mit dem langen Jagdspieß und dem Trinkgefäß von Buchs sich lieber in seinen herrlichen Wäldern aufhält als bei Hofe. Vom Staufenkaiser muß er auf der Jagd mit List als Mundschenk erst dem Reichsamt gewonnen werden. Daß diese schöne und volkstümlich gewordene Geschichte in Uhlands Gedicht freilich ganz und gar nur eine Erdichtung Uhlands ist, hat die Forschung nachgewiesen.[1] Ein Besuch des schwäbischen Dichters Uhland im Jahre 1861 bei seinem Freund Justinus Kerner in Gaildorf und die damit verbundene Besichtigung der Steindenkmäler limpurgischer Schenken in der dortigen Stadtkirche hat Uhland die Anregung zu seinem Gedicht gegeben.

Als der Sänger Uhland sein Gedicht verfaßte, war der Name eines anderen Schenken von Limpurg, der selber ein begnadeter Sänger gewesen ist, schon längst verklungen. 600 Jahre vor Uhland, 700 Jahre vor unserer heutigen Zeit, sind schon klangvolle Minnelieder eines limpurgischen Schenken der über dem Kocher gelegenen Burg Limpurg bei Schwäbisch Hall durch südbeutsches Land gelaufen. Es war in jener ersten großen Zeit mittelalterlicher deutscher Geschichte, als auch auf vielen Bergen des Kochertals die Burgen staufischer Lehens- und Gefolgsleute grüßten, auf den Burgsteigen und Höfen die bunten Trachten des Hochmittelalters ein jugendfrohes Leben kündeten, und nach Kampf und Mühen der Männer drinnen im Burgsaal Laute und Wort ritterlicher Sänger von Weibes Minne und Wert erklangen.

Für uns heutige Menschen einer anderen Zeit ersteht das kampf- und sangesfrohe Zeitalter der Hohenstaufenkaiser meist nur aus den Trümmern und Ruinen ihrer Steinburgen und aus dem Buchstaben der Geschichtsüberlieferung wieder. Aus alten Pergamenten steigt wieder das geschichtliche Leben einer glanzvollen Zeit herauf für den, der Augen hat zu sehen und Ohren, zu hören. Zu den kostbarsten Vermächtnissen deutscher Vergangenheit gehört jene berühmte Pergamenthandschrift mit farbigen Bildern und Versen der Blüte deutschen Rittertums, die Große Heidelberger Liederhandschrift, auch Manessische genannt, weil ihre im 12. und 13. Jahrhundert in Süddeutschland und in der Schweiz auf den Burgen des Adels und an den Höfen umlaufenden Lieder am Anfang des 14. Jahrhunderts von dem adligen Patriziergeschlecht der Züricher Manesse mit Fleiß und großem Bemühen gesammelt und in prachtvoller Wiedergabe auf Pergament mit Schreibfeder und Pinsel

[1] Siehe E. Kost, Uhlands Gedicht „Der Schenk von Limpurg"; in: „Die Hutzeltruhe", Heimatbeiblatt zum „Kocherboten" in Gaildorf, 1924, Nr. 9.

Digitized by Google

festgehalten worden sind. In dieser größten Liederhandschrift des deutschen Mittelalters mit ihren 7000 Gesätzen (Strophen) und 137 farbigen Miniaturen finden sich auch unter nicht weniger als 140 Sängern zwischen den Liedern der Minnesänger Heinrich von Morungen und des Schenken Ulrich von Winterstetten die sechs Minnelieder des Schenken von Limpurg, und dabei von altdeutscher Künstlerhand das Bild des jungen ritterlichen Dichters, des Schenken von Limpurg, selber. (Siehe unsere farbige Abbildung.)

Es ist sehr bezeichnend für jene Zeit des deutschen Hochmittelalters, daß in dieser Großen Heidelberger Liederhandschrift die Verfasser der Liedgedichte nicht, wie das heute der Fall wäre, nach Zeitfolge oder Landschaft, auch nicht nach dichterischem Rang oder buchstäblicher Reihenfolge auftreten, sondern in echt mittelalterlicher Auffassung in gesellschaftlicher Schichtung nach dem Stande geordnet: der Kaiser (Heinrich VI.) voran, ihm nach die Könige, Herzöge, Grafen und Freiherren, dann der niedere Adel, Stadtadel, Bürgerliche, Gelehrte und Spielleute. In dieser Prachthandschrift fehlt keiner der großen Namen jener ersten großen Blütezeit deutscher Dichtung vom Kürenberger über den Morunger und den Elsässer Reimar von Hagenau zu Walter von der Vogelweide und dem großen Dreigestirn Hartmann von Ouwe, unserem schwäbischen Landsmann, Wolfram von Eschenbach, dem Parzivaldichter, und Gottfried von Straßburg, den Sänger von Tristan und Isolde, bis zur Spätzeit des Minnesangs zu den bürgerlichen Sängern Frauenlob und Regenbogen. In der Schönheit ihrer Ausführung ist diese Handschrift einzigartig.

Auch das Schicksal der Großen Heidelberger Liederhandschrift verdient Beachtung; es ist ein „deutsches Schicksal" (Fr. Panzer).* Aus der Schweiz taucht sie im 16. Jahrhundert in der berühmten Heidelberger Bibliothek des Kurfürsten von der Pfalz auf, 1656 begegnet sie plötzlich in Paris, durch Vermächtnis eines Kaufmanns der dortigen königlichen Bibliothek übereignet. Sie war, als besondere Kostbarkeit offenbar vorher beiseite gebracht, jener Katastrophe entgangen, die nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly die pfälzischen Handschriften in den Vatikan geführt hatte. Vergeblich hat man sich dann nach den Friedensschlüssen von 1815 und 1871 bemüht, diese deutsche nationale Kostbarkeit nach Deutschland zurückzubringen. Es gelang nicht, da die Pariser Bibliothek den rechtmäßigen Erwerb der Handschrift nachweisen konnte; die sittlichen Grundsätze aber, auf Grund derer der Versailler Vertrag uns Deutschen die Auslieferung solcher Dinge an die Feindstaaten auferlegt hat, waren damals noch nicht erfunden. Erst 1888 brachte das geschickte Vorgehen des Straßburger Buchhändlers Trübner diese Handschrift mit Unterstützung des Reiches im Austausch gegen eine große Anzahl altfranzösischer Handschriften, die Trübner in England erworben hatte, nach Deutschland zurück, und der damalige Kaiser Friedrich schenkte sie der Universitätsbibliothek Heidelberg, die sie nun als ihren köstlichsten Besitz verwahrt. Eine getreue Wiedergabe brachte 1926 der Inselverlag heraus.

* Siehe dazu und zu folgenden Angaben über diese Handschrift den schönen Aufsatz von Friedrich Panzer „Die Manessische Liederhandschrift und ihre Nachbildung", in: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 1929, Seite 169—175.

Abb. 1 (neben). Ausfahrt des Schenken von Limpurg. Die Dame seines Herzens stiftet dem jungen Ritter für die bevorstehende Heerfahrt den pfauenfedergeschmückten Helm. — Nach dem Bild in der Großen Heidelberger Liederhandschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Was in dieser wertvollen Handschrift beieinandersteht, sind fast ausschließlich Liebeslieder. So zeigen denn auch die Bilder ihre Dichter in sehr vielen Fällen als Liebende, und zwar ist hier die ganze Stufenleiter des Liebesspiels entrollt vom Boten und der Liebesbotschaft bis zum heimlichen, herzlichen Zusammentreffen und bis zur sinnbildlichen Fesselung oder Verwundung des Ritters durch Amors Liebespfeil. Aber auch die sonstigen Bilder sind von erstaunlicher Abwechslung: vom Rüsten des Ritters, wie z. B. beim Schenken von Limpurg, bis zum Turnier und vielfältigen Kampf, von der Jagd in allen Arten berichten die Bilder. Man sieht den jungen Hohenstaufen Konrad (Konradin?) auf der Jagd mit dem Falken in Begleitung seiner Geliebten; ein anderes Bild zeigt den Herzog von Breslau als Frauenritter nach dem Turnier. Seine Roßdecke, die sogenannte kovertiure, trägt die krie, das Feldgeschrei „Amor" zwischen den Wappen; hierauf wird später vom Schenken von Limpurg aus wegen des großen heraldischen „A"-Zeichens auf dessen Achsel und Mantel zurückzukommen sein. Bei den Bildern der Handschrift handelt es sich weniger um Bildnisse der Dichter im heutigen Sinn, sondern um ganz belebte und bewegte Szenen als Bilddarstellungen von Stimmungsgedichten, in denen der Held selbst auftritt. Man erkennt den weltweiten Unterschied zu heutiger Auffassung, nach der eine Einzelperson in ihrem abgesonderten, auf sich selbst beruhenden Dasein dargestellt wäre wie bei den Bildnissen unserer Bildnismalerei und unserer Lichtbildaufnahmen. Solche Auffassung gibt es in der mittelalterlichen Handschrift nicht; in ihr gibt es sogar Ritterbildnisse mit dem Namen des Abgebildeten darüber, dessen Gesicht (seltsam genug für ein Bildnis!) von dem geschlossenen Helmvisier völlig verdeckt ist; hier sollen eben die Taten des Dargestellten sprechen. Es ist das innere Weltbild des Mittelalters, das den Beschauer aus diesen Bildern ansieht. Dies zeigt sich auch in den Farben von Gebäuden, Pferden, Bäumen auf den Bildern der Handschrift, die von den damaligen Malern nach Gefallen blau, rot oder golden angestrichen sind: die Darsteller wollten eben ein glänzendes, freudiges, von der Idee durchleuchtetes Bild höfischen Lebens liefern. Nirgends gilt das Augenmerk des Künstlers hier der dinglichen Welt mit ihren Wirklichkeiten. Natur und gegenständliche Umwelt werden nur so weit hereingezogen, als sie zum Menschen und der darzustellenden Idee in irgendeiner sinnbildlichen Beziehung standen. Viele Dinge der Umwelt, Innenräume, Gebäude, ein Wald, ein Berg werden oft nur symbolhaft angedeutet, wie in gedanklicher bildstenographischer Abkürzung. Viele Bilder sind überhaupt hintergrundlos, wie das Bild des Schenken von Limpurg zeigen kann (siehe farbige Abbildung), in welchem alles fast in derselben Bildebene steht. Es fällt auch auf, daß das Pferd des Ritters auffallend klein dargestellt ist; das Wichtige sind eben hier die Menschen, und das Wichtige wird sinnfällig durch Größe ausgedrückt. Beim Bild des Herzogs von Breslau erscheinen die Ausrufer vorn wie Zwerge: es sind eben in der damaligen Rangstufe die kleinsten!

Das Bild des Schenken von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift stellt die Ausfahrt zu einem Ritterzug dar, wie andere Bilder der Handschrift dies wieder in anderer Art tun. Die Geliebte reicht ihm Waffen und Wehr zur Ausfahrt, hier den Goldhelm mit den silbernen Stierhörnern und prächtigem Pfauenschmuck, der wohl von ihr selbst gestiftet ist. Man sieht den vor der Schönen

Digitized by Google

knieenden Ritter, der blondlockige Haare und blaue Augen hat, wie sämtliche Ritter und Frauen der Handschrift. Dies war nicht nur das deutsche, sondern bezeichnenderweise auch das welsche Schönheitsideal jener Zeit, ein nordisch bestimmtes Ideal! Die Männer trugen in der Zeit des Bildes nicht mehr die langen Locken des Frühmittelalters, sondern das an der Stirn zurückgestrichene Haar kurzlockig, so daß es in die Panzerkappe und Polster unter dem Helm leicht einging. Die Kettenpanzerkappe trägt der junge Schenk heruntergeschlagen an seinem Hals. Als Haartracht der Frauen sind damals, wie das Bild der Schönen zeigt, wallende Locken, je länger je lieber, beliebt. Auf einem zweiten Bild des Schenken aus einer anderen Handschrift und aus späterer Zeit (siehe Abb. 2) trägt die junge Frau traubenförmige Flechten.

Die Kleidung des Ritters von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift ist interessant. Er trägt unter seinem Überrock aus Seide oder Samt ein Panzerhemd in Form eines eisernen Maschenpanzers von der Fußsohle bis zum Scheitel, mit Panzerhosen, Panzerstrümpfen und ebensolchen Schuhen, darüber das bis auf die Schenkel reichende Panzerwams mit Ärmeln und Handschuhen, die durch einen Schlitz zurückgeschlagen sind. Dieser Maschenpanzer, die cotte de maille, ist schöner als die späteren steifen Krebs- oder Schienenharnische, in denen nachfolgende Zeiten sich jeden Ritter vorstellten. Doch konnten auch solche Krebsharnische elegant sein, wie die modische Steinfigur eines späteren Limpurgers, des Schenken Georg I. (Ende des 15. Jahrhunderts), in der Schenkenkapelle der Komburg beweist. Der über dem Ringpanzer vom Schenken auf dem Bilde der Großen Heidelberger Liederhandschrift getragene Wappenrock (wâfen-hemede-rok) ist ohne Ärmel, hier mit Achselquästen, die kulturgeschichtlich aufschlußreich sind als Vorläufer der späteren Epauletten, Achselstücke und Achselklappen der heutigen Wehrmacht.

Die Schöne ist die große schlanke Idealfigur jener Zeit, mit Barett auf den wallenden Locken und einem langen, fließenden, mehrfach gerafften Gewand.

Der Baum zeigt in der Form der Zweige und Blätter die sinnbildlich vereinfachende Art jener Zeit: wenige große Blätter stehen für die ganze Krone. Es ist beachtenswert, wie hier der wesentliche Teil für das Ganze steht; man muß fast an Goethes Naturanschauung denken, der der Entstehung der Pflanze aus der ideellen Urform des Blattes eine ganze Abhandlung gewidmet hat. Die Vögel auf dem Baum sollen nach der Deutung des Germanisten von der Hagen (Minnesinger, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts, Berlin 1856) die Mai- und Sommerlieder des ritterlichen Dichters darstellen. Es dürfte sich aber vielmehr um einen Pfau, das Sinnbild des Stolzes und der Schönheit nach mittelalterlichen Begriffen, und um einen Falken oder Sperber, das Sinnbild der Gewandtheit und Kühnheit, handeln.[2] Möglich wäre auch die Auffassung der Bedrohung des Pfauen (hierzu beachte man den Pfauenschmuck des schenkischen Helmes!) durch den Raubvogel; in diesem Fall würde die Vogeldarstellung auf die auf dem kommenden Kriegszug drohende Gefahr hinweisen können.

[2] Man vergleiche dazu die nachfolgenden Verse des fränkischen Minnesängers von Buchheim aus derselben Handschrift, über den P. Abert in den Heimatblättern des Bezirksmuseums Buchen (Odenwald) im 16. Heft, 1937, eine hübsche Abhandlung geschrieben hat; die Verse Buchheims lauten in neuhochdeutscher Übertragung: „Den Falken, der nicht trachtet / nach kleinen Vögeln, achtet / man höher wohl als den an Wert / der kleine Vögel nur begehrt! / Dies will ich allen Frauen / zur Lehre anvertrauen, / die hohe Minne schelten / und niedre lassen gelten ..."

Digitized by Google

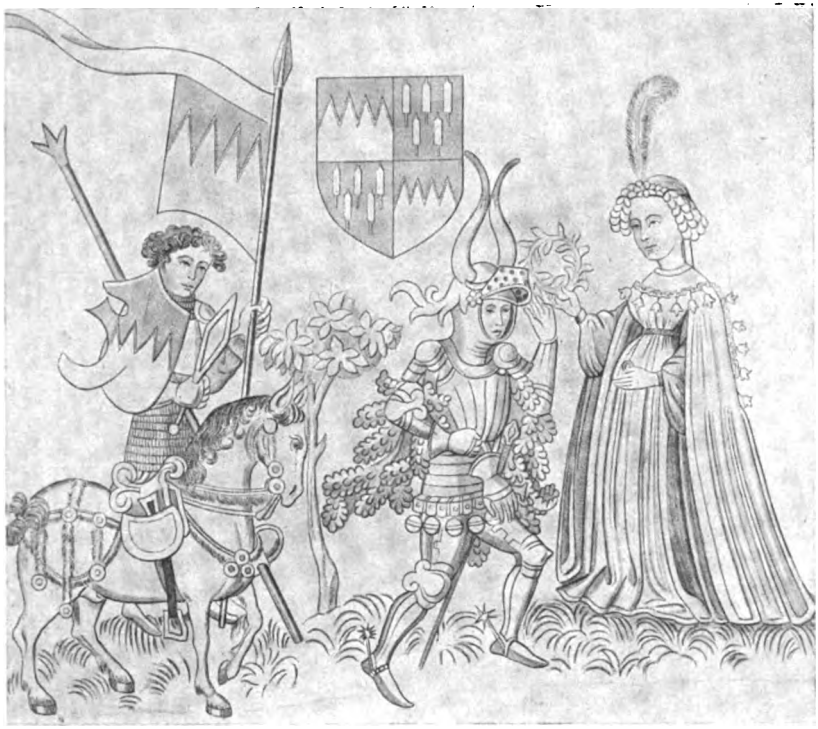


Abb. 2. Ausfahrt des ritterlichen Schenken von Limpurg. Der zur Heerfahrt gerüstete Schenk empfängt von seiner Dame den Kranz. — Nach einem Bild des 15. Jahrhunderts in der im 14. Jahrhundert geschriebenen Berliner Handschrift. (Wiedergabe nach einem Kupferstich in von der Hagens „Bildersaal Altdeutscher Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts".)

Am Baum hängt an der Schildfessel der dreieckige gotische Schild mit dem Wappenzeichen der Schenken von Limpurg, den silbernen Streitkolben. Die Vorfahren der Limpurger, die Schenken von Schüpf im Taubergebiet, führten schon diese Kolben im Wappen und trugen sogar den Namen Kolb davon.[3] Der Vorfahr des ritterlichen Dichters, Konrad von Klingenberg (um 1210) trug den Namen Conradus Kolbo pincerna (Schenk). Das limpurgische Wappen zeigt sonst, auch schon auf den zeitgenössischen Siegeln, statt der 3 Streitkolben auf unserem Bild die Zahl von 5 Streitkolben, und die Zahl von nur 3 Streitkolben auf dem Schild des Bildes der Großen Heidelberger Liederhandschrift dürfte ein Irrtum des Malers sein.

Viel Kopfzerbrechen macht das merkwürdige Zeichen auf Schulterquäste und Wappenrock des Schenken, das wie ein großes lateinisches A aussieht. Man hat schon vor 100 Jahren, zur Zeit der Romantik,

[3] Vgl. H. Bauer, Württembergische Jahrbücher 1844, S. 201 ff., und „Württembergisch Franken" (Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) 1849, S. 55 ff.

Digitized by Google

das Wort „Amor" dahinter vermutet und an das mittelalterliche Wortspiel Amor und Roma gedacht. („Zweimal trug die Welt mein Joch; lies mich zurück, sie trägt es noch.") Bei genauer Prüfung ergibt auch das Zeichen auf Schulterstück und Wappenrock des Schenken, daß alle die Einzelbuchstaben des Wortes AMOR monogrammartig in dem einen Zeichen enthalten sind. Auch zeigt eine Durchsicht der übrigen Bilder der Großen Heidelberger Liederhandschrift auf der Pferdedecke des Herzogs Heinrich von Breslau dasselbe Zeichen, und in den übrigen Schrägfeldern der Decke im Wechsel mit dem Adlerwappen die übrigen Buchstaben des Wortes Amor: MOR. Damit und mit dem sonstigen Inhalt des Bildes des Breslauers, der von Edeldamen nach dem Turnier als Sieger eben den Kranz empfängt, sowie auf Grund der Tatsache, daß die Losung „Amor" auch auf einem anderen der Bilder auf dem Schild des Herrn Waltram von Gresten vorkommt und auch sonst noch in einigen Fällen, dürfte nunmehr die Deutung dieses Zeichens und Wahlwortes gesichert sein; dafür könnten auch innere Beweise erbracht werden.

Daß das Bild des jungen Schenken von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift kein Bildnis, sondern ein Idealbild vorstellt, ist schon gesagt worden. Es gibt nun in einer anderen späteren bruchstückhaften Handschrift[4] der Berliner Staatsbibliothek noch ein anderesartiges Bild desselben Vorganges, also der Ausfahrt des ritterlichen Herrn von Limpurg (siehe Abb. 2 nach der Kupferstichwiedergabe in von der Hagens „Bildersaal Altdeutscher Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts", Atlas, Berlin 1856, Nr. 34). Auf diesem Bild trägt der schon behelmt und gewappnet vor die geliebte Frau tretende Schenk von Limpurg den mächtigen zweihörnigen Helm mit hochgeschlagenem Visier und den späteren Krebsschalenpanzer des Ritters mit rotem, vom Hals bis auf die Füße wallendem Federschmuck. Sein Gürtel ist mit klingenden Schellen behangen. Der Ritter macht mit der linken erhobenen Hand eine empfangende Gebärde gegenüber dem Kranz, den ihm die Schöne als Minnegabe mitsamt dem goldenen Fingerring darbietet. Die junge Frau trägt gleichfalls spätere Tracht mit Flechtenfrisur und Straußfeder. Hinter dem gesattelten Roß steht hier ein Knappe bereit mit Schild, Turnierlanze mit Kronenende und Streitkolben des Ritters und mit dem Wimpel, der die limpurgischen Heerspitzen[5] trägt, wie sie das über die Szene gemalte viergeteilte Wappen auch aufweist; letzteres zeigt die 5 Streitkolben der Schenken von Limpurg im roten Feld. Die Form der Kolben, die Panzerform des Ritters, die schnörkelige Gestalt des Knappenschildes lassen dieses Bild der Berliner Handschrift zeitlich später ansetzen als dasjenige der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Beide Bilder, dasjenige der früheren Heidelberger Liederhandschrift und dasjenige der späteren Berliner Handschrift,[6] gehen offenbar auf ein nicht mehr vorhandenes, älteres Bild zurück,

[4] Zuerst in Ellwangen in Nordwürttemberg aufgefunden. Siehe Fr. H. von der Hagen, Minnesinger ..., 5. Teil, 1856, S. 75.

[5] Diese Heerspitzen erscheinen erst 1399 im limpurgischen Siegel.

[6] Die Schreibung und Sprache dieser Handschrift weisen auf das 14. Jahrhundert, der Bildstil auf das 15. Jahrhundert. Das Bild muß also später von anderer Hand in die ausgesparte Stelle des schon im 14. Jahrhundert geschriebenen Textes eingemalt worden sein.

Digitized by Google

das schon den Vorgang der Ausfahrt des Ritters in den Grundzügen so dargestellt haben muß.

Während nun das Berliner Bildpergament keine Textstelle aus den Liedern des Schenken von Limpurg enthält, bringt der Schreiber der Großen Heidelberger Liederhandschrift sechs Minnelieder des Schenken in der schwäbischen Sprache der Stauferzeit, dem Mittelhochdeutschen.

Das erste Lied, ein Mailied in zwei Gesätzen (Strophen), lautet:[7]

Wol mich dirre stunde
die solde ich empfâhen
mit gesange, ez ist rechte an der zît,
Ob ich das wol kunde,
dar solde ich gâhen:
wan hoeret vogel singen wider strît,
Dar zuo dringen dur das gras
bluomen mangerleie;
ich kam selbe, da das was:
willekomme, her Meie,
mir und ouch der frouwen mîn!
ich wil sîn,
swie so sie gebiutet, mîns herzen troesterin.

Herzelieber maere
der warte ich vil dikke
von der minneklîchen vrouwen mîn;
Ich waere âne swaere,
wan daz ich erschrikke;
dur die lieben trage ich senden pîn;
Das ist endeliche war:
liebe nimmt die sinne,
liebe machet missevar;
wizzet daz ich brinne
in der liebe als ein gluot.
vrouwe, tuot
wol an mir vil tumben, dês wâr, so sît ir guot.

---

[7] In neuhochdeutscher Übertragung:

Heil mir zu heutiger Stunde!
Wohl wär es zeitig, den Empfang
— soweit in meinen Kräften steht —
ihr zu bereiten mit Gesang,
und eilen sollt' ich nach dem grünen Grunde:
Da hört man um die Wette Vogelsang,
der Blumen mancherlei
die haben aus dem Gras sich hochgewunden,
so hab' ich selbst es vorgefunden.
Willkommen Ihr, Herr Mai,
mir und der Liebsten mein!
Ja, ich will sein
wie sie es will, die Herzetrösterin mein.

Digitized by Google

Waer ich nicht ein tumber,
So lieze ich mîn singen,
sît ez ist der lieben gar ein wint.
Ich hân grozen kumber,
den mac sie wol ringen:
vrouwe, ûz senden sorgen mich entbint.
Ir sult mir genaedik wesen,
liep, mîns herzen wunne,
so mac ich vil wol genesen,
liechtiu, spilndiu sunne,
troestet mich vil senden man,
sît ich gan
iu wol aller êren, gedenket wol daran.

O we sender sorgen!
swie so ich gebâre,
doch tuot si mir an dem herzen wê;
Die trage ich verborgen;
stille und offenbâre
diene ich ir: was wil diu liebe mê?
Wil si, ich singe ir, wil si, ich sage,
wil si, ich trûre, ich lache.
ich weiz wol der lieben klage,

Herzelieber Märe,
oftmals harr' in Liebe ich
von meiner minniglichen Frau;
käm nicht erschrock'ne Ahnung über mich,
ohne Traurigkeit ich wäre;
durch der Liebe Sehnsucht leide ich;
und das ist gewißlich wahr:
Lieb' betört Verstand und Sinn,
Liebe nimmt die Wangenfarbe hin.
Wisset, daß ich brenne
durch die Lieb' in voller Glut.
Liebste Frau, ach tut
wohl an mir, dem Toren, und dann seid Ihr gut.

Wär' ich nicht ein Tor,
so ließe ich mein Singen,
denn die Liebste macht sich nichts daraus.
Großer Kummer drängt sich so hervor,
den kann sie nur zwingen,
Fraue, treibt die Sorgen mir hinaus!
Gönnt mir Eurer Gnade Schein,
Lieb, meines Herzens Wonne,
sie soll mir Genesung sein,
lichte, spielende Sonne;
tröstet Ihr mich, sehnenden Mann,
nehmet an
gutgemeinte Dienste, gedenket wohl daran!

Digitized by Google

ich diene ir ze swache.
vrouwe minne, vueget daz,
daz mir baz
tuo mîn troesterinne, die ich noch nie vergâz.

Mit zwein blanken armen
ein viel lieplîch twingen
ist mir sendem knechte wilde gar;
Sie sol sich erbarmen:
nâch denselben dingen
jâmert mich; Gott gebe, daz ich 'z erbar!
Tougen minne ist mir unkunt,
lieplîch twingen tiure;
wil ir rose varwer munt,
so fröuwe ich mich hiure.
troestest vrouwe, ezt an der zît:
sorge lît
mînem herzen nahe, dez ir gewaltik sît.

Es ist im Stil des hohen Minnesangs das Lied eines jungen, noch unerfahrenen (tumben) Ritters mit Tönen, wie sie den großen Sängern des 12. Jahrhunderts, einem Walter von der Vogelweide, Friedrich von Hausen oder Reimar abgelauscht sind in ihrer Verbindung von Wachstum und Blütenfrühling, Vogel-

---

Ach der sehnenden Sorgen!
Was auch tun ich will,
Herzeleid schickt sie mir doch;
das trage ich verborgen;
offenbar und still
dien' ich ihr, was will die Liebe noch?
Will sie, so sing ich ihr, will sie, ich sage,
will sie, ich traure oder lache.
Wohl weiß ich der Liebsten Klage:
Ich dien' zu wenig ihrer Sache.
Frau Minne, ach füget es,
daß mir bess'
helf die Trösterin, die ich nie vergess'!

Mit zwei weißen Armen
ein gar lieblich Zwingen
schafft mir armem Ritter wunderliche Lage.
Möcht' sie sich erbarmen!
Nach denselben Dingen
treibt es mich; Gott geb', daß ich's ertrage!
Nicht verborg'ne Minne ist mir kund,
lieblich Zwingen teuer;
will ihr rosenfarb'ner Mund,
so freu' ich mich noch heuer.
Tröstet Fraue, es ist Zeit,
herbes Leid
liegt dem Herzen an, des ihr die Herrin seid!

Digitized by Google

ſang und Liebesſehnſucht. Die kunſtvolle Reimfügung beherrſcht der junge ritterliche Dichter hier ſchon vollkommen, mit dem dreifachen Schlußreim mit ganz kurzer zweitletzter Zeile, welche die letzte Zeile wie einen vollen Schlußakkord hervortreten läßt.

Das zweite, kürzere dieſer Lieder, das beweglichſte von allen, hat einen ähnlichen Gegenſtand. In ihm kommt eine ſchöne Traumſtrophe vor. Sie läßt, zuſammen mit der Bezeichnung ſeiner ſelbſt als „vil tumber" wie beim erſten Lied auf die Jugend des Dichters ſchließen, wie ſie auch durch das Bild beſtätigt wird. Dieſes zweite Lied iſt aus mannigfachen Rhythmen kunſtvoll daktyliſch zuſammengeſetzt:

Sît sich diu zît[8]
also schône ze vröuden hant gestellet,
des waere ich vrô: seht, son' lât mich ein wîp;
Dest âne strît,
daz mîn herze sich hât zir gesellet;
ez ist ein nôt, daz ir lieplîcher lîp
Mir des erban;
ob ich vrô gerne waere.
wîp unde man,
wünschet, daz sie mir ringet die swaere,
der s' âne schulde von herzen mir gan.

---

[8] Daß ſich die Zeit ſo ſchön in Freuden erhellt,
das machte mich froh: doch ſeht, nicht läßt mich ein Weib;
ich kann es nicht leugnen, daß mein Herz zu ihr ſich geſellt.
Es iſt eine Not, daß ihr lieblicher Leib
mich tat in Bann,
ob ich gleich froh gerne wäre.
Weib und Mann
wünſchen, daß ſie mir Erlöſung gewähre
von dem Unrecht, das ſie mir angetan.

Ein großes Wunder will ich künden: bin ich entſchlafen kaum,
ſo hab' ich Troſt und Wonne von ihr.
Ihre bloßen Arme zauber' ich vor mir im Traum:
Wer mag der ſein, der ſich an Freuden mir
vergleichen möge,
wenn ſolche Traumgefühle mir gehören,
das iſt keine Lüge;
will aber jemand mir die Herzensluſt zerſtören,
der wecke mich, wenn ich in ſolchen Träumen liege.

Wohl kann ſie, ſeliges Weib, mir wehren
den Kummer mein, hat ſie doch Güte viel.
Nicht ſoll ihr reiner Leib mich Sehnenden verſehren,
tot iſt die Freude mir, wenn ſie nicht will
in kurzer Stund'
die Trauer mir bezwingen:
ihr roter Mund
möchte mir ganze Freude wohl bringen;
ſo würd' ich froh und wäre immerfort geſund.

Digitized by Google

Ein wunder grôz
wil ich künden: swenne ich entslâfen,
so habe ich trost unde wunne von ir;
Ir ermel blôz
die schouwe ich nach dem willen mîn: wâfen!
wer mag er sîn, der an vröuden sich mir
Gelîchen müge,
swenne ich lige in den êren?
est nicht ein lüge:
welle aber ie man mîn herze verkêren,
der wekke mich, swenne ich lige in der hüge.

Si saelic wîp
mac wol, swenne si wil, mir verkêren
den kumber mîn, si hât guote so vil.
Ir reiner lîp
sol mich senden nicht harter versêren;
mîn vröude ist tôt, ob diu liebe nicht wil
In kurzer stunt
mîne swaere geringen:
ir roter munt
moehte mir ganze fröude wol bringen,
so würde ich frô und waer' ie mêr gesunt.

In einem weiteren dreistrophigen Frühlingslied, dem sechsten in der Reihenfolge der Handschrift nach, singt er der Geliebten zu Ehren neuen Sang:[9]

Swaz der sumer vröuden bringet
daz dien kleinen vogelîn sanfte tuot,
Swaz diu nahtegal gesinget,
doch so trûret alles mir der muot:
Diu mich twinget und ie twank,
nach der ie mîn herze rank,
dur ir êre
singe ich niuwen sank.

[9] Nachgesungen in neuhochdeutscher Übertragung von Hermes in „Bragur", ein literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit", herausgegeben von dem Haller Germanisten und Gymnasialrektor Friedrich David Gräter, 7. Band, Leipzig 1802. (Lied 5 ist von Leon, ebenda 8, 182, übertragen, Lied 2—5 von Tieck in seinen „Liedern aus dem Schwäbischen Zeitalter"):

Was der Lenz für Freude bringet,
die so sanft den kleinen Vöglein tut,
was die Nachtigall uns singet,
das verscheucht mir nicht den trüben Mut!
Ach, die mich in Fesseln zwang,
nach der je mein Herz so rang,
zwinget mich zu sehr, die hehre!
Ihr zur Ehre
sing ich neuen Sang!

Digitized by Google

Wol mich des, daz ich hân vunden
ein wîp, der ich ie mêr dienen sol;
An ir dienst bin ich gebunden,
si tout mir in mînen ougen wol.
Wolde mich ir rôter munt
küssen, so waere ich gesunt,
so lieze ich mîn ungemüete:
Got ir hüete,
die mich hât verwunt!

Wolde mich diu minneklîche
niht verderben, so waer wol an der zît
Daz si taete dem gelîche,
wie si mînen senden strît
Scheiden wolt' in kurzer stunt.
minne, sih, jâ ich bin wunt:
in' wirde âne die helfe dîne
mîner pîne
nie mêr wol gesunt.

Auch hier beherrscht der Ton der sehnsuchtsvollen Liebe diese klangvollen und kunstreichen Reime des Hochminnesangs.

Besonders durch den bewegten, im schwäbischen und alemannischen Minnesang[10] sehr beliebten Kehrreim belebt ist ein Winterlied, in der Handschrift das vierte seiner Lieder. Hier entschuldigt sich der junge Ritter wegen

Wohl mir, daß ich die gefunden,
die mein Herz auf ewig lieben soll!
Ach, so süß an sie gebunden
tut sie mir in meinen Augen wohl!
Küßte mich ihr roter Mund,
o, so würd' ich gleich gesund,
denn mich heilte ihre Güte:
Gott behüte,
die mich hat verwundt!

Wollte mich die Minnigliche
nicht verderben, ach! so wär' es Zeit,
daß sie sich mit mir vergliche,
um zu enden langen Widerstreit!
Minne, sieh', ich bin so wund!
Machst du mich nicht bald gesund,
o, so werd' ich sterben müssen! — —
Laß mich küssen
ihren Rosenmund!

[10] Auch das Gedicht in drei Gesätzen (Strophen), wie die meisten der Gedichte unseres Schenken sie aufweisen, wird als Form vom schwäbischen (einschließlich des alemannischen) Minnesang bevorzugt.

Digitized by Google

des traulichen Du, will sie aber als verschwiegener Ritter nicht nennen, trotzdem er in dem Gedicht neckisch einen Anlauf zu diesem Verrat ihres Namens zu nehmen scheint:[11]

Wâfen! sî geschrijet,
daz der leide winter kalt
bringet sorge mannikvalt
kleinen vogelîn, bluomen und ouch mir.
Des bin ich gevrîjet
vor dien höchsten vröuden mîn;
ich wil aber jar lank sîn
bî den senden; wie kûme ich verbir,
Daz ich die vil guoten nicht ennenne!
ich nenne si: „wenne?"
mügt ir vragen sa zehant. —
jezent so wirt si genant. —
nein, es vueget weder mir, noch ir.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

Ich wil vür baz singen
uf genade und dur ir zucht;
sueziu, rîchiu, reiniu vrucht,
mîner triuwen lâ geniezen mich;
Du kans swaere ringen;
einer vraget lîhte nû,
warümbe ich dich heize „du"?

---

[11] Wehe, muß sie rufen,
daß der leidige Winter kalt
bringet Sorge mannigfalt,
kleinen Vöglein, Blumen und auch mir;
blaß wird meiner hellsten Freuden Schein;
ich will aber jahrlang sein
in der Sehnsucht; kaum laß' ich 's schier,
daß ich nicht die Gute nenne!
Ich nenne sie: „Wann?"
mögt ihr fragen so zuhand,
jetzund wird sie gleich genannt — —
Nein, es ziemet weder mir noch ihr.

Fraue, mache,
daß mir schwache
Leidenssache
lache mir und dir!

Ich will fürbaß singen,
zu gewinnen ihre Gunst in Züchten,
und in süßen, reichen Früchten

Digitized by Google

dast von rehter liebe; vrouwe sprich!
Hab ich daran iender missesprochen,
daz lâz ungerochen;
wan ich mac des lâzen niht,
swaz darümbe mir geschiht:
als herzeklîche minne ich dich.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

Vrouwe, küniginne
über lîp und über guot,
sol ich wesen ungemuot
disen winter von den schulden dîn,
Daz nimmt mir die sinne;
du solt dich bedenken baz,
wan ich dîn noch nie vergâz
mit gedanken in dem herzen mîn.
Ich han alles guot von dir gesungen:
nu ist mir niht gelungen;
da von ich dir dienen wil
gar âne ende und âne zil:
alse stêt mîn liebe hin gegen dir.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

---

meiner Treue magst du lohnen mich;
du kannst Gram verringen.
Einer fragte leicht dazu,
warum ich dich heiße „du"?
Aus lauter wahrer Liebe. Fraue sprich!
Hab' ich dabei wohl falsch gesprochen?
Das laß dann mir ungerochen,
denn ich kann 's nicht unterlassen,
will, was muß, geschehen lassen;
sieh, so innig lieb' ich dich.

Fraue, mache,
daß mir schwache
Leidenssache
lache mir und dir!

Frau und Königin, an Gut und Leben
Ungemach soll mir der Winter geben,
und das alles ist nur deine Schuld;
mir nimmt es die Sinne; ach bedenke das,

Digitized by Google

So bitter wie der Winter, der im Mittelalter wesentlich unangenehmer empfunden worden ist als in unserer Zeit mit ihrer verbesserten Wärmetechnik, so bitter ist dem Ritterſänger das ſehnende Leid um der Frau und Herzenskönigin willen, um deren Liebe er in dieſen wohllautenden Verſen wieder und wieder wirbt. Aus der Stelle, er habe die geliebte Frau noch nie vergeſſen und immer nur Gutes von ihr geſungen, könnte man ſchließen, daß er noch mehr Lieder geſungen haben mag.

Was ſich bis jetzt an Perſönlichem aus dieſen Liedern herausleſen ließ, war ſehr wenig, vollends im Hinblick darauf, daß die weſentlichen Motive dieſer Lieder auch den ganzen Minneſang der anderen Dichter der Zeit beherrſchen. Nur das in der Handſchrift als drittes der Lieder aufgeführte enthält hier etwas Beſtimmtes: Aus ihm iſt erſichtlich, daß der Sänger einen Zug in fremdes Land jenſeits des Gebirges mitgemacht haben muß. Das Lied heißt:[12]

Wâfen, wie bin ich gescheiden
von der lieben, die ich da minne!
wâfen, wie habe ich gevarn!
Des lebe ich in senden leiden;
sie hât herze und al die sinne,
der muoz ich mich gar enbarn.
Ich enmac nicht frô gesîn,
si hât dort min herze in banden:
des leide ich in vremeden landen
von ir schulden senden pîn.

---

daß ich dein noch nie vergaß,
immer dacht' ich deiner Huld.
Gutes nur hab' ich von dir geſungen,
und doch iſt mir nichts gelungen:
dennoch ich dir dienen will,
ohne End' und ohne Ziel;
meine Liebe gilt dir feſt und ſtill.

Fraue, mache,
daß mir ſchwache
Leidensſache
lache mir und dir!

[12] Wehe, wie mußte ich ſcheiden
von der Lieben, die ich minne!
Wehe, wohin bin ich geraten!
Nun lebe ich in ſehnenden Leiden;
mein Herz hat ſie und alle Sinne,
das fehlt mir jetzt zu meinem Schaden,
und fröhlich kann ich nimmer ſein.
Ja, ſie hat dort mein Herz in Banden,
d'rum leide ich in fremden Landen
durch ihre Schuld die Sehnſuchtspein.

Digitized by Google

Saehe ich die vil minneklîchen
noch in rechter liebe lachen,
seht, so würde ich hôchgemout,
Was da sorgen muoz entwîchen!
Si kan 's also suoze machen,
daz ez mir gar sanfte tuot!
In' enmak ir niht gesehen
vor gebirge und vor der verre;
nie man vrage, waz mir werre,
ir müget'z âne vrâge spehen.

In' gesah, dast âne lougen,
nie so liehte varwiu wangen,
noch so roeselehten munt,
Noch so lieplîch spilndiu ougen;
des muoz mir nâch ir belangen:
so ist mir leider gar unkunt,
Ob ir herze iht jâmers trage
nâch mir, als nach ir das mîne.
nein, si mehte so scharpfe pîne
iht verdulden zwêne tage.

Wer ist nun dieser ritterliche Minnesänger und Heerfahrer? Da er in der Großen Heidelberger Liederhandschrift einfach als „Der Schenke von Limpurg" bezeichnet ist, so muß ihn wohl im damaligen staufischen Süddeutschland jeder ritterlich Gebildete gekannt haben, so daß eine genauere Namensbezeichnung nicht nötig war. Aber im 16. Jahrhundert schon wußte der limpurgische Chronist Frölschel überhaupt nichts mehr von diesem Sänger. Dieser

---

Säh' ich sie, die Minnigliche,
noch in rechter Liebe lachen,
seht, ich würde hochgemut.
Wie die Sorge da entwiche!
Ach, sie kann's so süß mir machen,
und mir Armem tut's so gut.
Leider kann ich sie nicht sehen
vor Gebirg' und vor der Weite,
niemand frage, was ich leide,
ohne Frag' mögt ihr 's erspähen.

Nie sah ich, ich beteuer',
solche licht gefärbten Wangen,
noch so rosenroten Mund,
lieblich spielend Augenfeuer;
d'rum muß mich nach ihr verlangen.
Leider wird mir nirgends kund,
ob ihr Herz auch Jammers trage,
so, wie mein's, nach mir allein.
Nein, sie könnt' so schwere Pein
nicht erdulden für zwei Tage!

Digitized by Google

Chroniſt beklagt den Abgang alter Urkunden; man habe auch „vor der Zeit nicht Leuthe gehabt, die nach ſolchen Dingen gefragt haben", wie er ſagt.

Nach dem hohen Stil und den Sprachwendungen im Minneſang dieſes limpurgiſchen Schenken kann für die Entſtehungszeit nur die Mitte des 13. Jahrhunderts in Frage kommen. Sprachliche Stellen wie die Anrede „süeziu reine vruht", der Ausdruck „vil gehiure", die Bezeichnung „saelden schrîn" ſprechen für eine zeitliche Anſetzung nach der Mitte des genannten Jahrhunderts. Wohl iſt in jener Versſchilderung des Sängerkriegs auf der Wartburg, die von Heinrich von Oſterdingen herrührt und im Jahre 1207 auftaucht, ein Schenk von Limpurg als Sangesrichter mit aufgeführt. Aber der Zeit nach muß dies Schenk Walter I. ſein, der 1209 in Worms turnierte,[13] um 1230 in Urkunden vorkommt und mehrfach am Hoflager Kaiſer Friedrichs II. und ſeines Sohnes Heinrich VII. erſcheint.[14] Dieſer erſte Limpurger Schenk mußte wegen ſeiner Teilnahme am Aufſtand Heinrichs VII. gegen ſeinen kaiſerlichen Vater 1234 bis 1235[14] im Jahre 1237 gegenüber dem kaiſerlichen Parteigänger Gottfried von Hohenlohe ſtrafweiſe Gebietsabtretungen machen, wird aber von da ab ein treuer Anhänger des Staufenkaiſers Friedrich II. Er iſt 1241 mit dieſem in Italien[14] und genießt ſchließlich ſogar die Vertrauensſtellung eines Ratsmitgliedes des zweiten Kaiſerſohnes Konrad IV., für den er 1246 in der unglücklichen Schlacht bei Frankfurt gegen deſſen Gegenkönig in Treue gefochten hat. Aber in der für die Minnelieder des Schenken von Limpurg in Betracht kommenden Zeit der Mitte des 13. Jahrhunderts iſt er ſchon alt und iſt zwiſchen 1251 und 1253 geſtorben.[14] Er kann alſo für dieſe ſechs Lieder der Großen Heidelberger Liederhandſchrift nicht in Frage kommen.

In dieſer Zeit lebten Walters I. zwei Söhne, Walter II. von Limpurg und deſſen Bruder Konrad. Einer von ihnen muß der Dichter dieſer Minnelieder ſein. Beide Brüder werden mehrfach zuſammen in Urkunden genannt (ſiehe Anmerkung [23] bis [27]) und ſind beide mit ihrer Mutter zuſammen im Kloſter Lichtenſtern begraben (ſiehe Anmerkung [36]). Der ältere dieſer Schenkenbrüder, Walter II., erſcheint in Urkunden zwiſchen 1255 und 1283 und war verheiratet mit einer baieriſchen Adligen.[15] Im Jahre 1283 hat er noch die Kapelle in Unterlimpurg, heute die Urbanskirche, in eine Pfarrkirche umgewandelt (ſiehe Anmerkung [30]). Von ihm und von ſeinem Bruder Konrad iſt wie von ihrem Vater Walter dem Streitbaren urkundlich bekannt, daß ſie treue Lehensherren und Diener der Hohenſtaufen und viel in deren Umgebung waren.[15] In ihre Zeit fällt auch die Belehnung mit Teilen des Gaildorfer Gebiets, heute noch das „Limpurgiſche" geheißen, durch die Hohenſtaufen als deren Obervögte, wie auch die Belehnung mit der Hohenſtaufenſtammburg ſelbſt. Ihre vielfache Berührung mit dem ſangesfrohen Hofe der Staufenkaiſer ſelbſt hat die ſchenkiſchen Brüder, auch ſchon vom Vater her, ganz in der geiſtigen Luft ritterlicher Minnedichtung aufwachſen laſſen.

---

[13] Große Chronikhandſchrift des Haller Chroniſten Widmann, 16. Jahrhundert, F 67 der Bücherei des Hiſtoriſchen Vereins für Württembergiſch Franken, alte handſchriftliche Zuſatzeintragung auf Blatt 35.

[14] Siehe Chr. Fr. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte II, 1847, S. 602.

[15] Stälin, a. a. O., S. 601—606.

Digitized by Google

Nach dem Anhaltspunkt des oben abgedruckten Minnelieds von der Sehnsucht des fernen Heerfahrers, der vor Gebirg' und weiter Ferne die Geliebte nicht sehen kann, ist der jüngere der beiden Brüder, Schenk Konrad von Limpurg, als der Dichter dieser Minnelieder zu vermuten. Er ist mehrfach in der Umgebung seines hohenstaufischen jungen Herrn, Konradin, in Italien bezeugt, so als urkundlicher Zeuge am 27. Dezember 1267 in Verona,[16] dann wieder am 7. Januar 1268 dort, und am 14. Juni 1268 in Pisa.[17] Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß dieser Schenk Konrad von Limpurg die zwei Monate später bei Tagliacozzo im südöstlichen Italien stattfindende Unglücksschlacht des jungen Staufen Konradin mitgemacht hat, welche diesem Thron und Leben gekostet hat. Konradin von Hohenstaufen war vielleicht selbst ein Minnesänger der Großen Heidelberger Liederhandschrift; das Bild des mit der Geliebten auf die Jagd reitenden Königs „Konrad der Junge" nebst zwei Minneliedern dort kann vielleicht für Konradin in Anspruch genommen werden. Freilich müßte dann dieser Staufe Konradin, der 1252 geboren ist, seine Minnelieder schon im Alter von etwa 14 bis 15 Jahren gedichtet haben, was schwer glaublich erscheint. So könnte auch Konradins Vater, Konrad IV., der Minnedichter „König Konrad der Junge" der genannten Liederhandschrift sein. Konrad IV. war der Gönner des ritterlichen Verserzählers Rudolf von Ems, also Förderer der Dichtkunst; mit diesem staufischen dichterfreundlichen König verbanden die Limpurger gleichfalls enge Beziehungen. Dieser Staufer Konrad IV. hat im Jahre 1250, wie aus einer Komburger Urkunde von 1265 hervorgeht,[18] dem Schenken Walter II. von Limpurg, einem ausgesprochenen Gegner des Papsttums, trotz des Widerspruchs der Kurie die Vogtei der Komburg übertragen. König Konrad IV. von Staufen, auf dessen Seite der ältere Schenk Walter noch 1246 bei Frankfurt gekämpft hatte, zog 1251 nach Italien, eroberte Apulien und 1253 Neapel. Er starb 1254 in Italien. Aber es ist kein Zeugnis über einen Zug des Schenken Walter II. oder des Schenken Konrad mit König Konrad IV. nach Italien bekannt. Dagegen war Schenk Konrad ja 1267 und 1268 mit Konradin, dem Sohn König Konrads IV., in Italien. Somit würde auf den Schenken Konrad jene erwähnte Stelle des (in der Handschrift dritten) Minneliedes passen, die von der Trennung von der Geliebten durch Gebirge und weite Ferne spricht. Ein weiterer Anhaltspunkt, daß Schenk Konrad von Limpurg und nicht sein Bruder Walter der Minnesänger ist, könnte auch die Tatsache sein, daß Walter verheiratet war, von Konrad aber hiervon nichts bekannt ist, ferner daß Walter schon im Jahre 1265 urkundlich dem Kloster Lorch ein Gut zu eigen gab, um, wie es heißt, „seiner Seele einige Hülfe zu schaffen", nachdem er sich mit denen zu Lorch genügend gestritten hatte.[19]

[16] Stälin, a. a. O., S. 606, nach Mon. Boic. 30, 364.

[17] Als Zeuge in einer Urkunde Konradins für Pisa; Stälin II, S. 606, nach Lami Delic. erudit. 3, 283.

[18] Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 188, Komburger Urkunde vom 13. März 1265: Abt und Convent des Klosters begeben sich gegenüber dem Reichsschenken Walter von Limpurg unter den in der Urkunde näher ausgedrückten Bedingungen, insbesondere Verzichte, aller ihrer Entschädigungsansprüche wegen der ihnen von ihm und seinem Vater zugefügten Verluste. Die Vogtei wird aber dem Schenken noch belassen.

[19] Martin Crusius, Schwäbische Annalen I, S. 814.

Digitized by Google

Immerhin müßte auch für Schenk Konrad, wenn er sein Lied 3 mit der Stelle des Getrenntseins durch Gebirge und Ferne von der Geliebten in den Jahren 1267 bis 1268 verfaßt haben sollte, dazu ein Alter von mindestens 35 Jahren angenommen werden, da Schenk Konrad um 1256 bereits mit seinem nach 1210 geborenen Bruder Walter die Vogtei der Komburg innehat[20] und um 1255 gemeinsam mit seinem Bruder Walter in einer Urkunde genannt ist.[21] Daß Schenk Konrad auch im vorgerückten Mannesalter noch ein Minnelied gedichtet hat, könnte das folgende seiner Lieder, in der Handschrift das fünfte, ausweisen. Dieses Lied ist sein reifstes und bestes und enthält eine Stelle, die auf reiferes Alter schließen läßt. Dieses schöne Mai- und Liebeslied lautet:[22]

Sît willekommen, vrou sumer zît,
sît willekomme, her Meie,
Der manigem hoch gemüete gît,
unt sich mit liebe zweie.
Ich sihe mîn liep vür bluomen schîn,
mîn liep vür vogel' singen;
mîn liep muoz die vil liepe sîn,
mîn liep daz kan wol zwingen:
und o wê, liep, solt ich mit liepe ringen!

Vil maneger hande varwe hât
in sînem krame der meie:
Diu heide wunneklîche stât
mit bluomen manigerleie,
Sint gêl, grüen, rot, sint blâ, brûn, blank,
sint wunneklîch entsprungen;
diu vogelîn hoehent ir gesank;
mich mak diu liebe jungen:
hei, wirt si mir, so habe ich wol gesungen!

---

[20] Württembergisches Urkundenbuch V, S. 163, Bulle des Papstes Alexander IV. vom 12. Juni 1256.

[21] Württembergisches Urkundenbach V, S. 89. Der Reichsschenk Walter von Limpurg vergibt hier das Patronatsrecht der Kirche zu Bißfeld an das Kloster Lichtenstern; unter den Zeugen tritt sein Bruder Konrad auf.

[22] Willkommen du, Frau Sommerzeit,
willkommen du, Herr Maie,
der hohen Mut so manchem leiht,
daß er ein Lieb sich freie!
Mein Lieb geht mir vor Blumenschein,
mein Lieb vor Vogelsingen:
Mein Lieb, das muß die Liebste sein,
mein Lieb kann Herzen zwingen.
Und weh', mein Lieb, müßt' ich um Lieb erst ringen!

In mancher bunten Farbe malt
in Wald und Au Herr Maie;
die Heide wonniglich erstrahlt
mit Blumen mancherleie:

Digitized by Google

Mîn liep so vil schoene treit,
von dem ich singe hiure;
Mîn liep ist liep, ez ist nicht leit,
mîn liep ist vil gehiure,
Mîn liep ist vrô, daz lâze ich sîn,
mîn liep ist rehter güete,
mîn liep ist rehter selden schrîn:
daz ir got ie mêr hüete,
wie gar min herze danne in vröuden blüete!

In diesem Liebeslied, das zu den schönsten Leistungen des Minnesangs der Stauferzeit gerechnet werden darf, kommt die Stelle vor: „mich mak diu liebe jungen" (mich mag die Liebe wieder jung machen). Diese Stelle steht mit unseren voraufgehenden Darlegungen gut in Einklang und spricht für Schenk Konrad als den gesuchten Minnesänger. Schenk Konrad wird mit seinem Bruder Walter zusammen in Urkunden öfter gemeinsam genannt, so z. B. 1255[23] und 1256[24]. Hier beauftragt Papst Alexander den Abt von St. Alban in Mainz, das Kloster Komburg gegen die Übergriffe der Vögte desselben, die Schenken von Limpurg, Waltherus et Conradus fratres laici, zu schützen. Die beiden Brüder kommen weiterhin zusammen in Urkunden vor in den Jahren 1263[25],

---

sind gelb, grün, rot, sind blau, braun, weiß,
sind wonnesam entsprungen,
die Vöglein schmettern Lenzespreis:
Lieb jünget meine Zungen.
Hei, wird sie mein, so hab' ich wohl gesungen!

Mein Lieb ist voller Lieblichkeit,
von dem ich heuer singe;
mein Lieb ist lieb, es ist nicht leid,
die Krone aller Dinge.
Mein Lieb ist — und so soll sie sein —
gar froh in Herzensgüte;
mein Lieb ist sel'gen Glückes Schrein.
Daß Gott mein Lieb behüte:
wie dann mein Herz in heller Freude blühte.

[23] Württembergisches Urkundenbuch V, S. 89; siehe oben Anmerkung [21].

[24] Württembergisches Urkundenbuch V, S. 163, Bulle des Papstes Alexander IV. vom 12. Juni 1256.

[25] 1. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 94, alte Abschrift des 16. Jahrhunderts im Württ. Staatsarchiv, von einer Urkunde, ausgestellt auf der Burg Limpurg im Februar 1263, betreffend Vergabung der schenkischen Güter in Flein, mit Ausnahme des Patronatsrechts der Kirche, an das Kloster Lichtenstern.

2. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 102, Urkunde vom 10. März 1263, betreffend Streitigkeiten um die vorgenannte Fleiner Kirche zwischen den Schenken Walther und Konrad von Limpurg und dem Heiligengeistspital in Wimpfen.

3. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 105, Urkunde vom 22. März 1263: Walther und Konrad, die Schenken von Limpurg, geben den von dem Ritter Berthold von Braunsbach den Brüdern des Hospitals in Jerusalem zu Hall veräußerten Hof nebst Baumgärten zu Braunsbach unter Verzicht auf die lehensherrlichen Rechte daran demselben zu eigen.

Digitized by Google

1271[26] und 1273[27]. Daß Schenk Walther staufischer Reichshofbeamter war und damit sein Bruder Konrad auch, der dieselben Titel (imperialis aule pincerna) führt, weist neben dem Titel auch eine Urkunde vom Jahre 1261[28] aus, in der sich Walther ein schenke auf dem königlichen saale zu Limpurg nennt. Walther verkauft im Jahre 1274[29] mit Zustimmung seines Bruders, seiner Söhne und Erben an den Gemahl seiner Schwester, Ulrich von Rechberg, und dessen Bruder seinen Burganteil (Burgsitz) auf dem Hohenstaufen. Schenk Walther hat noch im Jahre 1283 seine Kapelle in Unterlimpurg, die heutige Urbanskirche, zur Pfarrkirche erhoben[30], dann muß er bald darauf gestorben sein. Sein Bruder, Schenk Konrad, wird um 1280[31] im Besitz der altlimpurgischen Burg Bilriet[32] bestätigt samt allen dazugehörigen Leuten gegen den Anspruch seines Brudersohns Friedrich wegen einer Forderung von 500 Mark Silber, welche Konrad an seinen Neffen Friedrich auf die Burg zu machen hatte; die Bestätigung ist vom kaiserlichen Landrichter Gottfried von Hohenlohe ausgesprochen.[33] Im Jahre 1281 wird ein Conradus pincerna de Limpurg als Zeuge in einer Urkunde eines öttingenschen Ministerialen genannt[34], doch ist es fraglich, ob es sich hier um

4. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 205, Urkunde vom 9. Mai 1265, u. a. mit Zeugenschaft und Siegel Walthers von Limpurg: Schenk Konrad von Limpurg verzichtet gegenüber den Brüdern des Spitals zu Wimpfen auf alle seine Ansprüche an die Kirche zu Flein (siehe unter 2).

[26] Württembergisches Urkundenbuch VII, S. 160—163, in Schwäbisch Hall ausgestellte Urkunde vom 22. November 1271: Engelhard der ältere von Weinsberg und der kaiserliche Hofschenk Walther von Limpurg entscheiden einen Streit zwischen dem Deutschordenspital zu Mergentheim und Walther von Sulz wegen Hilgartshausen, Winden und Herbertshausen.

[27] Württembergisches Urkundenbuch VII, S. 263/264, Urkunde vom 3. November 1273, nach einem Kopialbuch des Klosters Komburg aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: Walther und Konrad von Limpurg als Zeugen betreffend Kloster Komburg, und Walther Ege, Bürger zu Hall.

[28] 22. März, nach dem Kopialbuch des Klosters Schäftersheim von 1446, Universitätsbibliothek Würzburg; siehe Zeitschrift „Württembergisch Franken", N. F. V, S. 6.

[29] Am 30. April; siehe Bauer, „Württembergisch Franken" 1865, S. 58, und Prescher, Geschichte der Reichsgrafschaft Limpurg II, S. 389, nach Fröschlin.

[30] Württembergisches Urkundenbuch VIII, S. 410, 14. August 1283, nach einem Kopialbuch des Klosters Komburg, sign. Registraturbuch, S. 102, im Württ. Staatsarchiv. Reichsschenk Walther von Limpurg ertauscht vom Kloster Komburg die Freiheit der Kapelle in Unterlimpurg gegen Rechte in Steinbach und seine Ansprüche an die Vogtei in Dörrenzimmern.

[31] Siehe K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 278.

[32] Mit reicher geschichtlicher Vergangenheit, gelegen bei Cröffelbach über dem Bühlertal auf einer Felsnase mit mächtigem Halsgraben und mit vorgelegtem Außenwall. Die Ruine ist durch das Verständnis des Bürgermeisters Sälzer von Tüngental 1937 durch Kauf aus Bauernbesitz in das Eigentum der Gemeinde Tüngental übergegangen und damit für die Zukunft vor weiterer Zerstörung geschützt! Die Burg wird wohl ihren Namen nach dem Fluß haben, da die Chronisten des 16. Jahrhunderts (so Herolt, Ausgabe Kolb, S. 80 und 83) den Namen Bil-rit oder Biller-ryet schreiben. Über die Geschichte der Burg siehe Herolt-Ausgabe von Kolb (Württembergische Geschichtsquellen, 1894, Band 1) S. 83.

[33] Siehe K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 403.

[34] Württembergisches Urkundenbuch VIII, S. 311, 2. Dezember; ferner nach handschriftlicher Notiz im Nachlaß von † Studienrat Th. Hoffmann (Gaildorf), der ehe-

Digitized by Google

unseren Konrad von Limpurg handelt. Zum letzten Male soll sodann Schenk Konrad von Limpurg im Jahre 1286 erwähnt sein.[35] Er ist wahrscheinlich 1287 gestorben, da in diesem Jahr die um 1280 noch in Schenk Konrads Besitz befindliche Burg Bilriet verkauft wird mit allem Zubehör an Lupold, Küchenmeister von Nordenberg, durch Konrads Neffen Friedrich von Limpurg und seine Wirtin Frau Mechtild und Friedrichs Mutter und Friedrichs Schwester Frau Elsbeth und Friedrichs Bruder Herrn Ulrichs (Frölschel, Limpurgische Chronik 1593, F 40, Blatt 9b); Schenk Konrad ist bei diesem Verkauf nicht mehr genannt, also wohl nicht mehr am Leben. Kinder hat er keine hinterlassen. Er liegt, laut Grabinschrift im Kloster Lichtenstern,[36] dort mit seiner Mutter Agnes geborenen von Helfenstein und mit seinem Bruder Walther begraben.

Daß Konrad wie sein Bruder Walther II. und wie schon sein Vater Walther I. ein treuer Anhänger der Staufen war, geht aus mehreren der genannten Urkunden deutlich hervor. Schenk Konrad ist sogar vom Papst Clemens IV. exkommuniziert, also aus der Gemeinschaft der katholischen Gläubigen ausgeschlossen worden.[37]

Von Schenk Konrad, unserem vermutlichen Minnesänger, sind, wie auch von seinem älteren Bruder Walther, mehrere Siegel bekannt. Das älteste stammt von der bereits (Anmerkung [25]) angeführten Urkunde vom 22. März 1263, die auf Burg Limpurg oder in Schwäbisch Hall ausgestellt ist.[38] Der Schenk Konrad erscheint hier auf seinem Siegel auf schreitendem Pferde, den Kopf mit dem Topfhelm bedeckt (also wie auf den besprochenen Pergamentbildnissen), mit dem über seinem Haupt zurückgeschwungenen Schwert zum Schlag ausholend. Am linken Arm trägt er den nahezu dreieckigen Schild mit 5 Streitkolben als Schildzeichen, die in der Zahl 3 und 2 übereinander gestellt sind. Dieselbe Wappengestaltung zeigt ja auch der Schenkenschild des Pergamentbildes des Minnesängers in der Berliner Handschrift (siehe Abb. 2). Ein weiteres Siegel des Schenken Konrad von Limpurg enthält eine im bayerischen Reichsarchiv in München befindliche Urkunde vom 9. Mai 1265.[39] In ihr verzichtet Schenk Konrad von Limpurg gegenüber den Brüdern des Spitals zu Wimpfen[254] auf alle seine Ansprüche an die Kirche in Flein. Dieses Siegel

mals mit der Ordnung des Limpurgischen Archivs in Gaildorf betraut war. Hoffmann gibt die fragliche Belegstelle als „Sa IV, 163" an, die Urkunde für den 2. Dezember 1281. Es mag sich hier aber um eine Verwechslung handeln mit einer im Württembergischen Urkundenbuch VIII, S. 311, angeführten Urkunde aus Wallerstein vom 2. Dezember 1281, bei deren Zeugen sich ein „Conradus dapifer dictus de Limperg" befindet. Aber damit ist sicherlich ein von dem unserigen verschiedener Conrad von Limpurg von der heute abgegangenen Burg Limburg bei Wilburgstetten im bayerischen Amt Dinkelsbühl gemeint.

[35] Nach handschriftlicher Notiz im Nachlaß von † Studienrat Th. Hoffmann (Gaildorf), mit Hinweis auf Prescher I, S. 335 (?).

[36] Stälin, Wirtembergische Geschichte II, S. 601: „Hoc sub lapide jacet dna (domina) Agnes de Helf(enstein) cum filius suis Walthero et Conrado pincernis de Limpurg." Diesem Zisterzienserinnenkloster bei Löwenstein übergaben laut Urkunde vom Februar 1263 (Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 94) die beiden Brüder ihre Güter in Flein; siehe Anmerkung [25] 1.

[37] Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 211, laut Urkunde vom 23. Juni 1265 aus Perugia.

[38] Beschreibung des Siegels: Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 106.

[39] Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 206.

Digitized by Google

ist rund, 70 mm im Durchmesser, mit derselben Darstellung des mit hochgeschwungenem Schwert reitenden Schenken Konrad wie das vorgenannte Siegel der Urkunde vom 22. März 1263. Bei beiden Siegeln ist der Rand mit der Umschrift sehr beschädigt. Dagegen trägt die in unseren Ausführungen genannte Haller Schiedsurkunde vom 22. November 1271[26] noch Konrads Siegel mit Umschrift. Auf dem dreieckigen Schild mit den 3 über 2 angeordneten fünf limpurgischen Streitkolben finden sich zwischen den drei oberen über den zwei unteren Kolben als Siegelbeizeichen zwei Schenkenbecher, wie sie auch das Siegel von Konrads Bruder Walther öfter trägt. Dieses Siegel des Schenken Konrad vom Jahre 1271 trägt folgende Umschrift: † Sigillum. CVNRADI. INPerIAL . AVLE . PINCERNE . DE . LINTBURCH . Hier ist also Konrad genannt als kaiserlicher Hofschenk von „Lintburch".[40] Diese Namensform bietet die Möglichkeit einer Erklärung des Burgnamens Limpurg aus „Lintburg". Die Benennung bedeutet eine Drachen- oder Schlangenburg (vgl. Drachenstein).[41]

Nach der Feststellung des mutmaßlichen Dichters der sechs Minnelieder in der Großen Heidelberger Liederhandschrift in der Person des Schenken Konrad von Limpurg wäre es nun ein müßiges Beginnen, auch noch das geschichtliche Bild seiner Geliebten, der in den Liedern besungenen Schönen, erfassen zu wollen. Die Angaben, die uns die äußere Erscheinung der Besungenen deutlich machen könnten, beschränken sich auf das für den ganzen Minnesang Kennzeichnende: rosenroten Mund, die weißen Arme, die lichten Augen, welche lieblich spielen. Das ist alles, was vom Äußeren der Liebsten des Schenken gesagt wird. Es ist eben weniger diese oder jene bestimmte Frau, die so von den Minnesängern besungen wird, sondern in Anlehnung an eine wirkliche Frauengestalt in erhöhter Form die Frau schlechthin: ein schönheitliches, sittliches und gesellschaftliches Wunschbild und Hochbild. Auch hier besteht wieder der überall bemerkbare Einklang der Gedichte mit den Bildern jener Zeit in den Handschriften. Auch die Bilder der Großen Heidelberger Liederhandschrift enthalten nichts Persönliches im Gesichtsausdruck. Was die Wesensart der Geliebten anbetrifft, so wird vom limpurgischen Schenken ihre Reinheit als besonderer Wert betont, ihre Unnahbarkeit oder wenigstens Zurückhaltung immer wieder beklagt. Es ist nun sehr bezeichnend, daß gerade diese Motive fast den ganzen Minnesang jener Zeit beherrschen. Sollten also die Frauen alle so unnahbar gewesen sein? Wir brauchen diese Frage gar nicht zu beantworten, denn es handelt sich hier weniger um äußere als um innere „Wirklichkeiten". Für den Minnesang muß die Geliebte in unerreichbarem Abstand stehen, sonst geht sein ganzer seelischer Wert verloren. Die inneren Triebströmungen des Mannes werden erst durch diese Tatsache, daß die Frau in der Dichtung un-

[40] Die Namensform „Lintpurch" tritt schon 1237 bei Konrads Vater Walther I. in einer Ulmer Urkunde auf (Urkunde bei K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 173).

[41] Gegen Oberamtsbeschreibung Hall, S. 175, und gegen Gmelin, Hällische Geschichte, S. 179, welche den Namen aus dem Lindenbaum ableiten wollen. Der namengebende Drache mag sagenhaft gehaust haben in der düsteren tiefen Schlucht, die westlich der Limpurghöhe herunterzieht, oder im nahen Haller Salzquell, wo ihn eine mittelalterliche Haller Chronik erwähnt; auch ist der Heilige Michael der Michaelskirche über dem Haller Salzquell Drachentöter.

Digitized by Google

erreichbar hoch steht, auch gehoben.[42] Die Seele des Ritters wird im Minnesang in jener Zeit wach, indem er als Mann die Frau jenseits der triebhaften und rechtlichen Beziehung als das sieht, was ihn selbst leiblich-seelisch hebt, als das Seelenbild seiner eigenen Hochströmungen. Daher oft auch die fast religiös anmutende Innigkeit dieser Lieder, ähnlich wie beim Marienkult. Die Frau als Geliebte erscheint als vollkommene Gestaltung leiblich-seelischen Seins: sie wird aus dem Alltagsleben herausgehoben, in kultische Ferne gerückt und gleichsam verköniglicht, wie ja auch unser Schenk in einem Lied von seines Herzens Königin spricht und in der Großen Heidelberger Liederhandschrift auf dem Bilde vor ihr kniet. So erhält die Minne bildende Kraft. Daraus erklärt sich die Höhe des damaligen Minnesangs, der dazu besonders im fränkischen Gebiet noch weitere Beweglichkeit der Darstellung und reiches Sinn- und Klangspiel ausgebildet hat. Diese „hohe Minne" hatten schon die provencalischen Troubadours, die Vorläufer des deutschen Minnesangs. Für das deutsche Gemüt ist es bezeichnend, daß dann zuerst Reimar von Hagenau, der deutsche Altmeister des Minnesangs und Lehrer Walthers von der Vogelweide, dies in Form der sehnenden, schmerzlichen Minne eingedeutscht hat, die wir denn auch in noch glanzvollerer Form und Sinnfügung in den Liedern unseres Schenken von Limpurg vorherrschen sehen. So wird die spannende Sehnsucht als Antrieb bewahrt, ewig gemacht. Die Dame als Gestalt des Lebens ist vom dichterischen Antrieb dieser Sehnsuchtsminne aus nahezu verpflichtet, auf einen unübersteigbaren Abstand zu halten, damit sich nicht die Spannung in naturalistischer Nähe auflöst. Die Wirkung der hohen Minne ist selbst bei Walther von der Vogelweide festzustellen, der doch sonst am meisten im Leben steht und aus diesem heraus das Liedchen „Unter der Linden an der Heide" gedichtet hat, das die irdische Minne zeigt, gleichsam in einer gewissen Gegenwirkung auf die allzu starke Erhöhung in der hohen Minne. Aber auch er schaut doch wieder an der hohen Minne hinauf und hat ihr eines der schönsten Gedichte seiner Zeit gewidmet, das die berühmten Worte enthält:

„Swer guotes wîbes minne hât,
der schamt sich aller missetât."

Durch diese mehr im Seelischen beruhende, hohe Minne des Minnesangs erklärt es sich auch, daß die Besungene eine verheiratete Frau, die Frau eines anderen, sein konnte und oft war. Es erklärt sich auch die Tatsache, daß in hoher Minne der Sechzehnjährige und der Sechzigjährige aufglühen konnte. Das von uns zuletzt abgedruckte Lied des Schenken zeigt ja auch in einer Zeile, daß er bei diesem Liede nicht mehr der junge Ritter gewesen sein kann, wenn er dort von sich sagt, daß ihn die Liebe wieder jung mache.

Die frische, natürliche Sangesbegabung des limpurgischen Minnesängers ist verschiedentlich anerkannt und auch festgestellt worden, daß sein fünftes Lied (das oben von uns zuletzt abgedruckte) etwas von dem jugendlichen Feuer Heinrichs von Morungen hat und zugleich von den ergreifenden Lauten des Volksliedes.[43] Wenn er die blühende Geliebte über die Frühlingspracht stellt aus

[42] Über „hohe Minne" siehe entsprechend diesen Ausführungen Friedrich Neumann, Zeitschrift für Deutschkunde, 1925, S. 81.

[43] Allgemeine Deutsche Biographie, Band 31, S. 61.

Digitized by Google

warm aufwallendem, klingendem Herzen heraus, so hat der Hörer das Gefühl echter Empfindung wie frisch daherwehender Maienluft. So mag denn zum Schluß der Wohlklang dieses Meisterliedes des Schenken von Limpurg zusammenklingen mit demjenigen eines Verehrers von ihm, nachdem schon um 1300 der Dichter Hugo von Trimberg in seinem Gedicht „von hoher Tichter lobe" auch unseren Schenken von Limpurg gefeiert hat. Ein schwäbischer Landsmann und Kämpfer von 1866 und 1870, der württembergische Oberst Seufert, hat dem stauferzeitlichen Dichter die schönen Verse eines Klinggedichts (Sonetts) gewidmet, die hier nachhallen mögen:

Ihr süßen Worte zartgefühlter Minne,
Wie schmeichelt ihr dem Ohr und dem Gemüte!
Ich höre wieder, was in mir einst glühte,
In reiner Jugend zärtlichem Beginne.

Im Eckchen dort, wo frische Maienblüte
Herunterschwankt von morscher Burgeszinne,
Da streck ich mich in süß bewegtem Sinne
Bei Vogelsang, und träum so schön, und brüte.

Ich sehe Ritter zu den Toren sprengen
Und zarte Fräulein von dem Söller winken,
Der Sänger naht mit hellen Harfenklängen.

Doch weg den Traum, wo echte Saiten blinken!
Uns labt der Schenk mit lieblichen Gesängen,
Laßt uns die Flut, die reine, goldne, trinken!

Digitized by Google

Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg

Von Hans Wentzel — Mit 13 Abbildungen

Bauinschriften wie die folgenden in Regensburg „Reginwardus hoc fore iussit opus" (um 1050) und „Anno domini 1299 edificata est hec capella de bonis Heinrici Dentist" oder in Markgröningen „Hanc capellam fundavit dominus Waltherus de Haslach, capellanus in Grüningen 1479" sind nur typische Beispiele für die zahlreichen ähnlichen in allen deutschen Landschaften vom hohen Mittelalter bis in die Neuzeit,[1] die den aus Urkunden bekannten hohen Anteil privater Stiftung für kirchliche Bauwerke lapidar bezeugen. Jedoch läßt sich der Stifter vor dem 15. Jahrhundert — im Gegensatz zu den Dedikationsbildern in Handschriften und gelegentlich bei Wandmalereien und auf Goldschmiedearbeiten — selten über die reine Nennung des Namens und die Zufügung des persönlichen Wappens hinaus „porträtieren". Nur hohe geistliche und weltliche Fürsten werden vereinzelt und ausnahmsweise dargestellt, dann aber in enger Verbindung mit einer Heiligenfigur, ja, dieser meist untergeordnet: so knien am Bogenfeld des Westportals der Klosterkirche in Alpirsbach Stifter und Stifterin (Grafen von Zollern) in befangenem Anbetungsgestus zu Füßen eines Christus in der Mandorla (um 1100). Für das weitere 12., das ganze 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts kenne ich gar keine plastischen Stifterfiguren in Schwaben. Erst als Peter Parler „aus Gmünd" im Prager Dom mit seinen Triforienbüsten (um 1375) einen großartigen Auftakt für das neue profane Bildnis — nicht nur der Fürsten, sondern auch der Meister aus bürgerlichem Geschlecht — schafft, gewinnt auch in Schwaben das Stifterbild an Bedeutung. Voran gehen — wie nach den geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht anders zu erwarten — die freien Reichsstädte.

Zunächst Ulm:[2] In dem gehobenen Selbstbewußtsein der reichen Handelsstadt, in der Gemeinschaft der erfahrenen und weitgereisten Kaufleute, gefestigt in dem stolzen Bewußtsein, gegenüber Landesfürst und Kaiser siegreich bestanden zu haben, konnte die Privatperson Kraft und Anlaß finden, sich selbst darstellen zu lassen. Gewiß, die Denkmäler befinden sich an oder in der Kirche, — aber sie sind damit doch nur Zeugen der großartigen Gründungsgeschichte des Münsters. Die Bürger — und allein sie — erbauen aus ihrem eigenen Gelde das Gotteshaus, und zwar als Pfarrkirche und in den Ausmaßen einer bischöflichen Kathedrale. — Im Innern des Münsters ist die (stark übermalte) Grundsteinlegungstafel angebracht: „Anno domini 1377 a de zinstag, der

[1] Vgl. meine Materialiensammlung unter „Bauinschrift" in Otto Schmitts Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte II, Spalte 35 ff.

[2] Über die Inschriften des Ulmer Münsters vgl. Rudolf Pfleiderer, Münsterbuch, 2. Auflage, Ulm 1923. — Über die Wengenkirche vgl. Max Ernst, Wengenkloster und Wengenkirche in Ulm; Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 30, Ulm 1937, S. 85 ff. (auf Tafel 9b eine ausgezeichnete Abbildung der Bauinschrift).

Digitized by Google

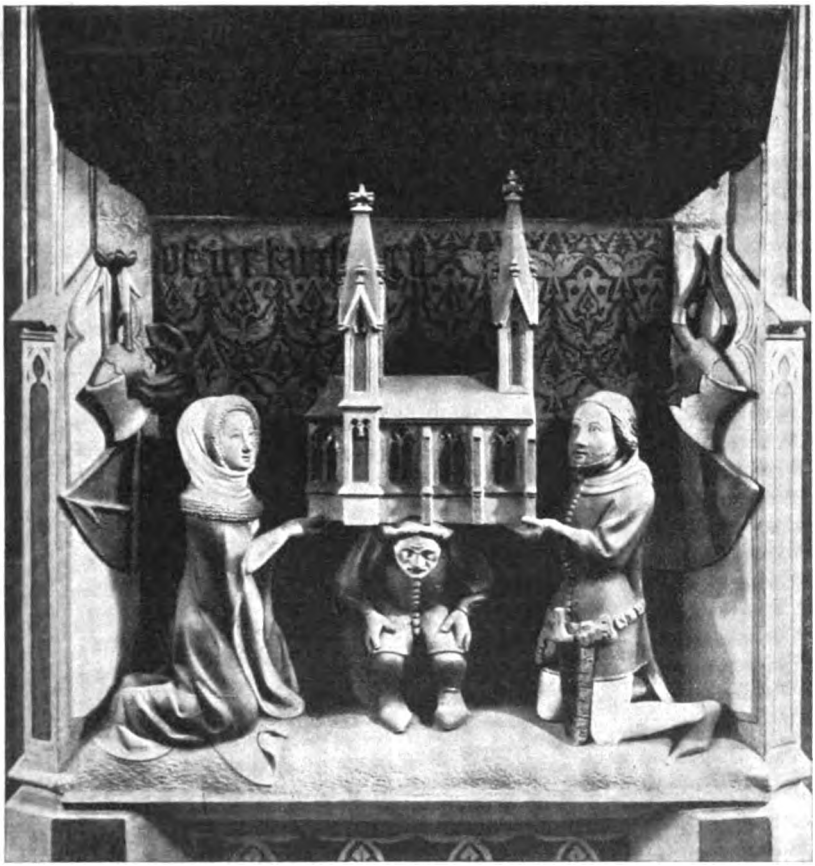


Abb. 1. Ulm, Münſter. Um 1377.

der lest tag was des monatz junii, nach der sunen ufgang dri stund, von haissen des rates wegen hie ze Ulm, lait Ludwig Kraft, Krafts am kornmarkt selige su, de ersten fondamentstain a diser pfarrkirchen". Unter der Inſchrift kniet das Ehepaar Kraft in der modiſchen Zeitgewandung der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Seiten ſeiner Familienwappen und trägt das Modell des Gotteshauſes in den Händen, unter dem wiederum gebückt die Figur des Baumeiſters ſteht (Abb. 1). Nur als krönender Abſchluß, nicht mehr in die Szene einbezogen, erſcheint die (ſehr ſtark ergänzte) Kreuzgruppe. — Die gleiche Inſchrift (bis auf das hier fehlende Wörtchen „wegen") findet ſich im Münſter noch einmal, auch diesmal in Verbindung mit einem Stifter. Hier iſt es allerdings ein Dedikationsbild im üblichen Schema, d. h. der regierende Bürgermeiſter Kraft kniet — herangeſchoben von dem Familienpatron Johannes Evangeliſta — vor der thronenden Muttergottes mit dem Chriſtkind und überreicht ihr die Kirche (Abb. 2). Aber neu ſind auch hier das warme menſchliche Verhältnis zwiſchen der Madonna und dem (gleich großen) ihr

Digitized by Google

Abb. 2. Ulm, Münſter. Um 1383.

Abb. 3. Ulm, Wengenkirche. Um 1399.

auf einer Ebene zugeordneten Bürgermeiſter, deſſen enge Verbindung mit dem Apoſtel und die ins Auge fallenden mächtigen Dimenſionen des Kraftſchen Wappens. Leider iſt das fein komponierte Relief ſehr ſtark erneuert, der Kopf des Stifters ganz modern, — ſo daß wir über die zeitliche Abfolge der beiden Tafeln keine rechte Vorſtellung gewinnen. Man wird aber nach Stil und Tracht annehmen dürfen, daß das erſte Relief nicht viel nach dem angegebenen Jahr (1377) ausgeführt worden iſt, höchſtens wenige Jahre ſpäter, als die Grundmauern emporwuchſen und die Anbringung der Tafel zuließen. Jedenfalls iſt die Grabſteinfigur der „Margareta Appotekerin Hainczen Winkels Tochter" von 1383 im Münſterchor trachtlich der Frau Kraft überaus ähnlich und ſtiliſtiſch eher jünger als älter als das Relief. Demgegenüber könnte die Widmungstafel nach dem ſchwereren Faltenwurf der Figuren etwas ſpäter ſein, vielleicht wurde ſie bei Gelegenheit der erſten Weihe 1383 angefertigt; vor 1392 muß ſie aber entſtanden ſein: denn in dieſem Jahr übernahm Ulrich Enſinger die Bauleitung und wandelte den Bau entgegen dem urſprünglichen Plan in eine Baſilika um — und das Architekturmodell Krafts zeigt noch die Halle mit dem gemeinſamen Dach über allen Kirchenſchiffen! — Aufſchlüſſe kann uns auch ein anderes datiertes Denkmal nicht vermitteln, da es bis auf die Umriſſe zerſtört iſt: ein Relief mit der thronenden Madonna und zwei Stiftern neben dem Südportal und der Inſchrift „Anno domini 1377 von haissen des ratz hie ze Ulm waz Hainrich Füsinger der erst pfleger des buwes der pfarrkirchen". Vergleichsweiſe beſſer erhalten iſt ein Werk an der inneren Südwand des Langhauſes, ein reizvolles, thematiſch hoch intereſſantes Relief, das wegen ſeiner ſtarken Erneuerung bisher kaum beachtet wurde, die ſogenannte Rayſerſche Tafel (Abb. 4). An ihrem unteren Rande knien die Eltern der Maria, Anna und Joachim, aus ihnen wächſt ein Roſenbaum, der als Krönung Maria trägt; aus ihr wiederum wächſt eine mächtige Weinrebe, in deren Veräſtelungen das Chriſtkind ſitzt. Es iſt alſo ein abgekürzter Stammbaum Chriſti vereinigt mit der Marien- und Chriſtusſymbolik (Maria = Roſe; Chriſtus = Weinſtock). Zu Seiten von Anna und Joachim knien die Stifter, und die Inſchrift beſagt: „Anno domini 1378 cal. marcii dotatum est hoc altare in honorem sancte trinitatis, sancte anne et omnium martirum in remedium animarum Johanis, doctoris puerorum in Ulma, Hainrici, phisici ibidem, et Cunradi, doctoris puerorum in Rothwila, fratrum doctorum Rayser de Rydlingen suorumque progenitorum et uxorum".

Digitized by Google

Leider sind auch hier die Köpfe der Eheleute Rayser, der Stifter des Altars, wie vieles andere zwar geschickt, aber völlig ergänzt. Immerhin braucht nach Tracht und Stil des Erhaltenen die Entstehung des ikonographisch seltenen Bildes nicht weit über 1378 hinausgeschoben zu werden. Zwar war der Bau damals gerade erst begonnen; bei dem Eifer der Bürgerschaft für „ihre" Pfarrkirche mag das Relief aber schon sehr bald — als stolzes Zeichen der Opferbereitschaft und zugleich als Ansporn und Vorbild den Mitbürgern — ausgeführt worden sein. — Nicht nur im Hinblick auf den ruinösen Zustand der letztgenannten Beispiele ist eine weitere, unversehrt bewahrte und im Schmuck der alten Bemalung prangende Stifterdarstellung von Bedeutung, die Kniefigur des Altbürgermeisters Ehinger (Abb. 5) hoch zu Seiten des Sakramentshauses: ein lebensgroßes Steinbildwerk eines bärtigen Mannes in modischer, fast ritterlicher Kleidung (eng anliegender Lendner, Schultermantel, tief sitzender kostbarer Metallgürtel mit Beutel und kurzem Dolch, spitze Schuhe). Um den Sockel läuft die Inschrift: „Anno domini 1383 idib maii obiit Johannes Ehinger dictus Habvast"; es ist also ein Erinnerungsmal für den an der Gründung des Münsters so stark beteiligten Ulmer Patrizier. Schon nach der Tracht wird die Skulptur kaum wesentlich nach dem Tode Ehingers entstanden sein, überdies läßt sie sich mit ihrer Jahreszahl — wie auch die anderen Tafeln von 1377, 1378 und um 1383 — so sehr gut in die Chronologie der Monumentalplastik am Münster von den Resten der Überfeldkirche bis zum Bogenfeld des Westportals einordnen. — Die jüngsten Ulmer Stifterfiguren befinden sich an der kleinen Wengenkirche unter folgender Inschrift: „Anno domini 1399 an sant linhartz tag, do legt Hartman der Echingger, der burgermaister ze den ziten was, mit dez ratz haissen den ersten fundamentstain an dis gotzhus der herren von den wengen" (Abb. 3). Das Ehepaar Ehinger kniet, seine Familienwappen einrahmend, und trägt das Modell des Kirchleins, der Erzengel Michael, der Patron des Klosters, tritt an den Bürgermeister heran und legt ihm die Hand auf die Schulter. Die Frau (Hildegard Müleck) ist in ein den Stifterinnen und dem Grabstein im Münster entsprechendes Gewand gekleidet; der Bürgermeister trägt nicht mehr den knappen Leibrock seiner Amtsvorgänger, sondern das zu Ende des 14. Jahrhunderts aufkommende weite, den Körper verhüllende, langärmelige Kleid.

Abb. 4. Ulm, Münster. Um 1378.

Rückblickend muß man die Anzahl der Stifterbilder doch als auffallend groß bezeichnen; außer den weit größeren Städten Magdeburg, Erfurt und Nürnberg hat keine deutsche Stadt für die Zeit vor 1400 soviele getrennte Stifterdarstellungen aufzuweisen, Würzburg etwa nur drei (Votivrelief um 1360 und

Digitized by Google

Stifterkonsole um 1380 in St. Burkard; Votivrelief Stern im Bürgerspital, um 1350). Überdies sind grundsätzlich Stifterfiguren — wenn wir von Heiligenstatuen und Grabliegefiguren mit Architekturmodellen absehen — im 14. Jahrhundert ungeheuer selten, besonders aber Figuren von bürgerlichen Stiftern. Noch erstaunlicher ist aber ein weiteres Merkmal: die profane, selbständige Bildnis-Kniefigur gilt als Schöpfung Claus Sluters. Seine Statuen Philipps von Burgund und seiner Gemahlin an der Kartause in Dijon sind aber erst 1391 entstanden, sie können also unmöglich für die Ulmer Werke vorbildlich gewesen sein. Das heißt also, die Kniefigur des Johann Ehinger Habvast von 1383 ist eine der ältesten bekannten Bildnis-Freifiguren überhaupt.[3] Diese Stellung wird nicht herabgemindert, wenn der Bürgermeister ehemals zur Seite einer Statue (einer Madonna oder ähnlichem) gekniet haben sollte; eine solche Annahme ist aber gar nicht notwendig; man kann sehr wohl dem um Stadt und Münster hoch verdienten Mann an dieser auffallend sichtbaren Stelle im Münster ein Denkmal gesetzt haben. Diesem „offiziellen" Denkmal gegenüber erscheint die Kniefigur des Hueglin von Schönegg († 1386) in der von ihm gestifteten Baseler Kapelle[4] trotz vielleicht gleichzeitiger Entstehung nicht so bedeutungsreich: denn es ist ein Ritter, die Rüstung steht gegenüber der zivilen Schlichtheit des Ulmer Porträts durchaus im Vordergrund, und das Bildwerk war nicht für die Stadtkirche, sondern für eine private Kapelle bestimmt; immerhin sei diese Skulptur erwähnt, weil es in Basel — also im weiteren „schwäbischen Raum" — entstand. — Die fünf übrigen Ulmer Reliefs lassen sich motivisch zwar älteren Votivbildern zuordnen — ich denke etwa an die Kreuzigung mit zwei knieenden Zisterziensern vom Bodensee der Zeit um 1340/1350 im Stuttgarter Schloßmuseum —, doch nehmen die Stifterbilder von 1377 mit dem Ehepaar Kraft und von 1399 mit dem Ehepaar Ehinger in ihrer Lösung aus dem christlich-ikonographischen Zusammenhang einen hervorragenden Platz in der Entwicklungsgeschichte ein. Das wird so recht erst deutlich im Hinblick auf schwäbische Stifterfiguren außerhalb Ulms. In Alpirsbach ließ der Abt Heinrich Haugg († 1414) zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Vorhalle der Klosterkirche ausbauen; zum Gedächtnis erscheint er an der Schauwand in ganzer Gestalt mit seinem Wappen neben den Wappen Hausach und Fürstenberg und der Sitzfigur des heiligen Benedikt (Abb. 6). Dieses Flachrelief ist kein schlechtes Werk, aber neben den kraftvollen Ulmer Figuren erscheint dies „Bildnis" doch schwächlich im Vortrag, schüchtern in der Haltung, zaghaft im Auftreten und konventionell im Porträtmäßigen. — Noch dürftiger ist dann die Figur seines Nachfolgers innerhalb einer Wappenreihe an den Klostergebäuden. — Als originelle Lösung außerhalb der Landesgrenzen sei die Stifterinschrift „Anno domini

[3] Die beiden Kniefiguren der Zeit um 1360 im Germanischen National-Museum in Nürnberg gelten wohl zu Recht als Reste eines Grabmals, und die reizenden Stifterfiguren ungefähr der gleichen Zeit in New York, die auf der Pariser Weltausstellung 1937 (Nr. 992—994) zu sehen waren, sind nach ihrem Material (Marmor), ihrer Größe (40 cm hoch) und Beschaffenheit (Flachreliefs) Teile eines Retabels.

[4] Höhe 1,02 m. Vielleicht in älterer Rüstung (sie entspricht den Rittern am Heiliggrab in Gmünd), die der Marschall 1354 als Reiterführer in Italien getragen hatte. Theobaldskapelle in St. Leonhard zu Basel. Vgl. Ilse Futterer, Gotische Bildwerke der deutschen Schweiz 1220 bis 1440, Augsburg 1930, S. 113/14, 190, Abb. 211/212.

Digitized by Google

mccccx ... (= 1419) Henricus Mimlinge, canonicus Aschaffenburgensis, fundator huius capelle dnica esto michi" am Chörlein der Stadtkirche in Wertheim erwähnt; sie zieht sich um einen Dreiecksschild herum, den ein männlicher Kopf von ungewöhnlicher, derb realistischer Prägung mit aufgeworfenen vollen Lippen, dicker fleischiger Nase und dichtem Lockenhaar — vermutlich ein gemeintes Stifterporträt und kein Wappenemblem — schmückt (siehe Abb. 7). — Wie sich dieses frische Bildwerk charakteristischerweise an der Pfarrkirche einer blühenden Stadt befindet, so sind denn auch den Ulmer Figuren wirklich vergleichbare Denkmäler nur in anderen Reichsstädten zu suchen. Und die einzige in Württemberg, die sich mit Ulm messen und in unserem Zusammenhang genannt werden kann, ist Hall, das um 1400 seine alten Privilegien bis zu einer vollgültigen Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreiheit ausgebaut hatte.

Abb. 5. Ulm, Münster. 1383.

Es gibt auch in Hall eine beträchtliche Anzahl von Bauinschriften (vornehmlich in St. Michael, auch an der ehemaligen Schuppachkirche), lakonische Baunotizen ohne Stifterangabe. Nur von der abgebrochenen Kapelle der Feldner berichtet eine Platte in der Michaelskirche: „Dise capelle ist gewiht i sat erasme und i sant margarete und wart gebauen vo der erbern frauen Gute der Veldnerin, do man zelte von christes geburt 1344 an sant michels tage", und von der Komthurei des Johanniterspitals ein Stein am Gasthaus zum Ritter: „Anno domini 1502 hat der erwürdig und gestreng herr Friderich von Entzberg, ritterbruder und comenthor des haus zu Schwabischen Hall sant johanns ordens, dise behausung von neuem angefangen, von seinem bruder seligen, nemlich Cunrads von Entzberg, zum erbe und aigem geschenket"; unsicher ist es dagegen, ob der schöne Wappenstein in der Kohlenkammer der Urbanskirche mit der Inschrift: „Anno domini 1325 Johannes Rudolf dnc ..." als Stifterdenkmal aufzu-

Digitized by Google

Abb. 6. Alpirsbach, Klosterkirche. Vor 1414.

Abb. 7. Aschaffenburg, Stadtkirche. 1419.

fassen ist; aus dem Johanniterspital stammt weiterhin das (beschädigte) Epitaph des um das Spital verdienten „Baccalaureus Parisiensis Gieckenbach" († 1422), das einen Stifter zu Füßen des (recht derben) Schmerzenmannes zeigt und angeblich noch zu Lebzeiten ausgeführt sein soll. Einen Ersatz bieten die Wappen an Heiligengräbern oder jenes mit einer Art Hausmarke an dem noch zu nennenden Sakramentshaus der Michaelskirche. Besonderes Interesse verdienen daher zwei prachtvolle steinerne Stifter-Freifiguren. Sie sind aus ihrem alten Zusammenhang gerissen und bedürfen daher eingehenderer Untersuchung als die durch Inschriften und Daten so eindeutig fixierten Ulmer Denkmäler.

Die eine Statue bewahrt das Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Es ist die nach rechts kniende, 91 cm hohe Figur eines bartlosen, tonsurierten Mannes in weitem, die Gestalt völlig einhüllenden Mantel mit dem gleicharmigen Ordenskreuz auf der linken, dem Beschauer abgekehrten Schulter (Abb. 8). Der Mantel ist nur lose übergeworfen — die oberen Halteschnüre hängen ungeknotet in den Führungslöchern — und unter den anbetend gehobenen Armen gerafft; von dem Unterkleid wird nur das bläuliche, hoch zum Hals geknöpfte, eng anliegende Wams sichtbar. — Leider widersprechen sich die Angaben über die Herkunft der Skulptur: der Museumskatalog (1898) berichtet, sie sei an dem Brauhaus zur Ilge auf ehemaligem Komthureigrund eingemauert gewesen, während das Inventar angibt, sie hätte sich zusammen mit einer zweiten Stifterfigur zur Seite des Tabernakels in der (profanierten) Johanniterkirche befunden. Das Sakramentshaus, von dem das Inventar unter ausdrücklicher Unterscheidung von der Heiliggrabnische in der Langhauswand spricht, ist aber nicht mehr vorhanden, es muß also nach dem Erscheinungsjahr der Bau- und Kunstdenkmäler (1907) zerstört worden sein.[5] Überdies weiß weder der sonst recht genaue Museumskatalog noch die Überlieferung in der Stadt etwas von der zweiten Figur zu berichten, die sich doch im Museumsbesitz befunden haben soll. Wir müssen also für eine Einordnung der Figur die

[5] Eine heute noch im Chor der Johanniterkirche befindliche Konsole kann nicht mit dem Stifter in Verbindung gebracht werden, da er sonst nach seiner Knierichtung aus dem Chorfenster geblickt haben würde.

Über die ältere Geschichte des Spitals vgl. H. Bauer, Das Johanniterhaus in Hall, Württembergisch Franken 9, 1873, S. 365 ff.

Digitized by Google

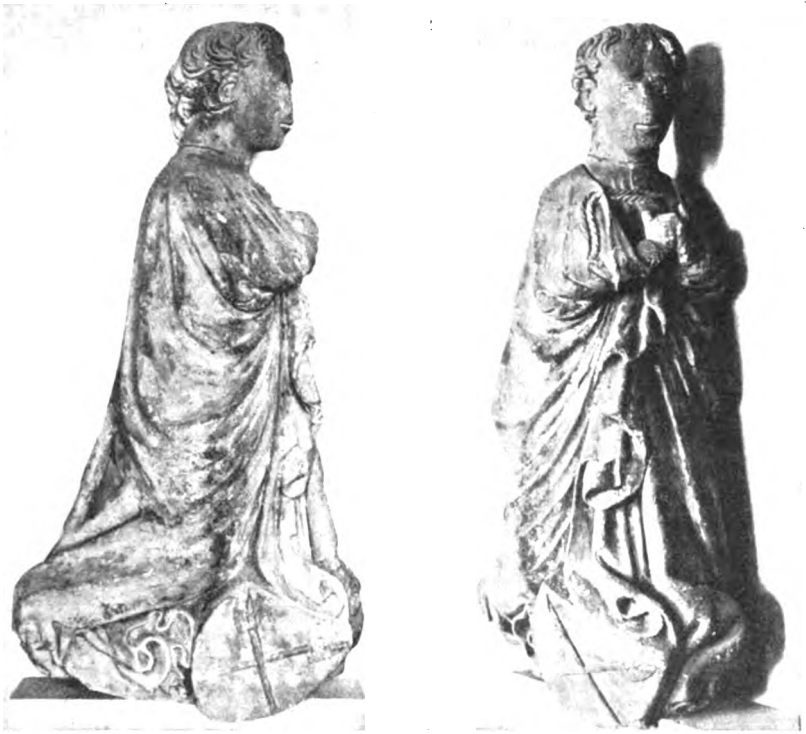


Abb. 8. Schwäbisch Hall, Keckenburg-Museum. Um 1400.

Frage der ehemaligen Aufstellung außer acht lassen; allein der Zusammenhang mit Bauten des Johanniterspitals kann als sicher gelten.

Nicht viel weiter hilft auch das zu Füßen des Ritters angebrachte Wappen: ein Dreiecksschild ohne besondere Merkmale mit zwei sich kreuzenden Hellebarden (französisch = haches); vermutlich ist es das Wappen des Heilbronner Geschlechts Harsch. Angehörige dieser Familie kommen vereinzelt im 14. und 15. Jahrhundert in Hall vor, doch ist kein Johanniter unter ihnen. — Aus äußeren Indizien ergeben sich also keine Anhaltspunkte: die ehemalige Aufstellung ist nicht mehr zu ermitteln, urkundliche Bezüge sind mir nicht bekannt geworden, das Wappen gibt bei dem heutigen Forschungsstand keine Hinweise, und Tracht und Frisur sind zu allgemein gehalten. Allein durch die Stilkritik kann die Figur eingeordnet werden. Der Typus entspricht nun ganz allgemein dem Bürgermeister Ehinger an der Ulmer Wengenkirche von 1399. Nur ist das Bewegungsmotiv weniger steif, die Haltung von Kopf und Armen weniger ängstlich, vielmehr ist das körperliche Verhältnis von Hinknien, Vorwärtsneigung und Anbetung überzeugend und kraftvoll. Auch ist das Bildnismäßige viel besser erfaßt als in Ulm. Während in Ulm die Gesichter des Ehepaares Kraft von 1377 durchaus im Typischen bleiben und nicht zum Individuellen vorstoßen, der Kopf des Ehinger Habvast von 1383 wörtlich bärtigen biblischen Gestalten an den Portaltympana entspricht und auch die Stifter der Wengen-

Digitized by Google

Abb. 9. Schwäbisch Hall, St. Urban. Um 1420.

kirche von 1399 anscheinend nur sehr leicht persönlich charakterisiert sind, ist der Haller Johanniter zweifellos ein Porträt im modernen Sinne, oder wenigstens ist doch ein solches angestrebt. Das Gesicht ist durchaus untypisch: ein kantiger Kopf mit breitem Schädel, flacher, hoher Stirn, dickem, im Nacken in dichten langen Strähnen tief herabfallendem Haar, kleinen, eng beieinander sitzenden Augen unter scharfen und kleinen Brauenbögen, straffen Wangen, einer geraden knochigen, aber ziemlich grob vorspringenden Nase, mit schmalem und etwas verkniffenen Mund und eckigem Kinn und fleischigem und breitem Hals. Ein solcher Kopf entspricht durchaus nicht dem üblichen Schema gotischer Heiligenfiguren, er ist viel zu unkonventionell: wichtiger als eine ansprechende „Schönheit" erschien die wahre persönliche Ähnlichkeit. — Derartige Porträtbestrebungen werden in Deutschland um 1370/80 lebendig, zunächst in Böhmen und Österreich. In Ulm war dieser „Realismus" offenbar um 1390 noch nicht eingedrungen, früher wird man auch kaum unsere Figur ansetzen können. Es würde dagegen außerordentlich gut passen, wenn man sie mit dem großen Umbau der Johanniterkirche in Zusammenhang bringt, der im Jahre 1404 seinen Abschluß fand. Die Kirche gehört in ihrer heutigen Erscheinung dieser Zeit an, 1405 ist ihr Taufstein datiert (heute in St. Michael), und nach Angabe des Inventars soll das zerstörte Sakramentshaus in den Stilformen der Zeit um 1400 gehalten gewesen sein, auch das Epitaph des Baccalaureus Gieckenbach könnte hinzugehören. Mag der Stifter Harsch nun am Tabernakel gekniet haben oder nicht, jedenfalls ist seine Entstehung zur Zeit des Neubaus und der Neuausstattung der Johanniterkirche durchaus wahrscheinlich. Leider läßt sich dieser Vorschlag nicht durch eine Zuschreibung stützen. Von dem Meister der Figur kenne ich kein Werk, weder in Hall und unter den Grabsteinen der Komburg, noch in der weiteren Umgebung. In der reichen Ulmer Plastik scheint mir am verwandtesten jener kühne Steinbildhauer, der am Münster für die

Digitized by Google

Abb. 10. Ausschnitt aus Abb. 9. — Weikersheim, Stadtkirche. Um 1437.

Archivolten des Westportals die Gruppen mit den Apostelmartyrien[6] schuf, die einerseits die Meisterschaft der Gmünder Bildhauer (Chorportal-Archivolten) fortzusetzen und andererseits schon auf den großen Ulmer des 15. Jahrhunderts, Hans Multscher, hinzuweisen scheinen. Ihnen mag man den Johanniter an die Seite stellen in den Proportionen, im Schnitt der Falten mit ihrer einfallsreichen Staffelung, in der Umwickelung durch den Mantel, in der Intensität des Kopfes, aber auch in Einzelheiten (der Querschnitt von Faltengraten, die Austiefung von Faltenmulden, die dicken, aber nicht verspielten Faltensaumtüten, das fließende dichte Haar usw.). Doch erlauben die aus dem andersartigen Motiv sich ergebenden Unterschiede keinen so weitgehenden Schluß, den gleichen Meister in Ulm und Hall tätig zu sehen. Auch gelten die Archivoltengruppen bisher als Werke der Zeit um 1420, — und eine solche Ansetzung würde für unseren Johanniter nicht passen. Überdies sehen Stifterfiguren der Zeit um 1420 recht anders aus, wie wir noch sehen werden. — *Jedenfalls ist die Johanniterfigur ein schwäbisches Bildwerk*, — ihr unbekannter Meister zeigt nahe Beziehungen zu der bedeutendsten Gruppe der vormultscherischen Ulmer Plastik.

[6] J. Baum, Der bildnerische Schmuck des westlichen Münsterportals; Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 25, Ulm 1927, S. 33 ff. — Während der Drucklegung erscheint ein zur Geschichte der Ulmer Plastik des frühen 15. Jahrhunderts sehr wichtiger Aufsatz von Karl Friederich, Meister Hartmann und der Kreuzwinkel-Meister, „Ulmer Sturm" Nr. 126, 1. Juni 1940: Friederich weist nach, daß Hartmann *nicht* der Meister der zwölf sitzenden Apostel (die nur fälschlich die „12 Boten" genannt worden sind) in den Westportalarchivolten ist, sondern daß diese — und mit ihnen die Apostelmartyrien! — schon um 1416/17 entstanden sind. Allerdings geht es damit meines Erachtens doch nicht an, die Apostel und die Martyriumsszenen dem gleichen Kreuzwinkel-Meister zuzuschreiben.

Digitized by Google

Abb. 11. Neckarsulm, Stadtkirche. Um 1430.

Ein recht anderes Werk ist die Stifterfigur in der Haller Urbanskirche. Sie ist wesentlich kleiner, nur etwas über 50 cm groß, dagegen farbig besser bewahrt[7] (Abb. 9). Dargestellt ist wiederum ein anbetend kniender bartloser Mann mit anbetend erhobenen Händen, gekleidet in ein bis in modische Einzelheiten sorgfältig wiedergegebenes Zeitgewand: ein knielanger Leibrock aus starkem, in kräftige Falten gelegtem Stoff mit enger hoher Gürtung führt knapp am Oberkörper hinauf und ist (wie bei dem Johanniter) hoch geschlossen; dicht anliegende Unterärmel sind vom Ellbogen bis zu den Handgelenken geknöpft; über ihnen hängen weite, an der Schulter angeschnittene Überärmel, die sich tütenartig erweitern und von den gehobenen Unterarmen auf den Boden hinabsinken. — Aber nicht nur in der Tracht ergeben sich einschneidende Unterschiede gegenüber dem Johanniter. Auch der an sich ja gleiche thematische Vorwurf wirkt hier neuartig: der Johanniter kniet sehr gerade und aufrecht-feierlich, der Urban-Stifter ist „hingekniet". Durch die Durchschwingung des Körpers und die Kopfhaltung

[7] Hände zerbrochen, Nase abgeschlagen, sonst geringfügig beschädigt. Gewand blau, Innenseite rot, Innenseite der Zierärmel weiß gemustert. — Fast vollrund durchgeführt, nur der rechte Zierärmel ganz schlicht; vermutlich sollte die Figur schräg von vorn gesehen werden. (Ihr gegenüber ist der Johanniter auf der abgekehrten Seite nur roh bossiert, war wahrscheinlich schärfer an die Wand gerückt.) Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Stifterfigur in der Urbanskirche ein Gegenstück in einer knienden Stifterin hatte. Sie wäre im Typus von folgenden drei ungefähr gleichzeitigen Stifterinnen zu denken: Steinfigur im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum (Inv.-Nr. 378), etwa 30 cm hohes Holzfigürchen im Bayerischen National-Museum in München, Irmgard von Lippe vom Rotho-Denkmal im Paderborner Dom.

Digitized by Google

wird im Verein mit Gewandzug und leichter Oberkörperwendung das Motiv so endgültig und unübertrefflich charakterisiert, daß die Figur zu einer Personifikation des anbetenden Kniens überhaupt wird. Diesen Eindruck verstärkt der unvergeßliche Kopf: während der Künstler im Johanniter ein individuelles, ähnliches Porträt anstrebte, wird hier auch im Antlitz durch die Intensivierung, ja Steigerung des Ausdrucks — das flehende Bitten des Mundes und das staunende Verehren der weit geöffneten Augen — die Wendung ins Typische, ins Allgemein-Menschliche vollzogen. Die Figur verkörpert sozusagen den Stifter schlechthin.

Heute steht die Skulptur an der nördlichen Schiffswand zur Seite einer — jetzt leeren — Nische eines Heiliggrabes. Zu diesem kann sie aber nicht gehört haben, denn dessen einziger Rest, eine Magdalena im Keckenburgmuseum, gehört der Jahrhundertmitte und einer anderen Stilstufe an. Auch läßt der Stifter sich nicht auf jenen Schenken von Limpurg beziehen, dessen Wappen der Zeit um 1460 das Portal schmückt.[8] Nach der Tracht muß die Figur um 1420 entstanden sein. In dieser Zeit würde auch die durchaus zivile Kleidung der Statue kaum für ein Denkmal eines standesherrlichen Ritters passen. Überdies zeigen die Stifter (Wappen: drei Halbmonde, wohl das Wappen der unmittelbar gegenüber der Urbanskirche ansässigen limpurgischen ritterlichen Dienstleute von Schauenburg) an dem 1936 im Chor der Urbanskirche aufgedeckten Wandgemälde mit Maria am Spinnrocken der Zeit um 1390, daß nicht allein die Schenken die Urbanskirche ausschmücken ließen.

Stiftertyp und Stil sind niederländisch.[9] Die Figur leitet damit die „niederländische

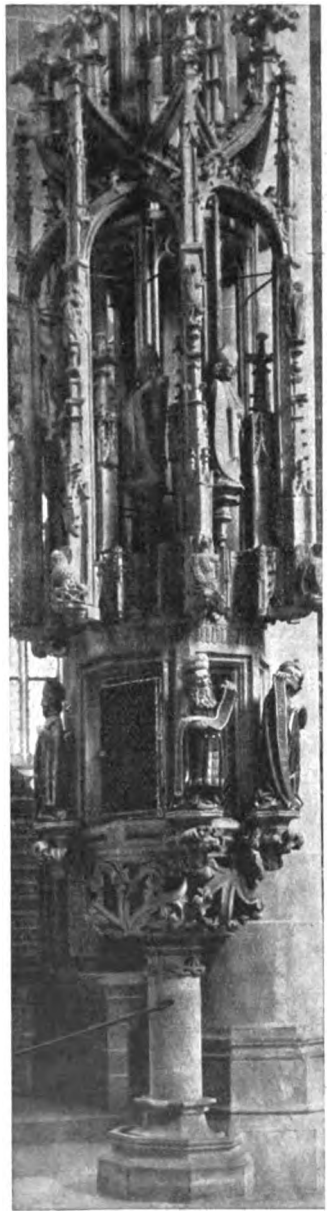


Abb. 12. Schwäbisch Hall, Michaelskirche. Prophetenfiguren. Nach 1422.

[8] Als Stifter ist er stehend in Ganzfigur mit seiner Gemahlin in der Schenkenkapelle auf der Komburg zur Seite des Portals dargestellt.

[9] Ich habe das ausführlicher (und wohl zu betont) nachgewiesen in einem Aufsatz in dem Jahrbuch „Heilige Kunst" des Kunstvereins der Diözese Rottenburg 1940 (Abbildung des Reliquiars Karls des Kühnen in Lüttich usw.). Dort habe ich auch die Verwandtschaft mit dem (dort allerdings nicht abgebildeten) Weikersheimer Knäblein eingehender dargestellt.

Digitized by Google

Epoche" der Haller Kunstgeschichte ein, aus der so viele bedeutende Haller Skulpturen und Gemälde seit 1450 herrühren. Die Skulptur dürfte schon in Hall geschaffen sein. Denn mit einiger Vorsicht kann man andere Werke herumgruppieren. Vom gleichen Meister könnte das reizende Kindergrabmal eines sächsischen Prinzen sein, der beim Besuch der Großeltern in Weikersheim im Jahre 1437 starb und dem ein prachtvolles Denkmal aus Ton in der Stadtkirche gesetzt wurde (Abb. 10). In der Qualität und in Einzelheiten des im Hemdchen dastehenden Knaben ergeben sich Berührungspunkte mit dem Stifter, — obgleich das so sehr verschiedene Thema die Feststellung der gleichen Künstlerhandschrift erschwert. Auch an diesem Werk ist — wenn auch abgeschwächt — das Niederländische zu erkennen, vornehmlich in dem Baldachin und der Scheinarchitektur des mit Wappen geschmückten Rahmens. — Unsicherer erscheint dagegen, ob die schwerblütige, nahezu bauernhafte, sehr mütterliche Madonna mit einem nackten, munter spielenden, von Gesundheit strotzenden Kind in Neckarsulm[10] (Abb. 11) ein Werk des gleichen Meisters ist: der Schnitt ihres breiten vollen Gesichts mit der kraftvollen Modellierung von Wangen, Kinn, Mund und Brauenbogen ist dem Urban-Stifter eng verwandt, und auch die Bildung des Gewandes läßt sich in dem schweren, sehr dickflüssigen Biegen und Absinken vergleichen, ihr Kind könnte ein — allerdings gar nicht prinzenhafter — Bruder des Weikersheimer Knäbleins sein. — Schwächer in der Qualität sind die vier (bemalten) Propheten am Sakramentshaus der Haller Michaelskirche (Abb. 12). Unter Aufsicht unseres Meisters könnten sie kurz nach 1422, dem Jahr des Umbaubeginns, von schwächerer Hand ausgeführt worden sein. Nachdem man zu Ende des Jahrhunderts dem Hallenbau einen neuen Chor anfügte, übernahm man für den weit höheren Bauteil die vier Figuren von dem alten Tabernakel, übertrug sie an ein neues, in spätgotischen Formen gehaltenes, das Langhaus an Höhe übertreffendes Sakramentshaus und befestigte sie lose mit (je einem einzigen) Eisenhaken an dem Gehäuse und fügte derbe, aber sich an das Vorbild der Propheten anschließende (ungefaßte) Figuren[11] hinzu. — In den weiteren Werkstattkreis gehört das gegen 1420 entstandene Wandtabernakel in der Haller Katharinenkirche: ein sehr zartes und feines Werk mit einem Vera-Ikon und wappenhaltenden Engeln, deren Köpfchen an den Weikersheimer Prinzen erinnern. Im Temperament unterscheidet es sich von der Eigenwilligkeit der anderen Werke des Meisters, der einer Stifterfigur bis zur Inbrunst gesteigerte Ausdruckskraft verleiht, für ein Prinzengrabmal einen schüchtern im Hemdchen dastehenden kleinen Jungen schafft, aus der Madonna eine erdnahe Mutter mit einem drallen Kind macht und noch in Werkstattarbeiten wie den Sakramentspropheten eine vom Üblichen abweichende Erfindungsgabe erkennen läßt.

An Stifterfiguren kann ich für die Zeit vor dem um 1440 einsetzenden Knitterstil der Spätgotik außer den Hallern nur eine noch nennen. Sie be-

[10] R. Schnellbach, Spätgotische Plastik im unteren Neckargebiet, Heidelberg 1931, S. 85, 160, Abb. 79. Daß Schnellbach dieses Prachtwerk als „plump, provinziell und handwerklich" bezeichnen kann, ist mir unverständlich.

[11] Vielleicht von den gleichen Steinmetzen, die das Tympanonrelief und das Tabernakel in St. Urban schufen.

Digitized by Google

Abb. 13. Geislingen an der Steige, Stadtkirche. Um 1424.

findet sich in Geislingen an der Steige, und zwar — wie im Ulmer Kunstkreis anscheinend typisch — wiederum an einer Stadtkirche. Über dem Portal ist die Inschrift: „Nota Claus Ungelt vo Ulm hat gelet de ersten stain diz gotzhus an mitwoche in de ost virre durch haisse ainz ratz ze Ulm anno domini 1424". Claus Ungelt kniet vor seinem großen Wappen und legt die Hand auf das (dem heutigen Bestand gut entsprechende) Modell des Chores (Abb. 13). Die Figur ist eine geschickte Vereinigung Ulmer Tradition mit den neuen Elementen der Haller Figuren. Von Ulm stammt die enge Verbindung mit dem Wappen, die Hinzunahme des Modells, der Reliefcharakter, aus Hall die selbständige Bildnisfigur. Auch diese wiederum vereinigt die Porträthaftigkeit des Johanniters sowie das schwebende Knien des Urban-Stifters mit der feierlichen Repräsentation der Ulmer Bürgermeister. In ihr kündigt sich zu frühem Zeitpunkt der wirklichkeitsnahe Stil Hans Multschers an, der der schwäbischen Plastik des 15. Jahrhunderts neue Richtung und Note verleiht. Zwar ist es wohl kaum ein Werk des großen Meisters, doch steht es ihm näher als den — bei aller Schönheit konventionellen — Figuren Meister Hartmanns, als den erwähnten „großköpfigen" Apostelmartyrien der Westportalarchivolten. Eher weist es doch auf Multschers Rathausfiguren (linker Knappe) voraus.[12]

[12] Allerdings ist der Abstand zu dem knienden Ludwig dem Gebarteten auf seinem Grabsteinmodell von 1435 in München (oder zu dem Stifter, der auf der Pilatusszene des Wurzacher Altars das Becken hält) recht erheblich.

Digitized by Google

Wie Schwaben schon in den Epitaphien des Augsburger Domkreuzgangs aus der Zeit nach 1350 die Entstehung der profanen Bildnisfigur vorbereitete, so hat diese Kunstlandschaft um 1400 mit den hier behandelten Werken[13] der deutschen Kunst einen entscheidenden Beitrag in der Geschichte des gotischen Porträts geliefert. Erst nach 1440 ordnen sich die schwäbischen Stifterfiguren dem allgemeindeutschen Schema unter, obgleich auch dann noch Werke wie der Stifter Eberhard Hünder am Sakramentshaus in Heilbronn[14] von Anton Pilgram schwäbische Tradition erkennen zu lassen scheinen.[15]

Nachtrag der Schriftleitung zu Seite 247:

Während der Drucklegung ist es durch ein in auswärtigem Besitz befindliches, aus der Haller Johanniterniederlassung stammendes Grabmal gelungen, den in Abb. 8 dargestellten Stifter genauer festzustellen. Über diese Neuerkenntnisse und über das betreffende Grabdenkmal wird der Verfasser dieses Aufsatzes, Dr. Hans Wentzel (Stuttgart), im nächsten Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in dankenswerter Weise weitere Ausführungen machen.

Dr. Kost.

Den Abbildungen liegen zugrunde Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle Berlin (1, 5), des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart (4, 10b, 12, 13), des Kunstgeschichtlichen Instituts in Marburg (3), von Wilhelm Kratt, Karlsruhe (11), von Gottlieb Eichner, Schwäbisch Hall (8), von Theodor Beßler, Alpirsbach (6), vom Verfasser (7, 9, 10a); Abb. 2 nach einer Photopostkarte.

---

[13] Ob das Steinrelief eines sich an den Kopf fassenden Abtes aus Herrenalb im Stuttgarter Schloßmuseum ein Stifterbild ist, wage ich nicht zu entscheiden.

[14] Schnellbach a. a. O., Abb. 43.

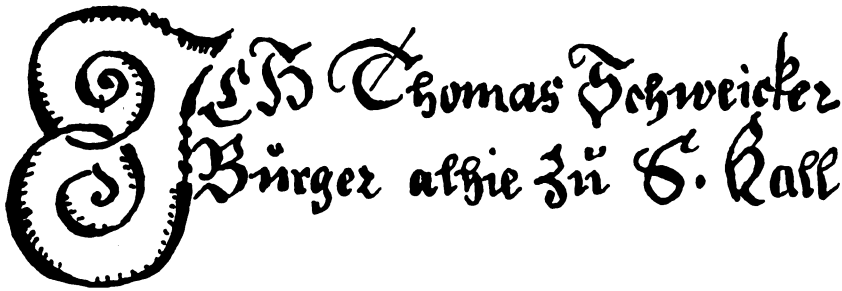
[15] Man vergleiche, um das Schwäbische zu erkennen, etwa den älteren Stifter an Kaschauers Freisinger Hochaltar 1443.

Digitized by Google

Thomas Schweicker als Mensch und Künstler

Zur 400. Wiederkehr des Jahres seiner Geburt

Von Ernst Liese — Mit 14 Abbildungen



Mit dieser ausgewählt schönen Schrift beginnt eine einfache Empfangsbescheinigung an „die Ehrnvesten Erbarn und Wolweisen Herrn Georg Müller, Johann Stattmann, bede deß geheimen Raths" vom 24. April 1595. Der Meister der Schrift, Thomas Schweicker, wußte, was er als Bürger dem Rat an Ehrerbietung schuldig war. Als besondere Bestätigung dessen, was dort geschrieben stand, hob er hervor: Ich „bekenne öffentlich mit dieser meiner Fußschrift".* Er war ohne Arme zur Welt gekommen. Daß er mit den Füßen schreiben konnte, wie jeder andere Gebildete mit den Händen, erschien seiner Zeit als ein großes Wunder und nicht zuletzt ihm selbst. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Öffentlichkeit die Geburt ohne Hände und Arme so erklärte, wie sie es heute in solchen Fällen noch zu tun pflegt, nämlich seine Mutter habe, als sie mit dem Kinde schwanger ging, sich „versehen". Was kümmert sich die Volksmeinung um die Behauptung der exakten medizinischen Wissenschaft, daß es ein „Versehen" nicht gäbe.[1] Johann Weidner, Pfarrer in Schwäbisch Hall, hat 1570 in seinem Gedicht „Drei Schreiber in Schwäbisch Hall" näher mitgeteilt, wenn auch in schlechten Versen, wie des Thomas Mutter sich „versah":

„Der Dritt ist Thomas Schweicker genannt,
Nun längst in aller Welt bekannt,
Der thuts den beiden gar vor weit,

* Die Bescheinigung schließt mit dem Schnörkel am Ende dieser Abhandlung.

[1] Ob des Thomas Gebresten auf einen Erbverfall (Degeneration) deutet, kann nicht erwiesen werden, zumal alle Geschwister körperlich und geistig gesund gewesen zu sein scheinen. Immerhin ist auffällig, daß nach Feststellung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) in der Sippschaft erbliche Belastung vorgelegen haben muß. Drei Kinder eines Lucas Schweicker sind, obwohl weit über 20 Jahre alt, 1591/92 in Pflegschaft, und von einem Philipp Schweicker, dem alten und dem jüngeren, sind Kinder 1580 und später ebenfalls in Vormundschaft. — Nach heutiger ärztlicher Ansicht muß eine solche Geburt ohne Arme, die durch „amniotische Abschnürungen im Mutterleib" erklärbar ist, nicht ohne weiteres als Degenerationszeichen aufgefaßt werden.

Digitized by Google

Der ist beraubt der Händ all beid,
Denn als sein' Mutter schwanger war,
Kam auf ein Zeit ein Bettler dar,
Dem gab s' ein Brot, sein' Hunger zu büssen,
Das nahm der Bettler mit den Füßen.
Darob erschrack sie also b'hend,
Daß sie den Sohn auch gebar ohn' Händ."[2]

Dieser Sohn sollte ein berühmter Mann werden. Mit berechtigtem Stolz konnte Thomas in der Beschreibung des ihm auf seinen Wunsch vom Kurfürsten Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, verliehenen Wappens sagen: „Erstlich hab ich die zween Adlersflügel darumb erwöhlet, dieweil mein Schreiben nit allein in weit entlegene Länder, Königreich und Fürstenthumb, sondern auch in das gantze Heil. Röm. Reich und Fürnehmbsten größten Reichsstätten sich außgebreitet hat."[3] In der Tat, Name und Kunst des Thomas Schweicker waren weithin in deutschen Landen bekannt geworden, als Weidner den müden Wanderer 1602 zur letzten Ruhe bestattete. Hatte doch sogar Kaiser Maximilian II., 1570 auf der Durchreise nach Speyer Hall berührend,[4] sich die Kunst des Armlosen zeigen und es an Anerkennung nicht fehlen lassen. „Nachdem auch die Römisch Kayserlich Majestät, unser aller gnediger Herr, selbs persönlich mit Aigner Handt verehrt, nemblich mit drei Tuppelducaten, welche in Müntz thun eylffthalben gulden, so will Ich, das dieselben nach meinem Absterben auff solche weis außgetheilt werden sollen"; mit diesen Worten in seinem Testament bestätigt Thomas diese sein bescheidenes und geplagtes Dasein froh und reich machende Tatsache. Ein Jahr später beobachtete ihn beim Schreiben der Rechtsgelehrte und Nürnberger Ratsherr Philippus Camerarius auf der Komburg.[5] 1584 wurde er mit „Gutschen und Pferden" zum Schloß in Heidelberg abgeholt, „damit er vor einem hohen Potentaten seine Kunst vorbringen und in Person verrichten könne, welches er auch mit großem Ruhm und Lob im Beywesen vieler churfürstlicher, gräflicher, Adentlicher und anderer vornehmen Personen dermaßen prästieret, daß Ihme neben ansehnlicher recompens auch ein Wappenbrief gnädigst ertheilt, damit er und seine Posterität sich dessen zu erfreuen haben möchte".[6] Bilder des Kunstschreibers mit seiner Unterschrift und meistens der Angabe des Datums und des Lebensalters und Kunstblätter von ihm sind heute noch in ziemlicher Anzahl vorhanden, nicht nur in Schwäbisch Hall, sondern auch anderswo. Schaumünzen auf ihn und seine Tätigkeit waren geprägt worden. Binder, „Württembergische Münzen", erwähnt und beschreibt sechs verschiedene Prägungen von verschiedener Größe

[2] Chronik „Von der Statt Schwäbischen Hall" (Grüne städtische Chronik, Handschrift aus verarbeiteten Teilen der Chroniken von Herolt und Widman mit Beifügungen bis nach 1602, ein Schweinslederband mit grünem Rückenschild und Schnitt; Ratsbibliothek in Schwäb. Hall, S. 708).

[3] Grüne städtische Chronik, S. 707.

[4] Johann Leonhard Gräter, Neujahrsregister von 1788; angeführt von Schauffele in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte", 1879, S. 292 ff.

[5] In seinem Werk „Operae horarum subcisivarum" (Handreichungen für Mußestunden), Kapitel 37.

[6] Grüne städtische Chronik, S. 707 (Ratsbibliothek Schwäb. Hall).

Digitized by Google

Abb. 2. Bildnis des fußſchreibenden Künſtlers Thomas Schweicker (1540—1602). Der Unterſchrifttext ſtammt von ihm ſelber, ob auch das Datum der Geburt, iſt fraglich. (Privatbeſitz der Althaller Familie Blezinger; Aufnahme: Senckpiehl.)

Digitized by Google

und für verschiedene Lebensjahre, drei von 1582, zwei von 1592, eine von 1597, die Schweicker in seiner charakteristischen Haltung beim Schreiben darstellen; eine vom Jahre 1597, die Binder nicht erwähnt, bringt auf der einen Seite den sitzenden Kunstschreiber, während auf der anderen sein vorzüglich modellierter Kopf ohne die sonst stets vorhandene Bedeckung zu sehen ist.[7] Diese Vielheit und Mannigfaltigkeit der Erinnerungsstücke an Thomas Schweicker legt die Vermutung nahe, daß sich seiner Person und deren Berühmtheit die Geschäftstüchtigkeit bemächtigt hat. Befinden sich doch im Stuttgarter Schloßmuseum und im Besitz von Herrn Oberingenieur E. Schauffele sogar „Springerlesformen" von ihm! (Siehe auch die Anmerkung [30].) Hall selbst aber ehrte seinen Sohn und treuen Mitbürger, indem es gestattete, daß ihm im gotischen Chor der schönen Michaelskirche die Ruhestätte bereitet wurde. Dort kann jeder eines seiner Hauptwerke sehen, sein in Kunst- und gewöhnlicher Schrift mit formschönen Ornamenten versehenes Grabmal (siehe Abb. 3), wie er selbst bezeugt: Ich „hab diese Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geschrieben, den 29. Juni Anno 1592 meines Alters im 51. Jahr". Seine Freunde aber fügten dem dieses Distichon bei:

„Septimus illuxit Phoebo octobris ut axa
Schweickere in coelis regna beata tenes."[8]

Zu deutsch: Als der siebente Oktober dem Phöbus die Achse hell aufleuchten ließ, nahmst du, o Schweicker, von dem glückseligen Himmelreich Besitz, in freier, auch auf dem Grabmal beigefügter Übertragung:

„Siebenten Tags Octobris wißt,
Thomas Schweicker gestorben ist.
Ruht jetzt in Gottes Zelten fein,
Befreit von Christo ewiger Pein."

Eine humanistisch-kabbalistische Spielerei mußte auch hier, dem Geiste der Zeit entsprechend, angebracht werden. In den Druckzeilen des lateinischen Textes sind 22 Buchstaben durch Größe besonders hervorgehoben, die, als Zahlzeichen gedeutet und zusammengezählt, das Sterbejahr Thomas Schweickers ergeben: IMVILLVXICIVXCVVICICLI = 1602.

Uns sind durch die Leichenpredigt Weidners eine Reihe der Verehrer Schweickers überliefert worden, deren Epigramme und Lobsprüche in deutscher, lateinischer, auch in griechischer Sprache mitgeteilt werden. Man darf annehmen, daß es sich hierbei ausschließlich um Männer handelt, die, wie Camerarius, Gräter und Weidner, Thomas Schweicker, dem Künstler und Menschen, näher gekommen waren und ihn schätzen gelernt hatten, vor allem seine Geistigkeit. Was wissen wir von Thomas Schweicker Genaueres?

Die „Christliche und einfältige Leichpredigt" beginnt mit einem Beileidsgedicht an Schweickers Bruder Michael, „dem durch gründliche Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und feinste Bildung hochgeschmückten Manne".

[7] Mitteilung des Herrn Dr. E. Kost (Schwäb. Hall); Besitzer Dr. med. W. Dürr (Schwäb. Hall). Wiedergabe dieser Münze siehe S. 275 unten.

[8] Statt des unmöglichen Wortes „axa" muß „axim" gelesen werden. Dieser ursprüngliche Text, dessen Quelle ich leider nicht mehr ermitteln konnte, ist auf der Grabplatte völlig unverständlich eingemeißelt.

Digitized by Google

Abb. 3. Von dem armlosen Thomas Schweicker selbst gemalte Grabtafel, vor seinem Ende mit seinen Füßen geschrieben, den 29. Juni anno 1592, seines „Alters im 51. Jahr". Der Sterbetag, 7. Oktober 1602, ist oben von anderer Hand nachträglich eingesetzt. (Michaelskirche in Schwäbisch Hall; Aufnahme: W. Kratt.)

Hermelink, Universitäts-Matrikeln 1497—1600, bringt unter Nr. 181, 49 die Eintragung: Michael Schweicker ex Hala Suevorum (26. August 1574), und in einer Fußnote dazu: Baccal. artium 11. April 76, Magister 14. August 77. Stoll, „Magisterpromotionen", erwähnt an erster Stelle, d. h. als beste Arbeit: 14. August 1577 Michael Schweicker, Halensis.[9] 1604 zahlt Michael von auswärts Steuern nach Hall, wo er offenbar noch Besitz hatte,[10] und zwar als

[9] Amtliche Mitteilung der Universitätsbibliothek in Tübingen vom 2. März 1940.

[10] Feststellung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

Digitized by Google

Präzeptor (Gymnasiallehrer) in Frankfurt a. M. Dort hat am 7. November 1595 dieser Michael Schweicker aus Schwäbisch Hall den Bürgereid geleistet.[11]

Diese Tatsachen genügen, um wahrscheinlich zu machen, was Weidner rühmend von diesem Michael Schweicker gesagt hat. Am 1. Juni 1575 „verkaufen seine Pfleger, Magister Paul Seckel und Heinrich Haalberg, als Vormünder Hans Schweickers seligen Sohn, Michael genannt, ihres Pflegesohnes Haus und Hofraithin alhie am alten Schumarckht an Peter Stieren, hinten an Melchior Klaus und an der Seiten an Melchior Bosen im Gäßlein gelegen, frei eigen um 701 fl."[12] Das geschah kaum ein Jahr später, als Michael in Tübingen, noch nicht großjährig, immatrikuliert worden war, wahrscheinlich um sein Studium wirtschaftlich zu sichern. Michael war der jüngste Bruder des Thomas, der in der Reihe der bei der Abfassung des Testaments vom Jahre 1576 noch lebenden Geschwister aufgezählt wird: „nemblich Hannsen, Daviden, Georgen, Michaelen, Gertrauden unnd Ursula". In diesem Zusammenhang interessiert ein Schuldbrief, der in die Verwandtschaft des Thomas Schweicker einen genauen Einblick tun läßt, auf den sein Testament vom 1. November 1576 ebenfalls hinweist. Die Schuldforderung lautet: „Angeben den 30. Dezembris anno 76 und umb sieglung gepetten, ausgenommen Gilg Seckel. Davidt Schweicker für sich selbsten, Dietrich Hennenberger (vgl. Testament) auch für sich selbsten, Wolf Lackhorn und Lorentz Haug anstatt ihrer Hausfrauen Gertraudt und Ursula, Herr Wolff Sanwaldt, Schultheis, und Gilg Seckel als Vormünder Hans und Thoman Schweickers, Magister Paulus Seckel und Heinrich Haalberg als Vormünder Michel Schweickers, gegen Jörg Schweickern, ihren beiden Schwähern und ihrer Pflegekinder Bruder, umb alles dasjenige, was sie uff seinem Haus beim Kornhaus über, zwischen Lienhardt Linsenmayern und Daniel Kolben gelegen, zu Jahrzielen einzunehmen gehabt und aller Forderung."[13] Der hier öfter auftauchende Name Seckel ist der Familienname der ersten Frau[14] des Hanns Schweicker, Dorothea, der Mutter Thomas'. Sein Vater war „Beck", öfter auch Senator, also Mitglied des Rats, genannt. Nach dem Buch der Ratsherren ist er 1559 als Hans Schwigger in den Rat gewählt worden, wurde 1570 auch Richter, starb aber 74jährig im Jahre darauf.[15] Er gehörte zu einer alteingesessenen Haller Familie. Nachweislich sind bereits 1396 zwei größere Gruppen von Schwigger-Namen in Hall vorhanden, was die Annahme als berechtigt erscheinen läßt, daß die Familie Schweicker seit etwa 1300 und noch früher in Hall ansässig gewesen sein muß.[16] „Hans Schweicker zahlt zum ersten Male 1523/24 Steuer, und zwar den geringen Betrag von 1 Ort 3 Batzen (1 Ort = $^1/_4$ Gulden). Er wird genannt als ‚in der Rott in Gelbinger Gassen' sitzend, d. h. ohne eigenen

[11] Mitteilung des Stadtarchiv-Kulturamts Frankfurt a. M.

[12] Ermittlungen von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) aus Contract- und Kaufprotokollbuch, Band 11, von 1575, S. 131.

[13] Mitteilung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

[14] In der „Leichpredigt" Dorothea Seecklin genannt.

[15] Aufgeführt von Stefan Feyerabend von Hall in „Consules senatores et viri docti urbis Halensis Suevicae". Siehe „Festschrift" des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, 1922, S. 66.

[16] Diesen Nachweis hat Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) überzeugend geführt, dem ich auch die nachfolgenden Angaben verdanke.

Digitized by Google

Hausbesitz in der Stadt, aber doch schon selbständig arbeitend. In der nächsten Steuerperiode 1525/26 sitzt er bereits am Kornhaus, also in der heutigen Neuen Straße, und zahlt ½ fl. Dabei wird er zum ersten Male ‚Beck' genannt. 1533/34 zahlt er bereits 1 fl., 1541/42 2 fl., 1553/54 3 fl. und wohnt noch beim Kornhaus." Dann setzen die Beethbücher für 18 Jahre bis 1573/74 aus. Doch ist hiermit nachgewiesen, daß das Geburtshaus des Thomas Schweicker am Kornhaus lag. Welches Haus es war, geht aus folgender Kaufübertragung im Contract- und Kaufprotokollbuch 1569/70 (Band 7, Seite 306) deutlich hervor:[17]

„uffgericht denn 18.ten Januarij anno 1570. Herr Hanns Schweickher des Rhats verkaufft seinem Sohn Jörg Schweickhern dem Beckhen sein Beckhenhauß olhie beim Kornhauß über, zwischenn Daniel Kolben unnd Lienhart Linsenmaiern heussern, hinden an Liennhart Moltgen Höfflin gelegen, gelt dem Spital 2 pfundt und 16 B. vorgelts und unser lieben Frauenn Altar, etwann Inn der veldner Capellen Jetzo zu S. Michel ein Vaßnachthun Nachgelts, demselben one schaden. Kummpt der Kauff umb 800 fl. S. Vorgericht."

Es ist eine reizvolle Aufgabe, nach diesen genauen Angaben mit Hilfe alter Stiche und Lagepläne festzustellen, wo dieses Haus des Becken Hans Schweicker, des Vaters Thomas Schweickers, stand, wahrscheinlich ist es auch möglich, denn dieses Häuserviertel wurde erst 1728 ein Opfer des großen Brandes. Auf alle Fälle wäre die Beantwortung dieser Frage ein nicht unwichtiger Beitrag für die Lebensbeschreibung des Thomas Schweicker. Denn es war sein Geburtshaus. Heute können wir mit Bestimmtheit nur sagen, daß die Eltern bei seiner Geburt am früheren Kornhaus wohnten, also in der nach dem Stadtbrand von 1728 dort angelegten heutigen Neuen Straße.

Eine ziemlich sichere Angabe liegt vor, in welchem Hause Thomas Schweicker gestorben ist. In seinem am 1. November 1576 verfaßten Testament (im städtischen Archiv in Schwäbisch Hall) befindet sich die Ortsangabe: „in David Schweickers sein Testierers Bruders Behausung uffm Rosenbühl am Eck und obern Stuben desselben zunächst gegen den Langenfelder inneren Thor und an der Stadtmauer über gelegen". Dieses Haus gehörte seinem Bruder David, der bereits um 1560 auf dem Rosenbühl saß und nach einem Eintrag im Contract- und Kaufprotokollbuch von 1565 (Band 3, Seite 352) schon zwei Häuser im Rosenbühl besaß, von denen er eins, nämlich das zwischen dem eigenen Wohnhaus und Wolf Hoffmann gelegene, damals verkaufte. Das ermöglicht die Feststellung der Lage des Sterbehauses des Thomas Schweicker. Denn wenn nach dem Testament dieses Haus das des Bruders David „uffm Rosenbühl am Eck" und „zunächst dem Langenfelder inneren Thor und an der Stadtmauer gelegen" war, so müßte es im heutigen Häuserblock das Haus sein, in dem sich jetzt die früher nebenan gelegene Gastwirtschaft zur Krone befindet (siehe Abb. 4). Dieses Haus ist in der Tat im Kern alt, die Vorderseite muß später umgebaut worden sein.[18] Es war das

[17] Ermittelt durch Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

[18] Festgestellt durch Dr. E. Kost.

Digitized by Google

Haus „uffm Rosenbühl am Eck", was mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf, in dem Thomas jahrzehntelang gelebt hat und wo er das Zeitliche segnete. Das zweite, dem Bruder David gehörende Haus (er war gleich dem Vater vermögend) war das heutige Rosenbühl 2 gelegene, damals ein Beckenhaus. Hätte David in diesem gewohnt, so wäre er Bäcker gewesen, wofür der Beweis bisher nicht erbracht werden konnte. Thomas wohnte schon 1576, dem Jahr der Abfassung des Testamentes, bei David, vielleicht schon seit des Vaters Tod, 1571. Denn das Testament wurde in diesem Hause vollzogen, ebenso schrieb hier Schweicker selbst den Nachtrag zum Testament vom 20. August 1602,[19] also etwa sechs Wochen vor seinem Tode. In ihm gedenkt er seines Bruders David und dessen Ehefrau ganz besonders, „dieweil Ich bei Ihm in die Köst gegangen". David soll des Scheidenden „Stuel in der Kirchen auch behalten", seiner Frau soll der Bruder Hanns: „mein Bettstatt wie ich darin gelegen, sampt dem größten par Leilacher und das Schulterkissen in meinem grossen Schrein liegend geben sampt 10 fl. an Gelt". David werden auch als demjenigen, „bey welchem ich mein Abschied auß dieser Welt nemen würde", die nach dem Testament von 1576 „zu Einem voraus" vorgesehenen „Sechzig gulden" im Nachtrag von 1602 zugesprochen. Das sind deutliche Zeugnisse der Dankbarkeit des Thomas gegen seine Kostgeber und wohl auch leiblichen Pfleger, seinen Bruder David und dessen Frau.[20]

Nach „Christliche und einfältige Leichpredigt" des Johann Weidner, die auch Johann Leonhard Gräter in seinem „Neujahrsregister vom Jahre 1788"[21] wie Lochner in „Sammlung merkwürdiger Medaillen" von 1798 benutzten, sorgten die Eltern des Thomas für eine gute Ausbildung und Erziehung, um „den Abgang des Leibes durch die Kultur des Gemütes zu ersetzen", wie Lochner bemerkt. Thomas besuchte die deutsche und die lateinische Schule, in der die Magister Bartholomäus Schmid und Basilius Romanus als „praeceptores primarii" seine Lehrer waren. „Es war ihm", so berichtet Lochner nach Weidner, „in dieser Schul ein besonderes verschlossenes Tischlein eingeräumet, seine Sachen zu bewahren, wie solches noch einige Zeit nachdem gezeiget worden. Übrigens schlug diese instruction so wol bey ihm an, daß er gar bald einen feinen Anfang und Verstand der Lateinischen Sprache bekam, wobey er aber haubtsächlich im Schreiben sich besonders übte. Es wird ihm ein fähiges ingenium zugeschrieben." Interessant wäre es zu wissen, wer ihn das Schreiben und Ornamentezeichnen gelehrt hat. Es muß für Schüler und Lehrer eine große

[19] Siehe Abschrift S. 21.

[20] Von David Schweicker, dem Bruder von Thomas, befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart (Historie S. 673, 95 neu foliierte Blätter) aus dem früheren Besitz des Haller Rektors Friedrich David Gräter eine Herolt'sche Chronik von Schwäbisch Hall, die bis Blatt 82 den Text der im 16. Jahrhundert entstandenen Herolt'schen Chronik bringt; von Blatt 83a bis Blatt 95 folgen etliche Geschichten „von mir David Schweickern gemerkt und uffgezeichnet" bis zur Angabe der englischen Pulververschwörung 1605. Auch der Herolt'sche Chronikteil ist von David Schweickers Hand abgeschrieben, mit einigen eigenen Zusätzen. Die Handschrift ist nicht schön, eher etwas plump, aber leserlich, aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, nach Handschrift und Schreibart zu urteilen.

[21] Siehe „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte", 1879, S. 292.

Digitized by Google

Abb. 4. Das Haus „uffm Rosenbühl am Eck" (ganz rechts), in dem Thomas Schweicker schon 1576, im Jahr der Abfassung seines Testaments, wohnte, und in dem er starb. Ein Umbau des 19. Jahrhunderts hat den alten Zustand, besonders der früheren Vorderseite, verdeckt. Dieses Haus und das nach links gegen den „Neuen Bau" anschließende, etwas vorstehende Nachbarhaus war im Besitz von Thomas Schweickers Bruder David. (Aufnahme: Dr. Kost.)

Geduldsprobe gewesen sein und war schließlich ein Meisterstück für beide. Daß Thomas die Lateinschule besucht hat, dafür spricht auch die Tatsache, daß er in dem Testament von 1576 „den armen Schülern uff der Lateinischen Schul vierthalb gulden" vermachte. Es ist auch anzunehmen, daß er die lateinische Sprache beherrschte. Er besitzt „Bücher lateinisch", die seinem Bruder David zufielen, seine Kunstschriftblätter und das Epitaphium verraten den Kenner der lateinischen Sprache, nicht minder der Gebrauch juristischer Fachausdrücke in Latein im Testament von 1576. Wo die Lateinschule, die Schweicker besucht hat, lag, kann mit Sicherheit nicht mehr festgestellt werden, wahrscheinlich befand sie sich am Platz des Claßgebäudes auf der Nordseite des Chors der Michaelskirche.

Dies im wesentlichen war über Herkunft, Familie und Lebensumstände des Thomas Schweicker als geschichtlich festzustellen. Ehe wir nun über den Menschen und Kunstschreiber handeln, mögen einige Quellen zu uns sprechen, die den Vorzug haben, aus Thomas Schweickers Zeit selbst zu stammen und ganz unmittelbar zu sein.

Digitized by Google

Aus Thomas Schweickers Leben und Treiben

I.

Bericht des Philipp Kämmerer (Camerarius) aus Nürnberg in seinem Werk: „OPERAE HORARUM SUBCISIVARUM",[22] zu deutsch: Gaben für Mußestunden, oder Geschichtsbetrachtungen

Kapitel 37 (S. 169)

Wunderbarer Ausgleich der Natur (De miranda naturae compensatione)

Wunderbar ist die Vorsehung und die Sorgfalt der Natur, die ihr der Schöpfer aller Dinge wie der besten Mutter verliehen hat. Denn sie gibt bei Lebewesen mit verrenkten, verstümmelten oder verkümmerten oder gänzlich fehlenden Gliedern meist anderen Gliedern außer der Obliegenheit, zu der sie bestimmt sind, eine solche Kraft und Geschicklichkeit auf Grund täglicher Gewöhnung, daß man sagen kann, nicht in dem (spezifischen) Unterschied der Glieder, sondern auf der dauernden Übung beruhe die Vollendung. Darüber habe ich öfter nachgedacht, als ich in Komburg[23] bei dem wirklich edlen und vornehmen Herrn Erasmus Neustetter war.

Denn nachdem dieser keine Äußerungen des Wohlwollens und der Freundlichkeit uns gegenüber außer acht gelassen, ließ er aus den benachbarten Schwäbischen Salinen den Thomas Schweicker holen, 31 Jahre alt, ehrenwerter Eltern Kind. Wenn ihn auch seine Mutter ohne Arme ans Licht gebracht hatte, führte er dennoch alle Handgriffe mit Hilfe der Füße aus, so daß er sich nicht scheute, zu behaupten, was er in einer Beziehung vermisse, sei ihm in anderer ausgeglichen. Denn als er sich auf einen erhöhten Platz gesetzt hatte, der der Höhe des Tisches gleichkam, auf dem Speisen aufgetragen waren, ergriff er mit seinen Füßen ein Messer und zerschnitt Brot und andere Speisen. Die Füße reichten darauf auch den Trank dem Munde, wie Hände. Nach dem Mahl malte er mit dem Fuß vor aller Augen so schwungvolle lateinische und deutsche Buchstaben, daß wir Proben davon als eine ungewohnte Sache mitnahmen. Auf unser Verlangen richtete er mit einem Messerchen zum Schreiben handliche Federkiele her, die er uns dann schenkte. Als er so beschäftigt war, betrachtete ich aufmerksam die Form der Füße, deren Zehen so lang und zum Festhalten geschickt waren, daß sie, wenn man etwas weiter weg zusah, wie Hände aussahen (denn mit seinem Mantel bedeckt er recht sittsam die Schenkel). Dieses für uns sehr erfreuliche und vorher nie gesehene Schauspiel hatte er auch auf Befehl vor der Kaiserlichen Majestät, als sie dort durchkam, zur Schau gestellt. Sie nahm diesen bewunderungswürdigen Ausgleich der Natur gern in Augenschein. Diesen Vorgang beleuchtete in einem schwungvollen Epigramm Johannes Post, Arzt und großer Poet. So wie er es mir neulich geschickt hat, glaubte ich es hier zusetzen zu müssen:

[22] „Operae horarum subcisivarum sive meditationes historicae auctiores quam antea editae" usw. Gedruckt bei Hoffmann in Frankfurt a. M. 1658. Diese vermehrte Auflage bearbeitete der Sohn des Verfassers.

[23] Schloß Komburg bei Schwäbisch Hall, damals Chorherrnstift.

Digitized by Google

Mira fides! pedibus dextre facit omnia Thomas,
cui natura parens brachia nulla dedit.
Namque bibit pedibus, pedibus sua fercula sumit,
volvit et his libros, praeparat his calamos.
Quin et Literulas pede tam bene pingere novit
artificis superet grammata ducta manu.
Maximus hoc Caesar, stupuit quondam Aemilianus,[24]
donaque scribenti largus honesta dedit.
Omnia nempe potest vigilans industria, quodque
natura ipsa negat perficit ingenium.

In Übersetzung: Wunderliche Wahrheit! Mit den Füßen tut Thomas geschickt alles, er, dem die Mutter Natur keine Arme gab, denn er trinkt mit den Füßen, mit ihnen nimmt er seine Speisen, er wälzt mit ihnen auch Bücher und er stellt mit ihnen Schreibfedern her, ja sogar Buchstäblein weiß er mit dem Fuß so gut zu malen, daß er die von Künstlerhand gezeichneten Buchstaben übertrifft. Darob staunte einmal der große Kaiser Aemilian,[24] und dem Schreiber gab er freigebig ehrenvolle Geschenke. Alles also vermag wache Betriebsamkeit, und was die Natur selbst versagt, schafft der Geist. —

II.

Testament und letzter will 1576 (gekürzt)

Ich Thomas Schweicker Bürger zu Schwäbischen Hall, nachdem uns sterbenden menschen nichts gewisseres dann der todt und nichts ungewisseres dann die Stunde seiner Zukunft, allso bekenn ich solchem nach öffentlich und thue kundt allermeniglichem:

Erstlich so revocier und widerruffe Ich alle und jede hievor gethone Testament, Codicill und letste willen.

Zum andern Bevehle Ich mein arme Seel, so die von meinem leib schaiden wurdet, dem allmächtigen ewigen Gott und vatter unseres Herrn und Heylandts Jesu Christi. Inn sein grundlose Barmherzigkeit protestir und bezeuge mich auch hiermit, das Ich auch im rechten waren Christlichen Glauben ersterben und mein abschiedt aus diser welt nemen will, und ob Ich mich inn meinen zufallenden Krankheiten durch widerwertige anfechtung oder größe und schwere des wehtags anders erzaigen würde (davor mich mein getreuer Gott und vater gnediglich beware), das Ich nichts desto weniger uf meinem waren glauben und Christlichem fürnehmen biß inn mein Ende verharren will.

Zum Dritten ist mein will, maynung unnd geschäfft, ob Ich jemanden nach meinem tode schuldig Plibe unnd solches kundtlich und wissentlich dargebracht unnd angezeigt wurde, desselbig von meiner verlassen hab unnd geräter erbarlich zubezalen und zuentrichten.

Zum Vierten. Denjenigen, bey welchen Ich mein abschiedt auß dieser welt nemen würde, zu Einem voraus Sechzig gulden Reinischer an müntz gemainer landtswehrung sambt alle mein varende haab, Es sey gleich an Silbergeschirr, Beth, Klaider, oder wie es mag namen haben, glat nichts außgenommen, dann allein die Zinßbrieff und das bargelt.

[24] Maximilian II. (1564—1576) besuchte 1570 als deutscher Kaiser Schwäb. Hall.

Digitized by Google

Zum Fünfften ist mein will, maynung und geschäfft, nachdem mich die Römisch Kayserlich Majestat, unser allergnädigster Herr, selbs Persönlich mit aigner Handt verehrt, nemblich mit drey Tuppelducaten, welche in Müntz thun eylfftthalben gulden, so will Ich das dieselbigen nach meinem absterben, auff solche weis außgethailt werden sollen, nemblichen den armen leuten im Siechhaus vierthalben gulden, zum andern den armen Schülern uff der Lateinischen Schul vierthalben gulden, unnd endlich inn gemain den armen leuten auch vierthalben gulden, alles an müntz, Gott zu lob ehr und Preis, und mein auch im besten darbey zu gedenken.

Und dieweil nun Erbmachung ein wesentlich Stück eins jeden Testaments ist, so setz, benenn, instituir und mache Ich obangeregeten Testierer mit disem meinem Testament und letsten willen zu meinen Rechten waren unnd wissenthaften Erben, nemblich Hannsen, Daviden, Georgen, Michaelen, Gertrauden unnd Ursula als meine geschwisterig kind. Dann auch Dieterich Hennenbergern meiner Schwester seligen Sohn, oder wo deren eins oder mehr mit todt abgangen were, Ihre ehleibliche kinder, wo sie ainihr verließen, welche dann auch Ich hiemit inen substituirt haben will.

Diß meines Testaments unnd letsten willen seyndt gezeugen der Ernveste, weise, Erbare unnd Ersame Wolffgang Sanwaldt des heyligen Reychs Schulthaiß, Gilg Sekhel, Joseph Feyerabendt, Davidt Krauß Spitalschreyber, Heinrich Saalberg, Jörg Syber Goldschmidt, unnd Hannß Geyer Jung, alle bürger zu obgedachtem Hall, meine sonders günstige liebe herrn, Schwäger und gute freundt, inn deren aller gegenwertigkeit Ich solches alles bekandt, gesetzt und geordnet unnd sie hier zu dessen gezeugen zu sein, beruffen und mit fleis erpeten.

So geschehen und geben zu merbesagtem Hall inn David Schweikers sein Testierers Bruders behausung uffem Rosenbühel am Eckh und oberen Stuben desselben, zunechst gegen dem Langenfelder Innerm Thor und der Stadtmauer über gelegen.

Donderstags Omnium sanctorum den Ersten Monatstag Novembris zwischen eins und zwey Uhrn nach mittemtag, als man zält nach Christi unsers lieben herren ainigen Erlösers und Seligmachers gepurt fünfzehnhundert, sybenzig und sechs Jahr.

Johann Bockh Stattschreiber
zu Schwäbisch Hall in fidem.

III.

Deutung des Familienwappens (siehe Abb. 5)

Dieweilen das menschliche Geschlecht dem Tod unterworfen und dessen Leben kurz, auch die Gedechnus schwach und hinfällig ist, damit die Nachkommen wissen und in Gedechnuß haben möchten, warumb ich dies Wappen eben uff eine solche gestalt und nicht anderst habe stellen lassen, so hab ich diesen eine kurze Erklärung und Bedeutung hierbei anmelden wollen. Und

Erstlich: hab ich die zween Adlersflügel darumb erwölet, dieweil mein Schreiben nit allein in weit entlegene Länder, Königreich und Fürstentumb, sondern auch in das ganze heilige Römische Reich und fürnehmsten größten Reichsstädt sich ausgebreitet hat.

Digitized by Google

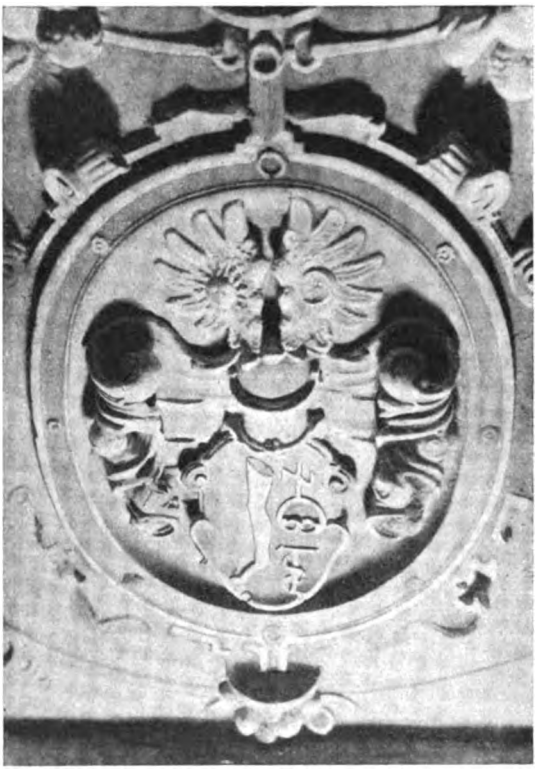


Abb. 5 (oben). Wappen Thomas Schweickers auf seinem Grabstein in der Haller Michaelskirche. Das Wappenschild und die Helmzier sind zweifellos von Schweicker selbst entworfen oder entsprechen seinen genauen Angaben. (Aufnahme: Seckpiehl.) — Abb. 6 (links). Petschaft des Hans Schweicker, nach Angabe seines Sohnes Thomas. — Abb. 7 (Mitte). Petschaft des Thomas Schweicker. — Abb. 8 (rechts). Hausmarke der Familie Pfister (Bäcker); nach Siebmacher, Wappenkunde V, 10.

Zum andern: Die Sonne im rechten Flügel bedeut, dieweil ich mich je und alleweg beflissen, mit den Gaben, so mir Gott, der Allmächtige, verliehen, die Ehr und die Erkenntnus unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi als der Sonne der Gerechtigkeit möchte bei jedermann fortgeplanzet, ausgebaut und durch mein

Digitized by Google

Schreiben gefürdert werden, und wie Gott seine Sonne scheinen lasset über Fromme und Böse, also sind auch meine Schriften frommen und bösen Leuten zu Teil geworden.

Zum Dritten: Der Mond im linken Flügel bedeut, zur gleichen Weiß wie der Mond seinen Schein von der Sonne hat, also bekenn ich, daß ich die Gab, mit meinen Füßen zu schreiben, auch alle andern Gnad und Guttaten allein von der Sonne der Gerechtigkeit, wie ihn der Prophet Malachias am 4. Capitel nennet, Jesu Christo, habe. Und wie der Mond unbeständig ist, ab und zue nymbt, also hab ich auch allbereit in Mutter Leib, als ich umb Arm und Händ kommen bin, abgenommen, hernacher aber durch die Gnade Gottes in andre Weg wieder zugenommen.

Zum Vierten: Der menschliche Schenkel und Fuß mit der weißen Schreibfeder im Schild bedeut und zeiget an, uff was Weiß ich die Zeit meines Lebens meine Geschäfften verrichtet hab. — So ist die Brez mit dem Creuz oben darauff meines lieben Vattern seligen Pittschafft gewesen.

Zum Fünften und Letzten die zwo unterschiedlichen Farben, als rot und gelb, hab ich darumb erwöhlt und vor andern geliebt, derweil mein vihl- und hochgeliebtes Vatterland, die Stadt Hall, solche Farben auch führet.

Seind also über diß Wappen diß meine einfältige Gedenkhen gewesen.

Deo soli gloria.

Thomas Schweicker.[25]

IV.

Volgen etliche Punkten wie mans nach meinem Absterben halten soll:

Erstlich soll mein Testament in seinen krefften und wirden bleiben, ausgenommen das Silbergeschirr, das soll man theilen. Dann ich zum selben mal mehr nit als ein Becher gehabt, alß Ich das Testament gemacht.

Zum andern aber sollen die Erben alles was in meinem kleinen Schreinle ist, als die Zintzbrieff, Bargelt und Silbergeschirr in gleiche Theil theilen. Aber das ander alles was ich sonsten hab. Alß mein Betth. Kleider. Weißdinglach. Bücher Lateinisch und Teutsche. und in Summa mein gantze schreyberey und farnis. samt 60 fl. soll David zum voraus haben. Dieweil ich bey Ihm in die Köst gegangen.

Zum dritten soll mein Bruder Hanns seine 40 fl. die Ich Ihm schuldig bin und noch 10 fl. darzu das es 50 fl. sey auch zuvor hinwegs nemmen. und soll Ihm David meinen Schwartzen Beltz und alle Leylacher so in dem Schrein der vor meinem Betth steht ligen. auch den großen Pallen Weißtuch zu geben schuldig sein.

Zum vierten soll er David seiner Hausfrauen von meinetwegen mein Bettstatt wie Ich darin gelegen. sampt dem großen par Leilacher. und das Schulterküssen in meinem großen Schrein liegend. geben sampt 10 fl. an Gelt.

Zum fünfften. Nachdem Ich vor diser Zeit mich gegen einen E. Rath erbotten. nach meinem absterben 40 fl. ins Spital zu verschaffen. so ist doch Jetzmals mein endlicher will und meinung. das die Erben für die 40 fl. sollen 100 fl. als nemmlich die 100 fl. so ewigs Zinßgelts uff Davids scheuren ist. für die 40 fl. in Spital ins fegfeuer verschaffen.

[25] Abschrift aus der Haller „Grünen Chronik", S. 707, im Städtischen Archiv in Schwäbisch Hall.

Digitized by Google

Zum Sechsten sollen die Erben dem Knecht und der Mayd Jedem 1 fl. . Item Pailis frauen 1 fl. . und deß Würts Hainsis frauen von Tüngenthal 1 fl. geben.

Zum Sechsten[26] soll David meinen Stuel in der Kirchen auch behalten. und sollen nach meinem Absterben sich alle Christlich. freundtlich und Brüderlich. alß Christen gebürt. zusammen halten, so würt sich Gott auch zu Ihnen halten. das Ich in jenem Leben nit wider sie vor Gott seufftzen und betten darff.

Amen.

Anno 1602, den 20. August. Thomas Schweicker.

V.

Christliche und einfältige Leichpredigt auf Thomas Schweicker,
gehalten am 8. Oktober 1602 von Pfarrer Johann Weidner
an der Michaelskirche in Schwäbisch Hall.

Inhalt. Die Predigt umfaßt 32 Quartseiten im Druck. Sie beginnt mit einem Beileidsgedicht an Thomas' Bruder Michael Schweicker, „den durch gründliche Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und feinste Bildung hochgeschmückten Mann", gewidmet von Johann Weidner, Pfarrer von Landsiedel, Konrad Heister, Pastor in der Grafschaft Nassau, Johannes Girbert und Hartung Hennenberger, Studiosus aus Frankenhausen. Darauf folgt die eigentliche Leichenpredigt, der als Text Psalm 39 zugrunde lag. Die auf Thomas besonders zu deutenden Verse sind folgende: „Aber Herr, lehre mich doch, / daß es ein Ende mit mir haben muß / und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. / Siehe meine Tage sind eine Hand breit vor dir, / und mein Leben ist ein nichts vor dir. / Wie gar nichts sind alle Menschen, / die doch so sicher leben! / Nun, Herr, wes soll ich mich trösten? / Ich hoffe auf dich. / Laß mich nicht den Narren ein Spott werden. / Ach wie gar nichts sind doch alle Menschen! / Höre mein Gebet, Herr, und vernimm mein Schreien, / denn ich bin dein Pilgrim und dein Bürger / wie alle meine Väter."

Die Predigt enthält eine Reihe interessanter Mitteilungen aus Thomas' Leben und über seine Familie, die in der Arbeit verwertet wurden. Angeschlossen sind eine Anzahl Epigramme in lateinischer, deutscher und griechischer Sprache und sonstige Lobsprüche. Als deren Verfasser werden genannt: Philippus Camerarius, der Arzt und Poet Johannes Post aus Germersheim, Magister Johann Escher, der Professor Martin Crusius aus Tübingen, Karl Christoph Beyer aus Speyer, Martin Norden, Johannes Linck in Schlesien, Pfarrer Jakob Gräter aus Schwäbisch Hall, Rektor Johann Weidner aus Schwäbisch Hall, Magister Johann Stachmann, David Schwenk und Pfarrer Balthasar Schnurr aus Homberg.

Den Schluß bildet der Text des von Thomas selbst zu Lebzeiten abgefaßten Epitaphiums, auf dem er all seine Schriftkunst als in einem abschließenden Lebenswerk zeigt (siehe Abb. 3). Bei dem Geschriebenen handelt es sich u. a. um eigene Gedichte und von ihm ausgewählte Sprüche. Die für Thomas charakteristischsten sind folgende:

[26] Ein Versehen Schweickers. Es muß heißen: Zum Siebenten.

Digitized by Google

Nunc dimittis servum tuum domine secundum verbum tuum in pace.
Quia viderunt oculi mei salutare tuum, quod parasti ante faciem omnium populorum,
Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel.

*

Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.
Dem hab ich mich ergeben im Todt und auch im Leben.
Ade ich fahr dahin, bey dem ich ewig leb und bin.

*

Der Mensch geht auf wie ein Blum,
wenn der Wind bläst, so fällt er umb.
Darumb gedenk allzeit an Gott,
denn unversehens kommt der Todt,
und daß auch dem keiner entrinn,
nimmt er ein nach dem andern hin.

*

Die Nachkommen für ein Gedicht
wol halten möchten diese Geschicht,
das einer in rechter Mannsgestalt,
weder zu jung noch auch zu alt
von Mutterleib ohn Arm und Hend
geboren an sein Füßen bhendt
verricht wie mans nur haben will
alles gantz hurtig und ohne Zyll.
Gottes Wort er liset, höret, liebt,
in Tugend Nüchternheit sich übt.
Er ißt und trinckt, spilt, gibt und nimpt,
alles mit seinen Füßen zwegen bringt.
Bey dieser Taffel nim es ab,
Gottes Wunderwerk für Augen hab
Dank ihm allzeit für seine Gab.

Soweit Weidner.

Dazu nehme man Thomas' mahnende Worte auf dem Verschlußdeckel zu seinem Epitaph, die außerordentlich lebendig wirken, weil uns der Verfasser wie sprechend ansieht und zugleich eine der besten Proben seiner bewundernswerten Schreibkunst darbietet.

Wer diese geschichtlichen Zeugnisse mit Bedacht liest, besonders wenn Thomas Schweicker selbst zu uns spricht, wird erkennen, daß wir es bei diesem Armlosen mit einem Menschen zu tun haben, der weit über dem Durchschnitt steht. Man erinnere sich, mit welcher Klarheit in dem Nachtrag zum Testament vom 20. August 1602, etwa sechs Wochen vor seinem Hinscheiden, er alles regelte. So sicher sind seine Anordnungen, wie die Züge der Schrift des fast Zweiundsechzigjährigen noch nichts von ihrer Festigkeit verloren hatten, was man in der Urschrift mit Bewunderung und Erstaunen sehen kann. Das ganze Testament ist durchdrungen von Dank gegen Gott und Menschen und getragen von der sorgenden Liebe, daß wegen der Hinterlassenschaft zwischen den hinter-

Digitized by Google

bliebenen Geschwistern und Verwandten der Sippe kein Streit entstehen möchte. Er hatte wohl im Leben mancherlei Erfahrung gesammelt, was ein Erbstreit bedeutet, wie er auch die innigsten Bande der Verwandtschaft und Freundschaft zerreißen kann. Daher nahm er es mit dieser Sache sehr ernst, indem er seinen Erben die Verantwortung vor der Ewigkeit auferlegt, sprechend feierlich am Schlusse des Testamentes von 1602: „... und sollen nach meinem Absterben sich alle Christlich, freundtlich und Brüderlich, alß Christen gebürt, zusammen halten, so würt sich Gott auch zu Ihnen halten, das Ich in jenem Leben nit wider sie vor Gott seufftzen und betten darff. Amen." Diese überzeugte Einstellung zur christlichen Religion ist der Kernpunkt des Wesens bei Thomas Schweicker und der Nerv seines Lebens. Weidner bemerkt in der Leichenpredigt, man habe den Entschlafenen bei Lebzeiten in der Michaelskirche so oft mit heller Stimme singen hören, alle andern übertönend. Das war der Ausdruck seines Innersten, der sich auch bei seinem Ende bekundete. Der Sterbende sah es offenbar bei vollem Bewußtsein herankommen. „Unter Anrufung des Namens Gottes gab er den Geist auf", hinterließ Weidner. Thomas Schweicker war ein Christ bester reformatorischer Prägung von den Reformatoren Brenz und Luther her, voll Wahrheit, Kraft und Lebensbejahung, losgekommen von sich selber, von seinem Leib und seiner Bresthaftigkeit, durch den Glauben beglückt und begnadet:

„In meinem Creutz war biß mein Trost,
Ich sprach er lebt, der mich erlost."

Die von ihm für sein Epitaphium gewählten Schriftstellen und angefertigten eigenen Gedichte sind ein einziger Beweis hierfür. Es offenbart sich in ihnen ein an Gott durch Christus gebundener Mensch, der frohgemut von der Welt Abschied nimmt, weil er an ein anderes, schöneres Leben glaubt. Einen ergreifenden, ja klassischen Ausdruck fand diese lebendige Religiosität ohne Starrheit und fromme Phrase in Punkt 2 des Testamentes vom Jahre 1576:

„Zum andern Bevehle Ich mein arme Seel, so die von meinem leib schaiden wurdet, dem allmächtigen ewigen Gott und vatter unseres Herrn und Heylandts Jesu Christi. Inn sein grundlose Barmherzigkeit protestir unnd bezeuge mich auch hiermit, das Ich auch im rechten waren Christlichen Glauben ersterben unnd mein abschiedt aus diser welt nemen will, und ob Ich inn meinen zufallenden Krankheiten durch widerwertige anfechtung oder größe und schwere des wehtags anders erzaigen würde (davor mich mein getreuer Gott und vater gnediglich beware), das Ich nichts desto weniger uf meinem waren glauben und Christlichem fürnehmen biß inn mein Ende verharren will."

Die mannigfaltigen Gedichte Schweickers zeichnen sich durch Gedanken aus, die meist ernst sind. So dieses auf dem Kunstblatt für Georg Oerttle von 1587 (siehe Abb. 13):[27]

„Hab Gott vor Augen allezeit,
vergiß nicht, was er dir gebeut.
Sey Warhafft, Redlich, Fromb, Gerecht.
Gedenck das du nur bist ein Knecht
über dein Gut und all dein Haab.
Heut lebstu, Morgen ligst im Grab.

[27] Pergamentblatt im Besitz von Dr. med. W. Dürr (Schwäb. Hall).

Digitized by Google

Sey kein vielfraß, kein trunckenbollt,
sey Nüchtern, Messig, sey nit stoltz.
Bedenck dein Sterben und die Hell,
zu keinem frembden dich gesell.
Thu lieben Keuschheit, Ehr und Zucht,
wer anderst lebt, der ist verflucht."

Thomas hat aber auch durchaus Verständnis für Lebensbejahung und Lebensfreude. Das möge sein Kunstblatt von 1586 zeigen, im Besitz des Keckenburgmuseums des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall. Es hat folgenden Wortlaut:

„Wer Gottesforcht und Frombkeit liebet
und sich in Zucht und Tugent übet
bedenckt all Stund und alle frist
was Bös Gut Recht unnd Unrecht ist.
Wer allem Unrecht sich bewart,
sein Buß nicht biß ins Todtbedt spart
und wissent niemand unrecht thut,
der Mensch bleibt hie in Gottes hut
und kan sein alles Zweiffels frey
das Ihm Gott dort auch gnedig sey.
Ein starcker und gesunder Leib,
ein jung Schöns und holtseligs Weib,
ein gut Gewissen und bares Gelt,
wer mir das liebst inn dieser Welt."

Thomas, fielst du aus der Rolle? Aber gewiß nicht, es ist der neidlose Ausdruck des Wunsches, wahrscheinlich eines Hochzeitswunsches, für einen ihm nahestehenden jungen Gesellen, um so inniger und verständnisvoller dargebracht von einem, der wußte, was es heißt, das völlig zu entbehren, was das Leben sicher und schön gestaltet. Gläubiges Christentum ertötet den Sinn hierfür nicht, das ist die deutliche Meinung Thomas', die er im folgenden Gedicht, wie auch anderswo, ausdrücklich betont. Es ist am 21. Juli 1592 „dem Erbarn und Wolgeachteten Herrn Leonhart Stöberle, Bürger und Apotheker in Nürnberg, zu Ehren und Wolgefallen" gewidmet und hat folgenden Wortlaut:

„O Junger Gsell lehre gute Kunst,
das ist dir nutz und bringt dir Gunst.
Es ziert auch wol ein jungen Mann,
wie fein ists wenn der etwas kan.
Ich nehm eins gelehrten Mannes mut,
ließ eim eins Narren großes Gut.
Denn so das Geld sich von dir kehrt,
so bleibt die Kunst doch unversehrt
und dich dein gantzes Leben nehrt."

Das ist durchaus positive Lebenseinstellung, die Thomas selbst betätigt hat. Was er am Schlusse dieses Gedichtes sagt, daß die Kunst einen ernähre, auch wenn die Güter sonst schwinden, entspricht, so darf man annehmen, eigenster

Digitized by Google

Erfahrung. Thomas hat wahrscheinlich auch äußeren Gewinn von seinem Kunstschreiben gehabt, sonst wäre es unerklärlich, wie er testamentarisch Silbergeschirr, Zinsbriefe und Bargeld vermachen und von diesem dazu namentlich zusammen 224 fl.[28] verteilen konnte. Es tritt nirgends zutage, daß sein Herz an den Gütern und am Gelde hing. Lediglich eine Freude hatte er daran. Die drei Doppelbukaten des Kaisers hob er für seine Erben auf!

Daß diesem geistigen, innerlich ausgeglichenen Menschen es beschert war, von Männern mit klangvollen Namen und hohen Ämtern verehrt und bewundert zu werden, die in der „Leichpredigt" namhaft gemacht werden, ist nicht erstaunlich. Eine ganze Reihe bedeutender Verehrer Schweickers aus der Nähe, aber auch aus Tübingen, Speyer, ja sogar einen Johannes Linck aus Schlesien nennt die „Leichpredigt". Sie dürften bei der Unterhaltung mit Thomas Schweicker auf ihre Kosten gekommen sein. Dafür spricht ein Belegstück von einziger Art. Es ist die „Chronica Zeitbuch und Geschichtslibell von anbegyn bis in bis gegenwertig 1536. jar verlengt" usw., verfaßt von Sebastian Franck von Wörd. Dieses Buch hat Thomas Schweicker nach eigener Eintragung im Jahre 1576 erworben.[29] In ihm hat er Stellen unterstrichen und mit Randbemerkungen versehen, die sehr aufschlußreich sind. Es sollen wenigstens einige zu uns sprechen:

„Einen guten Hirten gepürt die schaff zu scheren und nit zu schinden."

„Von des Kayſers angesicht sol niemand traurig ungefertigt abtretten unnd abgeschaffen werden."

„Wenn Gott die Länder straffen will, so gibt er untüchtige Herrn."

„Darumb sprich ich ist des Herren herkummen nicht fast ehrlich und haben allzumal ein klein Lob in der schrifft unn haben fast alle durchauß übel haußgehalten."

„Der Leo ist starck und wirt zu zeiten ein speiß der kleinen Vögel. Es ist nichts so starck, das nicht übels zu erwarten hab von einem krancken."

„Die speiß ist dem bösen ein wolluſt, damit die Menschen gefangen werden als die Fisch mit dem angel."

„Gott krönt alleyn sein werck inn uns."

„Denn die natur nit ein bleiblich wesen, sondern ein herberg sie hat. O der herrlichen Zeit, in welcher ich aus allem disem wüst und Rat, zu der edlen versammlung der seelen gefürt, kummen werde."

Das sind geistvolle und starke Worte eines Bürgers der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall, die diesen seltenen Mann immer als ihren Ruhm gewürdigt hat, der aber seinem innersten Wesen und Werte nach noch viel zu wenig bekannt geworden ist. Dieser treue Sohn der Stadt sagt, als er sein Wappen erklärt: „Die zwo unterschiedlichen Farben, alß roth und gelb, hab ich darumb erwöhlt und vor andern geliebt, derweil mein vihl- und hochgeliebtes Vatterland die Stadt Hall solche Farben auch führet." Das soll ihm stets unvergessen bleiben!

Als er das Zeitliche gesegnet hatte, da war aus dem Weichbild und im inneren Bering Halls eine bekannte Erscheinung verschwunden. Der kleine Mann mit dem großen Radmantel und der Stülpmütze fiel jedem auf. Es sind

[28] Das Haus des Vaters wurde für 800 fl. verkauft; heute würde schätzungsweise das 20- bis 30fache erzielt. Die 224 fl. gelten also 5- bis 6000 ℳ.

[29] Jetzt in der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, F 36.

Digitized by Google

verhältnismäßig viele und gute Abbilder auf Blättern und Medaillen von ihm erhalten. Das beim Epitaphium in der Michaelskirche, mit J. H. signiert, zeigt ihn in jungen Jahren, oder aber geschmeichelt. Der Wirklichkeit seiner Erscheinung im Alter entspricht der Kupferstich des Heinrich Weirich von 1593 (siehe Abb. 10)[30] und die Medaillen von 1591 und 1592 (siehe Abb. 9 und 11). Die von 1597 ist deshalb interessant, weil sie, worauf auch Lochner schon hinwies, Schweicker schreibend darstellt; er ist eben dabei, die 7 in der Jahreszahl zu schreiben. Die Schaumünze von 1592 (Abb. 11) besonders läßt der Treue der Wiedergabe wegen als wahrscheinlich erscheinen — was Lochner bemerkt —, daß „die medaillen unfehlbar mit seinem Vorwissen und concurrens gepräget" worden sind, d. h. er hat dem begabten Künstler gesessen. Diese wertvollen Bildnisse, die auf unseren Abbildungen 9, 10 und 11 gezeigt werden, zeigen den durch Alter und die Hockstellung bei der Arbeit gebeugten Mann, dem die Zeit „einen kleinen Hocker causiret", wie Lochner sich schonend ausdrückt:[31] „Er hatte weder Gestalt noch Schöne." Ja, des Thomas äußere Erscheinung wird für manchen erbarmungswürdig gewesen sein; es hat auch an Spöttereien wenig überlegender Menschen nicht gefehlt:

„O frommer Christ, dein Leben lang
sey Gott für diese Wohltat dank,
daß er dir gab einen geraden Leib.
Darum dein Gespött mit niemand treib!"

Das sind Worte von Schweicker. Dann wandelte je und dann auch diesen Mann die Schwäche an, und er sprach:

„Herr Gott es stet übel auf erden, es sein die Zeit und tag sehr bös.
bleib bey uns es will abent werden. Bescher uns auch ein selig end.
Von allem übel uns erlös, Nimm unser seel in deine Händ."

Der erst Zweiunddreißigjährige schreibt am Schluß eines Kunstblattes für Reichsschultheiß Johann Merckhlin (Merklein, Merkle)[32] mit dem Epigramm des Poeten Post aus Germersheim: „Ach lieber Gott wend mein

[30] Der Kupferstich des schreitenden Thomas Schweicker im Alter von 53 Jahren ist zusammen mit einem in der Auffassung unserer Abb. 2 und Abb. 9 ähnlichen Bild des sitzend schreibenden Thomas, dem Kupferstich von de Bry, auf einem Druckblatt dargestellt, das wahrscheinlich ein Flugblatt war. Das Flugblatt enthält auch den Text der Beschreibung des Camerarius von seinem Zusammentreffen mit dem Kunstschreiber Thomas Schweicker auf der Komburg bei Schwäbisch Hall. Dies Flugblatt, wie die Thomas Schweicker darstellenden Springerlesmodel, sprechen dafür, daß sich die Geschäftstüchtigkeit des Falles Schweicker angenommen hatte, worauf auf Seite 258 hingewiesen wurde. Auch das 1610 in Frankfurt a. M. erschienene „Wunderbuch" des Schenken von Grafenberg mit seiner Wiedergabe des Kupferstichs von Schweicker kann zu diesem Schrifttum gerechnet werden.

[31] Lochner, „Sammlung merkwürdiger Medaillen", S. 252.

[32] Johann Merkle, 1585 Stättmeister in Schwäbisch Hall; Kunstblatt in Wiener Besitz, Lichtbild davon im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Abb. 9—11 (neben). Thomas Schweicker im Alter von 51 bis 53 Jahren. Abb. 9 (oben). Medaille auf den fußschreibenden Künstler Thomas Schweicker, von 1591. — Abb. 10 (Mitte). Thomas Schweicker auf dem Stich von Weirich, im Alter von 53 Jahren. In derselben Stellung ist Thomas Schweicker in Öl gemalt dargestellt auf dem linken hölzernen Türflügel seines Grabmal-Wandschreins in der Michaelskirche. — Abb. 11 (unten). Medaille auf den fußschreibenden Künstler Thomas Schweicker, von 1592. (Aufnahme: Dr. Liese.)

Digitized by Google

Digitized by Google

elend". Um so erstaunlicher ist es, mit welchem Aushalten und starker Hingabe an das Leben und dessen Anforderungen Thomas Schweicker „sich nicht nur das Lob eines geschickten, sondern auch ehrlichen und exemplarisch gottesfürchtigen, ja zugleich fleißigen Mannes erworben".[33] Die von ihm erhaltenen Bilder, vor allem die Köpfe der Medaillen (siehe Abb. 9 und 11), zeigen im Ausdruck einen gequälten Menschen. Aber wie breit wölbt sich die Stirne, welche Ergebung, Güte und Reife spielen um den Mund, und welche Offenheit zeigt das Auge!

Abschließend sei noch kurz auf das Wappen Schweickers hingewiesen. Gemeint ist jenes prunkvolle, als Grabplatte benutzte, das ihm von Kurfürst Ludwig verliehen worden war (siehe Abb. 5). Es paßt in seiner aufdringlichen Schwülstigkeit nicht zum Wesen dieses Mannes. Das leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sein auf den meisten Kunstblättern als Signatur benutztes Wappen zum Vergleich heranzieht, das auch seine Petschaft war: die beiden gekreuzten Unterarme, in deren Mitte oben das typische Monogramm des Thomas Schweicker steht, während darunter das Wappen des Vaters angebracht ist. Das in seiner Aufmachung pompöse Wappen mit seinen barocken Beigaben hat Thomas nachweislich nie gebraucht. Es war das von ihm gewünschte und gewählte Familienwappen. Das kann weder wohlgelungen noch schön genannt werden (siehe Abb. 5): Die Adlerflügel sind ungewöhnlich groß, weil sie noch die Sinnbilder der Sonne und des Mondes aufnehmen mußten, die nicht mehr auf dem Schild unterzubringen waren, aber auch auf dem Wappenschild selbst verwirrt noch das Vielerlei der Symbole, die schlecht zu einander passen. Wir haben es mit einem überwiegend symbolischen Wappen zu tun, bei dem ein klarer heraldischer Stil vermißt wird. Unverkennbar kam es seinem Schöpfer darauf an, alles anzubringen und zu zeigen, was für die Familie Schweicker bedeutsam ist: „Damit die Nachkommen wißen und in gedechtnuß haben möchten, worumb ich diß Wappen eben auff eine solche gestalt und nicht anderst hab herstellen laßen." In Pietät gedenkt er des Vaters, der den Grund zum Ansehen der Familie gelegt hat. Es „ist die Brez mit dem Creuz oben darauff meines lieben Vattern seligen Pittschafft gewesten". Seine Auslegung ist allerdings nicht richtig. Das über der Bretzel stehende Gebilde ist kein Kreuz, sondern war, wie die Wappenkunde Siebmachers in einem ähnlichen Falle nachweist, zusammen mit der Bretzel die Hausmarke des „Bäck" Hans Schweicker, dessen Spezialität die „Brez" ist. Was Thomas Schweicker von sich und der Vermehrung des guten Rufes seiner Familie durch ihn symbolisch darstellen ließ, der Schenkel mit der Schreibfeder im Fuß, sein Monogramm, Sonne und Mond in dem Adlerflügel zusammen mit dem auslegenden Text wäre Ruhmredigkeit schlechthin, vielleicht als Ausdruck eines unbewußten Minderwertigkeitsgefühls des Krüppels und dessen verständlicher Abreagierung, wenn nicht der religiöse Mensch in ihm einen klaren Ausgleich geschaffen hätte: „Also bekhenn ich, das ich die Gabe mit meinen Füßen zu schreiben, auch alle andere gnad und gutthaten alleine von der Sonne der Gerechtigkeit, Jesu Christi, habe." So bleibt Thomas auch hier seinem Wesen treu, und was als Eigenlob gedeutet werden könnte, ist der berechtigte Stolz auf seine Familie und ihr durch seine Arbeit gehobenes Ansehen, bei deren Ausführung er sich als ein Werkzeug Gottes weiset: „Mirabilia sunt opera Dei."

[33] Lochner, a. a. O.

Digitized by Google

Über die Kunst und die mannigfaltigen Fertigkeiten des Thomas Schweicker sind eine ganze Anzahl Angaben hinterlassen. In Weidners Gedicht „Drei Schreiber in Schwäbisch Hall", wohl mit die älteste Quelle hierfür, heißt es:

„Mit Füßen konnt er essen, trinken,
mit Füßen konnt er auch einschenken,
mit Füßen konnt er zierlich schreiben
und mit dem Stahl sein Zeit vertreiben,
mit Füßen konnt er zierlich schnitzen,
mit Füßen konnt er Federn spitzen,
mit Füßen konnt er auch Brettspiel,
mit Füßen band er bücher viel,
mit Füßen zog er Kleider an ..."

Das sind Tätigkeiten, die auch sonst gut bezeugt sind. In späteren Jahren setzte man erweiternd noch manches hinzu, so daß Thomas in den Ruf eines Tausendkünstlers kam. Bis zum heutigen Tag hat sich vor allen anderen Behauptungen hartnäckig die eine erhalten, Thomas sei ein Maler, ja ein großer Maler gewesen. Anlaß zu dieser Meinung gab vermutlich ein Epigramm, das sich auf jenem Doppelbild befindet, das links den schreibenden, rechts den schreitenden, 53jährigen Thomas des Heinrich Weirich darstellt, das wir in Abb. 10 wiedergegeben haben. Dieses Epigramm, dessen Verfasser nach Lochner[34] der Magister Johannes Stachmann ist, nach der „Leichpredigt" einer der Verehrer Thomas', hat folgenden Wortlaut:

„Quod digitis alii praestant, hoc praestat et ipsum
Schweickerus, mira dexteritate, pede.
Is pede depingit decoratos syrmate verans,
ille cibum pedibus carpit et omne facit.
Hoc opus esse Dei mirandum, nemo negabit.
Qui modo pectus habet quod ratione valet."

Zu deutsch: „Was andere mit den Fingern leisten, das leistet ebenfalls
Schweicker in wunderbarer Geschicklichkeit mit dem Fuß.
Er malt mit dem Fuße schnörkelgezierte Zeilen,
mit den Füßen greift er die Speise und tut er alles.
Daß dieses ein Wunderwerk Gottes ist, niemand wird's leugnen,
der eine Seele hat, die der Vernunft mächtig ist."

Mit diesem Worte „depingit", er malte, ging „Thomas der Maler" in die Meinung der Öffentlichkeit ein. Nun wäre es an sich durchaus denkbar und möglich, daß der Armlose auch gemalt hat. Ich selbst wie mancher andere haben armlose Maler beim Werke gesehen. In der Tat sind die noch vorhandenen Bilder, die von Thomas stammen könnten, die „Contrafacturen", wie er sie nennt, also lebenswahre Bilder, die ihn schreibend darstellen und die er selbst unterschrieben hat, keine Leistungen, deren er nicht hätte fähig sein können. Aber hier schon setzt die Kritik ein. Was Thomas geschrieben und gezeichnet hat, ist durchweg von ihm signiert oder als von ihm stammend gekennzeichnet. Keine dieser „Contrafacturen", auch das kleine Bild in der Mitte am unteren

[34] Lochner, a. a. O.

Digitized by Google

Abb. 12. Von Thomas Schweicker fußgemaltes Kunstblatt von 1586 für Martin Schweinfortter. (Württembergische Staatsgalerie Stuttgart; Aufnahme: Staatsgalerie.)

Digitized by Google

Abb. 13. Von Thomas Schweicker fußgemaltes Pergament-Kunstblatt von 1587 für Georg Oerttle in Nürnberg. (Größe 30 × 22,5 cm; Besitzer: Dr. Dürr; Aufnahme: Historischer Verein für Württembergisch Franken.)

Teil des Epitaphiums, wie das im Museum in Heilbronn a. N., noch das in auswärtigem Privatbesitz befindliche (Abb. 2), trägt seine Signatur. Das fällt auf. Hätte er die Bilder gemalt, so lag es nahe, dies bei seinen Bildunterschriften zu erwähnen. Ein solcher Hinweis findet sich in keinem Falle, sondern stets nur eine Bestätigung des von ihm Geschriebenen in dieser oder

Digitized by Google

einer ähnlichen Fassung: „Hab ich Thomas Schweicker von Hall biß mit meinen Füssen geschrieben." Jenes von manchen dem Thomas zugeschriebene Bild „Michael triumphiert über Sünde, Tod und Teufel", eine leichtgetönte Federskizze in guter Auffassung und flotter, einen Meister verratenden Darbietung, hat schon der sonst nicht kritische Wilhelm German für eine Copie nach einem italienischen Vorbild gehalten und diese Thomas Schweicker zugeschrieben. Aber selbst dies ist fraglich. Es verleitet zu dieser Meinung die oben rechts angebrachte Signatur, ein durch ein großes lateinisches T durchschlungenes S, 1579. Das ist aber nicht genau des Thomas Zeichen. Auf den mir vorliegenden Kunstblättern, nämlich dem von 1585 für Reichsschultheiß Johann Merclein, von 1586 für Wolff Virnhaber, von 1586 für Martin Schweinfortter (Abb. 12), von 1587 für Georg Oerttle (Abb. 13) in Nürnberg und auf dem Epitaphium von 1592 signiert Thomas Schweicker sein T mit durchschlungenem S so, daß der Abstrich des T vom Schwungbogen des S unterbrochen wird, und dieser durchbricht den Anfang und den Schluß des S. Dieses charakteristische Zeichen brachte Thomas auch auf dem Schild des Familienwappens an (siehe Abb. 5); besonders deutlich ist es auf dem unteren Teil der Epitaphschrifttafel (siehe Abb. 3) und auf dem Kunstblatt für Oerttle (siehe Abb. 13) zu sehen. Die Signatur des „Michael" verschlingt aber beide Buchstaben ohne Unterbrechung ineinander, sie ist auch in der Gestaltung nicht so kräftig und markant wie die des Thomas.*

Thomas der Maler! Schließlich müßte er selbst sich, wenn auch nur andeutungsweise, als solchen bezeichnet haben.** Er hat es nirgends getan,

* Auf eine Anfrage der Schriftleitung bei der Württembergischen Staatsgalerie in Stuttgart wurde von dieser (Dr. Musper) der Ansicht des Verfassers beigepflichtet, daß die farbige Federzeichnung der vorerwähnten Michaelbildgruppe, die ja auch durch ein lateinisches großes T mit durchschlungenem S signiert ist, nicht von Thomas Schweicker stammen dürfte. Diese Signatur TS kommt nach genannter Mitteilung auch sonst häufig vor und ist noch „keineswegs in allen Fällen identifiziert".

** Zwar stehen auf einem Flugblatt über Thomas Schweicker, das aus der Zeit nach 1593 stammen muß und den sitzend schreibenden (Stich von de Bry) sowie den schreitenden Künstler Thomas Schweicker zeigt (Stich von H. Weirich, siehe Abb. 10), Verse von Thomas selbst: „Wie meinst, daß ich mein Zeit vertreib / das zeigt Dir die Contrafactur. / Weil mich nun Gott und die Natur / Also erschuff, hat's mir doch geben / Alles zu tun mit Füßen eben / Essen und Trinken oder Tisch / Mit meinem Fuß ich behend erwisch / Schreib, mahl, schnitz, bind' Bücher ein / Das Armbrust kann ich brauchen fein / Zehl gelt, und auf freundliches begeren / Im Brettspiel meins mans mich thu wehren. / Schenk ein, trink aus, die Kleider mein / Anleg selbst, schneid ein Feder fein." — Aus diesen Versen könnte entnommen werden, daß Schweicker auch Maler war, doch kann das Wort „malen" auch in bezug auf die beim Kunstschreiber Thomas Schweicker beliebte zartfarbige Ausmalung des Rankenwerks seiner Kunstschriftblätter gemeint sein. — In der Ärztlichen Wochenschrift „Die Medizinische Welt" (1927, S. 1462) berichtet Professor Dr. E. Holländer, in München habe ein mit Künstlergemälden handelnder Friseur „ein schönes großes altes Ölgemälde besessen, welches von einem Thomas Schweicker mit den Füßen gemalt sei". Das Bild habe erst einen Käufer gefunden, als der Kunsthändler „die a tergo befindliche Inschrift entfernt und die Begleitumstände verschwiegen habe". — Diese Mitteilung, die nicht einmal erwähnt, was jenes Ölgemälde dargestellt habe, ist zu unsicher, als daß Schlüsse daraus gezogen werden könnten, daß unser Thomas Schweicker tatsächlich auch Kunstmaler im eigentlichen Sinn gewesen ist. — Die Schriftleitung: Dr. E. Kost.

Digitized by Google

sondern bezeugt sich stets in seiner Eigenschaft und Tätigkeit als Schreiber. In dem Nachtrag zu seinem Testament vom Jahre 1602 hinterläßt er neben anderem seine „gantze schreyberey" seinem Bruder David. In seiner Erklärung und Deutung des Familienwappens spricht er bei Punkt drei von seiner Gabe, mit den Füßen zu *schreiben*, bei Punkt vier wird als im Wappenschild befindlich nur die weiße *Schreib* feder erwähnt, bei Punkt eins hebt er hervor, er sei durch sein *Schreiben* überallhin bekannt geworden, bei Punkt zwei gibt er seiner Freude Ausdruck, durch sein *Schreiben* die Ehre und Erkenntnis Jesu Christi gefördert und durch seine *Schriften* guten und bösen Leuten geholfen zu haben. Deutlicherer Beweise bedarf es nicht, daß Thomas *kein Maler* gewesen ist, sondern nach eigenster Bezeugung ein *Schreiber*, und als solcher verdient er, ein Künstler genannt zu werden, allerdings mit einer gewissen Einschränkung.

Wenn man die *Kunstblätter des Thomas Schweicker* vom künstlerischen Standpunkt aus kritisch betrachtet, so fällt die Verwendung von einander verschiedenen, in der Führung nicht einmal ähnlichen Schreibtypen auf. Das möge an dem Beispiel des Epitaphiums von 1592 erkannt werden, das deshalb besonders schwer wiegt, weil es die Krönung seines künstlerischen Könnens darstellen sollte. Das Epitaphium bringt ein Gemisch von Druckschrift und Schreibschrift, von Kursiv- und Steilschrift, es ist unter Anwendung von acht verschiedenen Schreibarten angefertigt. Thomas wollte mit diesem Meisterstück eine Urkunde seines Könnens als Kunstschreiber hinterlassen, wie er ähnlich im Familienwappen, was wir sahen, in der Anhäufung des Symbolischen die Bedeutung seiner Sippe und die eigene zu verewigen bestrebt gewesen ist. Diese verzeihliche Schwäche, die Vielseitigkeit seiner Schreibfertigkeit und -kunst zu zeigen, ging beim Epitaphium auf Kosten seines Rufes als Künstler. Sie tritt mehr oder weniger auf allen Kunstblättern zutage, unter den großen am wenigsten bei dem vom Jahre 1587, dem Georg Oerttle gewidmeten. Es ist deshalb auch als künstlerisch besonders wertvoll zu bezeichnen. Aber auch auf diesem Blatt sind durch Größe und ausgewählte Form Worte und Zeilen in einer solchen Betonung und Aufmachung hervorgehoben, die das Gesamtbild des Schriftsatzes stören, ja zerreißen. Das zeigt sich noch mehr beim Epitaphium. Doch genug der Kritik, die auf Schwächen hinweist. Der Aufriß der Kunstblätter, deren Raumaufteilung, die Verwendung der schmückenden Bänder und Verzierungen können im allgemeinen als wohlgelungen bezeichnet werden. Über alles Lob erhaben aber ist die hierbei zutage tretende Kunstfertigkeit des Thomas Schweicker, die seinen Ruhm als Künstler der Technik für alle Zeiten um so fester begründet, als er alles mit den Füßen schrieb und zeichnete. Er lebt weiter im Gedächtnis seiner Vaterstadt und darüber hinaus als der von niemanden übertroffene Kunstschreiber eigenster Art. Mehr wollte er selbst nicht sein und wurde ein Trost zugleich und eine Stärkung für alle körperlich Bresthaften, die sich durch seinen Glauben und seine Tatkraft überwinden ließen.

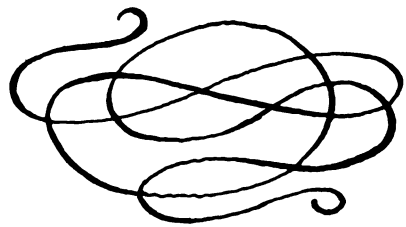
Diese Würdigung des Thomas Schweicker soll dem Gedanken der 400-jährigen Wiederkehr des Geburtsjahres des Kunstschreibers dienen. Was veranlaßte zur Annahme dieses Datums?

Weder Thomas' Geburtstag ist überliefert, noch mit Sicherheit das Ge-

Digitized by Google

burtsjahr. Die Meinung über dieses schwankt zwischen 1540 und 1541. Wir sind deshalb bei dem Versuch, diese Frage zu lösen, auf die Überlieferung und auf Schlüsse angewiesen.

Das Bild Schweickers, das auf Abb. 2 wiedergegeben ist, bringt unten die Notiz: „natus anno 1540, denatus 1602". So auch dessen Nachbildung als Federzeichnung, die sich wie dieses im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall befindet. Auch Lochner[35] gibt als Geburtsjahr 1540 an und weiß zu berichten, daß Thomas siebenjährig in die Deutsche Schule aufgenommen worden sei und im Jahre 1552 als zwölfjähriger Knabe in die Lateinschule. Seine Quelle ist wie für alle seine Angaben von Einzelheiten Weidner, „Christliche und einfältige Leichpredigt". Es ist ferner überliefert, daß Camerarius Thomas Schweicker 1571 auf der Komburg gesehen hat. Da er dessen Alter mit 31 Jahren angibt, kommt man auch von hier aus auf das Jahr 1540 als das der Geburt Schweickers. Damit stimmt auch das im Epitaphium angegebene Sterbedatum überein: der 7. Oktober 1602, wobei Lochner bemerkt, Thomas Schweicker sei mit Ehren „nicht ganz 62 Jahre alt geworden". Somit steht fest, daß dessen Geburtstag in der Zeit zwischen dem 7. Oktober und dem 31. Dezember 1540 gelegen hat. Aber wir sind in der Lage, den Zeitenkreis noch enger zu ziehen. Auf einem dem David Finsterbach gewidmeten Kunstblatt befindet sich das von Thomas Schweicker eingetragene Datum: „am 7. Dezembris anno 1579, seines alters 38 Jahr". Mithin fiel sein 39. Geburtstag in die Tage vom 7. bis 31. Dezember 1540. Vermutlich war es der 21. Dezember. Diese Ansicht hat einen Grund, dessen Berechtigung nicht abzuweisen sein dürfte. Der Holzrahmen des Epitaphiums nämlich hat als Krönung ein gut komponiertes und gemaltes Bild. Es stellt jene Geschichte dar, wie der Apostel Thomas, genannt der Ungläubige, mit seiner Hand des Auferstandenen Seitenwunde berührt. Dadurch ist Thomas Schweicker in Beziehung zu dem Apostel Thomas gebracht, deren Grundlage, wie angenommen werden kann, der Heiligenkalender ist. Dieser aber weiht den 21. Dezember dem Apostel Thomas. Wenn die protestantischen Eltern Schweicker diese Namenwahl trafen, so ist das 1540, wie auch in späteren Zeiten, keineswegs erstaunlich. Somit ist mit größter Wahrscheinlichkeit als Geburtsdatum oder aber, was richtiger sein wird, als Taufstag des Thomas Schweicker der 21. Dezember 1540 anzunehmen.



[35] Lochner, a. a. O., S. 250.

Digitized by Google

Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus

Von Georg Lenckner

Nachdem K. Kern die hällische Schulordnung des Sebastian Coccyus von 1543 entdeckt und veröffentlicht hatte, entwarf er in „Württembergisch Franken", Neue Folge VIII, 1903, Seite 78 bis 108, ein Lebensbild des verdienten Lehrers. Leider benützte er für seine Arbeit das Haller Archiv, von dem er mit Recht Aufschlüsse über Coccyus erwartet hatte, nicht, da ihm auf seine Anfrage geantwortet wurde, das Haller Archiv enthalte keinerlei Akten von Bedeutung über Sebastian Coccyus. In Wirklichkeit bietet das gemeinschaftliche Archiv einige Auskünfte, die, mögen sie auch nicht „von Bedeutung" sein, vielleicht doch manchen Familienforscher interessieren.

Als Heimat des Sebastian Coccyus wagte Kern Cannstatt nur zu vermuten, obwohl auf dem Titelblatt der von ihm erwähnten Schrift des Coccyus „Kürtzliche verzeychnüß .... 1543" der Verfasser sich „Constatinus" nennt. Den am 10. Oktober 1547 in Heidelberg immatrikulierten Sebastianus Cottius Canstatinus dioc. Const. hielt Kern für einen Verwandten des Haller Schulmeisters; es ist aber ohne Zweifel er selbst, wie er sich denn auch vier Jahre später, am 17. August 1551, in Tübingen inscribieren ließ als Sebastianus Coccius ex Candstat, illustrissimi principis Eberhardi iunioris a Wirtenberg praeceptor, zusammen mit zwei Söhnen, Vincentius und Victor, wobei auch Vincentius, der bei seiner ersten Immatrikulation am 16. April 1547 Hallensis genannt worden war, als Cannstatter („ex Candstat") eingetragen wurde, während Victor erst in der Artistenmatrikel — er wurde am 6. April 1553 Baccalaureus — als Canstattensis erscheint. Beide Söhne sind aber sicher nicht in Cannstatt, sondern wohl in Hall geboren. Wenn sie sich trotzdem als Cannstatter bezeichneten, so vermute ich, daß ihr Vater Bürger von Cannstatt war und blieb; das Haller Bürgerbuch enthält keinen Eintrag über eine Einbürgerung in Hall. Man wird ohne Bedenken Cannstatt als die Heimat des Sebastian Coccyus betrachten dürfen. Auch nennen die Haller Steuerrechnungen 1527, 1528, in denen ich Sebastian zum ersten Male in Hall genannt finde, Cannstatt (Kanstat) seine Heimat. Diese Steuerrechnungen überliefern auch seinen ursprünglichen Namen. Er war bisher unbekannt. Da der lateinische (oder griechische) Namen, den Sebastian selbst stets mit „y" schrieb, von anderen meist oder stets Coccius geschrieben wurde, suchte man (so z. B. Pfister, Stälin) dahinter den deutschen Namen Koch, ohne zu beachten, daß Sebastian als tüchtiger Latinist und Gräcist diesen Namen nicht in Coccius (Coccyus), sondern in Cocus, Coquus übersetzt hätte, wenn er nicht die beliebten Gräcisierungen Opsopoeus oder Magirus vorgezogen hätte. In Wirklichkeit hieß Sebastian ursprünglich Gauch. Als Sebastian Gawch von Kanstat erscheint er im I. Quartal der Steuerrechnung 1527 in Hall, so auch (bzw. Gauch) in den nächsten bis Jacobi 1528. Gauch ist der Kuckuck, lateinisch coccyx, griechisch κόκκυξ (der Kuckucksruf κόκκυ). Eine Übersetzung des Namens Gauch, der die Nebenbedeutung „Narr" hatte, lag nahe in einer Zeit, in der auch

Digitized by Google

wohlklingende und harmlose Namen übersetzt wurden. Bei den Haller Bürgern zwar konnte der zweideutige Namen seinem Träger kaum schaden, da ihnen Sebastian eben „der Schulmeister" war, in seinen Druckschriften aber vor die Öffentlichkeit zu treten als Sebastian Gauch, mag ihm bedenklich erschienen sein. Sein deutscher Namen ist dann auch bald vergessen worden. Coccius, wie der Namen des Sebastian in Hall gesprochen und geschrieben wurde, war auch die in dem neulateinischen Dichterkreis um Johannes Weidner[1] beliebte Übersetzung für den Kocherfluß, der im 16. Jahrhundert Koch (Genitiv: Kochen) und Kochen (Genitiv: Kochens) hieß; auch das mag dazu beigetragen haben, daß man hinter Sebastians Humanistennamen Coccyus einen deutschen Koch vermutete. Selbst bei den nächsten Nachkommen Sebastians scheint der ursprüngliche Familiennamen früh in Vergessenheit geraten zu sein. Als dunkle Erinnerung an ihn fasse ich den Beinamen Vogel auf, mit dem einige Nachkommen Sebastians auftreten, z. B. Eberhard Victor Coccius genannt Vogel, Vogt zu Murrhardt 1593/94, zu Welzheim 1607.[2] Vielleicht rührt dieser Beinamen her von dem Siegel, das die Nachkommen von Sebastian übernommen haben dürften. Dieses Ringsiegel Sebastians ist erhalten auf einem Brief vom 5. Februar 1551, der in den Haller Ratsprotocollband[3] 1532 bis 1564 zwischen Seite 146 und 151 eingeheftet ist. Es zeigt in einfachem Schild, über dem die Buchstaben S. C. noch zu erkennen sind, einen Vogel auf rechts aufsteigendem Ast; Kopf und Schnabel sind auffallend stark geraten, so daß man eine besondere Absicht des Bestellers und des Herstellers des Petschafts vermutet; in Höhe des Schnabels erkennt man bei genauem Zusehen ein Nest mit einem Ei. Ich deute daher das Bild als einen Kuckuck, der sein Ei in das fremde Nest gelegt hat, und damit als ein redendes Wappen (wobei über das Recht Sebastians zur Führung eines „Wappens" nichts gesagt sein soll). In Hall läßt sich Sebastian Gauch-Coccyus vor 1527 nicht nachweisen. Daß er schon 1515 in Hall eine Pfründe besessen haben soll, die er 1525 resignierte,[4] ist nicht richtig, der Inhaber dieser Pfründe hieß Joh. Coci. War Sebastian schon vor 1527 in Hall, was sich etwa aus Beziehungen zu Johannes Brenz von Heidelberg her[5] erklären ließe, so war er jedenfalls noch nicht als Lehrer tätig. Die Steuerrechnungen I. Quartal (25. Januar bis 23. April) 1522 bis II. Quartal 1526

[1] Siehe „Briefe verschiedener an Johann Weidner ....." Historische Handschrift, S. 603, Landesbibliothek Stuttgart: Sebastian Artomedes 1572 „Ad Coccium amnem ..."

[2] Ratsprotokoll Hall (gemeinschaftliches Archiv Hall) 1606—1608, unterm 24. 1. 1607 und 18. 12. 1607.

[3] Gemeinschaftliches Archiv Hall. Wie die beiden vorausgehenden Bände verdient auch dieser Band nicht eigentlich den Titel „Ratsprotokolle", sondern eher den eines Stadt- oder Gerichtsbuches.

[4] So bei A. Rentschler, Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz, Tübingen 1921, S. 46; seither von Rentschler als Irrtum erkannt.

[5] Kern vermutet, daß Coccyus in Heidelberg studiert hatte, obwohl er in der Matrikel fehlt; siehe bei Kern a. a. O., S. 82 f. Auch in einigen Kern noch nicht zugänglichen Matrikeln findet sich Coccyus nicht. In Tübingen wurde am 18. Juni 1522 ein Sebastianus Bischelin Cantaropoli immatrikuliert, hinter dem aber kaum Sebastian Gauch gesucht werden darf. Daß Coccyus durch Brenz nach Hall kam, ist auch mir wahrscheinlich; gerade um 1526 sammelten sich um Brenz in Hall einige Männer ohne bekanntes Amt, z. B. M. Johannes Gayling (siehe unten) und Caspar Gräter, der spätere Hofprediger Ulrichs. Siehe Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte V, 1899, S. 197—226.

Digitized by Google

nennen als Schulmeister M. Jacob Gienger.[6] Als Cantor war ihm untergeben Martin Gerenhoch,[7] der im Herbst 1525 abgegangen zu sein scheint, ohne daß die Rechnungen bis zum IV. Quartal 1526 einen Nachfolger für ihn nennen. Von 1527 bis Jacobi 1528 führen dann die Rechnungen drei Lehrer — ohne allen Zweifel lauter lateinische — auf, nämlich Johann Konig von Dillingen (sic! statt Villingen)[8] mit 60 fl. Besoldung, Johann Schmeltz von Memmingen[9] mit 15 fl. und Sebastian Gawch (Gauch) von Kanstat mit 15 fl. Schulmeister war also Konig, Sebastian Gauch sein Infimus (Collaborator, Locat u. ä.). Der Wechsel der Lehrerschaft darf wohl auf die Kirchenordnung von 1526 zurückgeführt werden. Leider erscheint in den Steuerrechnungen der Rechnungsposten über die Lehrer vom III. Quartal 1528 an nicht mehr. So bleibt zunächst unbekannt, wie lang Sebastian sich mit der untersten Schulstelle begnügen mußte. In seinem syntagma schreibt Coccyus 1543: „Quam (sc. rationem instituendi) autem iam fere annos decem et octo pueros instituendo iuventuti non inutilem esse expertus sum". Daraus schloß Kern, Coccyus müsse von 1525 bis 1543 ununterbrochen in Hall gewirkt haben. Aber weder unterrichtete Coccyus schon seit 1525, noch blieb er ununterbrochen in Hall. Es läßt sich eine mindestens einjährige Abwesenheit von Hall nachweisen. 1531 bis 1532 war er Schulmeister in Schwabach.[10] Brenz hatte ihn „zur Beförderung" auf diese Stelle an den markgräflichen Kanzler Georg Vogler in Ansbach und an Dr. Sebastian Heller in Feuchtwangen empfohlen. Wenn auch der Schwabacher Schulmeister schon 1528 mit 74 fl. besoldet war,[11] während in Hall der Schulmeister nur 60 fl. hatte (er mag freilich außer diesem Geldfixum noch

[6] Jacob Gienger schulmaister (nicht deutscher Schulmeister, wie in Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg II,1, S. 526, behauptet wird, sondern lateinischer, da er einen studierten Cantor neben sich hatte) = Jacobus Fabri de Gengen Augustensis dioc., immatrikuliert Heidelberg 9. 10. 1514 (4 Tage vor Johannes Brenz!), baccalaureus artium v. ant. 13. 11. 1515 (Toepke I, 497). Am 19. 3. 1528 wurde er in Ingolstadt immatrikuliert als Jacobus Fabri de Gengen artium magister. Magister („Maister") wird er schon in der Steuerrechnung Hall 1523, I. Quartal, genannt (1525, 1526 fehlt der Meistertitel).

[7] Martinus Gerenhoch von Stotzingen cantor ist der am 24. 5. 1518 in Heidelberg immatrikulierte Martinus Gerhoch ex Stoczingen Augustens. dioc., baccalaureus artium v. mod., ibid. 6. 7. 1519 (Toepke I, 513); der in Tübingen am 31. 5. 1527 als pedagogista des Schenken Philipp von Limpurg inskribierte Martinus Greher de Stotzingen Baccalaureus Heidelbergensis (Hermelink 89,11) ist ohne Zweifel derselbe (statt Greher ist wohl Gerher zu lesen).

[8] Johannes Regulus Villinger, * um 1490, † als Stadtphysikus zu Hall am 22. 9. 1570 (Epitaph in der Michaelskirche), immatrikuliert Tübingen 14. 9. 1509 als Johannes Kuning de Villingen (Hermelink 60, 47), der Arznei Doctor spätestens 1536 (Bürgerbuch Hall 1526—1558, S. 304: Uff Mittwochen nach vincula Petri anno 36 hat Johan Regulus der artznei doctor seiner Hausfrauen Anna Lockorin hab und gut vernachsteuert ...); seine zweite Frau war seit 1544 Ursula Eisenmanger († Hall 9. 4. 1582). Seit spätestens 1542 war er Stadtarzt in Windsheim, 1548—1552 Stadtarzt in Rothenburg o. d. T. (Stadtarchiv Rothenburg, A 1255). — Vgl. auch Th. Pressel, Anecd. Brent. (1868), S. 221, wonach Regulus vor 1542 in Heidelberg zum Dr. med. promovierte.

[9] Johannes Schmeltz von Memmingen, immatrikuliert Tübingen 22. 9. 1522 (Hermelink 79, 89). Der in Erfurt 1508 immatrikulierte Johannes Smeltz de Phyeßen (Weißenborn II, 260, 10) war vielleicht ein Verwandter von ihm. Von Tübingen aus ging Schmeltz nach Wittenberg (immatrikuliert 10. 6. 1525 Johannes Smeltz de Memmingen).

[10] Brand, Zur Geschichte der Schwabacher Lateinschule, 1904, S. 22 ff.

[11] H. Jordan, Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth. I, II. Band I, S. 82. Erlangen 1917—1922.

Digitized by Google

Besoldungsteile in Naturalien genossen haben), so glaube ich doch,[12] daß unter Beförderung nicht die Mehreinnahme von 14 fl. an Geld zu verstehen ist, sondern ein Aufrücken in leitende Stellung. Diese Tätigkeit in Schwabach erklärt auch, warum Coccyus 1532 seine Übersetzung der 22 Türkenpredigten des Johannes Brenz in Nürnberg drucken ließ und die Vorrede dem Kanzler Georg Vogler widmete. Ob er nach nur einjährigem Aufenthalt in Schwabach nach Hall zurückkehrte, wissen wir nicht. Vielleicht ging er zunächst nach Dinkelsbühl. Auf eine Tätigkeit dort scheinen die Gruß- und Dankesworte hinzuweisen, die er in der Vorrede zu „Kurtze verzeychnüß ..." an führende Männer in Dinkelsbühl richtet.[13] Nach Hall kehrte er, nachdem er in Schwabach und vielleicht auch in Dinkelsbühl die Schule geleitet hatte, wohl erst zurück, als das Rektorat frei wurde. Dies geschah kaum vor 1533. Am 8. September 1533 wurde in Heidelberg immatrikuliert Magister Johannes Regulus de Fillingen Constant. dioec.; der bisherige Haller Schulmeister setzte also sein Studium fort, um sich — spätestens 1536 — den medizinischen Doktortitel zu erwerben.[14] Daß Sebastian bis 1548 in Hall Schulmeister blieb, wie Kern annimmt, ist mir nicht sicher. Am 10. Oktober 1547 ließ er sich in Heidelberg immatrikulieren (ein Zusatz wie der etwa in Tübingen übliche: rursus se indicavit, der auf eine frühere Immatrikulation auf derselben Universität hinwiese, fehlt; trotzdem mag Kern mit seiner Annahme, Coccyus habe um 1520 in Heidelberg studiert, recht haben). Es ließe sich immerhin denken, daß Coccyus sich noch den Magistertitel erwerben wollte; doch nennt er sich in dem oben erwähnten Brief von 1551 nicht Magister. Ich vermute, daß er nach Heidelberg mit der Absicht ging, sich dort nach einer geeigneten Stellung in der Pfalz umzusehen, wie auch in den folgenden Jahrzehnten einige hällische Pfarrer und Kandidaten in der Pfalz unterkamen. Was ihn schon 1547 von Hall forttrieb, ist unbekannt. Daß er schon 1547 aus dem Haller Schuldienst ausschied, scheint mir ein Eintrag im ersten Kirchenbuch der Pfarrei Haßfelden zu bezeugen, der ohne Quellenangabe sagt: „Pfarrer, so vorher hie sollen gewesen seyn: ... 1547 Sebastian Coccius". Da die Pfarrei comburgisch war, und 1548 Sebastians Sohn Victor von Comburg eine Haller Pfründe erhielt,[15] lege ich jener Angabe einiges Gewicht bei. 1549 ist Coccyus in Öhringen bezeugt. Die einzige Nachricht über seine dortige Tätigkeit gibt der von Wibel (Band IV, S. 101 f.) mitgeteilte Brief des Grafen Albrecht vom 12. September 1549, worin Dr. Egidius Stembler beauftragt wird, Schulmeister und Cantor in Öhringen zum Gehorsam gegen „unsern Superattendenten und leßemeister Coccium" anzuhalten. Ich vermute, daß Coccyus am Stift in Öhringen Vorlesungen zu halten hatte, wie solche in Ansbach und Feuchtwangen für die Kanoniker eingerichtet worden waren. Wenn Coccyus in einem Nachsteuereintrag in Hall 1551 „schulmaister in Oringen" genannt wird, so wußte man eben in Hall nicht zu unterscheiden zwischen dem Lesemeister am Stift und dem Schulmeister an der Lateinschule in Öhringen. Schulmeister in Öhringen war 1545 bis 1554 Joh. Ruthenus.[16]

[12] Wie Brand a. a. O.

[13] Kern a. a. O., S. 97.

[14] Siehe Anmerkung [8].

[15] Württembergisch Franken VII, 1900, S. 45. Statt Victor Corvus Sebastiani C. (nämlich filius), wie Gmelin las, dürfte zu lesen sein Coccius.

[16] Wibel I, 383.

Digitized by Google

Sebastians Erziehertätigkeit am Hofe Herzog Christophs von 1551 an näher zu untersuchen, muß anderen überlassen bleiben. Hier sei nur noch einiges über seinen Hausstand mitgeteilt. Seine Ehefrau überlebte ihn. 1564 wohnte sie in Backnang.[17] Da Sebastian schon 1547 einen Sohn (Vincentius, siehe oben) auf die Hochschule schicken konnte, darf angenommen werden, daß er sich 1530 oder kurz vorher verheiratete. Den Namen der Frau erfahren wir aus einer Steuerrechnung Hall 1548, IV. Quartal (bis 25. Januar 1549): „Sebasti Cotzius hat geben von wegen seiner hausfrauen Anna Müllerin zu nachsteur xiiij gulden ix ß, zum uffwechsel j pfund viij ß". Die Zahlung geschah am 17. Dezember 1548.[18] Sebastian war nicht Haller Bürger, dagegen lag das von seiner Frau beigebrachte und ererbte Gut in den bürgerlichen Beschwerden. Anna Müller war eine Tochter des Haalmeisters Georg Müller in Hall und der Els gebornen Ulrich. Nach dem Tod Georg Müllers (um 1519?) verheiratete sich seine Witwe wohl 1526 mit M. Johannes Gayling,[19] der sich seit Ende 1525 oder Anfang 1526 in Hall aufhielt und das Bürgerrecht erwarb. 1528 ging er als Pfarrer nach Feuchtwangen. Zusammen mit seiner Schwiegermutter und ihrem Ehemann M. Johannes Gayling führte Sebastian 1536 „contra die Büschler Stritt und Proceß wegen eines halben Siebens am Bürdenmarkt".[20] Von einer Schwester ihrer Mutter, Apollonia Lochinger verwitwete Haas, erbte Frau Anna Coccyus 1551 nach vorausgegangenem Proceß; am 28. April 1551 vernachsteuerte Coccyus das Erbe mit 17 fl. und 1 fl. 4 ß Aufwechsel.[21]

In Hall besaß Sebastian ein Haus in der Pfaffengasse, das er spätestens am 23. April 1549 an Hans Merclin verkaufte.[22] Daraus wie aus der Nachsteuerzahlung vom 17. Dezember braucht nicht geschlossen zu werden, daß Coccyus noch Ende 1548 in Hall war; die Nachsteuer konnte ihm ohne weiteres gestundet werden, da das Haus, das nachweislich 1547 noch nicht verkauft war, der Stadt genügende Sicherheit bot. Für den abwesenden Verkäufer nahmen die jeweils auf Weihnachten fälligen Raten in Empfang 1550 Friz Schlezin, 1551 Thomas Schulthaiß in Braunsbach, 1552 Schlezin. Die Schletz waren in Braunsbach begütert. Von Braunsbach aus bittet Coccyus am 5. Februar 1551[23] den Haller Bürger Hanß Meißner, seinem Beauftragten die seit Weihnachten verfallene Rate für 1550 (oder die erst Weihnachten 1551 fällige?)

[17] Archiv Hall, Band 477, Miscellanea unter „Coccius".

[18] Archiv Hall, Bürgerbuch 1526—1558, S. 197.

[19] Miscellanea (siehe oben) unter „Gailing"; Ratsprotokoll Hall 1502—1569, S. 175: „uff Montag nach omnium sanctorum anno xxviij ist maister Hannsen Gaylung burger albie vergonnt, sich außerhalb Hall in diensten zu enthalten, biß uff ains erbarn rhats widerrufen, actum ut supra"; ähnlich im Bürgerbuch 1526—1558.

[20] Miscellanea unter „Coccius" und „Gailing".

[21] Steuerrechnung 1551, I. Quartal, unter „Nachbeth": „Sebastianus Coccyus schulmaister zu Oringen hat von gedachter Appolonia Häsin ime erblich zugestandnem gut zu nachsteur geben xvij gulden, uffwechsels j gulden iiij β". Im gleichzeitigen Nachsteuereintrag des Miterben Valentin kupferschmid von Mospach wird die Erblasserin Appolonia Häsin oder Lochingerin genannt. Im Bürgerbuch 1526—1558, S. 73, heißt sie die Sixtin.

[22] Ratsprotokoll Hall 1532—1564, S. 146: „Hans Merclin bekent Sebastiano Coctio jcLij fl. noch am hauß und hofraiten in der pfaffengassen vors predigers hauß vorgelegen, frey aigen, soll zalen uff weyhennacht nechst xL fl. und dannach alle jare uff weyhennacht xL fl. ... actum uff Georgii anno 49".

[23] Es ist der oben erwähnte Brief im Ratsprotokoll.

Digitized by Google

auszuhändigen, worauf der beauftragte Thomas Schulthaiß von Braunsbach in der Canzlei das verfallene Ziel „auß der ſtat buch zu thon" veranlaſſen ſolle. Warum Coccyus wohl von Öhringen aus nach Braunsbach reiſte? Hing dieſe Reiſe zuſammen mit einer früheren Tätigkeit in dem benachbarten Haßfelden?

Aus Sebaſtians Ehe mit Anna Müller gingen 15 Kinder hervor, von denen 1555 noch ſieben lebten.[24] Näheres iſt nur über einige von ihnen bekannt. Vincentius ſtudierte in Tübingen und Heidelberg;[25] er wurde 1553 Schulmeiſter in Weinsberg und war 1558 bis 1588 Präzeptor in Großbottwar. In Tübingen ſtudierte auch Victor;[26] er iſt vielleicht identiſch mit M. Victorinus Coccyus, der 1562 Präzeptor in Lauffen und 1580 in Güglingen wurde. Die Tochter Victoria heiratete am 3. September 1560 den Kloſterhofmeiſter Georg Beinhardt in Lauffen, am 23. September 1583 den Bürgermeiſter Andreas Sauſelin in Brackenheim; die Tochter Apollonia Victrix wurde am 11. Auguſt 1562 die Ehefrau des M. Johannes Schopff in Nürtingen, der 1621 als Abt von Blaubeuren geſtorben iſt.[27] Ob der ſchon erwähnte Eberhard Victor Coccius genannt Vogel ein Sohn oder ein Enkel Sebaſtians war, kann ich nicht entſcheiden. Da er 1605 in Hall ein Haus kaufen wollte,[28] halte ich ihn eher für einen Sohn Sebaſtians, der aus Anhänglichkeit an ſeine Jugendheimat ſeinen Lebensabend in Hall verbringen wollte.

Wie ihn, ſo wird man auch alle ſpäteren Träger des Namens Coccyus (ius), die einen Vornamen vom Stamm VIC führten, für den Sebaſtian bei der Wahl der Namen für ſeine Kinder eine ſo ausgeſprochene Neigung zeigte, für Nachkommen Sebaſtians halten dürfen. Dieſe Neigung für alle an Sieg anklingenden Namen verrät wenigſtens ein kleines Stück vom Weſen Sebaſtians. Weil wir ſonſt ſo wenig von ſeinem innerſten Weſen wiſſen, ſei zum Schluß noch ſeine Handſchrift charakteriſiert, wie ſie uns in dem einzigen mir zu Geſicht gekommenen Brief (ſiehe oben) entgegentritt. Sebaſtians Schriftzüge, ſauber, faſt elegant, vielleicht ein klein wenig ſpitzig, nicht beſonders kräftig, aber auch nicht ausgeſprochen zierlich, verraten ſogleich den gebildeten Mann mit ſehr perſönlicher Handſchrift. Sie ſcheint mir übereinzuſtimmen mit dem Urteil, das ein Schüler Sebaſtians, Stephan Feyerabend, in ſeinem merkwürdigen Gedicht „De Feierabetho" 1590[29] über ſeinen einſtigen Lehrer abgibt:

Feirabent fecit praeceptor Coccyus **acris**,
Qui mihi, dum vixit, ceu pater alter erat;
Praeceptor patrii ludi fuit optimus ille
Indeque praeceptor, dux Eberharde, tuus.

[24] Kern a. a. O., S. 104.

[25] Immatrikuliert Tübingen 16. 4. 1547 Vincentius Coccius Hallenſis, baccalaureus artium 7. 4. 1549 (Eringenſis), immatrikuliert Heidelberg 12. 2. 1550 Vincentius Coccius de Ehringen dioc. Herbipolenſis, immatrikuliert Tübingen 17. 8. 1551 Vincentius Coccius ex Candſtat (se rursus indicavit), M. artium 20. 6. 1522 (Canſtatenſis).

[26] Immatrikuliert Tübingen 17. 8. 1551 Victor Coccius (zuſammen mit Vater und Bruder), baccalaureus artium 6. 4. 1553 (Canſtattenſis), 9. 11. 1556 Victor Coccius se iterum indicavit.

[27] Die Angaben über die Töchter verdanke ich Pfarrer W. Cramer in Schmalfelden.

[28] Ratsprotokoll Hall 1606–1668, unterm 18. 12. 1607.

[29] Blätter für württembergiſche Kirchengeſchichte XXV, 1921, S. 181—187; die Verſe über Coccyus S. 182.

Digitized by Google

Buchbesprechungen

Professor Dr. Karl Weller, **Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr.** Mit 2 Karten. 2 Bände. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1938. Leinen 7,20 RM.

Von den Bänden der Besiedlungsgeschichte Württembergs, die von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte als Zusammenfassungen der bis heute erarbeiteten Forschungsergebnisse herausgebracht werden, ist zuerst als dritter Band diese Besiedlungsgeschichte der Zeit von 300 bis 1300 n. Ztr. erschienen. Daß der als Landeshistoriker bekannte und geschätzte Verfasser zu diesem Werk besonders berufen war, bedarf keiner Betonung mehr. Hat K. Weller doch über 4 Jahrzehnte seines Lebens an die Erforschung dieser uns heute so sehr am Herzen liegenden Dinge gerückt, zu einer Zeit, als dafür noch nicht das Gehör in dem Maße vorhanden war wie heute im völkischen Staat. Daß der Verfasser seine noch heute gültigen Vorarbeiten von 1892 und 1923 der Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar gewidmet hat, muß gerade in unserem Landesteil unvergessen bleiben!

Grundlegend als Darstellung der Landnahme eines Germanenstammes war dann K. Wellers bedeutsamer Aufsatz über die Besiedlung des Alamannenlandes („Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte", 1898); dort hatte der Verfasser schon gezeigt, wie sich die Alamannen auf dem erkämpften Siedlungsboden als Landnehmer nach kriegerbäuerlichen Großverbänden, Hundertschaften und Sippen, und nach ihren rechtlichen und wirtschaftlichen Gewohnheiten in der neuen Dauerheimat eingerichtet haben. Die neue, als Frucht einer Lebensarbeit unserem Volk und Land nun von K. Weller geschenkte Besiedlungsgeschichte Württembergs hat auf der Grundlage seiner genannten Vorarbeiten in kritischer Verwertung eines umfassenden Schrifttums und durch sachkundigen Einsatz aller für solche Untersuchungen ergiebigen Hilfswissenschaften Licht gebracht in die volksgeschichtlichen Vorgänge jener quellenmäßig so schwer zugänglichen ersten Jahrhunderte frühdeutscher Landnahme und Ausbautätigkeit in unserer Heimat. Eingesetzt sind von Weller als Hilfswissenschaften die politische und kirchliche Geschichte, Erdgeschichte mit Landschaftsformenforschung, Pflanzengeographie, Ortsnamenkunde, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, zum Teil auch die Spatenforschung (Vorgeschichte), der in stärkerem Maß im Band Vor- und Frühgeschichte der neuen Bände der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte eine besondere Darstellung auch für die Zeit der frühdeutschen (alamannischen und fränkischen) Landnahme zugedacht ist.

Unser württembergisches Franken, das K. Weller aus eigener langjähriger Beschäftigung bestens kennt, ist in seiner neuen Besiedlungsgeschichte vielfach mitbehandelt. Trotzdem nach seiner Ansicht Sippendörfer mit der „-ingen"-Endung nicht einfach mit alamannischer Besiedlung gleichgesetzt werden dürfen, spricht seine Siedlungsgeschichte doch aus (S. 114), daß Sippennamen der Ortschaften im Neckartal und rechts wie links desselben, wenn größere Markungen damit verbunden sind, schon der alamannischen Zeit (3. bis 5. Jahrhundert) angehören, natürlich auch Dörfer mit anderer Namengebung, wenn sie sonst Kennzeichen früher Siedlung tragen. Die auffallende Häufung von Dörfern mit „-ingheim"-Endungen z. B. im fränkischen Neckargebiet in Württemberg rührt nach K. Weller wohl daher, daß der fränkische Stamm eine Neigung hatte, den übernommenen alamannischen Sippenortsnamen das Grundwort „-heim" anzuhängen. Im übrigen haben nach K. Weller die landnehmenden Alamannen, die das alte Römergebiet innerhalb des römischen Grenzwalls besetzten, zunächst nicht über die schnurgerade verlaufende Grenzlinie hinausgegriffen, und können frühestens nach Abzug der dort jenseits der Grenzlinie (römischer Limes, östlich davor) eingerückt gewesenen Burgunder im 5. Jahrhundert über diese Grenzlinie nach Osten

Digitized by Google

hinaus gesiedelt haben. Aus diesem Schluß zieht Weller den weiteren, daß die „-ingen"-Dorfnamen Württembergisch Frankens vor dem römischen Grenzwall nicht ohne weiteres auf ganz frühen Ursprung der Siedlung schließen lassen (S. 119 und S. 143 ff.). Die durch den Römer Ammianus berichteten Kämpfe zwischen Alamannen und Burgundern um eine Salzquelle (siehe unser vorliegendes Jahrbuch, Aufsatz P. Goeßler, S. 147) möchte K. Weller auf unser Schwäbisch Hall beziehen (S. 31, 135, 144). Es ist indes weit wahrscheinlicher, daß die Gegend zwischen Niebernhall und Ingelfingen mit dieser Nachricht des Ammian gemeint ist, wo sich nachgewiesenermaßen vor- und frühgeschichtlich durchgehend besiedelter Boden findet in jener Salzquellengegend, auch Belegung mit Reihengräbern der frühdeutschen Siedlungszeit, die gerade bei Hall fehlen. Die Urmarkung von Schwäbisch Hall ist zu klein, um für eine Frühsiedlung zu sprechen, und bis jetzt hat der Haller Boden keine Bodenfunde alamannischer und fränkischer Zeit zu liefern vermocht. Die letzten vorgeschichtlichen Siedler bis in die ersten Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein waren Kelten (siehe unser Jahrbuch, S. 39 bis 111); die Haller frühdeutsche Ursiedlung muß Gelbingen sein, das nicht an der Haller Salzquelle, sondern 1 km nördlich davon im Kochertal liegt; die Haller Salzquelle ist bei Gelbingens Gründung (wohl 5. Jahrhundert) vermutlich verschüttet oder verschwemmt gewesen und erst im 8. oder 9. Jahrhundert entsprechend der Sage von der Entdeckung dieses Quells durch den jagenden „Grafen von Westheim" wieder entdeckt worden. (Siehe zu dieser Frage E. Kost, Haller Heimatbuch, 1937, S. 72 bis 73.)

Nach dem Frankeneinmarsch im frühen 6. Jahrhundert lassen sich die ältesten fränkischen Ortschaften schwer bestimmen; es mag nach K. Weller (S. 149) die eine oder andere Ortschaft mit der Endung „-ingen" an den Flüssen Kocher, Jagst, Tauber darunter sein und eine Reihe von Dörfern mit der Endung „-heim" und anderen Namenendungen (S. 202). In der Frankenzeit ist dann „Württembergisch Franken" stark besiedelt worden (S. 178 ff.). Unter den von K. Weller von der Stockenburg aus als frühfränkisch angelegt genannten Orten kann jetzt auch noch Großaltdorf genannt werden (zu K. Weller, S. 179, siehe unser Jahrbuch, S. 28), wie der 1938 aufgedeckte Reihengrabfund beweist. Auf Großaltdorf (Kreis Hall) und nicht Altdorf bei Marbach (K. Weller, S. 294) bezieht sich, entgegen der Meinung des Württembergischen Urkundenbuches I, Seite 404, wohl auch die Nennung Alechdorf des Komburger Schenkbuches. Bei den in K. Wellers Siedlungsgeschichte genannten fränkischen Reihengräberfriedhöfen ist nach Spatenforschungsergebnissen der letzten Jahre auch noch am Kocher Enslingen und Niebernhall, im Taubergebiet der Ort Althausen ergänzend zu nennen (zu K. Weller, S. 181). Zu den fränkischen heriberg-Stützpunkten (K. Weller, S. 186) darf wohl auch der „Herberg" bei Laufen a. K. gerechnet werden auf einer Paßhöhe (Kochertalsporn-lage) als Straßendeckung, da dort ein uralter Heerweg (heute noch so genannt) den Kocher überquert und die Kochertalstraße dort kreuzt. Auch zeigt die Kranzburg (Kranichsburg) am Heerberg typische fränkische Kastell- und Marschlager-Anlage. Zu der Erwähnung fränkischen Weinbaus des 11. Jahrhunderts von Böckingen-Heilbronn, Sindringen und Ingersheim (S. 219), der nach K. Weller (S. 196) schon in der Merwingerzeit vom Rheinland her Platz griff, darf hier noch die interessante Tatsache beigefügt werden, daß nach Heilbronner vorgeschichtlichen Ausgrabungsergebnissen von 1939 dort schon in Steinzeitsiedlungen Kerne einer Weinrebenart nachgewiesen worden sind, die damals, vor 5000 Jahren, noch wild wuchs, aber zuchtfähig war. Auch sind neuestens Kerne wilder Weinreben auch in der Keltensiedlung über dem Haalquell in Schwäbisch Hall nachgewiesen. Die Züchtung der wilden Weinrebe, wie sie im Neckar- und Kochergebiet ursprünglich vorkam, muß dann zu unseren einheimischen Rebsorten geführt haben. (Siehe unser Jahrbuch S. 13 und S. 76/77.)

Eine Besprechung der Wellerschen Siedlungsgeschichte vermag kaum einen Begriff zu geben von dem Wert dieses Buches, der Aufhellung schwierigster Fragen, dem folgerichtig entwickelten Besiedlungsgang, der Fülle treffender, lehrreicher Einzelhinweise in allen Gebieten der Siedlungsgeschichte. Ein ausgezeichnetes Register und 2 Karten des 2. Bandes machen das Werk für jeden nutzbar. Es ist eines der wertvollsten Bücher, die unser Land zur Landes- und Volksgeschichte besitzt, ein Vermächtnis des Altmeisters, für das wir ihm besonderen Dank wissen. Dr. E. Kost.

Digitized by Google

Die Würzburger Diözesanmatrikel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Bearbeitet von Dr. Franz J. Bendel. Sonderdruck aus „Würzburger Diözesangeschichtsblätter", 2. Jahrgang, 1934.

Bendel gibt die älteste Würzburger Diözesanmatrikel heraus, die sich im Bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Würzburg befindet. Auf Grund eingehender Forschungen setzt er die Zeit der Niederschrift in die Zeit zwischen August 1464 und Juli 1465. Diese Schrift ist auch für unser Württembergisch Franken bedeutsam, weil dieses in alter Zeit ganz zum Bistum Würzburg gehörte. Ganz in unserem Gebiet lagen die in einem Archidiakonat vereinigten drei Landkapitel Crailsheim, Künzelsau und Hall, weiter das Landkapitel Mergentheim und das Landkapitel Weinsberg. Einige württembergische Orte an der Jagst, so z. B. Schöntal, lagen im Landkapitel Buchen. Freudenbach, Waldmannshofen und Archshofen gehörten zum Kapitel Ipshofen, Bernsfelden gehörte zum Kapitel Ochsenfurt.

Das Landkapitel Crailsheim (Krewlßheim) umfaßte 45 Pfarreien und 16 einfache Beneficien, darunter 9 Frühmesserbeneficien. Es umfaßte das alte Oberamt Crailsheim, ging südlich bis Hohenberg, stieß nördlich vor bis Finsterlohr, umfaßte eine Reihe bayerischer Orte südöstlich von Rothenburg und grenzte westlich mit Ilshofen und Ruppertshofen an das Landkapitel Hall. Neben Crailsheim, das außer der Pfarrei noch 3 Beneficien hatte, sind Frühmessereien nachgewiesen noch in Ilshofen, Hausen, Wettringen, Gammesfeld, Insingen, Gebsattel, Leuzenbronn und Schmalfelden. Nicht selbständige Pfarreien waren Kirchberg, Triensbach, Gaggstadt, Mariäkappel und Neidenfels.

Das Landkapitel Künzelsau (Kunczelsaw) umfaßte 41 Pfarreien und 23 einfache Beneficien, darunter 12 Frühmessereien. Es grenzte östlich mit Amlishagen, Blaufelden, Ettenhausen und Agolzhausen an die Landkapitel Crailsheim und Mergentheim, nördlich mit Assamstadt an das Landkapitel Mergentheim, südlich an das Landkapitel Hall, stieß westlich mit Sindringen in das Gebiet des Landkapitels Weinsberg hinein, das aber dafür weiter südlich bis Waldenburg vorstieß. Künzelsau besaß außer der Pfarrei noch 3 Beneficien, Ingelfingen und Niedernhall besaßen 2 Beneficien, eine Frühmesserei gab es neben der Pfarrei in Forchtenberg, Sindringen, Kocherstetten, Dörzbach, Mulfingen, Amrichshausen, Hohebach, Blaufelden und Amlishagen. Unselbständige Pfarreien waren Ernsbach, Kocherstetten bei Künzelsau, Gerabronn, Jagstberg, Klepsau, Laibach und Assamstadt.

Das Landkapitel Hall umfaßte 32 Pfarreien, 31 einfache Beneficien, darunter 4 Frühmessereien. Es umfaßte das alte Oberamt Hall außer Ilshofen und Orlach, das Fischachtal und das Kochertal hinauf bis Laufen. Außerdem gehörte noch dazu Murrhardt und Kirchenkirnberg. Von den einfachen Beneficien waren in der Stadt Hall allein 23, von denen 18 zur Pfarrei St. Michael gehörten, die übrigen zur Pfarrei St. Katharina. Man sieht an dieser Zahl die Bedeutung, die Hall einst hatte. Im ganzen Bistum stand mit der Zahl der Kirchenstellen natürlich die Bischofsstadt Würzburg an 1. Stelle, dann folgte Hall mit 2 Pfarreien und 23 Beneficien, Heilbronn mit einer Pfarrei und 24 Beneficien. Frühmessereien hatten im Haller Kapitel Stöckenburg, Untersontheim und Gailborf. Nicht selbständig waren Enslingen und Kottspiel (Kaczbuhel), die lediglich Frühmessereien waren. An Kapellen-Beneficien sind aufgeführt: Gelbingen, Vellberg (Schloßkapelle) und die Johanneskapelle in Sanzenbach.

Das größte Landkapitel unseres Gebiets war das von Weinsberg. Es grenzte im Westen an das Bistum Worms, wobei der Neckar die Grenze bildete, und im Süden an das Bistum Speyer (Grenzpfarreien: Neckarwestheim, Wunnenstein, Beilstein, Löwenstein, Wüstenrot, Mainhardt). Im Osten grenzten die Landkapitel Hall und Künzelsau an, im Norden lag Gundelsheim noch im Gebiet des Kapitels, dann bildete die Jagst bis vor Jagsthausen, das schon zum Kapitel Buchen gehörte, die Grenze. Die Zahl der Pfarreien war verhältnismäßig klein, es waren 48, dafür waren es aber 100 Beneficien einschließlich 21 Frühmessereien. Von den 100 Beneficien fallen 24 auf Heilbronn, 12 auf Weinsberg, 7 auf Lauffen, je 4 auf Kocherdürn, Löwenstein und Beilstein, je 3 auf Neubenau und Neuenstadt, je 2 auf Obheim, Gundelsheim, Ohringen, Talheim, Neckarsulm und Erlenbach. Duttenberg, Dahenfeld, Gochsen, Kochersteinsfeld, Baumerlenbach, Langenbeutungen, Ilsfeld, Neckarwestheim, Flein, Sülzbach und Eberstadt hatten neben der Pfarrei noch eine Altarbeneficie. Unselbständig waren die Früh-

Digitized by Google

messereien in Bachenau, Siglingen und Binswangen, nur Kapellen waren in Rußbaum (abgegangen bei Herbolzheim), Stein am Kocher, Schwabbach, Neufels, Neuenstein, Waldenburg, Wüstenhausen, Auenstein, Scheuerberg und Ellhofen. Sonst sind noch aufgeführt Deibingen (abgegangen bei Neubenau), Petersberg und Hölzern.

Als letztes Landkapitel haben wir noch Mergentheim zu nennen, das mit Ochsenfurt zusammen 1 Archidiakonat bildet und 37 Pfarreien und 35 Beneficien umfaßt, darunter 20 Frühmessereien. Die am weitesten im Süden vorgelagerte Pfarrei ist Schrozberg, die Nordgrenze zieht bei Landau vorbei, wo sich ein Zipfel des Erzbistums Mainz in das Würzburger Bistum einschiebt. Die Westgrenze zieht sich nordsüdlich westlich von Boxberg. Im Süden schließt sich das Landkapitel Künzelsau an. Weikersheim ist am reichsten an Beneficien, es sind 6, Lauda schließt sich mit 4 an. Je 2 Beneficien haben Bieberehren, Niederstetten, Laudenbach und Wölchingen, je 1 Beneficie, meist Frühmesserei, haben Mergentheim, Münster, Creglingen, Oberstetten, Schäftersheim, Igersheim, Wachbach, Königshofen, Schweigern und Boxberg (Schloßkapelle). Unselbständig waren: Krailshausen, Vorbachzimmern, Althausen, Boxberg und Angelthürn. Ober- und Unterschüpf haben zur gemeinsamen Pfarrei noch je 1 Frühmeßbeneficie.

Unter den exempten, also dem Bischof direkt unterstellten Beneficien, tauchen nur einige auf, die in unserem Gebiet liegen; es sind 3 Altarbeneficien in Creglingen (Excelsia Salvatoris) und 1 Beneficie an der Kapelle in Brauneck.

Von den 11 Kollegiatstiften des Bistums gehen uns 2 an: 1. Öhringen (Die Kirche der heiligen Apostel Peter und Paul hat 1 Dekanat, 22 Canonicate und 10 Vicarien); 2. Mödmühl (Die Kirche der heiligen Jungfrau Maria hat 1 Präpositur und 8 Canonicate).

Im Verzeichnis der Beneficien mit freiem bischöflichem Besetzungsrecht steht die Pfarrkirche in Heilbronn und die dortige Kapelle der Heiligen Wendelin und Jodocus. Angeführt wird auch die Pfarrkirche in Stöckenburg und die Frühmesserei daselbst, was aber schon in der Matrikel selbst in Zweifel gezogen ist. Ferner sind vermerkt die Pfarrkirchen in Lichtel und Kupferzell und die Burgkapelle in Vellberg.

Im Verzeichnis der Stifte und Klöster des Bistums finden wir nicht nur die allbekannten Namen wie Komburg und Murrhardt, wie die Zisterzienserklöster Schöntal, Frauental, Gnadental und Lichtenstern, die Haller Johanniter und Minoriten, die Heilbronner Minoriten, Karmeliten und Klarissen, die Deutschherren in Mergentheim, Archshofen, Horneck und Heilbronn. Wir erfahren von 2 Begharden- und 11 Beginenklausen in Städten wie in Dörfern. Wir werden an das Frauenkloster Mistlau erinnert, erfahren von 6 zu Komburg und Ellwangen gehörenden Benediktinerprobsteien und von manchen anderen mehr. Ich zähle gegen 50 klösterliche Niederlassungen in dem Gebiet unserer 5 fränkischen Landkapitel.

Das Würzburger liber synodalis war in unserem Vereinsgebiet nicht unbekannt. Die Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Jahrgang II, 1879, brachten in dem unserem Verein eingeräumten Teil (S. 281—285) einen von Generalvikar Kühles in Würzburg mitgeteilten Auszug aus dem liber synodalis, in dem sämtliche Pfarreien und Beneficien der 6 Landkapitel Mergentheim, Crailsheim, Künzelsau, Hall, Weinsberg und Buchen aufgeführt und die 4 württembergischen Pfarreien aus den Kapiteln Ipfhofen und Ochsenfurt genannt sind. Doch abgesehen davon, daß Bendel in diesen Verzeichnissen einige kleine Verbesserungen bringt, fügt er noch die für uns wichtigen Verzeichnisse der exempten Pfarreien und Beneficien, der Stifte und Klöster bei und führt in wichtigen Ausführungen in das liber synodalis ein. Und Verzeichnisse und Ausführungen werden uns erst recht anschaulich in der prächtigen angeschlossenen Karte des Bistums (1 : 250 000). So kann niemand, der die mittelalterliche Geschichte unseres Gebiets verstehen will, an der Schrift Bendels vorbeigehen. Sie ist nicht bloß kirchengeschichtlich wertvoll, sondern bietet uns Aufschluß in mannigfachen Fragen der Geschichte unseres Gebiets. Vor allem an der Hand der Karte bekommt man einen Begriff von dem Weg nicht nur der Christianisierung, sondern auch der Besiedlung unseres Gebietes. Wir erfahren von Bedeutung und Reichtum so mancher Städte und Dörfer und sehen, wie andere Orte erst nach dem Ende des 15. Jahrhunderts ihren Aufschwung genommen haben, so besonders die späteren hohenlohischen Residenzstädte. Wir erfahren Ortsgeschichtliches und schauen wieder in die großen Zusammenhänge hinein, in denen das Mittelalter lebte. Haug.

Digitized by Google

M. Miller, **Urkunden und Akten des Württembergischen Hauptstaatsarchivs**, 1. Abteilung, Württembergische Regesten von 1301 bis 1500, I. Altwürttemberg, 3. Teil. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1940.

Das Württembergische Hauptstaatsarchiv in Stuttgart legt durch Staatsarchivrat Dr. Karl Otto Müller hier einen Nachtrag zu den württembergischen Regesten von 1301 bis 1500 vor nebst Berichtigungen und Ergänzungen, und im Hauptteil dieser Veröffentlichung durch den Bearbeiter Staatsarchivrat Dr. Max Miller das lang erwartete Verzeichnis der Orts- und Personennamen zu den früheren Teilen der in den Veröffentlichungen 1916, 1922 bis 1930 zugänglich gemachten Regesten. Das umfangreiche Verzeichnis erschließt nun bequem für Landes-, Orts-, Personen- und Sippenforschung den reichen Inhalt der altwürttembergischen Urkunden und bietet trotz der Beschränkung seiner Unterlagen auf Altwürttemberg auch für das württembergisch-fränkische Arbeitsgebiet zahlreiche Angaben. Seite 784 Nr. 3833 ist Stein am Kocher dem Amtsbezirk Mosbach in Baden zugewiesen; es dürfte sich hier doch wohl um die klösterliche Felsensiedlung Kocherstein bei Ingelfingen, Kreis Künzelsau, handeln. Im übrigen ist das nach den langjährigen Vorarbeiten der Regestenveröffentlichungen abschließende wichtige Verzeichnis sorgfältig und umfassend. Dr. E. Kost.

W. Grube, **Die „verschlossene Registratur" des altwürttembergischen Kirchenrats.** Inventar. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1940.

Auf den 2. Band der Veröffentlichungen der Württembergischen Archivverwaltung, 1937, der eine Gesamtübersicht über die Bestände der staatlichen Archive Württembergs in planmäßiger Einteilung brachte und im ganzen Lande freudig begrüßt wurde (siehe unser Jahrbuch „Württembergisch Franken", N. F. 19, 1938, S. 190), läßt diese Staatsstelle nunmehr durch den Staatsarchivrat Dr. Walter Grube am Staatsarchiv Ludwigsburg im vorliegenden 3. Band die Nummernliste eines der wichtigsten Archivkörper unseres Landes erscheinen in einem 248 Seiten starken Bande. Wichtiger altwürttembergischer Quellenstoff der Akten des Kirchenrats ist hier in Sachgruppen zugänglich gemacht für Forschung in Heimat-, Orts- und Sippengeschichte, Kulturgeschichte und Volkskunde, für Geschichte des Geldwesens und der Wirtschaft, der Kunst und des Gesundheitswesens. Altwürttemberg hat mit dieser Veröffentlichung wieder eine neue und vielseitige Quelle für Landes- und Volksforschung erhalten, aber auch nach unserem württembergischen Franken weisen manche Orts-, Sach- und Personenbeziehungen, so daß auch in dieser Hinsicht die Register der Veröffentlichung verschiedentlich Neues zu bieten vermögen. Dr. E. Kost.

Digitized by Google

Digitized by Google

Württembergisch Franken

Neue Folge 22/23 — Erster Teil

Jubiläumsjahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1947/48

Mit 125 Planskizzen und Abbildungen

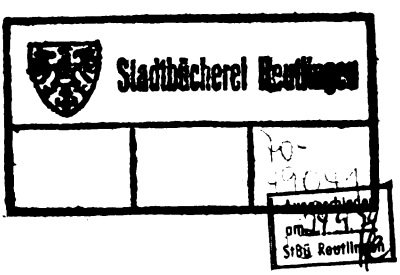
Schriftleitung: Dr. E. Kost

Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1948

Digitized by Google

Das Inhaltsverzeichnis

befindet sich am Schluß dieses Doppelhefts.



Herausgegeben mit Genehmigung
der Publications Control Branch ICD OMG Württemberg-Baden.
Auflage 1000, 1948.

Druck: Württembergisches Zeit-Echo, Schwäbisch Hall.

Digitized by Google

Zum hundertjährigen Bestehen

des

Historischen Vereins für Württembergisch Franken

1847—1947

den Gründern dieses Geschichtsvereins

Hermann Bauer

Ludwig Fromm

Ottmar Schönhuth

in Dankbarkeit und Verpflichtung

gewidmet.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

Jubiläumsbuch Württembergisch Franken

Neue Folge 22/23

Isidor Fischer, Studienrat, Crailsheim, Schillerstraße 35

Dr. Max von Freeden, Direktor des Mainfränkischen Museums, Würzburg, Festung Marienberg

Dr. Peter Goeßler, Professor, Direktor a. D., Tübingen, Goethestraße 14

Dr. Emil Kost, Studienrat und Dozent a. D., Schwäbisch Hall, Langenfelder Weg 9

Dr. Eduard Krüger, Architekt, Großholzleute bei Isny

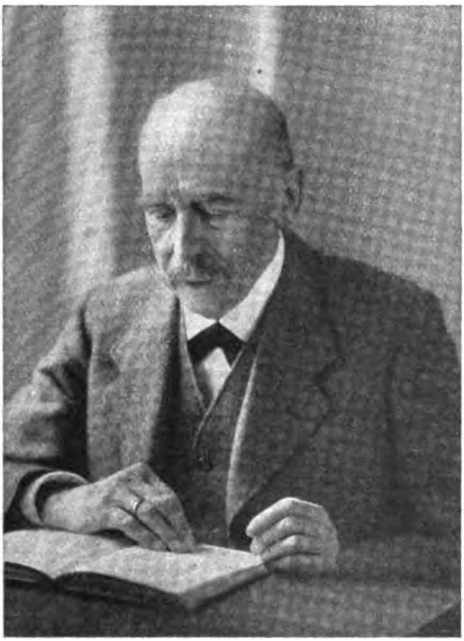
Wilhelm Mattes, Rektor, Heilbronn a. N., Böcklinstraße 9

Karl Schumm, Fürstl. Hohenlohescher Archivrat, Schloß Neuenstein

Digitized by Google

Professor Karl Weller und die Frankenforschung

Von Peter Goeßler



Professor Dr. Karl Weller (1866—1943)

Der Historische Verein für Württembergisch Franken ist in politisch bewegter Zeit, die in ihrer Art der Einheit des deutschen Vaterlandes zustrebte, das ja leider, wie der Gründungsaufruf sagte, nur noch in der Geschichte einig sei, im Jahre 1847 ins Leben getreten. Er ist im Kranze der württembergischen Landes-Geschichtsvereine einer der späteren. Die Entstehung der Historischen Vereine geht ja im letzten Ursprung auf die Anregung des größten deutschen Staatsmannes der napoleonischen Zeit, des Freiherrn vom Stein, und die von ihm 1819 in Frankfurt gegründete Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde zurück. In Württemberg war sein Aufruf zur Gründung von Vereinen von Ländern, Provinzen und Städten zur Pflege der Geschichte, zur Sammlung der Altertümer und zur Verbreitung der Kenntnis der Vergangenheit erst 1832 in Rottweil auf fruchtbaren Boden gefallen. Wie überall, so war es auch im Fränkischen keine Volksbewegung, sondern eine kleine Gemeinschaft von Geschichtsfreunden aus den sogenannten gebildeten Kreisen, vor allem von Beamten, Pfarrern und Lehrern aller Stufen, dazu aber auch von Gewerbetreibenden und Handwerkern, und auch der Adel nahm aktiven Anteil am Vereinsleben. Vom Geist, der den neuen Verein belebte, zeugt die Ehrenmitgliedschaft eines Uhland und Justinus Kerner. Die Intensität der Forschungsarbeit hing ab von einzelnen, die führend vorangingen. Besonders in Hall und Öhringen, dann auch in Weinsberg war er beheimatet. Als der Verein am 1. September 1897 sein 50-Jahr-Jubiläum feierte, hielt den wissenschaftlichen Festvortrag der 31jährige Philologe Dr. Karl Weller, seit mehreren Jahren als Historiker im Dienste des Gesamthauses Hohenlohe mit der Herausgabe eines Hohenloheschen Urkundenbuchs und einer Geschichte der Anfänge des Hauses beschäftigt. Sein Thema lautete: „Schwäbisch Hall zur Hohenstaufenzeit". Bereits war Weller also ins Zentrum seiner ganzen Forschungen vorgestoßen. Der Vortrag ist als Beitrag des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, den Weller seit kurzem als neu berufenes Mitglied der am 19. November 1891 ins Leben getretenen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte vertrat, im selben Jahrgang ihrer Württembergischen Vierteljahreshefte für Landesgeschichte (abgekürzt WVfL), Neue Folge VII 1898, 193, erschienen, der auch seinen mit Recht berühmten Aufsatz über die Besiedlung des Alamannenlandes enthält. Der Haller Vortrag zeigt eine erstaunliche Reife des Urteils und Tiefe neuer Erkenntnisse über die Hohenstaufen als Stadtgründer: Hall, die Salzstadt, wird bereits vom ersten Staufer auf dem deutschen Königsthron, Konrad III. (1138—1152), gegründet, der, ein Bruder des Herzogs von Schwaben Friedrich und als Nachfolger und Erbe der ausgestorbenen Grafen von Komburg und Rothenburg Graf des Kochergaus geworden, als König den Ort mit dem Marktrecht begabt; alsdann 1156 wird

Digitized by Google

ihm gelegentlich der Einweihung der dem Michael, dem Salzquellheiligen, geweihten Kirche ein siebentägiger Jahrmarkt verliehen, worauf dann schließlich das Stadtrecht und Mauer und Graben um die Stadt folgten.

In der Tat, ein neuer Stern der deutschen Territorial- und Reichsgeschichte war mit Weller aufgestiegen. Längst war man im Lande auf den jungen Historiker aufmerksam geworden, unter den damaligen Führern der Landesgeschichte zuerst der ab 1890 maßgebendste, der 1888 auf den neuen Lehrstuhl für deutsches Mittelalter in Tübingen berufene Professor Dr. Dietrich Schäfer. Diesem Manne, der die Schwaben bald für sich gewann, so schwer es auch einige ihm machten, die damals gerne von der Invasion der „Nordkaffern" sprachen, ist Weller allerdings nicht mehr zu Füßen gesessen, wie wir einige Jahre Jüngeren, die wir das Glück gehabt haben, von diesem ebenso großen Gelehrten, wie wissenschaftlich und menschlich hochstehenden Lehrer in Vorlesungen und Übungen auch in das technische Handwerk und Rüstzeug des historischen Forschers eingeführt zu werden, sondern erst nach Abschluß der Studienzeit ist Weller zu Schäfer in nähere, sich im Laufe der Jahre immer enger gestaltende Beziehungen getreten. Schäfer ist ihm Leitstern sein Leben lang geblieben. Im Vorwort seines Buches „Die Staatsumwälzung in Württemberg 1918—1920" (erschienen 1930) — das er ihm nicht mehr widmen konnte, wie er gewollt hatte, da Schäfer mittlerweile gestorben war — wünschte er sich ein Erbteil von Schäfers Tatsachensinn, Tapferkeit und Wahrheitssinn. Immer wieder hat er, wie Schäfer, an die sittlichen Kräfte, insbesondere die selbstlose Hingabe des einzelnen an das Ganze, worin die entscheidenden Kräfte des geschichtlichen Lebens beschlossen liegen, appelliert. In der Grundeinstellung, daß eine gesunde Lebens- und Weltauffassung, zumal für das deutsche Volk, vor allem auf geschichtlicher Grundlage möglich ist, ist Weller sein würdiger Schüler lebenslang geblieben.

Als Schäfer sein Lehramt in Tübingen antrat, war Weller dem Abschluß des Studiums nahe. Seit Herbst 1884 hatte er an der Landesuniversität alte Sprachen, Weltgeschichte und Literatur studiert. Von seinen Lehrern hatte ihn wissenschaftlich am stärksten beeinflußt der Althistoriker Alfred von Gutschmid, der jedoch im Sommer 1887, seinem 6. Semester, plötzlich mit 56 Jahren verstorben war. Er war ein universal eingestellter Spezialkenner der Geschichte des alten Orients, dazu ein gründlicher Philologe und Quellenkenner, dessen Vorlesungen und Übungen über griechische und römische Historiographie ihn besonders anzogen. Viel hat er auch bei ihm methodisch gelernt aus seiner Vorlesung über allgemeine Geschichte des Altertums 338 bis 146 v. Chr., sowie aus seiner Erklärung antiker Autoren, wie z. B. Tacitus' Annalen. Seine Lehrer in den alten Sprachen waren der Altphilologe und Althistoriker Ernst Herzog mit seiner oft trockenen Gründlichkeit und der auf das Griechentum eingestellte Erwin Rohde und — seit 1887 — sein Nachfolger Otto Crusius, sowie der junge Dozent Wilhelm Schmid, sein alter Haller Lehrer, indes der — damals einzige — deutsche Geschichtslehrer der Universität, Bernhard Kugler, mit seinen oratorisch blendenden Vorträgen für ihn nicht allzuviel bedeutete. Sein Berufsstudium, zu dem Geschichte als Hauptfach an sich nicht gehörte, nahm er sehr ernst, so auch die Vorbereitung auf die Staatsprüfung, die damals viel mehr auf Beherrschung des Schulstoffs, als auf wissenschaftliche Durchbildung Wert legte. Da die Aussichten auf Anstellung für geprüfte Altphilologen damals und noch lange nachher denkbar schlecht waren — ohne daß man von oben her, diesen Überschuß an guten, zum Teil ausgezeichneten Kräften lenkend und ausnutzend, eingegriffen hätte —, so brauchte er mit dem Examen nicht zu eilen. Aber wie er dem Verfasser einmal erzählte, hinderte ihn seine Gewissenhaftigkeit und Zielstrebigkeit, in den Examenssemestern noch bei Schäfer zu hören, und seine Bescheidenheit wagte nicht, ihn privatim zu konsultieren. Daß ihn frühe Reife und ernstestes wissenschaftliches, den Problemen auf den Leib rückendes Streben bald schon erfüllte, bezeugen auch seine Jugendfreunde, besonders auch die seiner ehemaligen Tübinger Verbindung, in deren Kreis sein Wort von Gewicht war. Herbst 1889, nach 10 Semestern, schloß er ab mit der altphilologischen Professoratsprüfung I. Teil. Er legte sie ab im Soldatenrock, den er seit kurzem als Einjährigfreiwilliger der 10. Kompanie des Tübinger Bataillons trug. Von dem Recht und Usus der Tübinger Einjährigen, soweit sie Füxe (1. und 2. Semester) waren, abendliche Vorlesungen, besonders historische etwa von Kugler, die bei den Stiftssoldaten beliebt waren, zu hören, machte er, obwohl noch immatrikuliert, kaum Gebrauch. Eine ansprechende, für seine Art bezeichnende wissenschaftliche Frucht dieses Militärjahres ist sein Aufsatz „Württembergische Soldatenlieder", erschienen in Literarischer Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg (LBStA) 1896, 243. Er beschränkte sich darin auf noch gesungene und solche, die er unmittelbar von den Kameraden gehört hat; besonders interessierte ihn als Historiker die Geschichte des einzelnen Liedes und seiner Beziehungen zu Ereignissen, dazu das Verhältnis zum Volkslied, aber auch seine Entartung.

Digitized by Google

Zum Schluß verlangt er die ergänzende Betrachtung der Melodien und ihrer Geschichte. Ins Jahr 1890/91, das der Vorbereitung auf den zweiten Teil des Examens gewidmet war, den er dann im Herbst 1891 erstand — er blieb bis Frühjahr 1891 in Tübingen —, fällt die einem Zufall verdankte erste Berührung mit Schäfer. Er übernahm an Stelle eines zuerst aufgeforderten Freundes und Fachgenossen die Fertigstellung einer von Schäfer gewünschten Übersicht über die ungedruckten württembergischen Geschichtsquellenschriften, deren Ausgabe ja Schäfer als erste Aufgabe der neuen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte bezeichnet und gefordert hatte. Schäfer war von der unter seiner Aufsicht gefertigten Arbeit befriedigt und rühmte in seinem späteren Promotions-Gutachten an die Fakultät Wellers lebhaftes wissenschaftliches Interesse und seine gewissenhafte Art. In der Sitzung ihres Redaktionsausschusses vom 7. Januar 1892 hatte Schäfer die Grundsätze für diese Arbeit vorgelegt, die alsdann genehmigt worden waren. In den Sommer 1892 fällt die erste Begegnung Schäfers mit Weller, der ihm jene Übersicht geliefert hatte. Auch mit Paul Fr. Stälin, dem späteren Archivdirektor, dem Sohne des von ihm hoch verehrten großen württembergischen Geschichtsschreibers Christoph Fr. Stälin, wurde Weller damals bekannt, als ihn der Weg des öfteren ins Stuttgarter Staatsarchiv führte. Eines Tages nun trug er Schäfer seine Bitte vor, mit einer dem Abschluß sich nähernden Arbeit über die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar, die er 1892/93 neben der zeitweiligen Verwendung im höheren Schuldienst her — u. a. in Gaildorf und Ludwigsburg — in Angriff genommen hatte, sich bei ihm um den Dr. phil. bewerben zu dürfen. Schäfer sah sofort, daß hier einer auftrat, der gewillt war, auf eigenen, selbstgewählten Bahnen zu wandeln, sowohl in der Wahl des Themas, wie in der Arbeitsmethode und Zielsetzung. In der Tat, den Gegenstand hatte er sich ganz selbst ausgesucht und ohne jede Beratung und Förderung eines Lehrers bearbeitet. Und dazu noch: es war engste Heimat, das Hohenloher Land, in dem er seit dem 3. Lebensjahr heimisch war, und dessen Vor- und Frühgeschichte er sich mit als Ganzes an sie noch kaum gestellten Fragen genähert hatte.

Wellers Vorfahrenreihe weist durchaus nicht ins Fränkische, wie er auch in der Mundart frei von allem fränkischem, auch von vorfränkischem Einschlag in Lauten und Wortbeugung gesprochen hat. Seine Vorfahren waren bäuerlichen Standes und seit dem 16. Jahrhundert im Schwäbischen, in Seiboldsweiler, Gemeinde Welzheim, da wo der römisch-germanische Limes hart östlich schnurgerade vorbeizieht, ansässig. Erst sein Vater, Georg Weller, hatte sich wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten des Großvaters unfreiwillig von der Scholle der dort stattlichen Sippe unfreiwillig gelöst. Auch die Mutter, eine geborene Grüninger aus einem Handwerkergeschlecht, hatte in ihrer Sippe nur Welzheimer Blut. Der Vater hatte sich von der Pike auf eine neue Existenz im Eisenbahndienst geschaffen und war alsdann zum Vorstand der kleinen Station Langenschemmern im Oberschwäbischen zwischen Donau und Iller aufgerückt.

Hier ist Weller am 22. November 1866 geboren. Als dann der Vater 1869 auf das größere Amt Neuenstein kam, wurde Karl Weller ein Franke, bis er dann von Öhringen, wo er von 1893 an zuerst als Hohenlohescher Haus-Historiker, alsdann vom Frühjahr 1902 als Oberpräzeptor an dem ihm von der Schulzeit vertrauten Lyzeum gearbeitet hat, 1908 nach Stuttgart als Professor des Karlsgymnasiums versetzt worden ist. Er ist der Residenzstadt bis zum Tode am 24. Dezember 1943 treu geblieben und hat am 28. Dezember dort im Fangelsbachfriedhof seine letzte Ruhestätte gefunden.

An fast allen Stationen seines äußerlich einfach verlaufenen Lebens hat der genius loci ihn nach der geschichtlichen, insbesondere der besiedlungsgeschichtlichen Seite und vom Standpunkt des Kultur-, gelegentlich auch des Wirtschaftshistorikers interessiert und zu einer literarischen Darstellung seiner Gedanken darüber veranlaßt, so über Neuenstein, Hall, wo er 1881 bis 1884 die vier Oberklassen des Gymnasiums besucht hat, und Stuttgart. Genannt seien ein Vortrag vom 11. März 1896 im Cannstatter Altertumsverein über die Besiedlung der Stuttgarter Gegend (gedruckt von G. F. Rapp, Cannstatt): eine wenig beachtete, reife Darstellung, die, falls mehr beachtet, später darüber Gedrucktes zum Teil unnötig gemacht hätte. 25. Januar 1897 trug er im Öhringer Pfarrkranz „Bilder aus der neueren Kulturgeschichte unseres Bezirks" vor (gedruckt im Hohenloher Boten). Ein 1899 über „Neuensteins Vergangenheit" in Neuenstein gehaltener Vortrag (gedruckt bei Baumann, Öhringen) stellte die Stadtgeschichte dar, beginnend mit der alten Wasserburg anfangs der Herrn von Neuenstein, hohenstaufischer Dienstmannen, dann seit etwa 1250 der Herrn von Hohenlohe, welche 1351 mit Erlaubnis des Kaisers Karl IV. den Platz zur Stadt und 1499 zur eigenen Pfarrei entwickeln konnten. Ein Neuensteiner war es dann, der die rasche Eroberung der Weibertreu durch die Bauern damals herbeiführte. Es folgte alsdann von der Mitte des 16. Jahrhunderts an

Digitized by Google

— damals Erweiterung der Burg zum Renaissanceschloß von 1556 bis 1564 — der Wohlstand der Bürgerschaft, hinter der der Bauernstand stand, auch als um 1600 die Residenz nach Öhringen verlegt wurde und so zur Bürgerschaft das herrschaftliche Beamtentum trat. Aus allen diesen Epochen zeigen sich im Stadtbild die Spuren dieser weithin typischen Entwicklung. Streiflichter fallen endlich auf die Geschichte der geistig-kulturellen Art der Bewohner des Städtchens, das in der umgebenden Natur der leichtwellig belebten Landschaft so friedlich eingebettet liegt. Von Studien über Öhringen wird unten die Rede sein.

Weller hat anfangs die Volksschule in Neuenstein, dann 1875 bis 1881 das Lyzeum Öhringen besucht. Es war das ehemalige Hohenlohesche Landesgymnasium, dem Weller im Abschnitt „Hohenlohe" des Herzog-Karl-Eugen-Werks (II 1909, 425. 428) die der Fürstengunst und vortrefflichen Lehrern lange Zeit verdankte Rolle des Mittelpunkts der gelehrten Bildung des ganzen Ländchens zuweist. Das Gymnasium war freilich längst zum Rang einer Lateinschule, später eines Progymnasiums herabgesunken. Von 1881 bis 1884 hat er bis zur Reifeprüfung die oberen Klassen des Gymnasiums Hall besucht. Dankbar gedachte er immer seiner Lehrer, so des Rektors Heinrich Kraut, der ihn u. a. aufmerksam gemacht hat auf das 1875 erschienene Buch des Hessen Arnold „Ansiedlungen und Wanderung deutscher Stämme", das für seine wissenschaftliche Entwicklung von großer Bedeutung werden sollte. Ein junger Hilfslehrer, der Altphilologe, der bereits genannte Dr. Wilhelm Schmid, seit 1887 in Tübingen Dozent und dann Professor von Generationen, der hochverehrte Meister des Griechischen, vor allem der griechischen Literaturgeschichte, hat auf den jungen Schüler des Haller Obergymnasiums den bleibendsten wissenschaftlichen und menschlichen Eindruck gemacht, der alsdann zu einer engen Lebensfreundschaft geführt hat. Mit größtem Eifer studierte er damals die 1865 erschienene Oberamtsbeschreibung Öhringen, an der Männer, wie Paulus der Ältere, sein Lehrer Boger, Stälin der Ältere und Albrecht maßgebend mitgearbeitet hatten, und ein Lieblingsbuch von ihm war in Hall die „Württembergische Geschichte" im Calwer Verlagsverein (von Barth und Gundert), und schon damals äußerte er die Absicht, einmal eine Geschichte Württembergs zu schreiben.

So ist denn im Hohenloheschen, in seinen Tälern und auf seinen Höhen, gerade an den genannten drei Plätzen sein Herz aufgewacht, da wo Frankenart in Natur und Kultur sich am reinsten und unverfälschtesten darbietet und sich nicht bloß in der Mundart, sondern auch in Sitte und Brauch am lebendigsten als Eigengut erhalten hat. Hier ist er auch frühe schon als reiferer Schüler und als Student durch Wald und Feld und Siedlungen gezogen, ist er den alten Wegen, die gerne auf Wasserscheiden dahinziehen — jedoch als Grenzen, deren Bedeutung er erst später erkannte —, den prähistorischen und römischen Resten, den alten Markungsgrenzen, Befestigungen, Rechtsdenkmalen, Gerichtslinden usw. nachgegangen, ohne freilich sich an die eigentliche archäologische Forschung, die ihm wenig lag, zu verlieren. Aber seine Neigung, wenn irgend möglich die Quellen aller Art sprechen zu lassen, hat er hier gelernt und frühe ausgebildet, wenn er sie auch bald in den Dienst der reinen Geschichte zu stellen sich gewöhnt hat. Dafür ist ein schönes Zeugnis seine bereits genannte Erstlingsarbeit über die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar, auf Grund deren er dann am 3. Juni 1893 von der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen mit „cum laude" zum Dr. promoviert worden ist. Es ist zugleich seine erste literarische Arbeit, erschienen in den WVfL, Neue Folge III 1894, 1—93 (mit Berichtigungen Seite 455). Aus den Promotionsakten vom 3. Juni 1893 (philosophische Fakultät) ist zu entnehmen, daß er bei Vorlage der Arbeit am 12. April 1893 ausdrücklich um Schäfer als Examinator gebeten hatte. Als Nebenfach gab er Literaturgeschichte an, in der ihn dann Hermann Fischer prüfte. Schäfer stellte das Zeugnis aus, daß Weller den Gegenstand erschöpft habe, gründlich und sich mit der ganzen Literatur auseinandersetzend; die Arbeit zeige weiter volle wissenschaftliche Selbständigkeit, auch gegenüber Arnolds Ortsnamentheorie (darüber siehe unten), so daß die Arbeit das Beste sei, was über die Frage geschrieben sei. Fünf Karten waren beigelegt. Darin waren die Grundzüge der Besiedlung bis ins Mittelalter zu einem Gesamtbild herausgeholt, das, wie er in seinem Forscher-Instinkt genau wußte, noch weithin der Ergänzung durch andere Quellen, wie Erkenntnis der natürlichen Landschaft, ihrer Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, der Orts- und Flurnamen, der Dorfmarkungen usw. bedarf. Wie er in einem Festvortrag bei der 75-Jahr-Feier des Haller Vereins im Herbst 1922, in dem er unter teilweiser Wiederaufnahme des Themas über die „Besiedlung des württembergischen Frankenlandes in deutscher Zeit" sprach (erweitert BStA 1923, 65. 81) ausführt, trat ihm, als er vor 30 Jahren an das Thema ging, das Rätsel entgegen, wie es kommt, daß das Ebenengebiet des Frankenlandes trotz seines guten Ackerbodens in

Digitized by Google

früher Zeit keine Dörfer aufweist, sondern kleinere Weiler, d. h. eine spätere Siedlungsform und ein Kennzeichen der Gebirgsgegenden. Diese Frage kann nur aus Besonderheiten der Menschheitsgeschichte in dieser Gegend und in alter Zeit gelöst werden. So kam er bald zur Römerzeit einerseits und zur Grundherrschaft ab 8. Jahrhundert n. Chr. andererseits. Von dem berühmten Buche Arnolds, eines Rechtshistorikers, nicht eines Germanisten — der sich für Ortsnamen auf Werke wie Förstemann stützen mußte —, kam er bald ab, besonders auch von seiner Theorie, daß gewisse Grundwörter in Ortsnamen bestimmten deutschen Stämmen zugehören. In Württemberg war seit einigen Jahren die Ortsnamenforschung durch Karl Bohnenberger, einen fränkischen Pfarrerssohn, und selbst dann vom Theologen zum Germanisten übergegangen, der sich als 23jähriger Kandidat der Theologie mit einer Arbeit über die Ortsnamen der schwäbischen Albgebiete nach ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte einen Preis und alsdann 1886 den Doktorhut geholt hatte (siehe WVfL IX 1886, 15), ein großes Stück vorangekommen, ohne daß aber Weller zunächst dazu Stellung nahm. Weller hatte sich auch in die damals bei uns sich langsam durchkämpfende Vor- und Frühgeschichte, soweit sie auf einwandfrei und nüchtern erforschten Quellen, also Denkmälern des Altertums, beruht, wenn auch zaghaft, hineingewagt. So ist denn seine literarische Vorlage der vorrömischen und der römischen Zeit dankenswert und zeigte vor allem dem Fachmann, wo er künftig in dem von der Wissenschaft etwas vernachlässigten Frankenland einsetzen konnte.

Als nach Erscheinen der Oberamtsbeschreibung Leonberg im Jahre 1930 vom herausgebenden Statistischen Landesamt und seinem Historiker, unserem unvergeßlichen gemeinsamen Freund, dem eigentlichen Schäfer-Schüler Viktor Ernst, bei den seitherigen Hauptmitarbeitern des Unternehmens, unseres vielleicht stolzesten Werkes der historischen Landesforschung, umgefragt wurde wegen Fortsetzung der Beschreibungen, wäre das Oberamt Gerabronn — in 1. Auflage 1847 erschienen — drangekommen, wenn die topographische Karte 1 : 25 000 im Nordosten des Landes weiter voran gewesen wäre. Ich persönlich — ich bitte, dies sagen zu dürfen, obwohl nicht direkt hergehörig — hatte mich trotz Fehlens einiger Karten stark für Gerabronn eingesetzt, weil hier altgeschichtliche Siedlungsfragen, vor allem rein keltische — ich denke nur an die Muswiese, die auf der Tradition eines keltischen Marktes beruht — und frühdeutsche, nicht vom Römischen überdeckte oder gestörte, nach meiner Auffassung sich lösen lassen. Da Ernst, die treibende Kraft der Oberamtsbeschreibung, Oktober 1933 gestorben ist und andere Mitarbeiter durch „alte Kämpfer" alsdann ersetzt worden sind, sind die Oberamtsbeschreibungen vorläufig ausgegangen. Karl Weller hat, um zu seiner fränkischen Siedlungsarbeit zurückzukehren, als einzigen wahrscheinlich keltischen Ortsnamen des württembergischen Frankens „Hall" genannt. Die Frage ist auch trotz der Entdeckung der Keltenringe im „Acker" im Jahre 1907 und 1909[1] und vor allem auch trotz der mit der Salzgewinnung zusammenhängenden Keltensiedlung auf dem Boden des ältesten Hall im Jahre 1939[2] noch nicht geklärt; denn ihr Anschluß an die Salzausbeutung des Mittelalters ist noch nicht bewiesen, wenn auch denkbar. Weller ist alsdann in seiner Arbeit mutig weiter in die merowingisch-fränkische Zeit hineingeschritten, in der das ganze, den Alamannen abgenommene Land als Königsgut behandelt worden ist. Königsgüter sind alsdann Ausgangspunkte von Ansiedlungen gewesen. Die Erkenntnis, daß zu den ältesten Dörfern auch die ersten Kirchen gehören, ist besonders durch Bossert und seine unschätzbaren Forschungen mit erstaunlicher Tiefe und Breite gerade auch im Fränkischen getrieben und dann von Weller weitergeführt worden. Und dann kommt der erste Ausbau der Markungen; zu den Urdörfern traten Tochtersiedlungen hinzu. Über die Verteilung des Besitzes geben nunmehr Urkunden Auskunft, wie etwa für das fränkische Gebiet das Lorscher Schenkungsbuch. Weller führt den Faden herab bis zur Karolingerzeit, wo der Gemeinfreienstand zum größten Teil sich endgültig auflöst und alsdann die von Grundherrschaften ausgehenden Siedlungen — vielfach in Streubesitz — einsetzen. Auch der Ausbau durch Rodung setzt sich fort. Am späten Alter gewisser Grundwörter kann kein Zweifel sein. Weller schließt die Hauptausführungen mit den späteren Rodungen, so vor allem mit denen im Ohrnwald im 11. Jahrhundert. Es folgt die Arbeit der Zisterzienser im 12. Jahrhundert, alsdann der Burgenbau und die Städtegründung: hier spricht er zum erstenmal von Öhringen und von Hall mit ganz frühen Märkten, von Weinsberg und den Städten des 14. und 15. Jahrhunderts, wie Crailsheim und Mergentheim, von Gaildorf, zum Teil an Straßen angelegt, deren Geschichte ihn später so sehr beschäftigen sollte.

[1] Fundberichte 1907, 29, und 1909, 12.

[2] Württembergisch Franken (abgekürzt: ZWFr), Neue Folge 20/21 (1939/40), Seite 39 (Kost) und 129 (Hommel).

Digitized by Google

Den Schluß in diesem Siedlungsbilde bildet die Frage der Wüstungen, deren Entstehung er richtig ins 14./15. Jahrhundert setzt, ohne jedoch auf das Aufblühen des Städtewesens zu verweisen, das zusammen mit den immer drückenderen Lasten des Bauernstandes und der allgemeinen Landflucht das flache Land veröden ließ.

Mit dieser Arbeit, die den üblichen Durchschnitt der Doktorarbeiten weit überragte, trat er in die Forschung ein. Seine 4 Jahre nachher erschienene Darstellung der „Besiedlung des Alamannenlandes" (erschienen WVfL, Neue Folge VII 1898, 301—393; auch separat im Verlag Kohlhammer 1898) hat jene etwas verdunkelt und in ihrem Eigenwert etwas zurückgestellt. Er hat damit ein Gebiet betreten, das ihn sein Leben lang beschäftigen sollte.

Weller gedachte nach der Promotion sich zunächst weiter dem höheren Schulberuf zu widmen. Da trat 1893 an ihn eine rein wissenschaftliche Aufgabe heran. Irgendwie an die akademische Laufbahn zu denken, verbot ihm schon seine Bescheidenheit, wie überhaupt das sich Habilitieren an Universitäten nicht gerade Sache der Schwaben ist. Auf dem Wege über die seit Ende 1891 arbeitende Württembergische Kommission für Landesgeschichte wurde der Senior des Gesamthauses Hohenlohe, Fürst Hermann zu Langenburg, auf Weller aufmerksam gemacht, als er, ein besonderer Freund der Geschichte, den Plan einer ältesten Geschichte seines Hauses, die sich ganz auf dem reichen Urkundenmaterial aufzubauen hatte, und zwar demgemäß zweier Werke, eines Urkundenbuches und einer Geschichte seiner zwei ersten Jahrhunderte, gefaßt hatte. Hauptsächlich auf Empfehlung Schäfers und Paul Stälins ist Weller alsdann im Herbst 1893 in den Dienst der Hohenlohe getreten. Diese erste nicht von ihm selber gewählte Arbeit, von der wir Näheres hören werden, hat ihn zunächst von Herbst 1893 bis Frühjahr 1902 in Anspruch genommen. Der Abschluß erforderte später noch ein Jahr Beurlaubung (1906—1907) von seinem im Anschluß an den Spezialauftrag übernommenen Oberpräzeptorat am Lyzeum Öhringen, das er, wie wir sahen, 1902 bis 1908 bekleidet hat. Weller hat für seine Hohenloheschen Aufgaben teils im Archiv Öhringen, teils in Stuttgart im Staatsarchiv und in der Landesbibliothek, sowie im Münchener Staatsarchiv gearbeitet. Von 1899 hat er zugleich als Dozent für Geschichte Württembergs an der Technischen Hochschule in Stuttgart vorgetragen.[3]

Franken ward immer mehr einer der Hauptpole seines Forschens und seiner Publizistik: Gesamtfranken, Hall, Öhringen, die bedeutendste Stadt des eigentlichen Hohenlohe, Weinsberg, die Geschichte des Hauses Hohenlohe, die Straßen und Verkehrswege bis in vorrömische Zeit zurück, die Geschichte seiner Städte, die Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Kulturgeschichte, Land und Leute sind seine Forschungsgebiete und die Themen seiner Arbeiten und Vorträge. Mit besonderer Wärme hat er immer wieder der Geschichtsschreibung im württembergischen Franken, ausführlicher und zusammenfassend der von 1750 bis 1870 im Band Neue Folge 17, Seite 123 bis 139, der ZWFr ein Denkmal gesetzt. Es war dasselbe Heft, das ihm als „dem Altmeister der württembergisch-fränkischen Geschichtsforschung" vom Herausgeber Dr. Kost zum 70. Geburtstag gewidmet worden ist. Schon in der Einleitung seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe I 1903, 2, hatte er an seinen bedeutendsten Vorgängern der fränkischen Geschichtsschreibung, an Männern wie Wibel und Hanßelmann, gezeigt, wie Territorialgeschichte in Deutschland wirklich quellenmäßig schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bearbeitet worden ist; ähnlich alsdann 1909 im bereits genannten Beitrag „Hohenlohe" zum Herzog-Karl-Werk des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins (II 429). Wellers erster Vortrag im Haller Verein 1896 hatte einem der Väter der fränkischen Geschichtsschreibung gegolten, dem Rektor Friedrich David Gräter, geboren 1768 in Hall. Es war freilich ein etwas abstruser Gelehrter, ungemein schreibselig, und bei seiner unermüdlichen Sammelarbeit von hällischer Mundart, Sagen, Märchen und Volksüberlieferungen ist wenig Bleibendes herausgekommen. Weller hat Forscher behandelt und gewürdigt, wie Hanßelmann (Öhringen) und Wibel (Langenburg), Prescher (Gschwend), Schönhuth (Wachbach), Hammer (Kirchberg), Oechsle (Öhringen), Albrecht (Öhringen), den bedeutenden Forscher in Numismatik und Archivalien, den Fürsten Karl zu Hohenlohe-Waldenburg, Heraldiker und Sphragistiker, der mit Albrecht zusammen das Hohenlohesche Archiv in zwei als Manuskript gedruckten Bänden mit überaus wertvollen Abhandlungen, meist von Albrecht, herausgegeben hat, den Dekan Bauer in Weinsberg,

[3] Als eine Art Habilitationsarbeit hat Weller damals eine viel beachtete Schrift „Württemberg in der deutschen Geschichte" (Stuttgart Verlag Kohlhammer 1900) geschrieben. Hier bemüht er sich, die Landesgeschichte auf dem Hintergrund des gesamtdeutschen Lebens zu sehen und leitet zugleich aus dem Rechte unserer Selbständigkeit in geistig-kulturellen Dingen innerhalb des Reiches die Pflicht zur Anstrengung aller Kräfte ab. Über sie siehe auch auf Seite 15.

Digitized by Google

lange Zeit mit Schönhuth Hauptträger der Historischen Zeitschrift des Vereins, Dekan Fischer und Rektor Boger. In der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er einigen derselben eingehende Darstellungen gewidmet, vor allem seinem Lehrer Boger noch dazu in ZWFr, Neue Folge VII 1898, 109, ein eingehendes Lebensbild voll Sachkunde, Gerechtigkeit und Liebe, dazu psychologisch fein gemeißelt. In jenem Überblick Seite 139 rühmt er ihnen nach, daß sie „unter vielen Schwierigkeiten und oft mit beschränkten Mitteln die Arbeit geleistet und geleitet hätten"; sie „sehnten sich nach einem besonderen deutschen Wesen, dem sie durch Pflege gerade auch der Heimatgeschichte dienen wollten, nach einem einheitlichen Reich, unter dessen Schutz der deutsche Geist sich frei entfalten könne. Als Forscher glaubten sie in großen Zusammenhängen zu stehen." So hätten sie den geschichtlichen Sinn der Bevölkerung geweckt und genährt und so viele geschichtliche Werte erhalten, daß auf ihrem Wirken alle wissenschaftliche Arbeit der Folgezeit beruhe. Im übrigen waren sie vielfach mehr Forscher als Darsteller, so auch der gleich zu nennende Bossert.

Weller hat dieses Bild der fränkischen Historiker bis 1870 herabgeführt — vermutlich aus dem Gedanken heraus, daß mit dieser Wendung der gesamtdeutschen Geschichte die Landesgeschichte etwas in Hintergrund getreten sei. Das ist bis zu einem gewissen Grade auch richtig, ohne daß damit die Arbeit der Landesvereine herabgesetzt werden soll. Sie stellte sich immerhin in den nächsten 15 bis 20 Jahren in der Lokalforschung auf bescheidenere Ziele ein, aber selbstverständlich mit Ausnahmen.

Dazu gehört vor allem der Pfarrer Gustav Bossert der Ältere, seit 1869 Pfarrer in Bächlingen bei Langenburg. Kürzlich hat sein gleichnamiger Sohn in einem warmherzigen Aufsatz (ZfWL IV 1942, 194) die Arbeitsweise seines Vaters und sein Werden besonders als Kirchenhistoriker gerade aus der fränkischen Arbeit heraus dargestellt.[4] Das Konsistorium hat in vorbildlicher, bis heute eingehaltener Großzügigkeit, die anderen amtlichen Oberbehörden, etwa denen der Schule, nicht durchweg nachgerühmt werden kann, immer wieder solche seltenen wissenschaftlichen Kräfte auf kleine Pfarreien versetzt. Bosserts Geschichtsstudium setzte ein mit der eigenen Gemeinde und deren wirtschaftlicher Struktur — hie Großbauern, dort Taglöhner —, die er zunächst aus seelsorgerlichen Gründen kennen lernen wollte. Nach Erledigung der Ortsakten stieg er nach Langenburg hinauf und bat um Zutritt zu den Archiven der hohenloheschen Schlösser Langenburg, Öhringen, Kirchberg und Weikersheim. Ganz auf sich selbst gestellt, eroberte er sich das ganze Handwerkszeug zum Lokalforscher. Eine Entdeckung um die andere wurde ihm beschert.[4] Bald wurde er bekannt mit den führenden Männern des Fränkischen Historischen Vereins, so vor allem mit dem damaligen Widderner Stadtpfarrer Julius Hartmann, mit Haßler, Ehemann, Kolb, Blind, Caspart und anderen mehr. Hartmann, dem näher zu treten mir nach 1905 noch ein gütiges Geschick geschenkt hat, hat zu seinen vielen Verdiensten auch das, immer wieder tüchtige Menschen für die Landesforschung entdeckt zu haben, so z. B. Eugen Gradmann, der 1898 von Neuensteins Stadtpfarrer zum Landeskonservator, und Viktor Ernst, der sein Nachfolger als Historiker des Statistischen Landesamts wurde, als er selber 1903 in den Ruhestand trat. Als er 1878 von Widdern nach Stuttgart berufen wurde, hat er Bossert die Nachfolge in der ZWFr verschafft, womit auch die Sorge für die Vorträge bei den Jahresversammlungen verbunden war. Ich selber habe aus meiner Knabenzeit noch eine Erinnerung an die Jahrestagung des Vereins im Jahre 1881 in Crailsheim, zu der mein dem Redaktionsausschuß angehöriger Vater, damals Dekan in Neuenstadt, mich, den 9jährigen Lateiner, der zu den Großeltern nach Gerabronn reisen durfte, mitgenommen und auf der Bossert in seiner lebhaften, eindringlichen Art über den geschichtlichen Kern der Crailsheimer Haaraffensage gesprochen hat (siehe WVfL IV 1881, 240).

Die Arbeit von Männern, wie Bossert,[5] ist noch mehr als die von Weller von Anfang in enger Beziehung zur Lokalforschung gestanden. Beide waren dazu weithin Autodidakten und sind bald zu immer höheren Zielen aufgestiegen in der Landesgeschichte und vor allem Weller schließlich in der Reichsgeschichte. Nicht aus dem Gedächtnis, zumal in unserem Kreise, darf Bosserts Anteil am Werden der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte verschwinden. Lange hat es gebraucht, bis im Juli 1891 ihre Einsetzung und Satzung durch königliche Entschließung genehmigt worden ist. Bereits 1883 war in Heilbronn eine anonyme Flugschrift „Drei pia desideria für die Württembergische Geschichtsschreibung — Ein Testament" erschienen. Die Beispiele waren vor allem dem württembergischen Franken entnommen, und ein humorvoller

[4] Ein einzigartiges Material verzeichnet die Bossert-Bibliographie, zusammengestellt 1932 vom Sohn: sie verzeichnet 801 Aufsätze nach sachlichen Rubriken und 400 — nur eine Auswahl! — Rezensionen.

[5] Siehe Bossert der Jüngere, ZfWL VI 1942, 198; derselbe, Bossert-Bibliographie 19 f.

Digitized by Google

Hinweis in den WVfL 1882, 312, der auch auf den „ideenreichen Kaufmann in der Musenstadt am Neckar" (den sogenannten „Ideenbossert") anspielte, verriet auch sofort den Verfasser, der nun aus der Praxis der Archivarbeit heraus seine drei aktuellen Forderungen stellte: 1. Sammlung der fontes rerum wirtembergicarum durch eine vom Kultminister zu berufende Kommission württembergischer Gelehrter, Archivare, Bibliothekare usw.; 2. Beschleunigung des württembergischen Urkundenbuchs (UB), das, wenn es im seitherigen Tempo weitergehe, 1950 fertig werde. Es ist damit ganz anders gekommen, als Bossert befürchtet hatte: bereits 1913 ist das bis 1313 geplante Werk dank Schneider und Mehring mit Band XI fertig geworden, und auch noch die von ihm gewünschte Fortsetzung von 1313 ab in Regestenform hat er zum Teil noch erlebt; 3. (ganz aus der Praxis gefordert) Ausnützung der Kirchenbücher bis 1650 für Landes- und Ortsgeschichte durch Katalogisierung und Verarbeitung bei einer Zentrale, wofür er sich das von ihm so genannte „Landesamt für württembergische Landeskunde" — das freilich vorderhand noch „im altbureaukratischen, Lateinisch, Griechisch und Französisch mengenden Kauderwelsch ‚Statistisch-Topographisches Bureau' heißt" — am geeignetsten dachte. Im „Schwäbischen Merkur", dessen Abwürgung auf 31. Mai 1941 nach 156 Jahren unvergänglicher Verdienste um die schwäbische Kultur, insonderheit um unsere Landesgeschichte immer lauter nach Wiedergutmachung, soweit dies überhaupt möglich ist, ruft, hat Bossert alsdann 1884 in Nr. 145 sich über Württemberg und seine Leistungen für die württembergische Landesgeschichte ausgesprochen, wie dann auch Weller bereits 1899 in einem seiner frühesten Aufsätze in den „Deutschen Geschichtsblättern" I 1900, 47, den gegenwärtigen Stand der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg dargelegt hat. Darin beklagte Weller u. a. ihren Rückgang seit 1870 und die Rückständigkeit der Kulturgeschichte, weiter den derzeitigen Stand der württembergischen Rechts- und Verfassungsgeschichte im Lande der zwei Moser, Spittler, Wächter, Reyscher, Mohl u. a., die Vernachlässigung der Wirtschaftsgeschichte. Es sind das alles Lücken, die heute noch nicht ausgefüllt sind.[6] Dagegen konnte Weller die Bestrebungen der Popularisierung — besonders auch in der Presse — der wissenschaftlichen Forschung voll anerkennen und forderte zum Schluß Landesgeschichte als Ausgangspunkt der großen Geschichte, wofür ja sein ganzes Lebenswerk Zeugnis ist.

Ebenso großes Aufsehen, wie Bosserts „Testament", hat damals (1883) seine zweite Flugschrift „Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft" erregt. Sie war geschrieben aus der Erfahrung der Redaktionsarbeit im Württembergisch-Fränkischen Geschichtsverein. Es war die Antwort auf die Schrift eines Dr. Georg Haag, eines Waitz-Schülers, über „Die Territorialgeschichte und ihre Berechtigung" (Gotha-Verlag Perthes [1882]). Bossert nahm die historischen Vereine in Schutz und erinnerte z. B. an die Arbeit etwa von Dekan Bauer in Weinsberg, der 25 beachtliche Veröffentlichungen seines Vereins allein geschaffen habe; es gäbe Lokalvereine mit 500 Mitgliedern. Und auf Grund seiner Erfahrungen als Schriftleiter der ZWFr rief er den Vertretern der Wissenschaft zu: „Laßt Euer Licht in unsere Kreise hineinscheinen!" Wenn Haag straffe Organisation und Zentralisation der Vereinsarbeit verlangt hatte, so konnte Bossert auf den Vorgang Württembergs hinweisen, wo seit 1878 Julius Hartmann alle bedeutenderen Geschichtsvereine des Landes in der damals neuen Zeitschrift, den WVfL, herausgegeben seit 1878 vom Kgl. Statistisch-Topographischen Bureau zusammen mit dem Oberschwäbisch-Ulmer und dem Württembergischen Altertumsverein in Stuttgart, vereinigte. Wenn Haag als vorbildlichen Verein den für hansische Geschichte genannt hatte, so war es besonders glückliche Fügung, daß einige Jahre darauf der Mann, dem jener hansische Verein vor allem seine Blüte verdankte, Dietrich Schäfer, nach Württemberg berufen wurde. Bald nach seinem Lehramtsantritt in Tübingen im Jahre 1888 wurde Schäfer aufmerksam auf die anonyme Besprechung des eben erschienenen Bandes V des „Württembergischen Urkundenbuches" in der „Neckarzeitung" 1889, Nr. 186. Schäfer, dem der Artikel zu Gesicht kam, der auch die Frage der endlichen Schaffung einer Historischen Kommission unter Berufung auf den badischen Vorgang angeschnitten hatte, erfrug den Namen des Verfassers und wanderte — nach kurzem Aufenthalt im Lande bereits ein begeisterter Albfreund — an einem Herbsttag 1889 über Jusi, Neuffen und Teck nach Nabern, wohin Bossert aus dem Hohenloheschen eben übergesiedelt war. Ein Gespräch führte zum Ziele, aber auch zu dauernder Freundschaft der beiden Männer. Die Württembergische Kommission trat unter dem Vorsitz des Kultministers und der Geschäftsleitung von Julius Hartmann ins Leben. Bossert war sofort in ihren Kreis berufen. In der konstituierenden Sitzung am 19. No-

[6] Auch später hat Weller, so im „Merkur" Januar 1926, seiner Sorge um die Zukunft der Landesgeschichte Ausdruck gegeben; vgl. dazu auch meinen Aufsatz „Wie steht's um unsere Landesgeschichte?" („Merkur" 9. Januar 1926, Nr. 11). Heute ist die Sorge vervielfacht.

Digitized by Google

vember 1891 wurde das Statut der Neuen Folge der WVfL beschlossen, die künftig die Kommission zusammen mit dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein in Stuttgart, dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, dem Historischen Verein für Württembergisch Franken in Schwäb. Hall und dem Sülchgauer Altertumsverein in Rottenburg herausgeben sollte. Die genannten vier Vereine sind satzungsgemäß bis heute in ihren Vorständen Mitglieder der Kommission. Und bereits 1894/95 erschienen die ersten zwei Bände der neu beschlossenen Württembergischen Geschichtsquellen: die der Stadt Hall von Professor Kolb und Württembergisches aus dem Codex Laureshamensis, den Traditiones Fuldenses und aus Weißenburger Quellen von Bossert. Man hatte sich geeinigt auf die Grundsätze des die Herausgabe leitenden Professors Schäfer, und auf ein genaues Statut über die zu bestellenden Kreispfleger der Kommission zur Durchforschung, Ordnung und Verzeichnung der Archive und Registraturen der Gemeinden, Korporationen, Grundherren und Privaten des Landes. Damit waren Bosserts und vieler anderer, deren Sprachrohr Bossert gewesen war, Wünsche und Vorschläge in ungeahnter Weise verwirklicht. Sofort erhielten die Pfleger eingehende Anweisungen. Damit war ein großer Fortschritt erzielt. Einem Mitglied des Fränkischen Vereins gebührt also daran ein unvergeßliches Verdienst. Schäfer aber setzte sich auch mehr, als man das seither gewohnt war, für das Heranwachsen des Forschernachwuchses ein.

Damit kehren wir nach diesem langen Exkurs zu Weller zurück. Sein Aufstieg ist nicht zu denken ohne diese bald nach 1890, als Weller in die Forschungs- und Publikationsarbeit einzutreten begann, einsetzende Neubelebung unserer einheimischen Landesgeschichte, die sich um die Kommission geschart hat.

Weller, zu Beginn des Jahres 1897 in sie als Vertreter des Fränkischen Vereins berufen, hat sich allmählich zu ihrem führenden Mitglied aufgeschwungen. Er hat u. a. in ihrem Auftrag zusammen mit seinem Freund Ernst von 1913 bis 1921 den von ihm angeregten „Württembergischen Nekrolog" herausgegeben. 1930 übernahm er als Nachfolger Ernsts, als dessen Kräfte zu erliegen drohten, die Geschäftsführung der Kommission und damit die Schriftleitung der Zeitschrift. Das erste Heft seiner Leitung (WVfL. Neue Folge XXVII 1931) eröffnete er mit einem programmatischen Aufsatz über die Aufgaben der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg. Er ist geschrieben von hoher Warte aus dank einer lebenslangen Beschäftigung mit Landesgeschichte und ernstem Verantwortungsbewußtsein. Er knüpfte an Chr. Friedrich Stälins „Wirtembergische Geschichte" an als Vorbild einer Landesgeschichte überhaupt, dem dann andere Länder langsam gefolgt seien. Dann sprach er von der Eigenbedeutung der Landesgeschichte entsprechend dem ursprünglichen Eigenleben, so daß ohne Territorialgeschichte die deutsche Geschichte sich nicht schreiben lasse. Auch der fränkische Landesteil hat seine Eigengeschichte, und zwar nicht bloß für die Ur- und Frühzeit, wie er ja in seiner ersten Arbeit von 1894 gezeigt hatte. Weiter gedenkt er der Oberamtsbeschreibungen, die kleine Gebiete auch geschichtlich erforscht haben. Durch unsere einheimische Forschung, durfte er sagen, besonders durch die Beschäftigung mit der Alamannengeschichte, sind von ihm grundlegende und zugleich mit alten Irrtümern aufräumende Anschauungen über die ständische Gliederung unseres schwäbischen Volkes herausgearbeitet; aber Fragen wie die der fränkischen Grafschaftsbezirke und ihrer Beziehungen zu späteren Zeiten sind noch ungelöst. Auch fehlt noch die Geschichte der schwäbischen und der fränkischen Dorfgemeinde. Was ist doch auch von einer Sammlung der ländlichen Rechtsquellen der fränkischen Landesteile, die ja im Gange ist, alles zu erwarten! Von 1937 machten sich die neuen Verhältnisse in der vom Kultminister zwar nicht geleiteten, aber um so mehr kommandierten Kommission immer stärker geltend. Weller hat die kommende Gefahr, die seitens der Parteipolitik und der Betonung unklarer, zum Überdruß betonter rassischer, stammesschwäbischer und allgemein geschichtlicher Anschauungen der ernsten sachlichen Geschichtsforschung drohten, vorausgesehen und empfahl dem Kultminister, dem er 1936 sein Amt bei der Kommission zurückgab, Archivdirektor Dr. Hermann Haering als Nachfolger, behielt aber die Leitung der Zeitschrift, von 1937 ab Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (ZfWL) genannt, bei. Die Kommission bildete sich neu. Weller verblieb und war Mitglied des neuen siebenköpfigen Vorstandes, in dem immerhin die der objektiven Forschung zugewandte Richtung, vor allem dank Weller und Haering, die Oberhand hatte. Unentwegt durch die billige Popularisierung, die Intoleranz, ja Verfälschungstendenzen der Geschichte im Dienste rein politischer, dazu das Kainzeichen des Ephemeren an der Stirne tragender Ziele ist Weller seinen Weg weitergegangen, unbekümmert auch durch die offene oder auch mehr versteckte Kritik der allzu vielen, die ihn für veraltet erklärten und über ihn zur Tagesordnung übergehen zu können sich anmaßten.

Digitized by Google

Wenn wir nun im folgenden seine Arbeiten als Frankenforscher, soweit noch nicht genannt, in zeitlicher Folge überblicken, so müssen wir dabei gerade einige seiner wichtigsten und dauerndsten Arbeiten, aus denen erst sein ganzes Werk und seine darin sich aussprechende Persönlichkeit herausleuchten, weglassen; aber in seine Frankenarbeit fällt auch, wie das bei einem so geschlossenen und zugleich sich so konsequent vollziehenden und aufgebauten Lebenswerk nicht anders zu erwarten ist, immer wieder hellstes Licht von der ganzen Forscherarbeit herein.

Die meisten seiner fränkischen Arbeiten sind, soweit Aufsätze, in Zeitschriften, in den Württembergischen Vierteljahresheften und ihrer genannten Nachfolgerin, von der er sieben stattliche Jahrgänge herausgeben konnte, erschienen, einige in der Zeitschrift des Fränkischen Vereins, andere in der Literaturbeilage der „Staatsanzeigers" und sonst. Aber vor allem hat ihm die Muße des Ruhestandes, in den er wegen zeitweiliger Erkrankung nach über 25jähriger Tätigkeit am Karlsgymnasium im Jahre 1931 getreten war, ermöglicht, eine Reihe Bücher in sprudelnder Fülle vorzulegen. Wir nennen auch für die Frankenforschung seine Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit (1250) 1936, seine Herausgabe der Württembergischen Vergangenheit mit allerhand fränkischen Beiträgen, besonders seinem eigenen, 1932 anläßlich der Stuttgarter Tagung des Gesamtvereins, seine Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert 1938 und endlich sein letztes Werk: „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer" 1944. Ein von der Kommission durch Haering geplanter und vom Ministerium bereits genehmigter Neudruck seiner wichtigsten Zeitschriftenaufsätze, insbesondere der zur Geschichte des Staufergeschlechts und ihrer Herrschaft, vor allem auch ihrer inneren Geschichte, ist nicht mehr zur Ausführung gekommen, darf aber nicht aus dem Publikationsprogramm verschwinden — auch als bescheidener Ersatz für das Gesamtbild der Staufer in Schwaben, das keiner so aus dem Vollen hätte schreiben können, wie Weller.

Auf die Ansiedlungsgeschichte des rechtsneckarischen Frankens (1894) folgte sein erster rein geschichtlicher Aufsatz „Zur Kriegsgeschichte der Empörung des Königs Heinrich gegen Kaiser Friedrich II." (WVfL IV 1895, 176). Diese Studie über das bereits von Bossert bearbeitete Thema war eine Frucht seiner Beschäftigung mit der ältesten Geschichte der Hohenlohe. Sofort sehen wir seine vorbildliche Gewohnheit, die wichtigsten Quellen in Wiedergabe des Wesentlichen in Anmerkungen vorzulegen. Eine Fortsetzung gab er im nächsten Jahrgang 1896, 202, in „Gottfried und Konrad von Hohenlohe im Dienste Kaiser Friedrichs II. und seiner Söhne, der Könige Heinrich (VII.) und Konrad IV.". Beide Aufsätze führen in die Reichsgeschichte hinein. Sie betreffen ein Stück aus dem unseligen Familienzwist des Hohenstaufengeschlechts, dem langjährigen Kampf Heinrichs gegen seinen Vater, der schließlich 1235 gegen ihn nach Deutschland ziehen mußte. In diese Wirren waren die beiden Brüder Hohenlohe, seit 1225 in der Umgebung des Königs Heinrich oder des Kaisers, verwickelt. 1234 kam es zur offenen Empörung Heinrichs gegen den Vater, zunächst gegen Gottfried, wegen dessen der Vater ihm gram war, und in Schwaben zu harten Kämpfen. Heinrichs Anhänger wurden im Swiggerstal besiegt.[7] Heinrich unterwarf sich in Wimpfen. Im zweiten Aufsatz schildert er die Haltung des der Sache des staufischen Hauses so treu ergebenen Brüderpaars: Konrad mehr Soldat, Gottfried mehr Staatsmann, der als Vertrauensmann des Kaisers und väterlicher Freund und Erzieher des jungen Königs Konrad IV. besonders in den 40er Jahren einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke Deutschlands gehabt hat. Charakterbild und Leistungen der beiden hat er alsdann in seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe I 1903 lebendig dargestellt. Hier reiht sich noch an ein dritter Aufsatz „König Konrad IV. und die Schwaben" (WVfL VI 1897, 113): im Anschluß an die starke Erbitterung gegen Friedrich II., die der 1225 niedergeworfene Aufstand König Heinrichs bei seinen Anhängern in Schwaben, wie Anselm von Justingen oder den Herren von Neifen, hinterlassen hatte, kam es zu neuen Kämpfen in Schwaben 1238 und 1240; 1245 setzte dann die Kurie ein und schuf eine entschlossene Gegenpartei gegen die Staufen in Schwaben. Heinrich Raspe von Thüringen wurde zum Gegenkönig gewählt. Das war für Konrad das Signal, nunmehr zum Angriff vorzugehen, aber er wurde am 5. August 1245 bei Frankfurt, wohin er zur Verhinderung des dort angesetzten Reichstags gezogen war, infolge Verrats schwäbischer Edler besiegt. Nun begann der Parteienkampf im Innern in ganz Süddeutschland. Diese Wirren, die sich in einer für Schwaben unheilvollen Weise

[7] Wiederum gibt er in Anmerkungen seine Quellen genau an, so auch die Marchtaler Urkunden vom Juni 1245 (WUB IV, S. 101), deren Verfälschung im 14. Jahrhundert, jedoch auf echter Vorlage ruhend, er zuerst erkannt hat; siehe WVfL 1895, Seite 182, Anmerkung 1.

Digitized by Google

viele Jahre lang bis in die Zeit Konradins, des Sohnes des 1254 in Welschland gestorbenen Konrads IV., hinzogen, schildert Weller an der Hand der Quellen ausführlich und sucht die Verwirrung der Parteiungen zu klären. Es war überhaupt eine böse Zeit für Schwaben, wie z. B. auch die viel genannte Ketzerbewegung in Hall, der kaisertreuen Stadt, im Jahre 1248 zeigt.

Im Jahre 1896 hat Weller den zwei Konrad von Weinsberg (13./14. und 15. Jahrhundert) anschauliche Darstellungen gewidmet, aus denen immer wieder Reichsgeschichte durchblitzt, in der Allgemeinen Deutschen Biographie 41, 516. 517.

1897 trug er im Öhringer Pfarrkranz die bereits genannten Bilder aus der neueren Kulturgeschichte des Öhringer Bezirks vor. Immer wieder ist Weller für Pflege der Kulturgeschichte in Theorie und Praxis eingetreten. Auch in der oben Seite 10 genannten Stuttgarter Schrift über „Württemberg in der Deutschen Geschichte" (1900), die mit Recht geradezu klassisch genannt worden ist, entstanden, wie sein Freund Haering in einem schönen Aufsatz zu Wellers 70. Geburtstag „Landesgeschichte als Reichsgeschichte" (Historische Zeitschrift 155 [1937], 542) sagt, aus dem Bedürfnis „einer inneren Auseinandersetzung mit Treitschkes ‚Deutscher Geschichte' und aus dem bei längerem Aufenthalt in München gewonnenen Vergleich der schwäbischen und der Münchener Kultur" (S. 546) kommt es ihm besonders auch auf die Betonung der gesamtgeistigen Struktur an, wie sie sich äußert in der ganzen inneren Geschichte, der gesellschaftlichen Verfassung, dem Volks- und Stammescharakter, den geistigen Bildungsbewegungen usw. Geradezu Perlen der Kulturgeschichte sind seine zwei Kapitel zu dem vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein durch General Pfister herausgegebenen Werk über „Herzog Karl Eugen und seine Zeit" (1907 und 1909): 1. Geistiges Leben in Württemberg (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) I, 394, und 2. Hohenlohe II, 425. Es sind wertvolle, ebenso feinsinnige wie geistvolle Beiträge zur sehnlichst erwarteten gesamtschwäbischen Kulturgeschichte, die im Abschnitt „Hohenlohe" die politischen Verhältnisse, die geistige Kultur und das wirtschaftliche, im wesentlichen bäuerliche Leben in dieser kleinen Herrschaft aufzeigen, gesehen kurz vor dem Ende der Selbständigkeit. Er zeigt den Sondercharakter des Hohenlohers gegenüber dem Altwürttemberger auf. Handel und Industrie treten ganz zurück gegenüber dem bäuerlichen Dasein, wofür besonders wichtig ist der Grundsatz der geschlossenen Hofgüter gemäß dem herrschenden Anerbenrecht im Gegensatz zum ungehemmten Erbteilen im Schwäbischen. Er schließt ab mit dem wohlerwogenen und gewissenhaften Urteil des genauen Kenners, daß die inneren Zustände an sich nicht den Untergang verdient haben. „Es war ein aufgeweckter, der realen Zeit und dem praktischen Leben zugewandter Menschenschlag, geschmeidig, anstellig und klug, höflich und entgegenkommend gegen die Fremden." Es wirkt wohltuend, so gute, durch genaueste Kenntnis der Geschichte gestützte Urteile über Volksleben und Volksart zu lesen statt der üblichen immer wiederholten populären Bilder der Franken, etwa gegenübergestellt den Schwaben und dadurch allzusehr retuschiert feuilletonistisch.

Es folgt nun in der Reihenfolge seines Schaffens seine erste, in der Einleitung bereits genannte Äußerung über Schwäbisch Hall, vorgetragen 1897 bei der Halbjahrhundertfeier des Historischen Vereins in Hall. Es war zugleich sein erstes wirkliches Hervortreten im Verein, dem er bis zum Lebensende die Treue gehalten hat, den er auch in der Kommission vertreten hat, dessen Redakteur er seit 1906 gewesen ist, wie auch frühe Ehrenmitglied, und vor dem er auch immer wieder die Ergebnisse seines fränkischen Forschens vorgetragen hat.

Das Thema des ersten Vortrags 1897 (WVfL, Neue Folge VII 1898, 193) stieß, wie bereits angedeutet, vor in den Mittelpunkt seiner Haller Forschung, in die Hohenstaufenzeit. Auf der Jahresversammlung September 1906, also 9 Jahre nachher, sprach er über die älteste Geschichte von Hall (abgedruckt BStA 1906, 261. 273) und 1919 (BStA 1919, 233) faßte er die Ergebnisse seiner Haller Forschung zusammen in einem Vortrag „Die Geschichte der Reichsstadt Schwäbisch Hall". Kurz darauf ließ er im Verlag German, Schwäb. Hall, einen erneuten Abdruck seiner Vorträge in einer mit 3 Kupferstichen illustrierten Broschüre mit dem Titel „Geschichte von Schwäbisch Hall bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts" erscheinen. Diese Vorträge und Schriften über Hall, deren Inhalt er auch sonst auf Aufforderung für andere Veröffentlichungen über Hall zusammengefaßt hat, so etwa für Georg Wagners Schrift „Geschichte der Stadt Hall" 1924 (S. 32) oder für die Blätter des Schwäbischen Albvereins anläßlich der dortigen Hauptversammlung im Oktober 1927 „Schwäbisch Hall im Mittelalter" (AVB 1927, Spalte 217) sind und werden die unumstößliche Grundlage der Haller Geschichtsschreibung nicht bloß, sondern auch der Lehre von der schwäbischen und gesamten deutschen Städtegründung als Kernstücke der inneren Politik der Hohen-

Digitized by Google

staufenzeit bleiben. Seine staufischen Studien waren ihm gleichsam Weiterführung seiner Besiedlungsforschung. Die Beschäftigung mit Hall ist für ihn der Ausgangspunkt für das Problem der Entstehung der Städte in der Stauferzeit gewesen, der er WVfL XXXVI 1930, 116—268, einen grundlegenden, sehr tiefschürfenden und ganz schwierige Fragen zum Abschluß bringenden Aufsatz „Die staufische Städtegründung in Schwaben" gewidmet hat mit dem Nachweis, daß bei aller Anerkennung der Verkehrslage, die alsdann einen Markt bedingt, die Gründung der schwäbischen Königsstädte immer das bewußte Werk der Könige selbst gewesen ist, und zwar der zwei genialen Staatsmänner, Kaiser Friedrich I. und seines Enkels Kaiser Friedrich II.: sie beide haben zu der fast bis zum Ende des 16. Jahrhunderts andauernden Blüte der Reichsstädte den Grund gelegt. Für die Anfänge von Hall nimmt er immer wieder den Ausgang von der viel genannten Öhringer Stiftungsurkunde von 1037, ausgegeben von Bischof Gebhard von Regensburg, die hier den Grafen Burchard von Komburg zum Schirmvogt seiner Stiftung, des Chorherrnstifts Öhringen, ernennt und dafür ihn und seine Nachfolger mit dem halben Dorf Hall (dimidia villa halle) belehnt. Diese Pergamenturkunde im Hausarchiv Öhringen hat ihn und andere immer wieder beschäftigt. Im Haller Heimatbuch von 1937 hat Hommel Seite 88 sie im Faksimile wiedergegeben. Wellers Scharfsinn und Sachkunde gelang es schließlich, in WVfL 1933, 1 aus formalen Gründen (Schriftcharakter nicht des 11., sondern des 12. Jahrhunderts) und wegen des Inhalts, der nicht für die frühe Zeit paßt, sie als fälschende Überarbeitung zugunsten der Klosterstiftung zu erweisen. Durch diesen glänzenden Nachweis der Unechtheit mehrerer Teile des Stiftungsbriefes konnte er die Gründungsgeschichte des Kollegiatstifts Öhringen und seine weiteren Schicksale in einigen Teilen anders fassen. Bestehen bleibt aber das Jahr 1037 als Gründungsjahr des Öhringer Stifts, sowie daß die Öhringer Grafen in Hall („Halla superior" gegenüber Niedernhall) Besitz hatten. Die Vögte haben das Stift ihre Macht stark fühlen lassen; daher wehrten die Chorherrn sich nur in mühsamer Neubearbeitung der echten Urkunde dagegen. Das Dorf Öhringen ist vor 1250 in eine Stadt umgewandelt worden, wie er im Aufsatz über die Städtegründung nachgewiesen hat (WVfL 1930, 245). Der Fälschungsnachweis hat jedoch seine Ergebnisse betreffs der ältesten Stadt Hall nicht verändert, auch nicht der Nachweis, wie nach dem Aussterben der Komburger Grafenfamilie ihre Besitzungen und Rechte samt Vogtei über das Kloster und den ganzen Kochergau an die Staufer, und zwar an den späteren König Konrad III. gefallen sind. Dazu kam das Salzvorkommen, das zunächst das Bedürfnis nach einem Markt erweckte, der alsdann vom König, wohl von Konrad selbst, bevorrechtet und unter königlichen Schutz gestellt wird. Auch die Kirche mag mit dem Markte zusammenhängen. 1156 wird die Kirche zu Ehren des Salzheiligen Michael durch den Würzburger Bischof geweiht, und der Ort bekommt nunmehr einen achttägigen Jahrmarkt. Damals mag auch der Heller entstanden sein. Neben Ulm und Gmünd, um nur schwäbische Orte zu nennen, war nun das aufblühende Hall besonders geeignet für eine Stadtgründung, die allerdings klein war und sich auf das rechte Kocherufer beschränkte. Während das erst in einer zweiten Schicht entstandene Öhringen im wesentlichen eine aus einem bäuerlichen Dorf herausgewachsene Stadt ist, beruht die Bedeutung der noch im 12. Jahrhundert entstandenen Stadt Hall auf seiner gewerblichen Bevölkerung. Sie wurde noch im 12. Jahrhundert ummauert. Es war eine schwäbische Stadt: so ist auch der Name „Schwäbisch Hall" geschichtlich zu verstehen. Als der Kampf zwischen Kaiser und Papst im 13. Jahrhundert ausbrach, war auch Hall unter Führung des königlichen Schultheißen Stütze der staufischen Politik. Nach dem Aussterben des staufischen Geschlechts wurde Hall zur Reichsstadt im späteren Sinn. Ihre Geschichte vom Ende der staufischen Zeit bis zum Ende der Selbständigkeit im Jahre 1803 hat wiederum soviel Typisches für die Geschichte des späten Mittelalters und seines Städtewesens, des Handwerks, der Wirtschaft, der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen und des allmählichen Stillebens in den altgewohnten Formen.

Wir greifen zurück und knüpfen nochmals an seinen ersten, den Alamannen-Vortrag an, den er im Kreise des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins in Stuttgart am 19. März 1898 gehalten hat; siehe Rechenschaftsbericht des Württembergischen Altertumsvereins für Herbst 1895 bis 1898, Seite 44 ff. Für immer bleibt ihm das große Verdienst, den Grund gelegt zu haben für die Alamannenforschung, die in den letzten 20 Jahren durch die Mithilfe der Archäologie überaus stark emporgeblüht ist. Eine der letzten Freuden, die ich Weller bereiten konnte, war die Übersendung meines Aufsatzes „Die Alamannen und ihr Siedlungsgebiet — Neue Beiträge zur frühalamannischen Geschichte und Kultur" (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, VII 1943, 113 bis 152). Weller hat in seiner viel zitierten und benützten Abhandlung über die Alamannen (WJfL VII 1898, 301) sich rein literarischer Quellen über die Kämpfe und die Landnahme, ihre politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zur Erforschung ihrer Besiedlungs-

Digitized by Google

geschichte bedient. Anderthalb Jahrhunderte seit Justus Möser hatte man sich um die Ausfüllung der Lücken zwischen der ältesten urkundlich überlieferten Geschichte ab 700 und der auf den Nachrichten der römischen Autoren beruhenden Geschichte der Germanen bemüht. Weller erwies, daß sie nur ausfüllbar ist von der Geschichte der Alamannen aus, deren Art der Landnahme und der ständischen Gliederung sich einwandfrei bestimmen ließ: so ergab sich der feste Begriff der inneren Geschichte des deutschen Volkes. Über die überlieferten Orts- und Hundertschaftsnamen kam er dann zur Sippengliederung. Am Schluß seiner Lebensarbeit stehen die bereits genannten zwei Monumentalwerke darüber, die auch der kennen muß, der sich mit Frühgeschichte des Frankenlandes beschäftigt: 1. „Die Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert" 1938 und 2. „Die Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer" 1943. Dazu gehören noch zwei Aufsätze in der Landeszeitschrift: 1. „Zur Wissenschaft der Besiedlungsgeschichte" (ZfWL IV 1940, 171), im wesentlichen eine Abwehr gegen eine anders eingestellte Forschungsrichtung, die ihn für veraltet hielt; 2. „Die Alamannenforschung" (ZfWL VII 1943, 57), ein ausgezeichneter Überblick über die Geschichte seiner Forschung, eine Stellungnahme zu den wissenschaftlichen Streitfragen, darunter auch solche, in denen er Rückschritte sieht. Nehmen wir dazu noch seine „Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit" (Stuttgart 1936), die für den Frankenforscher sehr Wertvolles enthält, so sind damit die Beweise gegeben für den hohen Rang Wellers neben einem Chr. Friedrich Stälin und Viktor Ernst, einem Bossert und einem Julius Hartmann. Vielleicht gebührt am meisten bewundernder Dank seiner Zusammenschau, die über alle Quellen verfügt, und sein steter Blick zur Reichsgeschichte als letztes Ziel der Landesgeschichte, der die politische Betrachtung obenan steht, ohne jedoch die Kultur und Wirtschaft zu vernachlässigen.

Wir kehren nunmehr zu seinen Beiträgen zur eigentlichen Frankenforschung zurück. Unendlich vielen hat er Wertvolles gegeben. Das zeigt sich kaum irgendwo deutlicher als in seinen immer wieder von Heimatkunden ausgeschriebenen Beiträgen zur „Deutschen Besiedlung" zu sämtlichen 64 Oberämtern der von Julius Hartmann geschaffenen neuen Bearbeitung des Königreichs Württemberg in vier Bänden (1904 bis 1907). Hartmann hatte nur noch den allgemeinen Plan gemacht und die Mitarbeiter gewonnen. Die Ausführung als Herausgeber hat sein Nachfolger am Statistischen Landesamt, Viktor Ernst, besorgt. Für den III. Band, Jagstkreis, hat Weller außerdem für das Oberamt Öhringen nicht bloß den Abschnitt „Deutsche Besiedlung" besonders ausführlich behandelt, sondern auch die Geschichte der einzelnen Orte bearbeitet. Diese staunenswerte Kenntnis des Materials des ganzen Landes zeugt wiederum von unermüdlicher Sammlung der Quellen unserer frühdeutschen Besiedlung. Er hatte offenbar schon bei seinen hohenloheschen Arbeiten in Archiven gerade der Besiedlungsgeschichte des württembergischen Bodens nebenher besondere Aufmerksamkeit und Sammelarbeit geschenkt. Von seinem „Hohenloher Urkundenbuch" ist der erste Band mit dem Material von 1153 bis 1310 bereits 1899 erschienen — Weller ist auch ein überaus pünktlicher Arbeiter gewesen —, der zweite für 1311 bis 1350 im Jahre 1901, der dritte über 1351 bis 1375, an dem sein Freund Belschner (Ludwigsburg) mitgearbeitet hat, nach längerer Pause 1912. Man kann nur staunen über den Grad, in dem Weller das selbstgelernte Handwerk der Urkundenedition beherrscht. Es war ganz im Sinne der von der Kommission vertretenen Quellenpublikation. Er hatte viele hochverdiente ausgezeichnete Vorgänger im Sammeln und Herausgeben des Zerstreuten. Außer den bereits genannten Hohenloher Historikern von Hanßelmann bis zu Oechsle hatte bereits Stälin alles Erfaßbare bis 1268 in Regesten zusammengestellt. Weller hat die Urkunden chronologisch geordnet und, soweit für die Geschichte des Hauses wichtig, im Wortlaut wiedergegeben, indes er Regestenform für weniger Wichtiges und solche Urkunden wählte, in denen Hohenlohe nur als Zeugen auftreten. Urkunden der beim geistlichen Stand eingetretenen Hohenlohe gibt er nur im Auszug. Die Editionstechnik ist einwandfrei, vor allem auch im Druck, wobei lateinisch für die Texte und deutsch für die Regesten genommen ist. Als Format ist Oktav gewählt, nicht das oft unhandliche Großformat. Hand in Hand damit ging seine Geschichte des Hauses Hohenlohe, erschienen in zwei Teilen: Band I (1903) bis zum Untergang der Hohenstaufen, d. h. bis zu der immer wieder von ihm als entscheidend erkannten Wendung in der deutschen Reichs- und Territorialgeschichte, und Band II (1908) vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Nach einer vielseitigen Einleitung über die Geschichte der Hohenloher Geschichtsschreibung setzt die Geschichte des Hauses Hohenlohe ein mit dem Auftauchen des Stammvaters Konrad von Weikersheim im Jahre 1155; sie wählen dann ab 1170/1180 als Hauptstammsitz die Burg Hohenloch (heute Dorf Hohlach) an der wichtigen Straße von

Digitized by Google

Aub bis Augsburg, für die ihnen Zoll und Geleit vom Staufer Friedrich I. als Reichslehen eingeräumt wird. Die Beziehungen zu den Staufern bestimmten alsdann die Geschichte des Hauses im 13. Jahrhundert. Wir kennen bereits die Brüder Gottfried und Konrad von Hohenlohe-Brauneck als Vertraute Friedrichs II. und Konrads IV. Ein weiteres ist alsdann die Verbindung des Hauses mit dem Deutschen Orden, dem sie beitreten. Band I ist fortlaufende Erzählung, Band II, mit Recht eine Fundgrube genannt, ist dem Zuständlichen, den Realien der inneren Geschichte eines damaligen Territoriums gewidmet; angefügt ist noch eine kleine Rechts- und Kulturgeschichte unter Ausnützung der Urkunden. Hier wären noch zu nennen Wellers zwei Beiträge zum Herzog-Karl-Werk, bereits besprochen als Perlen der sehr raren Kulturgeschichte.

Auch die Jahre, die Weller nach Ausscheiden aus dem Dienst für die Hohenlohe in Öhringen zugebracht hat, von 1902 bis 1908, sind gefüllt mit wissenschaftlichen Früchten. Bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins am 24. Juni 1902, die ihn zum Vertreter Öhringens im Verein und zum Schriftleiter der ZfWFr wählte, sprach er über Öhringen in vorhohenlohescher Zeit. Er entwarf in erster Linie ein Siedlungsbild der ganzen Gegend, das er dann nach Jahren, gemäß seiner Gewohnheit, alles in größerem Zusammenhang durchzudenken und durch immer neue Beobachtungen zur letzten Reife zu bringen, wieder aufnahm und nach einem Vortrag im Oktober 1927 zu einem Schriftchen über die „Ansiedlungsgeschichte der Öhringer Landschaft" (1928) erweitert hat. Wenn er darin in die Vor- und Frühgeschichte zurückgriff und von den Kelten und Römern sprach, um dann zu der Besitznahme durch die Alamannen und die dadurch verstärkte Besiedlung und dann auf den Ausbau durch die um die Wende des 5. zum 6. Jahrhunderts gekommenen Franken überzugehen, so war es immer in diesem Geschichtsbild vor allem die einstige Römergrenze, der Limes, die den lange nachwirkenden Einschnitt bedeutete: westlich von ihr sind alte Dörfer, östlich im einstigen Vorland des Römerreichs. dem späteren Ohrnwald, die Ansiedlung in Weilern, worauf er schon in seiner Erstlingsarbeit hingewiesen hatte. Er schloß mit dem damals anläßlich der Neubildung des Landesamts für Denkmalpflege im Sinne der die Natur und Kultur gleich umfassenden Heimatpflege im weitesten Sinne ausgegebenen Wort: „Landschaft und Siedlung sind ein Spiegel der Bewohner". Als ich selbst im Herbst 1905 bei dem damaligen Landeskonservatorium und der Staatssammlung vaterländischer Altertümer als Assistent eintrat, lernte ich bald darauf auch Weller kennen. Schon als Freund des Landeskonservators Professor Dr. Eugen Gradmann, den 1898 bzw. 1901 wiederum Hartmann von dem Stadtpfarramt Neuenstein nach Stuttgart zur Nachfolge von Eduard Paulus geholt hatte, stand Weller für den Bezirk Öhringen als Pfleger dem Landeskonservatorium zur Verfügung. Ich suchte 1906 den mir längst als Siedlungsforscher bekannten Kollegen auf. Daraus entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, aufgebaut auf der gemeinsamen leidenschaftlichen Liebe zur Geschichte und Heimat. Dazu kamen Limesstudien und archäologische Neufunde in Jagsthausen und vor allem neue Beobachtungen der Reichslimeskommission, vertreten durch Professor Leonhard aus Freiburg, der seit 1901 den Auftrag hatte, den nördlichen Teil der 5. Limesstrecke, Jagsthausen—Haghof (bei Pfahlbronn), das Stück von Jagsthausen bis zur Beckemer Ebene, wo der Limes die Höhe bei Gleichen erklimmt, für die Schlußpublikation des ORL zu bearbeiten. Weller hat den ausgezeichneten Geländeforscher auf vielen seiner Erkundungsfahrten begleitet und dann auch, als er das 1903 von ihm gefundene Kastell Westernbach im Frühjahr 1905 ausgrub, unterstützt. Ich selbst war im Frühjahr 1906 zu ihm gekommen, um mit ihm besonders über seine wichtige Feststellung vorrömischer Straßen um Öhringen, die er in den Fundberichten aus Schwaben XII 1904 mit Kartenskizze veröffentlicht hatte, zu sprechen und mir Autopsie zu verschaffen. Weller, der ja frühe schon, wie wir sahen, sein Augenmerk auf alte Wegzüge gerichtet hatte und dazu humanistisch gebildet genug war, um sich für die Römerzeit zu interessieren, knüpfte an eines der wichtigsten Ergebnisse der außer den Kastellen vor allem den Straßen gewidmeten Reichslimesforschung an, daß die vorrömischen Wege für die römische Okkupation des Landes grundlegend wichtig seien. Wenn er allerdings meinte, daß die zwei Öhringer Kastelle und das Westernbacher zur Sperre von Straßen angelegt seien, so ging das zu weit in der Annahme der Abhängigkeit; aber von seinen in dem genannten Aufsatz aufgezeigten 10 alten Straßen, die Öhringen umgeben, bleiben doch so viele in ihrer Bedeutung für die römischen Befestigungen bestehen, daß seine These stimmt, daß die Einbeziehung der Öhringer Ebene als wichtigsten Knotenpunkts alter Straßen in die damals, als man den Limes vom Neckar aus nach Osten vorschob, geplante Grenzlinie maßgebend für ihre Ziehung in der Meridianlinie gewesen sei. Das hat Professor Fabricius (Freiburg), der Leiter der deutschen Limesforschung, in der endgültigen Veröffentlichung des ORL Band XXXIV A, Strecke 7 bis 9, Seite 41, ausdrücklich anerkannt.

Digitized by Google

Vorher seien noch einige seiner damaligen Hohenloher Arbeiten genannt. Ins Jahr 1903 fällt eine Studie über die „Entstehung der Kirchen und Pfarreien in der Diözese Öhringen" (Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1903, 97), angeknüpft an Bosserts grundlegende, aus den Kirchenpatronen geschöpfte Arbeit über die Urpfarreien Württembergs von 1888 ab und schließlich alles in noch größerem Zusammenhang 1936 in seiner Kirchengeschichte gesehen. Die ältesten Urkirchen sind in Öhringen, Wülfingen und Langenbeutingen anzunehmen, die älteste grundherrliche Eigenkirche in Baumerlenbach, aber bald dem Kloster Lorsch geschenkt, alsdann 1037 vom Gründer des Öhringer Chorherrnstifts, dessen Vorfahren sie bald zugefallen war, diesem einverleibt. Weitere Kirchen sind dann erst im eigentlichen Mittelalter entstanden, so zu Kupferzell, noch 1352 „Zelle auf dem Ohrnwald" genannt, also wohl eine Einsiedelei, an die sich dann eine Kapelle oder Kirche angeschlossen hat. Und dann schlagen die kirchlichen Bewegungen des späteren Mittelalters ihre Wellen in den Bezirk herein; dazu gehört die Gründung von Gnadental um 1250, ein Zisterzienserinnenkloster. Es folgen Burgkapellen im 13. Jahrhundert. Schließlich gewinnen die Hohenlohe das kirchliche Leben in ihre Hand, so in Neuenstein. — Eine eigene kleine Reformationsgeschichte von Hohenlohe ließ er damals in Öhringen in der Presse erscheinen (Verlag Baumann, 1903).

Über die „Aufgaben der Erforschung der älteren württembergischen Kirchengeschichte" trug Weller bei einem kirchengeschichtlichen Kurs im Herbst 1936 im Auftrag des Vereins für württembergische Kirchengeschichte im Anschluß an sein Juni vorher erschienenes Werk vor.[8] Die Frage der Christianisierung der Alamannen beantwortete er anders, als man sie sich früher gedacht hatte, auch anders als Bossert sie dargestellt hatte. Konform mit dem Ergebnis aus der archäologischen Betrachtung, wie ich in den Blättern für Kirchengeschichte 1932, 149, die „Anfänge des Christentums in Württemberg" dargestellt hatte, zeigte er, wie der Stamm als solcher jedenfalls in seinen Führern um 570 zum Christentum übergetreten war, vermutlich bei einer Tagung der Hundertschaftsführer, nachdem der Herzog den Übertritt beantragt hatte. Als weitere Aufgabe der Forschung stellte er auf die Bestimmung der Urkirchen an den Hauptorten der Hundertschaften und an der Hand von deren Grenzen den Umfang der Urpfarreien. Innerhalb der Hundertschaften sind dann die Dorfkirchen mit den dazugehörigen Dorfpfarreien zu bestimmen. Weiteres Ziel der Arbeit ist die Geschichte der Entstehung der einzelnen Pfarreien und deren ganze weitere Geschichte; dann die Versorgung des Kirchenvolkes, vor allem im Zusammenhang mit der von 1150 erfolgten Städtegründung. Auch hier gilt es, nur auf dem Umblick auf weite Gebiete aufzubauen, nicht aus Einzelfällen Schlüsse zu ziehen. Dann spricht er ausführlich über die Quellen, die Urkunden und Chroniken besonders der Klöster und Kirchenheiligen, über Verfälschung der Klosterurkunden; noch wenig sind erforscht die Volksüberlieferungen, Volksanschauungen und Volksbräuche, aus denen jedoch nur mit behutsamer Vorsicht das mittelalterliche Denken und Empfinden erschlossen werden kann. Ich kenne wenig derart mit reifem Inhalt eines ganzen Forscherlebens gefüllte Zusammenfassungen, wie diese kirchengeschichtliche Anweisung, die natürlich aus dem Fränkischen viele ihrer Beispiele nimmt.

Wir kehren zu den fränkischen Arbeiten zurück. In die erste Öhringer Zeit um die Jahrhundertwende gehen die Studien über Weinsberg und seine Weibertreu zurück. Bereits am 27. Dezember 1899 sprach er im Historischen Verein für Weinsberg und Umgegend über die älteste Geschichte von Weinsberg bis 1248; siehe „Merkur", Schwäbische Chronik, 29. Dezember 1899, Nr. 607. Wie die Ortsnamen der Gegend, unter denen nur einer, Grantschen, 1037 Granzesheim genannt, alt ist, zeigen, ist sie spät besiedelt. Sie gehört zum Sulmanachgau; ihre älteste Kirche lag in Sülzbach. Es folgt ihre Burg wohl schon im 11. Jahrhundert. Glaublich erscheint ihm die Tradition, daß Adelheid, die Mutter des ersten salischen deutschen Königs Konrad II., die 1027 mit Bischof Gebhard aus Würzburg das Öhringer Stift gegründet hat, auf der Burg Weinsberg gewohnt hat. Im 12. Jahrhundert werden dann verschiedene edelfreie Herrn von Weinsberg genannt. An die Burg schließt sich die Siedlung an, die dann Stadt wird. Das berühmte Ereignis, die Belagerung der von Welfenanhängern besetzten Burg durch Konrad III. im Jahre 1240, und die von zahlreichen Chroniken erzählte Geschichte von der Treue der Weiber der Belagerten hat er alsdann mit besonderer Liebe und bohrender Zähigkeit untersucht und auch darüber immer wieder, zum erstenmal im Haller Verein im November 1902, vorgetragen und darüber geschrieben im Sinne ihrer Echtheit. Zum Dank hat ihn die Stadt Weinsberg 1903 zum Ehrenbürger ernannt — eine zumal heute

[8] Siehe die maschinenschriftlich hergestellte Kopie des Inhalts der Vorträge des Kurses (1937), Seite 3 bis 11.

Digitized by Google

kaum mehr denkbare Ehrung eines Kämpfers für geschichtliche Wahrheit. Seine Darstellung in WVfL, Neue Folge XII, 1903, 91 — Wiedergabe des Haller Vortrags — wurde alsdann ebendaselbst 1911, 413. 423, vom Berliner Professor Robert Holtzmann durch den Nachweis einer nur zwei Jahre nach dem Ereignis aufgezeichneten Quelle und der sachlichen Unbedenklichkeit, ja durch den direkten Erweis ihrer geschichtlichen Realität glänzend bestätigt. Zuletzt hat Weller noch einmal (ZfWL IV, 1940, 1) das Wort ergriffen zu einem ausführlichen Bericht über die Erforschung der genau vor 700 Jahren erfolgten weiteren und zugleich rührenden Begebenheit, wobei er Holtzmann durchaus nicht in allem zustimmen konnte. Die an sich inhaltlich bescheidene Sache hat insofern eine grundsätzliche Bedeutung, als es Weller, dem übrigens Forscher vom Range eines Schäfer und Karl Hampe zustimmten, besonders darauf ankam, gegenüber dem üblichen, geradezu grundsätzlichen Mißtrauen gegen jede überlieferte Erzählung mit anekdotischem volkhaftem Charakter sich positiv einzustellen. — Endlich hat er 1906 zum Dank für die Ehrung im Verlag des Justinus-Kerner-Vereins ein Schriftchen „Das alte Weinsberg", in dem er noch das Kerner-Haus einbezog, erscheinen lassen. Es war eine eigenartige Fügung, daß seine Witwe, als sie bereits schwer krank sich gegen Kriegsschluß aus Stuttgart aufs Land flüchtete, sich das Kerner-Haus als letzten Aufenthalt hat auswählen können.

Im Jahre 1907 hat er sich an ein besonders kompliziertes Problem der fränkischen Rechtsgeschichte gewagt, an die Zentgerichtsverfassung im heutigen württembergischen Franken in einem Vortrag im Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein; siehe Bericht im Rechenschaftsbericht 1906/09 (1909), Seite 28, und in LBStA 1907, 1. Auch in dieser Frage hat er späteren Untersuchungen den Weg bereitet. Es ist bekannt, daß bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich dieses Gericht, wenn es auch aus einem Volks- zu einem Gelehrtengericht geworden war, kümmerlich erhalten hat. Es ist Zeit, daß die Frage im Zusammenhang mit der dringenden Revision der meist angenommenen Identität von Hundertschaft, Centena und Huntari neu aufgenommen wird im Zusammenhang mit eindringenden Forschungen Dannenbauers der letzten Jahre.

Den nächsten Vortrag im Stuttgarter Geschichtsverein hielt er im Herbst 1907, und zwar über ein geschichtsphilosophisches Thema „Die moderne Auffassung der Geschichtswissenschaft (abgedruckt LBStA 1908, 88). Dieser Vortrag war das erste Auftreten des nun nach Stuttgart ernannten Professors am Karlsgymnasium. Er bekennt sich hier entsprechend seinem neuen Beruf, der ihm vor allem den Geschichtsunterricht an den oberen Klassen übertrug, zur schönen Aufgabe, zu einer geschichtlichen Würdigung des Tatbestandes auf Grund leitender allgemeiner ethischer Ideen zu gelangen, ganz im Sinne seines Lehrers Schäfer.

Weller ist von da an dem Historischen Landesverein ein treuer, selbstloser Mitarbeiter gewesen und geblieben; 1909 trat er in den Ausschuß ein, dem ich selbst 1906 nach dem Gesetz der Verjüngung zugewählt worden war. 1930 hat Weller einen sorgsamen Rechenschaftsbericht über 1912 bis 1930 erscheinen lassen. 1922 war der erste Vorsitz nach dem Abgang von Oberstudienrat Gottlob Egelhaaf[9] — ebenfalls ein Hohenloher — in Wellers Hände gelegt, auf den als den führenden Historiker des Landes ich selber, seit 1919 zweiter Vorsitzender, hingewiesen hatte. Als er 1928 erkrankte, übergab er mir die Geschäfte des ersten Vorsitzenden, wozu vor allem auch die Vertretung des Vereins und der von ihm seit 1926 in einem württembergischen Verband zusammengeschlossenen Geschichtsvereine des Landes auf den Jahrestagungen des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereins gehörte. Seiner dringenden Bitte um Enthebung vom Vorsitz mußte alsdann im Oktober 1930 wegen seines Gesundheitszustandes Rechnung getragen werden; so übernahm ich, wenn auch schweren Herzens, auch nominell diese seit längerem getragene Last. Als dann im September 1932 der Gesamtverein nach 39 Jahren wieder Stuttgart zum Tagungsort wählte, durfte ich als Vorsitzender bekanntgeben, daß der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein Weller und Ernst zu Ehrenmitgliedern ernannt habe.

Weller aber, der sich, infolge Krankheit (hartnäckige Neuralgie) 1931 vom Schulamt zurückgetreten, merklich zu unser aller Freude erholte und seine etwa zwei Jahre (1928 bis 1930) etwas unterbrochene literarische Tätigkeit wieder voll aufnahm, ja gewaltig steigern und sich dann entschließen konnte, als Nachfolger des erkrankten Professors Ernst ab 1. April 1930 die Geschäfte der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte und damit auch die Herausgabe der Landeszeitschrift zu übernehmen, hat als erstes für die genannte Tagung zwei schöne Festgaben bereitet:

[9] Siehe Wellers Aufsatz „Egelhaaf als Historiker", zum 80. Geburtstag. „Süddeutsche Zeitung" 1928, Nr. 100.

Digitized by Google

1. Namens der Historischen Kommission den stattlichen Festband WVfL XXXVIII 1932 mit ausgewählten Beiträgen, darunter von ihm selber über die Grafschaft Wirtemberg und das Reich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; dazu zwei Fortsetzungen in ZfWL 1940, 18 und 209; es sind groß gesehene Übersichten über die ersten Jahrhunderte der Grafschaft Wirtemberg in ihrem Verhältnis zur Reichsgewalt, wobei der Niedergang der Staufer, zugleich der der schwäbischen Herzöge, der Schemel des Aufstiegs der Wirtemberger gewesen ist. 2. Namens des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins ein Festbuch „Württembergische Vergangenheit" mit nicht weniger als 19 Beiträgen aus allen Gebieten der Geschichte, eingeschlossen Vor- und Frühgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Kunstgeschichte, Numismatik, örtliche und Landschaftsgeschichte, Biographie, Ideengeschichte und Kulturgeschichte und versehen mit 85 Abbildungen: eine stattliche Heerschau der führenden Geschichtsforscher des Landes, als Gesamtleistung für den, der tiefer denkt, auf lange Zeit hinaus ein schönes Bekenntnis zum Geiste, zumal dem der Geschichte, über den bald darauf das Verhängnis der rein zweckgebundenen Totalitätspartei mit Krieg und seinen katastrophalen Folgen hereinbrechen sollte. Weller hat die Güte gehabt, namens des Ausschusses den Band, auf den er als Herausgeber und geistiger Urheber von Plan und Ausführung stolz sein durfte, mir zum 65. Geburtstag mit freundschaftlichen Worten zu widmen. Über seinen eigenen Beitrag, der einer alten Liebe seiner fränkischen Studien galt, werden wir nachher sprechen.

Auch in Stuttgart ist Weller der fränkischen Forschung und den fränkischen Freunden treu geblieben. Immer wieder trug er in Hall seine fränkischen Forschungsergebnisse vor, wie wir bereits hörten, so 1919 über Hall, 1922 über die Besiedlung des Frankenlandes in deutscher Zeit. Der Zeitschrift für Württembergisch Franken, deren Redaktion er noch lange von Stuttgart aus beibehielt, widmete er Beiträge, wie 1927 über das Alter der Stöckenburg (ZfWF, Neue Folge XIV 1927, 37); sie liegt nach seiner Meinung an der Straße vom Rhein (Worms und Ladenburg) her zur Donau unterhalb Ingolstadt, die im württembergischen Franken von Wimpfen her über Neuenstadt—Öhringen—Westernach—Untermünkheim—Hessental—Sulzdorf nach Ellwangen führt, und zwar da, wo die Straße zwischen der Haller Ebene und dem Ries ins Nadelholzgebiet des Virgundwalds eintritt. Die Stöckenburg ist weder burgundisch noch frühkarolingisch, sondern frühfränkisch, angelegt zwischen 496 und 536 von den Franken, als sie das nördliche Alamannien besetzten, zum Zweck der Regelung des Durchgangsverkehrs. — Ein anderer Beitrag im selben Heft (ZfWF 1927, 75) „Frauennamen in Ortsbezeichnungen des württembergischen Franken" behandelt: 1. Helmanabiunde (abgekürzt Helmbund) zwischen Neuenstadt und Cleversulzbach an der Brettach, 2. Mechitamulin (Möckmühl) und 3. Mergentheim; es sind Mittelpunkte alter Hundertschaften fränkischer Gaue, in denen irgendwie überragende Frauen eine namengebende Rolle gespielt haben. — Alsdann XV 1930: „Die Öhringer Münze des Mittelalters". Öhringen war dank seinem Handel wichtig; auffallend ist das immer auf größeren Verkehr meist an Bischofsstädten hinweisende Bestehen einer Münzerhausgenossenschaft von 12 Leuten in Öhringen, d. h. einer Gesellschaft, deren Leiter der Münzmeister war, noch aus dem Jahre 1253 erwähnt.

In dem Schwäbischen Nekrolog, einem anders gearteten Vorläufer der Schwäbischen Lebensbilder, hat Weller einige hohenlohesche Lebensbilder veröffentlicht, so 1913 das des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, seines Gönners; 1914 des gefallenen Oberstudienrats Karl Reik aus Hall und seines Schwiegervaters Friedrich Nestle, ehemals Haller Landgerichtspräsident; 1915 des Reichsgrafen Fr. von Zeppelin-Aschhausen, Kaiserlicher Bezirkspräsident in Lothringen (von 1901 bis 1912) und Vorstand der Gesellschaft für lothringische Geschichts- und Altertumskunde.

Noch sind für die gesamtwürttembergische Geschichte zu erwähnen seine kleine „Württembergische Geschichte" (Göschenband Nr. 462 in drei Auflagen: 1908, 1916 und 1933) und seine kurze „Einführung in die Landesgeschichte Württembergs" (Stuttgart, Kohlhammer, 1926), enthaltend das „Allernotwendigste, was jeder Württemberger und besonders auch die Jugend von der Landesgeschichte wissen sollte".

Und nun zum Schluß nochmals eine große, mutvoll und überlegen von ihm angefaßte Aufgabe, das Thema der Fernstraßen. Es reiht sich mit förmlicher Logik und unausweichlicher Konsequenz seiner Forschung in sein wissenschaftliches Lebensprogramm ein. Seine Zusammenhänge mit dem seit der frühen Jugend gesammelten und verarbeiteten fränkischen Siedlungsmaterial und mit den von dem reifen Manne auf dem Höhepunkt der Synthese in den Mittelpunkt des Forschens gerückten Staufer-Problemen, vor allem ihrer inneren Politik und Städtegründungen, liegen ganz klar zutage. In einem

Digitized by Google

schönen, besonders gedankenreichen Beitrag zur Festschrift Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstag (Jena 1915) „Zur Organisation des Reichsguts in der späteren Stauferzeit" läßt er auf die planmäßige Anlage von Städten und Burgen die den Verkehr berührenden Rechte des Zolls, des Geleits und der Münze, als Königsrechte gesehen, folgen. So kam er auf die vom 13. Jahrhundert ab in Schwaben sehr häufig genannten Reichsstraßen. 1927 ist er in einem vielbeachteten Aufsatz „Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg" (WVfL XXXIII, 1927, 1) in dieses förmliche Neuland hineingegangen. Wer hätte sich auch in Württemberg, dem klassischen Lande der Römerforschung, seither systematisch mit anderen als mit Römerstraßen beschäftigt! Noch erinnere ich mich deutlich des besonders starken Eindrucks, den die erste Kundgabe seiner Gedanken darüber im Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins in Stuttgart am 18. Dezember 1926 auf die Zuhörer gemacht hat, besonders als er auf einen der wichtigsten Fernwege des früheren Mittelalters, der durchs Fränkische zieht, auf die vornehmlich in der Merowinger- und Karolingerzeit, aber auch später noch befahrene Straße zu sprechen kam, nämlich auf die von Westfrankreich über Metz zum Rhein und dann über Öhringen zur Donau ziehende, bereits erwähnte europäische Westostverbindung. Auf sie ist ein Strahl der Dichtung gefallen, so sagte er, als seine Gedanken darüber immer mehr in die Breite und Tiefe gingen. Es ist der Nibelungenweg, der vom burgundischen Worms nach dem Hunnenland führte. Das Straßenproblem hat ihn bereits interessiert, als er in den Hohenloher Urkunden des öfteren auf solche Straßen mit Geleitsrecht stieß, so z. B. auf die Straße von Frankfurt a. M. über Miltenberg—Lauda—Aub—Reichartsroth — hier ein hospitale ad peregrinorum receptaculum ob frequentiam viatorum, erbaut 1182 von Albertus von Hohenlohe (Weller, Hohenloher UB I, Nr. 17, S. 9, Z. 26 f) — Hohlach nach der Donau.[10] Der Anstoß mag vor allem von Friedrich II. ausgegangen sein, in dessen Regierung ja die Gotthardstraße, von Anfang an eine Reichsstraße — denn in Flüelen wurde der Zoll als Reichszoll erhoben (Schäfer, Festschrift, 216 mit Anm. 1) — gebaut worden ist. Alle die wichtigen Straßen um Hall, im ganzen sechs, wie aus Aufschriften über die Geleite aus dem Jahre 1639 bekannt ist (WVfL 1927, 1, Anm. 38), hängen mit dem Salzhandel zusammen. Auch von Heilbronn — ebenfalls einer Gründung Friedrichs II. — gehen mehrere Reichsstraßen aus. Vorher war Wimpfen, von wo auch die sogenannte „Kaiserstraße" auf der Scheide von Kocher und Jagst ausging, der bedeutendste Platz für den Fernverkehr gewesen. Wenn eine seiner Arbeiten, so zeigt diese eine geradezu ungeheure Fülle von Wissen und Übersicht über das überaus schwierige, seither so wenig angefaßte Problem, aufgebaut auf der eindringendsten Quellenkenntnis, von denen er die wichtigsten, nicht weniger als 50 Landstraßen in einem Anhang seines Aufsatzes Seite 30 ff. unter Angabe der Hauptquellen beschreibt. Man mag sich nur darüber wundern, daß dieses reiche Material nicht längst von jungen Historikern etwa für Doktorarbeiten aufgegriffen und erweitert worden ist.

In der Festgabe 1932, Seite 89, nun hat er von höherer bis in die vorrömische und römische Zeit zurückschauender Warte aus die eine Hauptverkehrsstraße von West nach Ost, die in Süddeutschland von Worms über Ladenburg—Wimpfen—Öhringen nach Westernach zieht und hier sich in zwei Stränge gabelt, in einen nördlichen über Crailsheim—Weißenburg a. S. nach Kösching und in einen südlichen über Untermünkheim—Ellwangen—Nassenfels ebenfalls nach Kösching, und die alsdann als eine Trasse nach Passau führt, behandelt und die Spuren und Reste dieser Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter von ältester Zeit an durch die Jahrhunderte, durch Völkerwanderung, Merowinger- und Karolingerzeit und deutsche Kaiserzeit verfolgt.

In einem dritten Aufsatz, geschrieben auf Ersuchen des Germanisten Edward Schröder (Göttingen) in der „Zeitschrift für deutsches Altertum" LXX, Neue Folge LII, 1933, 50, nimmt er die Nibelungenstraße gesondert vor und hat damit wohl für immer eine viel verhandelte Frage entschieden, wie er mit Recht in einem Selbstreferat WVfL 1933, 352, sagt, in dem Sinne, daß der Weg von Passau durch Österreich ins Donautiefland zwar im Nibelungenlied deutlich angegeben ist, aber der Dichter keine genaue Kenntnis der Straße vom Rhein zur Donau hatte, obwohl er Worms und Pföring als Ausgangs- und Endpunkt und auch öfters die Durchfahrt durch Schwaben nennt. Diese aber läßt sich als Teil der ins frühe Mittelalter zurückgehenden Hauptverkehrsstraße zwischen Paris und Konstantinopel ansehen, die über Ladenburg—Öhringen in der beschriebenen Trasse mit zeitweiliger Gabelung lief. Sie erreichte die Donau bei Passau, das Donauknie bei Regens-

[10] Vgl. auch Wellers Geschichte des Hauses Hohenlohe, Band II, Seite 463.

Digitized by Google

burg umgehend. Aber der kühne Bau der Regensburger Donaubrücke im Jahre 1135 bis 1146 leitete alsdann den Verkehr von Worms—Passau ab nach Würzburg—Regensburg. Freilich nicht wenig hat die Straßenforschung, besser vielleicht die Wegeforschung noch zu tun. Noch wichtiger als die Straßen auf Wasserscheiden laufend, wie Weller gerne sagte, ist ihre Bedeutung für alte Grenzen für Gaue und Centen, und andere Markierungen bzw. für Markungen.

Weller hat am Weihnachtsvorabend 1943 im Alter von etwa über 77 Jahren sein wunderbar erfülltes Leben beendet. Wenige Tage vorher hatte er mir für eine literarische Zusendung dankend geschrieben. Wir hatten uns zum letztenmal im Oktober in Ulm bei einer Tagung der südwestdeutschen Geschichtsvereine getroffen, bei der ich über die Probleme der Alamannenforschung, wie ich sie als Archäologe sehe, gesprochen habe. Nach seinem Tode traf auf seine vorher gegebene Weisung vom Verlag (R. Oldenbourg, München) sein neuestes Buch „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer" ein. Dieser Titel umfaßt in Kürze die große Liebe seines Lebens, der er schlicht, lauter und zuverlässig, erfüllt von tiefster Bildung des Geistes und Charakters, innerlich aufs stärkste gefestigt und unbeirrt seinen Weg gehend und, wo es sein mußte, auch dem Kampfe nicht ausweichend, gedient hat. Hinter seiner großen weitverzweigten Arbeit ist immer die verehrungswürdige Persönlichkeit gestanden. Leitsterne waren für seine wissenschaftliche Lebensaufgabe in Forschung, Lehre und Veröffentlichung das Gebot reiner Wahrhaftigkeit und saubersten Klarheit bis ins Kleinste, die Liebe zum deutschen Volke, zur fränkischen Jugendheimat, zur gesamtschwäbischen alamannischen Heimat der späteren Mannesjahre und des Alters, endlich der auch in trüben Zeiten, aus denen heraus ihn, als der Krieg draußen und zu Hause immer furchtbarer und hoffnungsloser sich gestaltete, der Tod abberufen hat, unerschütterlich gebliebene Glaube an das deutsche Volk und seine ewige Bestimmung. Die bange Frage erhebt sich: Wo werden wir wieder so einen Mann finden? Wer ist künftig berufen, wie er, die Schwäbische Geschichtsschreibung und die Frankenforschung so zu führen? Auch ihm dürfen wir, wie er seinem Freunde Viktor Ernst, nachrühmen, daß seine Lebensarbeit im ganzen wie im einzelnen den Beweis erbracht hat, daß die gründliche Erforschung der Landesgeschichte schließlich auch der Vergangenheit des ganzen deutschen Volkes in weitestem Maße dient.

Digitized by Google

Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters
in Württembergisch Franken 1940—1948

Von Emil Kost

Eiszeit

Während die unmittelbaren Zeugnisse des Ur- und des Altmenschen im nördlichen Württemberg noch immer fehlen, treten fast Jahr für Jahr zu den bekannten noch weitere Reste der Großtierwelt der Eiszeit durch Zufalls- und Suchfunde ans Licht der Gegenwart besonders in den Schottern und Lehmaufschwemmungen der Täler von Kocher und Jagst. Das obere Kochertal lieferte von Reichertshofen (Kreis Aalen) ein Kieferstück mit drei Backenzähnen des Wollhaarigen Nashorns, die immer wieder ergiebige Sandgrube der Grotzschen Ziegelei Gaildorf in ihrem Mittelterrassenschotter einen Unterkiefer vom Riesenhirsch, einen Backenzahn vom Wisent und ein Backenzahnbruchstück vom Mammut. Von diesen Riesenelefanten förderte auch das Haller Kochertal in der Bahnhofsbucht von Schwäbisch Hall Knochenreste zutage, und am Schießbach südlich Obersontheim wurde die Spitze eines Stoßzahns aus dem Boden geholt. Weitere Mammutzahnfunde erbrachte das Jagsttal bei Tiefenbach-Wollmershausen und bei Dörzbach. Wildpferdzahn, Wildschweinhauer und bearbeitete Beingeräte wurden 1942 am Böllinger Bach bei Biberach (Kreis Heilbronn) angetroffen, aber der Wissenschaft nicht zugeführt. Rengeweihreste kamen in Heilbronn an der Waldsteige aus 2 m Tiefe zutage in der Nähe vorzeitlicher Holzkohleschichten.

Mittlere Steinzeit (10 000—4000 v. Chr.)

Immer neue Funde und Fundplätze mit den kennzeichnenden Hornsteinkleingeräten dieser Zeit besonders auf den Sandböden des Keuperwaldgebiets und an den Hochrändern der Fluß- und Bachtäler dieser Landschaft werden fortlaufend von den Mitarbeitern des Historischen Vereins für Württembergisch Franken aufgespürt. Im ehemaligen Virgundwaldgebiet ist deren Aufklärung und Feststellung bis in den Kreis Aalen vorgedrungen: den Hornberg bei Ellenberg, die Hochflächen um Neuler und um den Schönberger Hof, das obere Kochergebiet bei Hohenstadt und Sulzbach a. K., in den Welzheimer Wald Gegend Spraitbach, Kaisersbach und Welzheim, gegen Murrhardt auf den Raitberg (Raithöfle) und nördlich der Murr um Hinterbüchelberg, im Murrtal selbst auf einer auffallenden Anhöhe „Bühl" südlich Murrhardt, und im Löwensteiner Bergland in die Gegend von Prevorst und Bärenbronn, sowie an die Nordränder des Waldenburger Berglands südwestlich Waldenburg und weiter im Keuperbergland um Unterheinriet südöstlich Heilbronn und auf dem Wartberg bei Heilbronn selbst. Auch das obere Jagsttal ist mit einer Randhöhe des Schilfsandsteins östlich Jagstheim hinzugekommen, und schließlich ist nun auch der Westrand des Crailsheimer Hartwaldes, ein Teil des ehemals weitausgedehnten Virgundwaldes, über Beuerlbach nordöstlich Crailsheim als mittel- bis jungsteinzeitlich belegt bekannt geworden.

Jüngere Steinzeit (4000—2000 v. Chr.)

Die alte und oft bestätigte Erkenntnis, daß unsere älteste Bauernkultur der Bandkeramik gerade die vorgenannten Bergwaldgebiete meidet und im wesentlichen die ackerbaufähigen Lehmflächen besiedelt und bearbeitet, erweist sich immer wieder. Einschlägige Funde meldet erneut das Tauberland, so wieder aus Gegend Waldmannshofen, darunter einen Steinschlegel und eine große „Pflugschar"; in Freudenbach wurde sogar ein Teil einer bandkeramischen Hacke auf der Dorfstraße gefunden. Das Sall- und Ohrngebiet bringt Funde von Ackergeräten aus Hornblendeschiefer, bei Neufels ist ein Ackerfundort mit Handreibstein und Klingenkratzer hinzugekommen, Topfreste entstammen einer bandkeramischen Schicht in Heilbronn (Ziethenstraße), ein durchbohrter Arbeitshammer einem Bombentrichter bei Böckingen (Steinäcker). „Pflugscharen" hat der Kreis Heilbronn geliefert von Dahenfeld, der Kreis Crailsheim von Unterdeufstetten, das obere Jagsttal von seinem Hochufer beim Bühlhof (Jagstzell), bandkeramische „Meißel" eine schon durch früheren Breitmeißelfund belegte Fundstelle östlich Kirchberg (Jagst) und der Wolfsbühl bei Schwäbisch Hall-Weckrieden mit seinem Bandkeramikerdorf.

Digitized by Google

Die von der Bandkeramik beeinflußte Rössener Kultur hat von bekannten Siedlungsplätzen östlich Schwäbisch Hall-Hessental einen schön gearbeiteten Steinschlegel aus Diabas und eine lange Pfeilspitze mit eingebogener Grundfläche geliefert und immer wieder Siedlungsstellen in den bekannten Haller Ackerfluren Haspach und Haläcker, ferner in Heilbronn (Linkstraße) und bei Biberach. Auch das Taubergebiet in der Creglinger Gegend ergab von Markung Waldmannshofen Rössener Siedlungsscherben.

Von allgemeiner Bedeutung über unser Land hinaus sind die jungsteinzeitlichen Funde von ältestem Getreide und Obst, auf die besonders hingewiesen sei (siehe S. 38 ff., Aufsatz des darum besonders verdienten W. Mattes, Heilbronn).

Zahlreich sind jungsteinzeitliche Einzelfunde, häufig erste Spurfunde, denen der seitherigen Erfahrung nach meist bei eingehender Forschung an den Fundorten weitere Funde und Besiedlungsnachweise folgen. Oft ergänzen sie das seitherige Siedlungsbild in sehr erwünschter Weise. Dies ist der Fall bei Hornsteingerätfunden im Haller Kochertal (Flur Flürle zwischen Spinnerei und Gelbingen und am Fuß des Neubergs sowie an der Kocherfeldsiedlung) und zwischen Dorf und Bahnhof Hessental (Ghackäcker), ferner über einer Quelle am Höhenrand beim Eichelhof auf Markung Untermünkheim, wo gegenüber der Klinge der Überlandstraße auf Höhe Falkert entsprechende Funde bekannt sind. Vom Ackerland über dem Bühlertal nordöstlich Oberscheffach (Hölzlesäcker) stammt ein schöner Getreidereibmühlstein (Keckenburgmuseum), aus dem Bergland östlich Vellberg von Äckern bei Steinehaig (Flur „Lichte Eiche", Markung Oberspeltach) ein Handreibmühlstein, außerdem Hornsteinwerkzeuge von der Anhöhe Lindenbühl bei Merkelbach und von der Kreuzhalde am Fuß des Binselbergs nordöstlich Talheim-Vellberg. Solche Hornsteingerätfunde liegen auch vor aus der Gegend von Morstein und Dünsbach, die damit auch, wie längst erwartet, in den Bereich jungsteinzeitlicher Besiedlung einbegriffen ist. Einige bearbeitete Jurahornsteine aus dem Innenraum der Viereckschanze östlich Langenburg (siehe Keltenzeit) erweisen auch die dortige Hochfläche als schon in der Jungsteinzeit besiedelt. Die Öhringer Landschaft ergibt immer wieder neue Einzelfunde dieser Art, so bei Öhringen selbst (Flur Ströller 1800 m ONO; Siedlungsstelle in Öhringen selbst im Krankenhausgelände), Hornberg bei Kappel, Lindelberg, Markung Oberohrn („Sonneburg"), Neuenstein („Schaffeld"), Neufels („Grabenäcker"), Langensall nördlich des Wünnwegs und Markung Baumerlenbach.

Bemerkenswert ist eine Reihe jungsteinzeitlicher Neufunde auf dem Kocher-Jagst-Hochrücken, der durch die auf der Wasserscheide hinziehende uralte Hochstraße besondere Bedeutung hat (siehe Kost, „Die Hohe Straße", S. 47 ff.). Die Neufunde beginnen unmittelbar am Aufgang dieses Fernwegs bei Jagstfeld, setzen sich fort auf Markung „Bürg" beim Hösselinshof und auf Markung Möglingen (700 m WSW Ruckhardtshäuser Hof), über Crispenhofen („Judenkirchhof"), über Belsenberg, bei Büttelbronn und Nitzenhausen („Hohes Lindle"). Über einen besonders interessanten Fund der Spätbronzezeit auf der Kocher-Jagsthöhe über Belsenberg siehe nachfolgenden Abschnitt.

Soweit im Welzheimer Wald von der Alb her an die Sandböden Schwarzjuragebiete angrenzen, erweisen sich letztere bäuerlich in der Jungsteinzeit besiedelt, so bei Burgholz westlich Welzheim und um Alfdorf wie in der Gegend von Eschach und Ruppertshofen. In der Gegend Alfdorf hat, am alten Überlandhochweg auf Flur Enzelbach, die Phosphatmethode (Bodenuntersuchung auf höhere Phosphatgehalte infolge früherer Besiedlungsvorgänge, Dr. Lorch) ihre Bewährungsprobe abgelegt: einer Feststellung dieser Ackerflur als besiedelt durch Anwendung der siedlungsgeographischen Phosphatmethode folgte die Aufspürung jungsteinzeitlicher Siedlungsfunde, Hornsteingeräte und beriebenes Rötelstück auf eben dieser Flur!

Erkenntnisfortschritte sind zu verzeichnen für den Zeitraum der Spätjungsteinzeit (2500—2000 v. Chr.). Immer deutlicher ergeben sich die von ihr bevorzugten Siedlungslagen im Gelände an Höhenrändern wie dem Hirnrain über der Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall, dessen Funde in eine deutlicher sich abhebende spätjungsteinzeitliche Mischkultur aus Rössener und Michelsberger Kultur, die „Schwieberdinger Kultur", eingeordnet worden sind (siehe A. Stroh, „Marburger Studien" 1938, S. 234—242, und „Germania" 1940, Heft 4, S. 237 ff.). Fast immer liegen die Fundplätze dieser Spätjungsteinzeitkulturen am Hochrand über einem Wasserlauf, so bei Morstein, Krailshausen (Schrozberg), Neuenstein (bei der „Haberklinge"), am Schaalhof (über Braunsbach am Kocher), über Möglingen (Kocher), bei Leofels (Jagst), beim Dörrhof und auf Flur Rötelweiler bei Dörzbach (Jagst), bei Billingsbach (Blaufelden) am Hang über dem gleichnamigen Bach, bei Unterheinriet (Heilbronn) über der Schozach, bei Reinsbronn (Taubergegend)

Digitized by Google

über der Steinach; meist sind es schmal- oder spitznackige Ovalbeile oder Pfeilspitzen mit Dorn. Hierher gehören der Lage nach auch die Hornsteingerätfunde vom Ammertsberg bei Eschenau (Weinsberg) über dem Wilhelmsbach.

Eine sich verstärkende Erkenntnis ist, daß spätjungsteinzeitliche Beil- und Gerätfunde nicht selten mitten im schwäbisch-fränkischen Keuperwaldgebiet liegen, das früher durchaus als siedlungsfeindlich angesehen worden ist! Beachtenswert ist dabei, daß sich die Fundstellen fast immer in der Nähe von Urwegen befinden, die durch das Bergland ziehen. Von Randhöhen wie dem Einkorn bei Schwäbisch Hall (Limpurger Bergland, „Kohlstraße"), über den Golberg bei Öhringen bis zum Heuchelberg (Rechteckbeil bei Neipperg am Hochweg) aus streuen sich solche Funde auch mitten ins Keuperland ein, so bei Neuhütten (Kreis Öhringen), Prevorst (Gronau), Hohenegarten bei Hohenstraßen (Mainhardt; Steinbeil), Neulautern im Waldgebiet der Löwensteiner Berge nördlich Backnang (Bruchstück einer mit Längswulst verzierten Steinaxt; im Liasland um Vorderbüchelberg Hornsteingerätfunde), im Welzheimer Wald bei Ebni (Steinbeil, Überlandweg), im Crailsheimer Hartwald, einem Teil des ganzen Virgundwalds bei Mariäkappel (Feuersteingerät, früher Steinbeil, Nähe des Hochwegs).

Im Vorland des Keuperbergwalds, westlich Öhringen, ist schon seit einiger Zeit der Golberg als befestigt gewesene Höhensiedlung einer spätjungsteinzeitlichen Gruppe erkannt worden („Württembergisch Franken" 19, 1938, S. 171). Auf seiner eirunden, 400 m langen und 100 m breiten Kuppe fanden sich Hornsteingeräte (Schaber, Kratzer, Messer), Klopfsteine, Getreidequetscher (Handreibsteine und Reibplatten), vor allem kleine Beile aus der späten Jungsteinzeit, in welche Zeit auch ein als Säge zugerichtetes Stück Plattenhornstein paßt. Der wichtigste Fund wurde 1942 gemacht in Form einer tadellos gearbeiteten kleinen Streitaxt aus zähem Hornblendegestein (Abb. 1); eine mittellängs eingeschliffene Zierrinne und die ausladende Zweckform beiderseits des Schaftlochs schließen das Fundstück einer Entwicklungsreihe nord- und mitteldeutscher

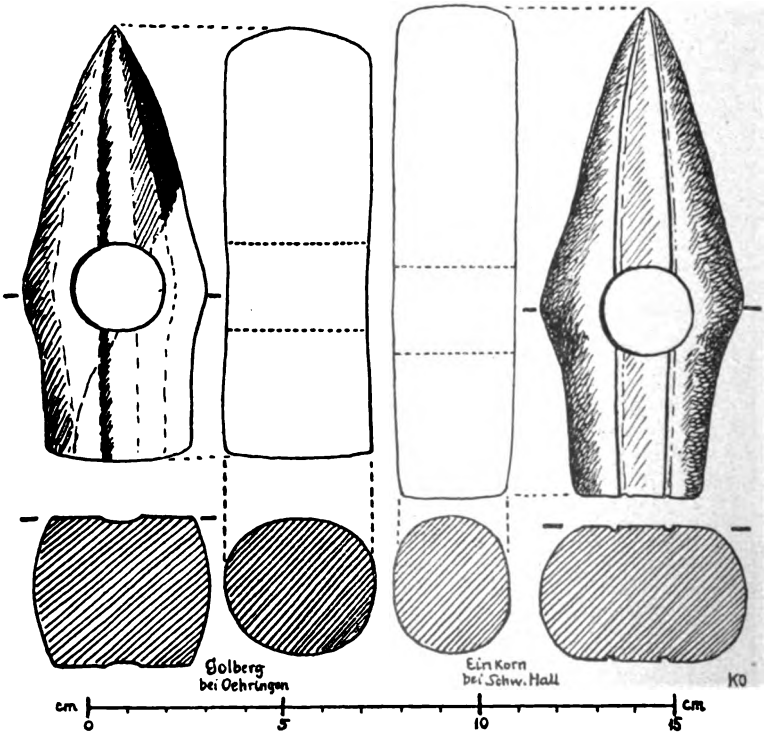


Abb. 1. Geschliffene Steinäxte der späten Jungsteinzeit mittel- und norddeutscher Herkunft.

Digitized by Google

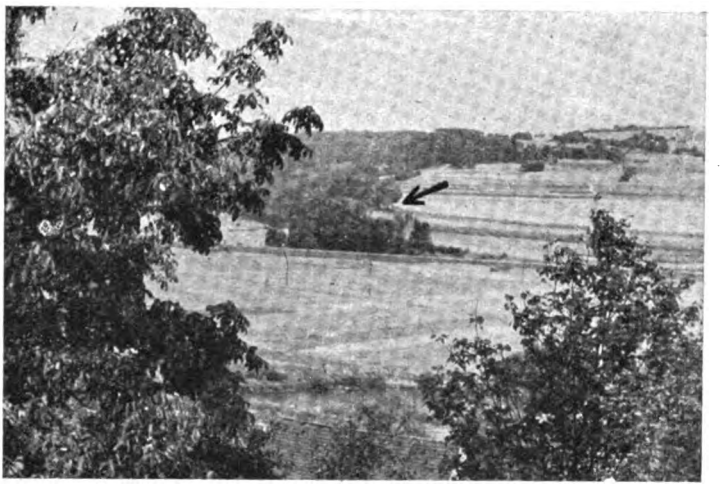


Abb. 2. Blick von der Straße Winzenhofen—Bieringen nach Südosten auf das gegenüberliegende Jagstufer mit Flur „Stein" (Ruine und spätjungsteinzeitliche Siedlungsstelle). Im Vordergrund die Jagst.
[Aufnahme: Erna Koch]

Streitäxte an, aus deren Volksbereich auch das Stück vom Golberg unmittelbar (Einwanderung seiner Träger) oder mittelbar (durch Tauschhandel) stammen muß. Ein ähnliches Stück, mit zwei Längsrinnen, wurde früher auf der Höhe des Einkorn bei Schwäbisch Hall gefunden, der auch eine in diese Zeit passende Pfeilspitze mit „Dorn" (Stielansatz) geliefert hat. Eine dritte diesen gleiche Axt wurde auf dem Scheuerberg bei Heilbronn-Neckarsulm gefunden. Die Höhenfundlagen dieser Leitstücke lassen auf eine bestimmte Volksgruppe der Jungsteinzeit in unserem Landesteil schließen, auf Kultur- oder Volkseinflüsse aus Mitteldeutschland. Da solche Äxte vereinzelt schon mit Kupferbeilen zusammen gefunden worden sind, gehören sie und ihre Begleitfunde der spätesten Jungsteinzeit, nach 2000 v. Chr., an.

Abb. 3. Im Vordergrund rechts die Ruine am „Stein" nordöstlich Westernhausen an der württembergisch-badischen Landesgrenze. Auf dem jenseitigen Ufer der Jagst das badische Dorf Winzenhofen.
[Aufnahme: Erna Koch]

Digitized by Google

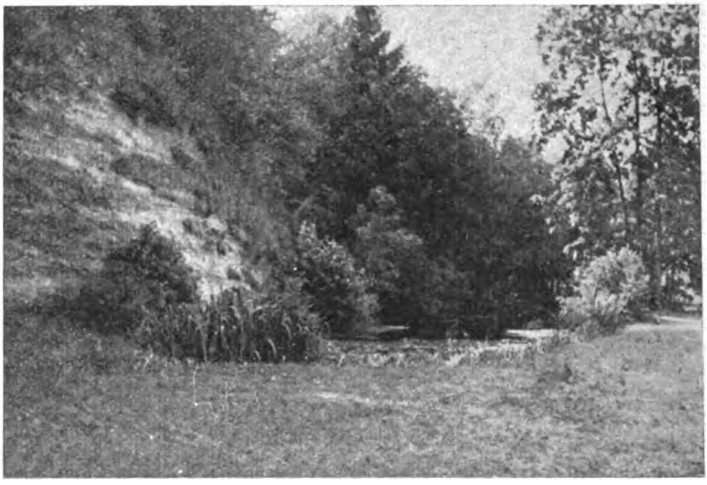


Abb. 4. Die Felswand „Stein" in der Jagstau am Fuß der Ruine unter dem jungsteinzeitlichen Siedlungsplatz, mit dem Nixensee „Schwarzwasser", der aus einer immerfließenden Quelle gespeist wird. [Aufnahme: Erna Koch]

Eine spätjungsteinzeitliche Pfeilspitze mit „Dorn" (Stielansatz) erlaubte in einer Jagsttalsiedlungsstelle bei Westernhausen den Zeitansatz und die Zuweisung der Funde zu einer südwestdeutschen spätneolithischen Mischkultur. Die Stelle wurde im Sommer 1947 ausgegraben. Sie liegt ausgezeichnet über einer Quelle und 10 m hohen Felswand auf heutigem Ackerboden am „Stein" nahe dem Jagstlauf (Abb. 2 bis 5); sie grenzt an die Ruine des festen Turms, der dort der Lage wegen im Mittelalter erbaut wurde (siehe Abschnitt Mittelalter). Der etwa 7 × 5 m große ausgegrabene Teil der steinzeitlichen Siedlungsstelle ergab aus dem dunklen Kulturboden die üblichen Reste von Getreidereibplatten und Handreibsteinen dazu, unscheinbare Scherben von Gebrauchsgefäßen, ein Bruchstück einer Tonplatte (Backteller?) und zahlreiche Tierreste von

Abb. 5. Die Ruine am Stein", ein starker mittelalterlicher Wachturm an der württembergisch-badischen Landesgrenze nordöstlich Westernhausen an der Jagst. Am rechten Bildrand die jungsteinzeitliche Schafzüchtersiedlung. [Aufnahme: Erna Koch]

Digitized by Google

Mahlzeiten. Vertreten waren vereinzelt Wildschwein, häufig Hausschwein, wenig Rind, am häufigsten Schafzähne und -knochen. Der wichtigste Fund war ein stark abgekauter Pferdezahn; vorläufig bleibt noch offen, ob es sich um Wildpferd oder schon um zahmes Pferd handelt. Bei der Seltenheit des Pferdevorkommens in der Jungsteinzeit ist der Fund von Westernhausen aus der Zeit um 2000 v. Chr. besonders zu vermerken. Ein vereinzelter Pferdezahn wurde früher aus dem Heilbronn-Großgartacher Jungsteinzeitdorf geborgen (Schliz, Großgartach, S. 16), ein gespaltener Hengstzahn, der vielleicht Halsschmuck gewesen ist. Ein Pferdezahn von auffallender Größe stammt 1939 aus dem Bereich einer Rössener Siedlung in der Rundstraße in Heilbronn.

Urkeltische Zeit

Bronzezeit (1800—800) und Hallstattzeit (Früheisenzeit, 800—500 v. Chr)

Die erwähnten Funde steinerner Streitäxte liegen bereits zeitlich nahe der dann beginnenden Bronzezeit. Von Wichtigkeit wären Ausgrabungsfunde aus einem Grabhügel im Reisigwald bei Langenburg, doch ist vor über einem Jahrzehnt diese Ausgrabung von Laienhand, ohne Zuziehung von Fachkundigen, vorgenommen worden und konnte so keine Klarheit über die Lage und Zugehörigkeit der recht bedeutsamen Funde dieses Hügelgrabes gewonnen werden. Neben einwandfrei datierbaren guten Bronzefunden der Frühlatènezeit (siehe unten) gehören zu den Fundüberresten dieses Hügels auch einige bronzezeitliche Armringe und einige Drahtspiralringe (frühere Funde in Württembergisch Franken: Heilbronn-Köpfersklinge und Grab in Horkheim). Dazu gehört wohl ein hölzernes Gerät von der Form eines Messers mit Griff, ein schwarzer Topfscherben mit Rillenverzierung (ausgespartes Winkelband mit schräg schraffierten Strichfeldern) und eine zum größten Teil erhaltene grauschwarze geradwandige Henkeltasse, von unten nach oben breit werdend, mit tief angesetztem Henkel. Der Hügel hat also mindestens Bestattungen zweier Zeiten enthalten, um 1600 und um 400 v. Chr.

Aus der Mittleren Bronzezeit stammt eine in Dörzbach ausgegrabene gewellte Bronzenadel mit verdicktem Kopf (Schlangennadel); leider ist sie in Privatbesitz verloren gegangen (typischer Fall!). Hübsch ist ein in Bad Mergentheim aus Baugrube nordwestlich der ehemaligen Deutschmeisterkaserne gekommenes Scherbchen eines mittelbronzezeitlichen Ziertopfes mit feinem Kerbschnitt. Zu dem 1937 bei Obersöllbach (Kreis Öhringen) herausgeackerten Bruchstück einer Bronzeschwertklinge („Württembergisch Franken", Neue Folge 19, S. 146) hat sich 1940 noch der zugehörige obere Teil eingestellt. Von Markung Waldmannshofen (Tauberland) kam mit Spätbronzezeit-Urnenscherben auch ein vierkantiges Schleifsteinchen mit Durchbohrung zum Anhängen; ein etwas kleineres stammt von der Kocher-Jagsthöhe von Flur „Rück" bei Nitzenhausen. Die Tradition dieser Art kleiner Anhängeschleifsteinchen läuft offenbar bis zur Römerzeit (siehe diese, Funde von Öhringen).

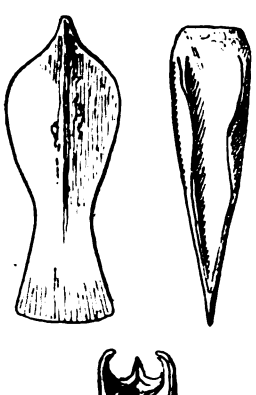


Abb. 6. Bronzenes Querbeil von Belsenberg, spätbronzezeitliches Holzbearbeitungsgerät (Dexel).

Ein kultur- wie auch sprachgeschichtlich bedeutsamer Fund ist im November 1947 auf Markung Belsenberg (Kreis Künzelsau) auf dem Kocher-Jagstrücken 600 m südlich der Hochstraße (siehe diese im Aufsatz E. Kost, „Die Hohe Straße") auf der Ackerhöhe Kapf durch Bauer Limbach gemacht und durch Lehrer Haas bekannt geworden. Es ist ein kleines, 8 cm langes bronzenes Querbeil mit Lappenschäftung (Abb. 6), der fünfte Fund dieser Art in Württemberg und Hohenzollern (Ellwangen, Rohr [Fildern], Allmannsweiler-Friedrichshafen, Mistelbronn-Donaueschingen); diese Typen sind spätbronzezeitlich und besonders in Westeuropa belegbar. Das Gerät mit seiner Querscheide ist ein Holzbearbeitungsgerät, wie schon die für das entsprechende heutige Gerät des Zimmermanns und Küfers gebrauchte Bezeichnung Dexel ausweist. Wie Form und Fundumstände dieser Geräte in der Spätbronzezeit weist auch der bis heute in Deutschland erhaltene Name, althochdeutsch dechsala („Beil", „Hacke"), auf mehrtausendjährige Herkunft. Das Wort gehört zu einer germanischen Sprachwurzel theks, indogermanisch teks, die „bauen" und „zimmern" bedeutet. Das Sanskritwort taksan bezeichnet „Zimmermann", „Holzarbeiter",

Digitized by Google

ein altslawisches Wort tesati bedeutet „hauen", litauisch taszyti „mit dem Beile behauen", „zimmern", altindisch taks ist „künstlich verfertigen", „zimmern". Diese indogermanischen Ableitungen weisen für das germanische Dexel alle auf ein Gerät des Holzbaus, der ja die Bauart der Indogermanen gewesen ist und der sich im griechischen tekton „zimmern" noch widerspiegelt für den Begriff des Erbauens. Unser deutsches Wort „Dachs" für den tierischen Erbauer von Höhlenwohnungen geht auf diese indogermanischen sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge zurück, ebenso die mit dem Dexel hergestellte „Deichsel" am Wagen. Daß der indogermanische Bauhandwerker Holzbauer („Techniker", von griechischer Wurzel hergeleitet) gewesen ist, weist im Germanischen auch die bekannte Ulfilasstelle Psalm 118, 22, aus: „Der Stein, den die Bauleute (bei Ulfilas gotisch mit ‚Zimmerer' übersetzt) verworfen haben, ist zum Eckstein geworden." Die sprachlichen und vorgeschichtlichen Zeitaufschlüsse über den Dexel, das erwähnte Holzbaugerät, führen auf fast 3000 Jahre mindestens bis zum Ende der Bronzezeit zurück!

An diese Zeit schließt sich auch die frühhallstattzeitliche Kochertalsiedlung am Nordostrand von Künzelsau in Flur Prübling (Brühl) an, die in über 100 m Länge im März 1948 entdeckt wurde und in ihrer Keramik zu der kocherabwärts in der Au und beim Wüwa-Flachswerk bekannten Hallstattsiedlung in Beziehung steht.

Spätbronzezeitliche Urnenbestattungen wurden am Nordwestrand von Creglingen am Hang über der Tauber festgestellt; in einer der Urnen fanden sich tropfenförmige Anhänger aus Muschelkalkstein. Ein Randscherben aus über 2 m Tiefe, aus einer etwas verschwemmten Fundschicht vom Pfarrhaus in Unterregenbach im Jagsttal könnte ebenfalls der Spätbronze-Frühhallstattzeit angehören. Von der Abschnittsbefestigung am Falkenhof, von der Höhe unmittelbar über Unterregenbach, liegt der Fund einer Eisenschlacke vor, die auf örtliche Eisenverarbeitung in urkeltischer oder keltischer Zeit hinweist und einen Anhaltspunkt für die Benützungszeit dieser Zungenbefestigung geben kann.

In der Nähe der Befestigung konnte am Jagsttalhang ein Grabhügel aufgespürt werden; weitere einzelne befinden sich auf Markung Laßbach und Tierberg im Heerholz am Heerschlagweg, am Schnorrenberg und im Gemeindeholz bei Laßbach, beide über der Jagst am Rand der Hochfläche. Weitere Grabhügel wurden an anderen Stellen erkundet und zur Landesinventarisierung gemeldet, von denen einzelne im Keuperwaldgebiet von besonderer Bedeutung sind, so solche Hügelgräber im Schulmeisterswald Markung Münster östlich Gaildorf in der Nähe des Überlandwegs, heute Kohlstraße geheißen, und ein Hügel auf Markung Rosenberg im Virngrund, einer auf dem Rauhen Berg, Markung Einkorn, an einer Grenzscheide. Am Rand des Welzheimer Waldes, auf Ackerhochfläche nordwestlich Alfdorf, liegt ein verschleifter Grabhügel. Auf dem Hochberg, 1500 m südsüdöstlich Waldrems (Kreis Backnang), findet sich auf Höhe 408,5 nahe der Kreisgrenze ein Grabhügel von 50 cm Höhe.

Dunkle, runde Bodenflächen mit kopfgroßen Steinen auf Flur Dörnich bei Hermuthausen auf der Kocher-Jagsthöhe (Hochstraße) sprechen gleichfalls für ehemalige, heute vom Pflug verschleifte Hügelgräber. Drei Grabhügel liegen auf der Hochfläche westlich St. Wendelzum Stein im nördlichen Kalbenholz 800 m südlich Meßbach. Eine Gruppe von 7 Grabhügeln liegt im Gänsholz bei Könbronn in der Nähe von Bahnhof Schrozberg. Des öfteren können neben schon bekannten Hügelgräbern noch weitere anliegende erkannt werden, so auf der Höhe des Hermannsberges nordöstlich Crailsheim auf Markung Beuerlbach, Gemeinde Satteldorf, dann im Steinigwald bei Aschhausen im Kreis Künzelsau im Wald des Grafen von Zeppelin und südlich der Kaiserforche im Keuperbergland südlich Weinsberg.

Eine Begehung des Waldgeländes zwischen Raboldshausen und Ludwigsruhe bei Langenburg mit einer Anzahl bäuerlicher Geschichtsfreunde ergab die Feststellung mehrerer weiterer dort gelegener Grabhügel je im Wald „Elsenmaddele" über dem Rötelbach 2 km SW Raboldshausen, im Krappenbergwald 1500 m SW, im Waldteil Stockholz 500 m NW Neuhof, auf Höhe 468,9 600 m NNW Neuhof, auf der Stöckenwiese 1850 m SW Raboldshausen, auf der Ochsenwiese 500 m WNW Neuhof, im Baierwald 1450 m WNW Ludwigsruhe („Dachsbau", 30 m Durchmesser!) und ein weiterer Grabhügel 300 NW des vorigen, dazu der schon bekannte „Ritterhügel" im Wald „Elsenmaddele" 2400 m SW Raboldshausen (31 m Durchmesser!). 500 m OSO dieses Fürstenhügels zwei weitere, der eine 38 m Durchmesser! An der Straße Bahnhof Raboldshausen nach dem Ort, 200 m nordwestlich des Bahnhofs, zwei runde Erdhügel.

Ein beachtenswertes Ergebnis hatte eine vom Historischen Verein für Württembergisch Franken wegen Gefährdung des betreffenden Hügels vorgenommene Grabhügelausgrabung im Wald Erlach bei Ilshofen (1,7 km NW), die nach den Gefäßen der spätesten Hallstattzeitstufe (600—500 v. Chr.) zuzuweisen

Digitized by Google

ist. Um die unter Mitwirkung des Vereinsleiters vorgenommene Ausgrabung hat sich besonders stud. praehist. Sigwalt Schiek, um die Tragung der Kosten Direktor Wunder (Michelbach) verdient gemacht. Der etwa 12 m Durchmesser aufweisende Erdhügel (aus einer Gruppe von 9 Hügeln) enthielt auf dem Grund zwischen Hügelmitte und Rand und wieder in Höhe der oberen Bestattung je eine Lage spärlicher Holzkohlenreste als Zeuge einstigen Totenfeuerbrauches (Abb. 7) und in Hügelmitte schräg übereinander eingebettet 2 Bestattungen (Abb. 7), erkenntlich durch Tongefäße, die tieferliegende mit 2 Gefäßen (Abb. 8 und 9), darunter ein guterhaltenes (Abb. 8), die höherliegende mit einem einfacheren bauchigen Tontopf (Abb. 10) und dabei einer stark vom Rost verzehrten und zerstückelten eisenblechartigen Beigabe die sich nach Reinigung als eisernes Gürtelblech mit Buckelverzierungen herausstellte (Abb. 11). Bis jetzt sind in Württemberg nur 5 Gürtelbleche aus Eisen bekannt.

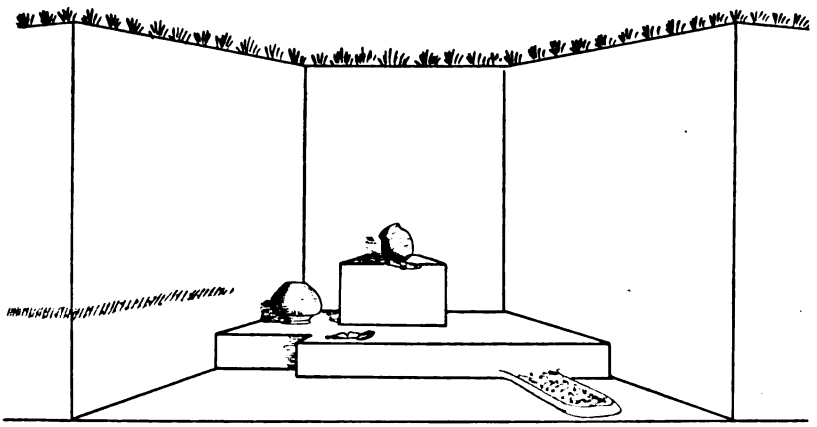


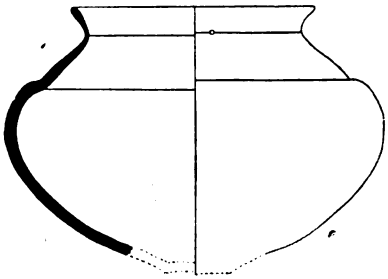
Abb. 7. Blick von Süden in den Grabhügel der Späthallstattzeit im Wald Erlach nordwestlich Ilshofen, mit Holzkohleschichten und zwei Bestattungen (Hügelmitte und unten links). [Zeichnung: S. Schiek]

Eine Aufgabe der Zukunft ist die weitere Erforschung und genaue zeitliche Klärung der vielen vorzeitlichen Befestigungen. Der Mittleren Bronzezeit angehören dürfte am Ostrand von Holenstein (Gemeinde Bühlerzell, Kreis Hall) in der Bachgabel der dortigen Klinge ein durch künstlichen Halsgraben abgeriegelter Hügelausläufer; ganz nahe dabei ist vor Jahren eine Bronzeaxt der angegebenen Zeit geborgen worden. Nicht bekannt ist die Zeitstellung einer neuerdings ermittelten Abschnittsbefestigung auf dem Hörnle oberhalb Dörrenzimmern Gegend Brackenheim.

Sorgfältige Überlegung und Beobachtung an der Stelle der noch durch Mauertrümmer erkennbaren Burg Urhausen vor Aschhausen im Erlenbachtal hatte zum Ergebnis die erwartete Auffindung einiger Bodenzeugen für die vorzeitliche Besiedlung dieses im Mittelalter wieder belegten erhöhten Platzes in Gestalt von Topfscherben der Hallstattzeit, die dort ihr eindrucksvollstes Zeugnis in jenem heute noch gewaltigen Abschnittswall hinterlassen hat, der sich auf der Höhenzunge über der Burg Urhausen auf dem „Sargenbuckel" (die „Sarge" ist die Ruine Urhausen mit ihrer Mauerumrahmung) als mächtiger Befestigungsriegel oben im Wald durch Aufschüttung und vorliegenden Graben dem Auge darbietet. Die Schicksale dieser Großbefestigung, zweimalige Zerstörung durch Brand von Feindeshand in der Späthronzezeit und wieder in der Hallstattzeit, sind durch frühere Ausgrabung bekannt. Erforscht ist auch ein auf der Höhe vor dem Wall gelegenes, heute ganz von Jungholz überwachsenes Hügelgrab, dessen Bestattungsfunde eines urkeltischen Hallstattherrn, Topf mit seinerzeitigen Speisen fürs Jenseits und parallelstrichverzierte und glatte Bronzeringe, heute in der Schloßsammlung des Grafen von Zeppelin in Aschhausen zu sehen sind. Nun ist durch die Scherbenfunde derselben vorgeschichtlichen Zeit am Burgkegel der mittelalterlichen Burg Urhausen am Fuß des Sargenbuckels auch der Gutshof eines solchen Hallstattherrn zu erschließen. Er liegt auf einem ausgezeichnet über Au und Bach sich aufbauenden Geländevorsprung im Erlenbachtal und hat diese Lage bei Wasser und

Digitized by Google

Weide der wasserlosen Großbefestigung der Berghöhe vorgezogen. Dieser Hallstattgutshof, dem im deutschen Mittelalter ein stauferzeitlicher folgte (siehe Mittelalter), ist wohl einst durch den heute noch sichtbaren Halsgraben der Burg Urhausen und durch Palisaden gesichert gewesen. Die Örtlichkeit bietet mit obigen Erkenntnissen eine seltene Siedlungseinheit von Herrenhof, Fliehburg und Hügelgrab der urkeltischen Hallstattzeit.

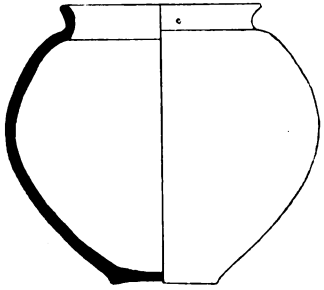


Beigaben aus dem Grabhügel im Erlachwald bei Ilshofen

Untere Bestattung:

Abb. 8. Kegelhalsgefäß aus grauem Ton mit rotbrauner, fein geschlämmter Auflage, 14 cm hoch. Am Übergang vom Rand zur Schulter eine 3 mm weite Durchbohrung.

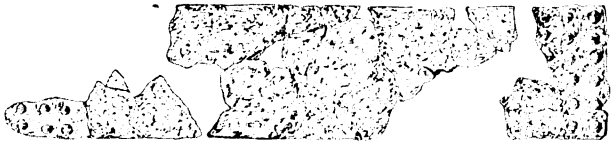
Abb. 9. Reste eines zu obigem zugehörigen zweiten Topfes mit omphalosartig eingedälltem Boden.



Obere Bestattung:

Abb. 10. Bauchiger Tontopf, 12,8 cm hoch, von gelb- bis graubrauner Farbe, mit Durchbohrung zwischen Rand und Schulter wie bei Nr. 8.

Abb. 11. Bruchstücke eines 5,5 cm breiten eisernen Gürtelblechs mit je 6 Buckeln und 2 Nieten.



[Zeichnungen: S. Schiek]

Keltische Zeit (La Tène) (400—0 v. Chr.)

Von siedlungsgeschichtlicher Bedeutung sind die aus dem oben erwähnten Grabhügel der älteren Bronzezeit im Reisigwald bei Langenburg stammenden frühkeltischen Bronzeschmuckfunde: 1 Knotenarmring (ein zweiter wahrscheinlich verschleppt), 2 glatte Armringe mit Kugelwulst-Hohlenden, 1 Knotenfibel und 1 Lockenhalter aus Bronzedraht als Bruchstück (Abb. 12); die Funde kamen jetzt durch Geschenk des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg ins Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall. Der Fund ist ein wichtiger weiterer Beleg frühkeltischer Besiedlung des Frankenlandes zusammen mit den nahen Siedlungsfunden dieser Zeit in Oberregenbach an der Jagst und mit den den Langenburger Grabfunden frühkeltischer Zeit typologisch ganz entsprechenden in Schwäbisch Hall (Ackeranlagen), Criesbach („Württembergisch Franken", Neue Folge 17/18, S. 55), mit der Grabhügelbestattung mit Eisenschwert im Großweilersholz bei Triensbach und mit Grabhügelfunden noch etwas früherer Zeit im Buchholz bei Ilshofen, im Wall-

Digitized by Google

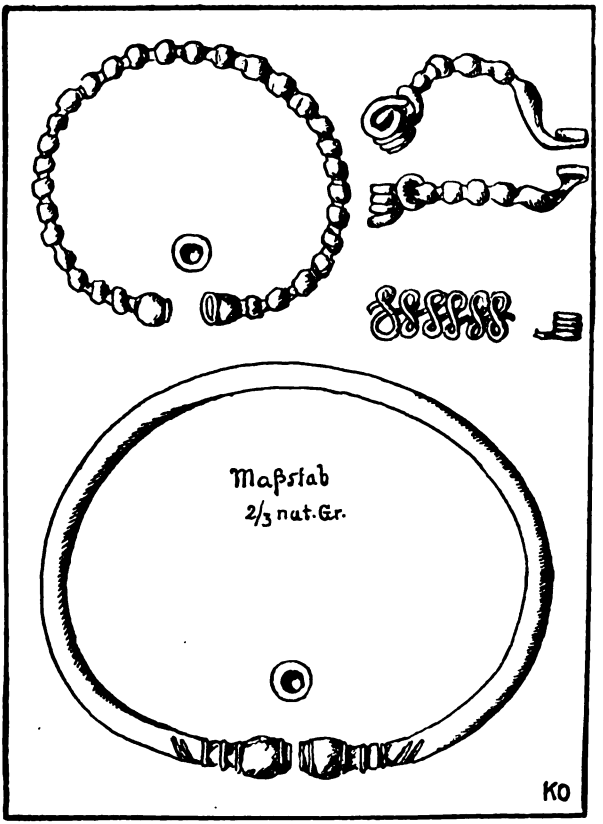


Abb. 12. Frühkeltische Bronzefunde aus einem Grabhügel der Älteren Bronzezeit im Reisigwald bei Langenburg.

häuser Holz (NW Wallhausen, Kreis Crailsheim) und in Verbindung mit frühkeltischen Grabfunden im badischen Neckarhügelland in Gegend Rappenau—Eppingen—Sinsheim und in Oberwittighausen.

Dünnwandige Gefäßreste vom Nordwestrand von Creglingen und aus Brettach bei Maienfels (Kreis Öhringen) dürften der späten Latènezeit angehören und fordern weitere örtliche Beobachtungen.

Für die spätkeltische Zeit, letztes Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung, ist es den Bemühungen unserer Forschung gelungen, im Raum der Viereckschanze im Strutwald auf der Hochfläche östlich Langenburg eine Anzahl kennzeichnende Scherbenfunde dieser Zeit zu machen, von Schalen mit eingewölbtem Rand, Töpfen mit Kammstrichverzierung und Graphittongefäß. — Die mehrfachen ehemaligen Funde spätkeltischer Goldmünzen (Regenbogenschüssele) auf derselben Hochfläche zwischen der Keltenschanze und Gerabronn deuten aufschlußreiche Siedlungszusammenhänge des letzten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung an. Auch sonst konnten gerade im Kreis Crailsheim weitere solche Münzen erkundet werden von Heufelwinden (Gemeinde Gammesfeld, Fundplatz im Ackerfeld), Naicha, Oßhalden bei Crailsheim und Umgegend von Crailsheim, ferner ein Stück aus Gegend Untermünkheim (Kochertal). Damit bestätigen sich die in „Württembergisch Franken", Neue Folge 17/18, Seite 62 ff. gemachten Ausführungen und Schlüsse über besonders starke Restbevölkerung der Spätkelten (Helvetier oder Boier) im Hohenloheschen, besonders im Kreis Crailsheim.

Römische Besetzungszeit (160—260 n. Chr.)

Außer dem Fund einer Mittelerzmünze des Kaisers Augustus im Kastellgelände von Böckingen bei Heilbronn sind nennenswert die Bodenfunde von einer Nutzgrabung mit anschließender Untersuchung im Gelände des römischen Westkastells (Krankenhaus) in Öhringen (1941). Grob gebaute Mauerfundamente, zum Teil brandgerötet mit Holzkohleschichten, stammen wohl von abgebrannten römischen Soldatenbaracken (alamannischer Limessturm um 260?). Viele Randstücke römischen Geschirrs, von Krügen, Reibschalen lagen zerstreut, ein hellroter Tonteller konnte ganz geborgen werden, Sigillatageschirr fand sich nur in kleinen Resten. Dagegen sind eine 7 cm lange, 12 cm breite Bronzeklinge und besonders ein reizendes Bronzeglöckchen von 2 cm Höhe mit Henkel von Belang.

Ein interessanter Einzelfund ist von der Hahnengasse (alt Heunengasse!), Gerberei Ernst Müller, in Öhringen ein 13 cm langes vierkantiges Schleifsteinchen aus Schiefergestein aus 1,20 m Tiefe. Bei der Auffindung trug es noch einen Aufhänge-

Digitized by Google

bügel aus gehämmertem Bronzedraht; dieser war von einer Drahtachse gehalten, die durch einen Bohrkanal des oberen Endes des Schleifsteinchens gesteckt war. Die sonstige Form des Werkzeugs entspricht der seit der Bronzezeit üblichen (siehe oben Spätbronzezeit).

Bekannt wurde erst jetzt eine im letzten Krieg durch mehrere Privathände gegangene, aus unmittelbarer Limesnähe beim Kastell Mainhardt stammende römische Bronzefigur von 146 mm Höhe (Abb. 13 und 14). Das innen hohle, guterhaltene Figürchen, vielleicht trotz der heutigen Bodenhöhlung ehemaliges Trinkgefäß, stellt wohl einen Sklaven dar, der einen erlegten Schwan über der Schulter trägt. Vielleicht kann das bedeutsame Stück, wenn die Raumnot im Jahrbuch besser geworden ist, später noch eine genauere Würdigung erfahren.

Abb. 13 (links) und 14 (rechts): Sklave mit Schwan; hohle, 146 mm hohe Bronzefigur der römischen Kaiserzeit aus Mainhardt. [Aufnahme: Sascha Magun]

Vier römische Weihesteine in Altarform als Zeugen der römischen Kastellbesetzung Mainhardt durch die Asturer, die sich auch aus anderen römischen Provinzen rekrutierte, wurden im Oktober 1944 in einer flachen Senke am Ostrand von Mainhardt beim Bau eines Behelfsheims gehoben. Sie sind an der Mainhardter Kirche aufgestellt. Einer der Steine zeigt als Opfergeräte Henkelkrug und Pfanne und das Blitzbündel des Himmelsgottes Jupiter. Die Inschrift des zweiten Weihesteins gilt gleichfalls dem Jupiter, „dem Besten und Größten, von der 1. Asturischen Kohorte gewidmet, welcher vorsteht der Präfekt C. Julius Artemo". Derselbe Offizier ist aus einer Inschrift in Budapest bekannt, und diese Tatsache wirft ein beachtenswertes Streiflicht auf den weiträumigen Dienststellenwechsel dieser Offiziere im römischen Weltreich. Auch der dritte Stein ist dem obersten Gott Jupiter geweiht von der 1. Asturischen Kohorte durch Diodatus, der wohl ihr dienstältester Hauptmann war. Die Steine dürften Weihungen römischer Offiziere bei ihrer Entlassung ins Veteranenverhältnis sein.

Im Raum unmittelbar südlich des Südtores des Mainhardter Kastells wurden 1947 beim Bau des dortigen Sportplatzes Schichten römischer Zeit angeschnitten mit starken Holzkohleresten, Spuren gebrannten Lehms und Ziegelstücken, vielleicht letzten Zeugen der Kastellzerstörung durch die Alamannen um 260.

Digitized by Google

Alamannisch-Fränkische Frühzeit (260—800)

Eine auf Ackerland beim Beutelbrunnen auf Markung des Dorfes Eschach (früher Kreis Gaildorf, jetzt Kreis Gmünd) gefundene kobaltblaue Melonenperle aus der Merowingerzeit um 600 deutet vielleicht auf das damalige Bestehen dieses an starker Quelle gelegenen Ortes, der eine Johannes-Täuferkirche hat.

Eine eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken stammt von einem Acker südlich des Hofes Hohenstatt (Gemeinde Sulzdorf, über dem Bühlertal); sie gehört dem 6. bis 10. Jahrhundert an; wohl später wurde dort auf den nahen Höhenkopf die mittelalterliche Burg Hohenstein gesetzt.

Mittelalter (800—1500)

Ausgrabungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken führten bei der Burg Urhausen im Erlenbachtal bei Aschhausen (Kreis Künzelsau), von der zuerst 1228 ein Gutshof (curia) genannt ist, zur Aufdeckung einer über 40 m langen, dann rechtwinklig umbiegenden Mauer im Bachwiesengrund unterhalb der Burg an diese anschließend. Reste eines gotischen Topfes und einer Ofenkachel am Fuß der Mauer setzen diese wohl noch vor die gotische Zeit. Eingehendere Darstellung der Geschichte der Burg Urhausen mit dem Gutshof ist bei Besserung der Raumenge im Jahrbuch beabsichtigt.

Eine Untersuchung der rätselhaften Mauerruine auf einer Talstufe über der Felswand „Stein" am Jagstufer nordöstlich Westernhausen (Kreis Künzelsau) (Abb. 5) deckte die äußeren und inneren Ecken eines außen 11,50 × 9,50 m großen festen mittelalterlichen einräumigen Steinhauses, eines rechteckig-turmartigen Steinbaus auf von 2,70 m Mauerdicke. Es könnte sich, nach Entsprechungen im bayerisch-fränkischen und im Alpengebiet um einen von einem Ministerialen bewohnt gewesenen Wach- und Grenzturm der Stauferzeit handeln; die württembergisch-badische Landesgrenze führt unmittelbar daran vorbei, wahrscheinlich die Fortsetzung einer älteren Territorialgrenze. Der Platz bietet ausgezeichnete Überschau das Jagsttal entlang; nahebei geht eine Furt auf das heute badische Ufer hinüber (Winzenhofen).

Im Ort Hirschfelden bei Schwäbisch Hall, der im Mittelalter einen kleinen Adelssitz hatte, kam bei einer Nutzgrabung ein noch 1 m hoher Brunnenschaft heraus, aus einem Eichbaum von 90 cm Durchmesser gehauen. Die beigefundene Töpferware weist auf gotische Zeit, der Rest eines feinen weißen Kleingefäßes mit roter Gitterbemalung auf die Stauferzeit. Dieselbe bedeutsame Feinkeramik ist bis jetzt in Württembergisch Franken vom Reliquiengefäß der alten Kirche in Fichtenberg (Kreis Backnang) und vom Burgstall von Urhausen (siehe oben) bekannt geworden und verdient besondere Darstellung (vgl. A. Herrmann, „Prähist. Zeitschrift" 26, 1935, H. 3/4; „Zeitschrift für Kunstwissenschaft", 1938).

Romanische und gotische Topfware aus dem gotischen Stadtbrandschutt von Schwäbisch Hall ergab auch bei einer Baugrabung der Kellerboden eines Hauses der Altstadt in der Mohrenstraße (Keckenburgmuseum). Gotische Tonware zwischen 1300 und 1400, Henkelkrug mit Fingerdällenverzierung, Kochtopf, Schälchen und Öllämpchen enthielt eine Stelle am Zusammenfluß von Fischach und Bühler bei Kottspiel (Kots-bühel) in 2 m Bodentiefe (Keckenburgmuseum). Holzkohle, Tierknochen und Lederreste bezeugen einen Siedlungsplatz.

Die abgegangene mittelalterliche Siedlung Rakundshausen, genannt 1303, im Tal des Roggelshauser Baches westlich Mulfingen (Jagst) trat nunmehr nach über 500 Jahren wieder ans Tageslicht durch 1 m tief gelegene Funde von Tierknochen, Brandlehm, Reste eines Hüttenbodenestrichs und Scherben (Keckenburgmuseum).

Von der abgegangenen Siedlung Lampertsweiler (zur Markung Wittenweiler bei Blaufelden gehörig) kam 1948 durch den Bauern Fritz Dinkel (Raboldshausen) als Ackerfund ein 7 cm hohes Kleingefäß aus weißgelbem Ton mit roter Mündungsrandbemalung in das württembergisch-fränkische Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. In der Nähe liegt auch ein Hufeisenfund vor. Das Kleingefäß ist typologisch wichtig und entspricht in Form und Art einem gleich großen aus Obereßlingen (siehe oben bei Hirschfelden die Erwähnung und Schrifttumsangabe solchen Kleingeschirrs der Stauferzeit). Lampertsweiler hat demnach in romanischer Zeit schon bestanden; der Weiler ist 1381 zuletzt erwähnt und ist sehr wahrscheinlich, wie auch Blaufelden, Niederweiler, Wittenweiler, Regelshausen, Rückershagen, Amlishagen, im Großen Städtekrieg (1449) von der Streitmacht der verbündeten schwäbisch-fränkischen Städte, besonders den Rothenburgern, zerstört worden in der Bekämpfung ihres Gegners Markgraf Albrecht von Anspach und seiner Verbündeten.

Digitized by Google

Der Unterteil eines bei uns seltenen gotischen Beutelbechers aus dem Kocherschlamm an der Brücke am alten Schloß in Gaildorf kam in die Sammlung des Keckenburgmuseums.

In einer vermauert gewesenen Wandnische (Ostwand) des ehemaligen Kapitelsaals der Komburg war 1940 ein grautoniger spätgotischer Topf vorgefunden worden (siehe „Württembergisch Franken", Neue Folge 20/21, 1940, S. 37). Die fachmännische Untersuchung seines vertrockneten Inhalts durch Professor Dr. Grüß (Berlin) ergab, daß der Topf mit dunklem Weizenbier (vergorener Schwarzbiermaische) gefüllt gewesen war; er enthielt auch Reste von Weizenbrot, 2,6% Kochsalz und starken Zusatz an Schweinefett. Besonders stark waren Haselnußreste vertreten. Der gesamte Inhalt kann nur als mittelalterliche Bauopfergabe bei einem Umbau der Frührenaissancezeit seine Erklärung finden. Brot und Kochsalz als sinnbildliche Vertreter häuslicher Nahrung waren auch Inhalt eines Lüneburger Bauopfertopfes von 1574. Brot und Haselnuß sind seit der Steinzeit als Opfergaben bekannt, vergorene Schwarzbiermaische wurde auch in einem mittelalterlichen, auf ein Bauopfer deutenden Topf der Burg Alzey in Rheinhessen vorgefunden.

Bei der Anlage einer Kalkgrube im Grasgarten 8 m westlich der Heiligkreuzkapelle Altdorf bei Marlach (Kreis Künzelsau) 1943 in 60 cm bis 1 m Tiefe angetroffene Skelette wurden von einem Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken untersucht und weiter freigelegt; es waren 8 beigabenlose Bestattungen auf 7 qm Raum, vermutlich in einer Seuchenzeit (Pest?) kurz nacheinander hier eingebettet; sämtliche Bestattungen lagen mit Blick nach Osten. Sie wurden wieder eingedeckt.

Eine Aufdeckung der Grundmauern der abgegangenen, von Sage und älterer Forschung der frühchristlichen Zeit zugewiesenen Heiligkreuzkapelle auf der Höhe des Deubachtals über Belsenberg ergab den Grundriß einer dreiteiligen spätgotischen Anlage mit 12 m langem Kapellenschiff und 10 m langem Chor mit Strebepfeilern am halbachteckigen Abschluß; gegen die Bergseite fügte sich, quadratisch an Schiff und Chor angebaut, eine Sakristei an; ob diese von einem Turm überragt war, ist fraglich, dagegen könnte die starke Trennungsmauer zwischen Schiff und Chor ein Dachreitertürmchen erschließen lassen. Alle drei Bauteile (Schiff, Chor, Sakristei) stehen im Mauerverband, sind also gleichzeitig erbaut worden; der spätgotische Chor mit seinen Stützpfeilerresten und der Grundriß erlauben den Zeitansatz auf das 15. Jahrhundert, das als hauptsächliches Wallfahrtsjahrhundert bekannt ist. Die wenigen mit ausgegrabenen Topfscherben gehen gleichfalls nicht über die gotische Zeit zurück. Einzelne in den Grundmauern mit eingemauerte Ziegelbruchstücke könnten von einer am Ort gestandenen älteren Kapelle stammen, doch ergab die Ausgrabung keine Anzeichen für eine solche.

Eine durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken im Mai 1948 unter tatkräftiger Mitwirkung von Lehrern und Schülern der Gemeinde Billingsbach (bei Blaufelden, Kreis Crailsheim) auf der mittelalterlichen Burg Hertenstein vorgenommene Untersuchung erbrachte eine Anzahl Scherben der gotischen und nachgotischen Zeit und legte den unteren Teil eines mächtigen massiv durchgemauerten Rundturms von 8 m Durchmesser frei. Dieser Bergfried steht am Rand des inneren Burggrabens der zweiteiligen Burganlage (zwei Halsgräben) und ist aus starken Buckelquadern in der Bauweise der Stauferzeit errichtet. Weitere Erforschung der Burg, deren Geschlecht von der nahen Ortsburg in Billingsbach aus um 1300 die außerhalb gelegene Höhenzungenburg Hertenstein angelegt hat, ist vorgesehen.

Von weitreichender geschichtlicher und kunstwissenschaftlicher Bedeutung ist die im Mai 1948 mit Mitteln des Historischen Vereins für Württembergisch Franken durch Professor Dr. Christ (Aachen) und Pfarrer i. R. Mürdel durchgeführte Ausgrabung im Bodengrund der Pfarrkirche in Unterregenbach bei Langenburg (Jagsttal, Kreis Crailsheim) mit Entdeckung der Fundamentmauer der dort von Professor Christ gesuchten und theoretisch erschlossenen karolingischen Eigenkirche wohl eines hochadligen Geschlechts; dieser nun gefundenen karolingerzeitlichen Frühkirche gehören zweifellos die berühmten und bekannt gewesenen karolingerzeitlichen steinernen Kapitäl- und Schmuckteile an von der späteren, abseits stehenden Krypta und von Einmauerungen in der Pfarrkirche. Die Krypta mit darüber errichtet gewesener abgegangener Basilika (Stiftsanlage) abseits der jetzt im Untergrund der Pfarrkirche gefundenen karolingischen Kirche gehört erst der Zeit um 1100 an; diese Krypta hat Bauteile der nahen, eingegangen gewesenen karolingischen Kirche wieder verwendet. Die heutige Pfarrkirche, auf der Stelle der nun aufgefundenen karolingischen frühesten Kirche, ist in ihrem Ursprung romanisch. — Eine Darlegung der bedeutsamen Forschungsergebnisse durch Professor Dr. Christ soll im nächsten Jahrbuch folgen.

Digitized by Google

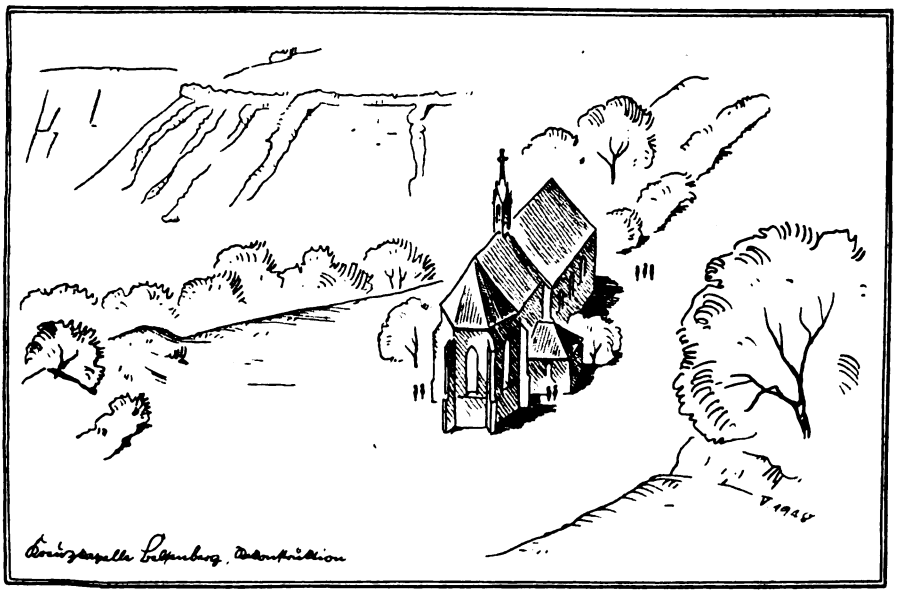


Abb. 15. Die Wallfahrtskapelle zum Heiligen Kreuz am Hochhang über dem Deubachtal, 700 m ostsüdöstlich Belsenberg. Wiederherstellungszeichnung.

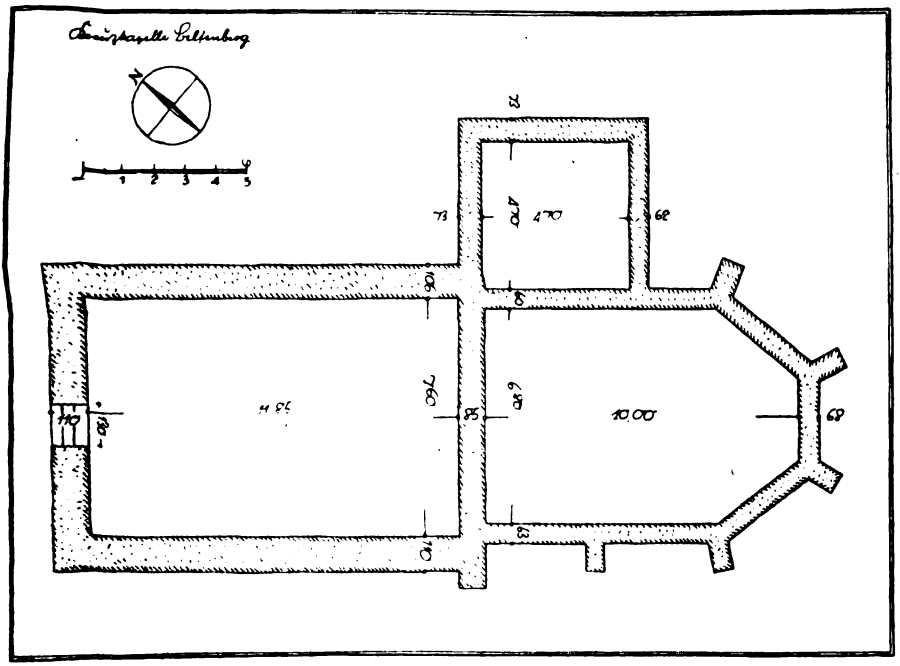


Abb. 16. Der Grundplan der Heiligkreuzkapelle über Belsenberg, nach der Ausgrabung 1948.

Digitized by Google

Die frühesten Obst-, Gemüse- und Getreidefunde in Europa

Von Wilhelm Mattes, Heilbronn

In der erst seit wenig Menschenaltern wissenschaftlich gepflegten Vorgeschichte hat sich in den verflossenen zwei Jahrzehnten ein früher nur wenig beachteter Zweig stark entwickelt und seitwärts wirkend auch andere Forschungsgebiete befruchtet: die vorgeschichtliche Pflanzenkunde. Wohl wurde schon vor 40 bis 60 Jahren von Getreidefunden in Steinzeitsiedlungen berichtet, doch blieben sie gegenüber den Überresten an Gefäßen und Geräten völlig im Hintergrund. Stärkeres Aufsehen hatten die Getreidefunde aus den Königsgräbern in den Pyramiden erregt, an die sich ein ganzer Schwindelrummel mit keimfähigem Mumienweizen anschloß, den die wissenschaftliche Aufklärung nur allmählich einzudämmen vermochte. Die Erforschung der „Pfahlbauten" ergab reiche Ausbeute an Getreidearten und anderen Nahrungsmitteln, deren guter Erhaltungszustand besonders stark zu Vergleichen mit lebenden Pflanzen anregte.

Die Entwicklung der Vererbungslehre und der Züchtungswissenschaft gestattete neue Verbindungen zu jenen so bescheidenen und kleinen verkohlten Urkunden aus 4000 bis 5000 Jahren hinter uns liegenden Zeiten und Kulturverhältnissen.

Dies geschah besonders tatkräftig und erfolgreich durch die auch weit über Deutschland hinaus bekannten Pflanzenforscher Karl und Franz Bertsch, Vater und Sohn. In großgeschauter Zusammenfassung vieler Einzelarbeiten und zahlreicher kritischer eigener Forschungen und Untersuchungen hat der Vater Dr. Karl Bertsch die von seinem im Felde gebliebenen Sohne Dr. Franz Bertsch verfaßte Arbeit „Die Geschichte unserer Kulturpflanzen" bis auf die neuesten Ergebnisse ergänzt 1947 herausgegeben.

Von den Vorkommen der Wildformen und deren Variationen über die Ausnützung und unbeabsichtigte Verbesserung durch die sammelnden und pflanzenden Menschen der Steinzeit bis zur heutigen wissenschaftlich geleiteten Pflege und Züchtung durch andauernde Auslese und Kreuzung sind darin mit Standortangaben und Abbildungen die Entwicklungslinien aufgezeigt. Drei Raumgebiete fallen dabei besonders auf: Ägypten mit den Funden aus den Königsgräbern, die „Pfahlbauten" sowie der Raum um Heilbronn. Zeitlich am weitesten zurück reichen die Funde aus Ägypten, dann folgen die aus dem Heilbronner Raum und erst am Ende der jüngeren Steinzeit folgen die meist sehr gut erhaltenen Funde aus den Siedlungen an den Seen Oberschwabens und der Schweiz.

Seit den gründlichen und großzügigen Forschungen des 1916 verstorbenen Hofrats Dr. A. Schliz zu Beginn dieses Jahrhunderts ist bekannt, daß die Heilbronner Landschaft in vorgeschichtlichen Zeiten reich besiedelt war. Inzwischen wurde der seinerzeit berühmt gewordene eng begrenzte Siedlungsraum durch Entdeckung hunderter neuer Wohnstätten der Vorzeit bedeutend erweitert und eine Menge neuer Erkenntnisse schloß sich an. Wohl berichtet auch Schliz von Getreidefunden in Wohnstätten der Frühzeit, aber leider ist nicht ein Korn davon in der Heilbronner Sammlung vorhanden gewesen. Erneuter sorgfältiger Beobachtung während der letzten 20 Jahre ist es gelungen, mehrfach in einheimischen Siedlungs- und Bestattungsplätzen Getreide- und andere Pflanzenreste zu bergen, die Dr. Bertsch untersuchte und dabei überaus interessante Ergebnisse und Verbindungslinien festlegen konnte.

Im Oktober 1938 wurden bei einem Hausbau an der Klingenberger Straße in Böckingen Scherben beobachtet und gemeldet; es waren römische und bronzezeitliche Gefäßreste ohne besondere Bedeutung. Doch im Aushub zeigte die Baugrube an der Westwand eine ältere Kulturschicht (siehe Seite 40, Abb. 2). Einige Gefäßteile wiesen sie der jungsteinzeitlichen Bandkeramik um 3000 v. Chr. zu. Genaue Untersuchung dieser Wand ließ an der punktierten Stelle eine kleine Kohle von ganz anderem Gefüge als die übliche Holzkohle erkennen. Sie lag inmitten einer braunschwarzen, lockerkörnigen weichen Schichte und war knapp kirschgroß. Nach vorsichtigem Herauslösen zeigte sich ein halbes, verkohltes Äpfelchen mit deutlichem Kernhaus. Die geförderte Erde barg gut erhaltene, klar erkennbare Getreidekörner. Der ganze Fund wurde an Dr. Bertsch zur Bearbeitung geschickt, der in mühevoller Kleinarbeit folgende Getreidekörner und Samen fand: Einkorn (Triticum monococcum), Emmer (Triticum dicoccum), Zwergweizen (Triticum compactum) und Saatgerste (Hor-

Digitized by Google

deum sativum). Außerdem kamen zum Vorschein: ein Nüßchen der Erdbeere (Fragaria vesca), Früchte der Quecke (Agropyrum repens), des Natterkopfes (Echium vulgare), des weißen Gänsefußes (Chenopodium album), des Knöterich (Polygonum persicaria), der Melde (Atriplex patulum) und des Eisenkrauts (Verbena officinalis). Alle diese Pflanzen sind nicht ursprünglich bei uns beheimatet, sondern Fremdpflanzen, die mit den zuwandernden Menschen aus wärmeren Gebieten gekommen sind, teils bewußt eingeführt als Nahrung (Getreide und Gemüse), teils als Unkraut sich einschmuggelnd. Ob vielleicht vom Eisenkraut her, das als schwach giftig gilt, nicht eine volkskundliche Linie sich herstellen läßt zu dem mittelalterlichen Sonnwendlied: ... Sankt Johannes die Sunne wendt, Feuerrad bergunter rennt, Unglück zu Asche brennt, Eisenkraut und Rittersporn, Sankt Johannes, schenke Korn!?

Über das Äpfelchen schreibt Dr. Bertsch: „Die älteste Apfelfrucht, die uns bekannt geworden ist, stammt aus einer Hütte der Bandkeramik in Böckingen bei Heilbronn a. N. ... Es ist der kleinste Apfel der vorgeschichtlichen Zeit, der nur 14 mm in der Breite erreicht ... Eine so kleine Apfelfrucht kommt aber nicht dem gewöhnlichen Wildapfel zu, dem Holzapfel (Malus silvestris = M. acerba), sondern nur dem Paradiesapfel (Malus paradisiaca), der kaum über 1,5 cm in der Dicke erreicht. Als seine Heimat werden Südrußland und Vorderasien bis Turkestan und Sibirien genannt ... Unser Fund beweist, daß er hier sogar bis ins Voll-Neolithikum zurückreicht und mindestens auf ein Alter von 5000 Jahren zurückblicken kann. Er ist also im Neckartal einheimisch, trotz aller Angaben in den Büchern. ... Die Leute der Jüngeren Steinzeit sammelten die Wildäpfel und genossen sie nicht bloß frisch, sondern dörrten sie sogar und legten Vorräte für den Winter an. Dabei bevorzugten sie sicherlich die größten und wohlschmeckendsten Früchte. Ihre Kerne passierten den Darmkanal der Menschen, ohne daß sie zerstört wurden. Im Gegenteil, ihre Keimfähigkeit nahm erheblich zu. Apfelbäume, deren Früchte die Menschen als wohlschmeckend unter den herben und sauren Wildsorten herausgefunden und in großer Menge gegessen hatten, wurden so in der Nähe der menschlichen Siedlungen angesät. Die Düngung, die diesen Samen beim Verlassen des menschlichen Darmes mitgegeben wurde, sorgte dafür, daß der entstehende Sämling die nötige Nahrung zu einer kräftigen Entwicklung erhielt.

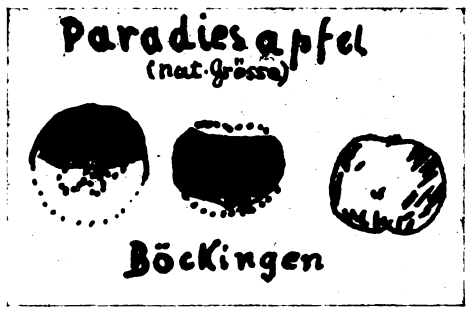


Abb. 1.

Die Apfelbäume wurden allmählich in der Nähe der Siedlungen immer zahlreicher. Gerade die besten Wildsorten sammelten sich hier an. Beim Paradiesapfel wurde der Anschluß an die Siedlungen so auffallend, daß sein ursprüngliches Bürgerrecht in der heimischen Flora zuletzt gar nicht mehr erkennbar war. Die Lichtstellung und der bessere Boden förderten ihre Entwicklung. Es entstanden Mutationen mit größeren und besseren Früchten. Natürliche, unwillkürliche Auslese durch den Vorzeitmenschen führte so zur Zunahme der Größe der Äpfel und zur fortschreitenden Verbesserung des Geschmackes.

In der Nähe der Siedlungen aber trafen sich die beiden Wildäpfel unserer Flora, der Holzapfel und der Paradiesapfel. Insekten befruchteten beide gegenseitig. Es entstanden Bastarde, die in der Enkelgeneration Bäume mit den Vorzügen beider Sorten erzeugten. Vom Paradiesapfel hatten sie den süßen Geschmack und vom Holzapfel die bedeutendere Größe geerbt. Zugleich neigten sie wie die meisten Bastarde zum Riesenwuchs. Alle ihre Teile, besonders aber die Früchte, vergrößerten sich über die Stammform hinaus. So waren gegen das Ende der Steinzeit Kulturäpfel entstanden, die die Ausgangsformen in Größe und Geschmack übertrafen. Es sind die ältesten Kulturäpfel ... Wo diese Äpfel in reichlicher Menge erhalten sind, kann man alle Übergänge vom Wildapfel zum Kulturapfel feststellen. ... Die ganze Kulturpflanzenwerdung der Äpfel kann sich also im mitteleuropäischen Raum abgespielt haben, und wir sind nicht mehr auf die unsichere und unbeweisbare Hypothese von der Einführung aus Asien angewiesen, die nur durch die altüberlieferten Schlagworte vom ‚ex oriente' gestützt werden konnte. ... Die Bedeutung der Wildäpfel erkennen wir im Klostergarten von Beuron. Alle Pflanzen, die auf einheimische Wildlinge aufgepfropft wurden, sind gesund und voll der schönsten Früchte, alle auf die eingeführten Doucin (= Süßäpfel) aufgepfropften aber sind krank." (September 1943.)

Digitized by Google

Kurze Zeit nach diesen Funden aus Böckingen wurde beim Bau der Rundstraße im Norden von Heilbronn eine Rössener Siedlung angeschnitten, die in einer Sondergrabung untersucht werden konnte. 1,30 m tief in schwarz-grauem Boden fand sich ein Lager lockerer, schwärzlich-grauer Erde von etwa 15 cm Dicke und 30 cm Durchmesser, umgeben von einem Kranz ei- bis faustgroßer gebrannter grauer Tonbrocken. In dieser Erde lagen viele Getreidekörner, die samt der Erde geborgen und zur Untersuchung an Dr. Bertsch geschickt wurden. Das Ergebnis war:

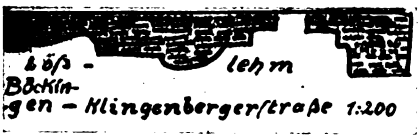


Abb. 2.

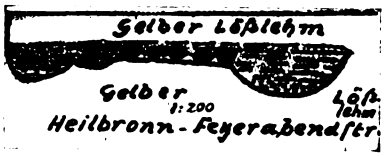


Abb. 3.

Viele Saatgerste (Hordeum sativum) vermutlich in der Form der Sechszeilgerste (Hordeum hexastichum), Einkorn (Triticum monococcum) als wichtigste Weizensorte dieser Siedlung, wenig Zwergweizen (Triticum compactum); außer diesen Getreidearten noch die Samen der Gemüse: Weißer Gänsefuß (Chenopodium album) und Melde (Atriplex), sowie die der Unkräuter: Rainkohl (Lapsana communis), klebriges Labkraut (Galium aparine) und Knöterich (Polygonum). Ein Kohlenstückchen gehörte der Esche zu und ein letzter verkohlter Kern machte zunächst viel Kopfzerbrechen, bis er endlich mehrfach äußerst kritisch untersucht doch als der ursprünglich vermutete Kern einer echten Wildrebe (Vitis silvetris) festgelegt werden konnte. So unscheinbar der nur wenige Millimeter große Kern auch ist, so bedeutsam stellte sich sein Vorhandensein heraus, als wichtiger Baustein der wissenschaftlichen Forschung. Schon zehn Jahre früher hatte Dr. Bertsch aus Cannstatt anläßlich der Neckarlaufregelung Holz und Kern der echten wilden Weinrebe feststellen können, die der Zeit vor etwa 5000 Jahren entstammten.

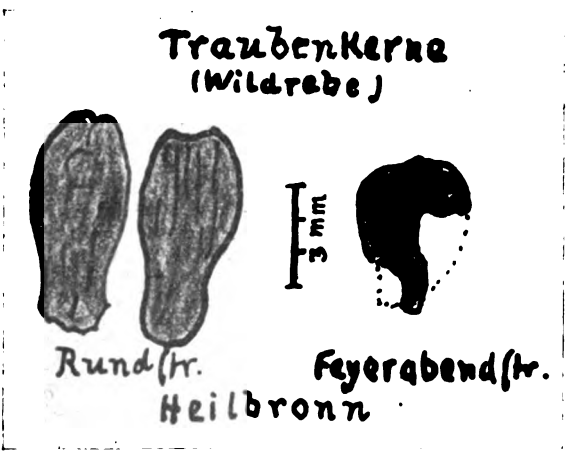


Abb. 4.

Nach der gültigen wissenschaftlichen Lehre soll jedoch die Weinrebe erst durch die Römer in unser Land gekommen sein, also war jener Fund aus dem Neckartal bei Cannstatt ein Rätsel. Wenn nun aus der Heilbronner Landschaft ebenfalls ein Traubenkern vorhanden ist, dann muß der Gelehrte den kühnen Schritt wagen und sagen: Es gab schon lange vor den Römern Weinreben im Neckartal, wenn auch alle Bücherweisheit dies nicht gelten lassen will. Die Duplizität der Fälle unterstützte auch diesmal wieder den Forscher, denn wenige Wochen später konnte in der Nähe der Rundstraße aus Anlaß der Entwässerung der Feyerabendstraße ebenfalls aus einer steinzeitlichen Kulturschichte mit Getreide zusammen abermals ein solcher Kern geborgen werden. Daß einige Jahre darauf aus den keltischen Schichten von Schwäbisch Hall, die ja auch vorrömisch sind, abermals Traubenkerne erhoben worden sind, beweist, wie richtig der Forscher schloß, als er entgegen allen Lehrmeinungen den Schluß auf bodenständige, einheimische wilde Weinreben zog. Heute findet sich die wilde Weinrebe in Südwestdeutschland nur noch in den Auwaldungen der oberrheinischen Tiefebene von Badenweiler bis Mannheim. Vor wenigen Jahrzehnten konnten dort noch hunderte solcher Wildreben gezählt werden, die mit oft armdicken Stämmen bis 20 m hoch in die Baumkronen der Pappeln, Ulmen und Eichen emporgeklettert waren. Aus

Digitized by Google

dem Jahre 1815 wird von regelrechten Traubenernten in den Rheinwaldungen berichtet und vor rund hundert Jahren nennt ein Rastatter Apotheker 36 verschiedene Sorten der Wildreben im Rheintal, von denen manche ganz ausgezeichnete Trauben erzeugen.

„Was für einen Schatz man durch den rücksichtslosen Nützlichkeitsstandpunkt vernichtet hat, von dem aus die Forstverwaltung glaubte, die rheinischen Wildreben als unnütze Waldunkräuter nicht mehr länger ertragen zu können, können wir heute nur noch ahnen. In diesen Wildreben wären die Anlagen der Widerstandsfähigkeit gegen Frost, Meltau und Reblaus in viel höherem Grad zu erwarten gewesen." Im Donau- und im Saonetal, sowie in anderen warmen Flußtälern Europas wachsen heute noch Wildreben in größerer Zahl.

Von den einheimischen Wildreben leitet Dr. Bertsch folgende Traubensorten ab: Riesling, Traminer, Clevner als sicher bodenständig, Gelbhölzer, Römer und Ortlieber als wahrscheinlich. Auf unsere wilde Neckarrebe gehe wohl der Blaue Affentaler zurück. Die heutigen Namen sind keineswegs herkunftweisend. So ist auch durch diese kleinen Kohlenfunde in den Ostwahn vieler Forscher erneut eine Lücke gebrochen und die Weinrebe als einheimisch erwiesen, schon 2000 Jahre bevor es überhaupt eine Stadt Rom gab. Die aus dem Norden kommenden Germanen kannten dort die Weinrebe nicht, wohl aber lernten sie diese bei den in Süddeutschland bodenständigen Gallorömern kennen, als sie den Grenzwall überschritten hatten. Dieses Neue übernahmen sie mit seinem fremden Namen vinum-Wein und allen damit zusammenhängenden Bezeichnungen. So können unscheinbare Funde wissenschaftliche Lehrmeinungen berichtigen.

Daß die genießbaren Wildfrüchte gerne gesammelt wurden, ist natürlich und so finden sich auch in den Überresten der bandkeramischen Siedlungen in Böckingen und Öhringen Kernchen der Erdbeere, ebenso in der Keltensiedlung von Schwäbisch Hall. Letztere ergab auch Kerne der Pflaume von der kleinen Ziparte an bis zur großen Kulturpflaume. „Die Römer haben also auch bei den Pflaumen keinen Fortschritt nach Deutschland gebracht." Ebenso ergab diese Schwäbisch Haller Keltensiedlung Steine der echten Süßkirsche, die demnach auch bodenständig ist und, da es auffallend große Steine sind, auch als Kulturkirsche bezeichnet werden muß. In Berg bei Stuttgart und in Aalen konnte man auch schon Kirschensteine der Vorzeit bergen und die frühesten Funde stammen von Kempen a. Rh., wo sie aus mittelsteinzeitlichen Schichten erhoben worden sind. Holunderkerne und Haselnußschalen fanden sich ebenfalls bei uns.

Von den Gemüsepflanzen wurden die Früchtchen des weißen Gänsefußes schon erwähnt, die bei den Bandkeramikern in Öhringen und Heilbronn-Böckingen gefunden wurden. „Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir den weißen Gänsefuß als die älteste Spinatpflanze Mitteleuropas betrachten." Hierher sind auch die Erbsen und Linsen zu zählen. Von ihnen schreibt Bertsch: „Die Spuren der Erbse reichen zurück bis ins ältere Neolithikum Unterägyptens (4000 v. Chr.). ... Die nächstältesten Samen der Erbse stammen aus einer bandkeramischen Siedlung in Heilbronn a. N. Es handelt sich um drei Samen von 3 bis 3,5 mm Durchmesser, also um eine sehr kleine, primitive Sorte. Es müssen aber bereits Kulturerbsen sein, die von den Ostleuten des donauländischen Kulturkreises in das württembergische Neckargebiet gebracht worden sind. Es war schon um das Jahr 3000 v. Chr." Über die Linse berichtet er: „Die ältesten Funde Mitteleuropas stammen aus den Siedlungen der Bandkeramik im unteren Neckargebiet von Württemberg. Es sind ganz kleine Samen von nur 2 bis 2,5 mm im Durchmesser."

Auf die Kleidung der Menschen der Vorzeit weist der verkohlte Samen von Flachs-Lein (Linum usitatissimum) hin. „Die Bandkeramiker, die von Osten her in unser Land eingedrungen sind, haben den Flachs mitgebracht. Ein Same fand sich in der bandkeramischen Siedlung (Feyerabendstraße) von Heilbronn a. N. Er war völlig verkohlt. Immerhin maß er noch 3,8 mm. Da aber Flachssamen beim Verkohlen einen Teil ihrer Länge einbüßen, muß er mindestens 4,5 mm lang gewesen sein. ... Der Flachs gehört mit Emmer und Gerste zu den ältesten Kulturpflanzen."

Während früher nur allgemein von Getreide gesprochen wurde, kann man jetzt einzelne Sorten unterscheiden. Im obengenannten Werke haben die beiden Forscher ausführliche Zusammenstellungen darüber gefertigt, auf die in diesem Rahmen nicht eingegangen zu werden braucht. Als älteste Getreideart kennt man aus Ägypten den Emmer, dessen Urheimat Vorderasien ist. Er ist eine Weizenart und mit dem Dinkel verwandt. Während die Funde aus Ägypten auf 4000 Jahre v. Chr. zurückweisen, werden die Körner aus Öhringen, Böckingen, Heilbronn und Büttelbronn bei Künzelsau auf 3000 Jahre v. Chr. angesetzt, da sie den Siedlungen der Bandkeramik zugehören. Weiteren 2000 Jahren später werden die Körnerfunde dieser Getreideart aus Döttingen a. K. und der Rundstraße in Heilbronn zugewiesen, der ausgehenden Bronzezeit. Die urtümlichste

Digitized by Google

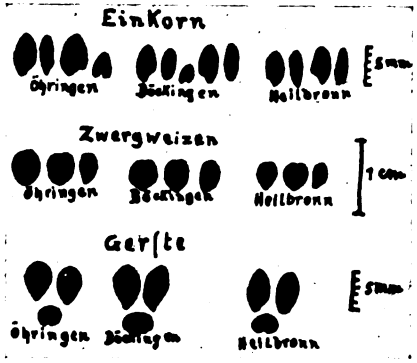


Abb. 5.

und verbreitetste Getreideart ist bei uns das Einkorn, dessen Wildformen in Asien und Europa vorkommen. Als Stammform für unser mitteleuropäisches Einkorn kommt jedoch nur das europäische Wildeinkorn in Frage. Noch heute wird es in Weinbaugebieten als Bindestroh für die Reben angepflanzt, wobei das hervorragende Mehl als willkommene Beigabe sehr geschätzt wird. Die frühgeschichtlichen Siedlungen in Heilbronn und Öhringen erbrachten mehrfach Funde, teils in Herdstellen, teils in Lagern. Als dritte Weizenart findet sich der Zwergweizen (Triticum compactum), dessen überaus kurze Körner ganz auffallend sind. Öhringen, Heilbronn und Böckingen ergaben Funde. Aus ihm und dem Emmer entwickelte sich im Laufe der Zeit durch natürliche Kreuzung und Auslese der Dinkel, dessen Mannigfaltigkeitszentrum die Schwäbische Alb darstellt und der sich auch dort herausentwickelt hat und mit den auswandernden Swebenstämmen in deren neue Heimat kam, wo er sich zum Teil bis heute gehalten hat. Auf seine Erträge führt man die Angabe von Probus (um 280 n. Chr.) zurück, daß alle römischen Scheunen voll germanischen Getreides seien, sowie die des Honorius (380 n. Chr.), daß zur Linderung der Hungersnot in Rom aus Germanien Getreide eingeführt wurde. Roggen und Haber treten erst in der Hallstattzeit auf, bis jetzt ist in unserem Arbeitsgebiet nur keltischer Haber in Schwäbisch Hall gefunden worden. Die schon so oft genannten Siedlungen von Öhringen, Heilbronn und Böckingen lieferten auch Gerstenkörner, die von den Spezialforschern wieder nach Nackt- und Saatgerste unterteilt werden.

Von den allermeisten der hier genannten Funde lagen im Schliz-Museum in Heilbronn Proben auf, das damit eine der vollständigsten archäobotanischen Sammlungen besaß. Der 4. Dezember 1944 hat alles restlos vernichtet. Doch sind schon wieder hoffnungsvolle Neufunde gemacht in einer Rössener Siedlung, die zurzeit untersucht werden (siehe Lageplan Winzerstraße). Was hier in der Heilbronner Landschaft in reichem Maße geglückt ist, kann sorgfältiger Beobachtung an anderen Orten ebenfalls beschieden sein.

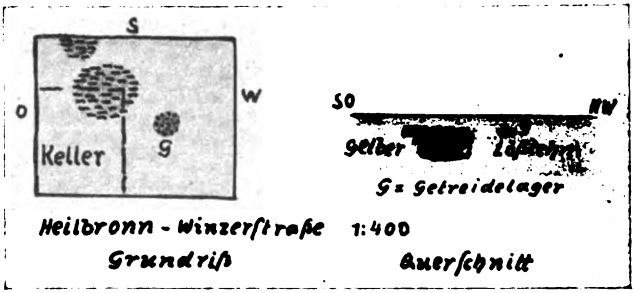


Abb. 6.

Wir sind allermeist gewöhnt, flächenhaft zu sehen und zu erfassen, d. h. wir nehmen das augenblicklich Seiende als dauernd so Gewesenes. Diese Forschungsergebnisse lassen erkennen, daß den Menschen früherer Zeit die heutigen Nahrungsquellen nicht in der jetzigen Fülle und Güte zur Verfügung standen, daß erst in Jahrtausende währender Entwicklung Obst-, Gemüse- und Getreidearten sich zu ihren heutigen Hochzuchtformen herausgebildet haben. Darin liegt aber auch die Zuversicht begründet, daß es unseren nun wissenschaftlich arbeitenden Forschern gelingen wird, den Hunger der immer mehr wachsenden Menschheit durch noch ertragsreichere und widerstandsfähigere Sorten stillen zu können.

Digitized by Google

Die „Große Platte“

Ein Naturdenkmal im Wald Wolfensumpf bei Kaisersbach

Von Emil Kost

Das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet im Welzheimer Wald südöstlich Murrhardt unmittelbar vor dem römischen Grenzwall kann wenig mit geschichtlichen Begebenheiten und Denkmälern aufwarten und auch die vorgeschichtlichen Bewohner unseres Landes haben den schwäbisch-fränkischen Keuperwald nur zu gewissen Zeiten, der Jagd wegen, aufgesucht, am meisten die Jäger und Fischer der Mittleren Steinzeit vor rund 10 000 Jahren. Ihre Rastplätze liegen einsam über Quellen und Bachläufen, und außer ihrem etwas eintönigen Nachlaß in Gestalt kleiner Hornsteinwerkzeuge auf Freilandfundstellen bietet das verwaldete Bergland kaum Örtlichkeiten mit irgendwelchen Denkmälern und Funden der Vorzeit. Nur eine mächtige Steinplatte mit seltsamen, eingetieften Zeichen hat die Aufmerksamkeit der Natur- und Geschichtsfreunde in den letzten fünfzig Jahren immer wieder auf sich gezogen.

Abb. 1. Die „Große Platte“, 4 × 5 m, bedeckt mit Eintiefungen in Netzgeäder. [Aufnahme: Dr. Kost]

Wer vom Bahnhof Fornsbach aus, an der Strecke Schwäbisch Hall—Stuttgart, dieses rätselhafte Denkmal erreichen will, muß von dort aus zunächst die Landstraße nach Süden, in Richtung Kirchenkirnberg, einschlagen. Das Göckelbachtal aufwärts und bei dem Weiler Oberneustetten rechter Hand über den Mutzenhof das Waldsträßchen hinauf kommt er zum Treibsee. Auf einsamem, vergrastem Forstweg weiter aufwärts in nördlicher Richtung, in 350 Meter Entfernung vom Treibsee, gelangt er zu der Stelle, die auf der Karte 1 : 25 000 (Blatt Murrhardt) die Bezeichnung „Große Platte“ trägt. Dort, im Waldteil Wolfensumpf, hat sich ein aus dem Knollenmergelboden hervorquellender kleiner Bach seine Rinne eingetieft und führt sein Wasser dem Treibsee zu, und am Rand des nah vorbeiziehenden grasigen Forstwegs ragt plötzlich als dunkles Ungetüm im geheimnisvollen Düster der Fichten, durch eine Mauerstütze aufrecht gehalten, das Naturdenkmal auf (Abb. 1).

Digitized by Google

Vor 58 Jahren, im Jahre 1889, waren an jener Stelle bei der Anlage des Treibseesträßchens die Grabarbeiter auf diesen Stein gestoßen. Bei der Freilegung erwies er sich als gewaltige, unregelmäßig trapezförmige, 40 cm dicke Platte von 20 qm Fläche. Sie beiseite zu schaffen, gelang zunächst trotz vieler Mühe nicht, und ihr Gewicht war mit 300 Zentnern kaum überschätzt. Es bedurfte einer Eingabe des Kaisersbacher Schultheißen Kerner an das württembergische Finanzamt, um die Mittel zur Beiseiteschaffung und Aufstellung der großen Steinplatte zu erhalten. Ein Gutachten, das im Auftrag des Landeskonservators dann zwei Jahre darauf erstattet wurde, befaßte sich mit der Herkunft dieses gewaltigen Fundstücks und stellt, heute noch richtig, fest, daß diese Gesteinsplatte von der überragenden Hochfläche der Liasformation durch Naturvorgänge herabgeschoben worden sei. Das Gutachten befaßt sich auch mit den „eigenartigen, gekrümmten und gezackten Eintiefungen" auf der oberen Seite (Abb. 2) und faßt sie als „Abdrücke bestimmter Versteinerungen" auf. Es ist dem Berichterstatter auch nicht entgangen, daß eine dieser Vertiefungen „unverkennbar die Gestalt einer Axt mit Stiel" trägt (Abb. 4), und er hat den Eindruck, daß menschliche Nachhilfe diese Form deutlicher zum Ausdruck gebracht habe. Ob dies aber in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sei, könne er nicht entscheiden. So wie der selten große Stein nunmehr, 1891, aufgestellt sei, werde er künftig

Abb. 2. Eine kennzeichnende Stelle der Platte mit fingerdicken Eintiefungen. [Aufnahme: Dr. Kost]

für viele Naturfreunde und Forscher ein anziehendes Reiseziel bilden. Und damit hat der damalige fachmännische Berichterstatter, wie mit allen Teilen seines Berichts, recht behalten.

Auch uns heute beschäftigt noch das Dasein und Rätsel der „Großen Platte". Ihre erdgeschichtliche Herkunft hat uns bereits der Fachmann oben mitgeteilt. Fügen wir noch an, daß der Fund- und Standort der Platte in einem Geländestreifen des Knollenmergels liegt, welcher zwischen dem Stubensandstein darunter und dem Schwarzjurakalk (Lias) darüber, seine natürliche Lagerung hat. Auf dem bei feuchtem Wetter leicht schmierenden und rutschenden Knollenmergel muß dort am Hang, in der Eintiefung der Bachmulde, diese von der Liasdecke der Hochfläche gekommene Platte bis zu ihrem Fundort und jetzigen Standort schon in Urzeiten abgerutscht sein. Was da heute fast 5 m lang und über 4 m hoch und fast einen halben Meter dick aufgerichtet vor dem Beschauer steht, ist ein Stück versteinerten ehemaligen Küstenmeerbodens des ältesten Jurameeres aus einer Zeit vor rund 200 Millionen Jahren! Dieser mächtige Vorzeitzeuge besteht aus einem feinkörnigen, durch Kalk hart gebundenen, blaugrauen, gelblich bis bräunlich verwitternden Sandstein, den der Fachmann Angulatensandstein oder Buchstein nennt. Angulatensandstein heißt diese Gesteinsart nach einem versteinerten ausgestorbenen tintenfischartigen Meerestier, das in dieser erdzeitlichen Schicht viel vorkommt, dem Ammoniten Schlotheimia angulata, wobei angulata gewinkelt be-

Digitized by Google

deutet und sagen will, daß die Rippen dieses namengebenden Ammonshorns außen in spitzem Winkel aufeinander zulaufen. Also Angulatensandstein ist der Stoff unserer Großen Platte, und die andere Bezeichnung „Buchstein" weist auf seine buchartige Schichtung und Spaltbarkeit. Tatsächlich zeigt auch unser steinerner Vertreter genau in der Mitte der Plattendicke in gleichgerichteter Flächenlage mit Ober- und Unterseite der Platte einen ganz durchgehenden Spalt, der die Platte wie zwei aufeinanderliegende Seiten eines Buches erscheinen läßt. Bemühen wir uns, die aufgeschlagenen Seiten dieses Buches der Natur zu lesen.

Auf derjenigen Seite der Platte, die uns jetzt als Schauseite und Oberseite als eine glatte Fläche entgegensieht, fallen uns, wie schon 1891 dem Gutachter, jene netzgeäderförmigen Eintiefungen von Fingerdicke auf, welche in unregelmäßiger Anordnung, dünner oder dichter zusammenhängend, die sonst glatte Fläche überziehen (Abb. 2). Oft sind auch nur noch einzelne solcher Netzteile oder -rinnen freistehend dem bildartigen Gefüge angereiht. Die Vertiefungen bilden miteinander unregelmäßige Vier-, Fünf- und Sechsecke mit astförmigen Ausstrahlungen. Schon manchmal haben seit Ausgrabung der Platte menschliche Betrachtungen darin altertümliche Figuren

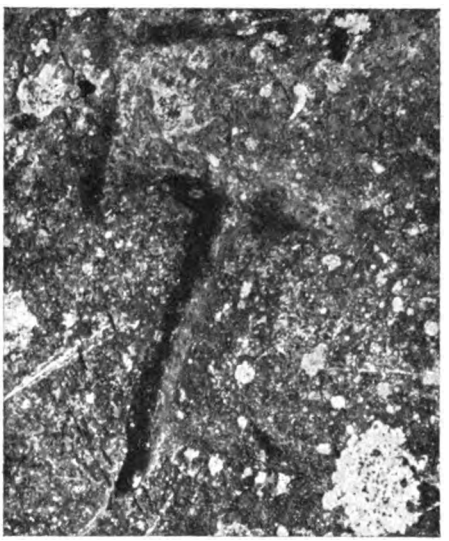


Abb. 3 (links). Der „springende Mann mit der Keule", fingerdicke Eintiefung.
Abb. 4 (rechts). Die eingetiefte Streitaxt. [Aufnahme: G. Müller, Mergentheim]

sehen wollen, springende Tiere, Menschen, eine Jagd. Besonders fesselt die schon im Gutachten 1891 erwähnte eingravierte Axt mit Stiel die Aufmerksamkeit (Abb. 4). An ihrer absichtlichen Formung durch Menschenhand kann kein Zweifel bestehen. Auch eine anscheinend springende Menschengestalt mit erhobener „Keule" nahe diesem Gebilde scheint erkennbar (Abb. 3). Aber wer das gesamte netzartige Rinnengefüge der ganzen Platte damit vergleicht, wird bei unvoreingenommener Beobachtung zu dem Schluß kommen, daß es sich insgesamt ursprünglich um Naturgebilde handelt, und diese Feststellung wird zur Gewißheit erhoben bei der Betrachtung der heutigen Rückseite der Platte. Dort findet sich, aber in erhabener, wulstartiger Form, dieselbe Art von fingerdickem Geäder in versteinerter Form wieder. Keine Menschenhand ist im ganzen hier tätig gewesen, nur die Natur vor rund 200 Jahrmillionen, als aus dem Kalkschlamm und Sand des Jurameerstrandes durch neue Überdeckung und Versteinerung unter Druck der überliegenden Gesteinsmassen und durch Einwirkung von Kalk, Kieselwassern und gelösten Eisenverbindungen jene Buchsteinplatten entstanden sind. Manchmal schon fanden fachkundige Beobachter auf solchen versteinerten Schwarzjurasandsteinplatten die versteinerten Schlammausgüsse von Tierfährten und Kriechspuren, versteinerte Wellenfurchen, Regentropfen, und schließlich auch versteinerte „Ausgüsse" von Trockenrissen, die dann ähnliche wirr erscheinende und doch ganz naturge-

Digitized by Google

setzliche Netzgeädergebilde wie auf unserer Platte darstellen. Damit dürften wir der Erklärung der rätselhaften Gebilde am nächsten gekommen sein. Es sind wahrscheinlich versteinerte Schlammsprünge auf der einen Seite der Platte, und die Ausfüllung solcher Sprünge durch neuen Schlamm auf der anderen Seite, wo man sie nach ihrer Form „Netzleisten" nennen könnte, und in der Eintiefung „Netzadern". Diese die Einbildungskraft der heutigen Beschauer so sehr anreizenden „Figuren", besonders die eingetieften auf der Vorderseite der Platte, dürften also „Naturspiele" sein, aber wie sie die heutige Einbildungskraft rege machten, so um so mehr diejenige früherer Menschen vielleicht schon der Vorzeit, falls zu ihrer Zeit die Platte freigelegen hat. Daß solche in unmittelbarer Nähe waren, beweisen Kleinwerkzeugfunde der Steinzeit an dem Fußpfad, der von der Hochstraße oben her vom Waldrand gegen den Ort der Platte hinunterführt. So könnte sich eben in der Steinzeit, etwa Ende der im Waldland wieder vertretenen Jungsteinzeit, als menschliche Nacharbeitung eines schon vorhanden gewesenen, dazu anreizenden Naturgebildes das heutige unbezweifelbare Bild der Axt ergeben haben. Es ist schon im Sachverständigenbericht von 1891, zwei Jahre nach der Aufdeckung der Platte, als vorhanden erwähnt und also kaum etwa erst in dieser Zeit so ausgearbeitet worden. Wir können uns nur der vorsichtigen Aussage jenes Gutachters von 1891 anschließen, der sagt, menschliche Nachhilfe scheine diese Form deutlicher zum Ausdruck gebracht zu haben, aber ob dies in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sei, könne er nicht entscheiden. Auch wir können es nicht, sind uns aber klar darüber, daß diese Naturfiguren im Fall einer Sichtbarkeit in der Vorzeit auf deren Menschen einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben müssen und ihn in Einzelheiten zur Ausgestaltung angeregt haben müssen.

Als Ergebnis unserer Betrachtungen jedoch bleibt, daß wir es bei unserer Platte mit einem Naturgebilde zu tun haben, das in erster Linie von Zeiten berichtet, in denen noch kein Mensch auf der Erde gelebt hat und in denen ein austrocknendes Juraflachmeer seinen rissig werdenden kalkigen Schlamm- und Sandboden in schichtenmäßiger Ablagerung hinterlassen hat. Dieser Meeresküstenboden ist im Laufe der weiteren Jahrmillionen der Versteinerung anheimgefallen, bis in späteren Erdzeiten durch die auslaugende Tätigkeit des Wassers die darunterliegenden Knollenmergel ins Rutschen kamen, die Schichten des auflagernden Buchsteins da und dort abbrachen und hangabwärts wanderten wie unsere Steinplatte. Wann der Mensch sie zuerst zu Gesicht bekam und sich mit ihr beschäftigte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Aufgerichtet in unserer Zeit, zur Schau gestellt, in die grüne Landschaft der waldesstillen Höhenschlucht an wenig begangenem Grasweg gesetzt, aus ihrem uralten Zusammenhang getrennt, steht dieser eindrucksvolle Zeuge aus dem „mittleren" Erdzeitalter, der Jurazeit, als Träger geheimnisvoller Naturrunen, heute in der Natur der Wälder. Nur ganz von fern, von oben herab, dringt der Läm der auf der Strecke Kaisersbach—Kirchenkirnberg—Gaildorf fahrenden Kraftwagen, auf jener Hochstraße. Sie ist ein Nachkomme jenes ebenda einst sich auf der Wasserscheide hinziehenden jahrtausendealten vorzeitlichen Fernweges, der schon in der Stein- und Bronzezeit den fruchtbaren und vielbegehrten Cannstatter Talkessel im altbesiedelten Neckarland mit der reichbesiedelten Ellwanger Gegend und mit den Fruchtgefilden des württembergischen Frankenlandes um Kocher und Jagst verbunden hat. Aber ungleich viel älter als diese vorgeschichtliche Hochstraße und als die Jäger der Mittleren Steinzeit von der Gegend der Großen Platte und des Mönchshofs, aus einer Zeit, da der kommende Mensch sich noch nicht über die Welt der tierischen Lebewesen in langer Entwicklung erhoben hatte und noch jahrmillionenfern in der Zukunft im göttlichen Plan schwebte, ist unser Naturdenkmal, die „Große Platte".

Digitized by Google

Die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst

Ein jahrtausendealter Überlandweg

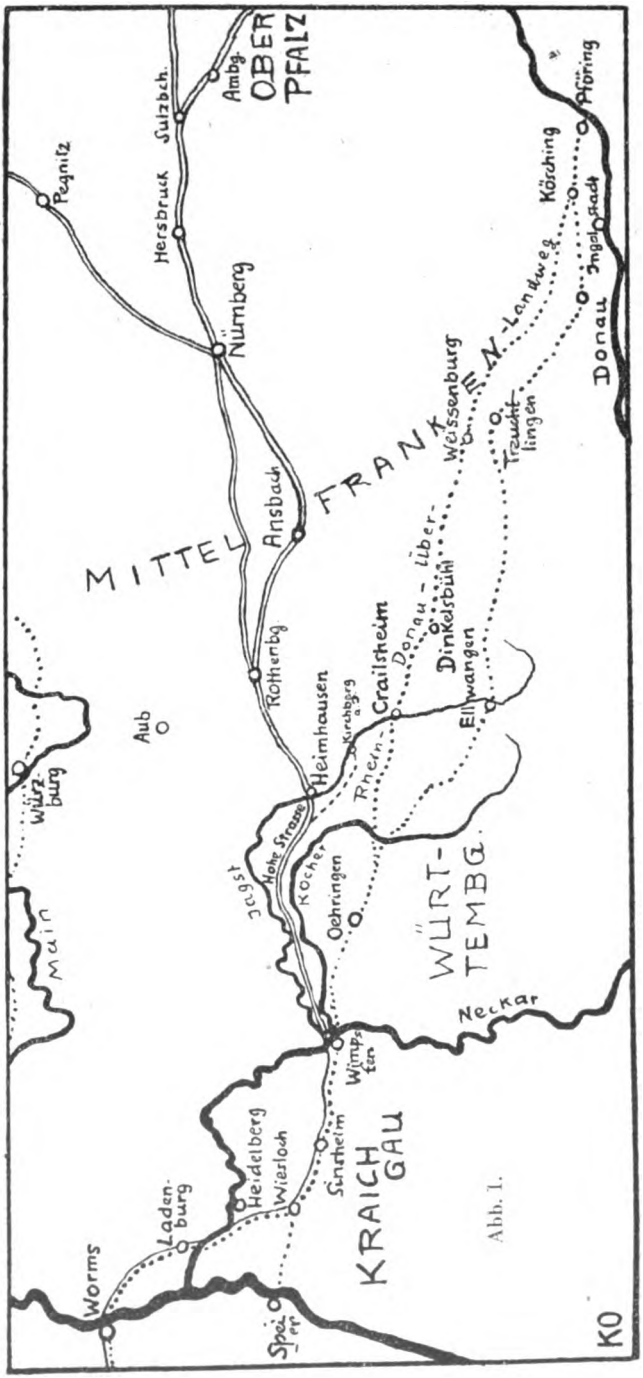
Von Emil Kost

Sonnüberglänzt und von Stürmen überweht liegt diese flüssedurchströmte Landschaft an der Grenze von Württembergisch und Badisch Franken, im Sprachgrenzgebiet des Ostfränkischen und des Rheinfränkischen, im deutschen Süden. Wer mit dem roten Milan, dem „Gabelweih", hoch über die Windungen der Flußtäler, ihre Felsränder und die Höhenwellen sich erheben und in freier Schau darüber schweben könnte, der würde da unten ein reizvolles Geländespiel zweier Flußläufe erblicken. Da treiben zwei schmale Schwesterflüsse, Kocher und Jagst, wie Zwillinge an denselben Lebensrhythmus gebunden, ein neckhaftes Spiel miteinander, bald sich in Ausbiegung fliehend, bald einander sich nähernd, als könnten sie sich nicht lassen, und beide unter demselben Längengrade ihre südnördliche Richtung in die ostwestliche gegen den von fernher winkenden Neckar unerwartet umbiegend (Karte A b b. 1).. Mit ihm vereint führen sie dann ihre Wasser gemeinsam dem Rheine zu. Beide dem schwäbischen Jura entspringende Flüsse haben sich ihr Bett tief eingegraben und haben mühsam dem harten Kalkgestein ihren Weg abgerungen. Im Wechsel steigt einmal das eine, dann wieder das andere Ufer jedes dieser Flüsse als Wand empor, bald steil und felsig, bald waldig grün an feuchtkühler Talwand, und bei beiden Tälern ist das schattige linke Ufer meist schroffer, winterlicher und bewaldeter als das sonnenbeschienene rechte mit seinen lieblichen Weinhügeln (Karte A b b. 2). In den Talauen, wo sich die blausilbernen Bänder des Kochers und der Jagst hinwinden, reihen sich an ihnen seit tausend und mehr Jahren die Talsiedlungen alamannisch-fränkischer Landnahmezeit. Gleich Perlen an einer Halsschnur, wie sie aus den Reihengräbern von Kocherstetten, von Ingelfingen-Criesbach, Niedernhall, Ödheim und Kochendorf und von Krautheim an der Jagst gehoben worden sind, reihen sich diese Talsiedlungsorte ihren Flußläufen entlang bis zu deren Einmündung in den Neckar bei Wimpfen auf. Sie umsäumen ein Höhengebiet mit Feld und Wald, dem nur selten einzelne Höfe oder gar Dorfsiedlungen eingelagert sind und das heute fast weltabgeschieden und nur von einzelnen Querverbindungssträßchen zwischen Kocher und Jagst durchzogen mit Äckern, Weiden und Wäldern fleißige fränkische Bauern ernährt.

Während die lockenden Talauen schon bei der Landnahmezeit die alamannischen und bald nach ihnen die fränkischen Bauern zum Siedeln einluden, ist das Höhengebiet zwischen den beiden Flüssen von ihrer Ostwestwendung an im wesentlichen in deutscher Zeit erstmals durch spätmerowingischen und besonders karolingerzeitlichen grundherrschaftlichen Bauerneinsatz stärker bewirtschaftet und besiedelt worden. Davon berichten die Weileranlagen mit ihren Namenendungen auf -hausen, -hofen und -weiler. Der älteste -hausen-Ort, Jagsthausen, war noch im Tale der Jagst angelegt an der Stelle der zerstörten römischen Siedlung (Karte A b b. 2). Er hieß in frühdeutscher Zeit nur Hausen, während die späteren -hausen-Orte der Umgebung und des Höhengebiets alle einen Zunamen als Bestimmungswort bei sich tragen: Westernhausen,. Amrichshausen, Hermuthausen, Harthausen, Herterichshausen, Rückertshausen, Lampoldshausen. Harthausen, von dem das große Waldgebiet seinen Namen hat, ist längst abgegangen; 1320 ist es als villula Hartshausen dioecesis Herbipolensis (Würzburg) genannt. Daß von den Grundherren der nachkarolingischen Zeit auch kriegsgefangene Slawen in diesem ostfränkischen Siedlungsraum zur Rodung und Bewirtschaftung eingesetzt worden sind, zeigt der Name des Wendischen Hofes auf der Hochfläche, und auf vereinzelte Niederlassung anderen, vielleicht örtlich noch älteren Fremdvolks (Keltenreste?) weist die abgegangene Siedlung Walchenstal (1357 urkundlich so genannt) beim Wallenstein nahe der Wasserscheide und die dabei liegende Flur „Welscher Hase". Zahlreiche Rode-, Flur- und Ortsnamen weisen auf eine starke Verwaldung des Höhenrückens zwischen Kocher und Jagst in frühdeutscher Zeit: Eisenhutsrot, Hohenrot, Rotholz (südlich Eschenhof), Greut, Brand, Osang (von Absengen des Wildwuchses), Hart (Weidewald). Der große, 20 qkm umfassende Harthäuser Wald (Karte A b b. 2) ist heute noch Zeuge tausendjähriger Verwaldung, die nach der Römerzeit sogar im vorher besiedelt gewesenen fruchtbaren Westteil des Kocher-Jagst-Rückens eintrat. Dort hat das Gebiet des Harthäuser Waldes vordem noch römische Siedlungen auf gutem Lehmboden aufzuweisen. Dieser Harthäuser Wald war schon seit einem Jahrtausend meist Laubwald, wie deutsche Flurnamen zeigen; so hieß der dortige

Digitized by Google

Ort Hagenbach früher Hagenbuch, und auf seiner Markung findet sich der Name „Waldäcker". Östlich dieses Waldes überquerte der Römische Grenzwall (siehe Karte A b b. 2) den Höhenrücken und ließ zur Römerzeit vor sich das nach Osten langgestreckte Hochflächengebiet unangebaut und der Verödung preisgegeben liegen. Dort im Limesvorland ist offenbar aus Sicherheitsgründen nach römischem Brauch Ansiedlung eingeborener Bevölkerung nicht geduldet worden. Es mußte im Mittelalter mühsam von deutschen Siedlern neu gerodet werden. Dies erweisen Flurnamen wie Siedlungsnamen zum Beispiel westlich Crispenhofen wie Rodachsfeld und Rodachshof, Orbes (aus Urbeiß, Urmeiß = Rodung im Urwald), Masenäcker (aus Meißenäcker) und Holzäcker beim Bühlhof. Auch am Nordrand des Harthäuser Waldes gibt es einen Hof Maisenhälden (Meiß), ein Brandhölzle, eine Flur Hohenrot und ein Straßenschlägle. Die daran vorbeilaufende Straße heißt im Volksmund „Hohe Straße" oder „Kaiserstraße". Ihr entlang entstammen die genannten Rodungsnamen wie die nachfolgenden: Katzenschlag östlich Neusaß, Straßenschlag, Rotholz, Stock, Ottenschlag südlich des Weilers Hohenrot und Rotberg drüben über der Jagst in der Fortsetzung dieser Hochstraße.



Geleits- und Zollrechte auf dieser „Kaiserstraße" oder „Hohen Straße" werden in Schriftquellen noch bis in das 18. Jahrhundert hundert genannt. Auch im Volksmund weiß man von dieser Kaiserstraße zu berichten: Bei Heimhausen, wo diese Straße nach Rothenburg laufend die Kocher-Jagst-Höhe herabsteigt

Digitized by Google

und die Jagst überschreitet, soll ein Kaiser auf ihr gezogen und im Ort im Haus des Heigold eingekehrt sein. Sagen lassen auf dieser Straße die Kreuzfahrer ins Morgenland ziehen, die Flur „Wallenstein" (von einer abgegangenen Welschensiedlung) wird als Wallerstein, als Wallfahrerstein vom Volk verstanden, „Gesindel" von dieser Straße soll sich im nahen Sindeldorf angesiedelt haben (Volkserklärung des Ortsnamens Sindeldorf, 1239 Siunneldorf, wohl vom altdeutschen Personennamen Sunnilo), ein alter Mönch spukt bei Diebach, ein schwarzer oder feuriger Mann begleitet die Dahinziehenden an der Kreuzung Sindeldorf—Diebach, das Wilde Heer braust dahin beim Muthof, im Harthäuser Wald geht in der Nähe dieser Hochstraße der Schimmelreiter um im Donnerwald, auf der Strecke zum Jägerhaus in Ernstein spukt der Reiter ohne Kopf und wieder in der Nähe des Wachhäusles. Der „köpfte Reiter" geht auch im Oststeil der Straße auf dem Höhenrücken bei Hermuthausen um; er habe sich dort dem Fällen einer Eiche durch einen Bauern mit allen Mitteln widersetzt (die Geister der Natur schützen ihr Land vor der Bewirtschaftung!). Zahlreiche weitere Sagen spielen in Orten, Wäldern und Gründen des weiteren Umkreises der Hohen Straße. Noch behaupten die Bauern, daß auf dem Ginsberg westlich Wendel zum Stein die letzte große Heidenschlacht gegen die „Hunnen" (Ungarn) geschlagen worden sei. Von deren geschichtlichem Durchzug sind ja die damaligen Zerstörungen von Rothenburg und von Wimpfen am Neckar Zeuge im Jahre 955. Im „Hühnerholz", einer Volksumdeutung des Namens Hünenholz oder Hunnenholz, beim Wendischen Hof nahe der Hochstraße liegen in den dortigen Hügelgräbern (urkeltisch) und ebenso in solchen Gräbern bei Weldingsfelden (südlich St. Wendel zum Stein) nach dem örtlichen Volksglauben solche „Hunnen" begraben. Kleine Hufeisen, vom Landvolk „Hunneneisele" genannt, finden sich in jener Gegend und auch sonst des öfteren im Bereich der Hohen Straße. In anderer Form berichtet die Überlieferung der einheimischen Bauern durch die von Mund zu Mund weitergegebenen und erst dann schriftlich festgelegten Flurnamen vom Dasein einer alten Überlandstraße auf dem Kocher-Jagst-Rücken. Auf seinem Westteil am Beginn des Harthäuser Waldes heißt ein Waldstrich unmittelbar an

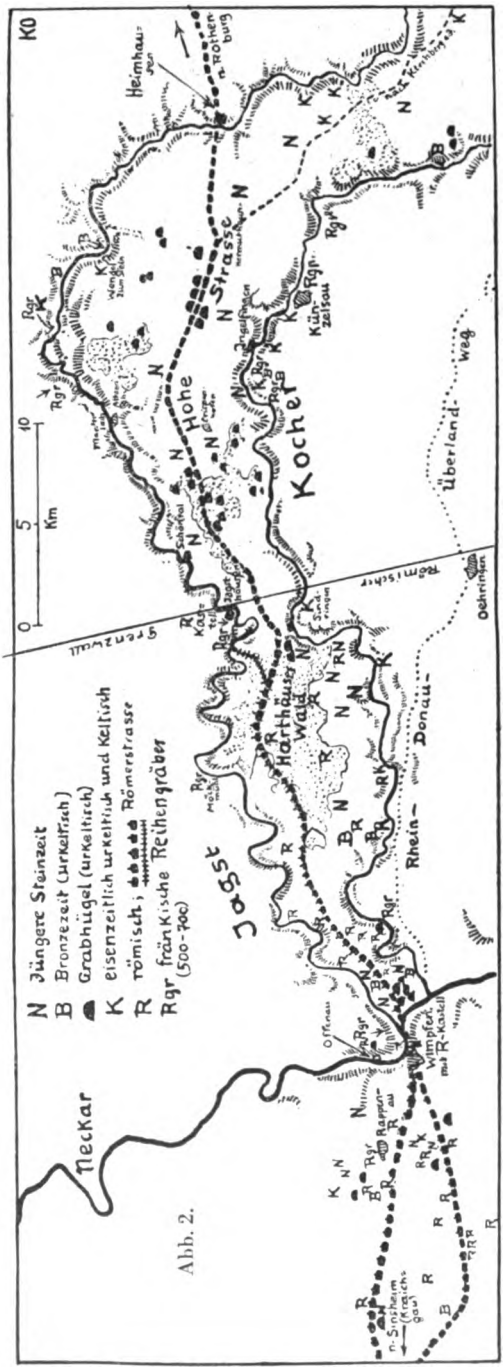


Abb. 2.

Digitized by Google

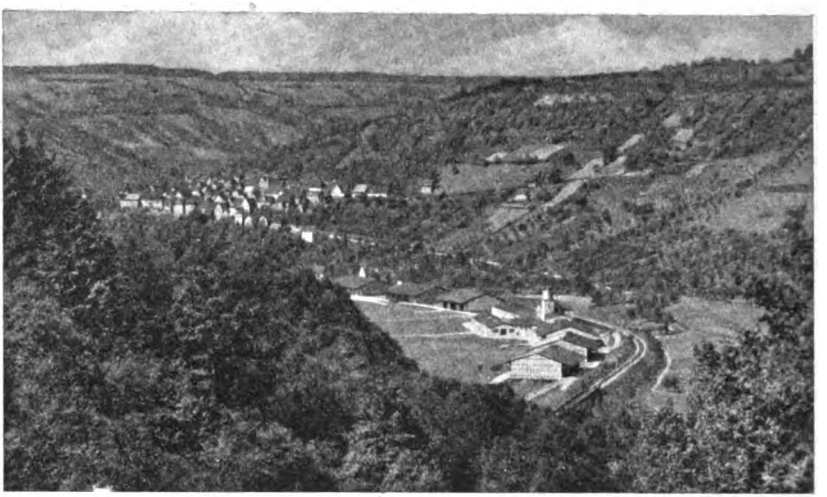


Abb. 3. Blick vom Lindle über Künzelsau nach Norden über das Kochertal mit dem Wüwa-Flachswerk (Gelände einer ur- und frühkeltischen Talsiedlung) auf Nagelsberg. Am Horizont die Wasserscheide der Kocher-Jagsthöhe mit der Hohen Straße.

der Kaiserstraße „An der Hohen Straße", im Harthäuser Wald wird ihre Fortsetzung „Hochsträßle" genannt, dann folgt westlich der Wüstung Zweiflingen das „Straßenschlägle" und weiterhin der „Straßenschlag" und 8 km ostwärts nochmals dieser Name, ferner nördlich Crispenhofen die an die Straße grenzenden „Straßenäcker" und weiterhin zweimal die Ackerflur „Straßen"; auch nach dem Abstieg der Hochstraße zur Jagst nach Heimhausen und Wiederaufstieg gegen Osten wieder auf der Höhe kommt die Flur „Straße" an ihrer Fortsetzung vor und anschließend der Flurname „Leisen" von den Fahrgeleisen mittelalterlicher Wagen (Abb. 19). An manchen Stellen weist die Hochstraße dem geübten Auge noch alte Fahrspuren auf 12 m Breite auf und Böschungen nebenan im Wald. Tatsächlich sollte nach dem Schwabenspiegel (um 1275) eine „Königstraße" 16 Schuh weit sein, so daß ein Wagen dem andern ausweichen könnte.

„Königstraße" ist in der fränkischen und nachfolgenden Kaiserzeit der mittelalterliche Name für Heerstraßen unter Verfügungsrecht des deutschen Königs. Nachdem jeder deutsche König dann den Kaisertitel führte, ist vom 15. Jahrhundert ab urkundlich der Name „Kaiserstraße" für diese Reichsstraßen belegbar. Eine dem Zug nach alte Querverbindung unserer Hochstraße trägt heute zufällig den Namen „Königsträßle" ohne Beziehung zu einer mittelalterlichen Königstraße, weil dieser alte Querweg von Hohebach an der Jagst über Belsenberg nach Künzelsau am Kocher durch den württembergischen König Friedrich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Verkehrsstraße ausgebaut worden ist. Solche Kreuzverbindungen laufen mehrere aus den schon vorgeschichtlich stark belegten Kocher- und Jagstorten über die Hochstraße des zwischenliegenden Höhenrückens. Sie verbinden auch seitlich der Hauptstraße liegende Ortschaften quer über die Hochstraße miteinander oder schließen sie an die Hochstraße an. Der alte deutsche Name für solche Seitenwege ist Diotweg. Ein solcher ist erstmals genannt in der Markbeschreibung von Würzburg im Jahre 779. Nachdem das Wort im urkundlichen Gebrauch seit dem 13. Jahrhundert abkam, wurde es vom Volk nicht mehr verstanden, zu „Diebsweg" und vielleicht auch zu „Judenweg" (diutweg) verunstaltet. Vielleicht ist das Dorf Diebach, 1327 noch Tytebach geschrieben, nahe unserer Hochstraße ein solches Diotbach, das Diebsteigle bei Lampoldshausen ein Diotsteigle, und die Judenwege solche diutwege, Volkswege. Ein derartiger „Judenweg" führt im römisch gewesenen Teil des Höhenrückens von dem dortigen Hochstraßenzug ab (siehe Karte Abb. 2, mit Querstrichen eingezeichnete Weglinie) über den Waldteil „Gassengrund" nach Olnhausen und Jagsthausen hinunter, sicherlich schon als Weg von den Römern zur Verbindung ihrer Kastelle Wimpfen und Jagsthausen über die Hochstraße benützt. Ein anderer „Judenweg" (vielleicht tatsächlich nach Judenbegehung in der Zeit der Judenzölle der Talorte so geheißen), läuft vom Kochertal bei Nagelsberg-Ingelfingen, wo im Talgrund eine ausgedehnte ur- und frühkeltische Siedlung festgestellt ist (Abb. 3), an der Deubachmündung hoch, an

Digitized by Google

„Diebsäckern" (Dietwegsäcker?) vorbei und über der Diebachmündung weiter die Hochstraße überquerend ins Jagsttal hinüber über den altdeutsch wohl bedeutsamen Ort Altdorf (um 1100 Alechdorf, Dorf beim Alah, vorchristliche heilige Stätte!).

Unbekümmert um diese Querwege und ebenso unbekümmert um die wenigen auf der Hochfläche heute vorhandenen kleinen Ortschaften und Höfe zieht die Hochstraße ihre Bahn längs des Höhenrückens zwischen den beiden tiefeingeschnittenen Flüssen Kocher und Jagst, mit Abschneidung und Vermeidung dieser teilweise engen Täler und verkehrsungünstigen Krümmungen. Es ist zu erweisen, daß sie längst vor allen diesen deutschen Siedlungen da war, und so ist es verständlich, daß sie keine einzige dieser Ortschaften berührt und alle abseits liegen! Fast durchweg ist diese Höhenstraße Wasserscheideweg, und der Fernzug ist ihrer Führung auf der Karte ohne weiteres anzusehen (Karte Abb. 1). Nur Naturhindernissen weicht sie, in leichtem Bogen, aus, so

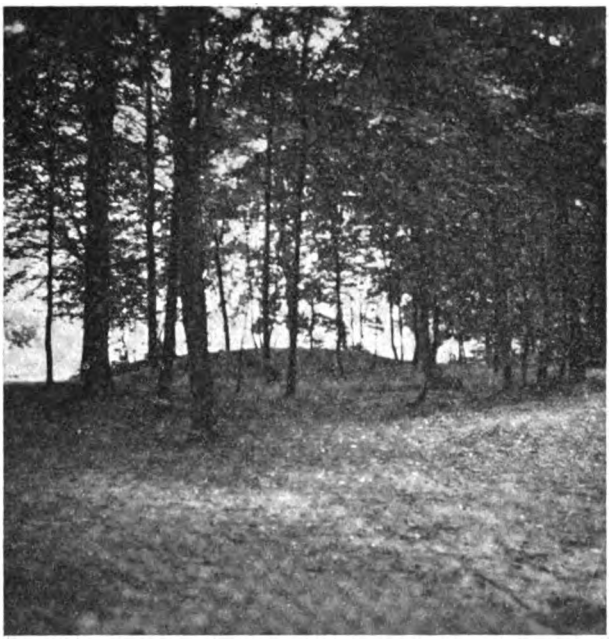


Abb. 4. Grabhügel im Kocherwald bei Jagstfeld gegenüber Wimpfen am Neckar im Einmündungsgebiet des Kochers und der Jagst am Aufgang der Hohen Straße. Das Hügelgrab gehört einer großen Grabhügelgruppe urkeltischer Zeit an. [Aufnahme: Dr. Köst]

einigen vom Kocher her im Westteil des Höhenzuges eingreifenden Schluchten oder einigen von der Jagst her nach Süden einschneidenden Bachklingen. Andererseits benützt dieser Überlandweg die in seiner Hauptrichtung liegenden Geländeeinschnitte bei der Überquerung des Jagsttales beiderseits Heimhausen zum unmittelbaren Auf- und Abstieg (Abb. 18 und 19). Auf seinem Zug von 50 km Länge zwischen Heimhausen und Wimpfen auf der Kocher-Jagst-Höhe wird nicht ein einziger Bach von diesem Fernweg überquert! Von seinem Lauf auf dem Höhenkamm künden schon die an ihm liegenden Fluren mit ihren Namen. Nach flachem Anstieg im fruchtbaren Lehmgefilde mit Acker- und Obstbau bei Wimpfen von Jagstfeld aus in einer Tiefenlage von nur 160 m über Meereshöhe, ganz nahe an einer Gruppe von ehemals 60 urkeltischen Grabhügeln vorbei (Abb. 4) steigt der ursprünglich als gebahnte Straße gut erkennbare Weg (Abb. 5) an alter Einhegung der Flur „Hecke" vorbei in gestrecktem Zug, zum Teil hier schon stark vergrast (Abb. 6) aufwärts über die aussichtsreiche Heuchlinger Spitz (207 m hoch) und den Eichbuckel (225 m) zum Hohenholz (262 m), an Kreßbach vorbei, mit umfassendem Blick auf beiden Seiten. Dort oben benützt die württembergisch-badische

Digitized by Google

Landesgrenze den Höhenweg zur Abgrenzung zweier Länder (Abb. 7 und 8). Im großen Harthäuser Wald geht der einfache Weg weiter, an dem früheren Sitz ritterlicher Dienstmannen Ernstein vorbei, wohl einer alten Zoll- und Geleitstelle, zum ehemaligen „Wachhäusle" (324 m), am Waldteil „Tränkstube" durch über Seehaus und Waldteil „Straßenschlägle" an der Wüstung Zweiflingen vorbei (307 m; Abb. 10), mit Grabhügeln südlich der Straße im freien Feld (Abb. 9) in leichter Sen-

Abb. 5 (links). Der flach beginnende Aufgang der Hohen Straße im Kocher-Jagst-Mündungsgebiet. Links und rechts angebaute Felder und Obstgärten, mit vorgeschichtlichen Siedlungsspuren. — Abb. 6 (rechts). Die hier zum Feldweg vergraste Hochstraße beim Aufstieg, als Markungsgrenze zwischen Hagenbach und Heuchlingen. Im Hintergrund zieht der Weg weiter hoch als Markungsgrenze Untergriesheim (Jagst) links und Willenbach-Ödheim (Kocher) rechts.
[Aufnahme: Dr. Kost]

Abb. 7 (links). Ein Landesgrenzstein an der Hochstraße mit dem württembergischen Wappen und K. W. = Königreich Württemberg. Auf der Rückseite des Steins ist das badische Wappen mit G. B. = Großherzogtum Baden eingehauen. — Abb. 8. Die Hohe Straße als Landesgrenze Württemberg-Baden und zugleich als Markungsgrenze Herbolzheim (badisch) links und Ödheim (württembergisch) rechts.
[Aufnahme: Dr. Kost]

kung über die nur 1½ km breite engste Stelle des Bergrückens zwischen Kocher und Jagst (289 m hoch) wieder aufwärts, vom römischen Grenzwall (mit Wachtturm an der Straße) überquert immer der Wasserscheide zustrebend über den Neuhof (348 m) und Waldteil „Straßenschlag" nördlich und südlich von urkeltischen Hügelgräbern begleitet, als Waldweg zur aussichtsreichen hochgelegenen Kreuzung (mit der Querverbindung der Straße Forchtenberg und Weißbach der Kocherseite [Salzquell] nach Westernhausen auf der

Digitized by Google

Jagstseite), in annähernd 400 m Höhe. Weiter zieht den Hochrücken frei entlang der Weg als Feldweg, mit eindrucksvoller beiderseitiger Fernsicht an den „Straßenäckern" hin an der abgegangenen Welschensiedlung „Walchenstein" vorbei zu einer Dreimarkungsgrenze vor der Straßenkreuzung Ingelfingen—Altdorf (Alahdorf!) und Marlach, nördlich Diebach (Abb. 11) weiter über Flur „Straßen" (Abb. 12) durch den heutigen Eichen-

Abb. 9 (links). Blick vom Ackergelände nahe der Hochstraße aus bei der Wüstung Zweiflingen (s. Abb. 10) gegen das Kochertal, mit flach geackertem Grabhügel im rechten Mittelgrund (an der Grenze des hellen Ackers mit dem dunklen Feld). Aus einem dort eingeebneten Grabhügel von 30 m Breite wurden vor Jahren eine Pfeilspitze und ein Messerchen aus Hornstein (späte Jungsteinzeit) und die Beigaben einer urkeltischen Bestattung, 6 Bronzeringe, 2 Bronzenadeln und 2 Gagatperlen geborgen (Heimatmuseum Öhringen). — Abb. 10 (rechts). Der Zug der Hochstraße bei der Wüstung Zweiflingen (im Walde rechts) als Feldweg, mit Fortsetzung gegen Westen am Waldsaum im Hintergrund. [Aufnahme: Dr. Kost]

Abb. 11 (links). Der Urweg „Hohe Straße" an der Dreimarkungsgrenze Eberstal—Sindeldorf—Diebach, gegen Westen. — Abb. 12 (rechts). Die Wegflur „Straßen" an der Markungsgrenze Eberstal—Diebach, mit steinernem Barockbildstock. [Aufnahme: Dr. Kost]

und Föhrenhain der vom Landvolk mit eingefügtem Marienbild kultisch verehrten „Hohlen Eiche" (Abb. 13 und 14) zum „Hochholz" südlich des Bühlhofs westwärts (Abb. 15 und 16). Weiterhin ist wieder beim „Kirchberger Wald" und bei der nächsten Straßenkreuzung die Straße von ganzen Grabhügelgruppen umsäumt. Nördlich der alten Zollstätte und mittelalterlichen hohenloheschen Geleitstation Hermuthausen (Karte Abb. 2) in rund 430 m Höhe zieht die hier baumbesetzte und heute ausgebaute

Digitized by Google

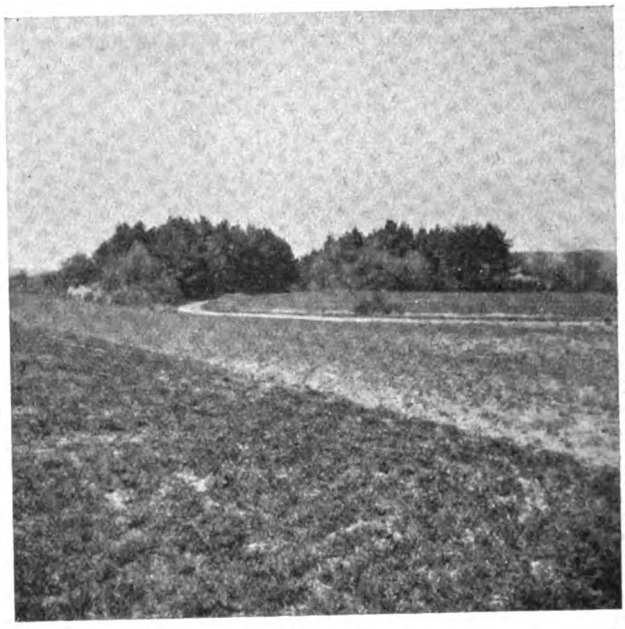


Abb. 13. Der heilige Hain „Hohle Eiche" (Markung Eberstal) mit durchziehendem Fernweg, von Süden.
[Aufnahme: Dr. Kost]

Abb. 14. Die „Hohle Eiche" mit Muttergottesbild. Der Hochweg zieht unmittelbar an ihr vorbei. [Aufnahme: Dr. Kost]

Digitized by Google

Hochstraße weiter (A b b. 1 7), um durch einen Geländeeinschnitt nach Heimhausen ins Jagsttal auf 274 m abzusteigen (A b b. 1 8 und 1 9 und Anmerkung S. 58) und sofort auf der Ostseite des Tales die Höhe wieder zu erklimmen, über Flur „Straße" und „Leisen" auf etwa 450 m Höhe gegen Simprechtshausen (A b b. 1 9). Im weiteren Zuge nach Osten wird dann eine andere, nordsüdlich über Mergentheim—Crailsheim laufende „Kaiserstraße" 10 km östlich der Jagst überkreuzt. Unsere Hochstraße selbst aber läßt sich nach Osten, dem hochgetürmten Rothenburg über der Tauber zu, weiter verfolgen. Von dort weist ihr Zug in die Fernrichtung Nürnberg—Oberpfalz—Böhmen einerseits und Pegnitz—Hof—Thüringen andererseits (Karte A b b. 1). Eine Abzweigung unserer Hochstraße noch im Osten der Kocher- und Jagstlandschaft selbst bei Hermuthausen gegen Südosten folgt auch weiterhin dem Hochrücken zwischen den beiden Flüssen Jagst und Kocher und führt zum alten Salzort Kirchberg an der Jagst (Karte A b b. 2, gestrichelte Linie) mit den mehreren hundert Grabhügeln seiner Umgebung. Im Westteil des Kocher-Jagst-Rückens, in Wimpfen am Neckar (A b b. 2 0) vereinigt sich unsere Hochstraße mit dem alten, ihr ein Stück weit südlich gleichlaufenden Donau-Rhein-Überlandweg (südliche „Nibelungenstraße"), um mit diesem dann gemeinsam das rheinische Fernziel zu erreichen.

Abb. 15 (links). Der Fernweg auf der Kocher-Jagsthöhe als steiniger Feldweg südwestlich Bühlhof an den Rodefluren „Meißenäcker" und „Holzäcker", gegen Westen. — Abb. 16 (rechts). Ein Einzelblick auf den in Abb. 15 dargestellten Teil der Hochstraße. [Aufnahme: Dr. Kost]

Daß die Hochstraße im Mittelalter Kaiserstraße war, bezeugt schon ihr Name und die bekannten Geleitstationen und urkundlichen Geleitsnachrichten; durch eine über Schöntal auf der Kocher-Jagst-Höhe in Straßennähe in Neusaß eingerichtete Wallfahrt reichen diese Nachrichten vom Geleitsverkehr auf der Kaiserstraße bis in das 18. Jahrhundert. Aber wie steht es mit dem Fernweg in früheren, vormittelalterlichen Zeiten? Unsere Straße muß schon vor den ältesten deutschen Siedlungen des Hochrückens dagewesen sein, da sie für diese vielfach Markungsgrenze ist! Diese Siedlungen aber lassen sich durch ihre Namensform auf frühestens karolingische Zeit festlegen. Vom Kochertal einerseits und vom Jagsttal andererseits greifen die Markungen der ältesten deutschen Talsiedlungen des 6. und 7. Jahrhunderts (reihengräberzeitliche Belege) auf die Höhen herauf und stoßen fast durchweg an der Hochstraße aneinander. Bezeichnend ist dabei die Feststellung, daß die Straße in früherer Zeit vielfach doppelte bis dreifache Breite hatte. So läßt sich bei Stachenhausen feststellen, daß die zu Kulturland oder Wald gemachten Straßenstreifen als besondere Parzellen laufen und oft nicht den gleichen Besitzer haben wie die angrenzenden Parzellen! Nach dem Rückgang des mittelalterlichen Verkehrs auf der Hochstraße mögen dort die Bauern so manches Mal versucht haben, Teile der Naturstraße zu überackern und Marksteine zu entfernen oder zu versetzen. Im Volksgewissen mögen sich solche Versuche im Aberglauben ausgewirkt haben, wenn etwa nach dem Glauben der Einheimischen auf der Donnersteige am Wallenstein, jener abgegangenen Siedlung an der Hochstraße, vier Männer mit feurigen Hacken im Kampfe zusammentreffen. Solche Marksteinversetzer müssen ja vielfach mit feuriger Hacke, dem Werkzeug ihrer Schuldtat, umgehen.

Digitized by Google

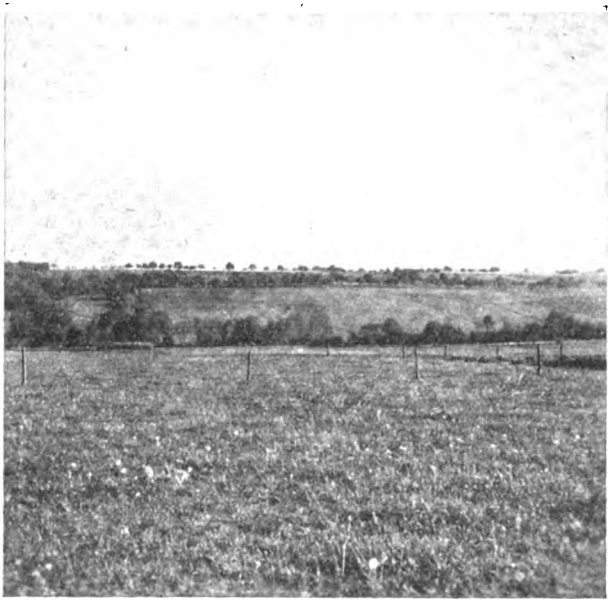


Abb. 17. Die Hohe Straße als heutige Landstraße auf der Wasserscheide nördlich Hermuthausen (ehemalige hohenlohesche Geleitstation), von Süden. Die Straße hebt sich mit der Baumreihe gegen den Himmel ab. [Aufnahme: Dr. Kost].

Abb. 18. Der Abstieg der Hohen Straße im Geländeeinschnitt des Hintergrunds zum Dorf Heimhausen an der Jagst, mit Jagstübergang. [Aufnahme: Dr. Kost]

Digitized by Google

Durch die Tatsache, daß weithin die Markungen der frühen deutschen Kocher- und Jagsttalorte an der Hohen Straße zusammenstoßen, ist diese als vor der Gründungszeit dieser Orte, also vor dem 6. bis 7. Jahrhundert vorhanden, erwiesen. Derselbe zeitliche Schluß ist aus der Tatsache zu ziehen, daß die Hochstraße sich nach keiner Ortschaft auf der Höhe ausrichtet, weil solche Ortschaften eben zur Zeit der frühen Begehung dieses Naturwegs noch gar nicht da waren. Da die Hochstraße aber auch als frühkirchliche Grenze, als Gerichtsgrenze (z. B. als Grenze der Centen Forchtenberg am Kocher und Krautheim-Ballenberg an der Jagst) sowie als Gaugrenze des Kochergaus einerseits und Jagstgaus andererseits belegbar ist, muß sie älter sein als diese frühdeutschen Einrichtungen. Nun heißt im Volksmund der westliche Teil des Hochweges zwischen Wimpfen und Jagsthausen die „Römerstraße" (Karte Abb. 2). Doch muß unsere Hochstraße wiederum älter sein als die Zeit der römischen Besetzung, 2. und 3. Jahrhundert, weil ja nur ihr westlicher Teil im römischen Machtbereich, also in besonderer römischer Benützung, gewesen sein kann, ihr östlicher, nichtrömischer Teil aber ebenso vorhanden ist, und weil der römische Grenzwall die gesamte Hochstraße quer durchschneidet. Endlich setzt die vielfache Grabhügelumsäumung, die auf unserer Karte (Abb. 2) nur in beschränktem Maße angedeutet werden konnte, diesen Hochweg unbestreitbar schon in die urkeltische Zeit, auf ein Alter von mindestens 3000 Jahren. Ja, über diese Zeit noch zurück kann mit großer Wahrscheinlichkeit schon steinzeitliche Begehung diese bedeutsamen Naturwegs auf dem Höhenkamm angenommen werden, weil sich die jungsteinzeitliche Besiedlung unserer Hochlandschaft und ihrer Ränder beweisen läßt. — Unsere Karte (Abb. 2) zeigt die bis heute erkannten jungsteinzeitlichen bandkeramischen Siedlungsstellen entlang der Hohen Straße von der Höhe über Wimpfen am Neckar (Bandkeramik mit Ackerbau-Großgeräten und Siedlungen der Rössener Kultur) über die besonders siedlungsgünstige Stelle an der Einmündung von Kocher und Jagst in den Neckar mit ihrem ausgezeichneten Bauernboden hinauf bis zum Ruckardshäuser Hof und Buchhof mit ihren fruchtbaren Lehmböden und den bandkeramischen Siedlungsstellen im Höhengelände über Schöntal und westlich Schöntal und wieder vor dem Abstieg der Straße nach Heimhausen bei Büttelbronn mit einer Siedlung und

Abb. 19. Die Überschreitung des Jagsttals in Heimhausen. Quer zieht sich das Dorf mit seiner Steinbrücke über Fluß und Talaue hinweg. Links ersteigt die Hochstraße das Höhengebiet zwischen Kocher und Jagst gegen Westen in Richtung Wimpfen, rechts ihr Aufstieg über kennzeichnend benannte Fluren ostwärts gegen Rothenburg ob der Tauber.

Digitized by Google

Fund eines bandkeramischen Steinhammers und einiger steinzeitlicher Emmerkörner dieser frühesten Bauern unseres süddeutschen Heimatbodens. Aber auch die starken Volksbewegungen der ausgehenden Jungsteinzeit um 2000 vor Beginn unserer Zeitrechnung haben sich der Hochstraße sicherlich bedient. Ihre Spuren hat diese bewegte Zeit tatsächlich hinterlassen in Höhen- und Hügelzungenbesiedlung in Schutzlage über Wimpfen und südlich des Harthäuser Waldes über dem Kocher, und an einer wichtigen Kreuzungsstelle der Hochstraße nördlich Crispenhofen durch ein trapezförmiges Steinbeil. Bei offenerem Boden und längerdauernder fachkundiger Beobachtung des Kocher-Jagst-Höhengebietes würde sich die Zahl dieser Funde noch ganz wesentlich vermehren lassen. Westlich Ingelfingen bei Criesbach in der Au liegt ein Glockenbechermann bestattet, und zahlreiche weitere Funde in den Flußtälern zeigen auch deren stärkere spätsteinzeitliche Benützung an; ein spitznackiges Steinbeil dieser Zeit stammt von Eberstal aus der Gegend der nördlichsten Ausbiegung der Hochstraße (Karte Abb. 2), ein weiteres von der Höhe westlich Wimpfen (Bonfeld) vom Südstrang der Hohen Straße dort. Auch Schnurkeramik hat der Wimpfener Berg geliefert.

Im 2. und 1. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung muß unsere Hochstraße stark begangen worden sein. Daß sie nicht nur Durchgangsstreifen, sondern daß ihre Umgebung auch Lebensraum der Urkelten gewesen ist in der Bronze- und Früheisenzeit, erweisen die vielen Hügelgräber und verschiedene Wohnstellen (Karte Abb. 2, Zeichen B). Viehzüchtendes Bauernvolk wird das wellige Höhengelände damals weitgehend für Weidebetrieb ausgenützt haben. Von der Bedeutung der Hochstraße in dieser Zeit für den Verkehr spricht die auffallende Aufreihung von Grabhügeln und ganzen Grabhügelgruppen entlang des Kammweges; nach alten Nachrichten sind sehr viel mehr solcher Hügelgräber der Straße entlang vorhanden gewesen und durch verständnislose Ausgrabung oder Überackerung erst in neuerer Zeit verschwunden.[1] So war und ist die westliche Fortsetzung der Hochstraße jenseits des Neckars im badischen Gebiet immer wieder von ähnlichen Grabhügelgruppen begleitet (für die Gegend von Sinsheim siehe Wilhelmi, Beschreibung der 14 Grabhügel bei Sinsheim, 1830, S. 13). Auch an anderen Höhenwegen wie z. B. demjenigen des Heuchelbergs westlich des Neckars etwa 20 km südwestlich unserer Kocher- und Jagstlandschaft folgen diese Totenmale dem Zug eines Hochwegs, und über den Bereich Süddeutschlands hinaus ist die Sitte der Bestattungen an Fernstraßen aus frühgeschichtlicher Zeit bekannt. So spricht die Edda im Lied von der Hunnenschlacht (Vers 10) vom „heiligen Grabmal (Grabhügel der Gotenkönige), das an der Heerstraße liegt", und noch in großgermanischer Zeit wurden, wie vordem auch in römischer (Via Appia), vornehme Tote gern an Überlandwegen bestattet, wie das Beispiel des Frankenkönigs Childerich I. zeigt. Später, in frühdeutscher Zeit, dienten umgekehrt vorzeitliche Hügelgräber als Anhaltspunkte für Grenzziehung. So berichtet die Wimpfener Immunitätsurkunde des Jahres 990 nicht nur vom Südstrang der dortigen Hochstraße, der „excelsa platea", als Grenze zwischen den Ortschaften Untereisesheim und Kirchhardt, sondern auch von zwei Grabhügeln als Malen im weiteren Grenzverlauf.

Eine besondere Rolle mag die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst für den urkeltischen Handel gespielt haben. Nicht nur für Bronzeeinfuhr und -durchfuhr, sondern auch für die Beförderung von Salz auf Saumtieren wird der Höhenweg seine Bedeutung gehabt haben. Die Salzquellen von Offenau im Neckar-Jagst-Winkel (Karte Abb. 2) bei Wimpfen, von Niedernhall am Kocher, und weiterhin am Südausläufer der Straße bei Kirchberg an der Jagst (Karte Abb. 1) mit seinen Hunderten von urkeltischen Hügelgräbern der Umgebung sprechen dafür. Als Stützpunkte solchen Verkehrs sind auf den Uferhöhen von Wimpfen am Neckar und Rothenburg ob der Tauber wichtige urkeltische Höhenbefestigungen anzunehmen, die durch die starken mittelalterlichen Be-

[1] „Zu gedachter sich an diesem Bühlhof vorbeiziehenden hohen Straßen, die meistenteils und sonderlich in selbiger Gegend annoch gepflastert ist, kommt man von Haimhausen (allwo eine Brücke über die Jagst dermalen gehet) durch eine ebenfalls gepflasterte hohe Steige auf Hermuthausen, und glauben die Leute von dieser gepflasterten Straße und Steige, daß, weilen die Steine darzu, mit vieler Mühe und Kosten, anderswoher haben herbey geführet werden müssen, solche seyen in alten Zeiten, eben wie erstgedachte alte Mauer, von einem heidnischen Kaiser gemacht worden. Man beobachtet auch bey diesem Bühlhof und gedachter hohen Straße noch mehr als 30 dergleichen tumulos oder Hügel, von denen aber viele schon von denen Häfnern verstöret worden, ohne darauf Achtung zu geben, was ihnen dabey vom inwendigen sonderliches vorgekommen, weil sie die Erde von solchen Hügeln vor weit tüchtiger zu ihrem Geschirr, als andere Erden, in selbiger Gegend, halten."
Christian Ernst Hansselmann, Beweis wie weit der Römer Macht in die Hohenlohische Lande ... eingedrungen. Schwäbisch Hall 1768, Seite 97.

Digitized by Google

festigungswerke heute nur nicht mehr feststellbar sind. Sicherlich ist dieser Salzhandel auch in keltischer Zeit in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung und in der Zeit der Römer im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter Ausnützung der vorhandenen Wege fortgeführt worden, zumindest innerhalb des römischen Besetzungsgebiets. Nicht umsonst wird wohl bei Hagenbach nahe der Hochstraße (4 km nordwestlich Wimpfen) ein römischer Weihestein für den Handelsgott Merkur gestanden haben, welcher später dort durch Einmauerung in die Friedhofskapellenwand zufällig erhalten geblieben ist. Es ist wohl ebensowenig Zufall, daß auch bei Offenau mit seinen alten Salzquellen nahe der Einmündung der Jagst in den Neckar neben einem Bildwerk der Quellgöttin Herekura ein weiteres Bildwerk des Merkur gefunden worden ist. Der Salzverkehr mag von dort aus bis auf unsere Höhe und unter Umständen sogar über sie gegangen sein. Freilich setzte wohl mit den Kelten der Talverkehr schon stärker ein; ihre teilweise bedeutenden Siedlungen bei Ingelfingen, Criesbach und Künzelsau (Abb. 3) im Kocher- und Oberregenbach im Jagsttal könnten darauf schließen lassen. Am Nordostrand der Kocher-Jagst-Hochfläche in einer Tuff-Felswand über der Jagst dicht unter der Kapelle von St. Wendel zum Stein sind vor einigen Jahren ausgezeichnete, durch eine mitgefundene Silbermünze auf das letzte Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung datierte keltische Höhlenfunde gemacht worden. Sie lassen durch die beigefundenen zahlreichen Skelette auf eine Grablegung oder mindestens auf das Dasein der Kelten nahe einer geweihten Stätte schließen beim dortigen heiligen Salzquell. Dieser vorchristlich-altheilige Quell, an dessen Heilwirkung das Volk noch heute glaubt, wurde wohl nicht ohne Grund in deutscher Zeit dem Viehheiligen St. Wendelin geweiht. Das Weidevieh schon der Urkelten und Kelten der Kocher-Jagst-Hochfläche war salzbedürftig und findig in solchen Quellen und mag schon früh diesen Ort gewittert haben. Seine keltischen Herren werden dann den spendenden Quell verehrt haben. Später setzt in deutscher Zeit der Viehheilige Wendelin diese Beziehung auf anderer kultischer Stufe fort. Aus dem 18. Jahrhundert wird berichtet, daß noch „starke Wallfahrten" dorthin gingen von Katholiken und sogar Lutheranern: „auch die letzteren nehmen ihres Viehs halber Zuflucht zum heiligen Wendelinus, dem Patron dieser Kirche, und opfern zur Erhaltung ihres Viehes oder nach Genesung desselben Geld" (Fränkisches Archiv 1790, II, S. 209). Die Stiftung einer Kapelle in deutscher Zeit am Ort einer Einsiedlerklause an der Felswand von Wendel zum Stein ist nach dem Volksmund einem Schäfer zuzuschreiben, der dort einen Schatz (!) gefunden und damit die heutige Kapelle gestiftet habe. Dieser Schatz bestand wohl in einer vorchristlichen Weihegabe keltischer Goldmünzen, wie die in der erwähnten Höhle über der Kapelle gefundene spätkeltische Silbermünze der letzte Rest solchen Schatzes bei den Bestattungen der Höhle gewesen sein mag. Spätkeltische Münzfunde weist auch die südöstliche Abgliederung unserer Hochstraße (auf unserer Karte Abb. 2 gestrichelt gezeichnet) bei Laßbach, Dünsbach und Brachbach, aber auch bei Sindringen im Kochertal auf. Östlich des Hochflächenfundortes Laßbach am Ostrand unserer Karte unweit des südöstlichen Straßenstrangs der Hochstraße ist auf einer Höhenzunge beim Falkenhof durch einen Abschnittswall eine vorzeitliche Befestigung geschaffen, in der neuestens Eigenschlackenfunde gemacht worden sind. Diese Höhenbefestigung liegt unmittelbar über dem Tal der Jagst mit seiner nahen Keltensiedlung von Oberregenbach und unmittelbar über dem vorzeitlich besiedelt gewesenen Unterregenbach. Auch der Name des Flusses Jagst wie der des Kochers darf wohl den Kelten oder schon ihren urkeltischen Vorfahren zugeschrieben werden. Sehr wahrscheinlich stammt auch das Wort Hall für Salzstätte von ihnen oder eher noch ihren Vorgängern. In der bedeutenden Keltensiedlung im heutigen Schwäbisch Hall am Kocher oberhalb des von uns betrachteten Gebietes sind auch Einbaumfunde gemacht worden, die auf Flußverkehr deuten. Im Winter mögen auch die zugefrorenen Flüsse Kocher und Jagst als Verkehrslinien benützt worden sein. In römischer Zeit deckt das Kastell Jagsthausen zweifellos die Talstraße. Von dieser Zeit ab hat also die Hochstraße zum mindesten manchen Nahverkehr an die Talverbindungen abgegeben. Wieweit die rücksichtslose quere Durchschneidung der alten Höhenstraße durch den römischen Limes mit seinen 9 ihm entlang auf dem Kocher-Jagst-Rücken gesetzten Wachttürmen, worunter einer unmittelbar an der Hochstraße, auch eine Abschrankung alten Handelsverkehrs mit sich brachte, entzieht sich unserer Kenntnis. Beachtlich ist immerhin, daß vor dem Limes die Ingelfinger Spätkeltensiedlung römische Beziehungen durch eingestreute Terra-Sigillatascherben aufweist! Aber auch diese keltische Kochertalsiedlung wird vom römischen Kastell Jagsthausen her am besten über ein Teilstück unserer Hochstraße vor dem Limes erreicht; diese muß also auch in der Römerzeit nach wie vor beschritten worden sein.

Digitized by Google

Vereinzelte frühe Germanenfunde des 3. Jahrhunderts bei Niedernhall, 4 km westlich Ingelfingen, sind dann die Vorboten des Alamannensturms vom Jahre 260, der aus der Gegend von Aub und Rothenburg, zum Teil auch auf unserer Hochstraße, gegen den römischen Limes geführt worden sein kann.

Nach der Römerzeit ist dann eine Verwaldung und Verödung des Höhengebiets auch im bisher besiedelt gewesenen Westteil des Höhenzuges zu erschließen und eine stärkere Begehung des großen Rhein-Donau-Überlandweges südlich des Kochers über Öhringen (Karte A b b. 1, punktierte Linie). Dieser Fernweg ist auch aus dem Nibelungenlied festzustellen, wie durch die Forschungen des württembergischen Historikers Karl Weller überzeugend dargelegt worden ist. Auch als dann der mittelalterliche Verkehr auf letzterem West-Ost-Fernweg mit dem Bau der Regensburger Brücke (1135—1146) an Bedeutung zurückging, ist bei unserer Hochstraße mit ihrer östlichen Hauptrichtung Nürnberg noch eine Fortsetzung des Überlandverkehrs anzunehmen. Noch 1235 zog Kaiser Friedrich II. von Nürnberg nach der Kaiserpfalz von Wimpfen auf dieser unserer Kaiserstraße, und erst um 1300 wurde dieser Fernweg beeinträchtigt durch die Zerstörung der Wimpfener Brücke durch Eisgang. Aber noch 1485 ist von einem hohenloheschen Geleit auf unseer Kaiserstraße als Reichslehen urkundlich die Rede, und selbst bis in das 18. Jahrhundert ging der Verkehr zu der in der Nähe der Hochstraße gelegenen Wallfahrtskapelle von Neusaß, dem Urort des Cisterzienserklosters Schöntal. Diese Wallfahrt ist schon für das Jahr 1397 schriftlich bezeugt.

Heute liegen weite Strecken dieses altehrwürdigen Hochwegs vom Verkehr verlassen, vergrast und manchmal überwachsen und gar überwaldet in weltverlorener feierlicher Einsamkeit und Stille da. Auf weite Strecken ist die einstige Kaiserstraße zum bloßen Feld- oder Waldweg geworden. Dieser alte Hochweg ist nach Jahrtausenden der Begehung wieder stärker in die Natur einbezogen, von der er sich nie ganz gelöst hatte; ein Stück Natur ist trotz aller Begehung von einst der Höhenweg doch zu allen Zeiten gewesen. Eine lange Strecke des Ostteils der Straße zieht auf steinigem Boden dahin in einer Muschelkalkhochlandschaft mit ihren herben Wesenszügen (A b b. 11, 15 und 16). An Stelle der weiten Fruchtebenen treten unregelmäßige Kuppen und Höhenzüge; die dünne, oft mit Gesteinstrümmern übersäte Erdkrume trägt, soweit nicht neuerdings überackert, zum Teil noch magere Schafweide, welche die Beziehung des nahen Schäferheiligen Wendelin besonders begreiflich macht. Der dort öfter vorzufindende Flurname „Heide" kündet von dieser Landschaft. Fluren wie „Steinbusch" neben „Birken" oder „Dörnich" rufen auch demjenigen, dem eine Beschreitung des Hochweges nur im Geiste vergönnt ist, ein Bild von charaktervollem Schlehengedörn oder Wildrosengebüsch hervor; eine Flur „Könlein" ruft ein Bild sonniger Steppenheide wach mit ihren würzig duftenden Kräutern; das alte Wort „Könlein" kommt sprachlich vom „kenle", mittelhochdeutsch quenel, althochdeutsch chonele, unserem Wort Quendel, wie der wilde Thymian volkstümlich genannt wird. Weites, freies Gefilde mit hellem Lerchenlied eröffnet der Flurname „Lerchenbühl" und „Lerchenfeld". Wo die karge, stimmungsvolle Muschelkalklandschaft wieder in die sonst auf dem Hochrücken herrschende leichtbewegte Lettenkohlehochebene übergeht mit ihrem ergiebigeren Boden, liegt die Flur „Drossel", der „Vogelbusch" und das Waldstück mit dem schönen Namen „Vogelsang". Diese klingende Volksbenennung bezeugt aber in Wirklichkeit nur die Wiederverwaldung einer mittelalterlichen Rodungssiedlung; sie entstand einst durch den „Sang", das Absengen ursprünglichen Wildwuchses mit Hilfe von Feuer, durch einen altdeutschen Grundherrn oder Bauern namens Vogo oder Vocko, wie dem nüchternen Forscher die ältere Namensform „Vogesang" (so 1266) erzählen kann. Der Vogelsang verstummt vor dem wilden Schrei des Habichts am großen Harthäuser Wald; dort liegen die Fluren „Habichtsbrunnen" und „Habichtsflur". Dieser pfeilschnelle Raubvogel gehört so gut zum Charakterbild unserer Höhenlandschaft wie der königlich über Höhen und Tälern, über Hängen und Steinriegeln seine Kreise ziehende Weih, von dem ein Quelltopf „Weihenbrunnen" beim Neuhof berichten kann, oder der schwerfällig über den fischreichen Flußtälern mit großen Flügelschlägen dahinrudernde Fischreiher. Er mag schon über dem alten Fernweg geschwebt haben, als hier Höhen und Täler um Kocher und Jagst noch die Heimat des Auerochsen waren wie des Wildschweins, des Hirsches und des Wolfs; aus den Fundschichten eines römischen Gutshofes am Ruckhardshäuser Hof kamen als Zeugen dafür Reste dieser Wald- und Wildtiere aus dem Boden zusammen mit einer zeitgebenden Münze des römischen Kaiser Antoninus Pius, um 160 n. Chr. Noch im Mittelalter heulten droben in diesen Wäldern die Wölfe, deren Dasein noch in dem Flurnamen „Wolf" bei Crispenhofen, auch in „Wolfskehle" und „Wolfsgrube" nachklingt. Besonders den großen Harthäuser Wald, in dem auch allerhand Spuk, der Grünmantel und das Wilde Heer umgeht, mag mancher Landfahrer von einst gern hinter sich gebracht haben.

Digitized by Google

Dem Namen nach ist das ausgedehnte Gebiet des Harthäuser Waldes ja ein mittelalterlicher Weidewald gewesen, in der frühen fränkischen Zeit noch Königsbesitz, später Reichswald und dann herrschaftlicher Weidewald. Es ist ein alter Laubwald aus nachrömischer Zeit, und in ihm muß Buche (Hagenbuch) und Eiche („Lichteneich", „Eichenbuckel" als heutige Flurnamen) vorherrschend gewesen sein. Vordem, in der Vorzeit, war auch dieses Höhengebiet freier, mit weitem Blick über die beiden Talgewinde von Kocher und Jagst auf die hügeligen Fernen der Landschaften jenseits dieser Flußläufe. Vom heutigen Harthäuser Wald abwärts gegen das Mündungsgebiet der genannten Flüsse ist besonders alter Kulturboden, und den einsamen Wanderer, der heute von Ost nach West die Höhenstraße entlangschreitet, grüßt unten am Neckar schon von weither das vielgetürmte, hoch auf den Bergrand gestellte Wimpfen mit seinen gegen den Himmel scharf umrissenen Dächern, Giebeln, Kirchen und mächtigen Bergfrieden mit seiner alten, noch in ihren Resten herrlichen Hohenstaufenpfalz (Abb. 20). Sie künden von einem wichtigen Übergangspunkt unserer Hochstraße noch in deutscher Zeit.

Droben aber, auf dem Rücken zwischen Kocher und Jagst, liegt, vom Atem der Jahrtausende überweht, geheimnisvoll die alte Hochstraße. Viele Fragen stellt sie in der Stille der Einsamkeit und Besinnlichkeit dem heutigen Wanderer, aber wer sich ganz in ihre Geheimnisse versenkt, dem raunt sie auch Antwort und Kunde aus grauer Vorzeit.

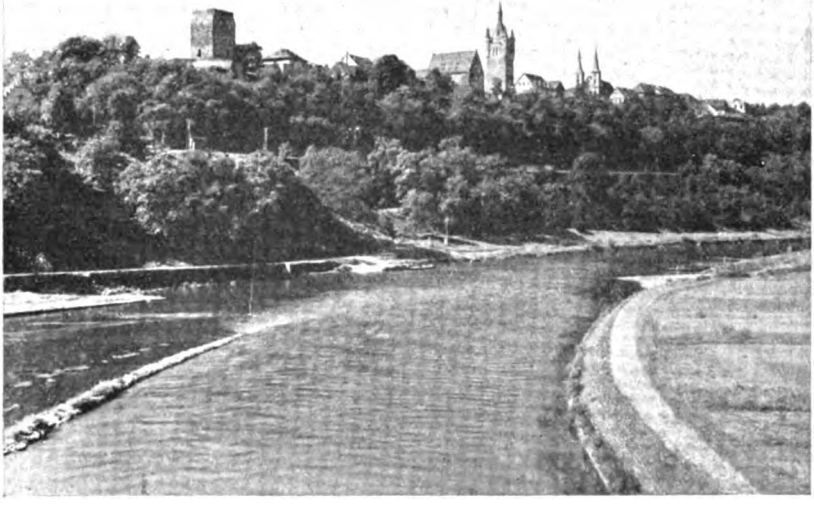


Abb. 20. Blick auf Wimpfen über dem Neckar, den westlichen Durchgangspunkt der über den Kocher-Jagstrücken herkommenden Fernstraße. Links die Reste der hohenstaufischen Kaiserpfalz. [Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg]

Digitized by Google

Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim

Eine geschichtlich-sprachliche Betrachtung

Von J. Fischer

I. Siedlungsgeschichtliches

1. Allgemeines

Unter Ortsnamen im weiteren Sinne versteht man die Benennung sämtlicher Stellen und Striche einer Landschaft, also Fluß- und Bachnamen, Gewässer, Berge, Fluren, vor allem aber der Siedlungen (Höfe, Weiler, Dörfer, Städte). Unter Ortsnamen im engeren Sinne verstehen wir nur die Siedlungsnamen.

Die meisten derselben bestehen aus einem zusammengesetzten Hauptwort. Nach der Bedeutung des Grundwortes unterscheidet man Siedlerbezeichnungen (vor allem die Ortsnamen auf -ingen), Siedlungsbezeichnungen (Ortsnamen auf -heim, -hausen, -hofen, -kirch, -zell, -weiler u. a.) und endlich Stellenbezeichnungen, die ursprünglich Flurnamen waren (Ortsnamen auf -berg, -tal, -feld, -bach, -hardt usw.) und erst nachher auf die dort angelegte Siedlung übertragen wurden.[1]

Soweit die Ortsnamen als geschichtliche Quelle in Betracht kommen, betreffen sie vor allem die Frage nach dem Alter und dem Gründer der einzelnen Siedlungen. Nur selten sind wir in der Lage, hierauf eine klare Antwort zu geben; so z. B. wurde der Weiler Alexandersreut 1789/91 von dem Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach an Stelle eines abgegangenen Hofes „zur Hardt" angelegt, ebenso das Lustschloß Ludwigsruhe 1742 von Graf Ludwig von Hohenlohe-Langenburg an Stelle des früheren Weilers Lindenbronn.

Die Frage nach dem Gründer einer Siedlung läßt sich in vielen Fällen aus dem Namen selber lösen. Bei den Ortsnamen auf -ingen haben wir Sippengründungen vor uns, z. B. Gröningen ist nach der dort seßhaften Sippe der Groninge benannt; diese wiederum nach ihrem Sippenführer Grono. Es ist eine müßige Streitfrage, ob dieser Grono (und die vielen sonstigen namengebenden Sippenführer) zur Zeit der Landnahme (im 3. und 4. Jahrhundert) gelebt haben oder ob sie die „Stammväter" der Sippen schon lange vorher (etwa im 1. oder 2. Jahrhundert) waren. Beide Annahmen lassen sich begründen, keine aber beweisen. — Auch in allen anderen Ortsnamen, deren Bestimmungswort ein Personenname ist, können wir in dem Träger dieses Namens den Gründer des betreffenden Ortes erblicken, z. B. war der Gründer Crailsheims ein Adliger namens Crawilo, vielleicht derselbe, der auch Krailshausen anlegte, wahrscheinlich aber sein Ahnherr. Sicherlich war der Namengeber der älteren Ortsnamen (auf -heim, -hofen, -stetten, -hausen u. a.) der Grund- oder Lehensherr der betreffenden Markung, dessen Name in Flur- und Familiennamen noch lange weiterleben konnte. Es wäre eine interessante Aufgabe der Familienforschung zu untersuchen, ob z. B. Namen wie Krehl, Krayl in oder um Crailsheim, Walch in Wallhausen, Schrot bei Schrozberg usw. ihre ursprüngliche Heimat haben. Bei den späten Siedlungen des Mittelalters können wir aus den Vornamen der Rittergeschlechter den einen oder andern Gründer einer Siedlung vermuten. Am Ende des Mittelalters mag auch hie und da ein Bauer seinen Namen dem Hof vererbt haben, wie es in neuerer Zeit die Regel ist, z. B. beim Schummhof Gemeinde Satteldorf oder beim Kupferhof Gemeinde Michelbach a. d. H.

Die Frage nach dem Alter der Siedlungen bietet mehr Schwierigkeiten. Zur mittelbaren Beweisführung stehen uns mehrere Hilfsmittel zu Gebote. Zunächst die Vor-

[1] Literatur. Zum ganzen Fragenkomplex vgl. Robert Gradmann, Siedlungsformen als Geschichtsquellen und als historisches Problem; Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VII, 1943. (Dort viele Literaturangaben.) — Karl Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, Bd. 3, Stuttgart 1938; desgl. über die Besiedlung des Franken- und Alamannenlandes, Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. II, 1894, und VI, 1898. — E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; Württembergisch Franken, N. F. 17/18. 1936. — K. Bohnenberger, Die Ortsnamen Württembergs, 1927. — Das Königreich Württemberg, Bd. 3 Jagstkreis, 1906. — Beschreibung des Oberamts Crailsheim, Stuttgart 1884; desgl. des Oberamts Gerabronn, Stuttgart 1847. — Quellen: Wirtembergisches Urkundenbuch, 11 Bände, Stuttgart 1858—1913. — K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch, 3 Bände, Stuttgart 1899—1912.

Digitized by Google

geschichte. Haben wir im Kreis Crailsheim eine Siedlung, die auf der Stelle einer vorgeschichtlichen Siedlung liegt? Wohl sind in letzter Zeit hie und da Spuren der Vorgeschichte an und bei heutigen Ortschaften festgestellt worden und lassen sich bei aufmerksamer Beobachtung noch weitere auffinden; doch läßt sich von keiner einzigen Siedlung behaupten, sie sei (etwa in der Landnahmezeit) von den Alamannen auf der Stelle einer vorgermanischen (keltischen) Siedlung angelegt worden. Wir haben auch keinen keltischen Ortsnamen in unserem Kreise (vgl. dagegen das keltische Wort Hall = Salzstelle), höchstens könnte der Name Wallhausen auf eine Walchensiedlung, d. h. der voralamannischen Bevölkerung, hinweisen.

Unser Haupthilfsmittel sind die Ortsnamen selbst, die im einzelnen behandelt werden. Zuvor seien noch die anderen Merkmale für das Alter der Orte aufgeführt, zunächst die Bodenbeschaffenheit. Geologisch zerfällt unser Kreis in die Gebiete des Keupers, der Lettenkohle und des Muschelkalks. Während die Keuperhöhen sehr waldreich sind und fast durchweg späte Besiedlung aufweisen, bildet die Lettenkohle die weiten Ebenen des „Gäus"mit seinen fruchtbaren Feldern; die Jagst selber, die doch das Rückgrat unserer Landschaft ist, bietet erst von der Brettachmündung an Raum zu Siedlungen im Muschelkalk (Bächlingen). Es ist zu beachten, daß alle -ingen-Orte und die meisten -heim-Orte im Jagsttal oder darüber in einem Seitentälchen liegen (Gröningen, Brüchlingen).

Die schriftliche Überlieferung eines Ortsnamens ist oft rein zufällig. Leider sind uns nur wenige Namen aus dem 1. Jahrtausend bezeugt, so z. B. Gröningen, Hengstfeld durch die Schenkungsbücher des Klosters Fulda. Der Brand des Klosters Ellwangen um 1100 vernichtete viele Urkunden aus der Crailsheimer Gegend. Außer Fulda verdanken wir vor allem Würzburg und den Edlen von Hohenlohe manche ältere Nachricht.

Auch die Kirchenheiligen der älteren Kirchen lassen Schlüsse auf die Bedeutung des betreffenden Ortes zu; doch sind die Gleichsetzungen der Heiligen Martin, Petrus, Michael und Johannes mit den Kulten der germanischen Götter Wotan, Donar, Ziu und Balder sehr vorsichtig anzuwenden. Jedes Schema wäre verfehlt. Wohl aber sind die Urpfarreien von großer Bedeutung. Solche liegen in Roßfeld, Crailsheim, Gröningen, Rot am See, Michelbach a. d. H., Insingen (für Hausen am Bach), Bächlingen, Billingsbach, Lendsiedel (für Kirchberg), Ruppertshofen und wohl auch in Gammesfeld. Weit wichtiger sind die Adelssitze. Der Dorfadel, der in seinen Anfängen bis in die Landnahmezeit der Franken zurückreicht (6. Jahrhundert), setzt sich im Mittelalter aus den zwei Schichten der alten Mittelfreien[2] und der neuen Dienstadligen (Ministerialen) zusammen, die im einzelnen nicht mehr auseinandergehalten werden können. Besonders wichtig sind die Nachweise der Edelfreien, der Nachfolger der alten Hundertschaftsführer. In unserem Kreise sind folgende edelfreie Geschlechter bezeugt: die Grafen von Flügelau, der ehemaligen Maulachburg, die zugleich das Amt des Gaugrafen innehatten. Mit ihnen verwandt waren die Edlen (Grafen) von Lobenhausen und von Lohr. Im Südwesten des Kreises saßen die Edlen von Speltach, im Südosten die von Rihtilbach (Riegelbach), an der Jagst die von Burleswagen, unterhalb Lobenhausen die Edlen von Sulz (-Kirchberg), und von Langenburg. Wahrscheinlich gehörten auch die Herren von Gröningen und von Gammesfeld zu den Edelfreien, wenigstens die um 1100 genannten Mitglieder. An der Brettach saßen die Edlen von Bebenburg und Werdeck-Lobenhausen.

Das letzte Kennzeichen für als Alter eines Ortes ist seine Siedlungsform. Doch bieten unsere Ortschaften wenig Unterschiede. Alle größeren Orte weisen die Form des Haufendorfes auf. Die Kirche liegt teils im Mittelpunkt des Ortes, z. B. in Stimpfach, Jagstheim, Rot am See, Blaufelden, gewöhnlich aber ist sie etwas abseits gelegen, z. B. in Roßfeld, Mariäkappel, Satteldorf und vielen anderen; die ursprünglichen Höfe liegen an einer kurzen Straße, die sich an einem oder beiden Enden gabelt. Durch die Straßenführung läßt sich der alte Kern eines Dorfes leicht herausschälen. Die Höfe reihen sich in unregelmäßigen Abständen an dieser Straßengabelung auf; häufig, aber keineswegs überwiegend, kehren die Häuser die Giebelseite der Straße zu. Die Bauweise ist vielfach die des Fachwerkhauses, besonders dort, wo die Wohnräume über der Stallung liegen. „Fränkische" Hofanlagen mit abgeschlossenem Hofraum sind selten.

Eine ausgesprochene Stadtsiedlung weist Crailsheim auf, dessen von der Stadtmauer eingefaßter Kern im Südwesten von der Johanneskirche und der ehemaligen Burg der Herren von Crailsheim, im Südosten von dem markgräflichen Schloß und im Nordosten von dem Diebsturm flankiert wird. Langenburg, Kirchberg, Hornberg und Bartenstein sind aus der Burganlage herausgewachsen; die 1373 für Hornberg verliehenen Stadtrechte hat Gerlach von Hohenlohe allerdings nie verwirklicht.

[2] V. Ernst, Die Entstehung des niederen Adels, Stuttgart 1916. Mittelfreie, Stuttgart 1920.

Digitized by Google

2. Vor- und frühgeschichtliche Wege

Bei allen diesen Wegen handelt es sich nicht um Straßen mit festen Unterlagen, wie sie die Römer innerhalb des Limes erbauten, sondern nur um sogenannte Naturwege, also Nah- und Fernwege, die über die Höhen wegführten, weil die Täler versumpft und mit Auwald bewachsen waren, die Flüsse auf Furten überschritten und ihre Spuren teils in mittelalterlichen Wegen, teils in Orts- und Flurnamen (z. B. Namen wie Hohenberg, Hochweg, Heerweg u. a.) hinterließen. Das sicherste Kennzeichen für die vorgeschichtlichen Wege sind die Bodenfunde in Siedlungen und Grabhügeln. Da aber Grabhügel nur noch in Wäldern erhalten sind, auf dem flachen Feld aber längst dem Pflug und der Hacke der Bauern zum Opfer fielen, ist die Aufstellung vorgeschichtlicher Wege nur soweit möglich, als die Grabhügelgruppen zur Bestätigung von Wegelinien dienen, die wir aus anderen Gründen ansetzen können.

Die Orts- und Flurnamen, die Sitze der Edelfreien und die Urkirchen sind die wichtigsten Hilfsmittel, um festzustellen, wieweit wir heutige Wegelinien als frühgeschichtlich ansehen können. Auf diese Weise lassen sich in unserem Kreis etwa zehn Verbindungswege aus dem Mittelalter annehmen.[3] Sie zweigen meist im Westen von der sogenannten „Nibelungenstraße" ab, jenem vor- und frühgeschichtlichen Fernweg, der Rhein und Donau verband und in Nordwürttemberg vom Kraichgau her über Öhringen lief, dessen nördlicher Strang über Crailsheim und dessen südlicher Strang über Ellwangen führte. Von diesem zweigte bei der Stöckenburg ein Weg ab, der über Gründelhardt und Stetten nach Jagstheim, von da zur Pfannenburg und Lohr auf die Höhe bei Wegses führte, wo er sich mit dem zweiten Weg vereinigte, der, aus Richtung Schwäbisch Hall kommend, über Großaltdorf, Lorenzenzimmern, am Burgberg vorbei entweder über den Kreuzberg bei Altenmünster oder über Onolzheim am „Zollstock" auf der „Heerstraße" nach Ingersheim führte, dort die Jagst überquerte und an den Reihengräbern vorbei (wo vermutlich Wicelingen lag) über Westgartshausen auf die Höhe bei Wegses sich hinaufwand, um von da aus etwa der heutigen Straße nach Dinkelsbühl zu folgen. Der Hauptweg verließ das Kochertal bei Geislingen, erstieg die Höhe bei Hohenberg und zog über Ilshofen, Saurach (Surheim), nördlich Maulach und Roßfeld (Flurname Straße, 1357 Hof) nach Crailsheim, wo die Jagstfurt bei der heutigen Brücke anzunehmen ist; an der Schönebürg vorbei führte er über Hohenberg, Wüstenau, Bergertshofen gegen Feuchtwangen, von wo ein Strang über Herrieden, Ansbach nach Nürnberg verlief, während der andere am Hesselberg vorbei, mit dem Hauptstrang der „Nibelungenstraße" vereinigt, sich zur Donau zog. Bei Ilshofen zweigte eine vierte Linie ab, die über Allmerspann, Lobenhausen über die Jagst nach Bölgental, Gröningen, Bronnholzheim in Richtung Dombühl zog. Zwischen Wolpertshausen und Ilshofen zweigte ein weiterer Weg ab, Richtung Ruppertshofen, Lendsiedel, Kirchberg, wo der Jagstübergang und die Salzquelle im 13. Jahrhundert durch drei Burgen (Sulz, Hornberg und Kirchberg) gesichert war. In Rot am See kreuzten sich bereits in frühgeschichtlicher Zeit mehrere Wege, außer dem von Kirchberg einer aus der Richtung Bächlingen, Michelbach, Gerabronn, Amlishagen, der bei Kleinbrettheim die Brettach überschritt; einer aus der Richtung Crailsheim, Gröningen, Wallhausen mit der Fortsetzung der späteren „Kaiserstraße" über Blaufelden, Riedbach nach Mergentheim; endlich die Fortsetzung des Kirchberger Zuges gegen Brettheim, westlich Insingen, Lohr nach Rothenburg, dem alten Herzogssitz von Ostfranken. Dorthin wiesen auch die beiden folgenden Wegezüge: der eine vom Jagsttal über Brüchlingen, Billingsbach, an Blaufelden vorbei gegen Schmalfelden, Leuzendorf, und der letzte, der von Heimhausen über Herrentierbach, Schrozberg, Speckheim, Leuzendorf nach Rothenburg führte, ein Teil der Kaiserstraße Wimpfen—Nürnberg, die als „Hohe Straße" vom Kocher-Jagstrücken herkommt (siehe S. 47). Außer der erwähnten mittelalterlichen Kaiserstraße führte eine zweite von Regensburg über Dinkelsbühl, Crailsheim, Mergentheim nach Frankfurt, eine Nord-Südverbindung bestand zwischen Rothenburg und der Maulachburg, die über Lohr, Insingen, Wettringen, Michelbach an der Lücke, Bronnholzheim bei Neidenfels über die Jagst führte (Burg Burleswagen!) und über Tiefenbach, Roßfeld die Flügelau erreichte. Von Würzburg aus, dem kirchlichen und politischen Mittelpunkt Ostfrankens, zog sich eine Straße über Giebelstadt nach Weikersheim, Niederstetten, Schrozberg, Rot, Crailsheim.

---

[3] Vgl. hierzu K. Weller, Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg, Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. XXXIII, 1927, Seite 1—43; vor allem Nr. 36 (Stöckenburg), Nr. 37 (Crailsheim), Nr. 38 (Schrozberg), Nr. 43 Crailsheim, Nr. 47 Kirchberg, Nr. 48 (Kaiserstraße). Für einzelne Hinweise sei Herrn Dr. Kost auch an dieser Stelle gedankt.

Digitized by Google

3. Siedlernamen (Ingen-Orte)

Um 260 n. Chr. durchbrachen die Alamannen, die sich vorwiegend aus swebischen Stämmen zu einem Kampfverband zusammengeschlossen hatten (daher der Name Alamannen, d. h. „verbündete Männer"), den römischen Grenzwall. Unsere Gegend liegt gerade in dem spitzen Winkel zwischen dem obergermanischen Grenzwall und der rätischen Grenzmauer. Es ist anzunehmen, daß sich die Alamannen vor ihrem Durchbruch ins Dekumatenland in diesem Raume sammelten; doch geben uns weder Bodenfunde noch sonstige Quellen eine Nachricht hierüber. Es ist auffallend, daß auch im Neckar- und Donaugebiet, wo die Alamannen sich im 3. und 4. Jahrhundert niederließen, keine Alamannengräber dieser Zeit bis jetzt nachgewiesen sind.[4] In dieser „Landnahmezeit" hatten die Stämme und Sippen offenbar noch keine festen Wohnsitze, sondern gingen, je nach dem Gebot der Lage, bald weiter vor, bald zurück. Deshalb konnten sie ihre Aufenthaltsorte nicht nach einem landschaftlichen oder baulichen Merkmal bezeichnen, sondern nur nach den Leuten selbst, nämlich nach der jeweiligen Sippe. So wurden die Sippennamen auf -ingen unsere ältesten germanischen Ortsnamen.

Für ihr hohes Alter sprechen außerdem ihre günstige Lage auf besonders fruchtbaren Böden, die Größe ihrer Markung (sogenannte Urmarken, von denen wieder andere Orte herausgenommen wurden), das Bestehen einer alten Kirche oder einer Urpfarrei, das Vorkommen eines Ortsadels, und nicht zuletzt die Tatsache, daß in den württembergischen Urkunden von 700 bis 800 über ein Drittel aller Ortsnamen auf -ingen endet.

Einige sprachliche Bemerkungen dürften hier am Platze sein. Die meisten germanischen Namen sind aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt, z. B. Diet-rich, Sieg-fried, Her-mann. Während als zweiter Teil nur etwa 20 Wortstämme üblich sind, ist die Zahl der ersten unbegrenzt. Im täglichen Gebrauch wurde es üblich, den zweiten Namensteil wegzulassen; Namen wie Sigo, Dieto usw. nennt man einstämmige Kurzformen. Wenn von dem zweiten Teil noch der Anfangsbuchstabe beibehalten wurde, z. B. von Dietmar dann Dietmo oder mit Angleichung Diemo gebildet wurde, entstand eine zweistämmige Kurzform. Diese Kurzformen wurden häufig noch verkleinert (Kosenamen), mit -ilo (neuhochdeutsch -le), mit -ico (neuhochdeutsch -ke oder -chen) und mit -izo (vgl. Heinz, Kunz, Fritz). Die Übersetzung germanischer Namen, besonders der Verkleinerungs- und Kurzformen, führt oft zu Mißverständnissen, weshalb sie besser unterbleibt. Die germanischen Namen bedeuteten eine Art Weiheformel. „Dietrich" hieß nicht einfach „Volksherrscher", sondern bei der Namengebung wünschte der Vater seinem Sohne: „Mögest du der Herrscher deines Volkes werden." Deshalb die vielen Namen, die Kampf, Ehre, Ruhm, Mut usw. bezeichnen; daher auch die stabreimende Bindung bei der Benennung der Söhne, z. B. Gunther, Gernot, Giselher; oder Siegfried, Siegmund, Sieglinde in derselben Familie; mitunter auch im zweiten Namensteil: Widumer, Walamer und Theodemer, dessen Sohn dann Theoderich war. „Gröningen" bedeutet: zu den Groningen, d. h. den Leuten, der Sippe eines Grono, Gruono. Die Endung -ingen ist entstanden aus „jung" und bedeutete ursprünglich den Sohn, dann den Nachkommen, den Angehörigen, das Volk und schließlich die Bewohner; -ingen ist der Wemfall der Mehrzahl, abhängig von dem Verhältniswort „zu".

In unserem Kreise haben wir nur vier -ingen-Orte, nämlich Bächlingen, Brüchlingen, Gröningen und das unsichere Wicelingen. Über die Bedeutung der Namen vgl. Teil II, S. 79.

Bächlingen (1077 Bachilingen, 1226 Bechelingen) liegt in einer fruchtbaren Talmulde der Jagst; seine Markung umfaßte die Orte von der Brettachmündung bis Unterregenbach; zu seiner Urpfarrei gehörten bis zur Reformation Langenburg, Dünsbach, Forst, Oberregenbach, Hürden und Nesselbach.

Brüchlingen (1357 Bruehtlingen) hat seine Bedeutung an das jüngere Billingsbach verloren.

Gröningen (9. Jahrhundert Gruningen, 1102 Groningen, 1108 Gruoningen) hat heute noch eine der größten Markungen des Kreises; auch Satteldorf und Ellrichshausen sind von Gröningen aus angelegt. Sein Kirchenheiliger Kilian weist auf eine würzburgische Urpfarrei, der vielleicht eine Martinskirche vorausging.[5] Seine Lage auf Lettenkohle ist fruchtbar, wenn auch ungleich.

Wicelingen kommt nur in einer Urkunde vor, wonach Sifrid von Wicelingen, Dekan in Augsburg, um 1130 Croelsheim an das St.-Moritz-Stift in Augsburg schenkte. Sicher ist darunter nicht Witteslingen bei Dillingen zu verstehen, sondern ein Ort in der

[4] H. Stoll, Alamannische Siedlungsgeschichte, archäolgisch betrachtet. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte VI, 1942, Seite 1—25.

[5] G. Hofmann, Urkirchen in Württemberg. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte VI, 1942, Seite 26—43.

Digitized by Google

Umgebung von Crailsheim, dessen Name zu Wizo, Witizo gehört und eine Alamannensiedlung nahe legt. Es gibt nur einen Ort, der dieser Forderung nahe kommt, die Stelle, wo die fränkischen (alamannischen?) Reihengräber aufgefunden wurden, bei Wittau (Wit-au) auf Markung Ingersheim.

4. Siedlungsbezeichnungen

a) Ortsnamen auf -heim. Wenn wir die -ingen-Orte ins 4. und 5. Jahrhundert verlegen dürfen, so sind die -heim-Orte nur wenig später anzusetzen, im 6. und 7. Jahrhundert. Dies ergibt sich nicht nur aus der Lage auf fruchtbarer Lettenkohle und aus den fränkischen Reihengräberfunden von Ingersheim, sondern vor allem aus ihrer Lage an einem alten Fernweg und im Umkreis eines alten Edelsitzes. Bei Crailsheim, Jagstheim und Ingersheim legt sich ohne weiteres der Gedanke nahe, daß die Wahl des Ortes durch die Sicherung der Jagstübergänge bestimmt war. Um die Maulachburg, den Sitz des Gaugrafen, liegen sechs -heim-Orte beinahe im Kreis herum, nämlich außer den genannten drei noch Onolzheim im Süden, Surheim (Saurach) und Gofersheim (abg. nördlich Maulach). Ähnlich, wenn auch nicht so klar und vollständig, sind an der oberen Tauber Oestheim und Frankenheim (mit Wettringen und Insingen) gruppiert, wahrscheinlich zum Schutze der Herzogsburg in Rothenburg, zu der Gröningen und Bronnholzheim die Verbindungspunkte bilden, während Brettheim mit Klein-Brettheim und Brettenfeld zur Bebenburg gehörten. Im Bühlertal wird bereits um 742 das castrum Stocheimarobure, die Stöckenburg und ihre Martinskirche, erwähnt. Um sie liegen die -heim-Orte Stockheim (abg.), Talheim und Sontheim; vielleicht ist auch Westheim am Kocher von der Stöckenburg aus benannt, obwohl es der Komburg (Kochenburg) näher liegt. Nur für Heuchlingen (1054 Huchilheim) und Speckheim ist keine Beziehung nachzuweisen (Schrozberg? Gammesfeld?).

In der Namenbildung lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden. Die eine hat als ersten Bestandteil einen Personennamen; es war wohl der Edle, der den Ort zur Sicherung der fränkischen Herrschaft an der Grenze des Waldgebirges (ahd. Virgunna, heute Virngrund) anzulegen hatte; über ihre Namen Crawilo usw. vgl. II. Teil. Die zweite Gruppe ist mit einer Landschaftsbezeichnung zusammengesetzt, so Jagst-heim und Brettheim = Brettach-heim. Speckheim kommt von mhd. specke = Knüppeldamm; Surheim (Saurach) ist nach dem sauren, moorigen Boden benannt. Das Wort heim selbst bedeutet nicht nur Heim, Haus, Wohnung, sondern, wie im Gotischen, auch Dorf, Siedlung; vgl. englisch hamlet = Weiler.

b) Hofen-Orte. In manchen Gegenden, z. B. im mittleren Neckartal, sind die -ingen- und -heim-Namen verschmolzen zur Endung -igheim, z. B. Besigheim, Bietigheim. Ähnlich sind an der oberen Donau und in der Schweiz -ingen- und -hofen-Namen zu -ighofen, -kofen, -ikon zusammengezogen worden. Daraus ergibt sich, daß zeitlich die -heim- und -hofen-Orte den -ingen-Siedlungen nicht viel nachstehen. Die Hofen waren die ersten Ausbausiedlungen der freien Bauernsöhne, die aber von den Grundherren angesiedelt wurden. In unserer Umgebung haben nur Ilshofen (Ulleshoven) und Ruppertshofen (mit seiner Martinskirche) eine Bedeutung erlangt, wohl im Zusammenhang mit der Maulachburg, dem Sitz des Gaugrafen. Ilshofen erhielt bereits 1330 Stadtrechte. Zu Ruppertshofen gehörte auch das abg. Guttershofen; unmittelbar bei der Flügelau lag Hergershofen. Wohl zur Speltachburg (1162 Spelte) gehörte Markertshofen (1090 Marcuuarteshouen) und Hellmannshofen (1373 Heilwigeshofen) bei Gründelhardt, vielleicht auch Ganshoven (1183), ein Ortsteil von Jagstheim. In der Nähe der Grafenburg Lohr liegen Weipertshofen, Siglershofen (1136 Sigeleshoven) und Gerbertshofen (1024 Gerbrechtshouen). Während Bergertshofen (1357 Berkershoven) bei Leukershausen wohl von den Edlen von Riegelbach aus besiedelt wurde, dürften Helmshofen (1345 Helwigeshoven) bei Gröningen und Gerigshofen (so 1299, wohl = Gersbach bei Ellrichshausen) von Gröningen aus angelegt worden sein. Sehr zahlreich sind die Hofen bei Bächlingen: Ottenhofen (1371 Otelshofen = Hürden), Elpershofen (1300 Elpershoven), das abg. Reichertshofen bei Dünsbach und das abg. Sunhoven (so 1357) bei Langenburg. Das vereinzelte Hertershofen (1171 Hertrichshofen) bei Hausen am Bach dürfte zur Urmarkung von Insingen oder zu Lohr (bei Rothenburg) gehört haben; für das abg. Dautenhofen kann nur Schmalfelden selbst in Frage kommen.

c) Hausen-Orte. Während die Hofen („zu den Höfen") als Ansiedlungen freier Bauern zu betrachten sind, müssen die -hausen-Orte („zu den Häusern") als grundherrliche Siedlungen mit unfreien oder halbfreien (hörigen) Bauern angesehen werden. Zu dieser Auffassung berechtigt uns vor allem die Rechtsformel „Haus und Hof"; während das Hofrecht einen vollen Anteil an der Markung und der Allmende gewährte, war das

Digitized by Google

Nutzungsrecht der Halbfreien und Unfreien nur auf ein halbes Hofrecht, eine Hube, oder noch weniger, eine Selde, ja auf ein bloßes Wohnrecht, ein Haus, beschränkt. Es ist kein Zufall, daß viele der -hausen-Orte einen Ortsadel aufzuweisen haben und manchen Nachbarort an Bedeutung überragen: mit dem wirtschaftlichen Rückgang der freien Bauern sank auch der Einfluß der Hofen; umgekehrt erfuhren die herrschaftlichen Hausen durch die Niederlassung der Ortsadligen eine Steigerung ihrer Bedeutung und ihrer Volkszahl. Es läßt sich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, von welchem Grundherrn die einzelnen Hausen angelegt wurden; da sie jünger als die -hofen-Orte sind, ist ihre Lage auch auf weniger fruchtbarem Boden und in größerer Entfernung vom Sitze des Grundherrn zu suchen. Von der Maulachburg aus wurden wohl angelegt: Lobenhausen, deren Grafengeschlecht bereits um 1100 bezeugt ist; Erkenbrechtshausen (mit Ortsadel und Wasserburg), Wollmershausen (Ortsadel), Weidenhausen (jetzt Mühle), Herboldshausen Gde. Lendsiedel, Eckartshausen und Gaugshausen bei Ilshofen; Gauchshausen Gde. Honhardt zählte wohl zu Lohr, zu dem Westgartshausen und das mit ihm verschmolzene Lickartshausen (Ortsadel) bestimmt gehörten, ebenso das abg. Ramboldshausen oder Lamprechtshausen Gde. Waldtann. Ebenso ist Stelzhausen bei Marktlustenau als Eigengut der Edeln von Riegelbach bzw. der Herren von Kreßberg anzusprechen. Leukershausen dagegen dürfte eher mit Horschhausen, Ellrichshausen, Volkershausen, Triftshausen, Wallhausen und Anhausen von den Grundherren von Gröningen angelegt worden sein, während Hilgartshausen, Herbertshausen und Engelhardshausen, vielleicht auch Heroldhausen bei Beimbach, Grundholden der in Rot am See, später auf der Bebenburg ansässigen Edeln waren. Hausen am Bach gehörte vor 1202 zur Pfarrei und damit zur Urmarkung von Insingen; Ehringshausen wurde 1101 von Heinrich von Gammesfeld an Kloster Komburg geschenkt. Krailshausen mit seiner Martinskapelle ist zu Schrozberg, Rechenhausen zu Langenburg-Bächlingen, Raboldshausen, die beiden Rakkoldshausen (abg.), Geroldshausen und Simmetshausen zu Brüchlingen = Billingsbach zu rechnen. Vom Jagsttal aus (Mulfingen) wurden gegründet: Zaisenhausen, Ganertshausen, Ettenhausen, Alkertshausen, Simprechtshausen und Heimhausen, ein stattlicher Kranz grundherrlicher Siedlungen. Die Lage des 1090 genannten Hagestaldeshusen ist unbestimmt.

d) Stetten und Weiler. Wie Hausen und Hofen kommt auch Stetten allein als Ortsname vor, so z. B. Stetten bei Gründelhardt. Auch sprachlich zeigt es dieselbe Bildungsweise; es sollte heißen: „zu den Stätten" und ist der Wemfall der Mehrzahl von „die Statt, Stätte". Die Bedeutung ist nicht nur eine beliebige Stätte oder Stelle der Landschaft, sondern eine Viehstelle, Viehställe oder Schuppen, die mit Wohnungen für die Hirten versehen waren. Sämtliche Stetten liegen an einem Bach, wie es für den Weidebetrieb notwendig ist, oder wenigstens an einer Wasserstelle. Mit Ausnahme von Niederstetten, das bereits im 9. Jahrhundert als villa Stettene bezeugt ist, sind alle Stetten unseres Kreises erst ins 13. oder 14. Jahrhundert zu setzen. Neustädtlein Gde. Lautenbach hieß Niwenstat, Selgenstadt bei Leukershausen 1474 Selgenstatt. (Unter-, Ober-) Deufstetten ist 1268 Tiufstetten genannt. Funkstatt (1345 Funkstat) und Lenkerstetten (1384 Lenckerstetten) sind mit Personennamen zusammengesetzt, während Gaggstatt (1357 Gakstat, 1408 Haagstatt) die Viehställe am Gehag bedeutet.

Die -weiler-Orte sind zeitlich den verschiedensten Jahrhunderten zuzuweisen, vom 8., wo vor allem im Elsaß und Lothringen sehr viele -weiler-Namen beurkundet sind, bis zum 14. Jahrhundert, wo die Rodung und der Ausbau der Markung schon wieder zum Stillstand kommt. Der Versuch, die Weiler unserer Gegend an die mittelalterlichen Burgen anzuschließen, wie es mir im Geislinger Bezirk mühelos gelang, ist hier nicht überall durchzuführen. So mag eine einfache Aufzählung genügen: Hummelsweiler Gde. Rosenberg gehörte früher stets zu Honhardt, heute noch zur Pfarrei daselbst. Randenweiler Gde. Stimpfach, Connenweiler bei Rechenberg, Buckenweiler Gde. Lautenbach sind die südlichsten -weiler-Orte des Kreises Crailsheim. Ihnen folgen: Bernhardsweiler Gde. Lautenbach, das bei Marktlustenau abg. Bartsweiler, Rötsweiler Gde. Waldtann (1391 Röschweiler; mhd. rosche = Rutsche, jäher Berghang), Banzenweiler Gde. Gründelhardt, abg. Reinsweiler (1085 Reginhereswiler) am Burgberg, Sattelweiler (1357 Sytelwiler, im 18. Jahrhundert neu angelegt) bei Satteldorf und das bei Gröningen abg. Wolfhartsweiler. — Odilsweiler Gde. Gaggstatt lag hinter der Burg Sulz; in der Nähe liegt Weckelweiler (1357 Weckelwiler), von mhd. wacke, weckelin = Feldstein, Steinblock). Nördlich der Brettach reiht sich Weiler an Weiler: Ober- und Unterweiler (1300 aber

Digitized by Google

Regelshagen und Zagelbach genannt), Wittenweiler, mit Erpfersweiler, Nieder- oder Unterweiler Gde. Blaufelden und dem abg. Lampertsweiler, abg. Leupoldsweiler bei Riedbach und Lutzenweiler, so 1345, aber 1544 Lutzmannslohe bei Billingsbach, das von 1357 bis 1434 erwähnte Emhartzwiler oder Eynertzwiler bei Blaufelden, das abg. Aloswiler bei Nesselbach, Sigisweiler, Lentersweiler, Kottmannsweiler, Konaweiler statt des im Bauernkrieg abgegangenen Kunenweiler Gde. Schmalfelden, Groß- und Klein-Bärenweiler, auf Markung Spielbach noch Böhmweiler, Bovenzenweiler (= Bonifatiusweiler), Enzenweiler und Hummertsweiler.

e) Orte auf -dorf Verhältnismäßig alt sind einige Orte auf -dorf. Wie der Name besagt, waren es von Anfang an größere Siedlungen, Dörfer; doch sind die meisten derselben in unserer Gegend in der Entwicklung stecken geblieben. Das älteste dürfte Musdorf bei Rot am See sein (Mus = Moos), dessen Michaelskapelle bis 1478 zu Schmalfelden gehörte; über den Muswiesenmarkt, der in dem Bebenburger Urbar von 1434 erstmals erwähnt wird, vgl. K. O. Müller, Geschichte des Muswiesenmarktes, Württembergische Vierteljahreshefte, Neue Folge XXXIII, 1927, S. 68—167. Auch Satteldorf reicht wahrscheinlich noch vor das Jahr 1000 zurück; sein Kirchenheiliger Nikolaus weist auf Komburger Einfluß um 1100. Zwischen Wallhausen und Niederwinden lag das abg. Kreußeldorf (mhd. kreuß, krius = Krebs), an der Brettach Liebesdorf und bei Beimbach der Ortsteil Oberndorf. Leuzendorf (1248 Lutesdorf) und das benachbarte (bayerische) Leuzenbronn sind von fünf -dorf-Orten umgeben: Standorf (= Stammdorf, aus Baumstämmen), Bossendorf (Bossen = grobe Steine, Quader). und die bayerischen Schnepfendorf, Brunzendorf und Hemmendorf.

f) Einige Besonderheiten. Ein echt fränkischer Ortsname ist Lohr Gde. Westgartshausen. Ahd. gi-lari, lara bedeutet „Wohnung, Haus". Es muß aber den Sinn „Edelsitz" gehabt haben; der genaue Wortsinn kann erst erschlossen werden, wenn die zahlreichen Lohr oder Lahr in Mittel- und Unterfranken zum Vergleich beigezogen sind. Das Geschlecht der Edlen von Lare kommt bereits um 1100 im Komburger Schenkungsbuch vor; es war mit den von Lobenhausen und von Flügelau verwandt. — An der Wörnitz liegt Larrieden, an der oberen Tauber Lohr und Lohrbach, bei Frauental der Lohrhof (9. Jahrhundert Lara); bei Bamberg liegt ein Weiler Lohr und am Main die bekannte Stadt Lohr. Auch Zusammensetzungen wie Brackenlohr, Custenlohr, Hafenlohr u. a. sind zu beachten.

Bei Stimpfach wurde 1429 der Hof Burkler an Burkhard von Wolmershausen zu Lehen gegeben. Der Name ist entweder als Burg-lar oder als Burk- = Burkhards-lar zu deuten. Ob der Hof auf dem „Alten Schloß", der sogenannten Rappenburg, lag, ist unsicher.

Auf der Crailsheimer Hardt, im Stubensandstein, liegen die Orte Großenhub und Wälder shub (1319 Welderichshub). Eine Hube war ein halber Hof. Beide Orte dürften erst um 1300 entstanden sein.

Wegses (1357 Wegsezze = Siedlung an dem frühgeschichtlichen Wege) Gde. Westgartshausen und Nusez, 1357 Nusatz bei Honhardt, wohl das heutige Neuhaus, sind mit mhd. sez, saz = Sitz, Wohnsitz, Wohnung zusammengesetzt. Lendsiedel (1231 Lantsideln, 1303 Lentsideln) gehört zu mhd. sidel, sedel = Wohnsitz, Siedlung. Lantsidel ist die Übersetzung des lateinischen accola; man verstand darunter eine grundherrliche Siedlung von ursprünglich freien, dann aber abhängig gewordenen Bauern der älteren Rodungszeit.

g) Kirchliche Siedlungen. Neben den adligen Grundherrn waren die Klöster die Hauptträger der Rodung und Siedlung. Die älteste Klosteranlage unseres Kreises ist wohl Altenmünster, das zwar erst 1326 erwähnt wird, aber wohl bald nach 740, der Gründung des Bistums Würzburg wahrscheinlich von den Grafen des Maulachgaues angelegt wurde. Auf diese Zeit weist der Kirchenheilige Petrus (und Maria), der Lieblingsheilige der von Rom ausgehenden Bonifatiusmission, ferner die nahe Lage bei der Maulachburg. Da vor 764 Kloster Ellwangen gegründet wurde, ist anzunehmen, daß Altenmünster nur etwa 20 Jahre lang als Kloster bestand. Die Ansicht K. Wellers, daß Altenmünster die Kirche für die umliegenden -heim-Orte war (Kirchengeschichte, S. 16), ohne ein Kloster zu sein, dürfte nicht zutreffen; denn vor der Petruskirche in Altenmünster bestand die Martinskirche in Roßfeld; ferner wird mit „Münster" wohl eine Stifts- und Stadtkirche bezeichnet, wie z. B. heute noch in Ulm und Schwäbisch Gmünd, aber keine Leutkirche. Daß keine urkundlichen und baulichen Merkmale auf das ehemalige Kloster weisen, schließt sein tatsächliches Bestehen nicht aus. Ein zweites Kloster des 11. Jahrhunderts entstand in Unterregenbach, von dem geringe Baureste, aber keinerlei urkundliche Nachricht vorhanden sind. Auch von Zell bei Schrozberg haben wir keine Urkunde; da es kirchlich zur Bonifatiuskirche von Oberstetten

Digitized by Google

gehörte, dürfen wir den Einfluß von Würzburg annehmen. Wahrscheinlich wurde es von Oberzell (bei Würzburg) um 1200 angelegt, ebenso wie 1202 Bruderhartmannszell bei Hausen am Bach durch Bruder Hartmann von dort als Zelle der heiligen Kunegundis gegründet wurde, unter Loslösung von der Pfarrei Insingen; 1290 wurde die Zelle in ein Frauenkloster umgewandelt, so daß der Hauptort Hausen am Bach von jetzt ab Frauenhausen hieß; seit der Reformation wird die Zelle als Klosterhof bezeichnet. (Ähnlich wurde kurz vor 1170 Veitszell, das heutige Jagstzell, von Ellwangen aus gegründet.) 1253 wurde das kurz zuvor gegründete Kloster Kreuzfeld (Crucefelt) bei Schrozberg wegen des Streites mit Kloster Schäftersheim aufgelöst und letzterem eingegliedert. (Benennung wohl nach einer Kapelle zum heiligen Kreuz.) — Um 1282 wurde das Frauenkloster in Mistlau a. d. J. gegründet von der Gräfin Elisabeth von Lobenhausen; 1479 löste der Abt von Komburg das Benediktinerinnenkloster auf und zog das Vermögen ein. — 1347 bestand in Gammesfeld eine Frauenklause, über deren weitere Geschichte nichts bekannt ist. — 1462 wollte Markgraf Albrecht Achilles in Mariäkappel eine Zweigniederlassung des Karmeliterklosters von Dinkelsbühl gründen; die Ausführung unterblieb aber. — Welche Bewandtnis es mit dem Waldteil Nonnenkappel bei Gründelhardt hat, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. — 1344 bestand in Andenhausen = Anhausen bei Gröningen eine Kapelle, die 1360 von der Pfarrei Gröningen abgetrennt wurde; seit 1359 wohnte dort ein Einsiedler der Paulinereremiten; 1403 wurde die Kapelle zum Kloster erweitert; 1525 wurde es von den Bauern geplündert und teilweise zerstört; nach der Reformation traten viele Mönche aus dem Orden aus; der letzte Klosterbruder zog 1557 nach Heilsbronn. Nach 1700 wurden die Klostergebäude abgebrochen.

h) Burgen. Es ist nicht immer sicher festzustellen, welche Burgställe d. h. Burgstellen (mundartlich Burstel oder Buschel) mittelalterlich und welche vorgeschichtlich sind. Nur Bodenfunde können hierüber Aufschluß geben. Bestimmt vorgeschichtlich sind die Ringwälle auf dem Burgberg, da die Grabung von 1935 sie einwandfrei als Keltenburg der frühen Latènezeit (400 v. Chr.) erwies. Die Pfannenburg bei Alexandersreut mit ihren beiden Ringwällen ist sicher vorgeschichtlich (Hallstattzeit?), trug aber auch im Mittelalter Gebäude (Ziegelfunde u. a.), wahrscheinlich der Zehe von Jagstheim. Ebenso weist die Schönebürg bei Goldbach den Rest eines Ringwalls und einen tiefen Halsgraben auf, der vorgeschichtliche Entstehung nahelegt; aber auch hier haben wohl die Ritter von Goldbach = Lickartshausen eine kleine Burg erstellt; der im 14. Jahrhundert genannte Hof Schonbuch, Schonberg lag etwa 100 m weiter rückwärts. Weitere Wehranlagen wie das Alte Schloß bei Stimpfach, der Schloßberg bei Birkelbach, die Abschnittswälle bei Beimbach u. a. sind noch nicht genügend erforscht.

Germanische Burgen der Merowinger- und Karolingerzeit sind erst vom 8. Jahrhundert ab nachzuweisen. Außer der Stöckenburg und Komburg (Kochenburg) kommen vor allem die Flügelau und einige Ortsburgen in Frage. Aus dem zwischen 823 und 1152 wiederholt genannten Namen des Maulachgaues können wir schließen, daß der Edelsitz des Gaugrafen an der Maulach lag, wohl auf der Stelle der Wasserburg Flügelau (1240 Flugelaowe; mhd. vlüjen = fließen, umströmen); der Name „Maulachburg" ist in älteren Urkunden nicht erwähnt, nur 1169 kommt unter den Würzburger Stiftsherren ein Sigefridus de Muleburg vor, dessen Stammburg im Wirtembergischen Urkundenbuch IV, 366, als „unermittelt" bezeichnet wird. Über den Namen Maulach vgl. unten Seite 71. Zum Maulachgau zählten 823 bzw. um 742 die Stöckenburg, 848 Hengstfeld, Altdorf, 1024 und 1152 Matzenbach, Gerbertshofen, Stimpfach, Sulzbach, Gauchshausen, Hohentann und Eschenbach, 1033 Regenbach und Schmalfelden. Der Maulachgau erstreckte sich also von der Bühler auf der Höhe des Virngrunds bis Matzenbach und nördlich bis Schmalfelden und Regenbach.

Im 9. und 10. Jahrhundert waren die Burgen der Edelfreien entweder feste Höfe innerhalb des Ortes; solche müssen wir z. B. in Gröningen, Bächlingen, Rot am See suchen; oder es waren Wasserburgen wie z. B. die Speltachburg (Schloßbuck), in Honhardt, Erkenbrechtshausen, die Flyhöhe bei Blaufelden (wohl nach der Quelle benannt, die im Burggraben entspringt; mhd. vlüjen = fließen, strömen), Brettheim, Gammesfeld, Schrozberg u. a. Erst im 11. Jahrhundert, als die Lehen erblich wurden (1027 auf dem Reichstag zu Ulm), kamen die Höhenburgen auf, da bei den zahlreichen Erbstreitigkeiten und Fehden die Talburgen nicht mehr genügend Schutz boten. So erbauten die Gaugrafen auf einem Umlaufberg der Jagst die Burg Lobenhausen und auf einem Keuperhügel die Burg Lohr vor 1100; die Maulachburg aber erhielt in der Folgezeit den Namen Flügelau (erstmals 1240 erwähnt). Es ist nicht bei allen Höhenburgen eine entsprechende ältere Tal- oder Ortsburg nachzuweisen; doch dürften nachstehende Wehranlagen einander entsprechen: Gröningen — Burleswagen, Rot am See — Bebenburg, Bächlingen — Langen-

Digitized by Google

burg (ebenso Mulfingen — Jagstberg, Kreis Künzelsau), ferner der Herrenhof bei der Kirche in Ellrichshausen und die Burg auf dem Rotenberg. Den Höhenburgen in Rechenberg, Wolmershausen, Hornberg, Kirchberg, Sulz, Leofels, Morstein, Falkenstein (?), Amlishagen, Werdeck und Bartenstein (vielleicht Alt-Bartenstein bei Riedbach?) steht keine entsprechende Talburg gegenüber; doch könnten Flurnamen und Ortssagen noch manchen Fingerzeig geben. Manche Wasserburgen blieben bestehen, während viele Ortsburgen im Laufe der Zeit abgetragen und gänzlich beseitigt wurden, z. B. in Crailsheim (hinter der Johanneskirche), Gröningen, Hengstfeld (hinter der Kirche), Lickartshausen, Wallhausen, Blaufelden, Blaubach u. a. — Ortsnamen auf -burg haben wir nur einen: Langenburg. ursprünglich Langenberg, d. h. die Burg auf dem langgestreckten Berg. Roßbürg bei Hengstfeld, Reinsbürg bei Reubach und die Schönebürg haben die umgelautete Form -bürg, die mundartlich mit -berg (berch) zusammenfällt. Die Eulenburg Gde. Tiefenbach hieß 1411 „Elrichshüsers Bürge".

Ungarnburgen, d. h. zum Schutz gegen die Ungarn im 10. Jahrhundert angelegte Fliehburgen, sind bis jetzt weder in unserem Kreis noch in der weiteren Umgebung nachgewiesen.

Fast auf jeder Markung findet sich der Flurname „Berg" ohne weiteren Zusatz. Da hiermit oft nur unbedeutende Höhen bezeichnet werden, liegt die Vermutung nahe, daß der Flurname „Berg" noch einen anderen Sinn hat als „Anhöhe", nämlich eine „bergende, schützende Stelle", um darin das Vieh auf der Weide bei Nacht unterzubringen. In manchen Gegenden, z. B. bei Stuttgart und Ehingen a. d. D. wurde der „Berg" zur Burg ausgebaut und gab einem Adelsgeschlecht den Namen.

Hier lassen sich noch die Namen auf -hagen und Hürden anreihen. Mhd. hag, hagen bedeutet „Dornbusch, Zaun, Hag = Hecke", dann einen mit einem Hag umfriedeten Ort. In unserem Kreis liegen: Amlishagen (1261 Amelungeshagen), Gemmhagen (1338 Gebenhan, 1345 Gebenhagen), Regelshagen (so 1300 und 1359, der alte Namen für Oberweiler), Rückershagen (1331 so) bei Gerabronn, Steinehaig Gde. Oberspeltach (1357 Steineheg, später Steinehaag). Ein einfaches Hagen wird 1251 erwähnt (Krafto de Hagen), wahrscheinlich mit Amlishagen gleichzusetzen. Der Hagenhof Gde. Roßfeld hieß 1333 der Hof zum Hagen, desgleichen 1357, wo auch ein Gut „ze Hindern Hagen" und ein Hof zu Hagenhart, der „wüste liegt", bei Maulach erwähnt ist. Zwischen Maulach und Rüddern lag damals Kutzenhagen. — Zum Worte Hagen ist auch „Zaun" zu vergleichen, das lautlich zu englisch town = Stadt und zu keltisch dunum = Stadt, Burg gehört.

Der vereinzelte Namen Hürden Gde. Bächlingen ist dem Weidebetrieb entnommen und kann mit Hagen und Stetten in der Bedeutung verglichen werden. Mhd. hürde und hurt ist „Flechtwerk, Umzäunung", aber auch Brücke, Türe. 1371 hieß der Ort noch Otelshofen, aber 1357 bereits „zu den Hurden"; demnach bestanden eine Zeitlang beide Orte nebeneinander.

i) Wendensiedlungen. Im Gefolge der Awaren drangen slawische Stämme ins Frankenreich ein, so daß Karl der Große um 800 die Ostmark als Bollwerk vorschob und die awarische, böhmische und sorbische Mark gründete. Trotzdem sickerten im 9. Jahrhundert immer neue Scharen von Slawen oder Wenden, d. h. Angrenzer, Grenznachbarn, im bayerischen Nordgau und am oberen Main ein; 1007 gründete Kaiser Heinrich II. das Bistum Bamberg zur Bekehrung der heidnischen Wenden. Wie stark der Einfluß der Wenden im heutigen Nordbayern war, ergibt sich aus den vielen slawischen Flußnamen wie Wörnitz (die Gekrümmte), Rezat (der Fluß, Bach), Pegnitz, Regnitz, Rednitz, Selbitz u. a. Rund zwei Dutzend Ortsnamen auf -winden geben von ihren Siedlungen heute noch Zeugnis, z. B. Windsheim, Winden, Wineden, Grimschwinden, Herrnwinden bei Rothenburg und viele andere. Während aber im Nordgau und am oberen Main geschlossene Siedlungen auftraten, sind die Streusiedlungen in Unter- und Mittelfranken und Württemberg von deutschen Grundherren veranlaßt worden; ob die Wenden Knechte oder Kriegsgefangene waren, läßt sich im Einzelfall kaum entscheiden.

In Württemberg haben wir folgende Wendensiedlungen: Im Kreis Crailsheim: Ober- und Niederwinden bei Rot am See, Heufelwinden (1351 Heuvelwinden) bei Gammesfeld, Windisch-Bockenfeld bei Leuzendorf. Abgegangen sind der Hof Windenberg oder Windberg bei Maulach und Altenwinden bei Geifertshofen (Gaildorf). Im Kreis Hall liegt: Windisch-Brachbach bei Obersteinach, im Kreis Mergentheim Dreischwingen (Traisewinden) bei Niederstetten, im Kreis Öhringen Windischenbach, das ist Windisch-Pfedelbach. Weitere Orte in Schwaben siehe Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938, Seite 220 f. Im Gegensatz zu Bayern ist in Württemberg kein einziger Fluß- oder Bachname slawischer Benennung, wenn man von der Zwerg-Wörnitz, einem Nebenflüßchen der Wörnitz absieht.

Digitized by Google

3. Stellenbezeichnungen

Unter Stellenbezeichnungen versteht man ursprüngliche Flurnamen, die später auf den dort angelegten Ort übertragen wurden. Solche Stellenbezeichnungen kommen bereits im 8. und 9. Jahrhundert urkundlich vor, z. B. 4 Orte auf -bach, 7 auf -au, 6 auf -berg, 2 auf -feld, darunter Hengstfeld, 3 auf -tal, 6 auf -reute, 6 auf -wangen, darunter Ellwangen, u. a. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa die Hälfte der -ingen-Namen und die Hälfte der Siedlungsnamen insgesamt. Die Möglichkeit, daß Orte wie Billingsbach, Rot am See, Gammesfeld u. a. bereits in die fränkische Landnahmezeit zurückreichen, wird also durch den Namen allein nicht widerlegt.

a) Flüsse und Bäche. Man nimmt gewöhnlich an, Jagst, Kocher, Tauber u. a. seien keltische Namen. Jagst sei „die Kalte", Kocher der „Gekrümmte". Man sagt, die Endungen -isa, -ana seien keltisch. Es würde den Rahmen unserer Arbeit weit überschreiten, alle die einschlägigen Fragen aufzurollen.[6] Aber man bedenke: Die Wenden, die kaum einige hundert Jahre in Nordbayern auf markomannisch-fränkischem Boden lebten, haben fast alle bedeutenderen Flüsse slawisch benannt; und die Alamannen und Franken, die im 1. Jahrtausend mehr als 500 Jahre in unserer Gegend seßhaft waren, und die kaum einen Ortsnamen von den Kelten übernommen haben, sie hätten fast alle Flußnamen von Kelten und Illyrern übernommen! Solange kein zwingender Grund vorliegt, deutsche Namen aus anderen Sprachen abzuleiten, sollte man bei deutscher Erklärung bleiben. Warum kann die „Jagst" (1024 Jagas) nicht aus ahd. Jag-isa entstanden sein? Jag- von „jagen" = eilen; -isa aus wisa = Wiese, ursprünglich „feuchte Stelle, Wasser". (W in Zusammensetzungen fällt gewöhnlich aus.) Gerade in unserem Kreis, von Crailsheim bis Bächlingen, verdient die Jagst mit ihrem starken Gefäll wohl diesen Namen. Ähnlich leite ich Kocher (Kochen) von mhd. koch, = ahd. quëc = quick, lebhaft, munter ab; vgl. Kochbrunnen = mhd. quecbrunne. Die Endung -ana dürfte zu dem von Förstemann, Ortsnamen II, 77, erwähnten Anara = gesprinc = Urspring, Quelle zu ziehen sein.

Die Bachnamen auf -ach (ahd. ahva = Wasser, Bach) sind etwas älter als die auf -bach. Wir haben in unserem Kreis: die Brettach; vgl. Brettheim = Brete-heim). Bret- ist eine mundartliche ältere Form für breit, heute brat; die Bezeichnung „Breitenbach" paßt vor allem für den Oberlauf. Bei Jagstheim mündet die Speltach (1162 Spelte); die Wasserburg Speltach lag zwischen zwei Bächen; spelt = Spalt, Gabelung. Nach der Burg erhielt der ganze Bach den Namen. Etwas weiter nördlich fließt die Maulach in die Jagst; außer dem Namen des Maulachgaus vgl. 1108 Mulenbach, den Ort an dem Maultier-bach, der nach einer Maultierweide benannt ist, wie Roßfeld nach einer Roßweide. Stimpfach (1024 Stimphah) ist nach dem durch „Baumstümpfe" fließenden Bach, dem heutigen Reiglersbach benannt. Keine echten Namen auf -ach sind Saurach (1248 Surheim) und Gunzach (1319 Gunzen); die Endung -e, -ich wurde als -ach gedeutet.

Sehr zahlreich sind die Namen auf -bach. Um Wiederholungen zu vermeiden, seien die Ortsnamen auf -bach und die Bäche in der Reihenfolge von Süd nach Nord aufgeführt. Die linken Nebenflüsse der Jagst sind: der Sulzbach oberhalb Randenweiler, nach einer Salzlecke oder Wildsulz benannt; im 14. Jahrhundert war dort ein adliges Geschlecht begütert. Der Goldbach vor Appensee führt seinen Namen von dem rotgelben Untergrund des roten Mergels und Sandes. Ähnlich ist der Name des Dorfes Goldbach zu erklären. Es folgen der Klingenbach (aus der Mühlklinge), der Steinbach von Honhardt bis zum Weiler Steinbach (1172 Steinbach). Steinbach am Wald (1277 Steinbach uf dem wald) liegt an einem zur Rot eilenden Bächlein. Der Brunnenbach von Jagstheim hat von einem früheren Feldbrunnen den Namen. Unterhalb Jagstheim kommen die schon genannte Speltach und Maulach, dann bei Ingersheim der Flachbach (nach dem flachen Tale), bei Crailsheim der Lohbach (nach einer früheren Lohmühle) und der Saubach (entstellt aus Sauer-brunnen-bach). Am Schmidtebach oder Tiefenbach liegen die gleichnamigen Orte (1345 Smidebach, aufgegangen inTiefenbach, 1345 Tieffenbach; „tief" ist ein Tal, das man mit dem Wagen nicht überqueren kann). Triensbach (1091 Trienesbach, 1333 Trintsbach, 1348 Triensbach; von einem Personennamen Truant, Trüent) liegt an dem Grundbach (nach dem Talgrund, der oberhalb Lobenhausen zur Jagst führt). Der Scherrbach unterhalb Dörrmenz hat seinen Namen entweder von mhd. schern = eilen oder mhd. scherren = scharren, kratzen, graben. Dünsbach ist entweder vom Personennamen Tunizo (1226 Tuntzebach, 1345 Tintzbach) oder von mhd. dinsen = ziehen, reißen, schwellen abzuleiten. Der Weiler Nesselbach (1226 Nezzelbach) ist nach den Nesseln, Brennesseln be-

[6] Vgl. L. Traub, Württembergische Flußnamen aus vorgeschichtlicher Zeit in ihrer Bedeutung für die einheimische Frühgeschichte. Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. XXXIV, 1928, Seite 1—28.

Digitized by Google

zeichnet. Endlich Regenbach (1033 Regenbach, 1226 Reinbach) ist entweder nach dem dortigen Wildbach (mhd. regen, rein = Regen) oder nach einem Personennamen benannt.

Die rechten Nebenflüßchen der Jagst sind: Die Rot, die bei Wäldershub entspringt und von Matzenbach und dem abg. Abtsbach (1024 Rota — Matzunbach — Aptzbach) Zufluß erhält; entweder als Rot = Rodung oder als Personennamen Ruot zu deuten, der in Riegersheim (1409 Rugersheim, Ruot-ger), Ropfershof (Ruot-frid) und dem Rothof vorkommt, Matzenbach von Personennamen Matzo. Bei Stimpfach (siehe oben) mündet der Reiglersbach (mhd. reigeler = Reiherhalter, Reiherjäger); zu seinem Einzugsgebiet gehören Ruppersbach Gde. Waldtann (1386 Rupersbach = Ruod-bert, Ruppert) und der Hof Käsbach (1357 Kesebach, nach der auf dem Hof lastenden Abgabe). Krettenbach (1315 Crettenbach) ist wie das abg. Kretenbach bei Rot am See als Kröten-bach zu erklären; mhd. krotte, krötte = Kröte, Frosch. Der von Ofenbach Gde. Westgartshausen (1357 Ofenbach, nach einem Brennofen daselbst) kommende Degenbach verdankt dem blauen Mergel oder Lehm = degel seinen Namen. Bei Ingersheim folgt der Dümpfelbach (mhd. tümpfel = tiefe Wasserstelle, Strudel) und der Trudenbach bei Crailsheim, der mit Truten oder Hexen nichts zu tun hat, sondern von einem Personennamen Trudo oder Ger-trud abzuleiten ist; vgl. 1194 Truhdolvesbach bei Dertingen, 1300 Trutenbach bei Backnang. Der Hammerbach soll eine Hammerschmiede getrieben haben; der heute fast vergessene Breitenbach kam aus dem Breitensee beim Eichwald. Auf Markung Beuerlbach fließt der Arbach (1414 Markbach = Grenzbach) bis zur Heldenmühle; der Kühnbach, richtiger Kienbach = Kiefernbach, gab einem Hof den Namen (1248 Cenebach, 1357 Kenbach), dann dem Orte Beuerlbach (1251 Burlebach, 1357 Burlbach; vom Personennamen Burilo), heißt dann Kreuzbach (entweder nach einem früheren Feldkreuz oder weil dortige Felder zur Kreuzkapelle in Crailsheim gehörten), versickert nördlich vom Auhof bis zur Teufelsklinge und mündet oberhalb der Weidenhäuser Mühle. Der Entenbach (nach einem Wildententümpel am Ursprung) nimmt nördlich von Satteldorf den Tierbach (nach einer Tier- Wildlache daselbst) auf und fließt durch die Sumbachklinge (=tosender Bach) bei Neidenfels in die Jagst, bei der sogenannten Jagstwag d. h. tiefe Wasserstelle. Die von Horschhausen über Gröningen eilende Gronach ist der „Bach auf Gröninger Markung"; solche Abkürzungen kommen öfters vor, z. B. Pfullenberg bei Pfullingen, Nellental bei Nellingen, Geiselstein bei Geislingen (Steige). — Alle Quellen und Bäche von Wallhausen bis Baufelden fließen zunächst der Brettach zu. Sie entsteht aus zwei Quellflüssen, einem südlichen, der bei Michelbach an der Lücke (michel = groß) entspringt und an Asbach vorbeifließt (Asbach oder Aspach kann sein = Esbach, Asbach = Espan, das ist eine in der Flur ausgesparte Weide; oder = Eschenbach, Aschenbach wie 1299 Aschbach bei Ellrichshausen; ferner = Abtsbach, so 1377 Asbach bei Waldtann; endlich = Espach, Aspach = Espenwald, -ach ist hier Sammelbegriff wie in Birkach, Heslach u. a.). Von Triftshausen ab fließt die Brettach als Weidenbach (nach den Weidenbüschen) durch Wallhausen und versickert dann in den Klüften des Muschelkalks. Zwischen Wallhausen und Gröningen war 1262 ein Hof Flinsbach (mhd. vlins = Feuerstein, Kiesel). In der Nähe dort liegen die Orte Schainbach (von mhd. scheim = Glanz, Schaum) und Limbach (= Lindenbach). Der Hauptarm der Brettach entspringt bei Ehringshausen, fließt durch Brettheim, wo sie neuen Zufluß erhält vom Saubach, nimmt bei Reubach (= Reut-bach, Rodungsbach) den vom Wasserschloß Reinsbürg kommenden Schlößleinsgraben auf, bei Brettenfeld den kräftigen Seebach (von Rot am See), bei Kleinbrettheim den von Kälberbach (an einer Kälberweide) und Blaufelden kommenden Blaubach (nach dem Untergrund benannt). Auf der Bergzunge zwischen Brettach und Blaubach steht die Ruine Bemberg (Bebenburg). Ähnlich wie der Weidenbach fließt auch der Wiesenbach am gleichnamigen Orte (1328 Wisentbach, 1345 Wyzzenbach, 1351 Wisenbach, wohl von „Wiese", kaum von „Wisent") und an Saalbach vorbei (1221 Salhach?, 1367 Salpach, von mhd. salhe = Salweide), am Ende unterirdisch der Brettach zu. Über der unteren Brettach liegen Beimbach (wohl = Bäum-bach) und Michelbach an der Heide.

Der Rötelbach (= Rot-tal-bach) erhält kleinere Zuflüsse von Billingsbach (1323 Bullingesbach, Personennamen Bulling) und Mittelbach. Der Tierbach bei Herrentierbach (1156 Dierbach; Tier = Rotwild) heißt von Ettenhausen ab Ette; der Bachnamen stammt von dem Ortsnamen, dieser vom Personennamen Atto. Riedbach (1054; der aus einem Ried kommende Bach) und Güthach (unsicher, da ältere Urkunden fehlen) gehören gleichfalls zum Tal der Ette.

Nur wenige Bäche entwässern zum Taubertal, vor allem der Vorbach bei Schrozberg, der seinem Forellenreichtum den Namen verdankte (mhd. forhe, forhel = Forelle). Die Sandtauber bei Böhmweiler Gde. Spielbach (Bach an einem Feld, auf dem

Digitized by Google

Ritterspiele abgehalten wurden) und der Spindelbach bei Leuzendorf, der in einem „spindelförmigen" Erdfall verschwindet, fließen der Tauber unmittelbar zu.

Der Fleckenbach, bereits 1357 Hof und Mühle, fließt durch die blinde Rot zum Kocher. (Fleck = aufgeteilte Wiesen oder Äcker.)

Jenseits der europäischen Wasserscheide im Einzugsgebiet der Donau und Wörnitz liegen das Tal der Rotach, das von Rötlein und Lautenbach (= lauten, hellen Bach) kommt, und das Tal der Zwerg-Wörnitz, deren Oberlauf Schönbach heißt (nach der Schönmühle d. h. Schönmehlmühle) und bei Riegelbach (1265 Rihiltbach, Personennamen) das württembergische Gebiet verläßt.

Einige abgegangene Orte auf -bach sind Hambach Gde. Gröningen (aus Hahnenbach, 1448 Hanenbach; von einem Personennamen), das bereits genannte Künbach, richtiger Kienbach Gde. Satteldorf (siehe oben S. 72), Smidebach (so 1345), in Tiefenbach aufgegangen, Zagelbach (so 1300), heute Unterweiler genannt (mhd. zagel = Schwanz; am Ende der Markung gelegen), Ilgenbach (1357) bei Langenburg (Ilge = Lilie, Schwertlilie), das bereits genannte Kretenbach bei Rot am See. Wisgartbach, so nach 1351, wohl = Wischart bei Wolmershausen, ferner Mirspach und Rumpelbach, wohl bei Funkstatt und Bockenfeld gelegen, im Hohenloher Lehenbuch 1351 bis 1371. Zu Aspach bei Ellrichshausen ist die Stelle (1367) nachzutragen: daz wiler Aspach, daz an die mark zu Horsthausen stezzet.

b) Von den Ortsnamen auf -brunn (-bronn) weist unser Kreis mit seinen vielen Quellen mehr als ein Dutzend auf; daß aber alle späte Siedlungen sind, ergibt sich aus der geringen Bedeutung, die sie im Mittelalter und, mit wenigen Ausnahmen, auch heute noch haben. Urkundlich am frühesten bezeugt ist Bergbronn Gde. Waldtann (1164 Berengerebrunnen, d. h. Brunnen eines Berenger); Gerabronn hieß 1226 und öfters Gerhiltebrunnen, also Brunnen einer Gerhild; doch kommen im 14. Jahrhundert auch andere Formen vor, z. B. 1351 Geroldbrunnen, 1369 Gerhartbunnen. Eine ziemlich hochliegende Quelle befindet sich in Hochbronn (1357 Hohenbrun) Gde. Weipertshofen. Kreßbronn bezeichnet entweder eine Quelle, an der Kresse wächst, oder bei der Krebse vorkommen; ähnlich wie Kreßberg (bei Marktlustenau) aus Krebs-berg entstanden ist. Schönbronn Gde. Marktlustenau hieß früher auch Schönbrünnlein, so 1542 Schoenbrünlin, während Schönbronn Gde. Hengstfeld 1345 Schonebrunne heißt. „Schön" wird ein Ort genannt, der eine gute Aussicht bietet; ahd. scôni ist das Eigenschaftswort zu skouwan = schauen. Mergenbrunn = Marienbrunn, 1357, ist in Mariäkappel aufgegangen. Könbronn Gde. Schrozberg (1345 Kinbrunn, 1346 Kinderbrunn, 1384 Kennebrunn) gehört wohl zu mhd. kenel, kengel = Rinne, Röhre; vgl. das Rinnen-brünnele in Crailsheim. Hirschbronn bei Ettenhausen (1334 Hirtzbrunnen) verdankt der Jagd seinen Namen. Einen erst dem 18. Jahrhundert entstammenden Namen trägt der Sauerbrunnen Gde. Roßfeld, wo 1702 eine Sauerquelle gefaßt und zu einem Bade ausgestaltet wurde, das aber im 19. Jahrhundert wieder einging. Ob das 1099 genannte Heilicbrunnen sich auf Heiligenbronn Gde. Spielbach oder auf Heilbronn am Neckar bezieht, ist ungewiß. Aber auch die Formen von 1367 Heilkenbrun und Heylgenbrunne beweisen, daß der Ort seinen Namen einer als heilig, d. h. heilbringend, heilsam verehrten Quelle verdankt, wie Heilbronn. Abgegangene Ortsnamen auf -brunn sind Blindenbrunn (1357 Blindenbruon), das später Lindenbronn hieß und seit 1742 Ludwigsruhe benannt ist. Durzbrunn (1217 Durzpurne) war der Ort, wo 1202 Bruder Hartmann eine Zelle errichtete; ob Durz- zu mhd. turse = Riese oder zu einem Personennamen Durre, Dürr gehört, ist unsicher. Heute wird der Ort als Klosterhof bei Hausen am Bach bezeichnet. Maisenbrunn oder Neißenbrunn bei Nesselbach hieß 1226 Neisenbvrnen, 1357 Meysenbruon. Mhd. meise bedeutet Traglast, Traggestell, während mhd. der meiz, meiß „Einschnitt, Holzschlag" bezeichnet. Onekprun (1367) zwischen Schrozberg und Spielbach ist sprachlich unklar.

Verschiedene Rätsel gibt das Lehenbuch Gerlachs von Hohenlohe auf, mit den Worten: Item ... hat er gelihen ... Hansen Meister von Elzzendorf daz gut zu Taubenbrunnen ... Item auf dem gut haben sie verkauft ein wisen, leit bei Lache, die hat er gelihen Herman Schoberlin von Lache anno 1358. Der Ort Lache lebt heute noch in dem Flurnamen Lachensee nördlich Crailsheim weiter; das Gut Taubenbrunn ist in der Nähe davon zu suchen, wahrscheinlich der schwache Brunnen im sogenannten Fallteich; mhd. toup bedeutet taub, wertlos, gering. Die adligen Bürger Taube in Dinkelsbühl und die Lacher in Hall waren Verwandte der Herren von Crailsheim und sind öfters mit diesen zusammen genannt, so 1289, 1290. Vermutlich lag der Hof Lache auf oder an dem heutigen Karlsberg.

Einzelstehende Namen, die nach einem Gewässer gebildet sind, haben wir in Appensee, Burleswagen und Schwarzenhorb vor uns. Appensee (so im 14. Jahrhundert), der

Digitized by Google

See des Abts (von Ellwangen), entstand aus Abten-see. Schwarzenhorb Gde. Mariäkappel, 1183 Swarzenhorve, bezeichnet den Weiler am schwarzen Sumpf. Ganz anders verhält es sich mit Burleswag Gde. Satteldorf. Die Benennung der hoch über dem Jagsttal thronenden Burg der Edlen von Burlougesuac (so 1085 und öfters) bezog sich ursprünglich auf die Wasserstelle (mhd. der wâc oder die wâge = die Woge, Strömung, tiefe Wasserstelle) in der Jagst, die noch heute „Jagstwag" heißt. Der Name ist „gewandert", d. h. auf die im 11. Jahrhundert erbaute Burg übertragen worden.

Da unser Kreis nur an wenigen Stellen den mittleren und unteren Muschelkalk erreicht, fehlen, im Gegensatz zum Kochertal, die Salzquellen. Daher weisen nur zwei Ortsnamen auf ein Salzvorkommen hin: Sulz bei Kirchberg an der Jagst und Salzbrunnen an der Brettach bei Beimbach. Der Name Sulz ist vom Tal aus auf die Burg Sulz übertragen worden: er ist „gewandert".

c) Ortsnamen mit der Endung -au bezeichnen eine Siedlung am Wasser; die Grundbedeutung von Au (mhd. ouwe, ahd. ouwa, auwja) ist das Wasser (vgl. lateinisch aqua, deutsch Ach), dann das Land am Wasser, desgleichen im Wasser = Insel. Später wurde der Begriff Au auf das Weideland am Wasser, auf die Wiese überhaupt ausgedehnt. An erster Stelle haben wir die Bezeichnung Au in „Auhof" Gde. Satteldorf (1357 im Gültbuch der Herrschaft Hohenlohe: das Holz die Auwe, und der große Zehnte zu der Auwe).

Der Name Wüstenau (bei Mariäkappel, 1251 Wsten, 1288 Wostin ebenso Wüsten bei Maulach, 1079 Wostene, 1351 Wosten) weist auf eine frühere, abgegangene Siedlung hin. Beide Weiler, sowohl das bei Maulach wieder abgegangene, wie das bei Mariäkappel mit seinem Burgstall (Schloßberg) liegen an der vor- und frühgeschichtlichen Straße, die vom Kochertal über Crailsheim nach Feuchtwangen führte. Auch das bei Honhardt 1357 genannte Altauwe legt die Annahme einer älteren Siedlung nahe; es ist darunter wohl Altenfelden zu verstehen. Daß die Flügelau, „die umflossene Au", die Nachfolgerin der Mauladiburg war, wurde bereits oben ausgeführt. Zum Wortteil Flügel-, abzuleiten von mhd. vlüjen, vlüen = fließen, umströmen, vgl. noch den Namen der Wasserburg Flyhöhe bei Blaufelden, wo im oberen Teil des Grabens eine Quelle entspringt und den Graben ringsum unter Wasser hält.

Marktlustenau hieß früher nur Lustenau, d. h. die anmutige, liebliche Au; vgl. 1254 Lustenovve?, 1370 Lustnawe. Es wurde vom Kreßberg aus benannt. Zwei gleichnamige Orte, Mistlau Gde. Waldtann und Gde. Gaggstatt (um 1090 Mistelouwa), lassen auf das üppige Vorkommen der Mistel schließen. Ersteres wird auch Mistlau an der Laube, 1434 Mistlau uf dem Walde benannt. Wittau Gde. Westgartshausen ist die „Au eines Wito". Eichenau Gde. Lendsiedel (1357 Eychenauwe) ist die mit Eichen bewachsene Au, Hegenau Gde. Brettheim die an der Hege, d. h. der Rothenburger Landhege gelegene Au, während Hessenau Gde. Ruppertshofen wahrscheinlich die Au eines Besitzers namens Heß (Hesso?) bezeichnet. Alle diese Namen auf -au gehören der zweiten Rodungszeit vom 11. bis 13. Jahrhundert an; außer Marktlustenau blieben alle kleine Weiler. An diese Gruppe lassen sich zwei Namen auf -wiesen anschließen, nämlich Eichswiesen (1359 Eychswiesen, Sitz eines Edelknechts) und Reichertswiesen, beide Gde. Riedbach (nach einem Personennamen Eich, Kurzform zu Eicholt, Agiwald, bzw. zu Reichart, Richard).

d) Nach der Bewachsung werden die Orte auf -buch, -busch, -hardt u. a. bezeichnet. Die meisten von ihnen gehören in die späte Rodungszeit, etwa ins 13. Jahrhundert. Buch Gde. Triensbach heißt 1345 an zwei Stellen: Buch, ebenso 1357 zu Buche, während Buch Gde. Hausen am Bach bereits 1261 als villa Buoch und 1345 als „zu dem Buche" erscheint, ebenso 1360. Mhd. daz buoch bedeutet „Buchenwald". Auf Markung Honhardt wird 1357 ein Buchenhof erwähnt, nicht zu verwechseln mit Waldbuch Gde. Oberspeltach, das im Lehenbuch Krafts von Hohenlohe (zwischen 1351 und 1371) zuerst Buoch, dann zu dem Buch heißt, 1434 zu Buch auf dem Wald und erst im 16. Jahrhundert als Waldbuch vorkommt. Mehrere Orte, die früher die Endung -buch aufwiesen, haben diese durch -berg oder -bürg ersetzt, so Hohenberg bei Mariäkappel (1351 Hohenbuch, 1357 Hohenberg) oder die Schönebürg Gde. Goldbach (1345 Schonberg, Schonburg, ebenso nach 1351, aber 1414 Schönenbuch). Der Burgberg hieß 1334 Burchberg, 1364 aber Buchelberg, 1366 Buhelberg, aber im Hohenloheschen Gültbuch von 1351 bis 1371 Buchberg. Dieser Wechsel von Burg und Buch ist mundartlich zu erklären, ebenso der von -berg und -bürg mundartlich berch. Die Schreiber, die oft aus einer anderen Gegend stammten, gaben die Namen wieder, wie sie die Leute aussprachen.

Eine sehr späte Siedlung, erst aus dem 15. Jahrhundert, stellt Heinkenbusch dar, mundartlich Hankebusch = Hof an dem Gebüsch eines Heinicke, Heinke (Verkleinerung zu Hein-rich). Es ist möglich, daß eine der im Hohenloheschen Gültbuch um 1357 erwähnten Höfe seinen Namen an Heinkenbusch abgab, etwa Hagenhart.

Digitized by Google

Eine ganze Anzahl unserer Siedlungen sind nach der Lage an einem Wald benannt. Ein ausgedehnter Herrschaftswald wurde „Forst" benannt. Deshalb hieß die Siedlung am Fuße des Morsteiner Forstes, von dem die Reiherhalde noch einen Bestandteil bildet, bereits 1226 Forst, ebenso 1303 Vorste, 1358 Forhst, während 1370 auch Klein-Forst erwähnt wird. Der „Forst" bei Honhardt war zweifellos der Wald oder die Hard, nach der die nördlich und südlich davon gelegenen Dörfer Gründelhardt (1306 Grundelhart, 1357 Grindelhart) und Honhardt (1176 Hoinhart?, 1314 Hohenhart) ihren Namen tragen. Mhd. grindel, grintel bedeutet Riegel, Balken, Stange; wahrscheinlich war zum Schutz gegen das Wild ein Zaun aus Stangen errichtet. Der Name Hohenhard ist von dem an einem „Hochweg" gelegenen Wald, eben dem „Forst", auf die Siedlung im Tal, das heutige Honhardt, übertragen. Der Mittelpunkt der fast 70 qkm großen Urmarkung (Honhardt, Gründelhardt und Speltach) war noch 1162 die Wasserburg „Spelte", nach der sich die Edlen von Speltach benannten, ist aber nach dem Aussterben dieses Geschlechts nach der Wasserburg, dem heutigen „Schloß", in Honhardt verlegt worden, während der ursprüngliche kirchliche Mittelpunkt wohl auf dem „Kirchbühl" bei Altenfelden anzunehmen ist.

Weitere Ortsnamen auf -hardt sind: Kühnhard Gde. Reubach (1345 Kyenhart, 1351 Kyenhart, Kynhart = Kien-hard, Kiefernwald), der Schleehardtshof Gde. Gröningen (1354 das Holz Slerode = Schlehenrodung), nach dem Wald Schleehardt = Schlehenwald benannt. Abgegangen sind Contzenhart bei Roßfeld (so 1357, nach einem Personennamen Kunz), Hagenhart bei Maulach (so 1357; der mit einem Zaun, Hag, umgebene Wald) sowie Wyschart bei Wollmershausen (vgl. 1351 Bruon von Wisgartbach); Wisgart = Wiges-hart; vgl. Wipreht von Wolmershausen, um 1400. Ein Hof „zu der Hart" befand sich 1292 und später bei Hengstfeld, auf der Stelle des Ingersheimer Hardthofes wurde 1789 Alexandersreut angelegt.

Im Norden unseres Kreises liegen drei Orte mit der Namensendung -holz: Eichholz Gde. Riedbach, Metzholz Gde. Gammesfeld und Weikersholz Gde. Reubach. Eichholz kann Eichenwald bedeuten, kann aber auch der Wesfall des Personennamen Eichold sein (um 1357 Eychholtz). Metzholz (1377 Metteinsholtz) gehört zu dem Personennamen Mahtuin, Matwin; Weikersholz zu dem Personennamen Wikart, Wighart.

Die dritte Bezeichnung für Wald, Lohe, mhd. lôch, lohe, lô, ist in den Namen Hohenlohe und Lutzmannslohe (abg. bei Billingsbach) enthalten. Der Name der Herren von Hohenlohe, ein Zweig der Edelfreien von Weikersheim, von denen sich Adelbert von Weikersheim 1178 erstmals von Hohenloch zubenennt, kommt von ihrer Stammburg Hohlach, Hohen-loch = Hohen-wald, im Gollachgau bei Uffenheim.[7] 1232 wurden die Edlen von Hohenlohe als Verwandte derer von Langenburg in unserer Gegend ansässig; 1314 wurden sie mit Crailsheim und Honhardt, vor 1366 mit Kirchberg und 1438 mit Bartenstein belehnt. Da um 1250 bereits Öhringen, Neuenstein und Waldenburg hohenlohisch wurden, so ist die Bezeichnung „Hohenloher Ebene" für den östlichen Teil von Württembergisch Franken wohl berechtigt. Der Grafentitel findet sich bei den Herren von Hohenlohe im 13. und 14. Jahrhundert nur vereinzelt, wird aber von 1450 ab regelmäßig geführt; den Fürstentitel erhielt das Haus Hohenlohe im 18. Jahrhundert in der Kirchberger Linie zuerst. — Lutzmannslohe (vom Personennamen Lutzmann), das 1554 als Zubehörde von Billingsbach erscheint, war wohl das 1345 im Lehenbuch Krafts von Hohenlohe erwähnte Lutzenwiler.

Waldtann hieß 1383 nur Tanne (d. h. der Tann, Tannwald), 1437 heißt es erstmals Waldtann. Ähnlich hieß der Belzhof Gde. Honhardt 1407 Tannwald (Tanbold); erst vom 17. Jahrhundert an nach einem Besitzer Belz = Balthes, Balthasar „der Belzhof".

Eine nach Alter und Bedeutung ansehnliche Gruppe stellen die Ortsnamen auf -feld, -felden dar. Es sind durchweg waldfreie, fruchtbare Ebenen des Lettenkohlegebietes. Altenfelden Gde. Honhardt (wohl die Altauwe oder Ahauwe von 1377) konnte nach der Lage der Orte mit dem im Komburger Schenkungsbuch 1085 erwähnten Althenwineden identisch sein; doch lag dieses wahrscheinlich bei Geifertshofen. Hengstfeld (848 Hengesfelt) und das erst 1303 erwähnte, aber bestimmt weit ältere Roßfeld sind nach der Einteilung der Weide benannt; wie in Maulach die Maultiere, so wurden bei Roßfeld die Rosse auf die Weide getrieben, während die Hengste weiter entfernt untergebracht waren. Gammesfeld (1101 Gammesfelt) hat um 1100 einen Ortsadel und eine Kirche, ist also als der Mittelpunkt der Umgebung anzusehen. Schmalfelden (Smalefeldon) kommt 1033 mit Regenbach an Würzburg, als kaiserliches Gut Konrads II. und seiner Gemahlin Gisela. Blaufelden (1157 Einwich de Blauelden; nach dem Untergrund des Blaubachs) weist ebenfalls einen Ortsadel auf, wird aber erst 1362 von

[7] K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. 2 Bände. Stuttgart 1904 und 1908.

Digitized by Google

der Mutterkirche in Michelbach (Heide) getrennt. Brettenfeld (1345 Brettenvelt) ist entweder aus Brettheim-feld oder Brettach-feld abgeschliffen worden; die Nähe von Rot am See und der Bebenburg (Bemberg) hielten den Ort immer im Schatten. Ebenso kam Kreuzfeld (1253 Crucefelt) nicht empor, weil das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz durch das benachbarte Frauenkloster Schäftersheim niedergehalten und nach kurzem Bestehen aufgehoben wurde. Für Windischbockenfeld Gde. Leuzendorf fand ich nur die wenigen Belege: 1287 Sefridus dictus Bokenfelt, Mönch des Klosters Komburg, und 1351: ecker und wisen zu Bikenfelt. Als Wendensiedlung mag es bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen, doch kam all diesen Wendenorten keine Bedeutung zu.

e) Nach der Höhenlage sind die Orte auf -tal und -berg, -halde, -bühl u. a. benannt. Nur ein Ort weist die Endung -tal auf: Bölgental bei Gröningen (1295 Belgeltal, 1333 Belgental) liegt nicht im Tal, sondern auf weithin sichtbarer Höhe. Der Name ist „gewandert"; unterhalb Bölgental bei der Heinzenmühle hat die Jagst eine Mulde ausgewaschen, die sich für eine kleinere Siedlung wohl eignete und als die ursprüngliche Stelle von Bölgental anzusprechen ist. Mhd. belgel bedeutet „kleiner Schlauch, Sack". — Eine ähnliche Bedeutung hat das bei Mariäkappel abgegangene Däschen (1351: zwei gutlech zu Daschen); mhd. tasche, tesche = Tasche, kleiner Sack. Der Begriff der Klinge, einer engen Schlucht, liegt im Namen Mainkling Gde. Honhardt. Obwohl wir eine der größten Teilgemeinden vor uns haben, ist in älterer Zeit nicht ein urkundlicher Beleg zu finden außer 1466: Mayenklinge. Ob die Form Mayen- aus Magen- von einem Personennamen Mago (oder von einem Familiennamen May oder von dem Monatsnamen Mai) oder von mhd. magen, main = mächtig, groß abzuleiten ist, läßt sich nicht bestimmt entscheiden. Für letztere Erklärung spricht nicht nur die starke, heute gefaßte Quelle, sondern auch die wahrscheinliche Gleichsetzung mit dem 1357 erwähnten Hof Trachenloch. Eindeutig dagegen ist Wittmersklingen Gde. Bartenstein, das 1334 Witigersklingen hieß und zu dem Personennamen Witiger gehört.

Auf eine Hanglage weisen die Ortsnamen auf -halden, so Halden Gde. Marktlustenau (1446 Halden), Rockhalden Gde. Ellrichshausen, das um 1500 Rockenhalden hieß und „die zum Roggenbau benützte Halde" bedeutet; endlich Oshalden Gde. Westgartshausen, das 1345 Aschhalden, 1357 Oshalden hieß und 1387 als Unter-oshalden erwähnt wird, gehört vielleicht zu dem Namen Oswald, wenn die Angabe der Beschreibung des Oberamts Crailsheim, Seite 506, richtig ist, daß der Flurname Osbühl urkundlich Oswaldbühl laute. Eine Ableitung von Asen = Götter oder von Asche = Esche ist sprachlich nicht zu rechtfertigen, eher eine solche von Aas, mundartlich Oos, = verendetes Vieh.

Eine geringe Anhöhe wird mit Bühl bezeichnet, ahd. buhil, mhd. bühel, das zum selben Wortstamm von „beugen" gehört wie Buckel. Mit -bühl sind zusammengesetzt: Emmertsbühl Gde. Wiesenbach, 1300 Einhartsbuhele, vielleicht mit dem um 1357 erwähnten Emhartzwiler, um 1434 als Meynhartzwiler, Eynertzwiler erwähnten Weiler gleichzusetzen. Der Personennamen Einhart entstand aus Aginhard, Eginhard. Gaisbühl Gde. Marktlustenau kann nur von „Geiß" = Ziege abgeleitet werden; auch die Flurnamen Geißelfeld (= Geißhaldefeld) und Geißelholz bei Gaisbühl und die mundartliche Aussprache Gäsbühl weisen darauf hin. Hörbühl bei Stimpfach kommt von mhd. hor, horwe = Kot, Sumpf, ähnlich wie Spaichbühl bei Gründelhardt (1351 Speychbuhel, Speichbuehel) nur von mhd. speich = Speichel, Schlamm abgeleitet werden kann, weil die Wiesen am Fuße des Bühls stark versumpft waren. (Eine Ableitung von mhd. specke, spicke = Knüppeldamm ist sprachlich ganz unhaltbar.)

f) Nicht weniger als 30 Orte unseres Kreises tragen die Endung -berg. Etwa ein Drittel derselben waren ritterliche Siedlungen und trugen Burgen. Es sind: Bemberg bei Brettenfeld (1157 Bebenburc, Burg eines Bebo, Babo), ein Edelsitz und Mittelpunkt des Brettachtales; Hohen-altenberg, irrtümlich als Hochhaldenberg wiedergegeben, heute meistens seit 1357 auch Eberhardsberg genannt, war der „Alte Berg", im Gegensatz zu Kirchberg und Hornberg. Heute ist die ganze Stelle durch einen Steinbruch abgegraben. Hornberg (1216 Horenburck, 1222 Hornburc) ist nach dem vorspringenden Berge, dem „Horn", benannt; Kirchberg (1245 Kircperg?, 1271 Kirperch) erhielt seinen Namen im 13. Jahrhundert von einer Leutkirche, die auf dem Berge gegenüber Burg Sulz und Hornberg errichtet wurde. 1271 nennt sich Raveno von Sulz auch von Kirchberg; also dürfte bald nach der Kirche auch eine Burg auf der Stelle des späteren Schlosses entstanden sein. Kreßberg bei Marktlustenau (1299 Crebsperck, 1331 Chrebsperch) war wohl nach einem früheren Krebswasser am Fuße des Berges so benannt. Neuberg Gde. Oberspeltach (1357 Nuwenburg) gehörte von 1261 bis 1421 den Rittern von Neuberg, die sich wohl im Gegensatz zu dem nahen Vellberg (1102, 1263 Velleberc; mhd. velle = Fall, Sturz) so hießen. Rechenberg (1263 Rechenberch) läßt sich lautlich weder

Digitized by Google

mit „Reh" mhd. rêch, rêhes, noch mit „rächen", noch mit ric, rickes = Gehege zusammenstellen, sondern nur mit Rechen = Harke, was aber keinen Sinn ergibt, trotz des Wappens, oder mit dem starken Zeitwort rëgen = aufragen, sich erheben, das mundartlich zu rëchen wurde. Auch die Ableitung von einem Personennamen Recho ist möglich. Ob der Name Rechenberg aus der Gegend von Wassertrüdingen übertragen wurde, ist fraglich. Schrozberg (1262 Schrotsberch, 1249 Srotsperch), nach dem Personennamen Scrot (Scrutolf), ist eine alte Wasserburg.

Bäuerliche Siedlungen, die nach ihrer Höhenlage benannt wurden, sind: Bräunersberg Gde. Marktlustenau (1542 Breunoltsberg, vom Personennamen Brunolt); Brunzenberg Gde. Gründelhardt (nach 1351: Chunrad von Brunzenberg; Personennamen Brunizo); Eichelberg Gde. Jagstheim, um 1480 aus einem Gereut entstanden, hieß noch 1630 Eichen-berg; Binselberg Gde. Michelbach (Heide)1357 Bynselberg, wohl = Binsen-halde-berg; Hahnenberg Gde. Matzenbach, 1327 Heimenweiler, also mundartliche Entstellung aus Hame-weiler oder -berg; Hohenberg Gde. Mariäkappel nach 1351 Hohenbuch, 1357 Hohenberg; nach der Lage an einem Hochweg; abg. Hermannsberg bei Beuerlbach, 1345 Hermansberg; wahrscheinlich nach Hermann von Beuerlbach, 1331 erwähnt; abg. Hertenberg Gde. Waldtann, beim Neuhaus, 1460 erwähnt, von hart, hard = Wald; Imberg, abg. bei Maulach, auf der Flur Himmelhaus, wohl der um 1357 erwähnte Hof ze Windberg, Windenberg (wohl nach einer Wendensiedlung); ein abgegangener Ort Langenberg Gde. Rechenberg soll 1429 und 1461 östlich vom Eichishofe gestanden sein, der 1526 Hof zum Aigen heißt. Nestleinsberg Gde. Weipertshofen hieß 1391 Eschenau, 1464 Eschnersberg, 1511 Eslensberg, 1655 Estleinsberg, ist also eine deutliche Entstellung aus „Eschen-berg"; ähnlich entstand der Name Lixhof bei Weipertshofen aus Lisenberg (so 1357, zu der Lichsen 1429); Lichse oder Lüchse bedeutet „Lehm"; Michelberg war 1226 und 1357 der Name des Kupferhofs Gde. Michelbach (Heide); 1476 war der Hof im Besitz Engelhard Kupfers. Der Reißenberg Gde. Triensbach heißt in dem Hohenloheschen Gültbuch um 1357 Rissenberg und Reißenberg; der Hof ging wohl nach den Zerstörungen des Städtekriegs 1449 ein; in einer Urkunde des Triensbacher Rathauses heißt es nämlich im Jahre 1505: der Reisenberg wo vordem ein weilerlein was. Der Name ist abzuleiten von dem Personennamen Riso. Der abgegangene Hof zum Ronenberg (so 1357) lag wohl auf dem Ronbühl bei Appensee; mhd. rone, ron bedeutet „umgestürzter Baumstamm, Klotz". In derselben Markung lag 1357 der Hof zum Surnberg, vielleicht auf dem Sonnenberg bei Unterspeltach, Der Streitberg Gde. Stimpfach (1429) trägt seinen Namen entweder von einem Streit (vgl. Zankhof) oder von mhd. struot, strüet = Gebüsch, Sumpf. Schüttberg Gde. Westgartshausen (um 1357 Schipperg) heißt so nach einer Schütte, d. h. Anschwemmung, Schutthalde. Seibotenberg Gde. Michelbach (Heide) kommt von dem Personennamen Seibot, Sigiboto. Rudolfsberg war vor 1549 nur ein Waldteil und wurde in diesem Jahre als Siedlungsland an einige Bauern verteilt. Vehlenberg Gde. Waldtann hieß 1357 Velnberg, 1489 Felenberg, 1529 aber Follenberg; die Ableitung von einem Personennamen Follo, Vollo ist möglich, aber nicht sicher. Waidmannsberg, 1317 Wignaugesberg, 1421 Weickmannsberg, vom Personennamen Wignand oder Wigman. Zwischen Waidmannsberg und Leukershausen lag 1421 ein Hof Hungertal. Abgegangen ist Snarrenberg, 1357 zwischen Saurach und Lobenhausen gelegen.

g) Von Ortsnamen auf -eck befindet sich im Kreis nur einer, der auf eine Rittersiedlung hinweist: Werdeck Gde. Beimbach (1220 Werdekke). Zur Ableitung des Namens mhd. werde, wert = Land am Wasser, Insel vgl. 1378: das Phelinsgut, das da ligt uf dem werd unter Werdeck; ferner den Wald Eckberg zwischen der Rotmühle und dem Hof Werdeck. — Schöneck Gde. Gaggstatt ist eine Neubildung des 19. Jahrhunderts, ähnlich wie Schönblick.

Die Ortsnamen auf -fels, Leofels und Neidenfels, gehören ebenfalls der Ritterzeit an. Leofels Gde. Ruppertshofen hieß 1303 Lewenfels, 1364 Lauwenfels, und ist nach dem Wappentier des Löwen benannt. Neidenfels wurde im Zusammenhang mit dem Burleswager Streit und dem Burgfrieden von 1397 ums Jahr 1390 im Tal auf einem Tuffsteinfelsen erbaut, und so erklärt sich der Namen Niden-fels = Trutzfels (1391). Eine Ableitung von „nieder" ist unmöglich, sonst müßte der Name „Niedernfels" oder „Niederfels" lauten.

Etwas zahlreicher sind die Burgennamen auf -stein, die mit Ausnahme von Wildenstein alle im Muschelkalkgebiet liegen. Die älteste dieser Burgen ist wohl Falkenstein bei Unterregenbach, von dem allerdings kein urkundliches Zeugnis vorliegt. Katzenstein bei Bächlingen oberhalb Hürden war wohl die Heimat der 1299 erwähnten Würzburger Kleriker Johannes und Heinrich von Katzenstein. Weitere Urkunden fehlen. Beide Burgen erhielten ihren Namen von dem Wappentier des Falken bzw. der

Digitized by Google

Wildkatze. Um 1247 wird erstmals Bartenstein genannt, das ursprünglich westlich Riedbach lag, wie der Flurname Alt-bartenstein ausweist. Wann und von wem die Verlegung erfolgte, war nicht festzustellen. Der Name wurde schon früh von Barte = Hellebarde, Streitaxt abgeleitet, wie auch das Wappen zeigt; auch ein Personennamen Bardo, Barto kann in Frage kommen. Bei Billingsbach liegt die Ruine Hertenstein (1314 Herttenstein, 1316 und öfters Hertenstein); der Name gehört wohl zu Hard = Wald. Morstein (1288 Morstein), auf einem kühnen Felsvorsprung über der Jagst erbaut, verdankt seinen Namen gleichfalls dem Wappenbild eines Mohren, wohl in Erinnerung an ein Kreuzzugerlebnis. Bei Wildenstein, das 1482 ze dem wilden stein heißt, stimmen die Lage und die Zeit der Erbauung nicht zu den übrigen Namen auf -stein. Der „Fels im Walde" ist wohl bei dem Bau des Schlosses beseitigt oder einbezogen worden. Herren von Wildenstein sind im 13. und 14. Jahrhundert nicht bekannt.

h) Während der Ausbau der Markungen vor der Jahrtausendwende zahlreiche Siedlungen auf -hofen-, -hausen, -stetten u. a. im Gefolge hatte, sind es im 14. Jahrhundert im allgemeinen nur noch Höfe und kleinere Weiler, die noch entstehen. Hier sind zu nennen: der Bechhof (1357 Bechoven) Gde. Honhardt, während der Beeghof Gde. Ellrichshausen erst im 16. Jahrhundert entstand; die Pechgewinnung erfolgte aus Fichtenharz; auf Honhardter Markung war 1357 ein Buchenhof (abg.), während der Sandhof „ze Santgrube" und der Ipshof „zu dem Tupse", 1597 Düpshof hieß (Name unklar). Der Belzhof hieß 1407 Tanbold = Tannwald seit 1604 nach dem Besitzer Belz = Balthasar; der Hirschhof hat seinen Namen von der Jagd, der Reifenhof gehörte vielleicht zu dem 1377 erwähnten Burgstall zu Griffenburg (Personennamen Grifo, Rifo); der Reishof, mundartlich Rashof, war wohl der Hof eines reisman, d. h. eines berittenen Boten. Der 1357 bei Honhardt erwähnte Hof zu dem Stockech heißt so schon 1345, während der Stöckenhof bei Jagstheim 1366 und 1370 zu den Stokken = Baumstümpfen heißt. Ferner seien erwähnt: der Eichishof Gde. Rechenberg (1526 zum Aigen = Eigentum, freies Gut), der Vötschenhof bei Leukershausen (1432 Fetzenhof, wohl von dem Personennamen Fazi = Bonifatius), der abg. Hetzelhof Gde. Gaggstatt (Personennamen) und der Horschhof Gde. Amlishagen (mhd. horst = Gebüsch, Gestrüpp). Zwischen Schrozberg und Wiesenbach lag 1367 ein Hof Steinriegel; in der Nähe liegt Naicha, dessen Name aus „zu den Eichen" entstellt ist. Teile, die dem Flurzwang entzogen waren und als Allmende der Dorfgenossen oder als Herrengut bewirtschaftet wurden, waren zum Schutz gegen das weidende Vieh mit einem Flechtzaun umgeben, den man mhd. als biunte, biunde (aus bi-wendi = Umzäunung) bezeichnete. Im Crailsheimer Kreis sind drei Namen mit biunt zusammengesetzt: Allmerspann (1090 Almaresbiunt; Personennamen Albmar oder Altmar), Diembot (1375 Dyenbuend; von Personennamen Dimo oder Diemot) und Söllbot Gde. Bächlingen (1462 Selbund), sel entweder = sal = Herrenhof oder gekürzt aus selde = Bauerngut. Zu den abgesonderten Flurstücken zählte auch der Espan oder Espach, wie die Form häufig entstellt wurde. Ein Hof Espach befand sich 1335 an der Jagst unterhalb Wollmershausen. Der Name Bügenstegen (1300 Buochenstegen = Buchen-steg) sei an dieser Stelle eingereiht, ebenso der abg. Hof zu dem Stege (1357) bei Honhardt und der Stegenhof Gde. Waldtann. Der bei Neidenfels abg. Stengelshof hieß 1345 Stegeltshof, das ist Steg-holz-hof; bis ins 10. Jahrhundert führte nur ein Steg über die Jagst.

Endlich sind noch mehrere Rodungsnamen aufzuführen, die sich über den ganzen Kreis erstrecken, vor allem über das Keupergebiet. „Roden" ist die fränkische Form für „reuten", d. h. Baumstümpfe oder Steine ausgraben. Im Süden dieses Kreises liegt Eckarroth (1357 Eckenrode, d. h. Rodung eines Ecko), Cleonrode bei Mariäkappel, ein abgegangener Hof auf der Flur „Kläret", 1331 Clerod, 1366 Cleonrode, d. h. Rodung bei einem Kleen-feld, mhd. klêwen; Sunkenrod = versunkene Rodung, der frühere Name von Gaisbühl. Im nördlichen Teile liegen Rotam See, 1333 Rod, 1345 uf dem sewe zum Rode (die einzige Rodung, die als alte Siedlung anzusprechen ist; vgl. oben S. 64); Atzenrod (1226 Otzenrode, ebenso 1297 und 1357) bei Langenburg ist von einem Personennamen Ozo, Othizo abzuleiten, der später als Atzo aufgefaßt wurde; Eichenrot Gde. Spielbach hieß früher Euchariusrod, nach dem Kirchenheiligen von Spielbach; Reupoldsrot Gde. Schrozberg mit seiner romanischen Kapelle zum heiligen Martin kann bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen; Rodung eines Riut-bald.

Rötlein Gde. Lautenbach bedeutet die „kleine Rodung"; das von Markgraf Alexander 1789 angelegte Alexandersreut ist ziemlich jung. Reubach gibt ein älteres Reut-bach wieder und Wolfskreut Gde. Leuzendorf ein Wolfsgereut. Noch sind zwei Rüddern zu erwähnen, Rüddern Gde. Tiefenbach (nach 1351 Rudern) und Rudern, abgegangen bei Langenburg (1226 und 1357 Rudern); beide Namen kommen von mhd. das riet, die rieder = ausgereutete Stellen.

Digitized by Google

II. Sprachliche Erklärung

Mit Personennamen gebildete Ortsnamen

Da die Erklärung der Ortsnamen, die von Personennamen (PN.) abgeleitet sind, immer wieder auf die Schwierigkeit stößt, die vorliegenden Personennamen nicht nur in ihrer Form, sondern auch in ihrer Bedeutung festzustellen, soll im folgenden der Versuch gemacht werden, den Lehrern und Heimatfreunden eine wissenschaftliche Erklärung der mit Personennamen zusammengesetzten Ortsnamen unseres Kreises zu bieten.[8] Um die gesuchten Namen leichter zu finden, soll das Verzeichnis in alphabetischer Reihenfolge der heutigen Namensformen angelegt werden. Daß trotz aller Bemühungen manche Frage offen bleibt, liegt in der Natur der Sache bedingt.

Alkertshausen Gde. Herrentierbach, 1326 Alkershusen, von PN. Alker, aus Adalger; adal, zusammengesetzt al- = edel, vornehm; ger = Speer.

Allmerspann, Groß- und Klein-, 1090 Almaresbiunt, 12. Jahrhundert Almannesbunth, PN. Almar aus Altmar, Albmar oder von Almann aus Altmann, Alpmann; Alt = alt, Alp = Elfe; mar = berühmt.

Aloswiler, 1226 abg. bei Nesselbach, PN. Alos aus Alois, Alwis; Al = alle, wis = Führer.

Amlishagen; 1261 Amelungeshagen, PN. Amelung = Sohn des Amalo; Sinn von amal = stark, tüchtig. Der an sich ostgotische Name kommt auch bei anderen Stämmen vor.

Anhausen, abg. Kloster bei Gröningen, 1344 Andenhausen, PN. Ando, zu ahd. ando = Eifer, Zorn.

Atzenrod, 1226 und öfters Otzenrode, PN. Otzo, nicht Atzo, aus Othizo; ahd. oth, odi = Neigung, Möglichkeit, Glück.

Bächlingen, 1077 Bachilingen, 1226 Bechelingen, PN. Bachilo, Verkleinerungsform zu Bacho = Badicho; altenglisch beado = Kampf (ahd. badu, batu fehlt).

Banzenweiler Gde. Gründelhardt, so 1480, PN. Banzo, aus Bandizo; germ. bandu, got. bandwa bedeutet Banner, Fahne. Die zu Banzenweiler gehörige Betzenmühle ist nach einem Besitzer Betz aus dem 18. Jahrhundert benannt.

Bartenstein, 1247 Bartenstein, entweder von PN. Barto = Kurzform zu Bart-hart, Bartholf oder von ahd. barta = Axt, Beil.

Bautzenhof Gde. Rechenberg, 1183 Pusonwilare, PN. Puso, Buzo; entweder zu „böse", ahd. bosi, oder zu „Busse", ahd. buozza = Strafe, Sühne, gehörig. Doch macht der heutige Doppellaut au gewisse Schwierigkeiten.

Bemberg, 1157 Bebenburg, PN. Bebo, Babo; Babo ist ein Lallwort = Mutter oder Vater.

Bergbronn, 1164 Berengerebrunne, PN. Beringer; berin = Bär, Bären, ger = Speer.

Beuerlbach, 1251 Byrlebach, PN. Bûrilo, Vkl. von bûr = Bauer.

Billingsbach, 1323 Bullingesbach, PN. Bulling, aus Butilo von Budo, Boto = Gebieter, Herr.

Windisch-bockenfeld, eine Wendensiedlung im Felde eines Bucco, Bocco; durch Umlaut aus Bokenvelt, so 1287 bzw. Buckenfeld entstand Bikenfeld, 1351. Bucco ist entweder Abkürzung aus Burk-hard oder = ahd. boc = Bock.

Bossendorf Gde. Leuzendorf kommt nicht von einem PN. Bosso, Bozzo, sondern von „Bossen" = roh behauene Steine, Bossensteine; es bildet den Gegensatz zu Standorf = Stammdorf, aus Baumstämmen, das mundartlich Sto'dorf, nicht Standorf lautet. Bovenzenweiler Gde. Spielbach gehörte ursprünglich zur Bonifatiuskirche in Oberstetten, daher der Name „Bonifatiusweiler".

Bräunersberg Gde. Martklustenau, 1542 Breunoltsberg, PN. Brunolt; brûn = braun, olt aus walt = Walter, Herrscher.

Bronnholzheim Gde. Gröningen, 1296 Brunoldesheim, PN. Brunolt, brun (mit kurzem u) zu ahd. brunja = Brünne, Panzer.

Brunzenberg Gde. Gründelhardt, 1351 Bruntzenberg, PN. Brunizo von obigem Wortstamm.

Buckenweiler Gde. Lautenbach, PN. Buck, von Bucco = Bock; vgl. Bockenfeld.

Burleswagen, 1085 Burlougeswac, PN. Burg-louc; ahd. louc = Flamme, Feuer, Lohe; burg = Burg. Ein Zusammenhang mit dem benachbarten Namen Beuerlbach ist abzulehnen wegen der verschiedenen u-Laute.

Crailsheim (1136 Crowelesheim, 1178 Chrowelsheim, 1240 Craulweshein) und Krailshausen Gde. Schrozberg (1303 Crowelshusen), PN. Crowilo, fränkische

[8] E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. I. Personennamen. II. Ortsnamen. Nordhausen 1856—1872.

Digitized by Google

Form für Ćrawilo, zur Vollform Ćra-wolf = „Krähen-wolf". Eine Ableitung von Crawolf aus Grawolf = Grau-wolf ist nicht ausgeschlossen, doch ist die Ableitung von ahd. krâ, krawa = Krähe vorzuziehen.

Connenweiler Gde. Rechenberg und Conaweiler Gde. Schmalfelden (1300 Kuenewilere, Kuonewilere) von Kuono, Kuno, Kurzform zu Konrad, Kunibert u. a.; kuoni = kühn, scharf, dgl. Conzenhart, abg. bei Roßfeld.

Diembot Gde. Lendsiedel (1375 Dyenbund) von PN. Thiomot, oder Dimo, Thiu; thiu in thio-muoti = De-mut; thionon, dionon = dienen, und -bot, -band = biunde = Baind, umzäunte Flur.

Dörrmenz Gde. Lendsiedel (1246 Dorminci, 1345 Dormuentze) hat seinen Namen wahrscheinlich von der Bewachsung mit einer Minzenart, der Dürrminze, wohl der Wegminze gleichzusetzen. (?)

Eckarrot Gde. Honhardt (1357 Eckenrode), PN. Ecko zu Eckewart u. a., aus Agio; ag- = scharf, mhd. ecke = Schärfe.

Ehringshausen Gde. Gammesfeld (1101 Iringeshusen) vom PN. Iring, der häufig vorkommt, besonders in der Sage (vgl. Iringes weg = Milchstraße), aber in seiner Ableitung ganz unsicher ist, wahrscheinlich zu is = Eis oder altenglisch iren = Eisen gehört.

Ellrichshausen (1240 Oulricheshusen, 1271 Elrichusen, 1273 Elrichenhusen), in der ersten Urkunde zwar vom PN. Ulrich, aber später stets von PN. Elrich, aus Edel-rich abzuleiten. Ahd. adal, edel = vornehm, adlig; rich = Herrscher.

Elpershofen Gde. Dünsbach (1300 Elpershoven, 1357 Elvershofen, Elbrechteshofen, 1377 Elfershoven), vom PN. Elbrecht, Alfberaht; alf = Elfe, Albe; beraht, berht = glänzend.

Emmertsbühl Gde. Wiesenbach (1300 Einhartsbuhele, 1357 Emhartzwiler), von PN. Einhart, aus Agin-hart; Agin = scharf, Schwert; hart = hart, kühn, stark.

Engelhardshausen Gde. Wiesenbach (1335 Engelgershusen, 1345 Engelrshusen, 1366 Engellingershausen), vom PN. Engil-heri; engil = Engel, heri = Heer, Krieger; oder von Engil-hart; hart = hart, kühn.

Erkenbrechtshausen Gde. Triensbach (1278 Erkenbrechteshusen, nach 1351 Erkenprehtshusen) zu PN. Ercanbreht, Ercan-beraht; ercan, erchan = ausgezeichnet; bercht, beraht = glänzend.

Erpfersweiler Gde. Wittenweiler (1367 Erbersweiler, 1362 Erpferswyler) zu PN. Erpfer, Arb-heri; von erbi, arbi = das Erbe, ererbte Besitztum; heri = Heer, Krieger.

Ettenhausen bei Bartenstein (1334 Ettenhusen), PN. Etto, Atto, zu ath- adal = edel.

Funkstatt Gde. Leuzendorf (1345 Funkstat, 1351 Funckstat), wohl vom PN. Funk; zu ahd. funcho, mhd. vunke = Funke, Zunder.

Gammesfeld (1101 Gamnesfelt, 1358 Gammersveld), von PN. Gaman, zu Gamanulf u. a.; ahd. gaman = Freude.

Gaunertshausen Gde. Bartenstein (1334 Ganhartshusen, 1351 Ganartenhusen), PN. Ganhart; altnord. gan = Zauberei, Wahrsagung, hart = kühn, stark.

Gauchshausen Gde. Honhardt (1024 Govcheshusen, 1152 Goweshusen), PN. Gouch, zu ahd. gouh = Kuckuck.

Gemmhagen Gde. Leuzendorf (1338 Gebenhan, 1345 Gebenhagen), von PN. Gebo, zu Gebe-hard u. a.; Stamm geban = geben.

Gerabronn (1226 Gerhiltebrunnen, ebenso 1300; 1357 Gerhaldbruonn, 1351 Geroldbrunn) entweder vom weiblichen PN. Gerhilt oder von Gerold; ger = Speer, hilt = Kampf, old = wald = Herrscher.

Gerbertshofen Gde. Weipertshofen (1024 Gerprehtshouen, 1152 Gerbrechtisowe), vom PN. Gerbrecht = Speerglänzend.

Geroldshausen Gde. Herrentierbach (1354 Geroldshausen), PN. Gerold = Speerwalter, Sperrherrscher.

Gersbach Gde. Ellrichshausen ist vielleicht das 1299 genannte Gerigshoven; PN. Gerig = Gerwig; wig = Kampf.

Gofersheim, abg. bei Maulach, 1357 erwähnt, PN. Gofer wohl entstellt aus Gottfried; got = Gott, fridu = Schutz, Friede. Vielleicht ist der Ort nach einem Gottfried von Hohenlohe erst benannt worden.

Gröningen (1102 Groningen, 1108 Gruoningen), PN. Grono, Gruono, zu Gruonhart, Gruonmuot; ahd. groni = grün, blühend, lebensfrisch. Der Ort Grunaha = Gronach leitet seinen Namen von dem Namen der Markung Groningen ab, nicht von gruoni unmittelbar.

Großbärenweiler Gde. Schmalfelden, über das keine älteren Nachrichten vorliegen, war wohl ein Bernwiler; vom PN. Bero, Berin = Bär abzuleiten.

Digitized by Google

Hahnenberg Gde. Matzenbach, 1327 Heimenweiler, PN. Heimo, Kurzform zu Heimbert, Heinold u. a. In fränkischer Mundart wurde Heim zu Ham; daraus Hämen-, Hahnenweiler bzw. -berg.

Heinkenbusch Gde. Triensbach, mundartlich Hankebusch, kaum der „Heubusch eine Holzmark" 1358, eher Hagenhart 1357; Heinke, eine Vklf. zu Heinrich u. a., lebt in dem häufigen Familiennamen Heinkelein weiter.

Hagestaldeshusen, 1090 im Komburger Schenkungsbuch, abg., vom PN. Hagustald = Hagbesitzer, zu gotisch staldan = besitzen.

Heinzenmühle Gde. Gröningen, die schon 1357 bestand, wahrscheinlich nach einem Heinz (Heinrich) von Crailsheim benannt. Heinz Kzf. auf -z zu Hein-rich, Hagan-rich.

Heldenmühle Gde. Satteldorf, 1411 Heldenmüla, von einem PN. Held, ahd. halid = Held, Kämpfer.

Hellmannshofen Gde. Gründelhardt (1375 Heilwigeshofen), vom PN. Heilwig heil = heil, gesund, von guter Vorbedeutung; wig = Kampf).

Helmshofen Gde. Gröningen (1345 Helwigeshoven, nach 1351 Helmshoven), von PN. Helwig, zu hal = Held, Mann, und wig.

Herbertshausen Gde. Brettheim (1274 Herprichusen, Herfrithusen), vom PN. Herbrecht oder Her-frid; heri = Heer, Krieger, brecht oder bert = glänzend; frid = Schutz.

Herboldshausen Gde. Lendsiedel (1338 Herborteshusen, 1357 Herboltzhusen), von PN. Heri-bald; bald = kühn; oder Heri-wald.

Hergershofen, abg., Gde. Roßfeld (1357 Hergershoven), von PN. Heriger; ger = Speer.

Hermannsberg, abg., bei Beuerlbach (1345 Hermansberg), vom PN. Heri-man; man = Mann.

Heroldshausen Gde. Beimbach (1372 Herolteshusen), PN. Herold, Heri-walt; walt = Herrscher, Walter.

Hertershofen Gde. Hausen am Bach (1171 Hertrichshofen), PN. Herderich, Harderich; hard = hart, kühn; rich = Herrscher (nach 1254 Hertingeshofen).

Herterichshausen, 1357 zwischen Eichenau und Sulz bei Kirchberg genannt; Lage unbekannt; PN. Herterich wie oben.

Hessenau Gde. Ruppertshofen (1303 Hesenowe, 1345 Hessenawe), zu PN. Hesso, Hasso = der Hesse, oder von einem Familiennamen Heß.

Hetzelhof Gde. Gaggstatt, abg. (bereits 1304 erwähnt), vom PN. Hetzel, Hezilo; doppelte Vklf. auf -z und -l von Namen mit Hadu- = Kampf.

Heuchlingen Gde. Riedbach (1054 Huchilheim, 1222 Huchelheim, 1371 Heuchelheim), vom PN. Huchilo, aus Hugichilo; doppelte Vklf. auf -ch und -l; hugu = Gedanke, Geist.

Heufelwinden Gde. Gammesfeld (1351 Heuvelwinden), kaum von dem PN. Hufilo, da sonst Heufelswinden zu erwarten wäre, sondern von mhd. hiuvel = Wange, Bodenerhebung, oder von mhd. hiufelin = Häuflein, kleine Erhebung. Winden weist auf Wendenleute.

Hilgartshausen Gde. Brettheim (1147 Hiltwarteshusen, 1259 Hildegartehusen), entweder von Hilde-wart = Kampf-wärter, Kampf-hüter, oder von dem weiblichen PN. Hilde-gard; gard = Umfriedigung, „Garten", geschützter Raum.

Hornungshof Gde. Riedbach, hieß früher Horneckhof, nach den Horneck von Hornberg, die seit 1387 im Besitz eines Teils von Riedbach waren.

Hübnershof Gde. Rechenberg, so 1461, nach einem Besitzer Hübner; der Familienname Hübner bedeutet „Besitzer einer Hube, eines halben Hofes".

Hummertsweiler Gde. Spielbach, aus Humberts, Huni-berts-weiler. Huni = Hunne, Riese, bert, beraht = glänzend.

Ingersheim (nach 1351 Ingershein, 1357 Ingersheim), von einem PN. Ingheri, Ingheri; Ingo = der Gott des Lichtes und Feuers; heri = Krieger.

Klein-ansbach Gde. Reubach erhielt seinen Namen von dem ausbachischen Teil des Ortes: Klein-Onoldsbach. PN. Onold vgl. Onolzheim.

Kottmannsweiler Gde. Herrentierbach (1362 Kotmanswyler), von PN. Kotmann, zu Kotte = Hütte, kleines Gehöft; vgl. Hausmann, Hofmann, Waldmann u. a. Namen.

Kühnhard Gde. Reubach (1345 Kyenhart, Kyevart, nach 1351 Kynhart), entweder vom PN. Kunihard (ahd. kuni, kunni = Geschlecht, hard = stark, kühn) oder von Kienhart = Kiefernwald.

Lampertsweiler, zwischen Billingsbach und Raboldshausen abg. um 1400, vom PN. Land-bert.

Lampoldshausen oder Ramboldshausen, abg. bei Waldtann (nach 1351

Digitized by Google

Lampoldshusen; 1375 Lantprehtshusen, 1379 Ramprechtshusen, 1414 Ramprechts; hawsen; heute Waldteil Rampoldshausen), vom PN. Land-bald oder Land-bert bzw. Rand-bald, -bert; Land = Land, rand = Schild; bald = kühn, bert, brecht = glänzend.

Lenkerstetten Gde. Beimbach (1384 Lenckerstetten), PN. Lenker, Lantger = Landspeer. Lentersweiler Gde. Billingsbach (1362 Lendrichswyler), PN. Land-rich = Landes-herrscher.

Leukershausen (1317 Luggershusen, 1348 Luckartshusen), vom PN. Liudger oder weiblichen Liudgard; liudi = Leute, Volk. Von diesem Ortsnamen ist Lickartshausen, ein Ortsteil von Westgartshausen, mit einem Ortsadel, schwer zu trennen (1345 Lickartshusen, Lyecharthusen, 1354 Leckartshusen, 1358 Lieggarthusen), vom PN. Liubger oder Liobgard; liub, liob = lieb, teuer.

Leupolsweiler, abg. bei Riedbach, vom PN. Leupold, Liut-bald,

Leuzendorf (1248 Lutesdorf, 1377 Lewtsdorf, Lawtsdorff), vom PN. Liutizo, Liutzo, Vklf. von Liudo; liudi = Leute, Volk.

Liebesdorf Gde. Michelbach (Heide) (1355 Liebensdorf), PN. Liobini, Liub-wini = lieber Freund.

Lobenhausen Gde. Gaggstatt (1085 Luobenhusen, 1139 Lobenhusen), vom PN. Lobo, Kzf. von Lobegis, Lobaher = Lober u. a.; lob = Lob, Preis.

Markertshofen Gde. Gründelhardt (1090 Marcuuarteshouen), PN. Mark-wart = Grenz-wart, Grenz-hüter.

Matzenbach (1024 Matzunbach, 1152 Manzenbuoah), PN. Matzo aus Mahtizo, Vklf. auf -z von maht = Macht; oder von Mazzo, Kzf. Mazolf u.,a.; ahd. maz = Speise, Nahrung. Zur selben Gemeinde gehört die Melbersmühle, die nach ihrem Erbauer Hans Melwer, Sichelschmied aus Dinkelsbühl, vor 1433 benannt wurde, mhd. melwer = Mehlhändler.

Metzholz bei Gammesfeld, 1377 Metteinsholtz, vom PN. Mahtwin, Mathin; maht = Macht, win = Freund.

Morstein (1288 Morstein), kaum von dem PN. Mor, Kzf. zu Morolf u. a., sondern von dem Wappenbild eines Mohrenkopfes.

Naicha Gde. Wiesenbach, nicht von einem PN., sondern durch falsche Silbentrennung „zu de-n Eichen" = Neichen.

Neidenfels Gde. Satteldorf (1391 Nidenfels, Nydenfels), nicht von dem PN. Nido, zu Nithard u. a., sondern von mhd. nide, nit = feindliche Gesinnung, Eifersucht; weil während der Burgstreitigkeiten um Burleswagen um 1390 erbaut.

Onolzheim (1333 Onoltsheim, 1348 Onoltzhein), vom PN. Onold, Onoald, Aunoald; ahd. aun-, altenglisch ean = mächtig, stark (?) und walt = Herrscher.

Ottenhofen, später Hürden bei Bächlingen, 1371 Otelshofen, von PN. Otulf, Audulf; ot = Glück, Besitz; ulf, -olf = Wolf.

Raboldshausen (1477 Rappoldshausen), vom PN. Rat-bold = im Rate kühn oder nach der Form Rabenolzhusen (14. Jhdt.) von Raban = Rabe und walt = Herrscher. Rakkoldshausen, abg. bei Billingsbach (1357 Obern Rackershusen, Nidern Rackenhusen), vom PN. Racco bzw. Raccher, Racold; rag = wrac = Recke, Geächteter. Zum selben Wortstamm gehören vielleicht die Ortsnamen Rechenhausen Gde. Michelbach (1291 Rechenhausen) und Rechenberg (1263 Rechenberch); PN. Recho von Ragicho, Reccho = Recke, Geächteter. (?)

Randenweiler bei Stimpfach, vom PN. Rando, Kzf. zu Rantbert, Randolf u. a.; rand = Schild.

Zum Wort rag-, ragan = Rat der Götter, gehören: Regelshagen (so 1300), heute Oberweiler, von Ragilo, Vklf. auf -l; Regenbach (1033 so, 1226 Reinbach), von PN. Ragino, Regino (?); Reinbottenhausen, abg. bei Satteldorf (so 1432 und öfters), vom PN. Reinbot, wohl Reinbot von Wolmershausen, der im 14. Jahrhundert wiederholt genannt ist. Reinbot = Ragin-boto = Bote des Götterrates.

Reinsweiler Gde. Oberspeltach (1085 Regenshereswilare), abg. vom PN. Regin-heri = Götterkrieger.

Reißenberg, vor 1505 abg. bei Triensbach (1357 Rissenberg, 1366 Reißenberg), PN. Rizo, Risso, Kzf. von Rizulf; ahd. riszan = reißen.

Riegelbach bei Marktlustenau (1265 Rihtelbach, 1273 Rihtilbach), PN. Richilt; rich = Herrscher, hilt = Kampf, Kämpferin.

Rückershagen Gde. Gerabronn (Ruggershagen), von PN. Rugger, Rüdiger, Ruotger; hruod = berühmt, ger = Speer. Zum gleichen Wortstamm gehört Rupperts-hofen (1303 Ruoprehtshoven), vom PN. Ruod-bert oder Ruod-precht = ruhmesglänzend; und Rudolfsberg Gde. Mariäkappel, 1549 aus einer Holzmark entstanden; PN. Rudolf, Ruod-olf = Ruhmeswolf.

Digitized by Google

Reichertswiesen Gde. Riedbach (so 1444), von PN. Reichert, einer späteren Form von Richard, Richart.

Reupoldsrot Gde. Schrozberg, vom PN. Riud-bald; riud = rötlich, alt; bald = kühn.

Schrozberg (1249 Scrotsperch, 1262 Schrotsberc), PN. Scrot, Kzf. von Scrutolf; ahd. scrotan = schroten, schneiden.

Zum Wortstamm sig = Sieg gehören Seibotenberg Gde. Michelbach (Heide), vom PN. Seibot = Sigi-bot = Siegesbote; Sigisweiler Gde. Schrozberg (1245 Sigewinswyler), vom PN. Sigi-wini = Siegesfreund; das benachbarte Sichertshausen bei Niederstetten, vom PN. Sigi-hart = Siegeskühn; endlich Siglershofen Gde. Stimpfach (1136 Sigeleshoven), vom PN. Sigilo, Kzf. zu Sigil-heri.

Simprechtshausen und Simmetshausen Gde. Herrentierbach (1103 Sintprechtshusen, 1360 Sinbrechthausen, Sinbrechtshausen), beide vom PN. Sind-breht; sind = Weg, Reise; brecht, bert = glänzend.

Simonsberg Gde. Ellrichshausen, nach dem Simonsbauern Ende des 16. Jahrhunderts benannt. Der frühere Name Lichtenstern ist von dem Kloster Lichtenstern bei Löwenstein, das hier bereits um 1400 Besitz hatte, abzuleiten; Uta, eine geborene von Maienfels, um 1341 die Gemahlin des Fritz von Burleswagen, war 1367 bis 1376 Äbtissin des Klosters Lichtenstern.

Triensbach (1091 Trienesbach, 1333 Trintsbach, 1348 Trienspach), entweder vom PN. Truant = „vertrauend" (zu ahd. truwan, truan = trauen, vertrauen) oder zu mhd. tren, trien = Drohne, Hummel, vgl. Trembert als Vollform. Auf letzteres weist die mundartliche Form „Trespe".

Triftshausen Gde. Gröningen (1345 Triffenhausen, nach 1351 Triftzhusen, Trifshusen), vom PN. Triffo, zu mhd. tref, trif = Schlag.

Unterstelzhausen (1303 angeblich Stezelshusen), kaum von einem PN., sondern von mhd. stelze = schmal auslaufender Teil einer Flur.

Vehlenberg Gde. Waldtann (1357 Velnberg, 1489 Felenberg, 1529 Follenberg), entweder zum PN. Folo, Volo, Kzf. zu Volmar, Folrad u. a., oder zu mhd. vaele = Fehlschlagen, Fehlhalde.

Volkershausen Gde. Ellrichshausen (1090 Uolcheshusen, nach 1351 Volkartshusen, 1358 Volkershusen), vom PN. Volkert, Volkhart, Fulchard; ahd. fulc = Volk, hard = stark, kühn.

Die Völkermühle Gde. Wildenstein hat ihren Namen wahrscheinlich von der Familie Völker, die von 1500 an in Matzenbach und Umgebung begütert war.

Waidmannsberg Gde. Leukershausen (1421 Weickmannsberg; die Formen Wikmanns-, Wignandsberg waren nicht aufzufinden), wahrscheinlich vom PN. Waidman, Weikman; ahd. weida = Weide, Jagd; Weiko Vklf. auf -co, cho = Weidico.

Wäldershub Gde. Wildenstein (1319 Welderichshub), vom PN. Walderich, Walterich; ahd. waltan = walten, herrschen; rich = Herrscher; verstärkender Sinn des Namens.

Wallhausen (1243 Walhusen, ebenso 1251 und 1257; 1260 Wallenhusen, im 14. Jahrhundert meist Walnhusen), entweder vom PN. Wallo = Walho, Walaho = der Fremde, Welsche; oder direkt von dem Volksnamen der Walchen, Welschen, d. h. einer vorgermanischen Bevölkerung, etwa von Gröningen aus benannt.

Weckelweiler Gde. Lendsiedel (1357 Weckelnwiler), soll vor Zeiten „Völklinsweiler" geheißen haben; dann vom PN. Völklin, vkl. Kzf. zu Volk-mar u. a., andernfalls zum PN. Wegilo, oder von wacke, weckelin = Feldstein.

Westgartshausen (1255 Vschershvsen, 1300 Wskershusen, 1303 Uskershusen), von einem PN. Usger oder Usgard (weiblich), aus Wisi-ger, Wisi-gard; wisi von ahd. wiso = Heerführer oder wis, wissi = gewiß, sicher; ger = Speer, gard = Hüterin.

Wittmersklingen Gde. Bartenstein (1334 Witigersklingen), vom PN. Witiger; ahd. wit = weit, ger = Speer.

Wollmershausen Gde. Tiefenbach (1262 Wolmershusen, ebenso 1261 und 1276, vom PN. Wolmar, entweder aus Wolomar = wohl-berühmt, oder aus Wolfmar = Wolfs-berühmt.

Noch manche Einzelfrage auf dem Gebiet der Ortsnamenkunde wäre zu lösen. Vor allem konnte die Frage der Wüstungen oder abgegangenen Siedlungen nur gelegentlich gestreift werden, ebenso die Darstellung der Burganlagen, der Mühlen und anderer Anlagen nur in kurzen Umrissen erfolgen. Die Ortsnamenforschung bildet nur einen Bruchteil der Heimatforschung; wenn man bedenkt, wie reichhaltig die Geschichte unseres Kreises ist, wie anziehend das Gebiet der Mundart, des Brauchtums, der Sage und wie reichhaltig die Namenkunde (Personen-, Familien-, Orts- und Flurnamen) ist, welch geringe Fortschritte über die Arbeiten von Bossert und andere hinaus gemacht wurden, so kann man nur wünschen, daß auch auf dem Gebiete der Heimatforschung neue Mitarbeiter erstehen.

Digitized by Google

Die Grenzstreitsage vom falschen Schwur bei Schöpfer und Erde und ihre rechtsgeschichtlichen Hintergründe

Von Emil Kost

Über den Höhberg im Jagstgebiet des Kreises Künzelsau zieht über einen vorgeschichtlichen Grabhügel die Markungsgrenze zwischen Altkrautheim und Unterginsbach. Der zu Altkrautheim gehörige Nordteil des Höhbergs springt gegen die Unterginsbacher Markung nach Süden vor, und dieser auffallende Grenzvorsprung zugunsten von Altkrautheim ist im Volksmund durch eine Sage erklärt:[1]

Altkrautheim und Unterginsbach lagen einst im Streit wegen der Flur „Urteil"[2] auf dem Höhberg. Ein Bürger von Altkrautheim schwur, nachdem er zuvor im Ort Erde in seine Schuhe getan und in seinem Hut einen Schöpflöffel (vom Volk „Schöpfer" genannt) verborgen hatte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf Altkrautheimer Erde!" Er gewann damit der Gemeinde das „Urteil".

Abb. 1 und 2. Der „Löffelstein" auf der Markungsgrenze von Brettach und Cleversulzbach (Kreis Heilbronn, 700 m südöstlich Cleversulzbach).
[Aufnahme: Dr. Kost]

Eine ganz entsprechende Sage knüpft sich im Kreis Heilbronn (Neckarsulm) an den Löffelstein, einen Grenzstein am Rande des Haldenwaldes zwischen den Markungen von Brettach und Cleversulzbach.[3] Auch dort springt die Brettacher Markung stark gegen die Cleversulzbacher bis in die Nähe dieses Ortes vor, und auch dort ist diese Lage durch die Sage begründet, ein gottvergessener Förster habe bei einem Grenzstreit das Waldstück dadurch an Brettach zu bringen gewußt, daß er geschworen habe, so wahr ein Schöpfer über ihm sei, stehe er auf Brettacher Boden. Zuvor habe er in seinen Hut auf dem Kopf einen Schöpflöffel und in seine Schuhe Brettacher Erde getan. Zur Strafe für diesen Meineid müsse er umgehen als Häldengeist im grünen Jägerrock, von Hunden begleitet.

Sehr ähnliche Grenzstreit- und Schwursagen werden aus derselben Landschaft berichtet von der Flur Hälde zwischen Neuenstadt a. K. und Gochsen,[4] wo ein Neuenstadter Jäger den Falschschwur zugunsten seines Ortes geleistet habe, der nun zur Strafe ebenfalls als Häldengeist umgehen müsse, und von der Grenzmarkung von Roigheim wird eine entsprechende Sage erzählt, wo ein Schieder, ein Felduntergänger, den Meineid geschworen habe.[5]

Diese württembergisch-fränkischen Sagen sind nicht die einzigen

Digitized by Google

ihrer Art; schon der volkskundlich sammelnde und forschende, aus Schwaben stammende Universitätsprofessor Birlinger hat erkannt, daß diese Sage Gemeingut der germanischen Stämme ist.[6] Was hier vom Brettacher Schulzen, im Amt Tuttlingen von einem Vogt der Herrschaft Conzenberg gegen Herren von Enzberg, in der Schweiz vom Klostervogt zu Muri erzählt wird, begegnet dem Sagenforscher bis nach Island.[7] Die Belege lassen sich um weitere Beispiele vermehren; so wie der Wurmlinger um eine Waldgrenze zwischen Nendingen und Tuttlingen falsch schwur,[8] so eine Gräfin von Eberstein im Rockertwald im Schwarzwälder Murgtal und muß heute als Rockertweible am Tatort umgehen,[9] und so ein Lautlinger im Besitzstreit zwischen seinem Ort und Hossingen;[10] auch er muß als Geist büßen. Im baiuwarischen Gebiet tat im Streit der Hindelanger gegen die Wertacher ein Doktor Bach den Schwur in obgenannter Form und muß als Schimmelreiter spuken,[11] wie im ersten Beispiel auf dem Höhberg der Schimmelreiter umgeht. Im Streit der Geißfelder gegen die Gerolzhöfer um einen Wald ist ein Hirte unter gleichen Umständen der Meineidige und geht zur Strafe als „Waldpöpel" in dem umstrittenen Wald um.[11] Die entsprechende Sage spielt in der Westeifel um einen Wald zwischen den Gemeinden Metterich und Badem; dort schwört der älteste Metterich den Eid.[12] In der Schweiz, in Muri, hat der betrügerische Vogt des Klosters nicht bloß Erde des Klosters in seine Schuhe getan, sondern auch einen weitzackigen Kamm, im Volksmunde „Richter" genannt (zum Richten der Haare), nebst einem Schöpflöffel im Hut versteckt, und geschworen: „So wahr ich auf dem Grund und Boden des Klosters Muri stehe und über mir den Schöpfer und den Richter weiß, usw." Unmittelbar nach diesem Schwur hat ihm der Belzebub mit einem Ruck den Kopf vollständig umgedreht, so daß ihm das Gesicht über dem Rücken gestanden hat, sich zu ihm aufs Pferd gesetzt und ist mit diesem, am Stamm einer glatten Buche hinauf, davongesprengt.[13] Der umgehende Vogt heißt im Volksmund der Stifelireiter. Die Schweiz bietet eine Reihe weiterer Beispiele solcher Meinschwursagen,[14] ebenso das schon genannte Bayern,[15] Tirol,[16] Baden,[17] Rheinland-Westfalen,[18] Schlesien,[19] Norddeutschland.[20]

Der Anruf des Schöpfers beim Grenzstreit ist im germanisch-deutschen Recht schon seit einem Jahrtausend im Gebrauch. Wenn er in unseren Sagen zu einer frivolen Scheinhandlung herabgesunken ist, freilich mit der darauffolgenden Strafe Gottes, so ist er im Alamannengesetz (Lex Alamannorum, Anfang 8. Jahrhundert, Abschnitt 81) noch im Ernst auf Tod und Leben gebraucht. Dort war bei Strittigkeit einer Grenze ein Zweikampf[21] vorgesehen, und das Gesetz schrieb den Streitenden vor:

„Sobald sie zum Kampf bereit sind, sollen sie die Erdscholle[22] in die Mitte legen und mit ihren Schwertern berühren, und sie sollen Gott den Schöpfer zum Zeugen anrufen, daß er jenem den Sieg gebe, dem das Recht zusteht."

Auch unsere Sagen enden fast alle mit einem „Gottesgericht" gegen den Falschschwörer, und wenn sie in Süd- und Südwestdeutschland den falschen Schwörer und scheinbaren Gewinner das Wort „Schöpfer" (= Schöpflöffel) dann wörtlich-dinglich gebrauchen lassen zur Täuschung, so liegt hier eine vom Volk ins Frivol-Burleske gezogene Handlung vor. Beim Streitfall Brettach gegen Cleversulzbach ist der zur Täuschung benützte Schöpflöffel („Schöpfer") nach der Deutung des Volkes auch wirklich auf dem „Löffelstein", dem Grenzstein an der Stelle des sagenhaften Schwurs dargestellt (Abb. 1). Es ist ein viereckiger, über einen halben Meter hoher Markstein (Abb. 2), auf dessen oberer Seite ein Gebilde eingetieft ist, das einem Löffel gleicht. Auf der Westseite des Steins sind die Buchstaben S B (Clever-Sulzbach), auf der Ostseite die Zahl 1803 und die Buchstaben B R (Brettach) eingegraben. Die Jahreszahl gibt dem Sagenforscher einen willkommenen Anhaltspunkt für das Mindestalter dieser Schwursage mit dem „Schöpfer" für die letztere Örtlichkeit; natürlich kann und wird die Steinsetzung von 1803 eine ältere Überlieferung aufgenommen haben.

Auf eine Spur zur Erklärung des „Löffels" auf dem Grenzstein führt nun das Vorkommen eines anderen Löffelsteins. Auf der Desburg, einem Vorgebirge der Rhön, steht ein alter, hoher Grenzstein, in welchem eine schüsselförmige Vertiefung und daneben drei Löffel eingehauen sind. Hier grenzten die Ämter Lichtenberg, Kaltennordheim und Sand aneinander, und man erzählt, daß vor alters beim Grenzbegang die Amtsleute der drei Ortschaften aus dieser Schüssel Suppe miteinander gegessen hätten.[23] Damit wären also die Löffel auf Grenzsteinen befriedigend erklärt. Belege für gemeinsames Essen der Grenzbegänger am Grenzstein kennt schon im frühen Mittelalter Jakob

Digitized by Google

Grimm.[24] Schon im salfränkischen Gesetz (Lex Salica, 6. Jahrhundert, Abschnitt 49) wird gefordert, daß zur feierlichen Besitznahme in dem neuerworbenen Grundstück ein Tisch aufgestellt und Gäste mit Brei bewirtet werden.[25]

Es ist, nachdem der Gebrauch des Löffels bei der Grenzfestsetzung und -begehung auf diese Weise erklärt ist, nun wahrscheinlich, daß bei Brettach-Cleversulzbach dieser alte Rechtsbrauch nachklingt und daß die Wandersage vom „Schwur mit dem Schöpfer" sich örtlich wegen des abgebildeten Löffels dort angeknüpft hat. Die Sage mit ihrer Schwurformel muß weit älter sein als der Cleversulzbacher Löffelstein, wie die Formel des Alamannengesetzes zeigt.

Nun gibt es weitere Sagen obiger Art, in denen die Anrufung des Schöpfers fehlt und nur der Zug von der Erde in den Schuhen und der Schwur darauf berichtet ist.

An zwei Steine, wie bei Cleversulzbach an den Grenzstein, angeknüpft ist die Sage in Pottland (Skandinavien) bei der Kirche von Bro. Zwei Frauen stritten dort mit der Kirche um ein Stück Acker und taten auf dem umstrittenen Platz den Schwur, daß sie „auf ihrer eigenen Erde" stünden, nachdem sie Erde von ihrem Grundbesitz in ihre Schuhe getan hatten. Zur Strafe für den Meineid wurden sie auf der Stelle zu den Steinen verwandelt, die noch bei der Kirche stehen.[26] Nach einer anderen Erzählung stritten zwei Frauen miteinander um den Besitz eines Waldes; die Frau, die Unrecht hatte, siegte hier auf die gleiche Weise durch Berufung auf die Erde, auf der sie stehe; zur Strafe versank der Wald und ein Sumpf trat an seine Stelle.[27] Eine Vergleichssage stammt aus Siebenbürgen, wo die Feldorfer und die Zendrischen um den Besitz eines Feldes stritten und einer der letzteren es den anderen mit Erde in den Stiefeln abschwur. In der nächsten Nacht hörte man ein Brausen und sah, daß der Teufel den Betrüger vor den Pflug gespannt hatte und mit ihm eine Furche pflügte, die heute noch als Teufelsfurche auf jenem Berg gezeigt wird.[28]

Die Sage vom Schwur mit der Erde im Schuh ist häufig.[29] Das Motiv ist als Schwankmotiv auch sonst schon im Mittelalter bekannt. Die 26. Historie vom Eulenspiegel (älteste Ausgabe 1515) erzählt, wie Eulenspiegel einem Bauern einen Karren voll Erde abkauft. Als der Herzog von Lüneburg ihm wieder begegnet, setzt er sich hinein. Damit hat er die Ausrede: genediger her, ich bin nit in euweren land, ich sitz in meinem land, das ich gekauft hab für einen 3 Pfennig. Dasselbe Motiv kommt vor in einer italienischen Novelle des Francho Sacchetti, Gonellas Heimkehr, aus dem Jahre 1335,[30] ferner bei den Zamaiten[31] und bei den Esthen.[32]

Einen zeitlichen Anhaltspunkt für das Alter der Sage vom Schwur mit der eigenen Erde unter den Füßen gibt vielleicht die thüringische Sage von Ludwig dem Springer und dem Besitzstreit auf der Wartburg, der Erde von eigenem Land auf die Höhe des Berges der heutigen Wartburg bringen und ihn ganz damit beschütten ließ. Dadurch fand er 12 Eideshelfer, die mitschwuren, er baue auf eigener Erde. Nach einer Chronik soll der Vorgang 1057 gewesen sein.[33] Grimm kennt ähnliche Sagen von Konstantin in Byzanz,[33] die zeitlich noch weiter zurückführen könnten.

Der in diesen Sagen erwähnte Zug der eigenen Erde im Schuh oder unter den Füßen und die Ableitung eines Rechtsanspruchs auf den Boden darunter geht offenbar auf eine im Frühmittelalter noch ernst genommene und tatsächlich ausgeübte Besitzhandlung zurück. Von den alten Sachsen ist bezeugt, daß sie Erde aus dem Heimatboden mitnahmen und sie auf dem neugewonnenen Landgebiet ausgeschüttet haben, womit ihnen dieses zur Heimat wurde. Die Sitte ist wohl indogermanisch, da sie auch von den Griechen aus antiker Zeit bekannt ist. Auf derselben Auffassung beruht wohl das Mitnehmen heiliger Erde von den Weihestätten ihrer Heimat durch norwegische Landnehmer und Ausstreuung dieser Erde in Island auf dem Boden des neuerrichteten Heiligtums, das damit geweiht war. Aber selbst das Einfüllen der Erde in einen Schuh ist ursprünglich ernste Rechtshandlung gewesen. So kennt Jakob Grimm[34] eine Urkunde, in der das Ausziehen des Schuhs und seine Auffüllung mit Erde Symbolhandlung für die Auflassung von Gut und Erbe ist: „de vestitura per caligulam impletam de terra et virgulam de viridario."

In beiden Fällen der betrachteten Sage, dem Schwur auf die eingefüllte Erde im Schuh und der Anrufung des „Schöpfers" liegen somit der schwankhaft gewordenen mündlichen Volksüberlieferung ältere und tatsächliche Rechtsbräuche des Mittelalters und teilweise sogar der Vorzeit zugrunde.

Digitized by Google

Anmerkungen:

[1] Text: Oberamtsbeschreibung Künzelsau, 1863, Seite 132.

[2] Ältere Formen nach einem alten Lagerbuch des 16. Jahrhunderts: Orthel und Orthall. Da dieser Flurname an der Talflur des Höhbergs haftet, ist Deutung aus „Ort", „Spitze" und „Tal" möglich, jedoch auch die vielsagende Deutung auf „Ordal" = Gottesgericht. Siehe dazu Anmerkung [21].

[3] Oberamtbeschreibung Neckarsulm, 1880, Seite 114.

[4] A. a. O.

[5] Neckarsulmer Heimatbuch, Fr. Krapf, Öhringen 1928, Seite 252.

[6] A. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, 1, 122.

[7] J. Hartmann, Württembergisch Franken 9, 1873, Seite 471.

[8] A. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, Nr. 339 (1861).

[9] E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, 1852, Seite 125 (Nr. 139) und Seite 126.

[10] Oberamtsbeschreibung Balingen, 1880, Seite 126.

[11] Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, München 1855, 2, 537.

[12] M. Zender, Volkssagen der Westeifel, Bonn 1935, Nr. 189.

[13] Fehr, Handwörterbuch des Aberglaubens, II 670; Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 3, 342.

[14] Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, I 301, II 24, 30, 36, 46 f, 33, 113; Wyß, Reise in das Berner Oberland, 1816, 2, 640; J. R. Herzog, Schweizersagen, 2, 236; Walliser Sagen, Tscheinen und Ruppen, 1871.

[15] Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande, 1852, Nr. 973.

[16] Heyl, Volkssagen aus Tirol, Seite 280.

[17] Waibel und Flamm, Badisches Sagenbuch, Bodensee, 1, 114.

[18] Zaunert, Rheinlandsagen, Jena 1914, 2, 217; Westfälische Sagen, Jena 1927, Seite 320.

[19] Peuckert, Schlesische Sagen, Jena 1924, Seite 155 ff.

[20] Kuhn und Schartz, Norddeutsche Sagen, 1848, Nr. 132, 157, 228; Bartsch, Sagen aus Mecklenburg, 1, Nr. 256.

[21] Zweikampf in Form eines Gottesurteils, „Ordal" genannt. Sollte die Flur „Orthel", „Orthall" von Altkrautheim doch auf eine ältere, frühmittelalterliche gottesgerichtliche Austragung eines solchen Grenzstreits dort hinweisen?!

[22] Diese Scholle in Gegenwart des Grafen als Richter ausgehoben aus der Mitte des strittigen Grenzstreifens.

[23] L. Bechstein, Sagen des Rhöngebirges, 1842, Seite 49.

[24] Deutsche Grenzaltertümer, Kleine Schriften, II, 1865, Seite 66.

[25] Jakob Grimm, Rechtsaltertümer, I, Seite 262; Grenzaltertümer, Kleine Schriften, II, Seite 67, bringt Jakob Grimm Belege für gemeinsames Essen der beiderseitigen Grundbesitzer an der gemeinsamen Grenze aus einer Schüssel. Nur wenige Kilometer südlich des Löffelsteins steht an einer anderen Grenze am Treffort dreier Gemeindemarkungen der „Steinerne Tisch", im Viereck von Steinbänken umgeben, den Formen nach der gotischen Zeit angehörig. Er wird vielfach als Gerichtstisch betrachtet, könnte aber auch zu einem ähnlichen Zweck eines demonstrativen Grenzmahls (gemeinsame Mahlzeit!) der Grundbesitzer an der Grenze gedient haben.

[26] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 10, 1900, Seite 202.

[27] A. a. O. und Handwörterbuch des Aberglaubens, VI 118.

[28] Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen, Wien und Hermannstadt 1885, Seite 65, Nr. 90.

[29] Sage vom Stifelreiter und ihre Entsprechungen, Schweizer Archiv für Volkskunde 21, 172, 1917, und Handwörterbuch des Aberglaubens II 670 mit reichen Schrifttumsangaben. Wallisersagen, Tscheinen und Ruppen, 1871, Nr. 128.

[30] A. Keller, Italienischer Novellenschatz, I 1851.

[31] Vockenstedt, Sagen und Legenden der Zamaiten, 1883, II, Nr. 93.

[32] E. Freiherr von Künßberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde, in Jahrbuch für Historische Volkskunde, I 1925, Seite 120/21.

[33] Jakob Grimm, Rechtsaltertümer, Seite 553.

[34] A. a. O. 1, 156. Die Urkunde bei d'Achéry spicil., I 558.

Digitized by Google

Johanniterkomtur Stahl, der Personenname Stahl und die Stahlbühle

(Nachtrag zum Jahrbuch „Württembergisch Franken", Neue Folge 20/21, 1940)

In dem Aufsatz „Stifterbilder um 1400 in Württemberg", Abb. 8, ist eine Steinfigur im Haller Keckenburgmuseum dargestellt, die dort (S. 246—249) durch den Verfasser Dr. H. Wentzel gewürdigt worden ist als aus der Johanniterkirche stammende Stifterfigur eines Ordensherrn um 1400. Zu Person und Zeitstellung dieser Figur bietet nun ein inzwischen an unerwartetem Ort, in Simprechtshausen (Kreis Crailsheim) aufgefundenes, farbig gefaßtes Reliefsteinbild willkommene Auskunft. Laut seiner Inschrift (s. Abb.) handelt es sich um das Totengedenkbild des Johanniterkomturs Markward Stahl. Marquard Stahelер, von Stahelaw, war 1405 bis 1408 Ordenskommentur in Hall (WFr 9, 18 und 26). Als Marquard Stahler ist er 1410 Komtur des Johanniterordens in Mergentheim. Das in Simprechtshausen vorgefundene Epitaph von 1415 gibt sein Todesjahr. Das Steinbild hat eine sonderbare Geschichte hinter sich: es wurde um 1835 von dem Simprechtshauser Bauern Josef Drom auf dem Haller Jakobimarkt (!) ersteigert und in die Vorderwand seines neugebauten Hauses eingemauert, wo es heute ein Schmuck- und Wertstück ersten Ranges bildet. Es stammt zweifellos von der Haller Johanniterkirche.

Ein mit Markward Stahl vielleicht verwandter Johannes Stahler war 1407 bis 1416 Komtur der Johanniterkommende Bubikon (H. Lehmann, „Das Johanniterhaus Bubikon". Mitt. d. Antiqu. Ges. Zürich 1946, S. 96).

Sprach-, sach- und rechtsgeschichtliche Hintergründe ergeben sich bei der Untersuchung des Personennamens Stahl und Stahler und seiner Herkunft von einem „Stall-" und „Stahlbühl" bezeichneten Gerichtshügel über die Personenbezeichnung „Staller" und „Staheler", die offenbar einen Richter auf der Gerichts-„stelle" meint. Welcher Art solche ursprünglich heilige „Stelle" vordem gewesen ist, läßt in der isländischen Saga vom Goden Snorri (um 1200; Thule 7, 18) die Beschreibung des heiligen Hauses des Thorolf ahnen: „Da im Innern war eine große Friedensstätte. Vom Eingang weiter nach dem entfernteren Giebel lag ein Raum ähnlich der Sakristei in den jetzigen Kirchen, und dort war eine Erhöhung, stalli, in der Mitte des Tempelflurs wie ein Altarplatz. Auf dem Altar lag ein fugenloser Ring, darauf mußten alle Eide abgelegt werden." Auch die jüngere Saga von den Leuten aus Kjalarnes berichtet (Kap. 2) von einem heiligen Haus des Goden Thorgrim mit umhegtem Hofplatz, mit der altarartigen Erhöhung im Innern, auch hier stalli genannt. Auf ihr sollte ein großer silberner Eidring liegen; auf ihn „sollten alle Eide geschworen werden, in allen Tatklagesachen". Nun gibt es an den nordischen Höfen und im 11. Jahrhundert in England den Personennamen „Staller"; er bezeichnet eines der ältesten Hofämter, den Sprecher des Königs und obersten Richter über die Hofleute (Haberkern-Wallach, Hilfswb. f. Hist., 1935, S. 531), vielleicht von der Aufsichtführung über die Stallungen des fürstlichen Hofes abzuleiten oder aber von der als umhegter Raum „Stall" genannten Gerichtsstätte, auf welcher der „Staller" zu amten hatte. Mit diesem Namen kann freilich der auch vorkommende Personenname „Staheler" von althochdeutsch stahalheri (stählerner Heerkrieger) im Mittelalter zusammengeflossen sein. Die Gerichtsbedeutung von „Stallbühl", „Stahlbühl" und „-berg" geht aus fränkischen Belegen hervor: Ein Landgericht im Wormsgau findet 1398 „off dem Stahelbuhel" statt, der Platz des Landgerichts bei Landau hieß „Stahlbühl" (Mone, Zeitschr. Gesch. d. Oberrheins 3, 300), der „Stahlbühl" bei Ladenburg ist schon 945 als Malstätte des Lobdengaus genannt (Cod. Laur. 1, 501), und eine Kaiserurkunde von 1223 ist „datum Stalbuhel in generali placito", auf dem Gerichtsplatz der Schriesheimer Cent an der Bergstraße (Mone 3, 281). Anzufügen wäre für Württembergisch Franken der „Stallbühl" SO Heilbronn, 1350 „Stahlbühel", mit vorgeschichtlichen Funden, der „Stahlbiegel" NW Großgartach als Ausbiegung der Markungs- und Landesgrenze, ein „Stahlbühl" bei Tiefenbach-Obergriesheim, und der „Stahlbühel" bei Wimpfen, 1343 erwähnt. In einer Tauberschlinge bei der Gamburg liegt als höchste Erhebung mit einsamer Kapelle der „Stahlberg", heiliger Berg und Gaudingstätte (F. Metz Tauberland, S. 79).

Daß der Flurname „Stallbühl" mit einer Gerichtsstelle zusammenhängt, läßt auch der rechtsgeschichtliche Wortgebrauch von „Stallung" erschließen; eine Einung der Fürsten und Städte in einem allgemeinen Landfrieden wird 1384 „Heidelberger Stallung" genannt, entsprechend einem Landfrieden 1384, in Mergentheim geschlossen, „Mergentheimer Stallung" geheißen.

E. Kost. [Aufnahme: Georg Müller, Bad Mergentheim]

Digitized by Google

Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

Erster Teil: Die Altstadt

A) Die Anfänge der Stadt und ihrer Wehr

Eines der wichtigsten Ereignisse im Leben der Stadt Schwäbisch Hall kann in acht Jahren zum achthundertsten Male gefeiert werden: die Weihe von St. Michael. Jener 10. Februar 1156 muß ein großer Tag gewesen sein. Den Glanz der Festgemeinde erhöhte die Gegenwart des zwölfjährigen Friedrich von Rothenburg; er war der Neffe eines der bedeutendsten und strahlendsten Herrscher des Abendlandes: Friedrichs I. von Hohenstaufen, Barbarossa, seit 1152 deutsches Reichsoberhaupt. Der zuständige Bischof von Würzburg, Gebhard von Henneberg, zugleich Herzog von Franken, vollzieht die Weihe.

In welchem Zustand befand sich Hall vor 1156?

Der Ort war rechtlich noch ein Dorf. Aber er besaß ein köstliches und fast wettbewerbsfreies Gut, eine ertragreiche Salzquelle, die seine Bedeutung steigerte. Nach 650jähriger Verschüttung nützte man sie seit etwa 800 von neuem aus. Der Salzhandel scheint ansehnlich gewesen zu sein und bediente auch fernere Gegenden: die Urkunden des Klosters Kempten im Allgäu von 889 und des Klosters Feuchtwangen von etwa 990 lassen sich wahrscheinlich mit Hall in Zusammenhang bringen (W. Hommel, Haller Heimatbuch, S. 81 und 83). Das Salzprivileg Kemptens von 972 bezieht sich eindeutig auf unseren Ort (Werner Matti, Verfassung und Wirtschaftspolitik der Saline Schwäbisch Hall). Ein Salzmarkt muß schon in alter Zeit vorhanden gewesen sein. Die wirtschaftliche Kraft nahm zu und erzeugte ein bedeutendes Geldwesen: die Voraussetzung allen Markt- und Handelslebens. Die später so berühmt gewordene Haller Münze ist wohl schon im Öhringer Stiftungsbrief von 1037 genannt. Zur Wahrung seiner Rechte an der Saline entsendet der deutsche König adelige Beamte, die den Salzbetrieb, die Salzlagerung und den Salzverkauf überwachen. Der vornehmste Königsbeamte nennt sich „Salzgraf" und saß auf dem Hügel über dem Marktplatz (nach den Haller Chronisten Herolt und Widmann). Das Salzgrafengeschlecht soll 1114 ausgestorben und die Burg in Verfall geraten sein. Wahrscheinlich war die Burgkapelle dem Salzheiligen Michael geweiht. Der Amtssitz des Kochergaugrafen befand sich seit etwa 990 auf der Komburg bis zu deren Umwandlung in ein Kloster 1076 (oder 1078). In der Folgezeit ist Hall wegen seiner Salzerzeugung wichtiger Verwaltungsmittelpunkt unter einem königlichen Beauftragten; sein Sitz könnte in der Salzgrafenburg und nach deren Abbruch in der nördlich anstoßenden Gebäudegruppe gewesen sein, wo Wilhelm Hommel demnächst einen Königshof nachzuweisen gedenkt. Unser Dorf besaß schon in sehr früher Zeit (800) eine Befestigung, wie die vor kurzem entdeckten Palisaden am Kocherufer bei der Salzquelle lehren.

Hall ist alter Besitz des deutschen Königs. Es gelangt als Königslehen in die Hände der elsässischen Grafen von Egisheim, die es 1037 an die Grafen von Komburg weitergeben. Der Ort war um 1116 nach Aussterben der Grafen von Komburg vom salischen Kaiser Heinrich V. (mitsamt der Grafschaft über den Kochergau) dem Hause Hohenstaufen übertragen worden. Der Aufstieg des staufischen Geschlechts zu königlicher und kaiserlicher Macht förderte sein Emporblühen; die Beziehungen zwischen dem Herrscherhaus und Hall müssen sehr eng gewesen sein.

Das Dorf Hall verfügte bereits über eine größere Kirche St. Jakob (vermutlich mit Kloster), die um 1100 entstanden sein muß. Der Chronist Georg Widmann (1553) läßt sie schon um 1000, Julius Gmelin (Hällische Geschichte, S. 391) um 1037 erbaut sein.[1] Um diese Kirche hat sich jeweils am 25. Juli der „Jakobimarkt" entwickelt, das ist der oben erwähnte älteste Salzmarkt. Kurz nach St. Jakob nimmt die Haller Bürgerschaft aus eigener Kraft schon ihre zweite Kirche in Angriff, nachdem sie nach 1114 den Hügel der sagenhaften Salzgrafenburg erworben hatte: den Großbau von St. Michael. Sein Umfang und sein hoher künstlerischer Rang gehen weit über die Bedürfnisse einer dörflichen Siedlung hinaus. Zur Zeit der Erhebung Konrads III., des staufischen Kochergaugrafen, auf den deutschen Königsthron 1138 oder aus Anlaß seines Besuches auf Komburg nach siegreichem Winterfeldzug gegen die Welfenpartei 1140 mag die Grundsteinlegung von

[1] Solange ihre Entstehung ungeklärt ist, soll über St. Katharina nicht gehandelt werden.

Digitized by Google

St. Michael vollzogen worden sein; vielleicht ist sie sogar in der ersten staufischen Zeit, kurz nach 1116, erfolgt. Bei der Weihe der Kirche war — wie üblich — der Bau nicht vollendet: der Westturm ist noch gar nicht begonnen, seine Fertigstellung zieht sich bis in die 1180er Jahre hin; es stehen nur die Ostteile (Altar- und Priesterhaus) und der größte Teil des Langhauses aufrecht. Man erhält als kürzeste Bauzeit (ohne Turm) die Spanne von 1140 bis 1156, also 16 Jahre, als längste den Abschnitt von 1116 bis 1156, das sind 40 Jahre. Im Vergleich mit der Entstehungszeit anderer Kirchen erscheint auch die knappe Frist von 16 Jahren ausreichend.[2]

Alles in allem: die Zeit um 1156 ergibt für Hall das Bild eines leistungsfähigen und wichtigen Gemeinwesens, das mit Markt und Befestigung, Amtsmittelpunkt und Münzstätte eigentlich schon über Einrichtungen verfügt, die zu den Eigentümlichkeiten einer guten Stadt gehören.

Die Weihen großer Kirchen brachte den Wohngemeinden meist bedeutende Begünstigungen: Hall erhält 1156 einen feierlichen siebentägigen Markt vor und nach dem Michaelstag (29. September); den Besuchern wird Schutz und freies Geleit 14 Tage vor und nach diesem Festtag zugesichert. Damit gewinnt der Markt anziehende Kraft. Mit diesem „Michaelsmarkt" war verbunden die Ausübung der Marktgerichtsbarkeit, das Einziehen der Marktzölle und der Standgelder, die Aufrichtung des befristeten Marktfriedens. Neuverliehene Jahrmärkte waren für die fremden Kaufleute bestimmt und hatten den Charakter der heutigen Großmessen; sie knüpften vielfach an Örtlichkeiten an, die bereits ein geordnetes Handelsleben pflegten. Wir sahen, daß Hall mit seinem „Jakobimarkt" diese Voraussetzung erfüllte. Ein normaler Wochenmarkt für die Einheimischen war außerdem stets vorhanden. Im neuen „Michaelsmarkt" darf also die rechtliche Bestätigung eines bestehenden, aber obrigkeitlich vielleicht noch nicht genehmigten Zustands oder die Umstellung auf größere Verhältnisse gesehen werden.

Zwar ist 1156 nur von der Marktgerechtigkeit die Rede, die Bischof Gebhard von Würzburg kraft seiner ihm vom Reichsoberhaupt 1007 übertragenen Herzogsgewalt in Franken verleiht. Das Recht der Mauerbefestigung wird nicht genannt. Man hat jedoch guten Grund, zu vermuten, daß die oben erwähnten Palisaden bei der Salzquelle nicht nur den Salinenbezirk, sondern auch die Wohnstadt — durch Wall und Graben verstärkt — umzogen, ja daß sie bereits vor 1156 teilweise durch feste Mauern ersetzt waren. Der wertvolle Münz- und Salzbetrieb mit seiner Warenanhäufung erheischte eigentlich schon in früher Zeit eine vorsorgliche Befestigung. Das Recht der Ummauerung brauchte also nicht mehr gewährt zu werden; das Schweigen der Urkunde wird damit verständlich.

Mit dem Marktrecht von 1156 war zweifellos das in der Urkunde ebenfalls nicht ausgesprochene Stadtrecht verknüpft. Seine Gewährung lag beim Stand der Dinge eigentlich in der Luft. Vielleicht ist die schriftliche Bestätigung durch eine zweite Urkunde ausgesprochen worden, die beim großen Stadtbrand von 1376, dem auch das Stadtarchiv zum Opfer fiel, zugrunde ging. Im allgemeinen erhielten Märkte ja erst durch Befestigung den Charakter einer Stadt. Eine neue Stadt ist rechtlich als Burg des Königs gekennzeichnet, der Burgfrieden überträgt sich auf den Stadtfrieden unter königlichem Schutz (Karl Weller, Geschichte von Schwäbisch Hall, S. 24) und verbietet das Waffentragen innerhalb der Mauern während der Marktzeit, er bringt durch ein besonderes Gericht Sicherheit und fördert den Salinen- und Handelsbetrieb. Hall war, weil sein Boden dem König oder dem Reiche gehörte, eine Königs- oder Reichsstadt, aber noch nicht eine „freie" Reichsstadt. Es mehrte sich rasch die Bevölkerungszahl und der Wohlstand. Fast alle Staufen sind in Hall gewesen und haben Hoftage gehalten, der glänzendste war Heinrichs VI. Fürstentag von 1190. Ein zahlreicher Adel stellte sich ein, um am Gewinn der Salzquelle teilzuhaben, sein Recht im ritterlichen Kampfgericht zu suchen und höfische Dienste bei den häufigen Besuchen des deutschen Königs zu verrichten; das Rittertum besaß auch die ältesten Reichsämter und errichtete sich Steinhäuser in der jungen Stadt. Noch unter Barbarossa wird jenseits des Kochers die Johanniterniederlassung 1185 (Gmelin, Hällische Geschichte, S. 453) mit einem Schutzbrief bedacht; der zugehörige Kirchenbau scheint um 1220 errichtet zu sein. Jedenfalls wird Hall urkundlich 1200 vom Staufenkönig Philipp von Schwaben „Stadt" genannt: „in civitate nostra hallis". Damit gehört es, zusammen mit Ulm, Gmünd und Bopfingen, zu den ältesten Städten Württembergs, die schon im 12. Jahrhundert über eine Ummauerung verfügen. Die Münze und „das Gold des Mittelalters", das Salz, ließen es rasch emporwachsen. Um 1240 wird mit dem Bau von St. Katharina auch die westliche Flußseite dichter besiedelt.

[2] Es ist beschämend, daß in St. Michael bisher noch keine Grabung durchgeführt wurde; wir wissen nicht Bescheid über die genauen Größenverhältnisse der romanischen Kirche, über die Gestaltung der Chorteile und etwaiger Osttürme.

Digitized by Google

B) Gestalt und Größe der Stadt

1. Der Blockgassen-Kocher

Die ummauerte Stadtfläche gliedert sich bis zum Untergang der Reichsstadt 1803 in drei deutlich geschiedene Teile: die Altstadt, die Vorstadt „jenseit Kochens" und die Gelbinger Vorstadt. Dazu kommt noch 1541 durch Kauf die Limpurger Vorstadt, die jedoch niemals von Mauern geschützt war. Es soll in diesen Zeilen nur vom Herzstück, der Altstadt, die Rede sein.

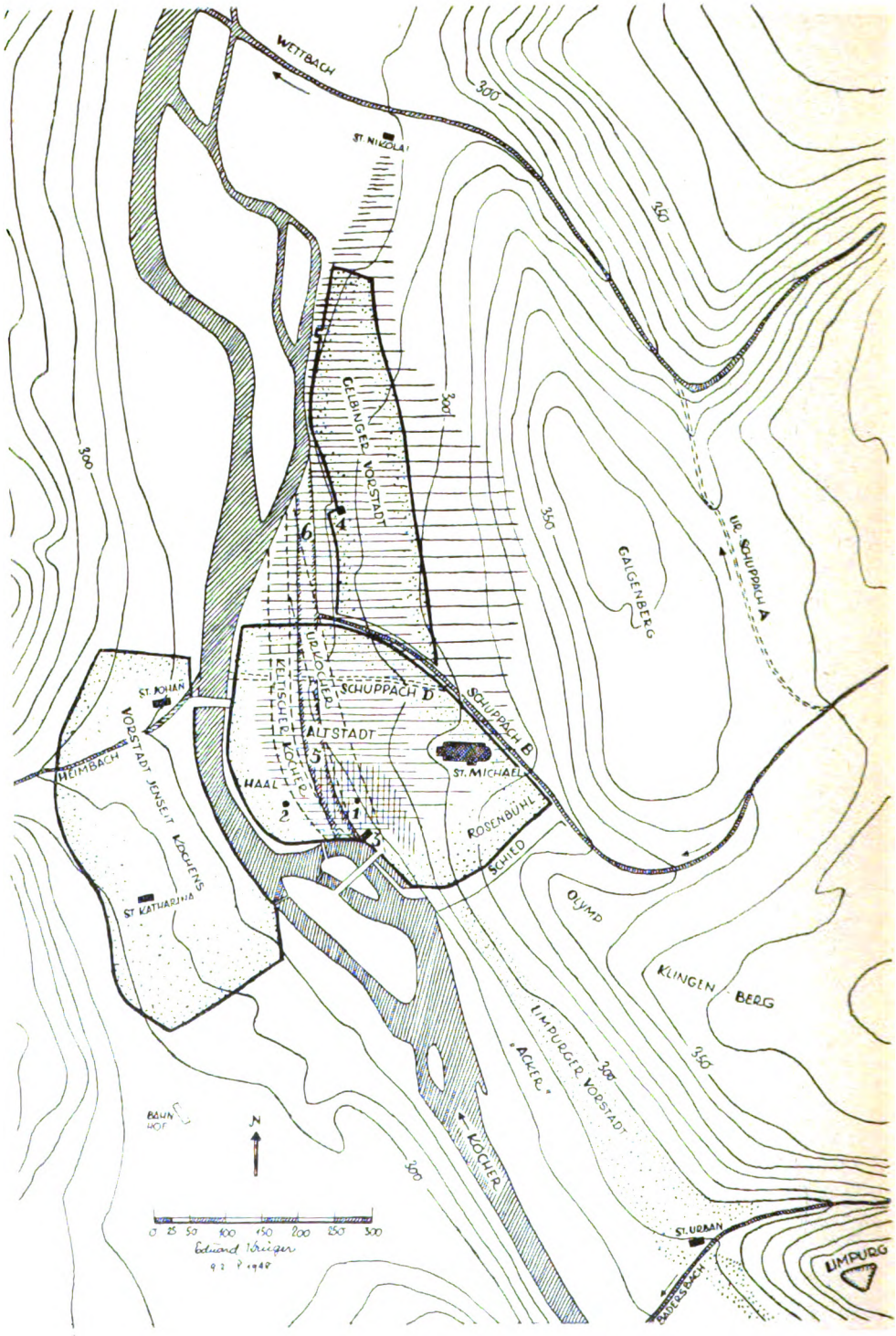
Ursache der Stadtbildung war die Salz- oder Haalquelle, der „Nabel" der Siedlung. Sie ist in früher Zeit schon ausgebeutet worden. Die Ausgrabungen bei der Kreissparkasse (die leider wegen des beginnenden zweiten Weltkrieges nicht zu Ende geführt wurden) erwiesen, daß vom 5. vorchristlichen bis spätestens zur ersten Hälfte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts keltische Siedler einen Salinenbetrieb einrichteten. Die Salzquelle lag zu jener Zeit etwa 110 m östlich von ihrer jetzigen Mündung bei Haus Weller, Hinter der Post 9 (Abb. 1). Die Fläche der Kreissparkasse, des Hafenmarktes bis hin zur Keckenburg wimmelt von Fundstücken, die eine Keltensiedlung umgrenzen (vgl. die wertvollen Darstellungen von Emil Kost, „Die Keltensiedlung ... in Schwäbisch Hall", WFr, NF 20/21, S. 40 und S. 101, und von Wilhelm Hommel, „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall", ebenda, S. 129). Die keltische Saline ging bei einer Naturkatastrophe unter. Der Schuppach warf Geröllmassen herunter und löste einen Bergrutsch aus. „Hangschutt des steilen Talhanges" (Georg Wagner in „Württembergisch Franken", NF 20/21, S. 45) bedeckte den Fuß des alten Profils.

Bedeutungsvoll war das Verhalten des Kocherflusses. Sein Bett vor dem Auftreten des Menschen konnte unter der Kreissparkasse, also unter der nachmaligen Keltensiedlung nachgewiesen werden. Als ungezügeltes Gewässer änderte er dauernd seinen Lauf, neue Geröllmassen des Schuppachs beeinflußten ihn. Zur Keltenzeit floß der Kocher etwa zwischen Schwatzbühl- und Blockgasse. Abstürzende Bergmassen drängten ihn dann weit nach Westen etwa bis zu seinem heutigen bogenförmigen Verlauf. Der Fluß hatte das Bestreben, in die Sehne seines Bogens zurückzukommen und begann, wieder nach Osten vordringend, sich in den Schuttkegel zu fressen. Im Westen ließ er ein seichtes und sumpfartiges Gewässer hinter sich, aus dem wohl sehr flache eingeschwemmte Inseln ragten. Die Abräumtätigkeit stieß bis zur Blockgasse vor, wo die Kulturarbeit des Menschen Einhalt gebot. Die Mächtigkeit des neugeschaffenen Ufers wird auf Seite 95 errechnet.

Wilhelm Hommel („Schwäbisch Hall", S. 41 und S. 164) hat eine hällische Volksüberlieferung gesichert, die besagt, daß einst der Kocher durch die heutige Blockgasse geflossen sei. Der Geologe Georg Wagner bestätigte (in W. Hommels „Schwäbisch Hall", S. 41) den „Blockgassen-Kocher" — wie dieser Flußlauf genannt sei — und Johann Michael Roscher stellte um 1743 in seinem „Wasserleitungsbuch der Stadt Hall" einen breiten, toten Wasserarm dar (Abb. 2), den wir „Roscher-Kocher" heißen wollen und der von Norden her gegen den heutigen Spital stieß. Auf Johann Konrad Körners Stadtbild von 1755 ist er bereits zugeschüttet, er zeichnet sich aber als baumloser Wiesengrund ab. Im ersten, modern vermessenen Stadtplan von Geometer Jakob Veit 1827 ist nur noch ein Entwässerungsgraben eingetragen, der genau in diesem alten „Roscher-Flußarm" verläuft: vom Fuß des Badtörle südlich auf die Mittelachse des Spitals; dort scharfes rechtwinkliges Abschwenken in die Richtung Ost—West entlang der Stadtmauer bis zur Mündung in den Kocher beim Diebsturm. Der Umriß der heutigen Altstadt zeigt am Schlachthaus eine merkwürdig scharfe Einknickung; verlängert man den Roscher-Kocher gegen Süden, so stößt er durch die Blockgasse genau an dieser Stelle auf den jetzigen Hauptkocher. Auch baulich kann dieser Blockgassen-Kocher nachgewiesen werden: in der Nähe jenes Knickes steht das stadtgeschichtlich höchst wertvolle Haus Haffner (Steinerner Steg 7); es besitzt 3 gekuppelte Spitzbogenfenster mit Zwischenpfeilern in seinem Kellergeschoß gegen Norden, rundbogige Einzelfenster im heutigen Erdgeschoß gegen Westen, gekuppelte Rundfenster mit Zwischensäule unter einem Würfelkapitell im ersten Obergeschoß, ebenfalls gegen Westen.[3] Die Stilformen verweisen dieses Steinhaus in die Zeit um 1240 bis 1250. Sein Besitzer, die Familie Sulmeister — sie gehört zum ältesten Stadtadel — erlebte damals ihre erste Blüte. Erbauer dürfte Walter Sulmeister sein, genannt „der alt", 1243 des Rats, Ritter, der „sitzt an der Brucken", „dominus Walter senior sulmagister" (nach Hommel). Wichtig ist das erhaltene Rundbogenfenster im Erdgeschoß nach Westen, das den heutigen Abort belüftet und mit 279,03 m ü. NN. 5,50 m hoch über dem Kocherspiegel (= 273,53 m ü. NN.) sitzt. Eine von

[3] Wie schön, wenn die im Keckenburgmuseum vorhandene Zwischensäule wieder in ihr altes Gewände eingestellt werden könnte! Der hohe baugeschichtliche Rang des jetzt entstellten Hauses fordert diese Maßnahme.

Digitized by Google



Digitized by Google

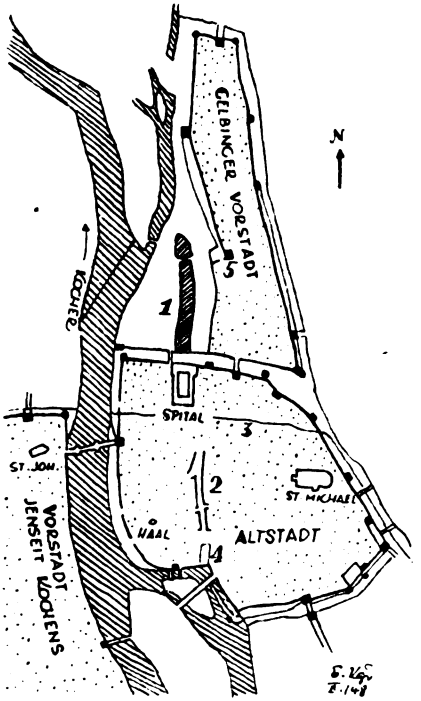


Abb. 2 (links). Stadtgrundriß nach Johann Michael Roschers „Brunnen- und Wasserleitungsbuch" (um 1743). 1 = Roscher-Kocher, 2 = Blockgasse, 3 = Schuppach, 4 = Schlachthaus, 5 = Josenturm. — Abb. 3 (rechts). Sulmeisterhaus mit der von links anstoßenden jüngeren Mauer. (Aufnahme: A. Kaloumenos, Schwäb. Hall.)

Westen kommende Mauer verdeckte bis in die 1880er Jahre das Haus auf 3 m Länge (A b b. 3) und verschloß auch das Rundbogenfenster; diese Mauer zeigt anderen Charakter (niedrigere Steine) als das Sulmeisterhaus. Es fand also die nachträgliche Vermauerung eines schon vorhandenen Gebäudes und die Schließung der bisher offenen Einmündung des Blockgassen-Kochers statt. Dieser Vorgang kann sich sogleich nach der Erbauung des Sulmeisterhauses (also um 1240) oder spätestens um 1260 abgespielt haben. Die jüngere Zeitgrenze wird bestimmt durch die Stilmerkmale des Sulfertors, das im Verband und darum gleichzeitig mit dem verdeckenden Mauerzug erbaut wurde und späteres Entstehen verbietet. Der Blockgassen-Kocher ist damit durch die Volksüberlieferung, geologisch, topographisch und baulich erwiesen.

Bis nahe zur Mitte des 16. Jahrhunderts zerfällt also die heutige Altstadt in 2 Teile:

1. den in der ebenen Talsohle liegenden Bezirk, der das „Haal" als gewerblichen Mittelpunkt um den Salzbrunnen umschließt (das Spitalviertel fehlt noch),
2. die östlich am aufsteigenden Hang teilweise über dem Grund der keltischen Anfänge liegenden „Wohnstadt" (der Name ist neu erfunden); beide geschieden durch den Blockgassen-Kocher, der um 1250 zugeschüttet und mindestens in seinem Einlauf vermauert wird (A b b. 4).

Die Auffüllung des trennenden Wasserarmes schreibt Georg Wagner (a. a. O.) einer Naturkatastrophe zu: der Schuppach habe plötzlich viel Geröll in den Flußarm geworfen;

Abb. 1 (nebenan). Die Bodenverhältnisse und die Gliederung der Stadt. Die Stadtteile sind punktiert, die Keltensiedlung ist durch senkrechte Schraffur bezeichnet. Die abgerutschte Hangfläche ist waagrecht schraffiert in weiten Abständen, die abgestürzten Schuttmassen sind eng waagrecht schraffiert. 1 = Haalquelle zur keltischen Zeit, 2 = heutige Haalquelle, 3 = Sulmeisterhaus, 4 = Josenturm, 5 = Blockgassenkocher, 6 = Roscher-Kocher. Höhenlinien in 10 m Abstand. Das Dreimühlenwehr liegt an der nördlichen Flußgabelung, links von Buchstabe G.

Digitized by Google

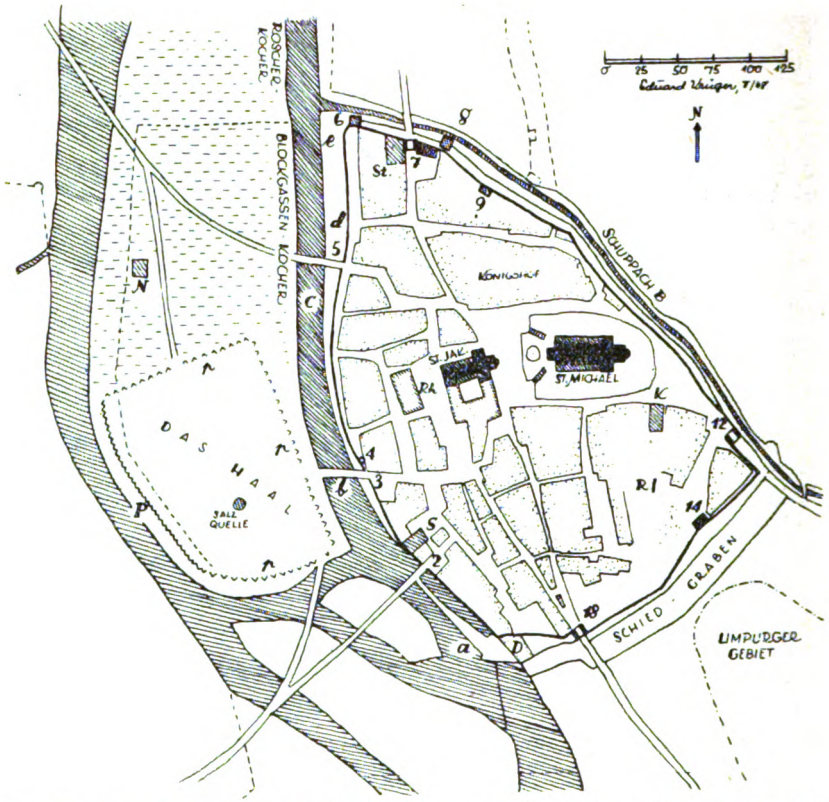


Abb. 4. Hall bis etwa 1250. Die Buchstaben a bis e beziehen sich auf Meereshöhen, Zahlen auf die Bauwerke des Textes. P = gefundene Palisaden, p = vermutete Palisaden, D = Dorfmühle, S = Sulmeisterhaus, R = Rosenbühlmauer, N = Neue Straße 32, Rh = Rathaus, St = Steinhaus von Stetten, K = später Komburger Hof. Heutige Stadtgrenzen sind gestrichelt.

die Haller seien jedoch nicht in der Lage gewesen, diesen Schutt zu beseitigen. Den Vorgang, der sich erst Mitte des 13. Jahrhunderts abspielte, kann man sich auch so erklären, daß eine absichtliche Vereinigung der Haalinsel mit der Wohnstadt durch die Stadtbewohner herbeigeführt wurde. Der südliche Anfang der Auffüllung darf in dem heute so merkwürdig abfallenden Vorplatz des Schlachthauses vermutet werden.

2. Die Wohnstadt

Die Eigenart der Stadt wird erst klar, wenn die Bodenverhältnisse betrachtet werden, die der bauende Mensch vorfand (Abb. 1). Es ist leicht vorstellbar, daß ursprünglich eine Talwand mit annähernd gleichbleibender Neigung von der Badersklinge bis zum Wettbach sich erstreckte, aus der jedoch eine bedeutende Erdmasse herausgerissen wurde, die sich in die Talsohle legte und spätestens in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. die keltischen Gehöfte verschüttete. Damit war der alte Hang buchtartig ausgetieft und flacher geworden. Die Geröllfläche reicht im Norden fast bis zum Nicolaifriedhof, im Süden etwa bis zur Scheidelinie Sulmeisterhaus—Michaelschor, die heute noch — wie der Blick auf die Höhenkurven lehrt — die Grenze zweier verschiedener Neigungen darstellt. Südlich dieser Scheidelinie ging ehemals das Bergprofil etwa gleichbleibend von der Talkrone bis zum Wasserspiegel durch, ohne eine besonders erkenntliche, steilere Uferböschung zu bilden, ja es muß sogar eine schmale Uferebene vorhanden gewesen sein: ein Zustand, der am „Acker" heute noch vorkommt. Nördlich der Scheidelinie hatte sich der Fluß talabwärts, wo er einen zunehmend sich vor- und aufwölbenden Schuttkegel vorfand, kraft seiner beträchtlichen Strömung eine immer steilere Uferböschung nagen müssen. Ein großer Teil der Altstadt liegt heute auf abgerutschten oder hereingeworfenen Erdmassen.

Digitized by Google

Von großer Wichtigkeit ist der Wasserspiegel des Blockgassen-Kochers. Die heutige Wasserhöhe vor dem Sulmeisterhaus mit 273,53 m ü. NN. stimmt zweifellos mit dem Zustand vor der Stauung durch das Dreimühlenwehr (um 1340) überein. Damit ist der Einlaufhorizont gegeben. Die Meereshöhe der Ausmündung in den heutigen Dreimühlenkanal darf man mit dem Unterwasser des jetzigen Dreimühlenwehres gleichsetzen. Sie liegt also in 271,70 m ü. NN. Man erhält damit als Näherungswert bei einer Flußlänge von 560 m einen Spiegelunterschied von 1,83 m, was ein Gefälle von 0,3% ergibt. Der Blockgassen-Kocher (und damit auch der jetzige Hauptarm) besaß also vor dem Wehrbau eine erhebliche Strömung, der man das Wegreißen des Fußes der Absturzmasse wohl zutrauen darf. Mit dem Bau des Dreimüh'enwehres gewann die Flößerei bei der Haalquelle ruhigere Anlandeverhältnisse. Das heutige Gefälle des Hauptarmes vom Sulmeisterhaus bis zum Wehr beträgt bei 655 m Länge nur 18 cm oder kaum 0,03%. Vermutlich führte der Blockgassen-Kocher die größere Wassermenge, weil sein Gefälle stärker war.

Für den Blockgassen-Kocher erhält man als ehemalige Wasserhöhen:

a) bei der Dorfmühle (1) ..... 273,63 m ü. NN.,
b) am Schnittpunkt der Haalgasse—Blockgasse (3) ..... 273,28 m ü. NN.,
c) am Milchmarkt (vor dem Hotel Lamm) ..... 272,85 m ü. NN.,
d) am Schnittpunkt Mohrengasse—Spitalbach (A b b. 5) .. 272,57 m ü. NN.,
e) am Klingenturm (6) ..... 272,40 m ü. NN.

Da man die heutigen Straßenhöhen über diesen Punkten im wesentlichen gleichsetzen darf mit den früheren Höhen auf dem Wall hinter der Wohnstadt-Mauer, so gewinnt man diese Näherungswerte:

über a) 279,00 m ü. NN., über d) 283,55 m ü. NN.,
über b) 278,00 m ü. NN., über e) 284,10 m ü. NN.
über c) 281,45 m ü. NN.,

Das ergibt Erhöhungen über dem Wasserspiegel:

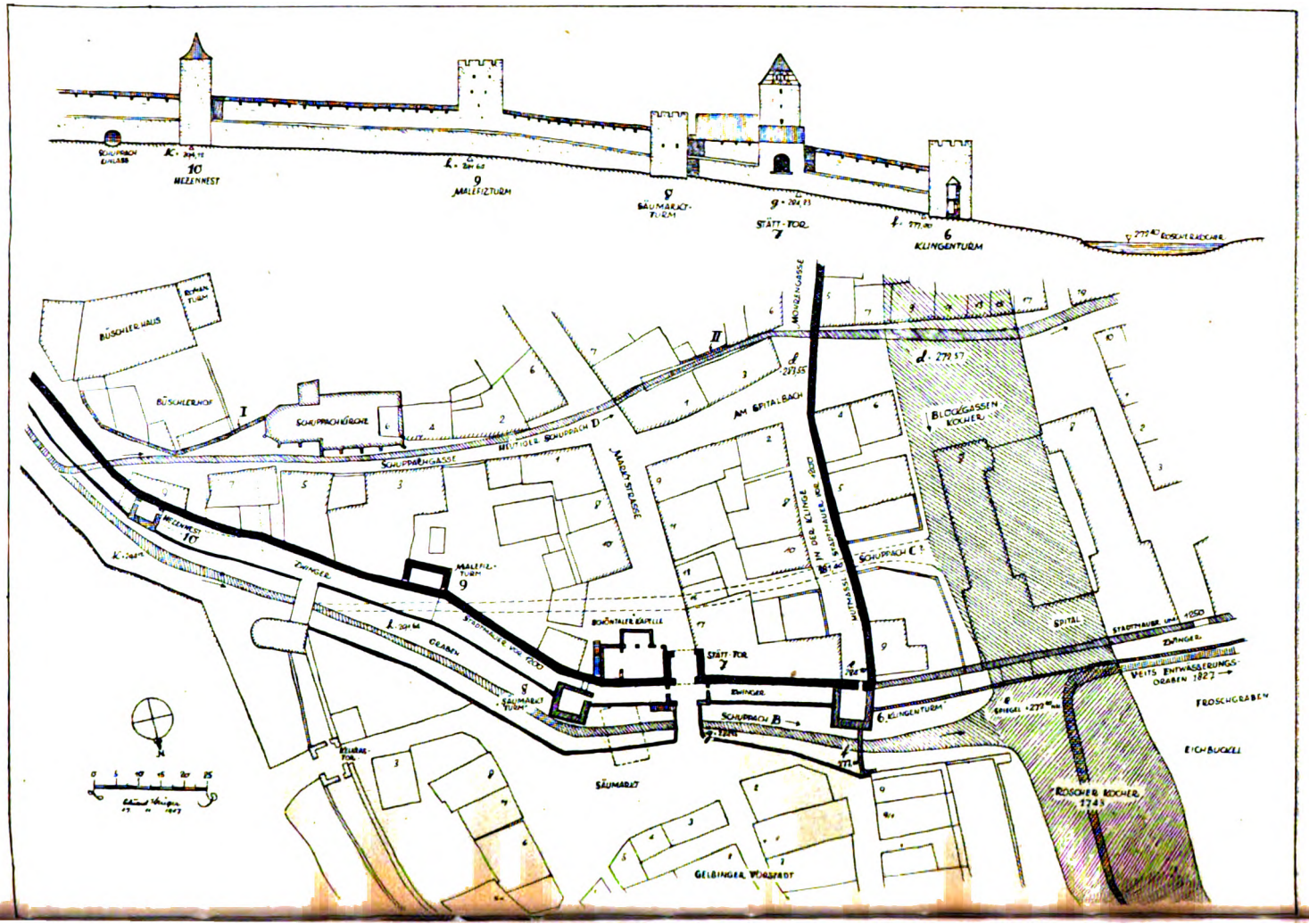
bei a) von 5,37 m (heute stark aufgefüllter Punkt),
bei b) von 4,72 m, bei d) von 10,98 m,
bei c) von 8,60 m, bei e) von 11,70 m.

Man sieht, die ehemaligen Ufer- und Wallhöhen wachsen (außer beim veränderten Punkt a) fortgesetzt von Süd nach Nord bedeutend über den Spiegel des Blockgassen-Kochers empor.

Die ehemaligen Uferverhältnisse, die in der Altstadt unsichtbar geworden sind, können übrigens nördlich in der Gelbinger Vorstadt heute noch deutlich abgelesen werden: diese fällt über 13 m zur Talaue, d. h. zum alten Roscher-Kocher ab. Weil der Scheitel der Schuttmasse beim Josenturm liegt, erreicht der Absturz dort die größte Höhe von 17,40 m; er verringert sich sodann talabwärts nach Norden und läuft am Friedhof St. Nicolai aus. Diese Geländestufe der Gelbinger Vorstadt ist nichts anderes als die Verlängerung der einstigen Uferböschung des Blockgassen-Kochers. Das jenseitige westliche Ufer war sehr flacher Talgrund.

Die oben errechneten Höhenpunkte auf dem Wall hat einst der Mensch in dieser Form in der Natur nicht angetroffen. Wie in der Gelbinger Vorstadt hat er an der Uferböschung des Blockgassen-Kochers seinen Mauerzug errichtet und den Zwickel zwischen ihm und der Geländeneigung mit Erde hinterfüllt. Diese Modellierarbeit kann an der Sulmeisterburg besonders schön verfolgt werden (A b b. 6). Ihr Untergeschoß enthält einen saalartigen Raum mit den oben geschilderten Spitzbogenfenstern, der Fußboden liegt bei 274,88 m ü. NN. Das äußere Gelände ist heute auf 278,58 m ü. NN. aufgefüllt, so daß man jetzt durch die Fenster ins aufgeworfene Erdreich hinaussieht. Der Saalboden lag nur 1,35 m über dem Flußspiegel. In Wahrheit besaß diese Stelle fast keine Uferkante, weil der Saalboden zweifellos mindestens 1 m hoch über die Erde herausgehoben war; wir finden also hier die zuvor behauptete Uferebene des Abschnittes südlich der Scheidelinie bestätigt (vgl. S. 94). Mit dem Schutt der Stadtbrände von 1376 und 1728 ist also inzwischen das Gelände etwa 4,5 m hoch aufgefüllt worden. Das Ufer war somit in ältester Zeit dem Kocher gleich, d. h. es bestand eine Furt. Zur Zeit Walter Sulmeisters 1243 war diese älteste Furt bereits durch einen hochwasserfreien Übergang ersetzt, denn Walter „sitzt an der Brucken" (vgl. S. 91). Diese Steinbrücke ward später als „hültzine pruckh" gebaut (Herolt-Kolb, S. 140). Erst 1516 wird sie wiederum in Stein ausgeführt, das ist der heutige Steinerne Steg; die Brückenrampe rückt also aus der Furtlage durch Auffüllung auf ihre jetzige Höhe. Südlich vom Sulmeisterhaus ist der ursprünglich ebenfalls

Digitized by Google



Digitized by Google

ganz flache Abschnitt hinter der Stadtmauer bis zur Dorfmühle etwa 5 m hoch aufgeworfen. Der nördliche Uferabschnitt steigt bis zum Beginn der Gelbinger Vorstadt von Null auf 12,60 m an.

Oberhalb der Linie Dorfmühle—Klingenturm befand sich von jeher der Schwerpunkt der Stadt. Hier liegt schon in romanischer Zeit (also bis 1250) der politische Kopf: die älteste Kirche St. Jakob, die Hauptkirche St. Michael, das Rat- und das Salzhaus, das Gerichtshaus mit dem vermuteten Königshof, die Mühle und die adeligen Steinhäuser. Die ältesten Straßen in diese Wohnstadt und den Steinernen Steg als älteste Brücke hat Wilhelm Hommel in seinem neue Wege gehenden und überraschende Ergebnisse bringenden Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte Halls" (WFr, NF 17/18, 1936, S. 222) nachgewiesen und zugleich den Irrtum widerlegt, daß das an der Henkersbrücke — also weit außerhalb der ältesten Stadt — stehende Haus Neue Straße 32 (Buchstabe N) die Sulmeisterburg sei (A b b. 4). Die untere Grenze der Wohnstadt ist durch das Ostufer des Blockgassen-Kochers gegeben. Nördlich vom Sulmeisterhaus ließen sich zwar bisher noch keine Mauerzüge feststellen. Hier kann künftige Forschung Aufklärung bringen. Das Haus Haalgasse 6 zeigt in seinem Keller gegen den Schuhmarkt den Überrest eines Bauwerks, das man mit einiger Vorsicht vielleicht als das Untergeschoß eines runden „Schuhmarkt-Turmes" (4) ansprechen darf, der hinter der westlichen Stadtmauer stand. Ihre Verlängerung zielt etwa über die Mohrengasse und die Gasse „Klinge" auf den abschließenden „Klingenturm" (6) — ein neu eingeführter Name.[4]

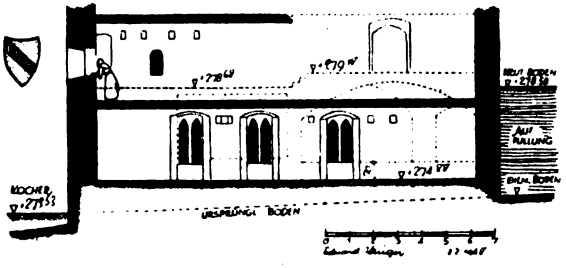


Abb. 6. Schnitt durch das Sulmeisterhaus. (Unter Verwendung von A. Haugs Zeichnung in W. Hommels „Schwäbisch Hall", S. 181.)

Der Schuppach hat die Zustände am Westrand und an der Nordostgrenze der Altstadt stärkstens beeinflußt (A b b. 1). In vormenschlicher Zeit floß er östlich hinter dem Galgenberg durch das Wettbachtal bei der Spitalmühle in den Kocher (Georg Wagner, a. a. O.). Er verließ später diesen Lauf A und suchte sich entlang der Crailsheimer Straße einen Weg zum Fluß; sein Wirken hat die große Katastrophe der Keltenstadt herbeigeführt. Er erreichte am jetzigen äußeren Langenfelder Tor die Altstadt, deren natürliche Nordostgrenze bildend, und durchsägte am Klingenturm den großen Schuttberg (Lauf B), um in den Blockgassen-Kocher zu münden. Es bildeten sich dort beiderseits etwa 12 m hohe Mündungsufer, das südliche verlieh der, von zwei Seiten durch Wasser geschützten Stadtmauerecke beim Klingenturm eine wehrtechnisch hervorragende Lage (A b b. 5). Bei Betrachtung der Klingengasse fällt auf, daß sie sich von Süd und Nord nach ihrer Mitte bis zu 281,40 m ü. NN. senkt. Dieser Punkt liegt 30 m südlich der Mündung des Laufes B. Ist es berechtigt, hier einen zweiten natürlichen Ausfluß C des Schuppachs, also eine Aufspaltung in 2 Mündungsarme anzunehmen? Am 100 m bergauf stehenden Malefizturm findet man eine fühlbare Richtungsänderung des Mauerzuges, hier könnte der Trennungspunkt beider Arme liegen. Anerkennt man nur die Furche C als ursprünglichen Bachlauf und betrachtet B als jüngeren künstlichen Graben, der eine Stadterweiterung bezeichnet hätte, so würde die gewonnene Dreiecksfläche nur 1500 qm betragen; ein allzu geringer Gewinn für die große Mühe! Offenbar ist von Anfang an nur der Lauf B benützt worden. Jedenfalls bildeten B und C tiefe klingenartige Furchen; sie können der Klingengasse den Namen gegeben haben.

Der obere Schuppach (von der Schuppachgasse aufwärts bis zur Abzweigung Weckriedener—Hessentaler Straße) ist als tiefes Tal erkennbar, in dessen Sohle heute die Crailsheimer Straße liegt (A b b. 1). Der Abhang des Galgenberges bildet seine nordöst-

[4] Leider ist 1940 bei der Einlegung der 2,60 m tiefen Dohle in die Neue Straße versäumt worden, Beobachtungen der Bodenverhältnisse zu machen; man hätte vermutlich beim Milchmarkt Aufschlüsse über den Blockgassen-Kocher und seine Uferbefestigung erhalten können.

Abb. 5 (nebenan). Die Nordfront der Wohnstadt in Grund- und Aufriß. I und II: von Karl Weller als Stadtmauer bezeichnet, d bis k sind Geländehöhen (der Buchstabe k muß durch i ersetzt werden).

Digitized by Google

liche Talwand; die südwestliche endet schon oberhalb des Michaels-Chores, weil der große Bergrutsch in der Keltenzeit einen Teil zum Kocher hinab riß. Dieser Rücken zwischen Schuppach und Kocher wird vom heutigen Schiedgraben in zwei Abschnitte zerlegt: den südlichen höheren „Olymp" und den nördlichen tieferen „Rosenbühl", die beide gegen Norden abfallen. Verlängert man den oberen Schuppach talabwärts, so gelang man ohne Richtungsänderung im Zuge des Bettes B am Klingenturm vorbei zum Kocher.

Heute jedoch biegt der Bachlauf an der oberen Schuppachgasse plötzlich und auffallend aus Nordwest nach Westen ab, ohne daß eine nördliche Prallwand wahrzunehmen ist, die die Richtungsänderung veranlaßt haben könnte: das ist der Lauf D. Der Bach kommt mit einem Einlaß durch die Stadtmauer und fließt unterhalb der Marktstraße merkwürdigerweise auf dem Scheitel eines flachen Rückens durch die Spitalbachstraße. Dieses Bett kann nur künstlich sein. Karl Weller („Geschichte von Schwäbisch Hall", S. 30) läßt es bis 1317 die Nordgrenze der Altstadt bilden und deutet Mauerzüge in der Schuppachgasse (hintere Hofmauer des Büschlerhauses) und hinter den Häusern Wanner und Seitel (Spitalbach 1 und 2) als Stadtmauer. Beide besitzen jedoch nur die geringe Stärke von 70 bzw 50 cm, sie können darum niemals Stadtmauern gewesen sein. Die alten romanischen Bauwerke des Diebsturms, des Klingenturms, des Stätt-Tores, des Säumarktturmes, des Malefizturmes, des Steinhauses von Stetten und der Schöntaler-Kapelle wären außerhalb dieser Linie gestanden (A b b. 4). Weller mußte sie ziehen, um eine erste Erweiterung der Stadt mit dem Spitalneubau (1317) zu begründen. Hiervon wird später noch gehandelt werden (S. 107). Ist es nicht einleuchtender, daß die noch vorhandene nordöstliche Stadtmauer sich des natürlichen Bachbettes B, das stark eingetieft war und jederzeit gestaut werden konnte, zur Verstärkung ihrer Abwehrkraft bediente? Der obere Schuppachlauf D wurde wahrscheinlich für die Zwecke des „Königshofes" als Wasserbringer und Schmutzabführer angelegt. Die Zuschüttung des Blockgassen-Kochers um 1250 erheischte wohl die Anlage des heutigen Bettes D, obgleich der Bach B ja immer noch in den Roscher-Kocher münden konnte. Damit wäre die älteste Zeitgrenze für die Anlage des Laufes D gefunden. Die jüngste Zeitgrenze, etwa nach 1300, läßt sich durch drei Ereignisse festlegen:

1. Als 1317 der heutige Spital neu gegründet wird, wird er schon als „am Bach gelegen" bezeichnet, das ist der bereits verlegte Schuppach D.
2. Im Jahre 1322 schlüpft Ritter Unmueß von Altenhausen durch den schon bestehenden Schuppacheinlaß D und ermordet den Adeligen Eberwein (Julius Gmelin, „Hällische Geschichte", S. 273).
3. Am Ende des Bachlaufes B ist am Klingenturm eine noch vorhandene Grabensperrmauer nachträglich errichtet worden (A b b. 5). Dies kann frühestens 1324 geschehen sein, als die gegenüberliegende Gelbinger Vorstadt an dieser Stelle ihre Mauer erhielt. Die neue Sperrmauer besitzt keinen Bachdurchlaß mehr, der Bach war also bereits verlegt.

Der Beginn des Schuppachgrabens ist am Klingenturm erhalten, er ist noch 18 m breit und 8 m tief. Nimmt man seine durchschnittliche Auffüllung mit 5 m an, so ergeben sich als Sohlenhöhen:

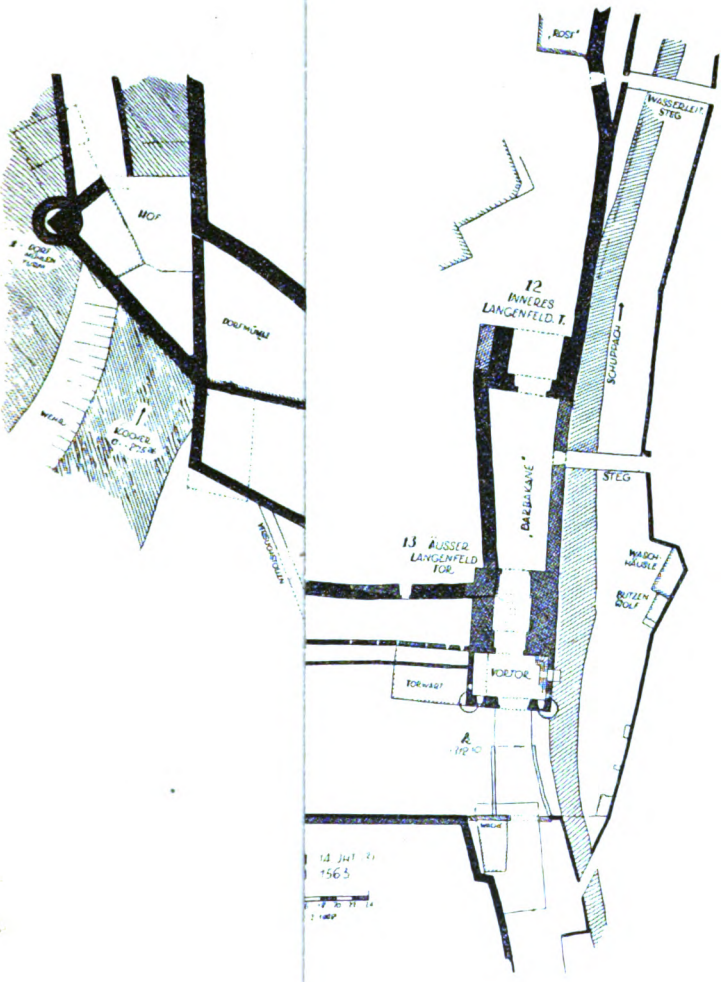
f)	am Klingenturm	277,00 m ü. NN.,
g)	beim Stätt-Tor	284,23 m ü. NN.,
h)	am Malefizturm	291,64 m ü. NN.,
i)	am Hezen-Nest (oberes Ende der Schuppachgasse)	294,12 m ü. NN.,
k)	am äußeren Langenfelder Tor	312,10 m ü. NN.

Die Grabensohle besaß also bei 387 m Länge ein Gefälle von 35 m, das ist eine beträchtliche Neigung. Vom Malefizturm ab erhebt sich gegen Südwesten der feindwärts gelegene Boden immer unangenehmer über die Stadtmauer; vom Galgenberg aus (mit 362,50 m ü. NN.) ist Hall leicht angreifbar gewesen.

Wo die Gasse Rosenbühl auf die nordöstliche Stadtmauer stößt (A b b. 7), stand etwas oberhalb des Gasthauses zur „Krone" das innere Langenfelder Tor (12). Nach nur 25 m Zwischenraum folgte später am Fuße einer 7 m hohen Stützmauer das äußere Langenfelder Tor (13). Da seine Durchfahrt bei 317,10 m ü. NN. liegt, stellt es das höchste Tor des gesamten Altstadt-Befestigungssystems dar, fast 42 m über dem Kocherspiegel. Nur der Folterturm (14) erreicht mit 325,30 m ü. NN. eine Höhe von 50 m über dem Fluß.

Während die West- und Nordostseite der Stadt von Blockgassen-Kocher und Schuppach geschützt sind, mußte die Südgrenze künstlich durch einen riesigen Halsgraben, den Schiedgraben, von der überhöhten Feindseite abgetrennt und gesichert werden. Hier ist nie ein Gewässer heruntergekommen oder ein sonstiger natürlicher Schutz vorhanden gewesen. Zunächst verläuft die Grabensohle fast waagrecht, dann fällt sie stärkstens ab. Als Höhen mißt man (bei einer angenommenen Auffüllung von 5 m):

Digitized by Google



Digitized by Google

liche Talwand; die südwestliche endet schon oberhalb des Michaels-Chores, weil der große Bergrutsch in der Keltenzeit einen Teil zum Kocher hinab riß. Dieser Rücken zwischen Schuppach und Kocher wird vom heutigen Schiedgraben in zwei Abschnitte zerlegt: den südlichen höheren „Olymp" und den nördlichen tieferen „Rosenbühl", die beide gegen Norden abfallen. Verlängert man den oberen Schuppach talabwärts, so gelang man ohne Richtungsänderung im Zuge des Bettes B am Klingenturm vorbei zum Kocher.

Heute jedoch biegt der Bachlauf an der oberen Schuppachgasse plötzlich und auffallend aus Nordwest nach Westen ab, ohne daß eine nördliche Prallwand wahrzunehmen ist, die die Richtungsänderung veranlaßt haben könnte: das ist der Lauf D. Der Bach kommt mit einem Einlaß durch die Stadtmauer und fließt unterhalb der Marktstraße merkwürdigerweise auf dem Scheitel eines flachen Rückens durch die Spitalbachstraße. Dieses Bett kann nur künstlich sein. Karl Weller („Geschichte von Schwäbisch Hall", S. 30) läßt es bis 1317 die Nordgrenze der Altstadt bilden und deutet Mauerzüge in der Schuppachgasse (hintere Hofmauer des Büschlerhauses) und hinter den Häusern Wanner und Seitel (Spitalbach 1 und 2) als Stadtmauer. Beide besitzen jedoch nur die geringe Stärke von 70 bzw 50 cm, sie können darum niemals Stadtmauern gewesen sein. Die alten romanischen Bauwerke des Diebsturms, des Klingenturms, des Stätt-Tores, des Säumarktturmes, des Malefizturmes, des Steinhauses von Stetten und der Schöntaler-Kapelle wären außerhalb dieser Linie gestanden (A b b. 4). Weller mußte sie ziehen, um eine erste Erweiterung der Stadt mit dem Spitalneubau (1317) zu begründen. Hiervon wird später noch gehandelt werden (S. 107). Ist es nicht einleuchtender, daß die noch vorhandene nordöstliche Stadtmauer sich des natürlichen Bachbettes B, das stark eingetieft war und jederzeit gestaut werden konnte, zur Verstärkung ihrer Abwehrkraft bediente? Der obere Schuppachlauf D wurde wahrscheinlich für die Zwecke des „Königshofes" als Wasserbringer und Schmutzabführer angelegt. Die Zuschüttung des Blockgassen-Kochers um 1250 erheischte wohl die Anlage des heutigen Bettes D, obgleich der Bach B ja immer noch in den Roscher-Kocher münden konnte. Damit wäre die älteste Zeitgrenze für die Anlage des Laufes D gefunden. Die jüngste Zeitgrenze, etwa nach 1300, läßt sich durch drei Ereignisse festlegen:

1. Als 1317 der heutige Spital neu gegründet wird, wird er schon als „am Bach gelegen" bezeichnet, das ist der bereits verlegte Schuppach D.
2. Im Jahre 1322 schlüpft Ritter Unmueß von Altenhausen durch den schon bestehenden Schuppacheinlaß D und ermordet den Adeligen Eberwein (Julius Gmelin, „Hällische Geschichte", S. 273).
3. Am Ende des Bachlaufes B ist am Klingenturm eine noch vorhandene Grabensperrmauer nachträglich errichtet worden (A b b. 5). Dies kann frühestens 1324 geschehen sein, als die gegenüberliegende Gelbinger Vorstadt an dieser Stelle ihre Mauer erhielt. Die neue Sperrmauer besitzt keinen Bachdurchlaß mehr, der Bach war also bereits verlegt.

Der Beginn des Schuppachgrabens ist am Klingenturm erhalten, er ist noch 18 m breit und 8 m tief. Nimmt man seine durchschnittliche Auffüllung mit 5 m an, so ergeben sich als Sohlenhöhen:

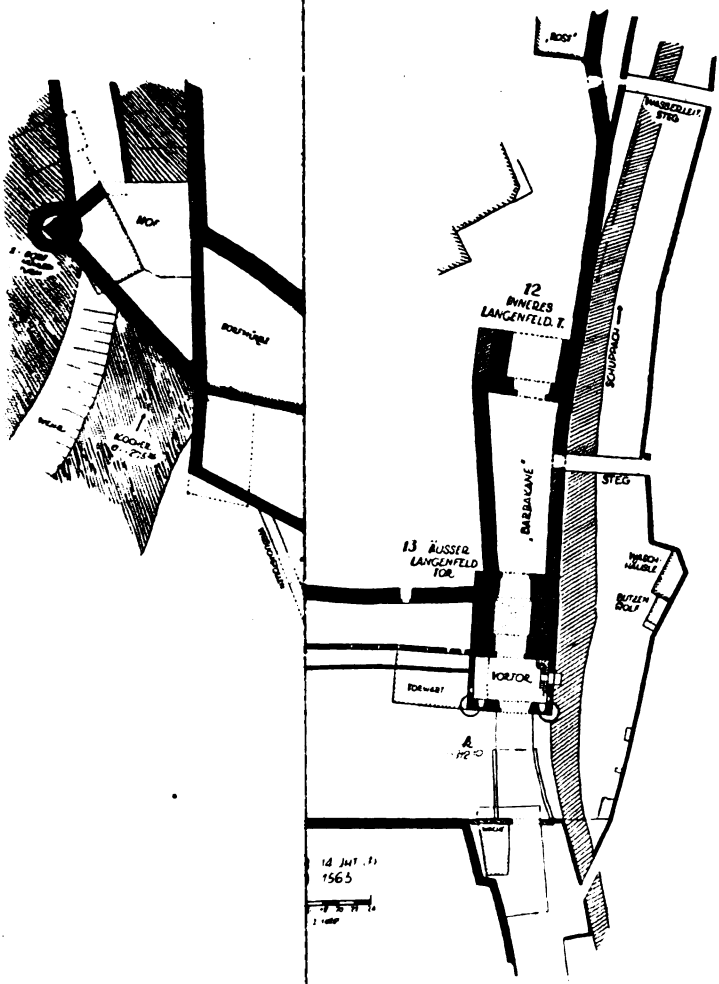
f) am Klingenturm	277,00 m ü. NN.,
g) beim Stätt-Tor	284,23 m ü. NN.,
h) am Malefizturm	291,64 m ü. NN.,
i) am Hezen-Nest (oberes Ende der Schuppachgasse)	294,12 m ü. NN.,
k) am äußeren Langenfelder Tor	312,10 m ü. NN.

Die Grabensohle besaß also bei 387 m Länge ein Gefälle von 35 m, das ist eine beträchtliche Neigung. Vom Malefizturm ab erhebt sich gegen Südwesten der feindwärts gelegene Boden immer unangenehmer über die Stadtmauer; vom Galgenberg aus (mit 362,50 m ü. NN.) ist Hall leicht angreifbar gewesen.

Wo die Gasse Rosenbühl auf die nordöstliche Stadtmauer stößt (A b b. 7), stand etwas oberhalb des Gasthauses zur „Krone" das innere Langenfelder Tor (12). Nach nur 25 m Zwischenraum folgte später am Fuße einer 7 m hohen Stützmauer das äußere Langenfelder Tor (13). Da seine Durchfahrt bei 317,10 m ü. NN. liegt, stellt es das höchste Tor des gesamten Altstadt-Befestigungssystems dar, fast 42 m über dem Kocherspiegel. Nur der Folterturm (14) erreicht mit 325,30 m ü. NN. eine Höhe von 50 m über dem Fluß.

Während die West- und Nordostseite der Stadt von Blockgassen-Kocher und Schuppach geschützt sind, mußte die Südgrenze künstlich durch einen riesigen Halsgraben, den Schiedgraben, von der überhöhten Feindseite abgetrennt und gesichert werden. Hier ist nie ein Gewässer heruntergekommen oder ein sonstiger natürlicher Schutz vorhanden gewesen. Zunächst verläuft die Grabensohle fast waagrecht, dann fällt sie stärkstens ab. Als Höhen mißt man (bei einer angenommenen Auffüllung von 5 m):

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

k) beim äußeren Langenfelder Tor ..... 312,10 m ü. NN.,
l) am Pechnasenturm (15) ..... 311,00 m ü. NN.,
m) am Mantelturm (beim Blockhaus, 16) ..... 304,40 m ü. NN.,
n) am Limpurger Tor (beim Waldhorn, 18) ..... 288,80 m ü. NN.,
o) am Kocherfluß ..... 275,26 m ü. NN.

Der Schiedgraben ist 220 m lang, 14 bis 19 m tief und 23 bis 29 m breit; das sind imponierende Verhältnisse, die an die gewaltigen Aushebungen Überlingens erinnern! Auf der geneigten Strecke Pechnasenturm—Kocherfluß ist bei etwa 125 m Länge ein Höhenunterschied von beinahe 36 m vorhanden; das ergibt ein Gefälle von fast 30%!

Stets hat der Schiedgraben die südliche Befestigungslinie gebildet, die wichtigen Adelsquartiere um Keckenburg und Herrengassen einschließend. Die Annahme eines anderen Verlaufs der südlichen Stadtgrenze stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Zwar kann in einem 8 m langen, 185 cm breiten und 170 cm hohen Mauerzug am Rückgebäude des Hauses Rosenbühl 12 — seiner Stärke wegen — eine Stadtmauer vermutet werden (R in Abb. 4). Denkt man sich diese „Rosenbühlmauer" nach Norden verlängert, so trifft sie etwa auf die östliche Außenmauer des Hauses Klostergasse 5, das ist der ehemalige Komburger Hof (Buchstabe K). An dieser Stelle oder wahrscheinlicher hinter dem Michaelschor beim Claßgebäude müßte dann ein Tor, das „allerinnerste" Langenfelder (nennen wir es „Michaels-Tor") gestanden sein, von dem jedoch bisher noch keine Spuren entdeckt werden konnten und sich wohl nie finden werden. Das innere Langenfelder Tor (12) dagegen, dessen romanischer Charakter noch besprochen wird (vgl. S. 121), kann nicht mit der angenommenen Rosenbühlmauer in Zusammenhang stehen, weil es 40 bis 50 m südöstlich v o r dieser liegt. Man darf es auch nicht als Zeugen für eine erste Stadterweiterung oberhalb des Michaels-Tores auffassen: der gewonnene Raum wäre allzu unbedeutend. Lassen sich allenfalls einige Haus- und Grundstücksgrenzen auf die Nordverlängerung der Rosenbühlmauer beziehen, so fehlen diese auf der südlichen gänzlich; auch müßte sich ihre Anschlußstelle an der Schiedmauer irgendwie nachweisen lassen. Unterstellt man, daß die jetzige Stadtmauer am Schiedgraben oberhalb der Rosenbühlmauer erst um 1500 nachträglich erbaut sei, um das Große Büchsenhaus (1505—1527) aufzunehmen, so erhielte man eine Fläche mit 130 m Länge und 70 m größter Höhe, d. h. mit 4550 qm Inhalt. Welche Anstrengungen hätte es aber gekostet, eine kostspielige Erweiterung solch geringen Vorteils wegen anzulegen, zumal gerade hier an der sich ständig überhöhenden Feindseite besonders tiefe Gräben und damit hohe Mauern nötig werden! Ein Grabenzug außerhalb des inneren Langenfelder Tors gegen Südwesten müßte sich in irgendeiner Form erhalten haben; die eingetiefte Rosenbühlgasse (Linie 12—14) ist kein Graben, sie verläuft zudem h i n t e r der Front dieses Tores. Die Gasse wurde nach dem Bau des Büchsenhauses („Neubau") flacher gelegt, um die schweren Geschütze und Kornwagen bequemer zuzuführen; die alte steile Geländeneigung kann an den beiderseitigen Aufmauerungen noch abgelesen werden. Außerdem werden um 1500 verschiedene Häuser von der Stadt auf Abbruch gekauft (nach W. Hommel), um dem Büchsenhaus Platz zu schaffen; sie können nur innerhalb einer Stadtmauer gestanden sein. Die Einzeluntersuchung (vgl. S. 127) wird beweisen, daß das Büchsenhaus hinter dem bereits vorhandenen Mauerzug errichtet wurde.[5]

An Hand der heute zur Verfügung stehenden Beweisstücke ist der älteste Mauerzug zweifellos hinter dem Schuppachbett B bis zum äußeren Langenfelder Tor einheitlich aufgestiegen und über die Schied zum Kocher, dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, abgefallen. Am Mauerring der Wohnstadt standen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts — nach 1543 kamen keine Verstärkungen mehr vor — folgende Tore und Türme (Abb. 4, 11 und 54):

1. Dorfmühlen-Turm,
2. Unterwöhrdstor,
3. „Haaltor",
4. „Schuhmarkt-Turm" (?),
5. „Sporers-Tor" (?),
6. „Klingenturm",
7. Stätt-Tor,
8. „Säumarkt-Turm",
9. Malefizturm,
10. Hezennest-Turm,
11. Deckenturm,
12. Inneres Langenfelder Tor,
13. Äußeres Langenfelder Tor,
14. Folterturm,
15. Pechnasen-Turm,
16. „Mantel-Turm",
17. „Kastengärtle",
18. Limpurger Tor,
19. Neu-Tor.

(Wo kein alter Name überliefert ist, sind neue Wortfindungen in Anführungszeichen gesetzt.)

[5] Trotzdem mag die Frage der „Rosenbühlmauer" im Auge behalten werden, so oft künftige Bodenöffnungen Gelegenheit geben.

Digitized by Google

Die Grenzen der Wohnstadt suchten in einfacher und folgerichtiger Weise Anschluß an die vorgefundenen Geländeverhältnisse und umschlossen eine Dreiecksfigur: die vom Blockgassen-Kocher geschützte, 400 m lange Basis Dorfmühle—Klingenturm, die 385 m messende, die Deckung des Schuppachs ausnützende Langkathete Klingenturm—äußeres Langenfelder Tor (der „Kurze Graben") und die durch den künstlichen Einschnitt des Schiedgrabens gesicherte, 220 m lange Kurzkathete äußeres Langenfelder Tor—Dorfmühle. Der Flächeninhalt dieser Wohnstadt betrug ohne den gewerblichen Haalbezirk etwa 68 000 qm bei 1005 m Länge ihrer Wehrmauern.

Spätestens seit der Verleihung des Marktrechtes 1156 — wahrscheinlich sogar früher — hat man an dieser Ummauerung der Wohnstadt gebaut. Die Arbeit mag etwa 1180 bis 1200 bei Fertigstellung von St. Michael vollbracht gewesen sein. Genaue Daten für Beginn und Ende fehlen. Von Rothenburg, dessen Entwicklung unserer hällischen etwas nachhinkt (es wird erst 1172 Stadt), ist überliefert, daß 1204 der 1340 m lange Mauerring um die älteste Stadt auf der Linie Burgtor—Johannistor—Markusturm—Weißer Turm—Heulucke—Blauer Turm—Burgtor fertig dastand (E. Eger, „Rothenburg ob der Tauber", S. 10), er umschloß eine Fläche von 125 000 qm; 1208 begann sofort die erste Erweiterung.

3. Das Haal

Wir sahen, daß in der Talsohle eine Insel von etwa 560 m Länge lag, deren Nordspitze bis zu Füßen des Josenturmes reichte. Die Süd- und Westgrenze bildete der Kocherfluß in seinem heutigen Verlauf, die Ostgrenze schuf der Blockgassen-Kocher (A b b. 4). Die Insel muß sehr flach gewesen sein. Auf ihrem Südteil war um die Salzquelle, die ihre keltische Mündung nach Westen an die heutige Stelle verlegt hatte, das Haal als ehemaliges Königsgut aufgebaut: hier standen die Siedehäuser mit den 111 Salzpfannen, die Werk-, Vorrats- und Lagergebäude, das Haalgerichtshaus, der alte Salzkasten und die offenen, haushohen Holzstöße für die Siedefeuer; eine platzartige Ausweitung hieß „der Bürdinmarkt". Dies war der wertvolle, gewerbliche Bezirk der Stadt, ihre Lebensgrundlage. Das Haal ist seit 1842 auf seine jetzige Höhe von 277,10 m ü. NN. aufgefüllt, es lag ursprünglich nur wenig über dem Kocherspiegel, so daß die Chronisten über häufige Überschwemmung und Wassersnot klagen: Wohnhäuser scheinen auf dem Haal deshalb nicht vorhanden gewesen zu sein. Etwas nördlich des Haalbrunnens hat sich eine kleine Geländewelle, der Edelmannsbühl, in ost-westlicher Richtung erstreckt.

Ursprünglich war die ganze Insel sumpfiger und schlammiger Grund, eine Tatsache, die Emil Kost (Haller Tagblatt, „Altes und Neues vom Haal", 19. November 1935) auch am Haalbrunnen festgestellt hat. Es zeigte sich sumpfiges Kochergeschiebe im heutigen Grundwasser bei 274,09 m ü. NN.; der mittelalterliche, vom Menschen befestigte Haalboden lag bei 274,79 m ü. NN. (der jetzige Kocherhorizont mißt 273,49 m ü. NN.). Der Haalboden erfuhr durch den Schutt der Stadtbrände von 1376 und 1728 beträchtliche Aufhöhungen und sicherlich hat man auch den Aushub der Stadtgräben zur Verbesserung der Bodenverhältnisse verwendet. Als im Mai 1947 innerhalb der westlichen Haalmauer der Keller des Häutelagers (A b b. 8) gegraben wurde, stieß man erst bei 273,40 m ü. NN. (also 9 cm unter dem jetzigen gestauten Kocherspiegel) auf einen Bohlenbelag von 24 cm starken Eichenstämmen, der der Festmachung des Bodens diente. Die Haalinsel ist also ursprünglich wohl nur mit Mühe betretbar gewesen, so daß die Wiederentdeckung der Salzquelle (um 800) erschwert ward. Der Ausfluß war vielleicht schon früher sichtbar geworden.

Im strengen Winter 1946/47 brach das Dreimühlenwehr, so daß der Kocherspiegel im dürren Sommer 1947 selten tief sank. Dies Ereignis gab der Forschung einzigartige Einblicke in die älteste westliche Befestigung des Haals und damit in die früheste Stadtgeschichte. Vor dem Vorland der westlichen Haalmauer wurde eine fast ununterbrochene Reihe von Holzpfählen frei. Sie beginnt 25 m nördlich der südwestlichen Haalecke und erstreckt sich auf eine Länge von 108 m (Buchstabe P in A b b. 4 und A b b. 8). Sie liegt vor der Schwelle der gemauerten Uferböschung von 1884 (die als Vermessungsbasis dient), bildet eine sich von 0—2,23 m vorwölbende Linie und bleibt im Norden gerade noch sichtbar. Die südliche Fortsetzung läßt sich nicht weiter verfolgen, da sie unter die Uferschutzmauer verschwindet. Das nördliche Ende liegt 13,5 m südlich der südwestlichen Ecke des Hauses Brückenhof 6.

Grabungen an 4 Stellen (durch den Verfasser) förderten Balken von zum Teil riesigem Querschnitt (41/47 cm) zutage. Sämtliche Pfahlenden liegen unter dem durch die Stauung von etwa 1340 erzeugten jetzigen Wasserspiegel von 273,49 m ü. NN.; der höchste Kopf liegt bei 273,14 m ü. NN., der tiefste bei 272,65 m ü. NN.

Digitized by Google

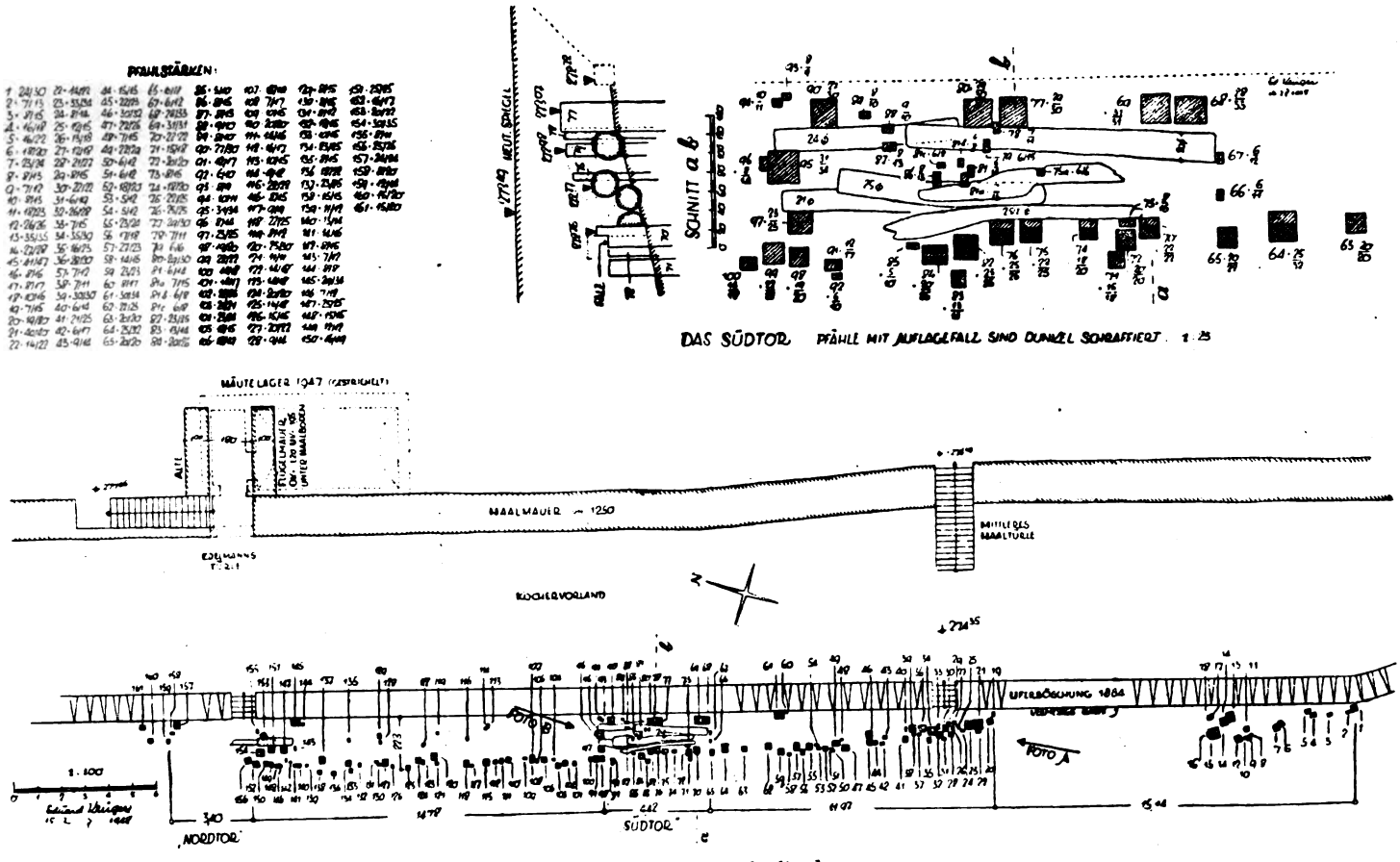


Abb. 8. Die Haalpalisaden.

Digitized by Google

Die Unebenheit der Köpfe — trotz der Abschleifarbeit des Wassers ist ihre Urform noch deutlich zu erkennen — kann nicht ursprünglich sein, denn das Einrammen setzt eine waagrechte Aufschlagfläche voraus. Einzelne Beilhiebe und schräge Absägeflächen sind deutlich wahrnehmbar; letztere neigen sich fast alle zum Wasser, wenige nach links oder rechts, keine einzige gegen das Land: das Kürzen der Pfähle muß also vom festen Boden aus erfolgt sein. Da die Stämme nicht als Pfahlrost angesprochen werden können (dieser erfordert gleiche Höhe und waagrechte Enden der Balkenköpfe zur Aufnahme einer Holzschwelle) und da ihre teilweise ganz ungewöhnliche Stärke einer Verwendung als Sicherung des Uferbodens gegen Abschwemmen widerspricht, bleibt nur die Deutung als hölzerne Befestigungslinie, als Palisade, die ehemals auf trockenem Land nahe dem Ufer stand. Weil der Kocher auch durch den Blockgassenarm floß, so war die vorüberströmende Wassermenge wohl nur halb so groß als heute. Der Archäologe Professor

Abb. 9. Die Haalpalisaden. Blick A auf Pfahl 19 bis 39 von Süden.
[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Dr. Peter Goeßler (wie auch die hällischen Forscher Wilhelm Hommel und Dr. Emil Kost) halten die Erklärung als Palisade für gerechtfertigt. Die Palisade kann zugleich auch die Aufgabe des Uferfestmachens bei Überschwemmung übernommen haben. Vor der Südmauer des Haals sind keine Palisaden zu finden, dort bemerkt man nur kleinere scharfkantige Pfähle in teilweise sehr großen Abständen: so sah eine Ufersicherung aus. Die Palisade mag an dieser Südseite unter der jetzigen Haalmauer liegen.

Die Pfähle sind zweifellos nicht mehr vollzählig, es konnten bisher 363 gezählt werden; im nördlichen Teil mögen noch viele unter dem Ufergras stecken. Ihre oft erstaunlichen Querschnitte — sie bestehen durchweg aus Eichenholz — begründen eine erhebliche Länge im Urzustand (A b b. 9).

Es wechseln schwache mit starken Pfählen. Die ersteren sind scharfkantig, ihr Querschnitt meist schmalrechteckig mit Seitenlängen 1 : 2 und mehr. Die dicken Hölzer bleiben nahe am Quadrat, ihre Kanten sind leicht gerundet. Trotz dieser Verschiedenheit können beide Pfahlarten gleichzeitig sein. Man darf jedoch die Möglichkeit nachträglicher Ausbesserung nicht leugnen. Sie stecken im blaugrauen Ufermorast. Zwischenräume sind selten völlig geschlossen. Hinter der nicht schnurgerade ausgerichteten Vorderflucht der

Digitized by Google

Balkenreihe liegen bis zu 2,03 m landeinwärts einzelne dünnere und dickere Pfosten. Man mag sie als Träger eines hölzernen Wehrganges erklären, der über und hinter der Palisadenwand hinzog. Bestandteile einer Mauer mit Holzeinlagen werden sie kaum sein. Diese Einzelpfosten, die weit hinter der Vorderflucht liegen, sind bei einer Holzwand, die den Boden vor fließendem Wasser schützen soll, unverständlich. Ein solcher Schutz hätte entweder wie eine moderne Spundwand die Pfosten dicht nebeneinander eingerammt oder er hätte so große Zwischenräume stehen lassen, daß man Holzgeflecht faschinenartig spannen kann. Weder das eine noch das andere ist der Fall. Eine Palisade hingegen kann schmale Zwischenräume dulden; so ist auch der obergermanische Limes gestaltet (Hertlein-Goeßler, „Die Römer in Württemberg" II, S. 126). Es scheint, daß an der Innenseite der Pfahlreihe Erde mit Steineinlagen aufgeschüttet wurde. Bretter als Fußleisten wurden nicht gefunden.

In Entfernungen von 27,11 m bzw. 47,31 m vom Südende zeigen sich merkwürdige Rücksprünge. Ihre Ecken sind durch erhebliche Balkenansammlungen ausgezeichnet; ihr Grund ist mit starken Eichenbohlen belegt, die sonst nirgends vorkommen. Beim süd-

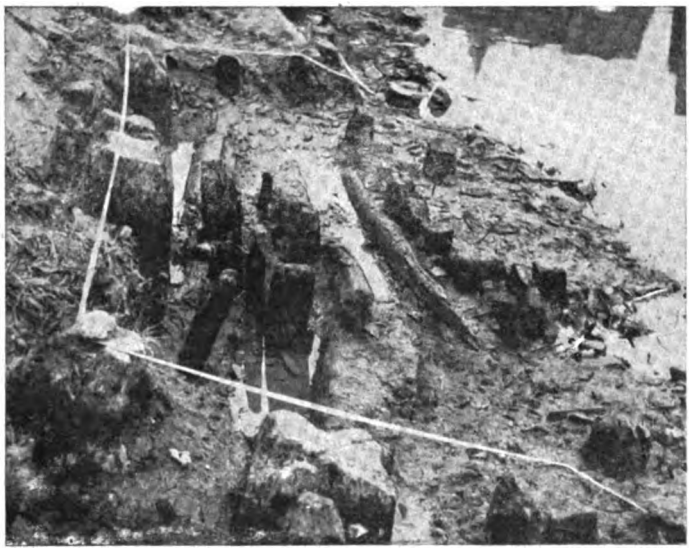


Abb. 10. Die Haalpalisaden. Blick B auf das „Südtor" von Norden. Das Meßband verdeutlicht die Grenzen des Tores.
[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

lichen Rücksprung (A b b. 1 0), der übrigens in der Verlängerung der jenseitigen Kirchgasse liegt und 4,42 m breit, 1,52 m tief ist, darf eine Art Doppeltor zwischen starken Pfosten erkannt werden. Es sind ferner dünnere, schräg eingerammte Hölzer mit etwa 272,98 m ü. NN. Oberkante zu sehen, die den Bohlenbelag zu Hochwasserzeiten festklemmen sollten. Die oberste Bohlenschicht ist nur am nördlichen Rücksprung mit 273,04 m ü. NN. erhalten und liegt fast gleich hoch wie die Klemmhölzer, die in Ausnutungen der runden Bohlenbalken (sie messen wie im Häutelager 24 bis 30 cm Stärke) geschlagen sind. Am Wasser steht mit 272,76 m ü. NN. die besonders wichtige Pfostenkette 64, 65, 70, 72, 74, 75, 76, 82, 83, 84 in völlig gleicher Höhenlage und mit völlig ebenen Köpfen, die nicht nachträglich verkürzt sind; die Hölzer 64, 70, 74, 75, 76, 84 tragen zusätzliche hakenartige Ausfalzungen: hier lag schwellenartig die erste Uferbohle auf. Besonders interessant ist Pfahl 84; er zeigt 2 Fälze östlich ud westlich eines Mittelhöckers, er gestattet, die Schwellenbreite mit 24 cm zu errechnen. Pfahl 72 hat keinen Höcker, der höhergeführte Pfahl 73 schafft jedoch den Falz. Eine Vorrichtung zum Verschließen des Doppeltores ist an den Eckpfosten nicht zu finden, sie sind allzu tief abgesägt oder abgehauen worden. — Der nördliche Rücksprung liegt vor dem Edelmannstörle und zeigt ebenfalls Eckverstärkungen mit 2 Bohlen als Belag, doch ist er weniger gut erhalten; der südliche nimmt keinerlei Bezug auf das mittlere Haaltürle.

Digitized by Google

Auch das frühe Dorf Hall (die „Wohnstadt") wird einen Palisadenschutz besessen haben, zweifellos waren auch Wall und Graben vorhanden, über denen später die Stadtmauer errichtet wurde. Das Haal bedurfte weder eines Walles noch eines Grabens, da es auf drei Seiten durch Wasser, auf der vierten, nördlichen, durch Sumpf geschützt war.

Die Palisadenbefestigung kann schon aus der Zeit der Wiederentdeckung der Haalquelle um 800 stammen. Sie ist vielleicht nach Errichtung der zurückgesetzten Haalmauer (um 1250) verkürzt worden und diente nur noch als Schutz vor Abschwemmung. Sie wurde jedoch spätestens um 1340 überflüssig und hinderlich, als die Stauung des Dreimühlenwehres den Fuß der Palisaden und den dahinterliegenden Boden im Wasser versinken ließ. Die Kupferstiche von Braun-Hogenberg (1576) und von Merian (1643) zeigen einen hölzernen Uferschutz. Ist dies noch unsere Pfahlreihe in erstmals gekürztem Zustand?

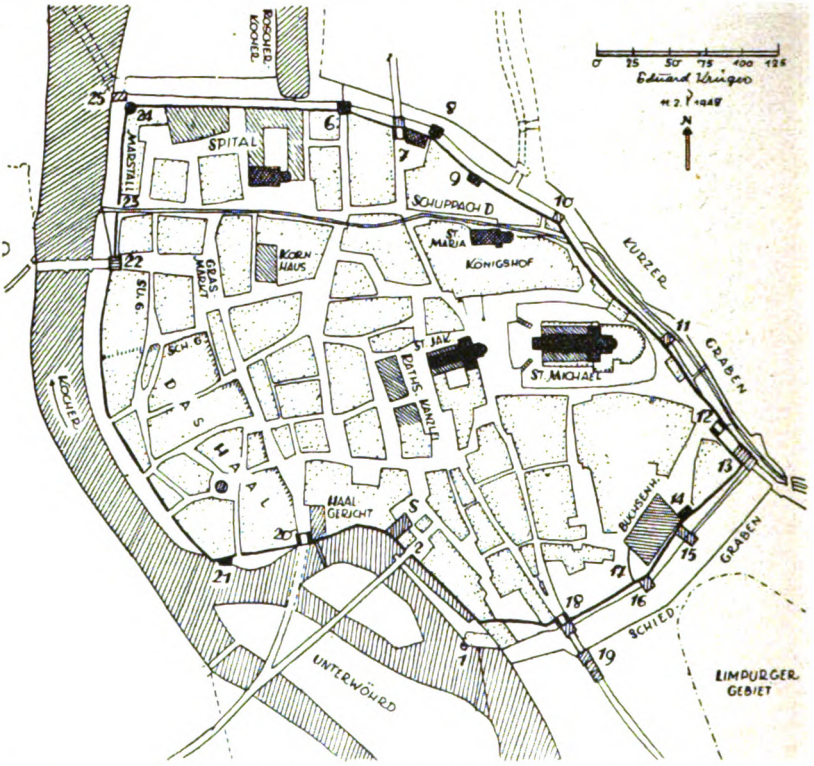


Abb. 11. Die Altstadt nach 1250 bis zum Stadtbrand 1728. Jüngere Stadtteile sind gestrichelt. S = Sulmeisterhaus, Su. G. = Sulengasse, Sch. G. = Schwanzgasse, Wehrbauten bis 1250 sind schwarz, solche nach 1250 schraffiert dargestellt. Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

Ihre zweite Kürzung auf die heutige Tiefe müßte dann inzwischen u n t e r dem jetzigen Kocherspiegel (der damals ja schon gleich hoch lag wie heute) erfolgt sein, was technisch kaum durchführbar erscheint. Das sehr getreue Haalbild Schreyers (1643) stellt übrigens keinerlei Bodensicherung dar, das Land geht ohne Kante in den Fluß über.

Es erhebt sich die wichtige Frage der nördlichen Begrenzung des Haalviertels. Das Nordende der Palisade deutet an, daß hier der Befestigungszug gegen Osten umbog; er kommt damit etwa in die Linie südwärts der Schwanzgasse zu liegen (A b b. 1 1). Diese Linie zeichnet sich auch siedlungsgeschichtlich ab: südlich stehen seit alters nur gewerbliche Bauten für den Siedebetrieb, nördlich nur Wohnhäuser. Der heutige Spitalbach, der frühestens 1250 seine Lage erhielt, kann aus den auf Seite 98 geschilderten Gründen nie die Nordgrenze des Haals gebildet haben; außerdem wäre das Haalquartier mit 240 m Länge und 130 m Breite unverständlich groß gegenüber der Wohnstadt geworden.

Digitized by Google

Abb. 12. Die Haller Altstadt von Westen nach Mathäus Merian 1643.
[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

4. Die erste Stadterweiterung

Wo hätte diese mit geringerem Aufwand und in geschützterer Lage gesucht werden können als in der Niederung nördlich des Haals? Eine Erweiterung östlich der Wohnstadt gegen den Hang oder talabwärts derselben würde einen schwer zu sichernden Zuwachs gebracht haben. Man rückte darum die bisherige Nordgrenze des Haals um etwa 160 m flußabwärts bis zur heutigen Spitalmauer vor und kam damit in die Verlängerung des Schuppachlaufes B und der Wohnstadtummauerung (A b b. 1 und 11).

Während der für den Salzbetrieb wichtige südliche Inselteil schon frühe durch den Menschen in festen Grund umgewandelt wird, ist der nördliche noch lange Zeit tiefliegender, unbebauter Sumpfboden geblieben.

Die neu einbezogene Fläche ist durch Entwässerung und Auffüllung für die Besiedlung brauchbar gemacht worden; man gewann neuen Wohngrund und später Raum für die Spitalgebäude. Die neue Nordfront bedurfte keines Bachlaufes zu ihrem Schutze, die Stadtbilder von Merian 1643 (A b b. 1 2) und von J. K. Körner 1755 (A b b. 1 3), sowie die Grundrisse von Gräter 1816 und Veit 1827 zeigen keinen Wehrturm auf dieser 150 m langen Front, der Graben scheint wenig tief gewesen zu sein. Der außerhalb der neuen Nordgrenze, dem „Froschgraben", liegende Sumpf bot jeder Annäherung ein kräftiges, natürliches Hindernis, das der 1324 hinzukommende Flankenschutz durch die hochliegende Gelbinger Vorstadt noch verstärkte. Der Sumpfcharakter des Froschgrabengeländes ist außer durch seinen Namen und durch den erwähnten, bei Veit eingezeichneten Entwässerungsgraben (vgl. S. 91) auch noch durch die Tatsache erwiesen, daß 1847 bei Errichtung des städtebaulich so unglücklich liegenden Landesgefängnisses Hunderte von Forchenstämme zur Sicherung der Fundamente eingerammt werden müssen (Wilhelm German, „Chronik von Schwäb. Hall", S. 324).

Südlich des Gefängnisgeländes muß eine leichte Erhöhung gewesen sein (vielleicht ein Schuttkegel von einer Schuppachüberschwemmung), die Veit den „Eichbuckel" nennt.

Das Gelände nördlich der Schwanzgasse lag ursprünglich viel tiefer als heute. Es steigt jetzt vom Brückenhof mit 274,64 m ü. NN. zur Neuen Straße mit 277,79 m ü. NN. (am Brückentor) an und fällt darauf wieder zur Spitalbachstraße auf 275,89 m ü. NN. ab, welche Höhe gegen Norden im allgemeinen beibehalten wird. Die gegenwärtigen Grabungen bei der Henkersbrücke unter dem alten Brückentor ergeben, daß dort die Neue Straße tatsächlich 3,70 m hoch aufgefüllt ist. Der Vorgang ist leicht erklärbar. Wilhelm Hommel hat die ursprünglichen Flußübergangsverhältnisse in seinem auf Seite 97 genannten Aufsatz wohl richtig erkannt: er läßt die Gottwollshäuser Steige (vor Erbauung des Dreimühlenwehrs um 1340) den Kocher mit einer Furt am Diebsturm überschreiten und Wege durch ein Tor an der Sporersgasse nach der Wohnstadt und durch die Sulengasse nach dem Haalbereich führen (A b b. 4 und 11). Dieser Zustand erfuhr eine gründliche Änderung, als man sich um 1343 entschloß, die erste Henkersbrücke zu bauen, weil kurz zuvor durch die Stauung des Dreimühlenwehres die bisherige Furt überdeckt ward; der Brückenbau erforderte die Errichtung des Brückentores, das damals nachträglich in die Stadtmauer gestellt wird. Der gegenwärtige Brückenumbau gibt wertvolle Aufschlüsse: die Flußpfeiler der Brücke um 1343, die eine hölzerne Fahrbahn trugen — der Chronist

Digitized by Google

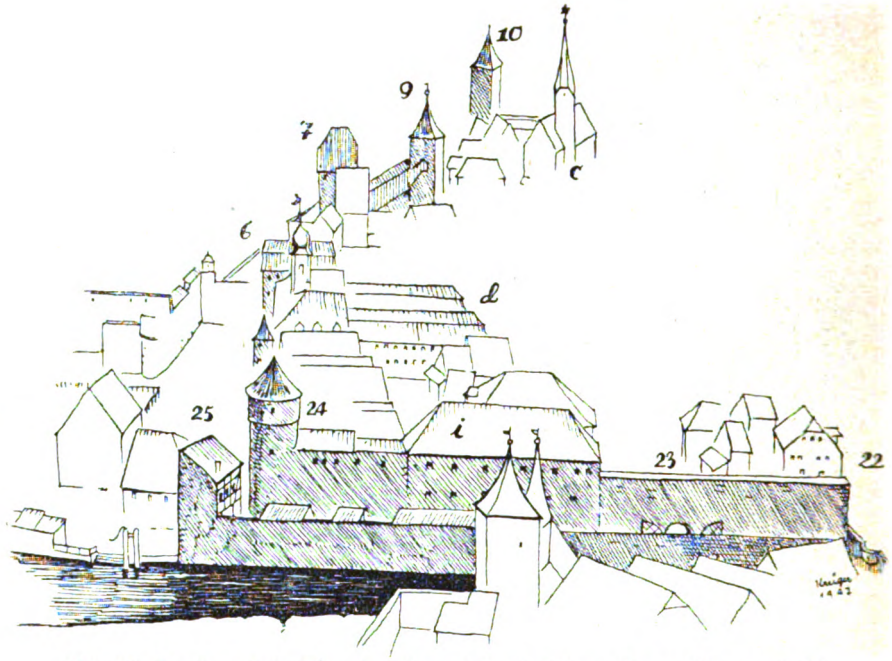


Abb. 13. Nordwestliche Ecke der Altstadt (nach Johann Konrad Körner 1755). c = Schuppachkirche St. Maria, d = Spital, i = Marstall und Rüstkammer. Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

Johann Herolt (Herolt-Kolb, S. 140) beschreibt sie — kamen innerhalb der jetzigen Pfeiler mit einer Oberkante von 275,80 m ü. NN. zum Vorschein; es ergibt sich eine Brückenhöhe von etwa 276,58 m ü. NN. Ungefähr dieselbe Höhenlage kam am alten Pflaster des östlichen Ufers beim Brückentor zutage und wurde auch am westlichen Brückenkopf beim Gasthaus zum Ritter gefunden. Im Jahre 1502 erhielt diese Holzbrücke gewölbte Bögen, die alten Steinpfeiler wurden beibehalten und ummantelt. Die neue Fahrbahnhöhe rückte damit in der Brückenmitte auf 278,95 m ü. NN. und senkte sich auf die Durchfahrtsebene des Brückentors mit 276,95 m ü. NN. (A b b. 1 4). Die Brückenbahn stieg also gegen die Mitte erheblich an.

Nach dem großen Stadtbrand von 1728 wurde der östliche Brückenkopf unter Abbruch des Tores bis zum jetzigen Zustand (277,79 m ü. NN.) erhöht; es verblieb immer noch eine erhebliche Steigung gegen die Brückenmitte, wie die Schützenscheibe des M. Groß von 1831 und die Bohnhöffersche Lithographie um 1850 zeigen. Der hoch über das nördliche und südliche Nachbargelände ansteigende Straßenabschnitt Grasmarkt—Henkersbrücke ist nichts anderes als die künstlich erhöhte Auffahrt zur Brückenbahn. Die gleichen Verhältnisse zeigen sich am westlichen Brückenkopf.

Wann ist die Ummauerung der ersten Erweiterung erfolgt? Die Haalpalisaden wurden an der Südgrenze frühestens um 1250 durch die jetzigen Mauern ersetzt, zugleich mit der Schließung des Blockgassen-Kochers (vgl. S. 93). Da aber die Mauertechnik vom Sulmeisterhaus über den Diebsturm bis zum Klingenturm einheitlich erscheint und ohne jede Nahtstelle ist, so ist diese Strecke als eine durchgehende, gleichzeitige Arbeit zu betrachten, die sich nicht in Abschnitte zerlegen läßt. Somit ist die ganze, 596 m lange Mauerlinie Sulmeisterhaus—Diebsturm—Klingenturm in einem Zuge nach 1250 erstellt worden. Die neu ummauerte Fläche mißt etwa 46 000 qm. Einzelne Häuser werden auf diesem Gelände schon vor der Ummauerung gestanden sein.

An dem neuen Mauerstück, das 4 Ausgänge zum Fluß besaß (oberes und mittleres Haaltürle, Edelmanns- und unteres Haaltürle), liegen nur 4 alte Befestigungswerke: der Sulfer-Turm (20), der „Haaleck-Turm“ (21), das ältere Eichtor (23) und der Diebs-Turm (24). Das Brückentor (22) kommt 1343 hinzu, das jüngere Eichtor (25) erst im Jahre 1534. Eine Urkunde von 1264 spricht davon, daß das Johanniterhaus „extra muros civitatis hallensis“, also außerhalb der Mauern der Stadt sich befinde. Damit kann nur die sehr

Digitized by Google

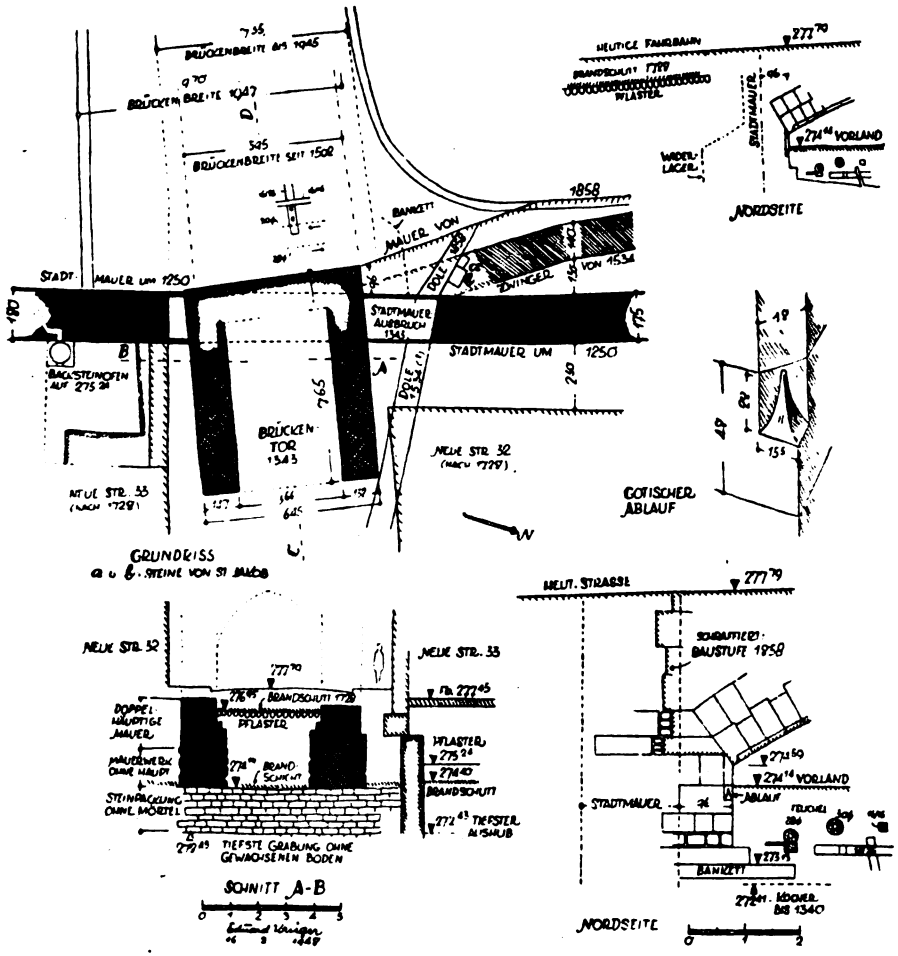


Abb. 14. Das Brückentor (22). a und b = Steine von St. Jakob.

nahegerückte Stadtmauer am Kocherfluß gemeint sein, die damals schon fertig dastand. Die von anderer Hand verbesserte Fassung „c i r c a muros civitatis hallensis", d. h. „nahe bei der Haller Stadtmauer", macht diesen Sachverhalt sogar noch klarer und widerlegt Wellers Theorie von 1317 (vgl. S. 98). Diese Zeitbestimmung fügt sich trefflich in die errechnete Entstehung der g e m e i n s a m e n Haal- und Spitalbefestigung. Die Altstadt war damals schon auf allen Seiten ummauert und ihre Teile — Wohnstadt, Haal und erste Stadterweiterung — zur Einheit zusammengebunden. Der Altstadtgürtel mit nierenförmigem Umriß ist von da ab nicht mehr verändert worden, er war jetzt 1296 m lang und umschloß eine Fläche von etwa 114 000 qm Inhalt. Spätere Erweiterungen werden durch Vorstädte von ziemlich selbständigem Baucharakter erstrebt: gegen Norden durch die Gelbinger Gasse (südliche Hälfte ihrer Westmauer 1324 errichtet) und gegen Westen durch den Stadtteil „jenseits Kochens" (1330 wird der nördliche Weilergraben erwähnt).

Es waren große Bauaufgaben, die die Stadt um 1250 zu lösen hatte: die Zuschüttung des Blockgassen-Kochers, die Verlegung des Schuppachlaufes, die Ummauerung vom Sulmeisterhaus bis zum Klingenturm, die Entwässerung und Festmachung des Bodens im weiten Spitalviertel.

Weit außerhalb des Langenfelder Tores stand als einsamer Posten das Klötzles-Tor (26).

Im Jahre 1249 war der städtische Spital mit der Niederlassung des Johanniterordens im „Weiler" jenseit Kochens vereinigt worden. Die Zusammenlegung hatte sich schlecht

Digitized by Google

bewährt, so daß die Reichsstadt den Spital vom Orden trennte und 1317 einen neuen Spital an seiner jetzigen Stelle baute. Das geschah auf einem Platze, der in bereits ummauertem, aber noch weiträumig bebautem Grund am Rande der Stadt lag; den gesundheitlichen Voraussetzungen eines Spitalbaues war damit Genüge getan.

Die Lage der Haller Altstadt auf fallendem Gelände bedeutete starke, wehrtechnische Nachteile. Im Osten und Süden besaß der Feind überhöhten Boden. Bei der (geschichtlich etwas unsicheren) Belagerung im 13. Jahrhundert stellt der angreifende Bischof von Würzburg seine Wurfmaschinen folgerichtig auf dem Galgenberg auf und beschießt die tiefliegende Stadt, ohne sie allerdings bezwingen zu können. Bis zum Angriff der kaiserlichen Feldherren Butler und Piccolomini im Dreißigjährigen Kriege (September 1634) und bis zur Blockierung durch bayerische Truppen unter Gayling (Juni 1639) hören wir von keiner Belagerung. Hall war von Natur aus nicht so stark geschützt wie Wimpfen am Berg, Rottweil oder Rothenburg. Seine Mauern beschirmten weniger einen Waffenplatz als einen Gewerbeort mit aufgespeicherten Warenvorräten, einen Markt und eine Münze. Es waren wirtschaftliche, nicht militärische Notwendigkeiten, die die Stadt auf wehrtechnisch ungünstigem Gelände entstehen ließen. Nach 1500 vermochte sie wohl Überfälle kleinerer Heere abzuwehren, größeren mit Artillerie ausgerüsteten Truppenmassen konnte sie nicht mehr widerstehen. Alle Befestigungskunst strebt nach Gewinnung hoher Punkte. Erst wenn man sich entschlossen hätte, den Galgenberg und den Olymp-Klingenberg in den Mauerring einzubeziehen, wäre eine voll gesicherte Lage entstanden. Eßlingen hat durch Hereinnehmen der „Burg", Überlingen durch Befestigung des St. Johann- und des Gallerhügels und Biberach durch Einbeziehen des Gigelberges die schwere Gefahr der feindlichen Überhöhung beseitigt und bedeutende Verteidigungsvorteile gewonnen.

C) Angriffs- und Verteidigungsmittel

Befestigungen können nur verstanden werden, wenn man die Belagerungs- und Verteidigungsweisen kennt. Sie formen die Bauwerke. Es müssen zwei Perioden auseinandergehalten werden: vor und nach Anwendung der Feuerwaffen.

Die ältere Periode, die das Pulver nicht kannte, benützte die uralte Verteidigung durch Verhaue oder Erdschanzen mit Palisaden und davorgelegtem Graben (die für Dörfer noch lange Zeit in Übung blieb). Das frühe Mittelalter ging zur steinernen Befestigung mit offenen Wehrgängen hinter Zinnenkränzen über. Als Handwaffen dienten der Bogen und die Armbrust; das Werfen von Steinen und Bienenstöcken, das Gießen von kochendem Wasser, Öl, Kalk, Blei und Pech spielte eine große Rolle. Die Zinnenlücken waren so breit zu gestalten, daß sie ein Hinausbeugen zu Schuß und Wurf gestatteten; besonders der Mauerfuß mußte erreichbar sein. Armbrüste wurden wohl nie durch Schießscharten, sondern über Brüstungen und durch Zinnenlücken abgeschossen. Um diese breite Waffe am Schießplatz handhaben zu können, wäre eine weite Nische erforderlich gewesen, die die Mauer gefährlich geschwächt hätte; mittelalterliche Armbrustscharten konnten bisher nur selten nachgewiesen werden (Otto Piper, „Abriß der Burgenkunde", S. 66). Man hat oft Spähfenster, Licht- und Luftschlitze mit solchen verwechselt. Etwaige Schießfenster für Bogenschützen sind in romanischer Zeit rechteckig und mit innerer Nische versehen, die das Herantreten an die Öffnung gestattet. Zwischen den Zinnenlücken lagen in breiteren Mauerstücken (Wimpergen) schmale Schlitze, die einen gesicherten Ausguck ermöglichten. Über die Mauern wurden schwere Baumstämme mit Dornengestrüpp hinausgehängt, die auf die stürmenden Feinde niedersausten. Es herrschte das Prinzip der Überhöhung: der Verteidiger bezog Standpunkte auf Mauerkronen und Türmen, er schafft sich damit gute Sicht, kann die Schwerkraft ausnützen und entzieht sich den Mitteln des Angreifers. Die hohen Mauern schützen rückwärtige Stadtteile. Armbrustschützen sollen ihr Ziel auf 300 Schritte erreicht und mit ihren Bolzen einen Eisenhelm durchschlagen haben. Vom Angreifer und Verteidiger werden Kriegsmaschinen benützt, die schon die römische Waffentechnik kannte: die Blide oder der Triboc schleuderte Steine durch Gegengewichte bis auf 500 m Entfernung, der Onager beruht auf der treibenden Kraft übereinandergedrehter Seile, zwischen die der Wurfhebel gesteckt wird, der Katapult schießt mit der Spannung des Bogens, die große Karrenarmbrust liegt auf einer Lafette. Der Angreifer führt den Mauerbrecher mit eiserner Spitze unter einem Schutzdach an Tore und Befestigungen heran und schob den Wandelturm oder Ebenhoch vor, einen Holzturm, der über Fallbrücken den Sturm auf die Wehrgänge gestattete.

Noch die Haller Sturmordnung von 1525 befiehlt das Werfen von Steinen und Pechkränzen aus Türmen und Wehrgängen, die damals noch vielfach ohne Dach gewesen sein müssen.

Digitized by Google

Angriffs- und Verteidigungstechnik waren auf frontale Wirkung eingestellt, flankierende Bauelemente kommen noch selten vor. Gefährdete Punkte werden durch eine vorgelegte niedere Mauer geschützt, um das Untergraben der Hauptmauer zu verhindern; der Raum zwischen beiden Mauern heißt Zwinger. Vor dem Zwinger ist der Graben ausgehoben, der, wenn möglich, durch fließendes oder gestautes Wasser ungangbar gemacht wird. Türme liegen oft weit auseinander und werden fast immer so gestellt, daß sie nicht über die Mauerfront vortreten. Die Verteidigungsmaschinen werden auf den offenen, dachlosen Plattformen der Tore und Türme aufgestellt. Die Entfernung zwischen Verteidigern und Belagerern war gering; es herrschte fast ausschließlich der Nahkampf.

Die Bürger übernahmen selbst die Verteidigung unter Leitung des Stadtadels, Städte brauchten keine Besatzung und waren darum widerstandsfähiger als Burgen. Die Verteidigung war der Angriffstechnik meist überlegen. Vor Erfindung der Feuerwaffen war eine Stadt oft kaum einzunehmen.

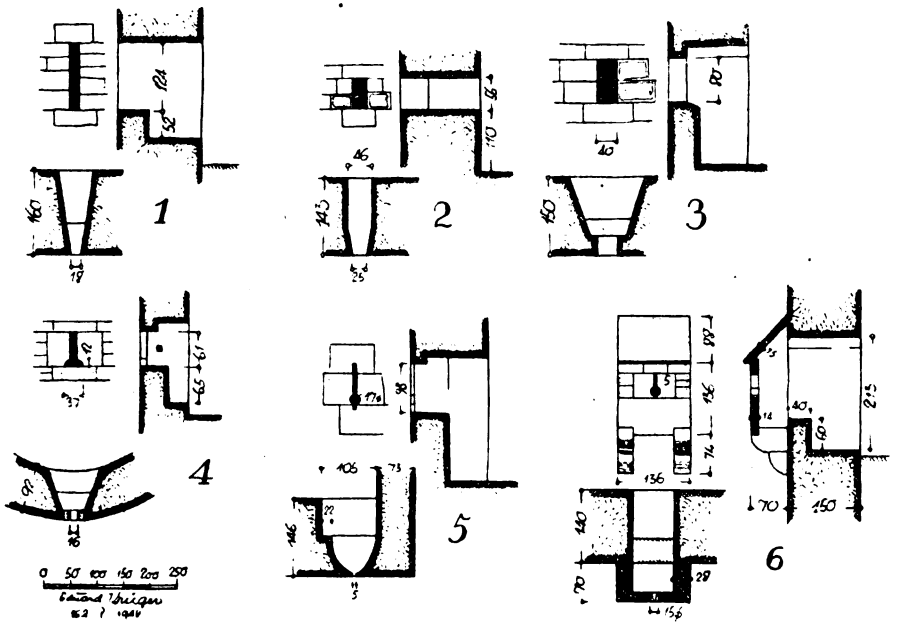


Abb. 15. 1= Spähschlitze am Mühlgraben und 2 = am Malefizturm, 3 = Schießfenster am Klingenturm, Schlüsselscharten von 4 = Diebsturm, 5 = äußerem Langenfelder Vortor, 6 = Pechnase am Pechnasenturm.

Als um 1300 das Schießpulver Verwendung findet (östliche Völker kannten es schon lange), ändert sich das Befestigungswesen völlig. Pulverwaffen sind als Mörser ab 1335 in Deutschland nachweisbar (Piper, „Burgenkunde", S. 74). Allerdings treten brauchbare Geschütze erst im 15. Jahrhundert auf; so lange bediente man sich der alten Wurfmaschinen. Die üblichen Geschützarten waren die Feldschlangen, Falkonette und Kartaunen mit flacher, die Mörser mit steiler Flugbahn. Man geht immer mehr zum Fernkampf der Artillerie über. — Die Haller sprengten schon 1389 die Feste Bilriet mit Pulver. Ihr Geschützwesen scheint gut gewesen zu sein, ihr Zeughaus sehr ansehnlich. Das städtische Hauptgeschütz, der „Drache", schießt 1486 vom Weilertor bis zum Galgenberg, also etwa 500 m weit. Herzog Ulrich von Württemberg leiht sich 1504 im Pfälzer Krieg die „große buchsen von Hall" zur Belagerung Weinsbergs aus.

Unvollkommene Handfeuerwaffen kommen zu Ende des 14. Jahrhunderts vor; die brauchbare Hakenbüchse (sie wird mit einem eisernen Ansatz an einer festen Unterlage eingehakt zur Dämpfung des Rückstoßes) hat erst das 15. Jahrhundert verwendet. Die Verteidigung geht zu flankierender Wirkungsweise über, sie rückt ihre Türme als „Streichwehren" über die Stadtmauer hinaus vor, um die Grabensohle auf größere Strecken durch Seitenfeuer beherrschen zu können; der Standpunkt der Abwehrkräfte

Digitized by Google

wird gesenkt. Den Stadtmauern werden fast überall Zwinger vorgelegt; sie schützen die Hauptmauer vor Ersteigung und Unterminierung. Vorhandene Tore werden durch Vortore verstärkt, die zugleich den Graben bestreichen können. Es scheint, daß die Wehrgänge zu Ende des Mittelalters Dächer erhielten. Die Gräben werden immer wieder vertieft und erweitert. Durch Albrecht Dürers Befestigungslehre von 1527 werden die Festungstürme rund, niedrig und massig, meist mit Plattform (Bastiontürme); sie stehen sogar jenseits des Grabens auf der Feindseite, um das Vorfeld besser zu bestreichen. Diese Befestigungsart und die spätere des Tiefbaues durch sternförmige Schanzen, Hornwerke und Kronwerke, die Fazuni erstmals mit den Nürnberger Burgbasteien einführte, ist in Hall nicht mehr angewendet worden, wie überhaupt von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab die Stadt der nun ständig sich wandelnden und vielgestaltiger werdenden Abwehrtechnik nicht mehr folgt. Man hatte wohl die Unmöglichkeit der Verteidigung ihrer so ungünstigen Lage erkannt. Außerdem brach der Dreißigjährige Krieg ihre wirtschaftliche und politische Kraft.

Mit den Feuerwaffen ändern sich auch die Schießschartenformen (Abb. 15). Das romanische Rechteckfenster wird schlitzartig schmal und erhält am unteren Ende eine kreis- oder halbkreisförmige Ausweitung zum Durchstecken des Feuerrohrs: das ist die Form der gotischen Schlüsselscharte. In die Scharten werden waagrechte Auflagerhölzer für die Hakenbüchsen eingemauert, die vielfach noch in Hall zu sehen sind. Dagegen lassen sich in der Altstadt nirgends Geschützstände nachweisen. Wurden Kanonen hinter der Zwingermauer aufgestellt? Die alten Gieß- und Wurfeinrichtungen werden beibehalten, sie sind jedoch durch steinerne Vorbauten, die Pechnasen, besser gesichert.

Die Verteidigung war — nach Schwächung (1340) und Vertreibung des Adels (1512) — vornehmste Aufgabe der Zünfte, die sich dauernd im Waffengebrauch schulten. Für Notfälle wurden Söldner angeworben oder Verstärkung aus verbündeten Städten angefordert. Einblicke in die Abwehrmaßnahmen der Stadt gibt die Sturmordnung von 1525, als man sich auf den Angriff des Bauernheeres vorbereitete. Die Haller wehrfähige Stadtmannschaft zählte 1625 im ersten Abschnitt des Dreißigjährigen Krieges 735 Bürger, zu denen noch je 4 bis 5 Mann als Wache an den Toren und 60 Reiter kamen (F. Riegler, „Hall im Dreißigjährigen Krieg", S. 35), so daß sich also eine Gesamtstärke von 800 bis 900 Mann ergab. Die Landmiliz ist nicht mitgezählt. Die Stadt Rothenburg wurde 1632 von etwa 750 Rothenburger Bürgern gegen Tillys Heer verteidigt; ähnliche Zahlen liegen für die Belagerung Überlingens durch Horn 1634 vor.

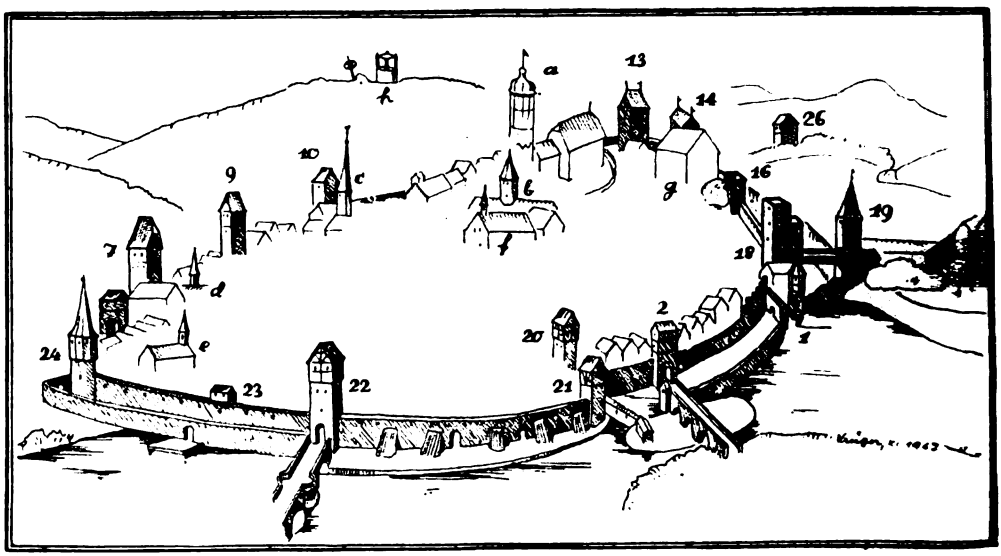


Abb. 16. Die Altstadt von Westen nach dem Holzschnitt von Braun und Hogenberg (1576). Die Zahlen beziehen sich auf den Text. a = St. Michael, h = St. Jakob, c = Schuppachkirche St. Maria, d = Schöntaler Kapelle, e = Spitalkirche zum heiligen Geist, f = Rathaus, g = großes Büchsenhaus, h = Galgen und Rad.

Digitized by Google

D) Einzeluntersuchungen der Bauwerke

Es werden zunächst die Tore und Türme 1 bis 19 der Wohnstadtbefestigung — im Uhrzeigersinn, ausgehend von der Dorfmühle — beschrieben. Das später ummauerte Haal- und Spitalviertel mit seinen Befestigungswerken 20 bis 25 wird getrennt betrachtet, so daß also unsere Wanderung nicht um den heutigen Altstadtgürtel verläuft.

1. Dorfmühlen-Turm

Vor der Südwestecke der Altstadt, die Buckelquader zeigt und die nie durch einen Turm gesichert war, steht am Kocherwehr die Dorfmühle; von Wilhelm Hommel als die ehemalige, sehr alte „Herzogsmühle" — 1278 erwähnt — erkannt. Mühlen sind für mittelalterliche Städte lebenswichtige Einrichtungen; sie werden, wenn der Fluß wie in Hall den Stadtkörper nur umströmt, nicht durchfließt, meist dicht unter dem Schutze der Stadtmauer errichtet. Die südliche und westliche Außenmauer der Dorfmühle ist nichts anderes als die Zwingermauer des Schiedgrabens. Diese Zwingermauer stößt mit einer Fuge an die Stadtmauer, sie ist deshalb nachträglich errichtet. Mit zwei Bögen wird der Wehrgang — sein 1,70 m hoher Oberteil mit den Fenstern und Schlitzen ist erneuert, die unteren Teile sind von gleichem Alter wie die Zwingermauer — über das Oberwasser des Wehres zu einer Insel (dem heutigen Mühlendamm) hinübergeführt und an der westlichen Ecke mit einem Rundturm befestigt. Braun-Hogenbergs Stadtbild von 1576 (Abb. 16) zeigt einen Turm mit quadratischem Unterbau, auf dem ein vieleckiger Fachwerkaufsatz steht. Matthäus Merian (1643) läßt den Schatten eines schlanken Turmes erkennen (Abb. 12), Hans Schreyers Haalamtsbild (1643) stellt einen runden Steinturm dar, der mit Konsolen über die Ecke kragt und den ein achteckiger Fachwerkskörper krönt (Abb. 17 und 18). Die Auskragung beweist, daß der Turm nachträglich (vielleicht im 14. Jahrhundert) aufgesetzt wurde. Auch eine Darstellung der Siederszeremonie vor der Dorfmühle (etwa um 1700, im Keckenburgmuseum) zeigt einen runden gemauerten Turm, allerdings mit Absatz und mit einem sechseckigen eingezogenen Aufsatz von Fachwerk (Abb. 19). Der Absatz ist ein Zeichenfehler, er soll ein Gesims darstellen. Meyers Brandstättenbild von 1728 gibt einen runden Steinturm mit polygonalem Fachwerksgeschoß; er steigt irrtümlicherweise vom Flußspiegel auf.

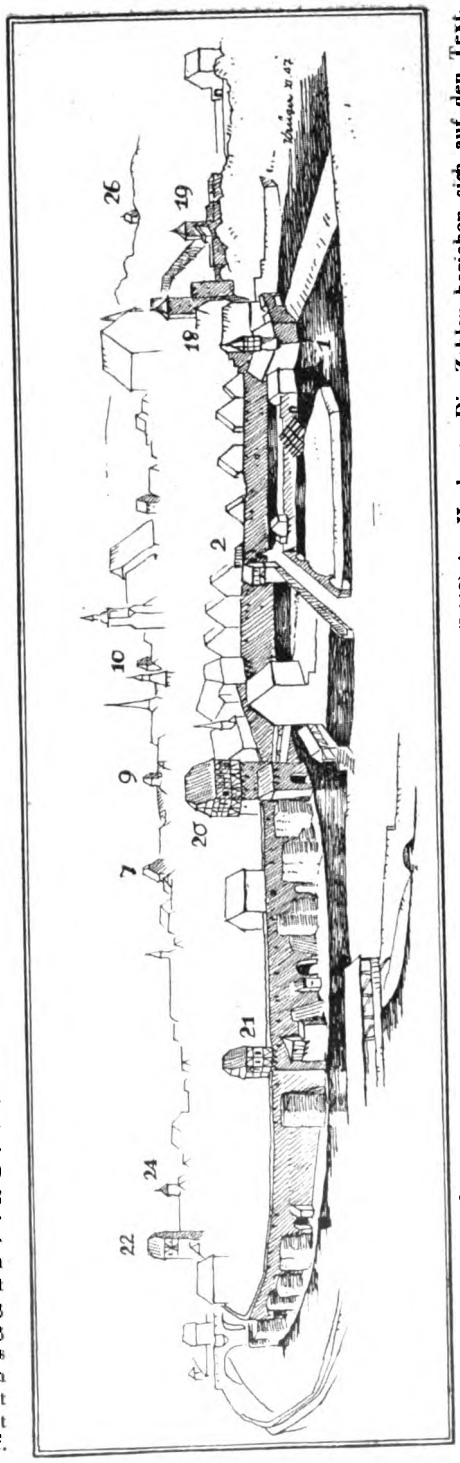


Abb. 17. Die Altstadt von Südwesten nach dem Gemälde von Hans Schreyer (1643) im Haalamt. Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

Digitized by Google

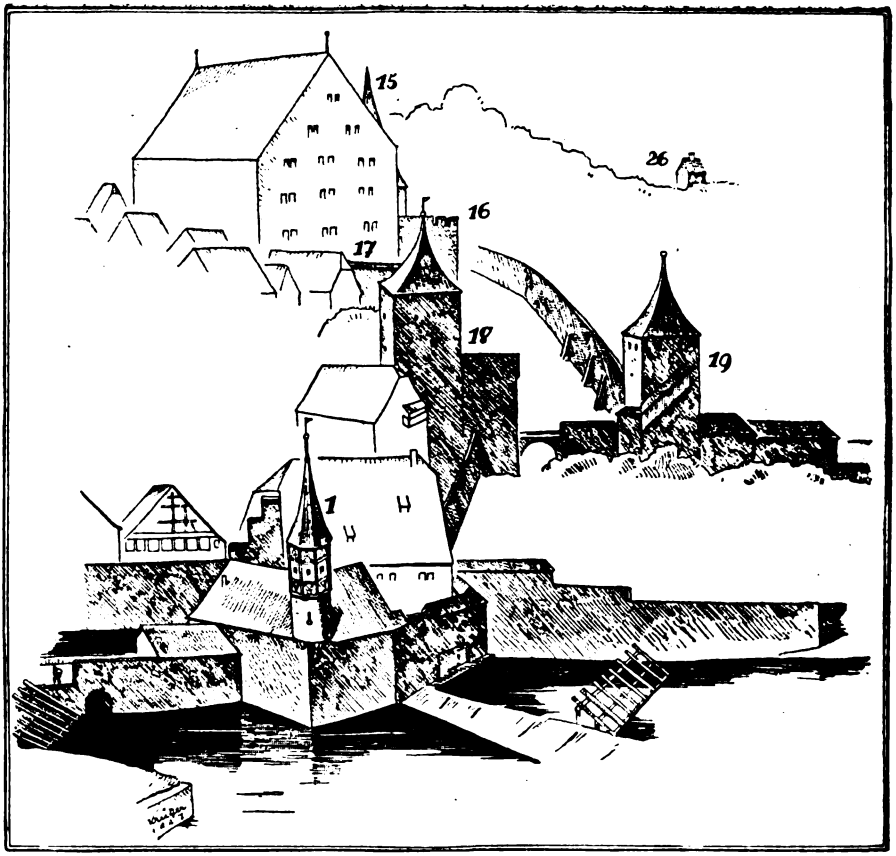


Abb. 18. Die südwestliche Ecke der Altstadt nach Hans Schreyer (1643). Zahlen wie im Text.

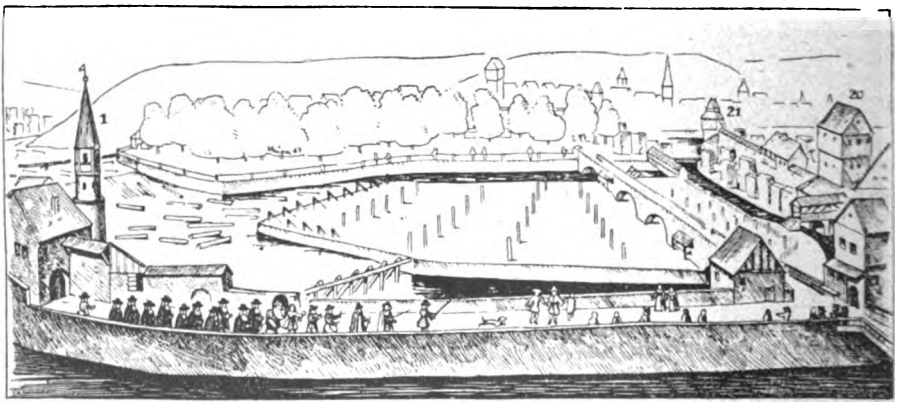


Abb. 19. Salzsieders-Zeremonie bei der Dorfmühle (nach der farbigen Zeichnung im Keckenburgmuseum um 1700). Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

Digitized by Google

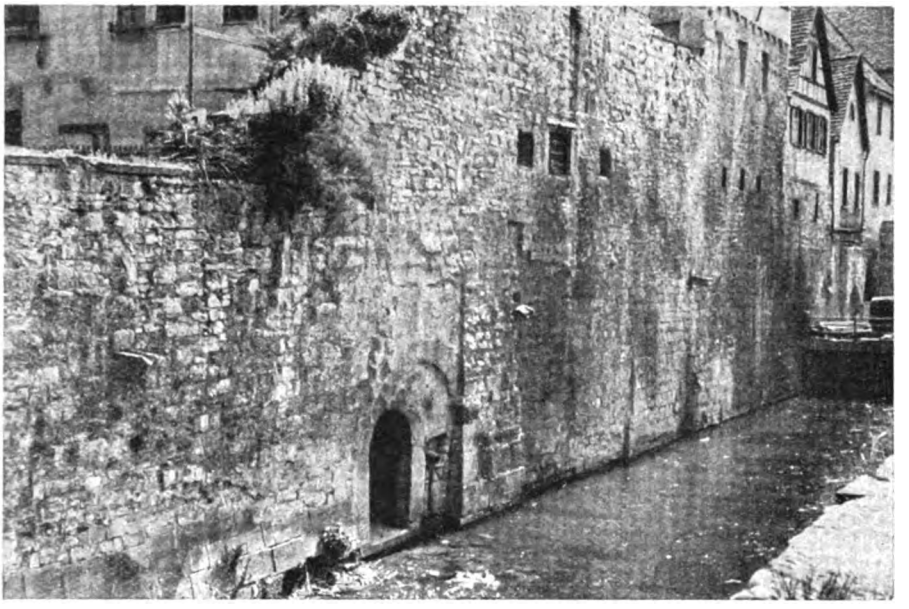


Abb. 20. Die Mühlgrabenmauer. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Bei J. K. Körner (1755) ist der Turm verschwunden, da zuvor die Dorfmühle umgebaut und in ihre heutige Form gebracht ward. — An die Dorfmühle knüpft sich die Entstehung des Salzsiederfestes. Die Siederschaft befand sich einst auf dem Unterwöhrd, als ein aus dem Dachladen der Mühle mit Geschrei fliegender Hahn einen Brand anzeigte. Die feuergeübten Sieder erhielten für das Löschen ein dreitägiges Fest an Peter und Paul und das Tragen feuerroter Röcke bewilligt. Der Dorfmüller hatte jährlich einen 100 Pfund schweren Kuchen zu stiften, den durch die Stadt zu tragen ein begehrtes Ehrenamt war. Der Festpokal hatte die Gestalt eines Hahnes; auf dem Dachfirst des Nebenhauses ist heute noch ein Hahn als Erinnerungszeichen angebracht.

*

An der Mühlgrabenmauer zwischen Dorfmühle und Unterwöhrdstor sind nahe der Südwestecke der Wohnstadt zwei Konsolen eingemauert, die einen Bogen tragen; sie mochten dem Mühlenbetrieb dienen. Am nördlichen Gewände des Mühleneingangs steht eine Hochwasserinschrift mit Ornament: „Den 24. Februa ging das Wasser bis an Den Stein Bald (?) am (?) Rigel". Am Sturz des Mühleneingangs ist eingehauen: „H. 1570. H." Im Mauerzug bis zum Steinernen Steg (Abb. 20) sieht man verschiedene jüngere Ausflickungen, es wechseln große, rauhe Quader mit Bruchsteingemäuer. Vom Keckenhof her

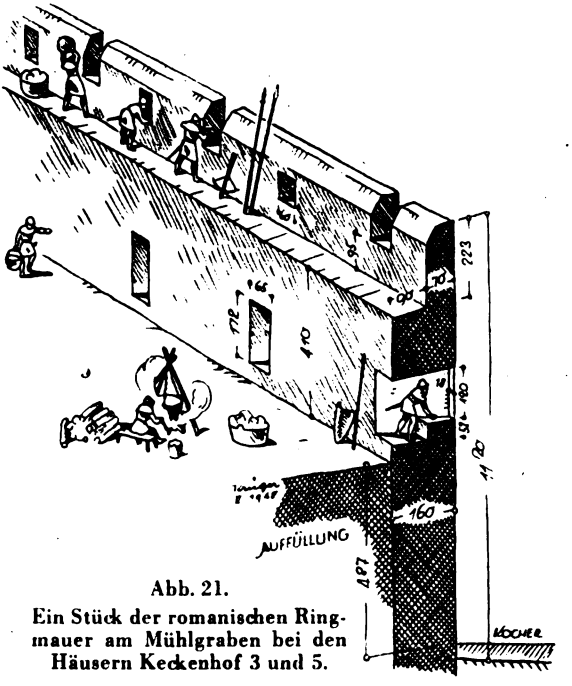


Abb. 21.
Ein Stück der romanischen Ringmauer am Mühlgraben bei den Häusern Keckenhof 3 und 5.

Digitized by Google

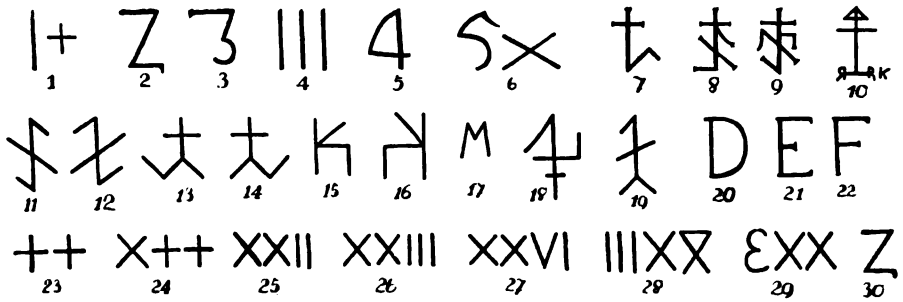


Abb. 22. Steinmetz- und Versetzzeichen.

mündet eine rundbogige Pforte — sie könnte romanisch sein — gegen den Fluß; die dahinterliegende Staffel ist Zugang zu einem Waschplatz am Kocher und zugleich Feuergasse. 8 m oberhalb des Steinernen Steges findet sich eine weitere rechteckige Maueröffnung mit Türfalz und zwei Steinkonsolen. In die Mauer des Hauses Keckenhof 3 ist ein spätgotisch profiliertes Fenstergewände eingesetzt (wie es gleichartig an der rückwärtigen Hofmauer des „Adler" gegen die Schuppachgasse vorkommt). Die Stadtmauer ist bei den Häusern Keckenhof 3 und 5 noch völlig in romanischem Zustand erhalten: steinerner Wehrgang mit 0,8 m starker und 2,2 m hoher Brüstung, nach oben abgeschrägt, sicherlich ohne Dach; es wechseln Spähschlitze mit teils vermauerten Zinnenlücken, alles ohne Gewändesteine. Unter dem Wehrgang ist die Mauer in Höhe des rückwärtigen Erdbodens mit einer weiteren Reihe rechteckiger Schlitze (18/120 cm) versehen (A b b. 2 1).

Beim Hause Keckenhof 2 ist ein spitzbogiger Fenstersturz eingemauert. Der Fuß der Stadtmauer gegen den Mühlenkanal zeigt Schichten mit den Versetzzeichen 1 bis 6, hier wurden vom Wasser zerstörte Steine nachträglich ausgewechselt (A b b. 2 2). Die Stadtmauer am Mühlkanal besitzt zum Teil noch ihre volle Höhe von 11,5 m, sie ist 1,60 bis 1,75 m dick. Die ganze Mühlgrabenmauer wirkt sehr altertümlich und ist eine Fundgrube für archäologische Studien.

2. Das Unterwöhrdstor

bildete den Zugang zur frühesten und bis 1343 einzigen Brücke, dem Steinernen Steg. Braun-Hogenberg (1576) zeichnet es als bedeutendes Tor (A b b. 1 6), das über die Stadtmauerflucht vorspringt und hoch aufragt. Dies ist wenig wahrscheinlich und der vortretende Körper läßt sich baulich nicht nachweisen. Es scheint nur jener einfache Torbogen im Mauerzug vorhanden gewesen zu sein, der sich oft auch als Eingang zu romanischen Burgen findet; so stellt ihn Widmann-Recknitz um 1620 dar. Hans Schreyers Gemälde von 1643 (A b b. 2 3) und eine Zeichnung von 1729 (Keckenburgmuseum) weisen ebenfalls ein einfaches Mauertor aus und zeigen auch die Zugbrücke (A h b. 2 4), die den Mühlkanal überspannt; der östliche feste Bogen des Steinernen Steges stammt also aus neuerer Zeit. (Die Brüstung ist noch jünger, sie trägt die Inschrift: „erbaut von J. G. Hambrecht 1838" mit Müllerswappen — ein halbes Mühlrad.) In den hohen Mauerschlitzen stecken keine Schwungbalken mehr für die Zugbrücke: sie sind durch Ketten, die über Rollen laufen, ersetzt. Die oben erwähnte Siederzeremonie läßt außer der Zugbrücke das reizende zweigeschossige Torwartstürmchen erkennen, das auf dem ersten Pfeiler des Steinernen Steges saß und im Unterbau noch vorhanden

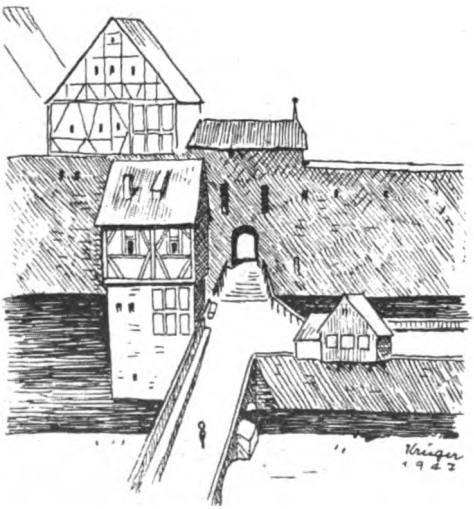


Abb. 23. Das Unterwöhrdstor (2) nach Hans Schreyer im Haalamt. 1643.

Digitized by Google

ist; 1729 ist es nur noch eingeschossig. Im Bauernkrieg 1525 wird das Tor durch einen Holzaufbau „in Gilgenhannsens Garten" zur besseren Abwehr verstärkt (Hofmanns „Bauernkrieg" in „Württembergische Geschichtsquellen", S. 292). Das Unterwöhrdstor wurde leider 1813 abgebrochen. Seine Bedeutung als ältestes Brückentor beweist der prachtvolle, im Keckenburgmuseum erhaltene Wappenstein von 1509, einer der schönsten und originellsten in Württemberg. Er stammt aus der Hand des spätgotischen Haller Meisters Hans Beyscher, der auch den Marktbrunnen, den heiligen Michael am Äußeren des Michaelschores und vielleicht auch den Ölberg am Langhaus von St. Michael schuf. Das Relief besitzt noch ein gut Teil seiner alten Bemalung und trägt das Steinmetzzeichen 7 (Abb. 22), vermutlich dasjenige von Hans Beyscher. Es zeigt das Haller Stadtwappen von zwei Engeln gehalten und das von Tod und Teufel getragene deutsche Reichswappen (1803 abgeschlagen und mit dem kurwürttembergischen Wappen übermalt). Unter den Schilden ist der Tod von Pyramus und Thisbe und die Geschichte von Ino-Leukothea, welche von Wassergöttern gerettet wird, erzählt: ein frühes Beispiel des Eindringens der griechischen Sage in den mittelalterlich-christlichen Gedankenkreis. Es wäre zu wünschen, daß der Mauerbogen ergänzt und das Relief unter einem Schutzdach wieder eingesetzt wird — die Verkehrsöffnung würde dadurch nicht verengt. Am Tor war noch 1774 (nach Germans Chronik, S. 25) eine Aufschrift vorhanden: „Unsere Stadtfarb ist gelb und rot, / Bedeut' das Leben und den Tod. / Daß unser Heiland Jesus Christ / Der Richter über Tod und Leben ist." Das Freilegen der schönen Fachwerke der Häuser Steinerner Steg 6, 7 und 8 (nicht nur der Giebel) und die Wiedererrichtung des Torwartshäuschens (als dringend gewünschte Fernsprechgelegenheit) würde Hall an dieser, jetzt so entstellten Stelle ein höchst wirkungsvolles Architekturbild schenken.

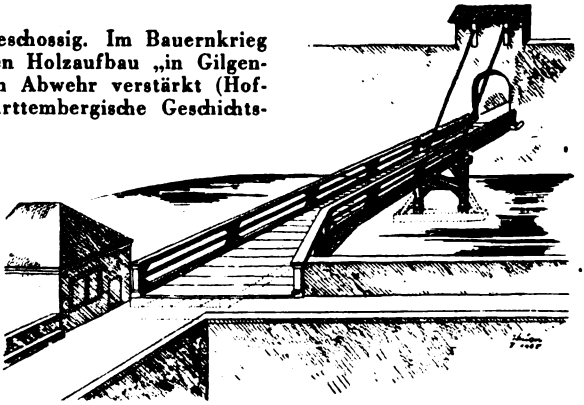


Abb. 24. Das Unterwöhrdstor (2); nach Zeichnung im Keckenburgmuseum, datiert: „7ten Juny 1729".

*

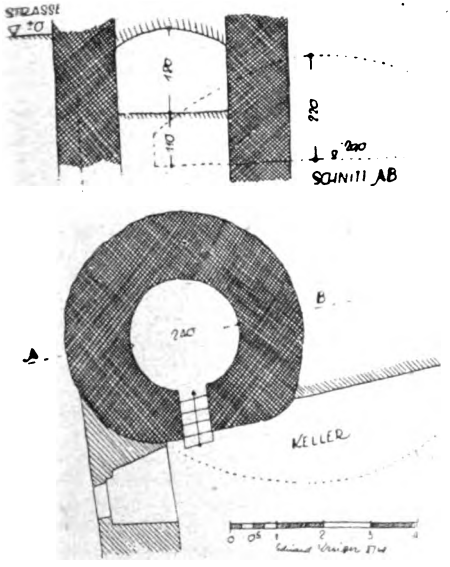


Abb. 25. Der „Schuhmarkt-Turm" (4).

Am nördlichen Torgewände ist eine Erinnerungstafel an das Hochwasser von 1570 eingemauert. Sie trägt die beiden Steinmetzzeichen 8 und 9 (Abb. 22). Der älteste Mauerzug geht bis zum Sulmeisterhaus durch, wo er dann von der jüngeren Haalmauer (die den Blockgassen-Kocher verschloß) verdeckt wird.

Entlang des ehemaligen Blockgassen-Kocherufers sind bis zum Klingenturm bis jetzt noch keine sicheren Mauerzüge im Boden gefunden worden.

3. Das „Haaltor"

muß an der Ecke Haalgasse—Blockgasse gestanden sein; Fundamente wurden noch nicht gefunden. Es war wohl nur eine Öffnung in der Stadtmauer wie am Unterwöhrdstor vorhanden, da es von Wasser geschützt war. Unter Vorbehalt kann

4. der „Schuhmarkt-Turm"

mit der Linie des Blockgassen-Kochers in Verbindung gebracht werden. Er ist ein Fund Wilhelm Hommels. Im Keller des Hauses Haalgasse 6 befindet sich ein Mauerkörper, der einen runden Raum von 2,4 m Durchmesser umschließt (Abb. 25). Seine Höhe beträgt nur 1,8 m, die

Digitized by Google

Deckenflachkuppel mit Backsteinen ist in jüngerer Zeit eingezogen. Die inneren Wände sind ziemlich glatt gehauen, die äußeren als rauher Bruchstein belassen. Eine Fuge trennt den „Turm" von der anstoßenden Kellerwand. Der Innenraum hat kein Fenster; er muß ehedem viel höher gewesen sein, etwa so wie das unterste Geschoß des runden Diebsturmes. Die vorhandenen Merkmale reichen jedoch nicht aus, das Bauwerk als Turm anzuerkennen; es kann auch als Zisterne erklärt werden.

5. Ein „Sporers"-Tor

kann am Schnittpunkt Mohrengasse—Sporersgasse vermutet werden, bisher fanden sich noch keine Mauerspuren. Man mag es sich als Maueröffnung vorstellen wie das Unterwöhrds- und Haaltor; es liegen ja die gleichen geographischen Verhältnisse vor.

6. Der „Klingen"-Turm

verstärkte nachträglich die nordwestliche Ecke der Wohnstadtbefestigung (Abb. 5). Ehe er errichtet wurde, ist diese Stadtecke wie die südwestliche turmlos gewesen (Abb. 26, 27 und 28). Wir werden sehen, daß es auch die südöstliche war.

Buckeleckquader beweisen romanische Bauzeit. Der Turm ist aus großen, rauhen Muschelkalkquadern erbaut; an den Fenstergewänden treten ebenfalls Buckel auf. Das Bauwerk hat seine alte Höhe verloren, immerhin ragt es noch 10,4 m, an der Südseite bis zum Dachfirst sogar 14,9 m hoch über die Grabensohle auf. Es brannte 1728 nicht ab, trägt aber jetzt ein Mansardendach mit nördlichem Fachwerkgiebel. Der Turm ist mit Fugen vor die ältere Wehrmauer gestellt, die anderen Mauerwerkscharakter (kleinere, durch den Stadtbrand stark ausgeglühte Schichten zeigt; vom Wehrgang sind noch einige Stufen vorhanden). Durch die Wehrmauer führt eine 2,7 m hohe und 1.3 m breite Türe in den Zwinger, der also von Anfang an vorhanden war. Die Türnische ist mit einem mächtigen waagrechten Steinbalken überdeckt. Der jüngere Turm verwendet die Zwingertüre als Eingang in sein Erdgeschoß, das mit einem nachträglichen Flachgewölbe überdeckt ist. Vom Wehrgang aus ist das Turminnere nicht betretbar gewesen. Das Bauwerk hat mit 9.10 m nahezu quadratischen Grundriß. Nach romanischer Art dürfte die Verteidigung von einer offenen Plattform aus geführt worden sein. Ein zugeschüttetes fensterloses Untergeschoß war durch ein Angstloch im Gewölbescheitel erreichbar. — Braun-Hogenberg (1576) und Merian (1643) zeichnen den Turm nicht, er wird damals schon erniedrigt gewesen sein, so daß er im Stadtbild nicht in Erscheinung trat. Die Mauer-

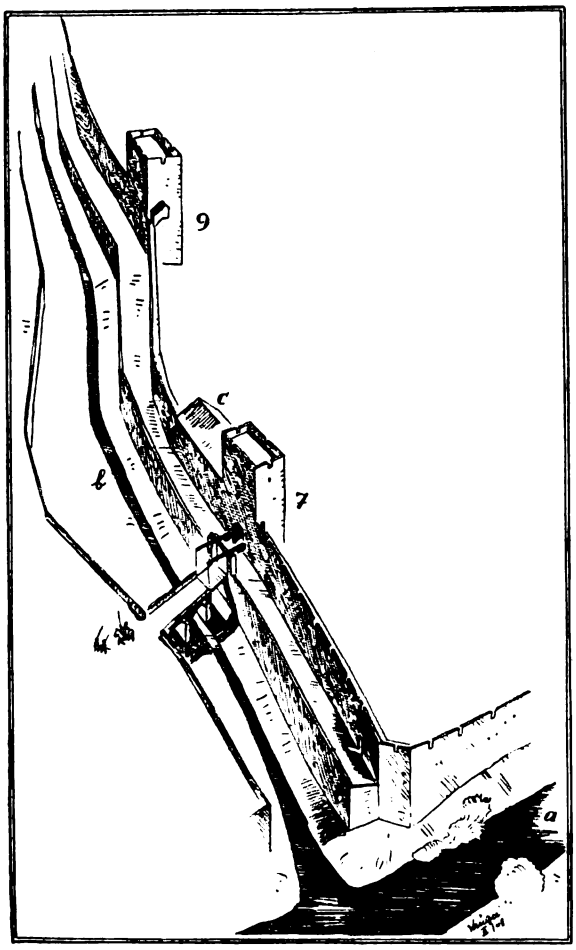


Abb. 26. Die Nordfront um 1200. a = Blockgassen-Kocher, b = Schuppach, c = Schöntaler Kapelle. Zahlen wie im Text.

Digitized by Google

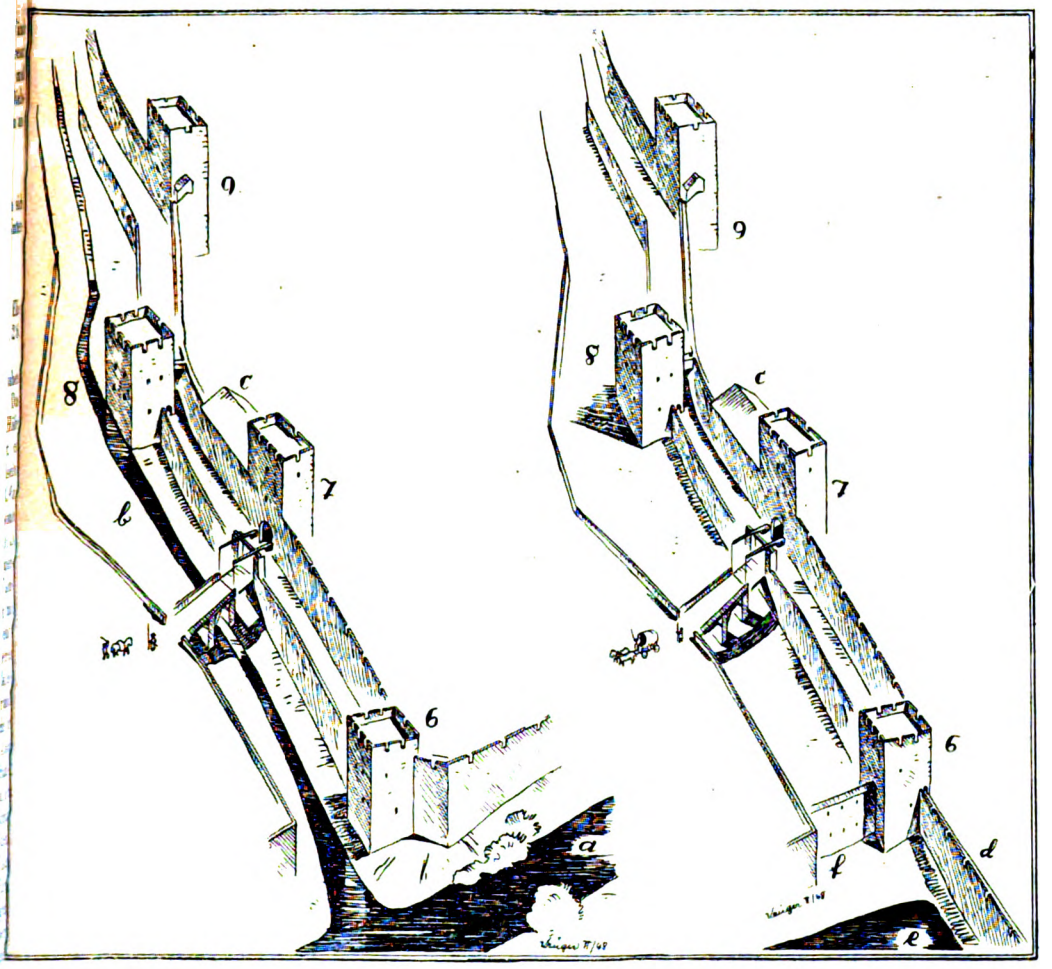


Abb. 27 (links). Die Nordfront um 1250. a = Blockgassen-Kocher, b = Schuppach, c = Schöntaler Kapelle. Zahlen beziehen sich auf den Text.

Abb. 28 (rechts). Die Nordfront von 1250 bis 1350 nach Zuschüttung des Blockgassen-Kochers und Verlegung des Schuppachs. d = neue Ringmauer um Spital und Haal, e = Roscher-Kocher, f = neue Grabensperre.

dicke mißt 1,5 m. Das Obergeschoß ist jetzt durch große Fenster- und Türeinbrüche böse entstellt. Die wichtige südwestliche Ecke ist heute abgeschrägt und zeigt Abbruchspuren: hier muß die Blockgassenmauer angeschlossen haben. Ein Ausgang gegen den westlich anschließenden Zwinger um das Spitalviertel ist nicht vorhanden, ein Beweis, daß der Turm nach dieser Seite einige Zeit freistand und bereits vor der Spitalummauerung (um 1250) errichtet war. Auch zeigt die Spital-Zwingermauer anderen Mauercharakter als der Turm; sie rückt außerdem sehr nahe an ein Westfenster des Turmes, was nicht ursprünglich sein kann. Zum Wehrgang der Spitalmauer ist nachträglich eine segmentbogige Türe eingebrochen. Gegen den alten Zwinger zum Stätt-Tor war ein Ausgang vorhanden, sein Gewände ist in einer modernen Türe erhalten. Interessant sind die alten Fensterformen im Erdgeschoß. Es sind altertümliche rechteckige Schmalfenster mit innerer Nische zum Herantreten an die Öffnung, sie sind also zum Schießen mit dem Bogen eingerichtet und liegen gegen Westen, Norden und Osten. Der Turm ist noch vor 1250 erbaut worden. — Der Graben ist später durch eine Mauer mit zwei rechteckigen Schartenreihen, die aus

Digitized by Google

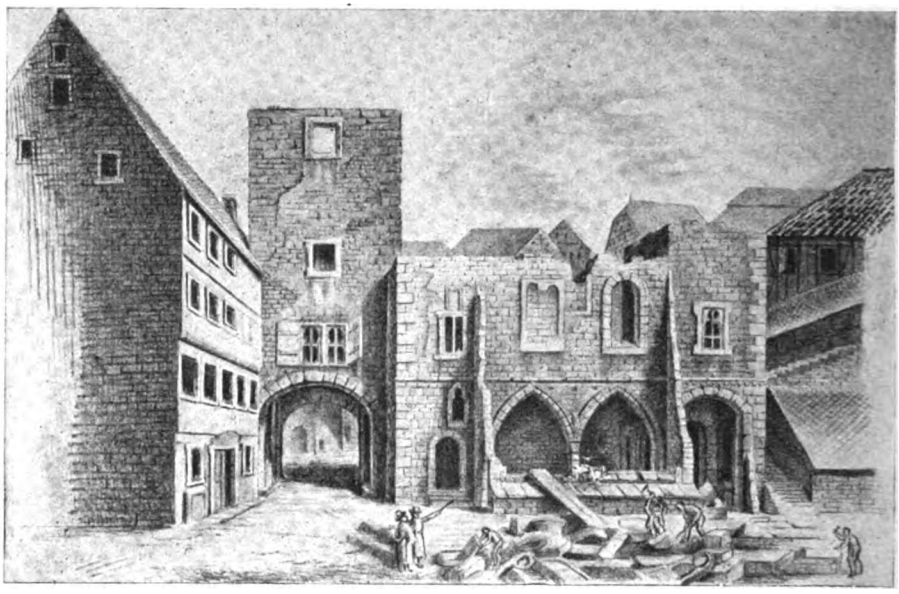


Abb. 29. Stadtseite von Stätt-Tor und Schöntaler Kapelle während des Abbruches 1808 (nach Zeichnung von Major von Gaupp, kopiert von F. Reik 1874; Keckenburgmuseum).

der Zeit vor Einführung der Feuerwaffen stammen, gesperrt worden, um feindliches Eindringen in die Grabensohle zu verhindern. Das Nordfenster des Turmes wird durch sie fast ganz verdeckt. Daß diese Sperrmauer frühestens 1324 errichtet sein kann, ist auf Seite 98 begründet worden.

Der Mauerzug der Wohnstadt steigt nun in südöstlicher Richtung bis zum Langenfelder Tor auf; bis nahe an dieses ist seit den Anfängen ein Zwinger vorgelegt. An dieser Front steht zunächst

7. das „Stätt"-Tor (Abb. 5, 26, 27, 28, 29).

Es ist von Hommel als ursprüngliches „Stetten"-Tor nachgewiesen; das ehemalige Stadtadelsgeschlecht von Stetten besaß das anstoßende Steinhaus — heute Volksbank. 1390 wird es auch Hallberger-Tor genannt (German, S. 103), bei Widmann-Kolb (S. 104) wird es als Kapellentor bezeichnet. Es war das erste Tor, das 1807 bis 1808 unter württembergischer Herrschaft weggerissen wurde. Damit beginnt die unheilvolle Zeit der Abbrüche, die bis 1862 dauert. Gute Abbildungen (Abb. 29) zeigen spätromanische, gekuppelte Kleeblattbogenfenster an der Stadtseite, wie sie in Maulbronn um 1200 vorkommen; ein behagliches Krüppelwalmdach war aufgesetzt. In den Zwinger ist in vermutlich spätgotischer Zeit ein Vortor (wie heute noch am Weilertor) gebaut, wohl gleichzeitig erhielt das Haupttor ein Dach an Stelle einer ursprünglichen Plattform. Des Vortores Feindseite trug eine Malerei: zwei Ritter mit Reichs- und Stadtwappen, dazwischen St. Michael als Seelenwäger, offenbar Arbeiten aus der Zeit um 1520. Die Außenseite des Turmes zeigte barocke Rechteckfenster als nachträgliche Änderung.

Am Stätt-Tor war eine Hinrichtungsstätte: hier ließ 1435 der Haller Rat 21 bebenburgische Reiter aufknüpfen und um 1444 wurden jene 15 Gefangenen gehängt, die durch die Szene mit Hans Hämmerlein bekannt geworden sind (Widmann-Kolb, S. 106).

Östlich des Stätt-Tores lehnte sich an die Stadtmauer die Schöntaler Kapelle St. Maria. Sie wird schon 1296 genannt und ihr Abbruchbild von 1808 zeigt einen einschiffigen Raum mit romanischen Fenstern und Rundbogenfries; in gotischer Zeit wird ein südliches Seitenschiff angebaut. Der Wehrgang ging offenbar durch die Kapelle hindurch, ähnlich wie bei der Wolfgangskapelle an der Klingentorbastei in Rothenburg. Ob die Kapelle älter oder jünger als das Tor ist, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls gehört sie noch der romanischen Zeit an. Die Baugruppe des Stätt-Tores und der Schöntaler Kapelle (sie blieb 1728 vom Brand verschont) erzeugte gegen die Stadt ein reizvolles Idyll. In der Grabensohle stand ein Waschhäusle (vgl. Roschers Wasserleitungsbuch 1743), das sein

Digitized by Google

Wasser vom „Butzenwolf" am äußeren Langenfelder Tor erhielt. Der Graben und Zwinger nördlich der Kapelle ist aufgefüllt und 1811 mit der vortrefflichen württembergischen Hauptwache am Säumarkt bebaut worden, die jedoch die städtebaulichen Zusammenhänge empfindlich gestört hat.

8. Der „Säumarktturm"

ist die einzige Haller Befestigung der romanischen Zeit, die in 1,60 m Abstand vor der Flucht der Stadtmauer steht (Abb. 5, 26, 27, 28). Er konnte, zusammen mit dem ebenfalls vorspringenden Klingenturm, dem Stätt-Tor wirksamen Schutz gewähren: die ersten Beispiele flankierender Bauart. Der Turm trägt ein junges Fachwerkgeschoß, vermutlich nach 1728 entstanden, das auf Anraten des Verfassers 1935 um ein weiteres Stockwerk erhöht wurde. Der kraftvolle steinerne Unterbau steckt heute tief im aufgefüllten Graben, immerhin ist er gegen die „Traube" noch 8 m hoch. Rechteckige Schmalfenster und rauhe Großquader mit Buckeln an den Ecken und an den Fenstergewänden beweisen gleiches Alter mit dem Klingenturm und Zugehörigkeit zur zweiten Baustufe bis 1250. Eine Bauzeit nach 1324 wäre für beide Türme unverständlich, weil die damals begonnene Gelbinger Vorstadtbefestigung jene Stelle von selbst verstärkte. Legt sich eine Stadterweiterung vor einen Altstadtkern, so wird die Befestigung des letzteren vernachlässigt und oft sogar abgebrochen, wie das Beispiel der Blockgassenfront oder die Verhältnisse in Rothenburg lehren.

Eine rundbogige Ausgangstür führt zum westlichen Zwinger. Die Reste der Zwingerbrüstung sind in den Turm eingemauert und damit älter als dieser. Der Zwinger ist auch an dieser Stelle als romanisches Bauwerk der ersten Baustufe bezeugt. Der Turmgrundriß mißt 8 × 9 m, ist also beinahe quadratisch, seine Mauerstärke beträgt 1,50 m, nur die Wand gegen die Stadt ist auf 90 cm geschwächt. Durch einen kurzen Steg wird der Turm mit der Stadtmauer verbunden gewesen sein. Wie am Klingenturm sind an der Innenseite der Stadtmauer die Stufen des stark ansteigenden Wehrganges erhalten. Der Zwischenraum nach der älteren Stadtmauer (aus der ersten Baustufe des 12. Jahrhunderts) ist heute durch ein später eingesetztes Mauerstück verschlossen. Zwischen Säumarktturm und Malefizturm ist im 18. Jahrhundert ein Gefängnishaus mit Mansardendach über den Zwinger hinweg errichtet worden.

9. Der Malefizturm

ist erst nachträglich auf die Stadtmauer — ohne über sie vorzuragen — gebaut worden (Abb. 5, 26, 30). Er steht auffallenderweise nicht an einer vorspringenden, sondern an einer leicht eingewinkelten Stelle des Mauerzuges. Befestigungstürme hinter die Front der Wehrmauer zu stellen, ist sehr alte Übung; schon die Römer wandten sie an: am rätischen Limes steht die Feindseite der Türme auf der Mauer (Eduard Paulus in Württembergische Vierteljahreshefte 1885, S. 239). Die Schichten des Mauerzuges sind flach und gegen Nordwesten fallend, diejenigen des Turmes sind höher und waagrecht. Die Brustwehr der Ringmauer wurde nicht abgebrochen; an der Nordostseite ist ihr Querschnitt noch zu erkennen. Der Turm muß jedoch sehr bald nach der Errichtung der Mauer, um etwa 1200. erbaut sein, denn er zeigt deutliche romanische Eigenschaften: sein nicht über die Stadtmauer vortretender Körper, sein rechteckiger Grundriß (6,9 × 10,35 m) und seine rechteckigen Fenster; die breite Turmseite richtet sich gegen den Feind. Die Fenster eignen sich nicht zum Schießen, zumal mit der Armbrust; das bezeugt, daß die Abwehr ehemals von einer offenen Plattform nach Art romanischer Bergfriede erfolgte. Die Zugänge zum Turm sind von der Stadtmauer aus nur durch Holzstege erreichbar gewesen: die nachträgliche Errichtung wird damit erneut bewiesen. Das Untergeschoß ist heute nicht zugänglich, es birgt einen verließartigen Raum, dessen Luftlöcher nach Nordost und Südwest noch vorhanden sind. An der Nordwestseite sind drei Steinkonsolen erhalten, die sich nicht erklären lassen; sie trugen vielleicht das Dach eines Anbaues. Die Wandstärken betragen auf allen Seiten 1,6 m. Der Turm ist 1728 ausgebrannt, er trägt das typische Haller Zeltdach mit Einkurvung. Er wurde als Gefängnis benützt (daher sein Name) und erhielt deshalb vier neue Fensterlöcher an der Nordostseite, zwei an der Südostseite und innere Fachwerkswände zur besseren Wärmehaltung. Ob das Zeichen 10 (Abb. 22) als Steinmetzzeichen anzusehen ist, erscheint unsicher; auf alle Fälle stammt es aus jüngerer Zeit. Der finster wirkende Turm wird ursprünglich kaum höher gewesen sein als heute; er ist ein wertvolles Denkmal der romanischen Zeit.

Braun-Hogenberg (1576) zeigt einen jüngeren Fachwerksaufsatz, der nach dem Stadtbrand nicht mehr errichtet wurde. Von drohender Monotonie ist jetzt noch seine 20 m hohe Südwestseite, die nur von einem einzigen, etwa 10 × 30 cm großen Luftloch für das Verließ durchbrochen ist.

Digitized by Google

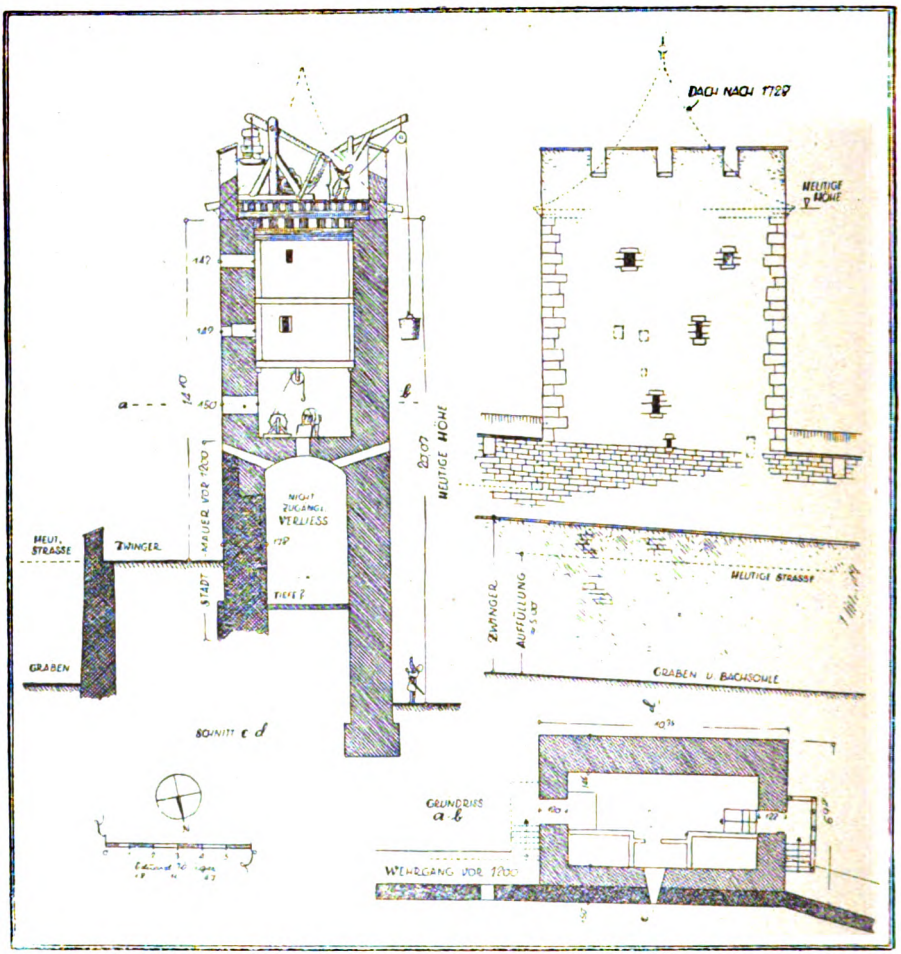


Abb. 30. Der Malefizturm (9).

Am Hause Schuppachgasse 5 war vom Zwinger aus eine Brücke über den Graben zum jenseitigen Eckturm der Gelbinger Vorstadt (Grabenstraße 2) geschlagen.

*

An Stelle des Hauses Schuppachgasse 9 stand

10. der Hezennest-Turm.

Sein Name bedeutet Hähernest (nach E. Kost). Er ist heute gänzlich abgebrochen, seine Reste scheinen als Fundament des genannten Wohnhauses benützt zu sein. Veit (1827) zeichnet einen quadratischen Turm von 7 × 7 m Seitenlänge, der ganz über die Stadtmauerflucht vorspringt und sogar auf der Zwingermauer aufsitzt (Abb. 32). Schreyers Bild (1643) bringt ein steiles Walmdach (Abb. 31), Körners lavierte Tuschzeichnung (1755) ein eingekurvtes Zeltdach (Abb. 13), so gibt ihn schon Roschers Rathausbild (1735) wieder. Nach Roschers „Wasserleitungsbuch" von 1743 besaß die Stadtseite keine Wand, auch der Stadtplan von 1710 (im Rathaus verbrannt, aber als Kopie des Verfassers erhalten) zeigt eine offene Rückwand. Er ist wohl eine nachträgliche Mauerverstärkung des späten 15. Jahrhunderts. Nach Wilhelm German (Chronik von Schwäbisch Hall, S. 249) wurden Mägde, die ledige Kinder erwarteten, hier eingesperrt, sodann im „Fegfeuer" im Spital verwahrt und zuletzt mit Rutenhieben zum Tor „hinausgefetzet".

Digitized by Google

Erst hinter St. Michael ist die älteste Stadtmauer in 1,85 m Stärke wieder erhalten. Das alte Gymnasium (Claßgebäude) benützt diese als nordöstlichen und die Kirchhofmauer als südwestlichen Unterbau, dem Straßenzug Langenfelder Tor—Marktplatz eine Durchfahrt gewährend. Bis zum Langenfelder Tor ist die Stadtmauer samt Zwinger und Graben seit der Anlage der jetzigen Crailsheimer Straße völlig verschwunden. In der Achse von St. Michael stand

11. der Deckenturm,

der 1827 noch vorhanden war, da ihn Veit mit 6,2 × 8 m großem Umriß vor die Stadtmauer stellt, den Zwinger ganz überqueren und noch in den Graben hinunter vorspringen läßt (A b b. 3 2). Wie der Deckenturm konnte er Zwinger und Graben flankierend beherrschen und scheint als „Streichwehr" aus dem späten 15. Jahrhundert zu stammen. Ferdinand Jodl (A b b. 3 7) zeichnet 1839 das übliche eingekurvte Zeltdach.

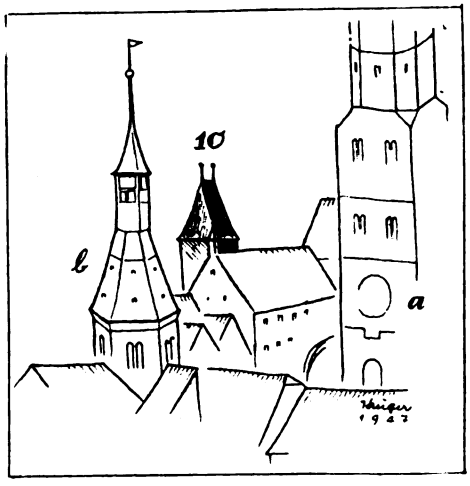


Abb. 31.
Der Hezennest-Turm (10), nach Hans Schreyer 1643. a = St. Michael, b = St. Jakob.

*

Oberhalb des Deckenturmes ist das alte Gasthaus zur „Rose" an die Innenseite der Stadtmauer angebaut gewesen. Dort endet der am Klingenturm beginnende Zwinger, er hat nie eine Verbindung mit dem Zwinger des Schiedgrabens besessen. An dieser Stelle führte ein Steg für die Wasserleitung über den Graben, ein wehrtechnisch hochempfindlicher Punkt, von dem fast die gesamte Wasserversorgung der Altstadt ausging. Die Zuleitungen aus Eltershofen, Weckrieden und Altenhausen wurden in einem Gewölbe gesammelt, aus dem heute noch das Schwanenbrünnele quillt.

12. Das innere Langenfelder Tor

ist seit 1826 abgebrochen (W. German, S. 327). 1523 wird es „Ringtor" genannt nach dem anliegenden Ringmarkt, dem heutigen Holzmarkt (Gmelin, „Hällische Geschichte", S. 658). Jakob Veit zeichnet es 1827 nicht mehr. Es stand wohlüberlegt etwas oberhalb der Rosenbühlgasse an einem faltenartigen Rücksprung der Ringmauer und ist durch die Stadtgrundrisse von 1710, von Roscher 1743 und von J. J. Gräter 1816 festgelegt. Das Tor bildete den ältesten südöstlichen Stadteingang. Sein Vorland war vorzüglich geschützt, denn die Sadtmauer verlief gegen Süden auf eine Länge von 31 m über der linken Seite des Angreifers, ihn einer gefährlichen, bis zu 7 m hohen Flankeneinwirkung aussetzend (A b b. 7, 32 und 34). Am Eckpunkt dieser Stadtmauer braucht kein Turm angenommen zu werden, romanische Befestigungen des 12. Jahrhunderts lassen auch Ecken turmlos (vgl. Rottweil).

Eine gute Abbildung (A b b. 35) der Innenseite gegen die Stadt ist im Keckenburgmuseum überliefert: auf einem steinernen Unterbau von drei Geschossen (die Rückseite war nur ausgeriegelt wie beim Weilertor) sitzt ein gotischer Fachwerkstock. Es scheint, daß das ganze Bauwerk aus Quadern mit Eckbossen bestand und ursprünglich höher war, vielleicht eine offene Plattform trug. An der Stadtmauer, deren bedachter Wehrgang auslud und auf Holzstreben ruhte (wahrscheinlich an Stelle eines ehemals offenen Zinnenkranzes), war der alte Rammbalken, der „Widder", aufgehängt, den die Haller bei der Eroberung von Neufels und Maienfels 1441 benützt haben sollen. Er war 1856 noch vorhanden (Germans Chronik, S. 328). Rechts vom Tor sieht man den heutigen Staffelaufgang, der zur Stadtmauer gegen das äußere Langenfelder Tor hinaufführte.

Herolt (Kolb, S. 135) läßt das Tor erst 1431 erbaut sein nach Vermauerung des Limpurger Tores. Das ist ein Irrtum; es kann sich bestenfalls um eine Verstärkung in jener Zeit handeln. Denn bereits 1417 wird die Kapelle St. Wolfgang erwähnt, die bei diesem Langenfelder Tor gestanden sei (Oberamtsbeschreibung 1847).

Seit ältester Zeit mündete hier eine wichtige Reichs- und Geleitstraße in den Stadtkörper, ein Tor war deshalb immer vorhanden. Zwischen diesem und dem äußeren Tor spannte sich ein Holzsteg mit Dach über den Graben.

Digitized by Google

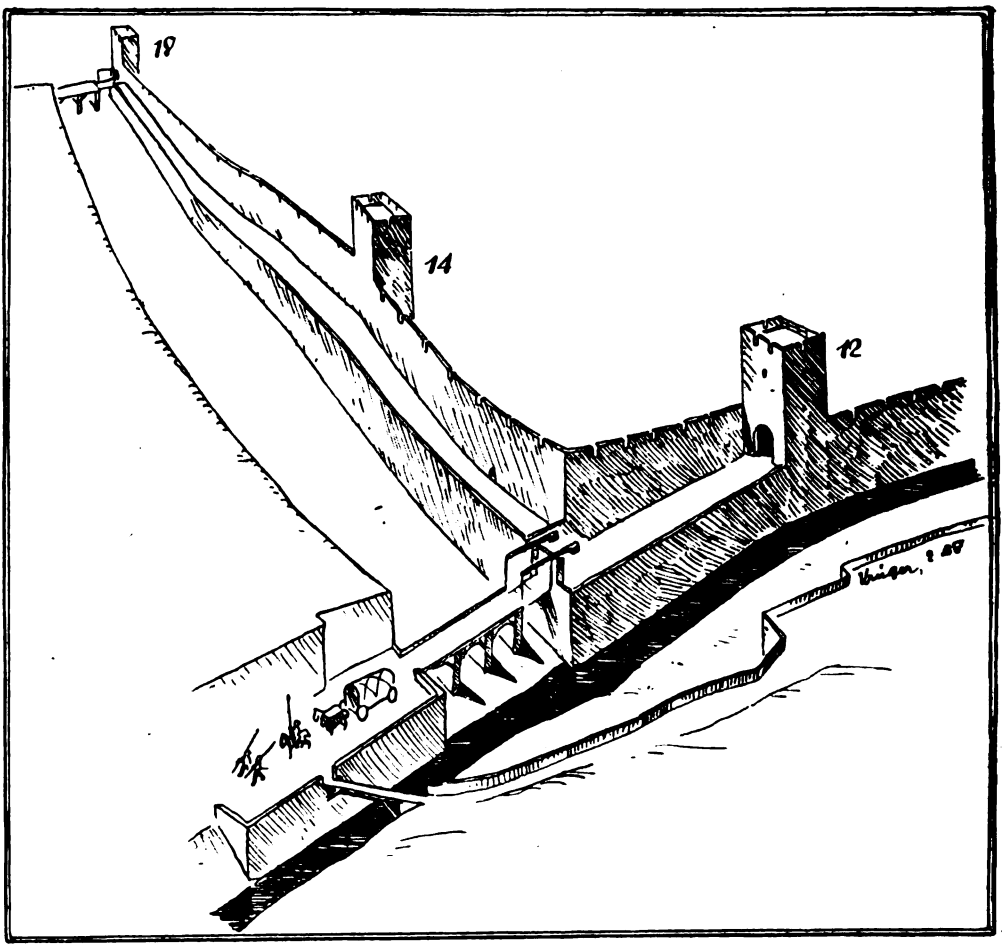


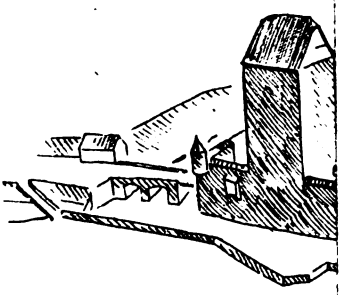
Abb. 34. Die Südfront um 1200, der „Schiedgraben". 12 = inneres Langenfelder Tor, 14 = Folterturm, 18 = Limpurger Tor.

13. Das äußere Langenfelder Tor

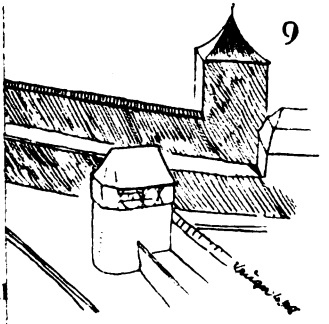
ist das bedeutendste der Stadt und gottlob das besterhaltene. Es war Zollstätte und stellt eine Verstärkung des südöstlichen Stadteingangs dar, der durch die überhöhte Lage des Angreifers von jeher äußerst gefährdet war. Mit seinem Vortor, dem inneren Langenfelder Tor und dem befestigten Zwischenhof bildete es eine mächtige Torburg.

Um die baulichen Verhältnisse am Rosenbühl verständlich zu machen, müssen kurz die politischen Geschehnisse dargestellt werden. Als um 1230 die Schenken von Limpurg als kaiserliche Aufsichtsbeamte in unserer Gegend, nur 800 m von der südlichen Stadtfront entfernt, angesiedelt werden, ist die Quelle dauernder Zwistigkeiten und Fehden zwischen der Reichsstadt und der Limpurger Herrschaft aufgebrochen. Das schenkische Gebiet reichte bis auf 6 m an den Schiedgraben heran. Wohl selten haben feindliche Nachbarn so dicht nebeneinander gelebt! Als Hall 1431 sein Limpurger Tor als empfindliche wirtschaftliche Abwürgungsmaßnahme gegen die Schenken 112 Jahre lang vermauern läßt, werden die Beziehungen höchst gespannt. Die Haller füttern 1444 den Schiedgraben und seine Brustwehren (d. h. sie führen steinerne Grabenwände auf) und bauen teilweise die Mauern neu (Germans Haller Chronik, S. 103). Der Zwinger bestand schon, der Graben könnte damals verbreitert und vertieft worden sein. Im Anschluß an die Bauperiode des Hans Mung von Öhringen, die seit 1490 im Stadtteil jenseit Kochens den großen Pulver-

Digitized by Google

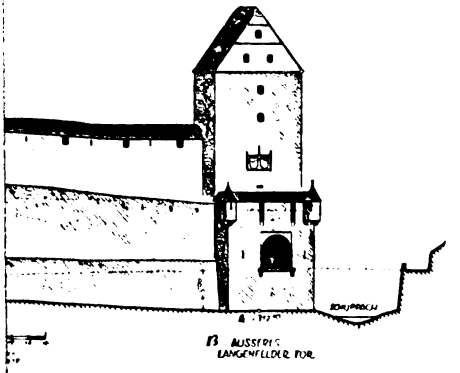


13

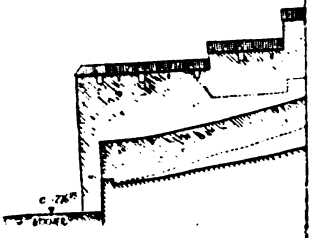


9

a = Schuppacheinl



13 AUSSERES LANGENFELDER TOR



Digitized by Google

Digitized by Google

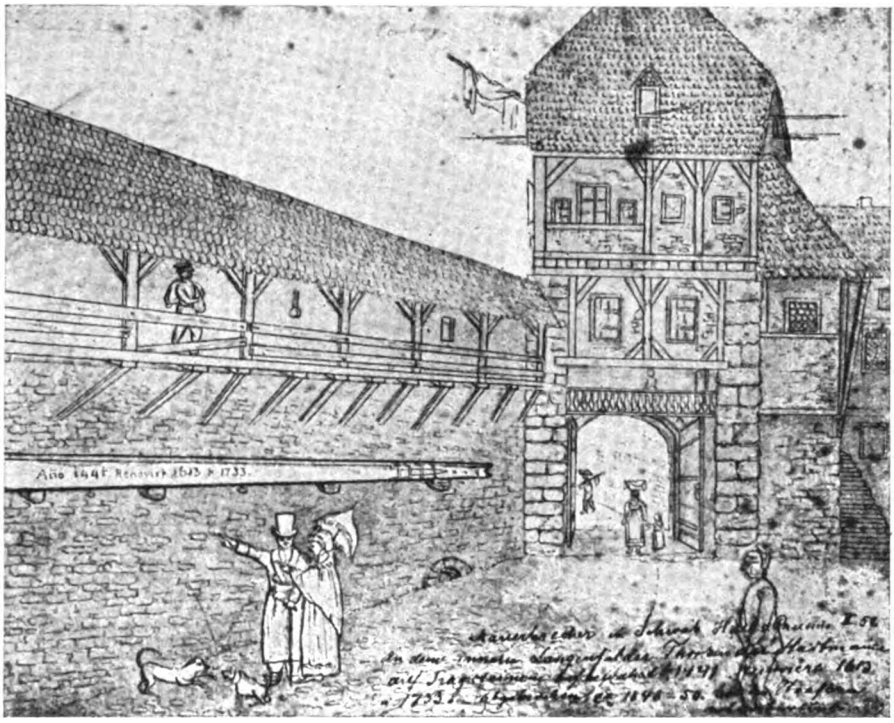


Abb. 35. Das innere Langenfelder Tor (12) von der Stadtseite um 1820 (im Keckenburgmuseum). [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

turm schuf, mag auch der Pechnasenturm und der Mantelturm errichtet worden sein, sie sind von der romanischen Stadtmauer durch eine Fuge getrennt und damit jünger. Sie sind typische „Streichwehren" der spätgotischen Zeit und sollen hauptsächlich den Graben beherrschen. Der Bau des äußeren Langenfelder Tores um 1515 ist als Schlußglied der Wehrverstärkung gegen Limpurg aufzufassen: er bildete mit dem inneren Langenfelder Tor das erste Doppeltor der Stadt. Erst 1541 kommen die Zerwürfnisse mit Limpurg zum Abschluß, als es gelingt, die Limpurg und die der Stadt zunächst liegenden Gebietsteile hällisch zu machen; der alte Feind weicht nach Süden und verlegt seinen Sitz nach Gaildorf.

Nach Herolt-Kolb (S. 143) sollte das äußere Langenfelder Tor ein limpurgisches Zollhaus überflügeln und unschädlich machen; es hätte zwischen dem äußeren und inneren Tor gestanden. Geographisch ist das schwer vorstellbar (vgl. S. 140).

Der Grundriß des Langenfelder Tores ist mit 10,6 10,76 m quadratisch und hat im Erdgeschoß 3,35 m starke Mauern: die stärksten aller Haller Befestigungen (A b b. 7). Seine Höhe beträgt 32 m, rechnet man die aufgefüllte Grabentiefe von etwa 5 m hinzu, so gelangt man auf 37 m. Das Tor hat riesige rauhe Muschelkalkquader, die verputzt waren. Mächtige, stark geschwellte Buckelquader säumen die Ecken ein. Buckelquader sind auch in gotischer Zeit nie ganz abgekommen; um 1500 werden sie besonders beliebt und erhalten eine fast modisch übertriebene Schwellung. Das Erdgeschoß birgt eine tonnengewölbte Durchfahrt mit einem Gußloch im Scheitel und besitzt einen gotischen, eisenbeschlagenen Schrank an der Westwand, vermutlich für die Zolleinnahmen. Die steinernen Angeln für die großen Flügel der Tordurchfahrt sind erhalten. Der Zugang zu den Obergeschossen ist nur durch eine sehr gedrückte Spitzbogentüre vom Erdboden über der Tordurchfahrt aus möglich. Der Turm hatte keine direkte Verbindung zu den beiderseitigen Wehrgängen. Zwischen dem äußeren und dem inneren Langenfelder Tor entstand durch Errichtung der neuen östlichen Stadtmauer ein tiefer, hofartiger Innenraum, der von allen Seiten beworfen werden konnte und der damit den Charakter einer Barbakane besaß (A b b. 3 6); wehrtechnisch ähnlich der Klingen-, Röder- und Spitalbastei in Rothenburg und dem Florianitor in Krakau. Über dem äußeren Torbogen hing

Digitized by Google

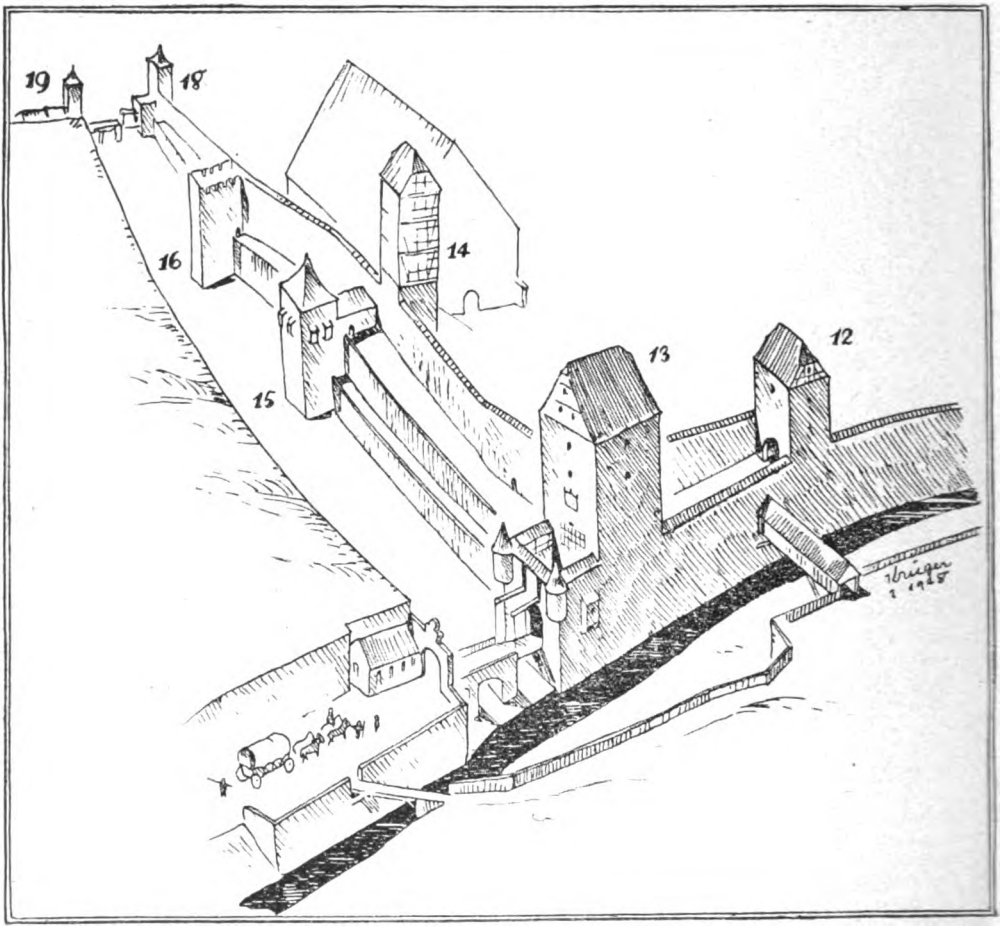


Abb. 36. Die Südfront bis 1826. Zahlen beziehen sich auf den Text.

ein Fallgatter, seine Führungssteine sind teilweise noch erhalten, ebenso eine Steinaustiefung im Boden zur Aufnahme des östlichen Gatterpfahles, eine wehrtechnische Seltenheit. Die vom Gatter bedeckte Mauerfläche blieb unverputzt. Über der Oberkante des Gatters ist der Putz mit einer Frührenaissancebemalung von rotbrauner Farbe geschmückt. Das Gatter wurde mit einer Kette vom ersten Stock aus hochgewunden: das notwendige Fenster ist jetzt erhöht, ehemals war nur ein waagrechter Schlitz vorhanden, dessen alter Brüstungsstein noch erhalten ist. Nur das Fenster über dem stadtseitigen Tor ist schartenartig. Die übrigen sind nicht wehrmäßig gestaltet, sie tragen fast wohnhausartigen Charakter, sind aber ursprünglich, wie die Steinmetzzeichen — die einzigen der ganzen Haller Befestigung — ausweisen. Ihre Gewände sind mit originellen Erinnerungsinschriften versehen. Schießfenster, zumal für Geschützstellungen, pflegen zu dieser Zeit trichterartig tief in die Mauer zu dringen. Bei der Aufrüstung der Stadt im Bauernkrieg wird eine Feldschlange in den Turm gebracht (Herolt-Kolb, S. 293). An der Südseite hängt das Reichs- und Stadtwappen, der Reichsadler wurde 1803 abgemeißelt und mit dem Wappen von Kur-Württemberg übermalt. Die Ecken der Wappentafel tragen einfache Fialen, die Mittelfiale ist jetzt abgespitzt. In fein überlegtem Gegensatz zu dem geschlossenen Körper des mächtigen Recken steht das einfach, aber trefflich gegliederte Giebeldreieck aus verputzten Ziegelsteinen mit waagrechten Backsteinbändern; es scheint, daß Ziegel hier zum ersten Male in Hall verwendet werden. Ein Satteldach mit reizendem

Digitized by Google

kleinem Krüppelwalm schließt den Langenfelder Torturm ab. Trotzdem er nur Zweckbau ist, besitzt er feine künstlerische Werte. Er ist lehrreich, weil er alle Einrichtungen eines mittelalterlichen Tores ganz oder leicht ergänzbar besitzt (A b. 3 3 und 3 6).

Feindwärts ist ein Vortor angeordnet, das trotz einer Fuge mit dem Turm gleichzeitig ist (dieselben Steinmetzzeichen). Seine südliche Mauer, die den Torbogen, Schlitze für die Schwungbalken der Zugbrücke und einen Falz zur Aufnahme der Brückentafel aufweist, ist 146 cm stark, die östliche nur 73 cm. Die westliche Mauer ist weggerissen, um einem barocken Torwarthaus Platz zu schaffen, das den Innenraum des Vortors heute verengt. Dieser war nie überdeckt. Auf einer Steintreppe, deren Spuren noch vorhanden sind, gelangte man entlang der Ostwand auf den südlichen Wehrgang, der gegen die östliche Mauer umbog und dort auf Holzstützen ruhte, wovon Abspitzungen am Haupttor noch zu sehen sind. Die Südostecke ist jetzt mit einer offenen Sandsteinkanzel, offenbar eine Veränderung aus der Zopfzeit, versehen: eine wehrtechnisch unmögliche Gestaltung. Man muß sich über den alten Muschelkalkkonsolen ein geschlossenes Ecktürmchen ergänzen. Auch die südwestliche Ecke mag ein solches Türmchen besessen haben (wie das Rothenburger Tor zu Dinkelsbühl). Die Brustwehr war ehemals höher, sie könnte sonst die Verteidiger nicht schützen. Die Wehrgänge waren mit Dächern überdeckt, an der Turmwand findet sich noch ein schwacher Abdruck ihrer Ansätze. Die östliche Vortorwand zeigt heute eine große Öffnung: hier befand sich eine breite Pechnase, die über den Graben hing; ihre Abbruchstellen und ihre beiden untersten Konsolen sind noch zu sehen.

Von den Steinmetzzeichen 11 bis 19 (A b b. 2 2) sind 12, 13 und 14 dem Vor- und Haupttor gemeinsam; am obersten Geschoß und im Dachdreieck kommen nur 18 und 19 vor, sie mögen eine Bauunterbrechung beweisen. Das Zeichen 15 findet sich auch an der Umrahmung der Grablege von St. Katharina (deren Sarkophag mit 1470 datiert ist). Zusammenhänge mit den Zeichen der gleichzeitigen Bauten St. Michael und Büchsenhaus bestehen nicht. — Der um das Gesamttor führende Graben, in dessen Südostecke der „Butzenwolf" entsprang (ein Waschhäusle stand daneben), ist heute etwa 5 m hoch aufgefüllt. Damit hat das jetzige Bild sein markantestes Element eingebüßt. Ferdinand Jodls Zeichnung von 1839 (beim Rathausbrand leider zugrunde gegangen, aber als Kopie des Verfassers erhalten) gibt noch den alten Zustand (A b b. 3 7).

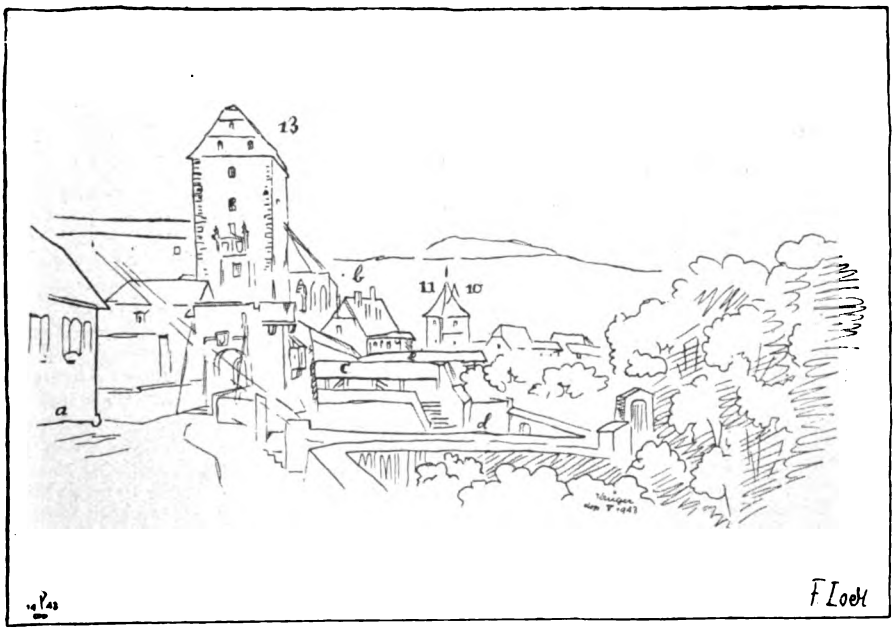


Abb. 37. Das äußere Langenfelder Tor und Blick in den „Kurzen Graben". Unterschrift: „Baurat Ferd. Iodl fec. (1839)". a = Wachthaus, b = Gasthaus zur „Rose", c = Fußgängersteg, d = „Butzenwolf" im Graben, e = Wasserleitungssteg, 10 = Hezennest-Turm, 11 = Deckenturm, 13 = äußeres Langenfelder Tor.

Digitized by Google

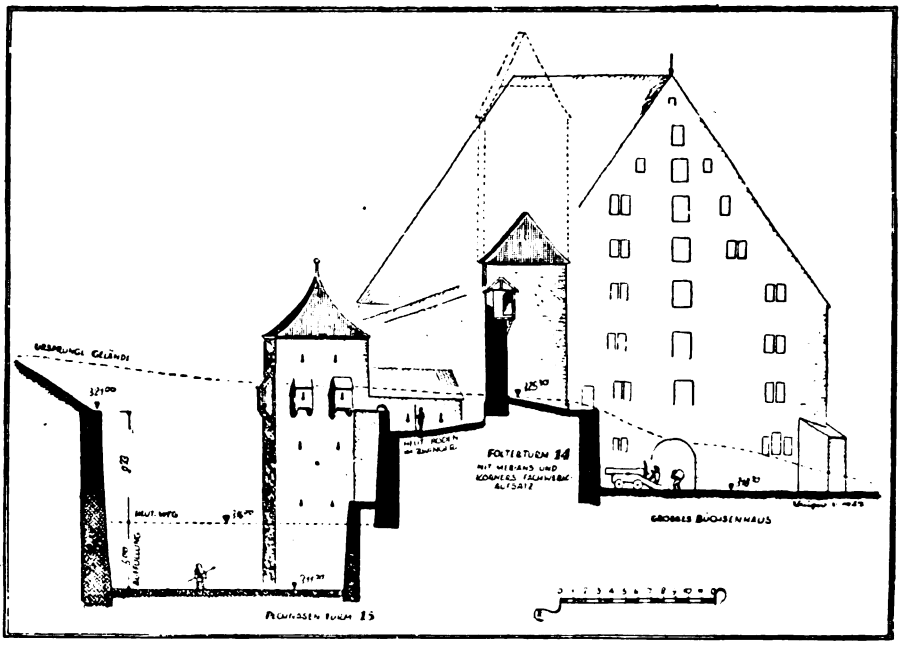


Abb. 38. Querschnitt durch den Schiedgraben.

Jenseits des Grabens ist 1563 ein „steinerner Bogen" (German, S. 232) erbaut worden, der auch am Weilertor, am Badtörle und am Eingang der Unterlimpurger Vorstadt vorkam. Das Gasthaus Crailsheimer Straße 8, das das Langenfelder Tor so ungünstig verstellt, umschließt ein eingeschossiges Wachthaus von etwa 1780.

*

Der alte romanische Mauerzug von 183 cm Stärke ist auf die ganze Länge des Schiedgrabens bis zum Kocherfluß erhalten, wenn auch oftmals nicht mehr in voller Höhe (Abb. 7 und 33). Das starke Gefälle des Wehrgangs ist durch Stufen überwunden. Der waagrechte Teil zwischen Langenfelder Tor und Folterturm ist mit 9,40 m Höhe noch unversehrt. Er zeigt dieselben romanischen Eigenschaften wie der Abschnitt am Mühlgraben. In der 62 cm starken, 208 cm hohen Brustwehr sitzen fünf Schlitze von etwa 12/92 cm im Wechsel mit sechs 83 cm breiten und 120 cm hohen, gewändelosen Rechteckfenstern. Diese breiten Fenster sind nichts anderes als Zinnenlücken für Steinwerfer, Bogen- und Armbrustschützen (3 Lücken wurden später für Feuerwaffen verengt, 2 umgeändert), dazwischen liegen Ausguckschlitze. Der Mauerzug hatte also den Charakter eines Zinnenkranzes, obgleich die Wimperge bedeutend breiter sind als üblich. Jedenfalls erhielt dieser Wehrgang erst später das heutige Dach. Gotische Schlüsselscharten kommen nirgends vor. Die Zinnenlücken dürfen nicht als Artillerieöffnungen angesehen werden, denn die Brüstung ist mit 84 cm zu hoch, der Wehrgang zu schmal und seine auf Holzstreben ruhende Auskragung nicht imstande, den starken Rückstoß alter Geschütze aufzunehmen.

Nahe beim Langenfelder Tor ist die Wehrmauer von einer gedrückten Spitzbogentüre (von derselben Form wie an diesem) durchbrochen; sie schafft einen Zugang zum Zwinger und stammt aus der Zeit um 1515: dieses Zwingertor wurde notwendig, als durch den Bau des äußeren Langenfelder Tors die ganze Südostecke der Stadt verändert wurde. Die Wehrmauer wurde auf 15 m Länge, vor allem an der Rückseite ausgebessert. Der Querschnitt des Schiedgrabens lehrt, daß schon in romanischer Zeit ein Zwinger vorhanden gewesen sein muß, denn das Fundament der Hauptmauer liegt so hoch, daß ein unmittelbar davorliegender Graben unmöglich ist (Abb. 38). Eine spätere Grabenvertiefung machte bis zum Pechnasenturm eine zweite Zwingermauer nötig, die noch zu sehen ist. Die ältere Zwingermauer hat übrigens nur beim Torwarthaus und in dessen Dachboden die alte Höhe und zeigt Schlitzscharten; zwei von der gleichen Art wie die Scharte an der Stadt-

Digitized by Google

seite des Langenfelder Tores über der Torfahrt. Der obere Teil der Zwingermauer muß also gleichzeitig mit dem Torbau entstanden sein, der ja erst um 1515 an die ehemals torlose Stadtmauerecke gestellt wurde und einige Veränderungen an den alten Anschlußstellen erforderlich machte. Westlich vom Torwarthaus ist die Zwingermauer später erniedrigt worden, dort ist auch der Zwingerboden nachträglich so tief gesenkt, daß die Fundamente der Hauptmauer jetzt bloßliegen; sie sollten baldigst untermauert werden, um einen Einsturz zu verhüten, ein bedrohlicher Riß ist bereits vorhanden. Am Zwingerdurchgang des Pechnasenturmes ist die alte Bodenhöhe wieder erhalten, daneben an den Schlüsselscharten ist sie aufgefüllt. Der Zwingerboden und die Zwingermauer haben sich also zwischen Langenfelder Tor und Pechnasenturm ursprünglich vom West- zum Ostende aufgewölbt; das entspricht dem natürlichen Gelände des Rosenbühlhügels (A b b. 3 3).

14. Der Folterturm

ist wieder ein markantes Beispiel romanischer Befestigungsart: er liegt völlig hinter der Stadtmauer an einem einspringenden Knick und zeigt — wie der Malefizturm — schmalrechteckigen Grundriß von 6,2 × 12,7 m mit Breitseite gegen den Feind (A b b. 7, 33, 38). Er hat Verband mit der Stadtmauer und ist darum von gleichem Alter. Er steht wohlüberlegt an höchster und gefährdetster Stelle, war sicherlich von beträchtlicher Höhe und konnte weit in das ungünstige, überhöhte Vorland wirken. Er war der einzige Mauerturm der ersten Baustufe, die etwa bis 1200 reicht. Das Bauwerk war damals sozusagen der Bergfried der ganzen Stadt, das am schildmauerartig gestalteten Wehrgang lag; es war das breiteste der gesamten Wehranlage. Im Folterturm sollen 1348 die Juden eingesperrt und verbrannt worden sein. Er heißt nach der Instandsetzung „Neuer Turm". Stättmeister Simon Berler, das Haupt der Haller Adelspartei während der Verfassungskämpfe, saß 1512 hier gefangen; seine Zelle hieß das „Doctorstüblein" (Herolt-Kolb, S. 146), er war also nicht im unteren Verließ untergebracht. Daniel Seyboth wird hier 1633 wegen Verspottung der Haalpfleger in Verwahrung genommen. Um 1515 brach man den Turm ab, das Erdgeschoß und die Südwand des 1. Obergeschosses blieben stehen; die übrigen Wände des 1. Stockes wurden erneuert und ein sehr hoher Fachwerkaufsatz darüber gebaut. Dieser Aufsatz überragt bei Braun-Hogenberg (1576), Widmann-Racknitz (1620), Merian (1643) und Körner (1755) sogar den First des Büchsenhauses: das mag eine Erinnerung an einen hohen Vorläufer aus Stein sein. Die noch sichtbaren Setzrisse veranlaßten einst die Erniedrigung des Turmes. Auf August Bayers Stich (um 1790) ist er bereits in heutiger Höhe dargestellt.

Das Erdgeschoß enthält ein 6 m tiefes Verließ mit Luftloch gegen Norden und 1,5 m starken Wänden; es ist durch ein Angstloch im Gewölbescheitel zugänglich (jetzt mit Beton verschlossen). Die heutige häßliche Eingangstüre von Norden war 1755 schon eingebrochen. Als Ecken sind schwache Buckelquader verwendet. Das 1. Obergeschoß ist (außer der beibehaltenen alten Südmauer) wohl gleichzeitig mit dem äußeren Langenfelder Tor aufgemauert, dessen Fensterformen verwendet werden; es ist mit rundbogigen Türen vom Wehrgang zugänglich und scheint die Folterkammer enthalten zu haben. Heute wächst das Bauwerk unscheinbar, nur 2,3 m hoch, über die Stadtmauer hinaus und trägt ein mäßig hohes Walmdach. Das Fachwerk mag zu Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen sein. Stadtgeschichtlich hochwichtige Schlüsse gestattet die Westseite: dort ist seit 1505 das Büchsenhaus aufs engste angebaut. Man sieht, daß der Putz des Folterturmes schon vorhanden war, als das Büchsenhaus entstand; nachträgliches Verputzen ist unmöglich, da der Abstand beider Bauwerke nur 20 cm beträgt. Ein solch enges Zusammenstehen von Turm und Büchsenhaus ist außerdem bei gleichzeitiger Erbauung nicht denkbar. Die Stadt reichte schon vor Errichtung des Büchsenhauses 1505, also von den ältesten Zeiten ab, bis zum Schiedgraben (vgl. S. 99). Für das Büchsenhaus wurde bis nahe an den Folterturm viel Erde abgetragen und eine neue Stützmauer errichtet; da auch der Schiedgraben tief eingeschnitten ist, so bleibt nur ein schmaler Rücken alten Bodens stehen.

*

Das Büchsenhaus wurde bisher als Verstärkung der städtischen Abwehrkraft aufgefaßt. Das ist ein Irrtum. Die Steinwände des Riesenbaues überragen kaum die Wehrmauer, konnten also an der Verteidigung nicht teilnehmen; seine Öffnungen sind normale Fenster, keine Schießscharten. Fast nur der riesige Dachstuhl schaut über die Stadtmauer: mit seinem ungeheuren Holzwerk und mit seinen Kornböden bildete er eine schwere Gefahr, da Wurfmaschinen und die Artillerie des 16. Jahrhunderts — zumal von der überhöhten Feindseite aus — ihn leicht in Brand setzen konnten. Der Raummangel in der Altstadt muß so groß gewesen sein, daß man bei der Wahl des Bauplatzes wehrtechnische Mängel in Kauf nahm.

Digitized by Google

Das Büchsenhaus nähert sich dem Mauerzug auf durchschnittlich 1,50 m Abstand. Widmann schreibt (Kolb, S. 369): „alsz dz buchsenhausz auszgebaut, hat man den winckhel zwischen der stadtmaur und buchsenhausz mit erdtrich (= Erdreich) unbesunen auszgefüllt. Dieweil aber die stattmaur dün, hatt sie wöllen einfallen; hat man dz erdrich mit clainen müeltlin (= kleinen Mulden) wider herausztragen." Man sieht an jener Stelle jüngere Mauerausbesserungen mit stark geneigten Schichten. Die Mauer wurde zugleich erhöht, wie ihr Querschnitt lehrt.

15. Der Pechnasenturm

ist das reizvollste Haller Wehrbauwerk, stammt er doch aus der malerischen Zeit der Spätgotik (Abb. 7, 33, 38). Der Turm steht vollständig im Graben, ein einmaliger Fall in Hall; ein einstöckiger Steinbau sperrt den Zwinger. Er mißt 7,45 × 7,35 m und ist 14,25 m hoch, eine nördliche Außenwand war nie vorhanden. Das Bauwerk besteht aus Muschelkalkbruchsteinen, zum ersten Male ohne Eckquader. Sein Erdgeschoß stößt mit einer Fuge gegen die Zwingermauer, die deshalb älter ist; dies Geschoß ist mit einem Kreuzgewölbe überspannt: es zeigt wie der ganze Turm auf allen Seiten gotische Schlüsselscharten für Handfeuerwaffen, die Auflagehölzer für die Hakenbüchsen sind noch vorhanden. Dicht unter der Decke liegen Abzugslöcher für die Pulvergase. Das 2. Obergeschoß ist mit 6 Pechnasen versehen. Nach den streng ausgelegten Regeln der Wehrbaukunst schützen Pechnasen darunter liegende Ausgänge oder einen gefährdeten Mauerfuß, sie gestatten nur senkrechten Wurf. Man hat jedoch den Eindruck, als ob sie hier mehr aus unkriegerischer Zierfreude, denn aus wehrtechnischer Notwendigkeit entstanden seien, zumal keine Pforten zu beschirmen sind. Der eingeschossige Sperrbau über den Zwinger besitzt rundbogige Ausgänge nach diesem, er ist von einem Gartenzimmer mit einfachem Fachwerk (um 1800) bekrönt.

Die Südwand des Turms ist 1926 mit einem großen spitzbogigen Eingang zum „Neubau"-Saal durchbrochen worden. Der Turm trägt das typische Haller Zeltdach mit eingekurvten Flächen und trug sicher nie eine Plattform. Schreyer zeichnet 1643 ein kirchturmartiges Spitzdach (Abb. 18), das wohl nie vorhanden war.

Der Pechnasenturm (und hernach der Mantelturm) zeigt den Unterschied zwischen der jüngeren gotischen und der älteren romanischen Befestigungsweise: als Angehöriger der jüngeren Art tritt er mit quadratischem Körper stark über die Wehrmauer vor und kann damit den Flankenschutz der „Streichwehr" bieten; sein unterster Raum wird ausgewertet als gewölbte Schießkammer mit Rauchabzügen; das Bauwerk überhöht kaum das feindseitige Grabengelände. Die Tendenz der Renaissance, sich dem Feindfeuer durch wenig ragende Bauteile zu entziehen, wird schon fühlbar. Die Eigentümlichkeiten der älteren Zeit sind abgestreift: die Lage hinter der Wehrmauer, der quergestreckte Grundriß, der seine Breitseite nach dem Belagerer kehrt, der verließartige Untergeschoßraum (der für die Verteidigung wertlos war) und die das Vorgelände kräftig beherrschende hohe Bauform. Da nur rundbogige (keine spitzbogige) Türöffnungen verwendet werden, darf man den Turm um 1500 entstanden sein lassen.

16. Der „Mantelturm" (Abb. 7 und 33)

ist leider in seinem oberen Teil abgebrochen, Englerts Lithographie von 1832 (Abb. 39) zeigt schon den heutigen Zustand. Er mißt 7,84 × 10 m und vertritt eine höchst interessante Wehrbauform. Er ist als nachträgliche Verstärkung vor einen Knick der Stadtmauer gestellt, springt über den schon vorhandenen Zwinger hinweg tief in die Grabensohle vor; in allen Einzelheiten des Aufbaues, der Mauertechnik, der Schlüsselscharten, der Ausgänge zum Zwinger stimmt er mit dem Pechnasenturm überein. Sein Untergeschoß ist ebenfalls mit einem Kreuzgewölbe überspannt, das Löcher für abziehende Pulverdämpfe hat. Der westliche Zwinger mündet mit einer rundbogigen Türe in diesen Raum; ein Treppenloch im Gewölbe ist heute mit Beton geschlossen, es führte zum höherliegenden östlichen Zwingerausgang, der jetzt zugeschüttet ist. Das Untergeschoß ist leider zur Hälfte mit Erde gefüllt. Auf den Bildern von Braun-Hogenberg (1576), Merian (1643), Schreyer (1643) und August Bayer (um 1790) sieht man teils nur die Mauerdicke oder ein schmales Dach in Höhe und Breite eines Wehrganges; nie ist ein den Grundriß völlig bedeckendes Dach dargestellt. Roschers (1743), Gräters (1816) und Veits (1827) Stadtpläne zeigen einen über die Stadtmauer vorgefalteten Mauerzug mit offenem Innenraum: das ist die bei Städten selten angewendete Befestigungsform des „hohen Mantels", die der Burgbaukunst geläufig ist. Die Vortore des äußeren Langenfelder Tores und des Limpurger Tores vertreten denselben wehrtechnischen Gedanken. Da der Turm bisher keinen Namen trug, so sei die neue Bezeichnung „Mantelturm" eingeführt. Er besaß keine durchgehenden Böden, vielmehr waren die hölzernen Wehrgänge übereinander an seine Innen-

Digitized by Google

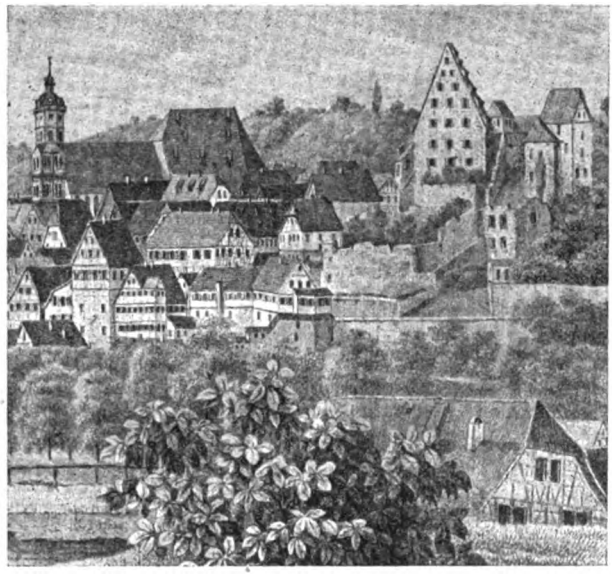
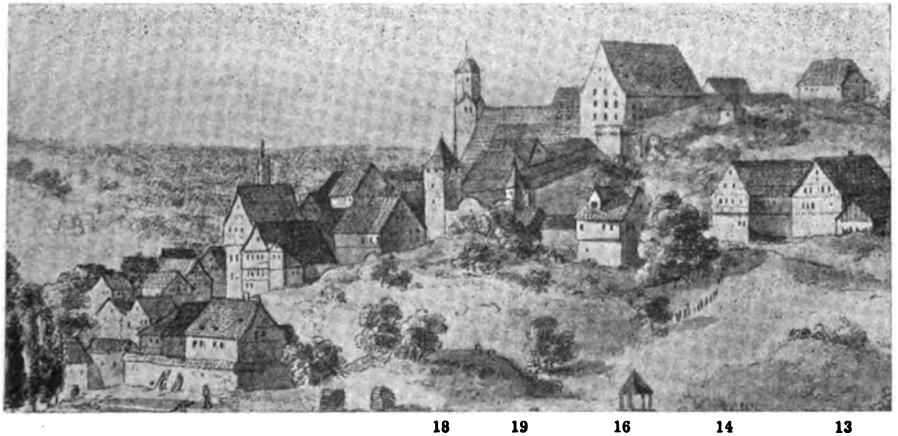


Abb. 39. Der Schiedgraben von Südwesten nach Lithographie von Englert 1832 (im Keckenburgmuseum).

seiten gestellt; sie umgaben einen kleinen plattenbelegten Hof, der eine Entwässerung nach Süden besitzt und damit die Dachlosigkeit bezeugt. Leider sind in jüngster Zeit mehrere Schießnischen zugemauert worden. Die Konsole einer Pechnase ist auf der Westseite vorhanden; sie sitzt etwas abseits gegen Norden, erst eine Doppelpechnase könnte den darunterliegenden Zwingerausgang schützen. Die Konsole ist kein Überrest von Maschikuli, Schreyer hätte solche dargestellt. Schreyers Gemälde und Bayers Stich (A b b. 4 0) zeigen eine Zinnenbekrönung, also eine zur Erbauungszeit (um 1500) bereits veraltete Wehrbauform. Wulstartige Gesimsstücke sind in der Zwingermauer östlich des Turmes aufgeschichtet, sie mögen zu jener Auskragung unter den Zinnen gehören, die Bayer darstellt.

Eduard Mörike schreibt über seine Nachbarschaft in einem Brief vom 23. Mai 1844 aus Hall: „Ich lebe in Hall viel im Altertum und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reizt



(Die Zahlen beziehen sich auf den Text)

Abb. 40. Schwäbisch Hall „von der Mittag-Seite anzusehen". Nach Stich von August Bayer um 1800 im Keckenburgmuseum. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Digitized by Google

einen unwillkürlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen. So ist nicht weit von unserer Wohnung (Obere Herrengasse 7) ein grasiger Zwinger mit prächtigen, von keiner Seele beachteten Ruinen, da sich an einen gut erhaltenen Turm Stadtmauern usw. anschließen, überall die Wände dicht mit Efeu umzogen." Vielleicht findet sich noch irgendwo eine Skizze des Mantelturmes von Mörikes Hand.

Der oberste Wehrgang des Turmes war mit der Stadtmauer gleich. Es ergibt sich damit eine beträchtliche Höhe von 24 m; das Bauwerk ragte kräftig über den Grabenrand empor und gab dem Limpurger Tor wirksamen Flankenschutz. Heute ist es noch 15 m hoch.

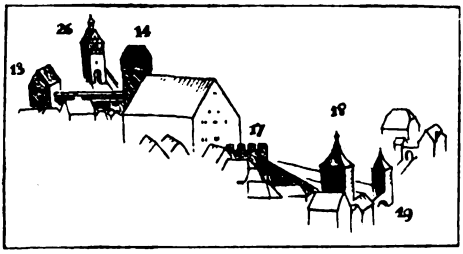


Abb. 41. Rückseite des Schiedgrabens von Nordwesten (nach Joh. Konrad Körner 1755). Zahlen beziehen sich auf den Text.

17. Das „Kastengärtle"

liegt vor der Westseite des großen Büchsenhauses (Abb. 7). Es war befestigt: Körners Stadtbild (1755) zeigt einen mächtigen Zinnenkranz (Abb. 41), den auch Widmann-Racknitz (1620) deutlich darstellt. Sein Untergeschoß muß einen überwölbten Raum enthalten, denn schmale Fenster gehen nach Westen; leider ist sein Zugang vermauert. Der Grundriß ist dreieckig mit 22 m Länge und 13 m Höhe; es war also ein bedeutendes Bollwerk vor Errichtung des Mantelturms vorhanden. Das Büchsenhaus scheint nachträglich und schräg in den alten Bestand hineingebaut zu sein. Erst wenn das Gewölbe geöffnet würde, ließen sich weitere Schlüsse ziehen.

18. Das Limpurger Tor

stand am Zusammentreffen der Oberen und Unteren Herrngasse beim „Waldhorn" (Abb. 7, 33, 40, 41). Seine Feindwand liegt bündig mit der Stadtmauer, die — ähnlich wie am inneren Langenfelder Tor — durch einen Rücksprung gefaltet ist. Es wurde 1831 abgebrochen mitsamt dem oberen Teil der Wehrmauer bis zum Mantelturm (vgl. Englerts Lithographie von 1832; Abb. 39). Sein Wappenstein ist zwar an der nahen Gartenmauer erhalten, aber der westliche Schlagregen läßt ihn immer mehr verwittern. Das Tor zählt zweifellos zu den ältesten romanischen Bauten, seine breite Seite kehrt sich gegen den Feind. Der Grundriß mißt 7,5 × 11,0 m, die Höhe 33 m ab Grabensohle. Braun-Hogenberg zeichnet 1576 einen schlank aufragenden Körper mit Plattform; Merian (1643), Schreyer (1643), J. P. Meyer (1728) und Körner (1755) setzen ein eingekurvtes Zeltdach auf, das wohl erst aus dem 17. Jahrhundert stammt.

Eine gute Abbildung kurz vor dem Abbruch ist im Keckenburgmuseum vorhanden (Abb. 42); man sieht, daß vor dem Zeltdach eine offene Plattform mit Wasserspeiern und weit auseinanderliegenden Zinnen bestand. Die bei anderen Türmen und Toren vermutete Verteidigungsplatte kann hier bewiesen werden. Während die Bleistiftvorzeichnung ein eingekurvtes Dach gibt, sind in der Fertigzeichnung entgegen der Wirklichkeit geradflächige Dächer gegeben. Die Führungssteine des Fallgatters sind gut zu sehen. Am Vortor, das, wie üblich, eine Verstärkung des 15. Jahrhunderts darstellt, sind die Brustwehren mitsamt den Schlitzen für die Schwungbalken der Zugbrücke bereits weggerissen, denn um 1780 wurde ein Aufbau mit Segmentgiebel und Vasen errichtet, die den Wappenstein umrahmen. Die Wappenschilde wurden mit der Inschrift umgeben: „Gemainer nutz that mich vor jarn vermauern. Derselb mich jetzt wiederumb liehs öffnen. Anno domini 1543 d. 31. Tag julii." Braun-Hogenberg (1576), Schreyer (1643) und Meyer (1728) stellen das Vortor ohne Dach dar.

Die Klage der Schenken über die Vermauerung des Tores im Jahre 1431, die die limpurgischen Geleit- und Zolleinnahmen ausfallen ließ, weist das Reichsoberhaupt, Sigismund von Luxemburg, mit den uninteressierten Worten ab: „Mögen meine lieben Söhne zu Hall alle ihre Tore zumauern und mit Leitern über ihre Mauern ein- und aussteigen, mich kümmert's nicht!" Jeder neue hällische Ratsherr aber mußte schwören, „daß er nit wöll raten, daß solch Tor wieder eröffnet würde".

19. Das Neutor

wird 2 Jahre, nachdem Limpurg hällisch wurde, am feindseitigen Grabenrand vor dem Limpurger Tor 1543 errichtet (Abb. 7, 16, 40, 41). Damit entstand das zweite Doppeltor der Stadt, eine weitere Torburg. Es war niedriger und bescheidener als das Haupttor; bei

Digitized by Google

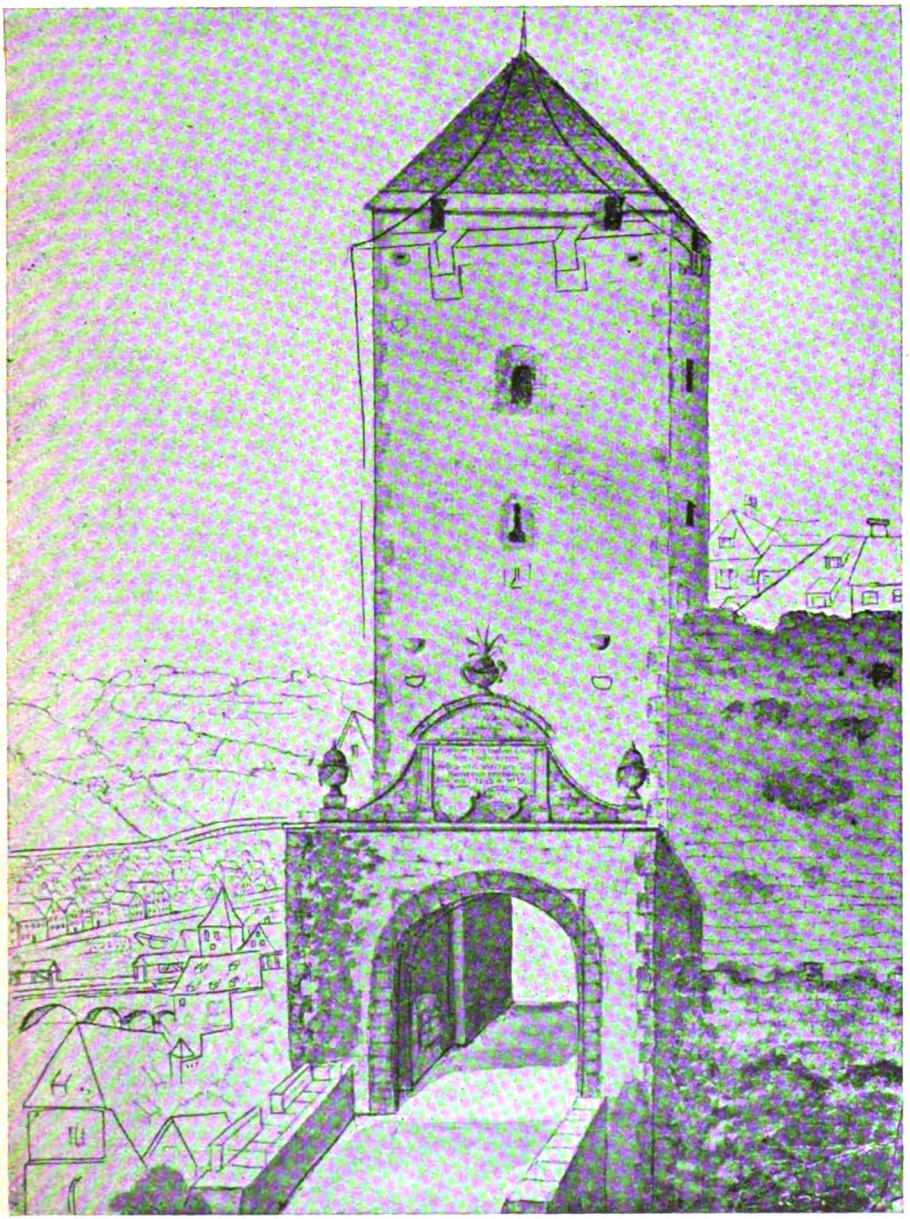


Abb. 42. Das Limpurger Tor nach farbiger Zeichnung (vor 1831) im Keckenburgmuseum.

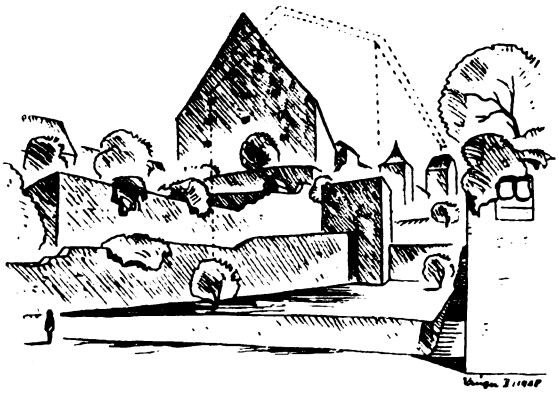
Digitized by Google

Veit zeigt es 6,5 × 8,5 m Grundfläche. Es trug das altbekannte eingekurvte Zeltdach. Ein sehr langes überdachtes Vortor war vorgelegt, das später sogar noch eine Verlängerung erfährt (Abb. 18). Damit war dieser Stadtausgang fünffach verschlossen! Das Neutor wurde 1831 abgebrochen.

In der Grabensohle des Doppeltores lag ein Waschhäusle. Am Hause Unterlimpurger Straße 3 spannte sich eine Quermauer mit Tor über die Straße, die Braun-Hogenberg und Körner (Abb. 16, 41) deutlich zeigen. Das war der Eingang zur nie ummauerten Limpurger Vorstadt. Läßt sich diese Sperrmauer auf Herolts Nachricht (Herolt-Kolb, S. 145) beziehen: „1543 zu endt der schütt ein schiltmaur mit einem thor gemacht"?

*

Die Stadtmauer geht westlich des Limpurger Tores über Stufen und mit rechteckigen Scharten zur Dorfmühlenecke hinab. Die sägeförmigen Absätze der Maueroberkante waren mit einem Dach bedeckt (s. Englerts Lithographie von 1832; Abb. 39), sind jedoch heute etwas erniedrigt und dachlos. Der Mauerzug greift turmlos um die Südwestecke der Stadt herum und findet mit großen Abtreppungen (Schreyer stellt sie dar; Abb. 18) den Anschluß an die niedrigere Mühlgrabenmauer. Der Zwinger wird am Flußufer so breit, daß er die alte Dorfmühle aufnehmen kann. Bei J. J. Gräter (1816) ist von der Mühle gegen Südosten ein gemauerter „Versuchsstollen" in den Berg getrieben (1,32 m breit, 1,85 m hoch), der heute noch 7 m tief begehbar ist. Eine rundbogige Pforte aus romanischer Zeit macht nahe der Mauerecke den Zwinger zugänglich (Abb. 7).



17 14 15 13 16

Abb. 43. Der Schiedgraben. Das jetzt in den Graben gestellte „Blockhaus" ist gestrichelt.

Am Schiedgraben sind die Wehrbauten am dichtesten geballt: auf 220 m Länge kommen 8 Werke (der Dorfmühlenturm 1 und die Bauten 13 bis 19). Wie schön ist das Spiel gegenseitiger Feuerunterstützung mittels flankierender Elemente durchgeführt: vom Vortor des äußeren Langenfelder Tores über Pechnasen- und Mantelturm zum Vortor des Limpurger Tores und zum Neutor. Die so gesicherte Grabensohle war für den Feind kaum zu durchschreiten. Mit Sturmleitern, die nur bis 12 m Länge zu handhaben sind, war die Grabentiefe von 14 bis 19 m nicht mehr zu überwinden. Ein sinn- und geistreiches Wehrsystem, dieser Schiedgraben, obgleich seine heutige Erscheinung aus sehr verschiedenen Bauzeiten stammt. Eine außerordentliche Leistung unserer Vorfahren! Der Graben diente wohl als Steinbruch für die Befestigungsbauten.

Gegenwärtig ist das Bild durch das unglückselig hineingebaute Gefängnis (Blockhaus) von 1846 übel zerstört; das Gebäude wurde 1896 sogar noch verlängert und mit einer heillosen Fassade versehen. Mit welcher Unvernunft wurden doch einst die beiden Haller Gefängnisbauten dem Stadtbild eingefügt! Eduard Mörike hat als erster gegen das Blockhaus erfolglosen Protest erhoben; er schreibt 1845 aus Mergentheim: „Ich habe zu Hall auch etwas von solchen Schmerzen gepflückt, vorzüglich über einen Teil der alten Stadtmauern und Türme, deren herrliche, mit Efeu beladene Ruinen demnächst durch ein neues Oberamts-Gerichtsgefängnis verdrängt und entstellt werden." Professor Dr. Karl Weller äußert sich (Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 1941, II, S. 466): „Leider ist dieser Schandfleck im Bilde der Stadt Hall heute noch nicht wieder entfernt." Darf man die Hoffnung hegen, daß eine feinfühlende Zukunft den dringend nötigen Abbruch des Blockhauses durchführen kann? Die Abbildung 43 zeigt, welch unvergeßlicher und gewaltiger Blick über Graben, Zwinger und Mauern empor zum Büchsenhaus und bis zum Langenfelder Tor sich eröffnen würde. Nur wenige Städte vermögen solche Szenerien vorzuweisen!

*

Wir wenden uns der Betrachtung der Wehrbauwerke zu, die das Haal- und Spitalviertel umschließen.

Digitized by Google

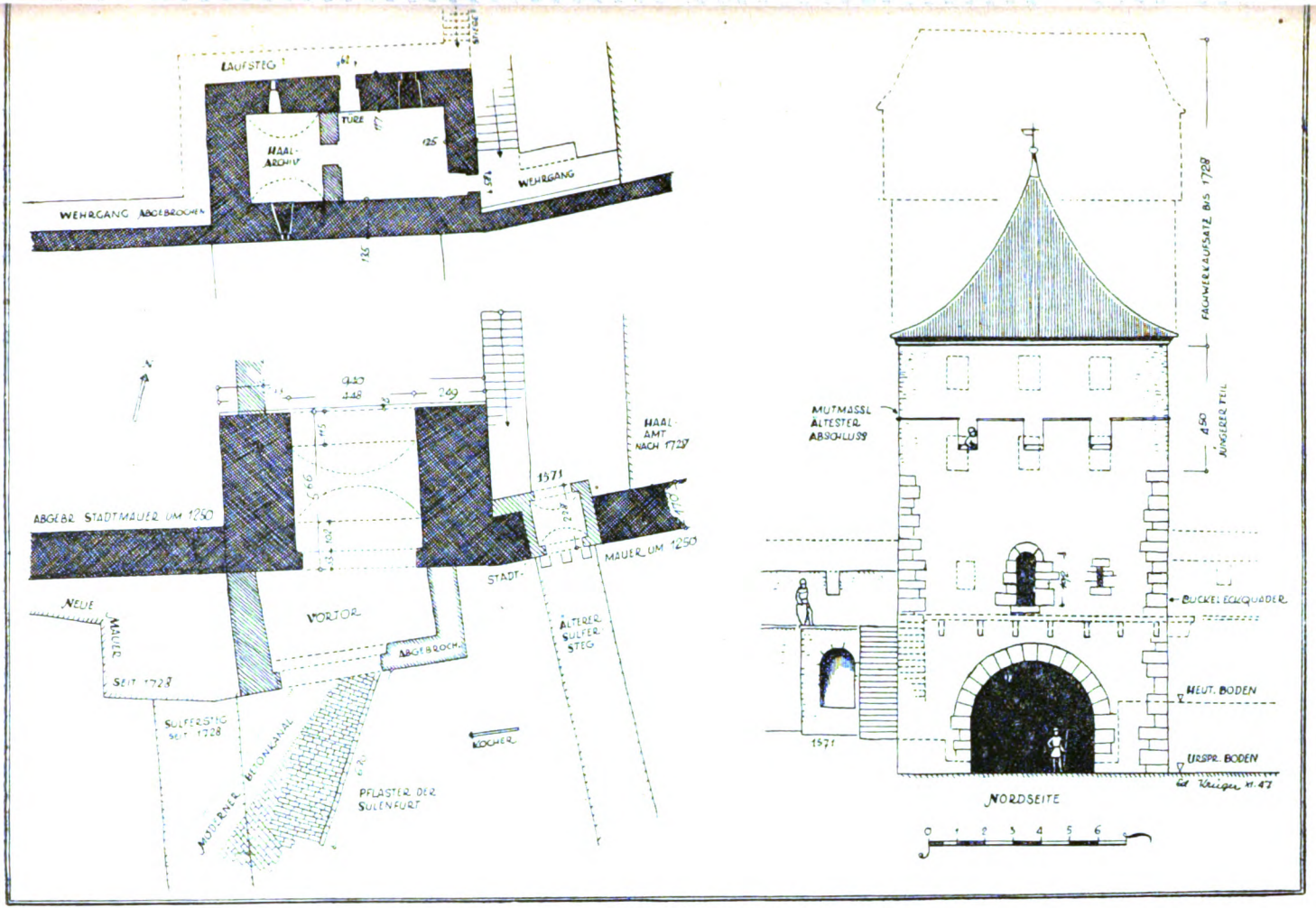


Abb. 44. Das Sulfertor (20).

Digitized by Google

Der Mauerzug beginnt am Sulmeisterhaus. Am Schlachthaus ist eine rundbogige Flußpforte mit Eisenringen erhalten, J. P. Meyers Brandstättenbild 1728 zeichnet einen steinernen Podest am Wasser. Die Pforte ist nicht romanisch. Etwas flußab folgen die Reste eines zweiten Flußtürchens. Vielleicht sind dies Ausgänge vom Judenviertel zum Judenbad im Kocher. Die unteren Schichten des Mauerzuges sind erneuert.

20. Das Sulfertor

ist ein entwicklungsgeschichtlich und wehrtechnisch kostbares Baudenkmal (Abb. 44). Es führte nie zu einer Brücke, sondern über eine Furt zum Grasbödele und über den nördlichen Unterwöhrd hinauf zur Zollhütte, die am heutigen Pulverturm stand. Sein Name leitet sich ab von „Sulfurt-Turm", d. h. von einem Einlaß, der über eine Furt hinweg zur Sule, zur Salzquelle führte. Solche Wassertore für Fahrverkehr sind meines Wissens in Württemberg sonst nicht mehr erhalten. Infolge des gegenwärtig niedrigen Wasserstandes kam im Kocherbett sogar die alte Pflasterung der Furt zum Vorschein, sie verläuft spitzwinklig gegen das Tor (Abb. 45).

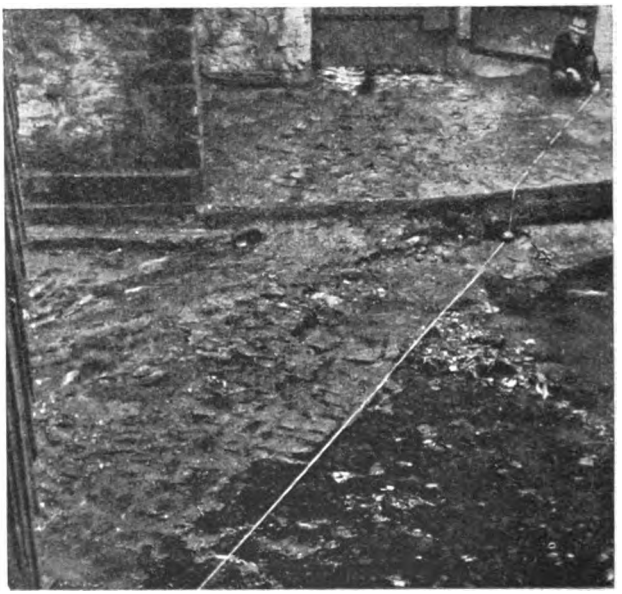


Abb. 45. Die Sulenfurt am Sulfertor. Links vom Meßband liegt das alte Pflaster im Fluß, am oberen Bildrand das Sulfertor, links davon die westliche Kante seines Vortores. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Der Turmkörper steht mit der Ringmauer in Verband, tritt in altertümlicher Weise nicht über die Mauerflucht hervor und ist mit 5,66 × 9,40 m schmalrechteckig. Er ist 15 m hoch und besitzt Buckelquader, die in 10,5 m Höhe aufhören, womit eine spätere Erhöhung nachgewiesen ist. Es muß eine offene Verteidigungsplattform als Urzustand angenommen werden, da die jetzigen Öffnungen sich nicht zum Schießen in der Armbrustzeit eignen. Die Durchfahrt ist 4,45 m breit, also größer als am äußeren Langenfelder Tor (mit 3,4 m); ihre Mauern sind 2,5 m stark. Die Durchfahrt ist mit einem Tonnengewölbe ohne Gußloch überspannt; merkwürdigerweise zeigt nur der äußere Torbogen einen Türanschlag (was auch am Brücken-, Rotsteg- und Weilertor vorkommt). 1803 war noch ein steinerner Judenkopf vorhanden (Glaser, Geschichte der Stadt Hall). Im ersten Geschoß ist ein tonnenüberwölbtes Gefängnis eingebaut, dessen Putz eine Inschrift zeigt. Es wurde für die Gefangenen des Bauernkrieges benützt, auch der Reichsschultheiß Erasmus Büchelberger war hier 1532 eingesperrt. Außer einer schmalen romanischen Rundbogentür mit Buckelquader gegen Norden, die man spätestens auf 1260 ansetzen kann (vgl. S. 93), sind alle Schmalfenster nachträglich entstanden. Unterhalb der Rundbogenöffnung ist die

Digitized by Google

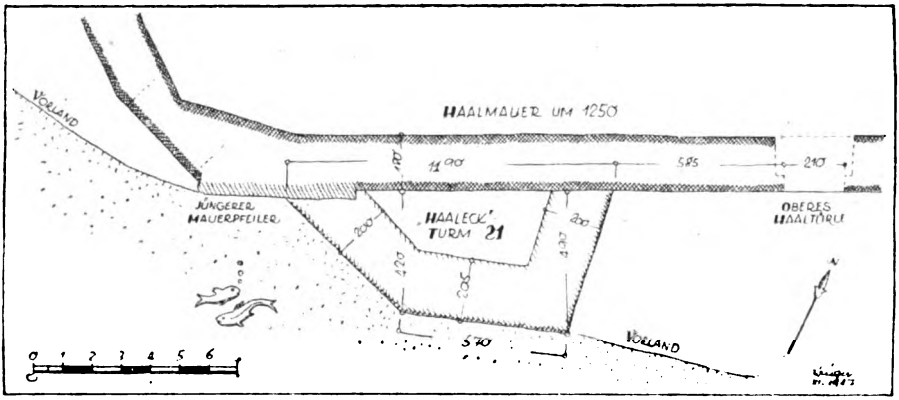


Abb. 46. Südwestliche Ecke der Haalbefestigung und der Haaleckturm (21).

Nordmauer auf die ganze Turmbreite um 8 cm verdickt und waagrecht mit Ziegelbrocken ausgebessert: hier könnte ein Laufsteg zur Türe vorhanden gewesen sein. Der östliche Wehrgang mündet mit einer 58 cm breiten, rechteckigen Türe in den Turm; der westliche war wohl über den vermuteten Laufsteg an der Nordseite erreichbar. Die Fenster im 2. und 3. Geschoß sind barocke Rechteckfenster, die nach 1728, als der Turm ausbrannte, eingesetzt wurden. Denkt man sich diese Fenster weg, so erhält der Turm seine trutzige und drohende Gestalt wieder. Das eingekurvte Spitzdach ist das in Hall übliche. Die Sandsteinquader des Haupttors sind mit der Zahnfläche bearbeitet: eine Technik, die in Hall erstmals am Erdgeschoß des Westturms von St. Michael um 1170 angewendet wird. Hans Schreyer (1643) zeichnet den Zustand des Tores vor dem Stadtbrand, als noch ein Fachwerkaufsatz und ein Vortor vorhanden waren (A b b. 1 7).

Von diesem Vortor, das ohne Verband, wohl in spätgotischer Zeit hinzugefügt wurde, ist das westliche Gewände mit den beiden ersten Bogensteinen erhalten; es ist aus der Haupttorachse nach Westen gerückt und nimmt damit Bezug auf das schräg ankommende Furtpflaster. Die Ostwand ist weggerissen, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Rampe hinter der Durchfahrt wurde durch verschiedene Auffüllungen des Haalbodens immer steiler; ehemals war eine nur mäßige Neigung vorhanden. Mejers Chronik (S. 168) sagt: „1854 wird das Sulfertor repariert und verputzt, das Pflaster erhöht, der Krämermarkt nebst dem Hafen- und Schuhmarkt und der Judenmarkt auf den Haalplatz verlegt."

*

Östlich vom Sulferturm liegt ein Stück des alten Wehrganges, 5,60 m hoch über dem Wasser. Die Brustwehr ist jetzt 1 m erniedrigt, der Dachanschluß in 7,5 m Höhe über dem Wasserspiegel am Turmgemäuer als Putzstreifen erhalten. Im 1,7 m starken Mauerkörper ist 1571 eine 1,3 m breite Türe eingebrochen worden, sie führte zu einer Holzbrücke (dem ältesten Sulfersteg), die auf 3 kräftigen Konsolen ruhte. Unter Benützung und Verbreiterung der westlichen Vortormauer ist erst nach 1728 das Widerlager für den heutigen Sulfersteg gelegt worden; man erkennt die Zeichen 20 bis 22 (A b b. 2 2). Der ältere Steg und das Vortor sind auf Seiferhelds Salinenplan von 1804 und bei Veit (1827) noch vorhanden.

Flußabwärts beginnt die 220 m lange und etwa 1,8 m starke Haalmauer, ehemals 8 m hoch, jetzt auf die Hälfte erniedrigt und mit Platten abgedeckt. Ob ursprünglich ein Zinnenkranz vorhanden war, ist wahrscheinlich; später bestand jedenfalls ein Wehrgang mit Dach, den die Schützenscheibe David Friedrich Lauths von 1789 und die Lithographie Englerts von 1832 noch zeigen. Beim Sulfersteg ist ein mächtiger, jüngerer Sandsteinbogen von 11 m Spannweite und nur 1,05 Stichhöhe eingemauert, er überspannt für die später hinausgerückte Mauer den schlechten Baugrund. In der südlichen Haalmauer ist noch das vermauerte, 2,1 m breite „obere Haaltürle" mit Buckelquadern zu sehen (A b b. 4 6 und 4 7), durch das das angeflößte Holz zu den Siedefeuern getragen wurde. In den Grund des südlichen, bis zu 13,6 m tiefen Vorlandes sind waagrechte Balken so gelegt, daß sie Fächer bilden, um das Gelände einzupoldern, d. h. gegen Abschwemmen zu schützen. Auch Pfähle zur Sicherung des Uferrandes sind in größeren Abständen zu erkennen, jedoch keine Palisadenreihen.

Digitized by Google

21. Der „Haaleck-Turm"

Bei Merian ist an der westlichen Haalmauerecke ein kräftiger Turm gezeichnet. Das deutlichere Gemälde Schreyers vom gleichen Jahre 1643 (Abb. 17, 47) läßt nur einen leichten Fachwerksbau, dem keine Wehreigenschaft zugeschrieben werden kann, auf der Ecke aufsitzen. Jedoch ist gegenwärtig (etwas oberhalb der Haalecke) ein 55 cm hohes und 2 m breites Fundament von trapezförmig vorgespringendem Grundriß vom Wasser freigegeben worden (Abb. 46, 48). Es muß als Grundmauer eines Turmes oder als eine Vorstülpung der Haalmauer anerkannt werden. Der zugehörige Mauerkörper ist bei Schreyer noch etwa 4 bis 5 m hoch und trägt eine auskragende Bretterbude: das „Öß-häusle", der Abort der Haller Siederschaft. Auch das erwähnte Bild der Siederzeremonie (Abb. 19) gibt diesen Mauerkörper wieder, er trägt einen Fachwerkaufsatz. Der Turmrest ist jedoch viel breiter als das aufgesetzte Abortgebäude, war also für andere Zwecke errichtet. Leider ist der westliche Anschluß des „Haaleck-Turmes" an die Haalmauer durch einen jüngeren Mauerpfeiler verdeckt, in dem die Versetzzeichen 23 bis 30 (Abb. 22) eingehauen sind. Auch vom östlichen Anschluß sieht man keine Spuren mehr. Auf Veits Plan von 1827 ist der Turmrest als Auflager für das „Kunstgestänge" benützt, das die am Unterwöhrdskanal gewonnene Wasserkraft auf die Pumpe des Haalbrunnens übertrug.

*

Unmittelbar nach der Ecke, am Beginn der westlichen Haalmauer, findet sich dicht am Boden einer Mauerausbuchtung ein Steinbogen, der sich auf eine Ausmündung beziehen läßt, die der Plan des Salinenbauinspektors Seiferheld von 1804 (vermutlich im Rathaus verbrannt, jedoch als Kopie des Verfassers erhalten) darstellt. Der ausgebauchte Mauerteil ist wohl jüngeren Datums; verlängert man die Flucht der nördlich anstoßenden Mauer gegen Süden, so erreicht man zwanglos die Westfront des Haaleckturmes. Gegen Norden folgt das „mittlere Haaltürle", jetzt durch eine Staffel verdeckt, hernach das „Edelmannstürle" beim Häutelager, das erfreulicherweise 1947 wiederhergestellt wurde, und schließlich das „untere Haaltürle", als 2,58 m breite barocke Öffnung durch einen Segmentbogen überspannt. Man möge es nicht mehr schließen, sondern als Mauernische erkennbar sein lassen. Die große Maueröffnung am Hause Brückenhof 6 ist auf Jakob Veits Stadtplan von 1827 noch nicht vorhanden; sie stellt das nördliche Ende des Haalbezirkes dar. Die westliche Haalmauer ist an verschiedenen Stellen mit andersartigem Mauerwerk ausgeflickt; ihre Stärke beträgt wie an ihrer Südhälfte 180 cm.

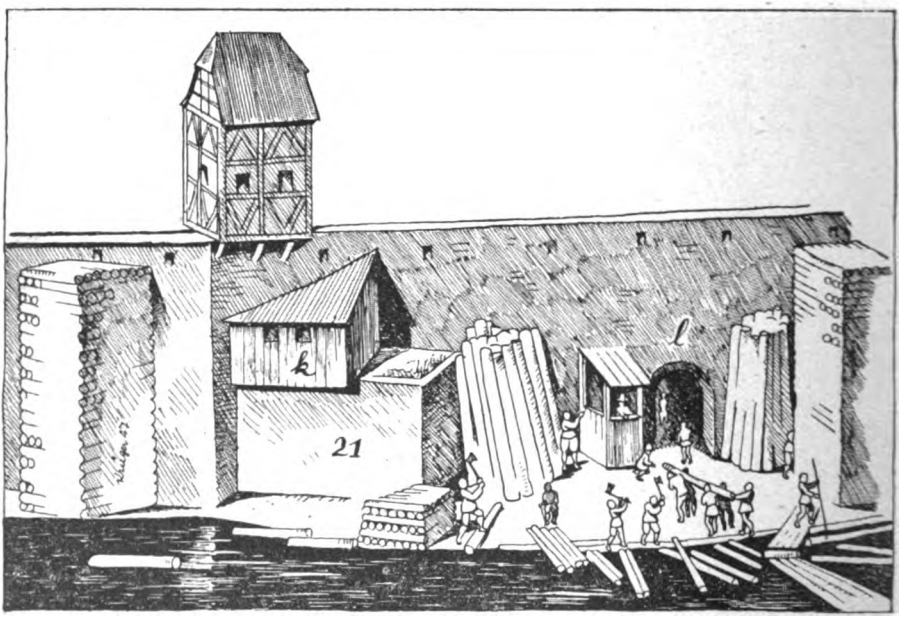


Abb. 47. Der Haaleckturm (21) nach Hans Schreyer 1643.
k = Ößhäuslein, l = oberes Haaltürle.

Digitized by Google

Abb. 48. Der Haaleckturm (21). Die Fundamentstärke ist durch weiße Linien gekennzeichnet, der Stock steht an der südwestlichen Ecke. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Der weitere Mauerzug um das Spitalviertel ist nur in Resten erhalten bis zum

22. Brückentor,

das 1947 im Zusammenhang mit der Wiederherrichtung der Henkersbrücke ausgegraben wurde. Das Tor ist mit der ersten Holzbrücke 1343 erbaut und mißt 6,8 × 7,65 m, die Mauerstärke beträgt 1,5 m, die Durchfahrtbreite 3,8 m (A b b. 1 4). Das alte Straßenpflaster liegt durchschnittlich 90 cm tief und fällt erheblich gegen den Grasmarkt; nach dem Stadtbrand von 1728 blieb der Brandschutt liegen, als das Straßenvisier auf die heutige Lage gebracht wurde. Für das Tor wurde die vorhandene Stadtmauer ausgebrochen und die nordwestliche Ecke (sie zeigt eine Abfasung und einen gotischen Ablauf) 96 cm vor die Flucht des Mauerzuges gestellt, um in die Brückenachse zu kommen.

Der östliche Bogen der Henkersbrücke ist nachträglich eingespannt, wie die Mauertechnik und eine Fülle von Steinmetzzeichen lehren, die an den übrigen Bogen nicht vorkommen. Man hat also die vor dem Tore liegende Zugbrücke später durch einen Steinbogen ersetzt. Der ältere Zustand mit der Zugbrücke ist in der „Teutschen Cosmographia" von Sebastian Münster (1489—1552) abgebildet (A b b. 4 9); ein offenbar noch gotischer Holzschnitt aus diesem Werk ist das in Arthur Enochs Besitz befindliche Blatt. Um den Dachfuß läuft ein mit Zinnen bewehrter Gang wie am Schelztor in Eßlingen. Braun-Hogenberg (1576) und Schreyer (1643) stellen übereinstimmend einen schlanken Turmkörper mit Fachwerkaufsatz und Satteldach (bei Schreyer mit Krüppelwalm, A b b. 5 0) dar, während Merian eine völlig unwahrscheinliche Gestalt vorführt: ein gedrungenes Tor mit zwei Obergeschossen ohne Fachwerkbekrönung, darüber ein Walmdach. J. P. Meyers Brandstättenbild von 1728 (A b b. 5 1) gibt ebenfalls einen schlank aufragenden,

Abb. 49 das Brückentor nach Sebastian Münsters „Teutscher Cosmographia"; Holzschnitt im Besitz von Arthur Enoch, Schwäb. Hall.
[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Digitized by Google

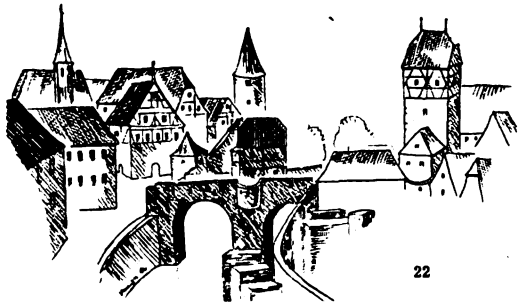


Abb. 50. Henkersbrücke mit Brückentor (rechts, 22) von Süden, nach Hans Schreyer 1643.

sehr hohen Steinturm. Auf Körners Bild von 1755 (A b b. 1 3) ist das Brückentor verschwunden, es wurde nach 1728 nicht wiederhergestellt: der erste Abbruch der Haller Wehr.

*

Vom Brückentor läuft der Mauerzug geradlinig bis zum Diebsturm durch. Die Straße bis zum Spitalbach ist 1856 in die heutige Form erweitert worden (vgl. Meyers Chronik von 1883, S. 183). Unter der nördlichen Zeile der Neuen Straße liegt eine steinerne Straßendole, die durch die Stadtmauer führt; hier wurden im Oktober 1947 zwei romanische Ornamentsteine vermauert gefunden, die Stücke eines Rundbogenfrieses von etwa 1230 darstellen (ein Stück ist mit vierstrahligem Hundszahn eingesäumt) und die vom ersten Abbruch der Kirche St. Jakob 1534 stammen müssen (A b b. 1 4).

An der Schuppachmündung ist gegenwärtig noch ein Teil ihres gepflasterten Bettes zu sehen. 12 m nördlich davon findet sich ein 1,2 m breites, 2,1 m hohes Rundbogenpförtlein mit Türkloben, Ring und Mauerfalz für eine gegen den Fluß sich öffnende Türe; der Zweck ist unklar. Vor den Stadtmauerzug, an den sich die Rüstkammer und der Marstall

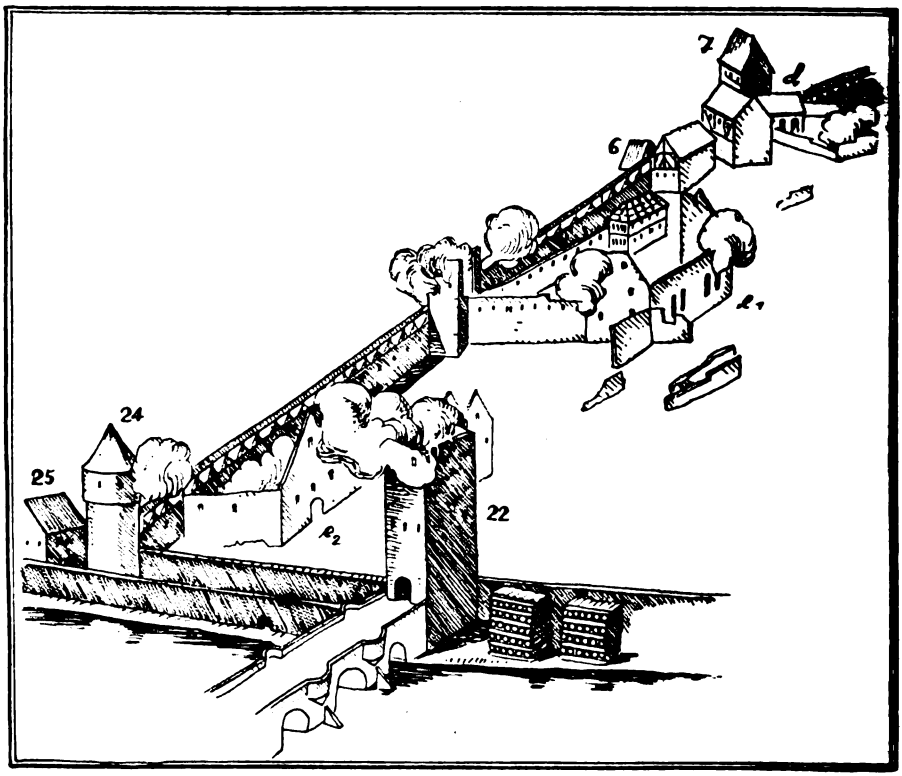


Abb. 51. Nordwestliche Ecke der Altstadt nach J. P. Meyers Brandstättenbild 1728. d = Schöntaler Kapelle, e_1 = Spitalkirche, e_2 = Spitalscheuern. Zahlen beziehen sich auf den Text.

Digitized by Google

(später Landgericht) anlehnen, wurde 1534 ein Zwinger bis zum Diebsturm (Herolt-Kolb. S. 43) gelegt; dazu wurden ebenfalls Steine vom ersten Teilabbruch des Jakobsklosters verwendet: zwei spätromanische Zickzackfriessteine sind noch erkennbar, ferner andere, mit der geraden oder gezähnten Fläche behauene Quader.

23. Das ältere Eichtor

stand als einfacher Torbogen im Mauerzug am Ende der Spitalbachstraße. Merians Kupferstich (Abb. 12) verstellt das Tor mit Holzstößen, zeichnet jedoch einen Aufbau mit Fallgatter oder Pechnase. Körner stellt es als einfache Maueröffnung wie das Unterwöhrdstor dar; es ist mit eisernen Gitterflügeln versehen, um im geschlossenen Zustand das Hochwasser des Schuppachs hinauszulassen (Abb. 13). Das Tor war verkehrsmäßig und wehrtechnisch nicht wichtig, da die 70 m lange, nach Norden weiterziehende Stadtmauer bis zum Diebsturm eine unangenehme Flankierung für den Angreifer schuf; außerdem bot der Froschgrabensumpf ein erhebliches Hindernis.

Der Neuensteiner Salzfuhrmann Hans Strauß verläßt 1514 voll Ingrimm durch das Eichtor die Stadt, die er 3 Jahre lang im „Straußenkrieg" leidenschaftlich bekämpft.

24. Der Diebsturm

ist der nordwestliche Eckturm der ersten Stadterweiterung (Abb. 52). Er wurde als Gefängnis für Diebe benützt. Merian (1643) zeichnet ihn merkwürdigerweise viereckig und hinter der Mauerflucht stehend (Abb. 12), Braun-Hogenberg (1576) stellt das oberste Steingeschoß polygonal (Abb. 16) und Sebastian Münster mit Brettverschalung dar (Abb. 49). Der Diebsturm ist mit dem Dorfmühlturm der einzige Rundturm der Stadtbefestigung. Er steht im Verband mit der Ringmauer und tritt kaum über die Mauerfluchten vor: ein Beweis hohen Alters. Die Mauertechnik ist wie am Sulferturm: mäßig hohe Schichten. Bis auf 14 m Höhe ist er durchaus romanisch organisiert; der Stadt-

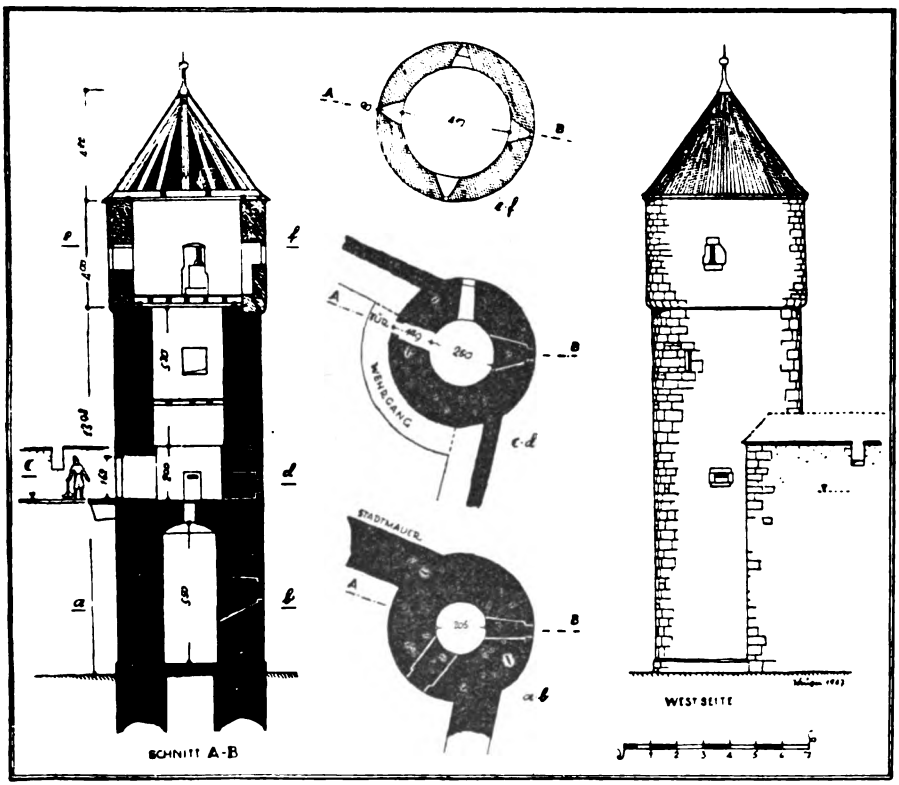


Abb. 52. Der Diebsturm (24).

Digitized by Google

brand beschädigte ihn zum Teil. Die Wände sind 1,8 m stark. Das Untergeschoß birgt ein 5,5 m hohes und 2,05 m breites, fensterloses Verließ, das nur durch ein Angstloch im Flachkuppelgewölbe zugänglich ist; das Nordfenster und der jetzige Zugang sind jüngere Einbrüche. Es folgt ein 2 m hohes, 2,5 m weites 1. Obergeschoß mit südlicher Eingangstüre vom Wehrgang aus, es besitzt gegen Westen einen liegenden Schlitz von nur 90 cm Sturzhöhe; ein größeres Fenster gegen Norden ist später ausgebrochen. Das 2. Geschoß ist 5,3 m hoch und 2,73 m weit und hat 2 schmale alte Rechteckfenster, die wegen der fehlenden Nische ebenfalls nicht zum Schießen, nur zum Beobachten eingerichtet sind. Es muß also eine offene Verteidigungsplattform vorhanden gewesen sein. Der Querschnitt des Turmes zeigt überraschende Ähnlichkeit mit dem Aufbau eines romanischen Bergfrieds: Verließ, 2 Kammern, Plattform und hoher Einstieg. Das 3. Obergeschoß ist gotisch, kragt mit einem wulstartigen Gesims aus und ersetzt die romanische Plattform. Es zeigt 4 Schlüsselscharten mit Nischen und eingemauerten Auflagerhölzern für die Hakenbüchsen. Mit diesem Geschoß erreicht der Turm seine heutige Höhe von 18 m.

25. Das jüngere Eichtor

Als 1534 der Zwinger an der Westfront des Spitalviertels angelegt wird, ist die Erbauung eines einfachen Torhauses zu Füßen des Diebsturms notwendig: der bisherige Eckturm wird nun Bestandteil eines Tores, zu dem er lose Beziehung aufnimmt. Merian stellt Turm, Stadtmauer, Tor und Zwinger ganz willkürlich dar. Braun-Hogenberg (1576) gibt als Eichtor nur eine Schildmauer mit Torbogen (A b b. 1 6), Körner (1755) zeichnet ein Haus mit Durchfahrt und Obergeschoß, von einem Pultdach überdeckt (A b b. 1 3): an die Schildmauer wurde also nachträglich das Torhaus angebaut. Gräters (1816) und Veits (1827) Grundrisse bestätigen diese Gestalt. Die stadtseitige Wand besteht aus Fachwerk; am Kocherufer ist noch ein Fundament ablesbar. Das Tor war kaum einem Angriff ausgesetzt, es genügte daher eine bescheidene Befestigung. Zwischen älterem und jüngerem Eichtor bildete sich ein barbakaneartiger Raum, der wehrtechnisch an die Langenfelder Torbauten erinnert. So entstand das dritte Doppeltor der Stadt. Das äußere Eichtor wurde 1839 abgebrochen.

Der Mauerzug geht turmlos vom Diebsturm nach Osten, bis er noch 150 m Länge beim Klingenturm Anschluß an die ältere Wohnstadtmauer findet. Sebastian Münster versieht ihn mit Zinnen (A b b. 4 9), Meyers Brandstattbild von 1728 gibt einen offenbar später überdachten Wehrgang. Meyer zeichnet an der Rosmaringasse einen hohen Turm (A b b. 5 1), von dem jedoch keinerlei Abbruchspuren vorhanden sind; der Stadtplan von 1710 kennt ihn nicht. Er mag bei Meyer den unrichtig eingezeichneten Klingenturm vorstellen. An die Stadtmauer lehnen sich die Spitalbauten. Die Grundrisse von Gräter (1816) und Veit (1827) zeigen einen vorgelegten Zwinger.

26. Das Klötzlestor

stand etwa 190 m oberhalb des äußeren Langenfelder Tores an der Einmündung der Schied in die Crailsheimer Straße. Es konnte keine Spuren hinterlassen, da die Straße seit 100 Jahren 3 bis 4 m tiefer liegt als ehedem. Schauffeles Chronik (S. 279) berichtet, daß 1779 Mauern am Klötzlestor eingestürzt seien; das können nur die Stützmauern gegen die tiefliegende Straße gewesen sein, denn das Tor war nie durch Wehrmauern mit der Stadt verbunden. Bezieht man Herolts unklare Bemerkung (bei Kolb S. 143) von einem Tor, das 1515 oberhalb eines Limpurger Zollhauses errichtet wurde, um es unschädlich zu machen, auf das Klötzlestor, so ergeben sich einleuchtendere Verhältnisse als am äußeren Langenfelder Tor (S. 123). „Um Limpurg aufs neue einzuschränken, ließ der Haller Rat außer dem Zollhaus den engen Paß, den die 4 zusammenlaufenden Berge bilden, mit einem hohen Turm besetzen“ (Gmelin, Hällische Geschichte, S. 611). Jetzt wird auch die Nachbarschaft des limpurgischen Zollhauses, das man sich an der Gebietsgrenze der Schied denken muß, verständlich. Das Klötzlestor steht an wehrtechnisch wertloser Stelle, es erfüllte wie ein Landturm nur die Aufgabe der Straßen- und Zollkontrolle. Dicht nebeneinander lag nun die hällische und die limpurgische Zollstätte, die Feindschaft zweier Herrschaften trefflich versinnbildlichend!

Braun-Hogenberg (1576) und Schreyer (1643) lassen nur den oberen Torteil über das Gelände ragen (A b b. 16, 17, 18). Körners Bild (A b b. 41) ist zuverlässiger: über der Tordurchfahrt liegt noch ein Steingeschoß, darüber ein Fachwerkstock mit Giebel, als Abschluß ein Satteldach mit Glockentürmchen, nach dem das Tor auch Glöcklestor genannt wird. Als Erbauungszeit ist wie beim äußeren Langenfelder Tor 1515 anzunehmen; da das angrenzende Limpurger Gebiet von Hall 1541 erworben wird, verbietet sich ein späterer Zeitpunkt. Der Abbruch erfolgte 1808 auf württembergischen Befehl.

Digitized by Google

E) Die Ergebnisse

Die heutige Altstadt besteht aus:

1. Der „Wohnstadt". Ihre Ummauerung mag vor 1156 begonnen worden sein. Sie entwickelte sich zwischen Blockgassenkocher, Schuppach und Schiedgraben.
2. Dem Haal als gewerblichem Quartier, bis etwa 1250 von der Wohnstadt durch den Blockgassenkocher geschieden. Es ist als Inselteil mit Palisaden geschützt, die man auf die Zeit der Wiederentdeckung der Salzquelle (um 800) zurückführen darf.
3. Dem Spitalquartier, also der Fläche nördlich des Haals. Es entsteht als erste Stadterweiterung und erhält nach Zuschüttung des Blockgassenkochers um 1250 mit dem Haal eine gemeinsame Ummauerung. Von nun ab fließen die bisherigen Einzelteile zur Einheit der heutigen Altstadt zusammen.

Die 1. Baustufe der hällischen Wehr liegt wohl ganz im 12. Jahrhundert. Um 1200 zeigte sich folgendes Bild: An langen, zinnenbekrönten Mauern standen nur wenige Hochbauten wie das Limpurger, Stätt- und innere Langenfelder Tor (Abb. 53). Als einfache Maueröffnungen waren das Unterwöhrds-, das Haal- und das mutmaßliche Sporerstor gestaltet. Als einziger Mauerturm erhob sich an gefahrenreichster und höchster Stelle der Folterturm. Die drei Ecken der Stadt im Norden, Südwesten und Südosten waren turmlos. Diese einfache Anlage wirkt sehr altertümlich und läßt sich mit dem Aussehen früher Burgen vergleichen, wo außer dem Torbau nur lange Mauerzüge vorhanden sind. (Die Burg Wirtemberg bewahrte dieses Bild bis zu ihrem Abbruch 1819.) Alle Tore und der Mauerturm trugen offene Verteidigungsplattformen, kein Bauwerk tritt über den Mauerumzug vor, flankierende Elemente kennt diese Baustufe nicht. Der Aufbau des Folterturmes beweist Abhängigkeit von den Bergfrieden der Burgen. Armbrüste und Wurfmaschinen werden von der Plattform aus zur Wirkung gebracht, der Grundriß ist schmalrechteckig mit Breitseite gegen den Feind, das Untergeschoß verließartig. Die Zwinger am Schuppach und am Schiedgraben muß man noch der ersten Baustufe zurechnen. Die Mauertechnik benützt niedere, rauh behauene Muschelkalkquader, die Ecken erhalten mäßig geschwellte Buckel. Diese 1. Baustufe bezeugt innere Großheit und architektonische Klarheit, sie ist das Denkmal eines straffen, überpersönlichen Willens.

Als erste Verstärkung wird etwa um 1200 der Malefizturm errichtet. Sein Aufbau schließt sich an das Vorbild des Folterturmes an. Schießfenster sind nicht vorhanden, nur Spähschlitze.

Die 2. Baustufe zwischen 1200 und 1250 sichert das Stätt-Tor durch die Werke des Klingen- und Säumarktturmes. Erstmals greift man zu flankierender Bauart: die Anregungen der Kreuzzüge kommen zur Auswirkung. Diese Türme zeigen quadratischen Grundriß, breitere Rechteckfenster und Mauern aus rauhen Großquadern; offene Plattformen bildeten den Abschluß. Die Nordfront war damit merkwürdig stark geworden, während die teilweise überhöhte Nordost- und die gefährdete Südseite im überkommenden Zustand verblieben.

Die 3. Baustufe löst um 1250 bis 1300 große Aufgaben (Abb. 54). Sie verlegt den Schuppach in sein heutiges Bett, schließt den Blockgassenkocher durch Auffüllung und errichtet den langen Mauerring vom Sulmeisterhaus bis zum Klingenturm, das Haal- und das Spitalviertel umgürtend. Der alte Sumpfboden innerhalb der neuen Ummauerung wird fest und bewohnbar gemacht. Nur 3 Hochbauten werden errichtet: das Sulfertor, der Haaleckturm und der Diebsturm, in deutlicher Anlehnung an die Gewohnheiten der 1. Baustufe. Als einfache Maueröffnungen waren das ältere Eichtor und die 4 Haaltürle gestaltet.

Die 4. Baustufe errichtet 1343 das Brückentor und wahrscheinlich auch den Dorfmühlenturm. Welcher Zeit das Kastengärtle angehört, läßt sich noch nicht bestimmen.

Mit der 5. Baustufe (1440—1550) macht sich das Aufkommen der Feuerwaffen bemerkbar. Die Verbesserung der Angriffsmittel erzwingt einen reicheren Verteidigungsapparat. Es wird die Verstärkung der vernachlässigten Nordost- und Südfront nachgeholt. Man schafft flankierende Wirkung durch vortretende Baukörper, bevorzugt quadratische Grundrißbildung, verstärkt vorhandene Tore durch Vortore und gar durch Doppeltore, die wie Torburgen wirken, und führt die Schlüsselscharte ein. An Stelle des für die Verteidigung wertlosen Verließraumes treten kreuzgewölbte Schießkammern im Untergeschoß. Die Plattformen verschwinden. Die Zinnenwehrgänge werden allmählich mit Dächern überdeckt. Die Mauertechnik verwendet niedere Muschelkalkschichten ohne Eckquader; nur das äußere Langenfelder Tor fällt durch seinen Großquaderverband mit Buckeln an den Ecken und mit Steinmetzzeichen aus dem Rahmen. Es entstehen: der Hexennest-Turm, der Deckenturm, der Pechnasenturm, der Mantelturm (alle etwa um

Digitized by Google

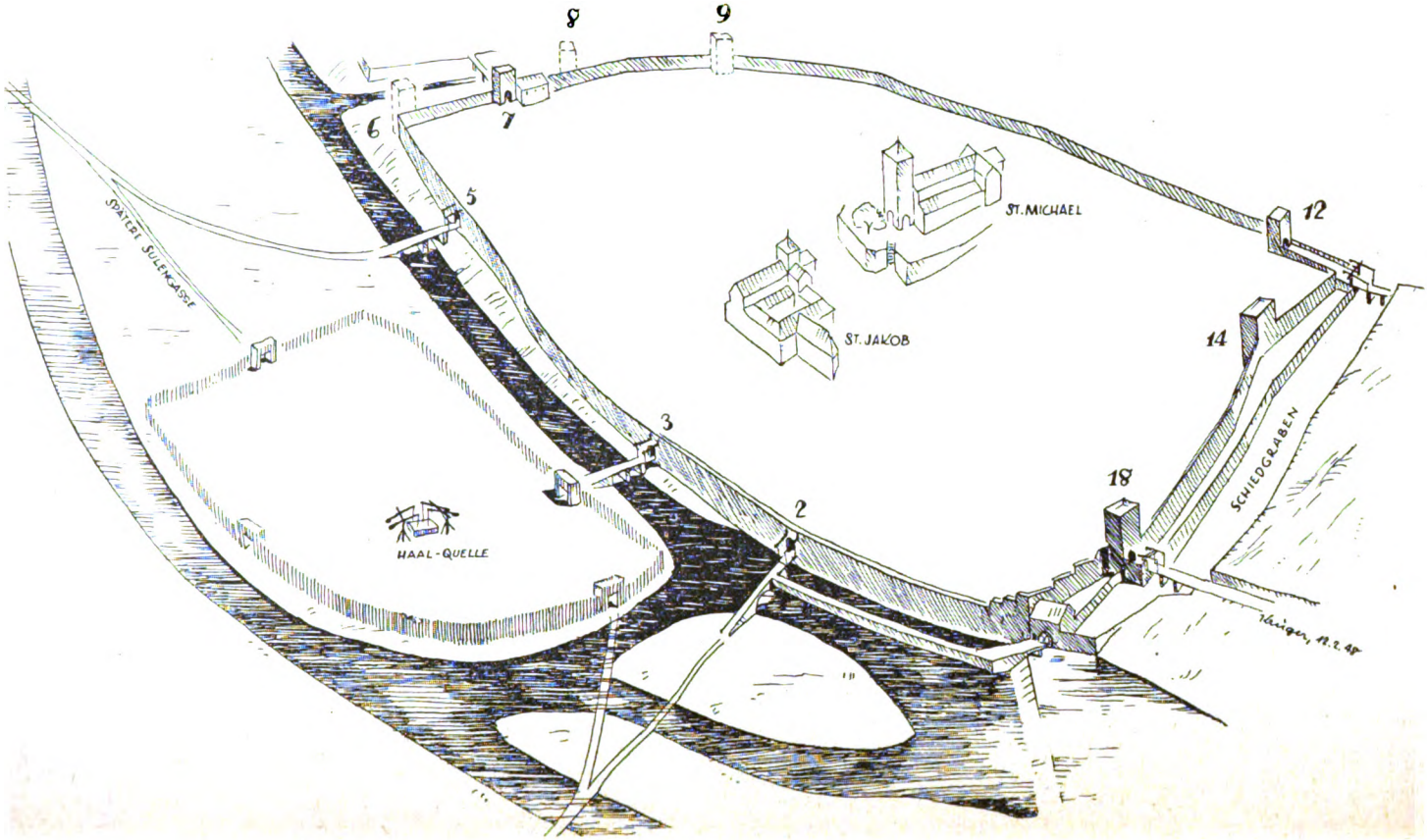


Abb. 53. Die erste Baustufe der Befestigung um 1200. Die gestrichelten Werke 6, 8 und 9 kommen bis etwa 1250 hinzu.

Digitized by Google

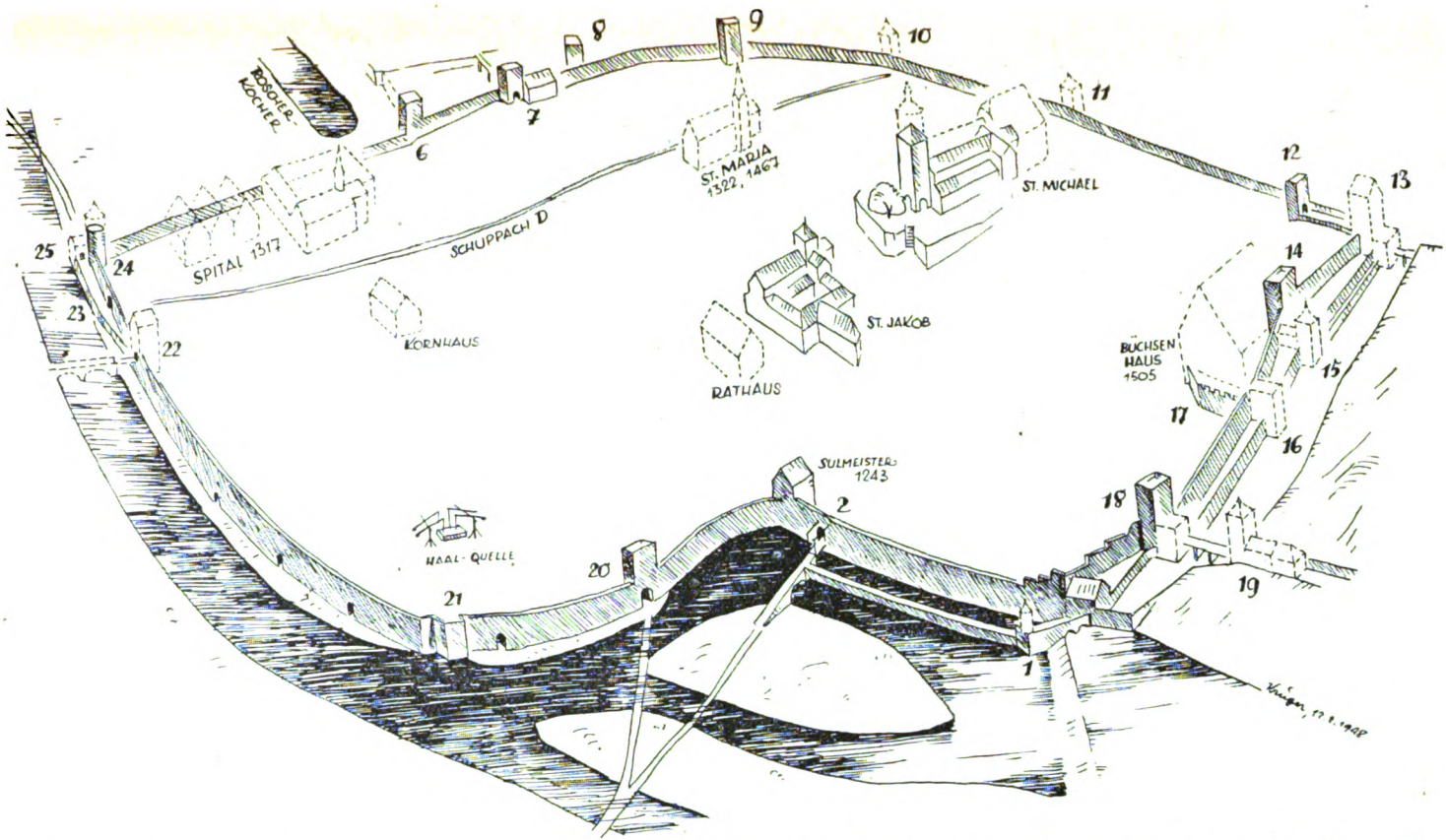


Abb. 54. Die Befestigung um 1250 (3. Baustufe) nach Einbeziehung des Haal- und Spitalviertels, Zuschüttung des Blockgassen-Kochers und Verlegung des Schuppachs. Jüngere Werke und jüngere öffentliche Bauten sind gestrichelt. Die Befestigungen 1, 17 (mutmaßlich) und 22 stammen aus dem 14. Jahrhundert; 10, 11, 15 und 16 um 1500; 13, 19 und 25 aus dem 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

1500), das äußere Langenfelder Tor (1515), das Klötzlestor (um 1515), das jüngere Eichtor (1534) und das Neutor (1543). Tragen die romanischen Werke burgartig-ritterliche Züge von einfacher und herber Monumentalität, so gehen die spätgotischen auf bürgerlich-malerische Wirkung mit bereicherter und vielfältiger Erscheinungsform aus. Das ist die charaktervolle Selbstdarstellung eines mittelalterlichen Stadtwesens von jugendfrischem Kraftgefühl.

F) Nachwort

Riesige Erd- und Steinmassen waren bei Schaffung der Wehranlage zu bewegen. Mauern und Gräben, Tore, Türme und Zwinger mußten laufend unterhalten und verbessert werden: das war eine gewaltige Daueraufgabe für unsere Vorfahren. Schützen wir ehrfürchtig ihr Erbe und bringen es erneut zu Wirkung, wo es entstellt ist. Es ist möglich, in zeitgemäßer und schöpferischer Weise an einigen Stellen die verlorengegangenen Zusammenhänge wieder zu erwecken und die alten Wesenskräfte spürbar werden zu lassen, ohne in schales Zurechtstutzen für den Fremdenverkehr zu verfallen. Etwa 2000 Einwohner bauten einst die Altstadt. Welche Kulturleistungen hätten wir vollbringen müssen! „Was sind wir doch gegen die alten Künstler wahre Taugenichtse", sagt Goethe.

Wehrbauten, einst der Stolz des Bürgers und Sinnbilder seiner Macht, sind zwar nur technische Werke, die das Leben der Gemeinschaft schützen sollten. Aber wie hat die Gestaltungskraft unserer Vorväter sie über den Nutzzweck erhoben und sie zum Kunstwerk geadelt! Alte Baukunst ist eben stets „steinerne Musik" und besitzt Herz und Seele. Glücklich sind jene wenigen Städte, die sich in der Unkultur des 19. Jahrhunderts ganz oder teilweise ihre Wehrkrone erhalten konnten. Sie haben damit ihren Gemeinwesen Würde und künstlerische Kraft bewahrt und ihr städtebauliches Gefüge in Zucht und Ordnung gehalten.

Daß einst die Haller Abbrüche in solch erschütterndem Unverstand und aus falschem Eifer für Verkehr, Licht und Luft durchgeführt wurden, dient uns als Lehre; nirgends in der Altstadt war der Versuch einer neuen Gestaltung wahrzunehmen, die Abbruchstellen blieben formlos liegen. Die Stadt erstarkte einst an ihren gemeinsamen Aufgaben; als der einzelne auf persönlichen Nutzen ausging, welkte sie.

Man mag die Pflicht erkennen, den durch Fliegerbomben teilweise zerstörten Pulverturm am Stadteingang beim Bahnhof zu schützen und dereinst wiederherzustellen. Sein Rang als wehrtechnisches Baudenkmal von ausgeprägter Eigenart und die städtebauliche Notwendigkeit gebieten es; der Abbruch schüfe einen sehr frostigen Platz.

Leider verdirbt schlechte Nachbarschaft viel Köstliches. Wie herrlich wirken in Rothenburg und Dinkelsbühl die weiten Abstände, die zwischen Altstadt und moderner Stadt eingeschoben sind! In Hall besteht die schwere Gefahr, daß die einstige, wohlüberlegte Durchgliederung des Stadtkörpers verwaschen und durch einen formlosen Häuserbrei ersetzt wird. Die Gemeinsamkeit schwindet, die Stadt löst sich auf in hemmungslos hingestreute, oft rücksichtslos individualistisch wirkende Einzelhäuser. Wie klar waren einst die Grenzen gegen die freie Natur herausgearbeitet. Mögen die westlichen und östlichen Talhänge und der Freiraum vor der Weilervorstadt stets unbebaut bleiben. Wie beherrschte doch die alte Zeit die feine Kunst des Verknüpfens und Lösens; wie verliebt war sie in ihre Stadtprospekte!

Es ist erfreulich, daß die Haller Stadtverwaltung ideellen und tätigen Anteil an der Aufhellung der Heimatgeschichte nimmt, die hohe Bildungswerte birgt. Es mögen die städtischen Bauämter bei allen künftigen Bodenöffnungen kurze Aufzeichnungen über vorgefundene Mauerzüge machen; aus vielen unscheinbaren Einzelbeobachtungen quillt die Schau der großen Zusammenhänge. Der Verfasser weiß, daß künftige Forschung viele seiner Ergebnisse zu vertiefen, vielleicht auch zu ändern vermag. Alte, unbearbeitete Akten können noch manche wichtige Daten liefern.

Dank sei gesagt:

dem rastlosen Haller Stadtarchivar Wilhelm Hommel, mit dem in jahrelanger, freundschaftlicher Zusammenarbeit fast täglich die Probleme durchgesprochen wurden;

dem Haller Forscher Dr. Emil Kost für wertvolle Hinweise;

dem städtischen Baurat Gustav Martin für seine Förderung der Grabungen am Brückentor und an den Haalpalisaden;

den Studenten der Architektur an der Stuttgarter Hochschule: Eva-Maria Bürklen, Rudolf Bäßler, Werner Bartzsch und Eberhard Bühler für ihre Aufmessungs- und Zeichenarbeit.

Digitized by Google

Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich

Von Max H. von Freeden

Ein anonymes Bauwerk von Rang aus dem 18. Jahrhundert gehört heute, dank dem Stande der deutschen Barockforschung, bereits zu den Seltenheiten. Die Weikersheimer Orangerie war solch ein Werk, dessen Geschichte und Herkunft in undurchdringliches Dunkel gehüllt schien. Aus dem Werden und der Herkunft der Ideen erklärt sich die immer gefühlte, bisher aber noch nicht deutlich gemachte Sonderstellung dieses Bauwerkes, seine „fremdartige Schönheit", deren Wesenszüge nicht im lokalen Stil, sondern im größeren Kreis der deutschen Barockkunst wurzeln. Es ist gelungen, hinter dem Werk den Namen und die flüchtigen Spuren des Meisters zu fixieren und sein Leben, einiges von seinen Lehrern und seinem künstlerischen Werk aus dem Dunkel vollkommener Vergessenheit an das Licht zu bringen und der Erscheinung des Künstlers Johann Christian Lüttich Leben einzuhauchen.

Gleichzeitig ergibt sich ein Beitrag zur Geschichte des fränkischen Barocks. Es zeigt sich, daß die weltlichen und die geistlichen Fürstenhöfe an Rhein und Main in Kunstdingen auch über konfessionelle Grenzen hinweg miteinander in Verbindung standen. Die allgemeinen Beziehungen zu den benachbarten Residenzen waren schon durch Handelsumschlag sehr rege und es finden sich zahlreiche Künstler und Handwerker von dorther in der Hohenloher Residenz an der Tauber ein. Zum Kurfürsten von Mainz und Bischof von Bamberg hatte man in Weikersheim besondere Beziehungen, seit man den Garten einrichtete, denn unzählige Pflanzen, Bäume und Stauden wurden in Gaibach, dem Privatschloß des Kurfürsten, und im Seehof, seiner bambergischen Sommerresidenz, gekauft; die schönen, über 200 Jahre alten Bäume der Weikersheimer Allee stammen aus Gaibach. Andererseits beschäftigte der Kurfürst, dessen mainzisches Territorium ja weit kocher- und jagstaufwärts reichte, auch hohenlohesche Künstler; die Hofbildhauer Gebrüder Sommer aus Künzelsau, welche die bildhauerische Zier des Weikersheimer Parks und seiner Orangerie lieferten, arbeiteten auch für den Park des Kurfürsten in Gaibach und für die Ausstattung Pommersfelden. Solche Einzelheiten, wie die weiter unten folgenden Nachweise über weitreichende persönliche und künstlerische Verbindungen, zeigen, wie wenig die bildende Kunst jener Zeit sich an territoriale Grenzen gebunden fühlte, auch an landschaftliche kaum, die wir als Verabredung und Arbeitsbehelfe gern herausstellen. Auf wie mannigfaltige Art in einzelnen Abhandlungen und großen Untersuchungen die Barockkunst des Mainlandes, die mit dem Namen Schönborn verbunden ist, schon erörtert wurde, so wenig hat bisher die Kunst jener Zeit im südlicher gelegenen hohenloheschen Gebiet die entsprechende Beachtung gefunden; die herzoglichen Bauten Württembergs, die Kunst des Deutschordens und einiger Abteien sind untersucht worden, aber zwischen Kocher, Jagst und Tauber dehnt sich im allgemeinen noch ein Vakuum der exakten Forschung, in das zuerst Julius Baum vor einem Menschenalter mit seiner Untersuchung über den Renaissancebau des Weikersheimer Schlosses eindrang.

*

Eine große Zeit des Hauses Hohenlohe war — nach dem leuchtenden Aufstieg der staufischen Epoche — wieder die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert gewesen, als deren sichtbarer Ausdruck heute noch die stattliche Reihe der Residenzen und Schlösser das Land schmückt; das 18. Jahrhundert brachte eine neue Welle künstlerischen Schaffens, wenn auch in kleinerem Ausmaße. Während das junge Grafenhaus Schönborn sich in kühnem Anlauf binnen kurzem den äußeren Rahmen für seine neue Stellung in Franken schuf, konnte sich das gräfliche Haus Hohenlohe darauf beschränken, die alten Stammsitze, die durchweg in den Jahrzehnten um 1600 neu gebaut waren, der Zeit entsprechend auszugestalten. Hatte man sich seinerzeit aus Würzburg, Stuttgart und Nürnberg, von Mainz und noch weiterher die besten Künstler herangeholt, so waren auch jetzt wieder nachbarliche und verwandtschaftliche Beziehungen im Spiele, als man sich nach Künstlern umschaute.

Lüttichs Name ist in der Geschichte der Kunst noch ohne Klang — wie denn erst nach und nach neben den großen Meistern, die seit langem schon nicht nur der Wissenschaft allein mehr bekannt sind, auch jene andere Schicht von oft mehr landschaftlich

Digitized by Google

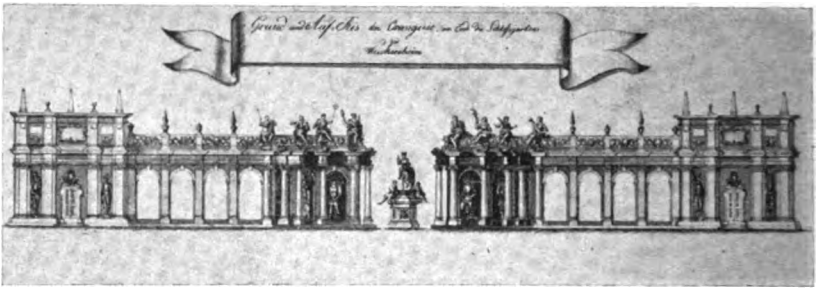


Abb. 1. Johann Christian Lüttich, Orangerie in Weikersheim. Zeichnung von 1745 im Archiv Langenburg.

gebundener Bedeutung ihre Beachtung gefunden hat, die sich in Namen wie Schlaun, Rabaliatti, Korb, Küchel, um nur ein paar zu nennen, repräsentiert. Oftmals waren es Werke, die man in den Ruhmeskranz der Großen geflochten hatte, die dann das Lebenswerk der anderen erweitern und bereichern konnten.

Johann Christian Lüttich gehört zu jener Gruppe von Baumeistern des 18. Jahrhunderts, welche gemeinhin mit der Bezeichnung „Ingenieurarchitekt" als Ingenieure und Offiziere gekennzeichnet werden, die auf dem Wege der ihnen eigenen Berufsausbildung Möglichkeit zu künstlerischem Schaffen suchten oder durch zufällige Gelegenheit erstmals fanden. Der Lebensgang Lüttichs gleicht grundsätzlich jenem der bekannten Ingenieurarchitekten, mit dem einen Unterschied allerdings, daß die künstlerische Tätigkeit Lüttichs mit fortschreitendem Lebensalter durch die Pflichten des Offiziers offenbar fast ganz zurückgedrängt wurde — ein Problem, mit dem auch die Größten, wie Neumann und Welsch, zu ringen hatten.

Das Leben Lüttichs ist in seiner Stellung und Berührung mit den führenden Meistern und in seinem Verlauf zwischen Norden, Süden und Westen des Reiches immerhin interessant und beispielhaft genug, um — soweit es sich bisher verfolgen ließ — kurz umrissen zu werden. Das künstlerische Werk Lüttichs, dem hier auch zum ersten Male nachgegangen wurde, umfaßt jetzt, beginnend mit dem Bau des Belvedere in Schrattenhofen nach Plänen Welschs (Abb. 7 und 8), die Schloßstallungen in Öttingen (1718), die Orangerie im Park zu Weikersheim (1719, Abb. 1), das katholische Pfarrhaus in Öttingen (1723), die Lateinschule dort (1724), den Gartensaal in Hohenaltheim (1725), die — leider größtenteils zerstörte — Schloßanlage auf dem Karlsberg bei Weikersheim (1729, Abb. 2) und die gleichzeitigen Arkaden des Schloßplatzes in Weikersheim (Abb. 3). Von diesen Bauten gehört die Weikersheimer Orangerie unbestritten zu den ersten Leistungen jener Zeit; auch Schloß Karlsberg war mehr als nur beachtliche Lokalschöpfung, die Arkaden am Weikersheimer Schloßplatz werden immer als ein Musterbeispiel barocker Stadtbaukunst genannt werden.

Der Festungsbaumeister Lüttich, der in Philippsburg, Ehrenbreitstein, Mainz, Hannover, Hameln, Celle, Braunschweig und anderen Orten arbeitete, war ein geschätzter Mitarbeiter des seinerzeit berühmten Generals von Wutgenau, des preußischen Obersten von Walrave und des kurmainzischen Generals von Welsch und wurde später Chef des hannoverschen Ingenieurkorps; der Soldat Lüttich verteidigte mit Anerkennung Philippsburg, kämpfte an der Mosel, diente mit „Reputation" bei der Belagerung Belgrads und verteidigte Burghausen und wurde schließlich im Dienste des Kurfürsten von Hannover und Königs von England General der Artillerie.

Lüttich stammt, wie er im Jahre 1743 zu Heilbronn dem Hannoverschen Vizepräsidenten von Gemmingen selbst erzählte, aus dem Braunschweigischen; auf einem Gute der von Steinberg-Wispenstein sei er geboren.[1]

[1] PrStA. Hannover, H. 47. II. 34; Brief des Vizepräsidenten von Gemmingen an Geh. Rat von Steinberg, Heilbronn 13. 7. 1743, und Bericht der Hannoverschen Kriegskanzlei an König Georg 26. 7. 1743. Zu den Besitzungen dieser Familie gehörte gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter anderem auch Delligsen. Seine Geburtszeit hat sich noch nicht nachweisen lassen; da indes eben in Delligsen ein evangelischer Pastor Johann Heinrich Lüttich seit 1689 nachweisbar ist (Mitteilung des Evangelischen Landeskirchenamtes Wolfenbüttel), so darf man Johann Christian Lüttich, für dessen Geburt die Jahre zwischen 1685—1689 nach dem später Folgenden angenommen werden müssen, als dessen Sohn vermuten. Ein jüngerer Bruder des Architekten wäre dann Rudolf Ludwig Wilhelm Lüttich, der 1701 als Sohn des genannten Pastors in Delligsen geboren wurde und 1759 als Superintendent zu Stadtoldendorf starb.

Digitized by Google

Abb. 2. Johann Christian Lüttich, Schloß Karlsberg. Gemälde von 1717 in Schloß Weikersheim.

Johann Christian Lüttich war, nach eigenen Angaben, zuerst in wolfenbüttelschen Diensten als Feuerwerker und bald hernach als Ingenieur bei den Festungswerken in Braunschweig tätig. Spätestens im Frühjahr 1710 verließ er diese Stellung. Er hatte hier, am Hofe des kunstsinnigen Herzogs Anton Ulrich, gewiß neben der praktischen auch die theoretische Ausbildung erfahren, für die er durch den gelehrten Vater ohnedies vorbereitet war, und man darf annehmen, daß er zu L. Chr. Sturm, dem berühmten Theoretiker jener Zeit, der 1695 bis 1700 in Wolfenbüttel dozierte und 1699 sein großes theoretisches Werk herausgab, und auch zu Hermann Korb, dem Landbaumeister des Herzogs, in Beziehung getreten ist. Überdies stand auch Leibniz, der damals die wolfenbüttelsche Bibliothek betreute, dem Bau- und Ingenieurwesen sehr aufgeschlossen gegenüber.[2] Auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel studierte von 1693 bis 1695 Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim. In diesem Kreise eines vielseitig interessierten und gebildeten Hofes fand Lüttich, durch das Elternhaus vorbereitet, als Lernender Anregung und erste Kenntnisse.

Im Frühjahr 1710 begegnet Lüttich als Leutnant des schwäbischen Kreises im Dienste des Fürsten Albrecht Ernst II. von Öttingen.[3] Dieser hatte als Generalmajor 1702 an der Belagerung Landaus teilgenommen und war seit 1708 General der Kavallerie des schwäbischen Kreises. Lüttich fand in ihm einen militärisch wie künstlerisch gleich interessierten Herrn. Der zunächst überraschend erscheinende Wechsel vom Norden zum Süden des Reiches, allerdings wieder an einem protestantischen Hof, erklärt sich leicht aus verwandtschaftlichen Beziehungen der Häuser Braunschweig und Öttingen.[4] Der zweite Sohn des Herzogs Anton Ulrich, Ludwig Rudolf, war seit 1690 mit einer Schwester des Fürsten Albrecht Ernst vermählt.

Als öttingischer Baurat wirkte seit dem Jahre 1700 Wilhelm Heinrich Beringer, der 1709 das Deutschordenshaus in Dinkelsbühl begonnen hatte und am Anfang der Reihe tüchtiger fränkischer Ordensbaumeister steht.[5] 1712, nach zweijähriger Zusammenarbeit, wird Lüttich als Nachfolger Beringers, der aus öttingischen Diensten schied, um das Bauwesen des Deutschordens, das Ordenshaus in Heilbronn und den Bau des Schlosses Ellingen zu übernehmen, mit dessen Besoldung von 150 fl. angestellt.[6] Beringer, der damals schon in vorgerücktem Alter stand, wurzelte noch in der Kunst des späten 17. Jahrhunderts und wird Lüttich außer praktischer Erfahrung wenig haben bieten können.

Fürst Albrecht Ernst von Öttingen legte in jenen Jahren in seinem Tiergarten zu Schrattenhofen im Ries ein Belvedere an.[7] Lüttich arbeitete daran zunächst mit Beringer

[2] Vgl. dazu: U. v. Alvensleben: Die braunschweigischen Schlösser der Barockzeit — Kunstwissenschaftl. Studien XXI, 1937. Deutscher Kunstverlag. Lüttich wird dort nicht genannt.

[3] FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Dorther auch das Folgende, soweit nichts anderes vermerkt. Lüttich gibt 1727 an, er sei 1710 mit 100 fl. angestellt und besoldet worden.

[4] Siehe Stammtafel Seite 148.

[5] Vgl. dazu: A. Schlegel, Die Deutschordens-Residenz Ellingen. Marburg 1927.

[6] FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Dekret vom 4. 6. 1712.

[7] Vgl. dazu: A. Schlegel „Das Lustschloß der Fürsten zu Öttingen-Öttingen im Tiergarten Schrattenhofen" im Marburger Jahrbuch 1928, S. 207 ff.

Digitized by Google

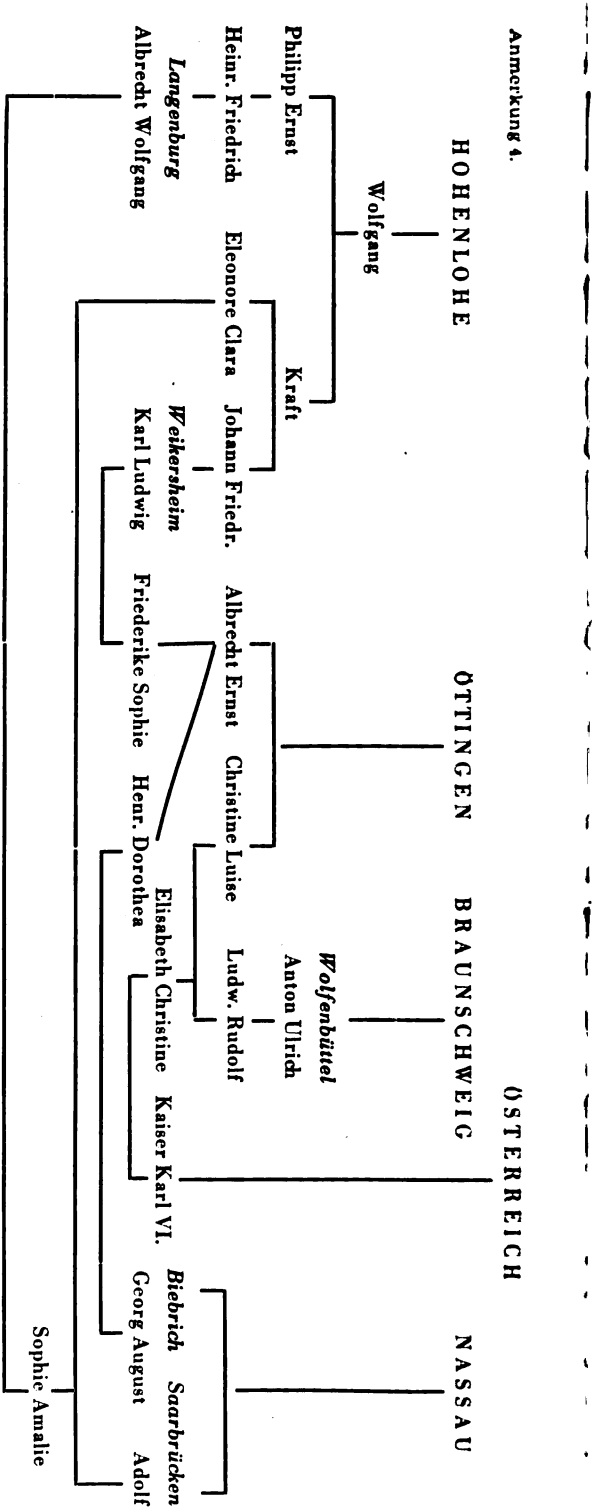
zusammen und wurde vor allem mit Maximilian von Welsch bekannt, welchen die Tochter des Bauherrn, die Fürstin von Nassau-Idstein in Biebrich, ihrem Vater für dessen Vorhaben vermittelte. Welsch entwarf und unterzeichnete den erhaltenen Entwurf, dessen Ausführung dann schon hauptsächlich Lüttich zufiel. „Durch verdrießliche Schulden pressiert", wendet dieser sich 1714 mit der Bitte um Auszahlung rückständigen Gehalts an den Fürsten.

1719 reiste Lüttich nach Weikersheim zum Bau der Orangerie; Albrecht Ernst sandte ihn seiner zweiten Tochter, der Gräfin von Hohenlohe-Weikersheim, für das dortige Bauwesen. In den folgenden Jahren ist Lüttich viel auf Reisen, um die Bauten seiner Herrschaft in Öttingen, Aufkirchen, Hohenaltheim, Zimmern, Schrattenhofen und Haarburg zu besorgen. 1720 und 1722 bittet er um Gehaltszulage, um sich „in Bausachen noch mehr zu pousieren". außerdem möchte er Baudirektionen außer der Herrschaftsarbeit übernehmen, doch wird diese Bitte abgeschlagen. Ihm unterstand das ganze Bauwesen des Fürstentums, über dessen Territorium er 1723 eine genaue Landkarte anfertigte. Er muß damals wieder über Einbehaltung seiner Gage klagen, die ihm Übelwollende nicht gönnten; man wolle ihn unglücklich machen und er sei in der Tat ganz verschuldet, wofür er als Beweis ein Mahnschreiben zweier Brüder Oppenheim über 150 fl. beifügt.

Seit 1718 lernt der Sohn des Hofkapellmeisters auf Weisung des Fürsten bei Lüttich die „Fortifikation"; auch die Feuerwerkerei betreibt er noch; als der Herzog von Blankenburg zu Besuch nach Öttingen kommt, arrangiert Lüttich für den Sohn seines einstigen Landesherrn ein großes Feuerwerk. 1724 wird er öttingischer Ingenieur und Landeshauptmann mit 200 fl. Gage und Kost bei Hof und darf fremde Aufträge annehmen. Er baute damals im Auftrage des Eichstätter Domkapitels das katholische Pfarrhaus in Öttingen,[8] baute eine

[8] FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Schreiben des Domprobstes und Domdekans von Eichstätt an Lüttich 12. 3. 1723.

Anmerkung 4.



Digitized by Google

Abb. 3. Schloßplatz in Weikersheim mit den Vorgebäuden Johann Christian Lüttichs.

Lateinschule dort und machte Festdekorationen und Zimmereinrichtungen in Hohenaltheim. 1726 heiratete Lüttich die Tochter eines angesehenen Beamten, des brandenburg-ansbachschen Rates und gewesenen Kastners zu Kadolzburg Johann Friedrich Muck.[9]

Fürst Albrecht Ernst war 1725 als Nachfolger des Marschalls Neipperg Kommandant der Reichsfestung Philippsburg geworden. Damit weitete sich Lüttichs Blickfeld und es eröffnete sich ein neues Arbeitsgebiet für ihn, der nun Gelegenheit bekommt, mit der rheinischen Baukunst unmittelbar bekannt zu werden. Der Fürst wird bald kaiserlicher Generalfeldmarschall, mit ihm und dann in seinem Auftrage ist Lüttich 1727 acht Monate in Philippsburg. Bei seinem Avancement im militärischen Reichsdienst war Albrecht Ernst gewiß die nahe Verwandtschaft mit dem Reichsoberhaupt nützlich, war er doch ein Onkel Kaiser Karls VI. Für Lüttich sollte später dieses zeitig angebahnte Verhältnis zum Reiche entscheidend werden, und es ist reizvoll, zu verfolgen, wie, gleich der Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den Häusern Österreich, Braunschweig, Öttingen, Nassau und Hohenlohe für Lüttichs Leben und Arbeit, dann auch die künstlerischen Wurzeln der Parkanlage und Orangerie im stillen Taubergrund sich zwischen Wien und Saarbrücken, zwischen Rhein und Ries spannen.

Im Juni 1729 ist Lüttich wieder in Weikersheim und entwirft dort die Pläne zum Schloß Karlsberg. Dabei schwebte ihm als Vorbild die 1724 für den Kardinal Schönborn von Speyer durch L. M. Rohrer errichtete Eremitage Schloß Waghäusl vor, die er bei seinem mehrmonatigen Aufenthalt in Philippsburg — Waghäusl liegt in unmittelbarer Nachbarschaft — kennengelernt hatte. Die starke Anlehnung in der Gestaltung der Gesamtanlage ist unverkennbar. Auch Schlaun hat später diese Eremitage in noch stärkerem Maße als Vorbild für sein kurkölnisches Jagdschloß Clemenswerth verwendet.

Durch die Erledigung des polnischen Thrones entstand damals der Krieg mit Frankreich um die Nachfolge. Der Vizekommandant Philippsburgs, Graf Seckendorff, läßt durch den preußischen Oberst von Walrave, durch Welsch und durch Lüttich Vorschläge

[9] PfA. Öttingen, Bd. 6 1726 Nr. 12. 21. 5. 1726.

Digitized by Google

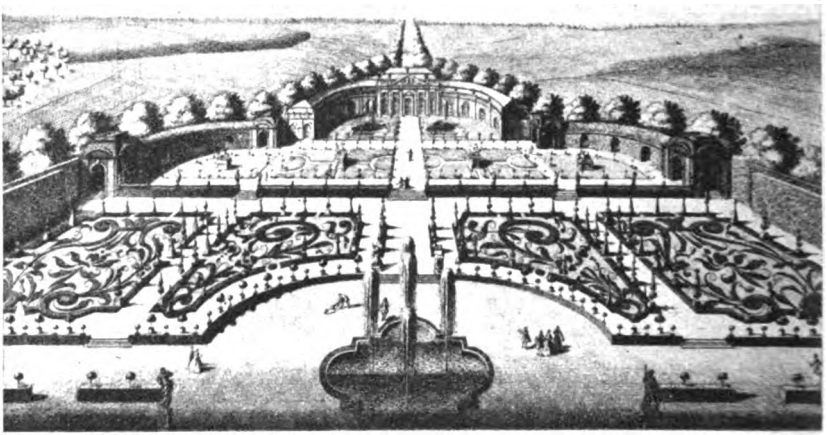


Abb. 4. Leonh. Dienzenhofer, Orangerie in Gaibach. Kupferstich von Sal. Kleiner.

zum Ausbau der Festung ausarbeiten.[10] 1731 stirbt der Landesherr Lüttichs und Kommandant der Festung, Feldmarschall Öttingen. Lüttich ist noch im gleichen Jahre in Sachen seines verstorbenen Herrn längere Zeit in Wien. Die neue gräfliche Regierung — die fürstliche Linie war mit Albrecht Ernst ausgestorben — verfügte die Einziehung der Landhauptmannsstelle und Lüttich ist entrüstet, daß er während seiner Abwesenheit als einziger aller Beamten entlassen wird. Noch bis zum Jahre 1749 ziehen sich die Auseinandersetzungen um seine Restforderungen hin.[11]

So schmerzlich ihm diese Entlassung sein mochte, sie war doch keine Katastrophe mehr; Lüttich wurde noch 1732 als Ingenieurhauptmann zu Philippsburg in kaiserliche Dienste übernommen. Er wird seit jenen Jahren in nichtamtlichen Schriftstücken durchweg „von" Lüttich genannt. Es hat sich aber für eine Nobilitierung zunächst kein Nachweis finden lassen, und daß eine solche erfolgt sei, war unwahrscheinlich, da die amtlichen Schreiben sich des Prädikats lange Zeit nicht bedienen. Die Nobilitierung ist tatsächlich erst anfangs der vierziger Jahre erfolgt, und zwar durch Kaiser Karl VII. Albrecht aus dem Hause Wittelsbach.[12]

Als die Franzosen 1734 bei der Belagerung Philippsburgs eine Bresche in die Befestigung schlugen, gelang es Lüttich durch einen klugen Einfall und Tapferkeit, das Eindringen des Feindes zu verhindern. Feldmarschall-Leutnant Wutgenau berichtete als Kommandant der Festung dem Regensburger Reichstag über Lüttich, daß er ihn nur empfehlen könne, „und da dieser während der Belagerung aufs wenigste noch 10 Ingenieure nötig gehabt, dennoch alles allein hat versehen müssen, so hätte er wohl eine gute Consolation verdient".[13] Lüttich wurde daraufhin zum Major befördert.

Seit Kriegsbeginn war Balthasar Neumann wiederholt auf dringende Bitten des Kurfürsten Franz Georg Schönborn am Rhein, um die kurtrierischen Befestigungen zu überholen und auszubauen. 1734 sind während des Winters auch Wutgenau und Lüttich in Ehrenbreitstein; sie haben noch Verbesserungen an Einzelheiten der Neumannschen Pläne anzugeben und es wird seitens der Regierung entschieden, daß Wutgenaus und Lüttichs Angaben zu befolgen seien.[14] Wutgenau, der offensichtlich von Lüttichs Fähig-

[10] Welsch war seit seiner Wiener Reise 1714 Oberingenieur und Oberinspektor über die Festungen Philippsburg, Breisach und Kehl, vgl. Karl Lohmeyer: Schönbornschlösser. Heidelberg 1927, S. 15.

[11] Entlassung 9. 7. 1731. FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. und II. 3. 64.

[12] Nachforschungen im ehemaligen Adelsarchiv im Staatsministerium des Innern in Wien blieben deshalb ergebnislos, ebenso Erhebungen in PrStA. Hannover. Die Nachforschung im Hauptstaatsarchiv München besorgte H. Eckert für mich; Signatur und Aktenauszug sind leider verbrannt und im Augenblick noch nicht wieder zu beschaffen.

[13] Vgl. Nopp: Geschichte der Stadt und Reichsfestung Philippsburg, 1881, S. 352 ff.

[14] PrStA. Koblenz, Abt. I. C Nr. 9954. Anfrage des Hauptmanns von Lettig an Kurfürst Franz Georg und Bescheid vom gleichen Tage.

Digitized by Google

Abb. 5. Maximilian von Welsch, Marstall in Pommersfelden.

keiten überzeugt war, wußte es einzurichten, daß Lüttich 1734 in kurmainzische Dienste gerufen wurde, um an der weitläufigen Stadtbefestigung dort mitzuarbeiten.[15] Bei dieser Gelegenheit kam er wieder mit General von Welsch, den er vor mehr als zwanzig Jahren in Schrattenhofen näher kennengelernt hatte, zusammen. Auch der Chef des preußischen Ingenieurkorps, Oberst von Walrave, weilte 1734/35 in Mainz bei Welschs Fortifikationsbauten. Lüttich arbeitete dort also im Kreise der führenden Festungsbaumeister jener Zeit und erhielt eine Schulung, die ihn befähigte, 8 Jahre später selbst ein Ingenieurkorps als Chef zu übernehmen. Im folgenden Jahre verwendete ihn Feldmarschall Seckendorff bei militärischen Operationen an der Mosel, in der Aachener Gegend[16] und 1737/38 bei einem Kriege gegen die Türken in Ungarn. Bei der Belagerung Belgrads tat er sich besonders hervor.

Zwischendurch war er 1737 in dem in deutsche Hände zurückgefallenen Philippsburg mit dem Ausbau der Festung beschäftigt. 1741 wurde er als Oberstleutnant Vizekommandant der Festung Philippsburg und galt als besonders beliebt bei der Bevölkerung. Als Seckendorff 1742 das Kommando im von Österreich besetzten Bayern übernahm, holte er Lüttich zu sich, der bald zum Oberst aufrückte; er befestigte und verteidigte Burghausen, deckte dann sehr geschickt den befohlenen Rückzug und befehligte die Garnison Landshut.[17] Seit es ihm klar wurde, daß Feldmarschall Graf Seckendorff von Österreich abschwenken wollte, nahm Lüttich indes im Gegensatz dazu nähere Beziehungen zu den hannoverschen Offizieren der pragmatischen Armee auf, die 1743 die Franzosen bei Dettingen am Main geschlagen hatte.

In Hannover war anfangs der vierziger Jahre der Chef des seit 1732 von der Artillerie separierten Ingenieurkorps, Oberst von Wallmoden, gestorben. Der hannoversche General Pauli, der bei der Armee steht, schlägt dem Chef der deutschen Kanzlei beim König Georg II. in London als Nachfolger den Oberst Lüttich vor „als einen Mann, der sein Handwerk wohl verstunde und den er Gelegenheit gehabt, genau kennen zu lernen".[18] Im Juni lernt der hannoverische Vizepräsident von Gemmingen Lüttich auf der Reise nach Philippsburg in Heilbronn, dem Vorort des schwäbischen Kreises, kennen und hat dort eine längere Unterredung mit ihm. Lüttich erwähnt dabei, daß er im letzten Krieg gegen

[15] PrStA. Hannover, H. 47. II. 34. Bericht der Kriegskanzlei an König Georg 26. 7. 1743. Dorther auch die nächsten Angaben.

[16] Brief Balth. Neumanns an Fürstbischof Friedrich Karl Schönborn, 26. 12. 1735, gedruckt bei Lohmeyer: Die Briefe B. Neumanns an F. K. von Schönborn, Saarbrücken 1921.

[17] PrStA. Hannover H. 47. II. 34. Brief Lüttichs an Hauptmann Isenbart. Feldlager Rain am Lech 20. 6. 1743.

[18] Ebenda. „Actum Hanau" 15. 7. 1743. Bericht. Dorther auch die folgenden Angaben.

Digitized by Google

Frankreich wertvolle Kartierungen vorgenommen habe, die sich gut auswerten lassen würden. König Georg hat sich für die Berichte interessiert und ist mit der Verpflichtung Lüttichs zum Korpschef einverstanden, der sich aber selbst bewerben solle, damit es nicht aussehe, als habe man sich um ihn bemüht. Seckendorff sieht seinen tüchtigen Mitarbeiter nur ungern ziehen und sichert ihm Beförderungen und Fürsorge zu; Lüttich aber hat sich entschlossen, den heimlichen Frontwechsel Seckendorffs nicht mitzumachen, und leistet am 2. September 1743 zu Worms im Hauptquartier den Eid als hannoverscher Oberst und wird sofort Chef des Ingenieurkorps.

Lüttich unterstehen nun alle militärischen Bauten des Kurstaates Hannover, Festungen, Kasernen, Brücken, aber auch Schlösser und Kirchen an mehreren Orten, sowie Straßen- und Stadtplanungen. Über das einzelne dieser Tätigkeit in Celle, Göttingen, Hameln, Hannover, Harburg, Lüneburg, Nienburg, Stade und anderen Orten ließ sich noch nichts Genaues ermitteln. Jedenfalls erschloß sich ihm ein reiches Feld für allerlei Tätigkeiten, die ihn allerdings der Zivilarchitektur immer mehr entfremdeten.

Im Jahre 1754[19] wurde Lüttich Generalmajor. In diesen Jahren, die ihn offenbar auch noch weit im Reiche herumführten,[20] erhielt er vom Reichstag endlich eine Entschädigung bewilligt für Auslagen, die er aus privaten Mitteln vorgeschossen hatte, als er mehrere, im Jahre 1736 von den Franzosen entführte Geschütze aus Straßburg nach Philippsburg zurückführen konnte.[21] 1758 nahm General Johann Christian von Lüttich seinen Abschied. Das Todesdatum ist noch unbekannt.

Wenn Lüttichs Lebensgang mit mehreren Einzelheiten berichtet wurde, dann geschah das einmal, weil sich in seinem inneren und äußeren Werdegang das Schicksal des Ingenieur-Architekten geradezu beispielhaft abrollt; es ist nicht uninteressant, zu bemerken, wie sich bis an die Nähe der Jahreszahlen heran oft die engsten Parallelen etwa zum Leben Neumanns oder Schlauns ziehen lassen, mit denen er auch die Herkunft von der Artillerie gemeinsam hat (Feuerwerkerei haben sie auch alle später noch immer wieder betrieben).

Lüttich hatte eine zeitige schulmäßige Ausbildung für seinen Beruf genossen, die ihm im späteren Leben vieles erleichterte. Die wenige Gelegenheit, die ihm zum Planen und Errichten von zivilen Bauten gegeben war, hat allerdings nur weniges von seiner künstlerischen Phantasie Wirklichkeit werden lassen, und was er bauen konnte, ist heute teilweise zerstört oder vom Verfall bedroht. Dem Hause Hohenlohe bleibt das Verdienst, ihm künstlerisches Schaffen in größerem Rahmen ermöglicht zu haben. Immerhin sagen die wenigen erhaltenen Werke so viel aus, daß man ihn hinfort bekannteren Meistern seiner Zeit getrost an die Seite stellen kann.[22]

Zum anderen mag es sein, daß gerade durch das Bekanntwerden seiner Lebensumstände sich an diesem oder jenem Ort noch das eine oder andere Werk seiner Hand wird zuordnen lassen.[22] Es gehört ja auch noch jetzt zu den Aufgaben der Barockforschung, neben den großen Sternen am Himmel der damaligen Bauwelt die führenden Köpfe jener anderen Schicht wieder ans Licht zu führen, deren Tüchtigkeit schließlich die bedeutende künstlerische Höhe eines Durchschnittes durch das Gesamtschaffen der Zeit auch mitverdankt wird.

*

Im Jahre 1702 hatte Graf Karl Ludwig von Hohenlohe aus der Neuensteinischen Hauptlinie die Regierung der Anteile Neuenstein, Öhringen und Weikersheim übernommen und im Jahre 1708, nach einer Teilung mit seinem Bruder, Weikersheim als seine Residenz bestimmt. Der 1674 geborene Graf hatte zwei Jahre auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel verbracht, hatte sich ein Jahr lang in Italien aufgehalten,

[19] F. Wissel, Geschichte der . . . braunschweig.-lünburg. Truppen; Celle 1786.

[20] 1749 ist er z. B. im Fränkischen; Brief an die öttingische Kammer aus Külsheim in FÖA. Wallerstein III. 3. 64.

[21] Nopp, s. Anm. 13.

[22] Blind: Ein Grafenhof vor 200 Jahren, Mergentheim Thomm, o. J. stieß bei Durchsicht einiger Weikersheimer Rechnungen auf den Namen „Littig", ohne den Zusammenhang zu erkennen. Heuß hat im „Schwäbischen Bund", 1920 III. S. 144, diesen Namen mit der Orangerie in Weikersheim zusammengebracht; aus seiner Vermutung vom frühen Tod resultiert die Lokalversion vom unbekannten frühverstorbenen Baumeister. Nach Heuß l. c. zitiert auch Thieme-Beckers Künstler-Lexikon. In seinem „Hohenloher Barock und Zopf", Öhringen 1937, der erschien, als die archivalischen Arbeiten für diese Arbeit bereits abgeschlossen waren, nennt Heuß „Mons. Littich" ohne weitere Erörterung nach dem Bauakkord (s. unten). Schlegel nennt a. a. O. einen Lüttich beim Bau des Schrattenhofener Belvederes als Nachfolger Beringers. A. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser, 1939, S. 47, schreibt über die Weikersheimer Orangerie: „Der Meister des Baues ist ein sonst unbekannter Architekt Littich aus Öttingen." So geistert der Name als solcher bereits seit längerem durch die Literatur, ohne daß eine Identifizierung der verschiedenen Nennungen und der dahinter stehenden Persönlichkeit erfolgt wäre.

Digitized by Google

Abb. 6. Balthasar Neumann, Orangerie in Sechof bei Bamberg.

einige Zeit in den Niederlanden und zwei Jahre in Paris gelebt. Im spanischen Erbfolgekrieg verlieh ihm Fürstbischof Johann Philipp II. von Würzburg eine Kapitänsstelle im fränkischen Regiment Aufseß und Karl Ludwig zeichnete sich unter anderem durch Eroberung einer Standarte aus. 1707 reiste er noch einmal nach Norddeutschland, besuchte Karl XII. von Schweden in Altranstädt, König August in Dresden und Friedrich Wilhelm I. in Berlin, lernte Hamburg, Hannover, Braunschweig und Frankfurt kennen.

Es ist nur verständlich, wenn Karl Ludwig nun, da er an der Tauber seine Residenz aufschlug, das schon vor mehr als hundert Jahren gebaute und vor einigen Jahrzehnten erweiterte Schloß mit einer teilweise erneuerten Einrichtung den Erfordernissen seiner Hofhaltung entsprechend umbauen und ausstatten ließ, und noch naheliegender erscheint es, daß er sogleich daranging, einen Schloßpark anzulegen, denn viele prächtige Anlagen solcher Art hatte er auf seinen Reisen kennengelernt. Es ist bezeichnend, daß, als man die Lambrie des großen Weikersheimer Renaissancesaales um 1712 neu bemalte, der Maler Christian Thalwitzer von Crailsheim die einzelnen Felder der Täfelung mit etlichen Dutzend Ansichten von Barockgärten nach französischen und deutschen Stichen schmückte. Dabei wurde auch das Aussehen des 1709 begonnenen Weikersheimer Parks festgehalten. Da über seine Geschichte noch keine Untersuchungen vorliegen, sei sie hier in ganz kurzen Umrissen einbezogen; die Bedeutung der Orangerie als Abschluß und Krönung der Parkanlage rechtfertigt diesen Angriff als sachliche Ergänzung (Abb. 13).

Für die Umbauarbeiten im Schloß hatte Karl Ludwig sich den Stadtwerkmeister der Reichsstadt Eßlingen am Neckar, Jacob Börel, verschrieben, der in diesem Jahre auch bei den Schloßbauten anderer hohenlohescher Grafen in Neuenstein und Ingelfingen[23] tätig war. Es liegt indes gar kein begründeter Anlaß zu der Vermutung vor, daß er mit der Planung des Gartens beschäftigt worden sei; er verschwindet bereits wieder aus dem Hohenloheschen, als die Gartenarbeiten in Angriff genommen werden. Diese hatten damit begonnen, daß man im Frühjahr 1709 den Wall rings um das Schloß unter Aufsicht des Hofarztes Dr. Schneider applanierte.

Die Herkunft der Gartenplanung weist in ganz andere Richtung und erklärt sich aus verwandtschaftlichen Beziehungen. Karl Ludwig hatte sich dieserhalb an seinen Vetter Albrecht Wolfgang in Langenburg gewendet, der seit 1686 mit der Gräfin Sophie Amalie von Nassau-Saarbrücken verheiratet war.[4] Dort in Saarbrücken wurde in den Jahren vor 1710 durch die Gräfin Eleonora Clara, die wiederum eine geborene Hohenlohe war, und durch ihren Sohn Ludwig Crato das Schloß ausgebaut und ein ansehnlicher Hofgarten angelegt, sowie durch J. C. Motte das Schloß auf dem Halberg erbaut. Von diesen Vorhaben wird Karl Ludwig Kenntnis bekommen haben und das veranlaßte ihn, sich wegen seines geplanten Gartens über Langenburg nach Saarbrücken zu wenden. Die schließliche Verrechnung der Hofkammerkasse läßt an der beschriebenen Tatsache gar keinen Zweifel; denn am 4. Januar 1710 verrechnet man in Weikersheim „wegen eines von Saarbrück anhero gekommenen gartten risses, nach Langenburg, allwo es dorthin übermacht wird",

[23] Korresp. u. Rechnungen in den FHA. Weikersheim und Öhringen.

Digitized by Google

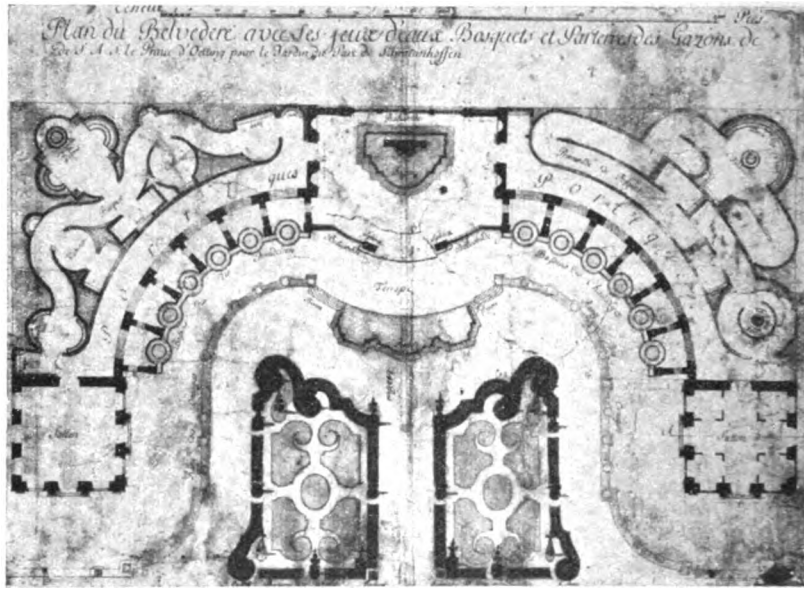


Abb. 7. Maximilian von Welsch, Belvedere im Tiergarten zu Schrattenhofen im Ries, Grundriß. Sammlung Maihingen.

30 Gulden.[24] Der Gartenplan war direkt aus Saarbrücken nach Weikersheim gekommen, und zwar schon anderthalb Jahre zuvor, im Laufe des Sommers 1708.

Es läßt sich mit Sicherheit sagen, wer damals in Saarbrücken für die Fertigung eines solchen Entwurfes in Frage kam. Den Saarbrückener Garten schuf im Auftrage der Gräfin Eleonora Clara ein „welscher Gärtner", Daniel Matthieu, offenbar ein Hugenotte.[25] Sein Werk ist nicht mehr erhalten — mit dem Neubau des Schlosses durch Stengel entstand auch ein neuer größerer Hofgarten —, indes hat der spätere Hofgärtner Friedrich Koellner den alten Bestand aufgenommen, und es ergibt sich aus seinem Plan, daß die Gesamtdisposition des Saarbrückener Gartens gänzlich jener des Weikersheimer Parkes entspricht.

In Weikersheim war der Hofgärtner Pich für die weitere Ausführung des Saarbrückner Planes maßgeblich. Zunächst beanspruchten die notwendigen Erdbewegungsarbeiten beträchtliche Mittel und Arbeitskräfte, dann folgte die Anpflanzung und gleichzeitig die architektonisch-bildhauerische Gestaltung.[26] Aus Nürnberg werden Zwiebeln gekauft, über Partenkirchen läßt man aus Italien 112 Pomeranzen- und Zitronenbäume kommen; auch aus Bamberg, aus dem damals berühmten bischöflichen Geierswörthgarten an der Regnitz kamen Pomeranzen, die in Ochsenfurt vom Schiff auf den Wagen geladen wurden, auch aus Mainz werden solche geholt. Im April 1710 begibt sich der Hofgärtner selbst in die Schönbornschen Gärten nach Bamberg und Gaibach, um die 170 Maronienbäume abzuholen, die zur Einfassung der den Garten seitlich flankierenden Alleen benötigt wurden und die heute noch dort stehen; bei einer Schwester Karl Ludwigs in Castell wird Buchsbaum gekauft und 1711 bezieht man durch Agenten in Frankfurt aus den Niederlanden über Vermittlung in Köln 18 Zitronen- und Orangenbäume, einen großen Oleander, eine Dattelpalme, ein „Coffeebäumlein", drei große Myrthen und 15 Lorbeerbäume. Diese Anschaffungen für den Garten lassen sich durch Jahre hindurch verfolgen; man holt „indianische Gewächse" aus Würzburg, kauft von einem Italiener plötzlich für 2400 Gulden Orangenbäume (der aber für 600 Gulden heimischen Branntwein in Zahlung nehmen muß) und bezieht von einem anderen Italiener aus dessen Leipziger Niederlage 25 Orangenbäume von je 2 m Höhe „allein am Stamm, schön gerade ohne Mangel"; man kauft auch Jasminsträucher dorther. Das alles zeigt, wie dringend bald die

[24] FHA. Weikersheim, Kammer-Kassarechnungen 1709/10.
[25] Vgl. Karl Lohmeyer, Südwestdeutsche Barockgärten. Saarbrücken 1937, S. 46.
[26] FHA. Weikersheim. Kammer-Kassarechnungen 1708 ff.

Digitized by Google

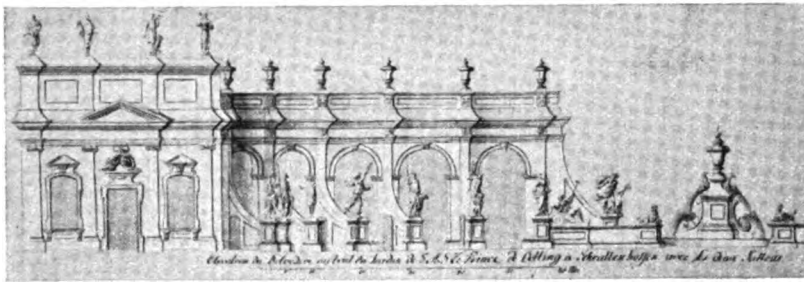


Abb. 8. Maximilian von Welsch, Belvedere in Schrattenhofen, Aufriß.

Frage nach ausreichender Winterunterkunft für die subtropischen Gewächse werden mußte, die man mit großen Kosten laufend ankaufte.

Im Jahre 1710 wurde die Brücke über den Schloßgraben angelegt, die Galerie mit etwa 350 Balustern veraccordiert, auf der dann die seltsamen kleinen Karikaturen der Hofgesellschaft aufgestellt wurden, welche die Gebrüder Sommer in Sandstein gehauen hatten; die Pilaren für das Tor wurden gehauen und aus Rothenburg kam 1714 das große noch vorhandene Eisentor. 1712 wurde die Fontäne in der Mitte des Gartens angelegt und 1714 gegen Ende des Gartens eine große „Vertiefung" ausgehoben, in deren Mitte man ein Bassin von etwa 6½ : 4½ m anlegte, worin dann ein „Bergwerk", eine Aufschüttung von Tuffstein wie in der mittleren Fontäne, wo sie noch erhalten ist, gemacht wird. Um das vertiefte Bassin herum wurden Rabatten angelegt, „allwo die Citronen und Pomeranzenbäum gestellt werden sollen"; — das alles zeigt die Ansicht des Parks im Schloßsaal von 1712 schon vollendet, das heißt, daß alle diese eben genannten, teilweise erst nach 1712 ausgeführten Arbeiten auf den Saarbrückener Gartenplan zurückgehen. Die Ausschmückung des großen Gartenparterres mit Plastiken besorgten in den nämlichen Jahren die beiden Gebrüder Sommer aus Künzelsau. Das ikonographische Programm: die vier Elemente, die vier Winde, Planeten und andere Gegenstücke, geht vielleicht auf den Hofarzt Dr. Schneider zurück, der sich bereits früher um den Garten angenommen hatte; jedenfalls ist als Urheber ein humanistisch geschulter oder doch interessierter Gelehrter anzunehmen, wie ja auch sonst immer diese Sinndeutung des figürlichen Schmucks an Deckengemälden, Ehrenpforten, Kanzeln von Gelehrten besorgt wurde. Auch die Karikierung der Weikersheimer Hofbeamten durch die Bildhauer mag von Dr. Schneider ausgedacht worden sein.

Das Orangeriegebäude ist auf Thalwitzers Gartenprospekt 1712 noch nicht zu sehen, es war damals auch noch nicht geplant. 1713 heiratete Karl Ludwig nach dem Ableben seiner ersten Gemahlin die Tochter Elisabeth Friederike Sophie des Fürsten Albrecht Ernst II. zu Öttingen-Öttingen. Durch die neue Herrin Weikersheims mag die Anregung gekommen sein, dem Park zum Taubergrund hin durch ein Bauwerk ähnlich dem Belvedere, das ihr Vater eben in seinem Schrattenhofener Park nach Welschs Plan erbauen ließ, einen wirkungsvollen Abschluß zu geben. Mit der Anregung war die Frage nach dem Baumeister und dem ungefähren Aussehen des zu errichtenden Bauwerks, das Belvedere und Orangerie zugleich werden sollte, schon nahegelegt, man griff auf Schrattenhofen und den Architekten zurück, der dort Welschs Plan verwirklichte.

Durch die neue Schloßeinrichtung und die Anlage des Gartens waren indes der Kammer so viele Aufwendungen entstanden, daß man erst 1719 darangehen konnte, den Bau zu beginnen, der auch wieder größere Mittel erforderlich machte, als sie für einen einfachen Zweckbau nötig gewesen wären. Gewiß war hier, wie in den anderen deutschen Gärten jener Jahrzehnte, ein Bedürfnis nach dem Orangeriehaus vorhanden, um die großen Bestände an Zitruspflanzen und anderen subtropischen Gewächsen überwintern zu können; aber, wie die Gewächse ausgemachte Lieblingspflanzen der Zeit waren, wurden auch deren Häuser ebenso bald Modebauten, Prunkstücke der herrschaftlichen Gärten, die ohne Pomeranzenhäuser nicht mehr vorstellbar waren. Reisende lobten die prächtigen Anlagen, man schickte sich Architekten und Pläne von Hof zu Hof und verfolgte mit Aufmerksamkeit, was dieser oder jener Fürst oder Herr an Pflanzen erwarb und wie er seine Orangerie baute. Es sei nur mit einem Beispiel wieder auf den Kurfürsten Schönborn verwiesen, der noch 1718, obwohl schon in den Sechzigern und leidend, eine Reise nach Österreich plante, um die Orangerie und den Garten seines Neffen in dessen „Königreich" Göllersdorf zu besichtigen, und der auch vom Bau des Zwingers in Dresden hörte und

Digitized by Google

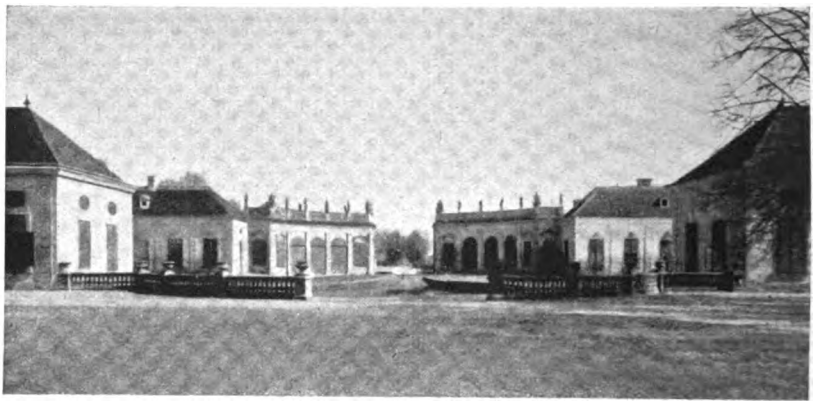


Abb. 9. Johann Lukas von Hildebrandt und Maximilian von Welsch, Orangerie des Schlosses Schönborn bei Göllersdorf.

darüber seinem Neffen schrieb: „nachdem auch dem vernehmen nach der könig Augustus ein wunderwerk von einer orangerie und nebengebäuden in Dresden machen lasset, so sticht mich der kitzel mächtig, in dessen einsmahliger abwesenheit ein stutz (= kurze Reise) von Bamberg aus gantz uhnvermuthet all' incognito dahin zu thuen, indem solches in 8 tagen gantz gemächlich vollbracht werden köndte".[27] Hirschfeld konnte 1780 mit einem gewissen Recht an den Orangerien jener Zeit tadeln, daß man oft die eigentliche Bestimmung der Gebäude ganz außer acht gelassen habe, daß man Orangerien und Eremitagen mit solchem Reichtum angelegt habe, als wenn sie die ersten Gebäude in Residenzstädten wären, und daß man an ihnen Treppenwerke, Säulenordnungen, Statuen und Bildwerke verschwendet habe.[28] Es waren dafür eben gerade die Orangerien aus den „Überflüssen des Daseins" jener Zeit herausgewachsen und erdacht worden; der Zweck war wohl nie, weder in Fulda noch in Weikersheim, noch in Bayreuth oder sonstwo, vernachlässigt worden, aber man war über den Zweck sehr weit hinausgegangen.

Lüttich kam am 4. März 1719 aus Öttingen nach Weikersheim.[29] Am gleichen Tage wurde in Weikersheim auch der Akkord mit den Steinhauern und Maurern abgeschlossen, aus dessen Wortlaut einiges angeführt sei.[30] Das ganze Werk, der „Bau" und die „Colonnaden", sollen nach der Zeichnung „Mons. Littichs" angelegt werden und die Fassadenteile, Kapitelle, Schäfte, Brüstungen, Baluster, Urnen, Pyramiden und Gesimse sollen nach den vorhandenen Spezialzeichnungen und den „Proportionen", welche den Meistern anhand gegeben wurden, angefertigt werden. Lüttich machte den Meistern noch etliche Auflagen, die eine solide Ausführung sicherstellen sollten. Es wurde gleich mit den Arbeiten begonnen, die für den Rohbau etwa 4000 Gulden erforderten. 1720 war der Bau schon hochgebracht; die bildhauerische Ausschmückung zog sich noch bis 1723 hin. Neben dem Bildhauer Ritter von Bartenstein fällt der Hauptanteil den beiden Brüdern Sommer, „Bildhauern von Künzelsau", zu. Lüttich erhielt 1719 einmal 25 Gulden für seine Bemühungen; was er sonst noch bekommen haben mag, wurde, wie sonst solche Douceurs, aus der Privatschatulle, über die Rechnungen nicht vorliegen, bezahlt.

Bereits 1747 begannen die Reparaturen, schwere Schäden machten sich bemerkbar; insbesondere das einhüftige Dach, das pultartig hinter der Brüstung auflag und schräg abfiel, um der Ansicht vom Park her verborgen zu bleiben, schien sich nicht bewährt zu haben. 1768 war wieder eine große Instandsetzung erforderlich. In der Folgezeit blieb der Bau seinem Schicksal überlassen, nachdem er keinen eigentlichen Zweck mehr zu erfüllen hatte, da die Pflanzen bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Hofgarten zu Öhringen verbracht wurden.

Lüttichs Weikersheimer Orangeriebau (Abb. 1) ist aus dem Ideenkreis Maximilian von Welschs herausgewachsen, von dem Kurfürst Schönborn meinte, „daß dieser mann ein-

[27] Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken Bd. II, dessen Herausgabe der Verfasser im Auftrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte vorbereitet.

[28] Vgl. O. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser, Deutscher Kunstverlag, Berlin 1939, S. 65.

[29] FHA. Weikersheim, Kammer-Kassarechnungen 1719.

[30] FHA. Weikersheim A. X. 2. 28.

Digitized by Google

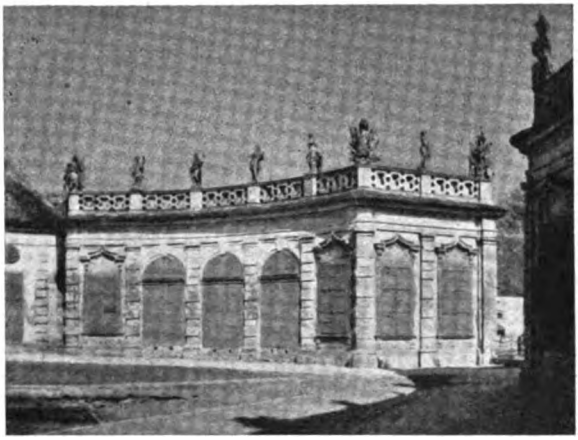


Abb. 10. Orangerie des Schlosses Schönborn, Teilansicht.

mahl in der gleichen Dinge vortreffliche Gedancken“[31] habe. Es ist ein großer Verlust für die Kenntnis seines Werkes, dem große Zivilaufträge nicht in dem Maße angehören, wie sie anderen Meistern oft zuteil wurden, daß von seinen zahlreichen Gartenbauten wenig mehr erhalten ist und die von ihm angelegten Gärten sämtlich umgestaltet oder verschwunden sind. Die Orangerie in Biebrich wurde schon im 18. Jahrhundert für Stengels Schloßerweiterung geopfert, das Schrattenhofener Belvedere, nur halb vollendet, wurde 1737 abgebrochen und die Mainzer Favorite wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert von den Franzosen zerstört — nur der Bau in Fulda steht noch und die in diesem Kreis auch zu nennenden Stallungen in Pommersfelden.

Die Weikersheimer Orangerie, die Lüttich als durchdachten Zweckbau zur Unterbringung der zahllosen Pomeranzen- und Zitronenbäume entwarf, die im Sommer den Garten schmückten, ist gleichzeitig ein Dekorationsbau der Gartenanlage, Gegenstück der Schloßfront, ist Abgrenzung gegen die freie, nicht architektonisierte Landschaft und damit noch ein Rest älterer Gartenideen, denn der Park ist dabei zwischen Schloß, Maronienalleen und Orangerie eingeschlossen — nur die Hauptachse des Gartens durchbricht diese Begrenzung durch Teilung der Orangerie. In Schrattenhofen war die Absicht gewesen, einen dekorativen Gartenabschluß zu errichten und gleichzeitig ein paar kleine Säle für sommerlichen Aufenthalt zu gewinnen, in Fulda wurde ein Orangerieschloß gebaut, das Überwinterung der Pflanzen ermöglichte, das aber gegenüber der Schloßterrasse den Garten wirkungsvoll begrenzte und Räumlichkeiten für große Feste barg. In Pommersfelden war die Aufgabe eines ansehnlichen Hofabschlusses zu verbinden mit der Unterbringung der Stallungen — der Kurfürst meinte nach der Vollendung selbst, daß der Bau mehr einer Orangerie denn einem Stall ähnlich sehe.[32] Die mannigfaltigen Zweckverbindungen solcher dekorativen Nutzbauten haben Welschs Phantasie zu immer neuen Lösungen veranlaßt.

Am Anfang der Reihe fränkischer Pomeranzenhäuser stand jenes im Park des Kurfürsten Schönborn zu Gaibach, das Leonhard Dienzenhofer entworfen hatte. Es bestand aus einem Mittelsaal, an den sich beiderseits im Viertelkreis vorgezogene galerieartige Räume anschlossen, so daß der Grundriß der Gesamtanlage etwa halbkreisförmig war (Abb. 4). Die Bestimmung des Gebäudes geht aus der Beischrift hervor, die Person 1697 in seinem Gaibacher Stichwerk dem Blatt der Orangerie beisetzte: „Aula, porticu expansa, hyeme conservandorum, aestate recreationum commoditati satisfaciens“.[33] Als wirkungsvoller Abschluß des Parkes war sie an dessen Ende gelegt worden, bot winterliche Unterkunft für die Pflanzen und sommerliche Erholung für die Menschen — das waren die drei Aufgaben des Gebäudes, das hier, wie auch anderen Orts, wo der Raum sonst fehlte, die Bestimmung der Galerien, „Spaziersäle“ nennt sie L. Chr. Sturm, mitversah, wie auch Person auf dem Kupferstich den Bau in „Sallon“ und „Gallerien“ unterteilt und mit „Orangerie“ den Platz vor dem Gebäude bezeichnet. Der Ausdruck Orangerie für das

[31] Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I, Nr. 362.
[32] Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I, Nr. 354.
[33] Nic. Person, Hortus et Castrum Gaibach, Mainz o. J.

Digitized by Google

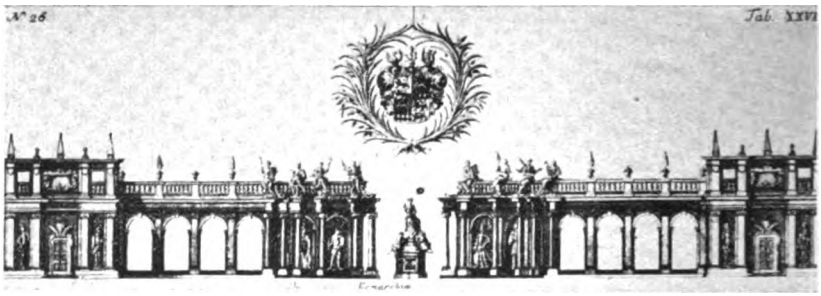


Abb. 11. Orangerie in Weikersheim, Aufriß. Kupferstich von J. P. Schillinger, 1745.

Gebäude ist um die Jahrhundertwende noch durchaus nicht so geläufig wie in späteren Jahrzehnten; Gartenhaus, Gewächshaus, Pomeranzenhaus, Glashaus sind ebenso häufig, wenn nicht gar öfter verwendete Wörter dafür. Person und Kleiner nennen den Freiplatz in Gaibach die Orangerie, das Gebäude in Gaibach nennt Kleiner den „Saal mit den beiderseitigen Winterungen".[34]

Die Gaibacher Orangerie ist ein ausschließliches Werk Dienzenhofers und bildet den Ausgangspunkt für Welschs Gartengebäude. Ihr steht eine für Seehof geplante Orangerie nahe, die, gewiß auf Entwürfe Welschs zurückgehend, bei Kleiner zu finden ist. In der seitlichen Achse des Schlosses liegend, rundet sie sich in der Mitte bei geraden Flügeln aus und ähnelt dabei äußerlich Goedelers Erlanger Orangerie.

Dem Gaibacher Bau am nächsten stand die Orangerie im nassauischen Park Biebrich bei Wiesbaden, die Welsch 1712 bis 1714 errichtete.[35] Es war ein Bau von halbmondförmigem Grundriß, wie ihn Stengel, der das Werk seines Vorgängers hier später einreißen mußte, für die Neunkirchener Jägersburg noch einmal wieder errichtete: ein einstöckiges Gebäude mit gekurvten Flügeln und nun allerdings zweigeschossigem Mittelbau. Ihr schließt sich die Pommersfeldener Stallung an, die entwicklungsgeschichtlich in diese Reihe gehört. Die einfache Gaibacher Lösung, die für Dienzenhofer eine bemerkenswerte Leistung darstellt, hat Welsch in Pommersfelden wesentlich bereichert. Auf einen gesondert hervorgehobenen Mittelbau ist verzichtet zugunsten eines großen Portalmotivs (Abb. 5). Zwischen diesem und zwei Pavillons sind beiderseits eine Reihe von Blendarkaden eingespannt, die sich nach Anlauf von drei Bögen, welche in der Flucht hinter den Pavillons zurückgesetzt beginnt, zur Mitte hin im Halbkreis zurückschwingen. Der dreiachsige, durch Freisäulen und Giebel gegliederte Mittelteil wölbt sich dem entgegen wieder vor, wodurch die Fassade im Vor- und Zurückfluten der Baumassen ein für Welsch bezeichnendes reiches Leben gewinnt, wie es am großartigsten einer seiner Entwürfe zur Würzburger Residenz zeigt, der gewissermaßen eine Redaktion der Turiner Carignano-Fassade darstellt.

Die Hauptteile des Pommersfeldener Baues sind die beiden Pavillons und der Mittelteil, zwischen denen die Bogenstellungen mehr verbindenden Charakter haben. Ein Extrem solcher Auffassung, wie sie hier anklingt, ist Frisonis Entwurf zur Ludwigsburger Orangerie,[36] bei der zwar die Front gerade verläuft, die Teile zwischen dem Mittelbau — der wieder als Portal gebildet erscheint — und den Pavillons aber nur noch durch freistehende Pfeiler markiert werden, über denen im Winter Dächer zum Schutz der fest eingepflanzten Orangen aufgeschlagen werden mußten.

Wie sehr, insbesondere bei Bauten am Schlusse axial angelegter Gärten, der Mitteilteil der Orangerie Gefahr läuft, nachdem die drängende Kraft der Gartenachse ihn eingedrückt oder die ganze Fassade gekurvt hat, auch bis zur einfachen Mauerstärke ausgehöhlt zu werden, das zeigt die heutige Orangerie im Seehof bei Bamberg, eine Anlage Balthasar Neumanns, dem hierbei Göllersdorfer Erinnerungen vorschwebten. Die Seehofer Orangerie ist schon kein durchgehender Einflügelbau mehr, sondern das Mittelstück ist in zwei Abstufungen — einer konvex gewölbten und, nach geradem Zwischenstück, konkav gewölbten Raumwand bis auf die einfache Mauerstärke eingerannt und diese von der Gartenachse in die Landschaft hinaus in Gestalt eines Portals durchbrochen, das durch ein

[34] Sal. Kleiner, Vorstellung beyder Schlösser Weißenstein und Gaibach, Augsburg 1728. Über die Gaibacher Orangerie vgl. den Aufsatz des Verfassers in Zeitschrift für Kunstgeschichte, 1940/41, S. 14.

[35] Vgl. K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, Düsseldorf 1910, S. 21.

[36] Vgl. Tschira, a. a. O. Abb. 31.

Digitized by Google

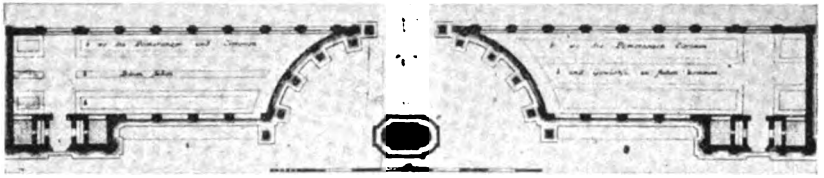


Abb. 12. Orangerie in Weikersheim, Grundriß. Kupferstich von J. P. Schillinger, 1745.

— optisch leichteres — Gitterwerk wieder geschlossen wurde (Abb. 6). Da der Mittelteil der Anlage zudem aber noch als Point de vue nötig ist, ist der entwertende Mauerdurchbruch durch eine Portalarchitektur mit Giebel, Säulen und Wappenkartusche, wie es Pommersfelden schon herausgebildet hatte, wieder gehoben. Die Orangerie unterliegt hier den nämlichen Gesetzen wie das Belvedere. In Weikersheim schafft der vollzogene gänzliche Durchbruch den freien Ausblick in die Landschaft, die Wiederaufwertung der Durchbruchstelle ist durch die großen Freisäulen und das Reiterbild geschehen. Das Belvedere hatte ja von vornherein auch den Zweck, einen Blick zu eröffnen, und durch seine Gestaltung in Schrattenhofen ist die Voraussetzung zu einer ähnlichen Lösung in Weikersheim für Lüttich gegeben worden. Auf Kleiners Ansicht von Hildebrandts Belvedere des Palais Starhemberg-Schönburg in Wien,[37] dessen Mitte sich mit einer großen Triumphpforte im Palladio-Motiv öffnet, heißt es in der Beischrift, daß es „durchsichtig" sei und daß es „pour découvrir la Campagne" bestimmt sei.

Wie Neumanns Bau im Seehof, den Ideen Welschs folgend, eine wichtige Stufe in der Reihe der Entwicklung darstellt, so hat doch Welsch selbst folgerichtig diese letzte Konsequenz entwickelt: eben den Mittelbau vollends der Gartenachse zu opfern, ihn nur als gerahmten Freiraum bestehen zu lassen. Er geht auch 1711 bei der Planung des Schrattenhofener Belvedere von der Grundrißbildung der gekurvten Pomeranzenhäuser aus; da indes Orangerieräume gar nicht erforderlich waren, sondern nur eine dekorative Gartenarchitektur mit ein paar Sälchen gefordert war, werden zwei Pavillons errichtet und mitten zwischen ihnen eine zurückliegende bassingeschmückte Estrade, und dazwischen beiderseits im Viertelkreis gestellte Arkaden, die, ohne dahinterliegenden Raum, nur Schaustücke sind (Abb. 7 und 8). Die Pavillons sind dreiachsig mit Pilastern gegliedert und von einer Attika bekrönt und lassen erkennen, daß die Weikersheimer Seitenbauten auf dieses Vorbild zurückgreifen. Die anschließenden, um die Tiefe der Pavillons zurückgesetzten sechs Bögen mit ihren auf Kämpfern aufsitzenden Archivolten und der vasenbesetzten Balustrade bilden auf dem Grundriß Welschs den Hintergrund für beiderseits sechs kleine runde Becken mit Wasserkünsten. Das Motiv der Arkaden mit den zwischengestellten Wasserschalen mag eine Erinnerung an Mansarts Versailler Kolonnaden sein. Ein ganz ungewöhnliches Motiv sind die den Pfeilern vorgelagerten Pilaster, die in Höhe der aufsitzenden Archivolten oder schon unmittelbar unter dem Hauptgesims nach vorn umbiegen und auf Postamente, welche den Pfeilern vorgestellt sind, zuschwingen; die so entstehenden Scheidewände sind von Durchgängen durchbrochen. Das hat auch Lüttich stark beeindruckt, wenngleich er die Form der Erscheinung mildert, indem er in Weikersheim das Motiv der Verschleifung über dem Gebälk in kleinerem Maßstab wiederholt, dafür aber an Stelle der Postamente, auf denen Welsch lebensgroße Figuren aufstellen wollte, Freisäulen vor die Pfeiler stellt und so die einmalig-seltsame Schöpfung Welschs in eine zeitlos monumentale Gestalt hinaufentwickelt.

Zu der ungedeckten Halle des Belvederes im öttingischen Tiergarten Schrattenhofen stieg man über sphinxgeschmückte Stufen empor; aus seitlichen Toren gelangte man in die Bosketts hinter den Arkaden, und die Rückwand öffnete sich mit einer Balustrade hinter einem großen Bassin in die freie Landschaft. Vor dem Belvedere, um einige Stufen gegenüber dem Garten erhöht, war ein „Rang des Orangers" vorgesehen; hier konnten die Orangen in Kübeln und Vasen inmitten des geschützten Halbrunds gedeihen, und so entstand vor dem Belvedere doch ein Orangerieplatz, wie er sich schon in Gaibach in ähnlicher Form fand. In Weikersheim war an eine Aufschüttung zum Gartenende hin, das ja langsam abfiel, nicht zu denken, um so mehr war man darauf bedacht, durch die vor der Orangerie angelegte „Vertiefung" das Parkgelände zu beleben.

Das Schrattenhofener Belvedere ist der Ausgangspunkt für Lüttichs Weikersheimer Entwurf gewesen, und es ist bedauerlich, daß jenes nicht mehr auf unsere Zeit gekommen

[37] Vgl. Abb. bei B. Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt, Wien 1929, Abb. 37.

Digitized by Google

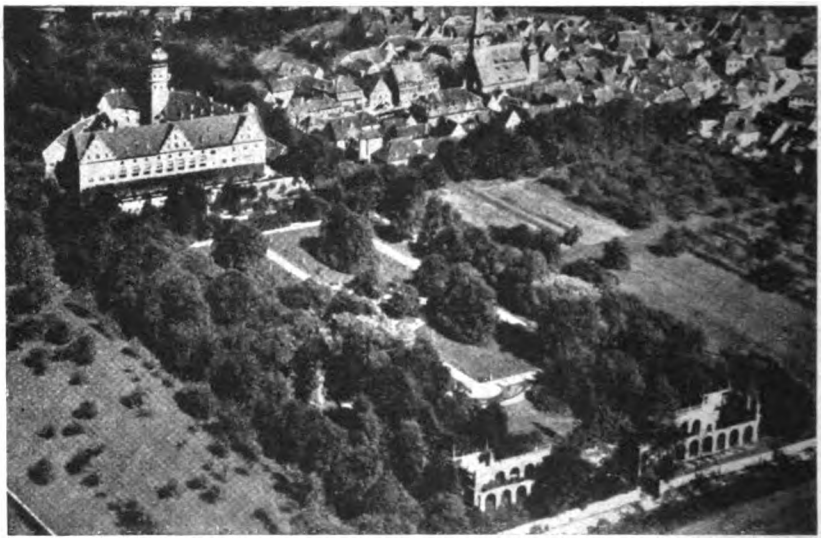


Abb. 13. Schloß und Park Weikersheim aus der Vogelschau.

ist; vor dem gebauten Werk, einer der geistreichsten Schöpfungen des rheinisch-fränkischen Barocks, wären zweifellos noch manche Erkenntnisse möglich gewesen, die sich dem Vergleich der Pläne entziehen.

Es sind wieder verwandtschaftliche Beziehungen, die das Erscheinen Welschs im öttingischen Land erklären. Er war seit 1705 zu wiederholten Malèn für den Fürsten Georg August von Nassau-Idstein in Idstein und Biebrich tätig gewesen[38] und die Fürstin Henriette von Nassau war eine Tochter des Fürsten Albrecht Ernst II. zu Öttingen.[4] Man hat sich also vorzustellen, daß die Fürstin von Nassau 1711 ihren Architekten, den sie ja selbst wieder von Kurmainz „ausgelichen" hatte, ihrem Vater für dessen Schrattenhofener Bauwesen empfahl. Als Welsch dann zurückkehrte, mußte er auch für den Nassauischen Park in Biebrich 1713 bis 1715 eine Orangerie bauen. Diese Beziehung zwischen Rhein und Ries brachte es mit sich, daß eine der schönsten Blüten des rheinisch-fränkischen Barocks sich einmal im Schwäbischen eröffnete. Es gab auch sonst Berührungspunkte, schon dadurch, daß der Fürst Öttingen in seinen militärischen Funktionen am Rhein zu tun hatte, und es ist auch bezeichnend, daß 1719 bei der Grundsteinlegung des von Graf Kraft Wilhelm von Öttingen-Baldern auf Schloß Hochhaus im Schwäbischen unternommenen Neubaus der mainzische Hofbaumeister Pater Loyson anwesend war,[39] der erfahrene Bauleiter Schönborns in Pommersfelden, der unmittelbar darauf auch die Bauleitung der Würzburger Residenz übernehmen sollte. Ohne Frage hatte man sich auf Hochhaus seines Rates bedient.

Daß Welsch längere Zeit in Schrattenhofen anwesend war, ist nicht zu belegen und es ist auch unwahrscheinlich. Die Ausführung seines Planes, zu dem sich der signierte Grundriß[40] (Abb. 7) und ein späterer Aufriß (Abb. 8) erhalten haben, fiel nach Beringers Ausscheiden 1712 Lüttich zu, der damals Ingenieurleutnant war und auf Grund seiner Ausbildung sicherlich leichtes Arbeiten mit Welsch hatte. Es mußte für ihn erwünschte Gelegenheit sein, nach den Lehrjahren im Braunschweigischen und der Bekanntschaft mit Beringer nun Welsch kennenzulernen, der damals schon ein gutes Stück auf der Leiter seines Ruhmes erklommen hatte. Als er 25 Jahre später in Mainz mit Welsch, der General geworden war und mit dem Chef des preußischen Ingenieurkorps, Oberst von Walrave, am Ausbau der Mainzer Befestigung mitarbeitete — Welsch und Walrave waren die unbestrittenen Meister des deutschen Festungsbaues jener Zeit —, da mochte ihm die neue Begegnung mit seinem greisen Meister noch manche Erfahrung vermittelt haben, die ihm zustatten kam, als er dann acht Jahre später selbst Chef eines Ingenieurkorps wurde.

[38] Lohmeyer, Schönbronnschlösser, S. 33.
[39] Kunstdenkmäler Bayerns, Schwaben, Bd. I. Ldkr. Nördlingen, S. 205.
[40] F. Ö. Bibliothek Maihingen.

Digitized by Google

Abb. 14. Orangerie in Weikersheim, westlicher Flügel mit Pavillon.

Welsch hatte 1714 Gelegenheit, seine Gedanken über die Gestaltung von Gartenbauten im Anschluß an das Belvedere für den Fürsten Öttingen selbst noch einmal weiter zu formen und wieder zu verwirklichen. Er näherte sich damit sehr stark der Lösung, die Lüttich — ohne dieses neue Werk kennengelernt zu haben — 1719 in Weikersheim durchführte. Welsch kommt 1714 anläßlich seines Wiener Aufenthalts, bei dem er dem Kaiser einen Plan der Stadt und Festung Mainz überreicht und ihm die Nobilitierung zuteil wird, nach Göllersdorf auf den Landsitz des Reichsvizekanzlers Graf Schönborn; hier wird er in Gemeinschaft mit Hildebrandt zu den Planungen der Orangerie beigezogen und kann sie maßgeblich beeinflussen[41] (Abb. 9 und 10).

Die Absicht Welschs, die Orangerie mehr in der Mitte des Garten aufzustellen, nimmt Schönborn nicht an, da ihm der Bau sonst, wie er schreibt, die Aussicht genommen hätte. Durch die zweimal zwei Pavillons entstehen windgeschützte Höfe auf beiden Seiten, in deren Mitte der Aufstellungsplatz für die Orangenbäume in Kreisform angelegt wurde.

[41] Vgl. dazu: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I u. II; B. Grimschitz, J. L. von Hildebrandts künstlerische Entwicklung bis zum Jahre 1725, Wien 1922, und den Aufsatz des Verfassers in Zeitschrift für Kunstgeschichte, 1940/41.

Digitized by Google

Abb. 15. Orangerie in Weikersheim, westliche Kolonnade.

Welschs Anteil an der Göllersdorfer Orangerie, wie sie heute steht, ist dahingehend festzulegen, daß die Gesamtdisposition der Anlage sein Werk ist, besonders eben die Grundrißgestaltung, während Hildebrandt die Gestaltung des Aufrisses im Detail verblieb.

Besonders bezeichnend für Welsch ist die Anordnung der beiderseitigen Pavillons, die, wenn auch nicht gestaffelt, sondern in einer Flucht liegend, doch den nämlichen perspektivischen Effekt hervorrufen, wie ihn seine Mainzer Favorite mit dem Orangeriehaus und den detachierten Pavillons aufwies. In Mainz war das Orangeriehaus ein Gebäude von etwa 40 m Länge in einem geraden Flügel, in Göllersdorf folgt nach den raumschaffenden gedoppelten Pavillons ein vom Tiefenzug durchbrochener Flügel, der in der Mitte halbkreisförmig ausweicht und sich öffnet. Es scheint, daß man ursprünglich die Absicht hatte, die Durchbrechung mittels eines Bogenmotivs zu umbauen.[42]

In einem verjüngten Maßstab ist hier das Motiv der Mainzer Favorite mit dem des Schrattenhofener Belvedere verbunden. So konnte Welsch in Schwaben und Österreich seine rheinisch-fränkischen Ideen verwirklichen; aus dem Schwäbischen wurden sie durch den Braunschweiger Lüttich ins Fränkische, an die Tauber nach Weikersheim, zurückgetragen.

Der Weikersheimer Bau ist zeitlich und entwicklungsmäßig die späteste Orangerie im Vergleich mit den Anlagen in Gaibach, Pommersfelden, Biebrich, Schrattenhofen und Göllersdorf. Lüttichs Werk läßt sich ohne Schwierigkeit an den Schluß dieser Reihe setzen und nimmt dort einen überzeugenden Platz ein (Abb. 11, 12 und 13).

Die Weikersheimer Orangerie ist an das westliche Ende des von der Schloßfront zur Tauber hin sich dehnenden Gartens gerückt und besteht aus zwei spiegelhälftig sich gleichenden Einzelgebäuden mit einer Gesamtlänge von nahezu 100 Metern. Die Flügel sind nach außen hin jeder durch einen zweistöckigen Pavillon abgeschlossen, der, in der Fassade dreiachsig, von jonischen Pilastern mit Anlauf gegliedert ist. Das Obergeschoß ist ein Mittelding zwischen Mezzanin und Attika und dient nur der äußeren Erscheinung des Baues und dem Verbergen der Heizanlagen. Im Untergeschoß hat jeder Pavillon in der Fassade eine Türe und in den seitlichen Achsen Figurennischen. Über dem Portal des südlichen Pavillons ist das hohenlohesche Wappen des Grafen Karl Ludwig angebracht und in den Nischen stehen Diana und Minerva als Sinnbilder der Jagd und der Kriegskunst, über dem Portal des nördlichen Pavillons ist das öttingensche Wappen der Prinzessin Friederike Sophia mit dem Fürstenhut gemeißelt und in den Nischen stehen Juno und Venus als Verkörperungen fraulicher Würde und Schönheit (Abb. 14). An die Pavillons

[42] Vgl. den Stich bei B. Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt, Abb. 63.

Digitized by Google

Abb. 16. Orangerie in Weikersheim, Gebälk.

schließen sich zur Mitte hin und in der Front merklich zurückgesetzt auf beiden Seiten vier Bogenstellungen an, über denen das Hauptgesims der Pavillons fortläuft. Die Arkaden sind zwischen Pfeilern mit Kämpferplatte gespannt, über die jonische Pilaster gelegt sind; der Schlußstein der Bögen ist jedesmal herausgehoben und so weit hochgezogen, daß er die Unterkante des Hauptgesimses berührt. Über diesem läuft eine Balustrade, die schon hinter den Leerfenstern der Pavillons sichtbar war; jeweils über den Pilastern sind anstatt der Baluster viereckige Docken gesetzt, auf denen abwechselnd Deckelvasen und Vasen mit Baumzier stehen; über den Pilastern der Pavillons wurden kleine Obelisken aufgestellt. Anschließend an die Bogenstellungen weicht die Schauseite an beiden Gebäudehälften zur Mitte hin im Viertelkreis zurück, so daß zwischen den beiden Bauten, welche sich bis auf 6 m nähern, ein Freiraum von annähernd halbovalem Grundriß entsteht. Das Arkadenmotiv ist in diesem letzten gekurvten Drittel durch drei große Blindbögen weitergeführt, auch Pfeiler, Kämpfer, Pilaster und Schlußstein sind wie an den Bögen der geraden Teile gebildet. Vor die Pilaster sind hier aber große Freisäulen mit jonischen Kapitellen gestellt, je eine vor die beiderseits vier Pilaster der drei Bögen und dann jeweils eine in der beiderseitigen Verlängerung des vorragenden Gebälks, das, weitausladend und in einem wunderbaren Detail gebildet, auf den Freisäulen aufruht. (Abb. 15). Über dem Hauptgesims läuft, dem Viertelkreis folgend, die Balustrade fort, auf deren Docken statt der Vasen hier Göttergestalten ruhen. Von diesen schleifen über jeder Säule kräftige Voluten auf die Gebälkstirnen herab, es sind die Reminiszenzen an die seltsamen Verschleifungen Welschs am Schrattenhofener Belvedere, elegante Umdeutung eines noch ganz hochbarocken Motivs.[43] In den beiderseits drei Blindbögen wurden sechs lebensgroße Statuen aufgestellt (Abb. 16) und im Mittelpunkt des ovalen Platzes erhob sich auf hohem Postament ein Reiterstandbild wirkungsvoll gerahmt von der Säulenarchitektur, die hier das Relief der Fassade zur Plastik des umrahmten Raumes steigert.

In den vorgezogenen Pavillons waren die Heizungen untergebracht, welche die den Zitrusarten im Winter nötige Wärme lieferten. Die Bedachung war einhüftig hinter der Balustrade aufgelegt, um sie den Blicken vom Park her zu entziehen, und konnte im Frühjahr abgenommen werden, um den Gewächsen Luft, Regen und Sonne zugute kommen zu lassen, noch bevor sie in den Nächten freistehen durften.

[43] Man vergleiche die ähnliche, konstruktiv bedingte Form an Mansarts Kolonnaden in Versailles.

Digitized by Google

Abb. 17. Park und Orangerie in Weikersheim auf einem Gemälde des Spätrokoko in Schloß Öhringen (Ausschnitt).

Der bauliche Bestand ist im ganzen noch unverändert zu erkennen, Einzelheiten sowie die Umgebung des Gebäudes können aus einigen Ansichten des 18. Jahrhunderts erschlossen werden. Originalpläne haben sich nicht erhalten. Die Parkansicht im Saal des Schlosses zeigt, wie erwähnt, die Orangerie noch nicht. Eine, wenn auch flüchtige und unzuverlässige Darstellung findet sich auf einer 1747, wohl zum 45. Regierungsjubiläum des Grafen, von Homann in Nürnberg herausgegebenen Karte Weikersheims und des Karlsbergs mit Umgebungen, die auch den Ansichten in Wibels Hohenloheschen Kirchengeschichte zugrunde liegt. Den besten Eindruck vermittelt eine im Langenburger Archiv befindliche Zeichnung (Abb. 1) des öhringischen Hofzimmermeisters Georg Peter Schillinger, die im Kupferstich als Tafel XXVI in dessen 1745 erschienener Architectura Civilis verwendet erscheint (Abb. 11). Nach Schillingers Blatt ist auch eine kleine Zeichnung im Weikersheimer Archiv entstanden. Da auf der Langenburger Zeichnung und auf dem Kupferstich die Figurennischen an den Pavillons und in der Mitte nicht zutreffend dargestellt sind und da die Zeichnung noch eine aus Akanthusranken gebildete Balustrade zeigt, während der Kupferstich diese der Ausführung entsprechend mit Balustern gibt, mag die Möglichkeit bestehen, daß die Zeichnung nicht nach einer Bauaufnahme, sondern nach einem damals noch vorhandenen Originalentwurf angefertigt wurde.

Ein im Schlosse zu Öhringen befindliches Familienporträt aus der Zeit des spätesten Rokoko zeigt den Fürsten Friedrich Ludwig Karl von Hohenlohe mit seiner Familie vor dem Hintergrunde des Weikersheimer Parks (Abb. 17). Auf diesem Gemälde ist der alte Zustand des Parks und der Orangerie noch gut zu erkennen.

An Hand der alten Ansichten kann auch die Gestaltung des Mittelstückes der Orangerieanlage betrachtet werden. Weder die „Colonnaden" noch das inmitten aufgestellte Reiterbild lassen sich aus dem Kreis Welschs oder überhaupt rheinisch-fränkischer Kunst im weitesten Sinne ableiten. Es war oben gezeigt worden, wie zwar die Disposition der Weikersheimer Orangerie, ihr Grund- und Aufriß und auch die Kurvierung des Mittelteils grundrißmäßig in Schrattenhofen ihre letzte Vorstufe fand, auch die Bildung der Freisäulen fand in etwa eine ursächliche Vorbildung in den Schrattenhofener Postamenten mit Freifiguren. Das neue, über Welsch hinausgehende Moment ist für Lüttich eine urkundlich nicht beweisbare, aber sicher zu erschließende Bekanntschaft mit dem Ideenkreis Fischers von Erlach. Es sind die Kolonnaden und das Reiterbild, die beide Lüttich aus dem Ideenkreis des Wiener Meisters kennenlernte. Wie es noch nicht möglich war, die vorhandenen Beziehungen Welschs zu Wien vor seiner ersten

Digitized by Google

Abb. 18. Johann Bernhard Fischer von Erlach, Entwurf einer Gartenarchitektur, Kupferstich (Ausschnitt).

uns bekannten Reise vom Jahre 1714 genau zu erklären, für die aber der 1711 begonnene Mittelbau des Schlosses Biebrich beredtes Zeugnis ablegt, so muß auch für Lüttich diese Frage offen bleiben. Von welchen Zufällen die Aufdeckung solcher wichtigen Kunst- und Künstlerbeziehungen abhängig ist, mag aus dem Beispiel der erst 1927 nachgewiesenen Berlin-Reise Fischers von Erlach[44] deutlich werden, deren Folgen nicht unbemerkt im Werk des Wieners geblieben waren.

Eine Orangerieanlage, die mit der Weikersheimer in der Gestaltung des Mittelstücks vergleichbar wäre, existiert nicht; Lüttichs Werk als solches ist ein Einmaliges, Neues und Selbsterfundenes. Es ist nötig, daß wir hier etwas weiter ausgreifen.

J. B. Fischer von Erlach bringt im fünften Teil seines „Entwurfes einer Historischen Architektur" („Divers Vases") auf der Tafel XIII zwei große Prunkvasen, eine „Vase d'Hercule" und eine „Vase de Neptune", denen als Hintergrund eine Gartenarchitektur dient (Abb. 18). Man sieht eine durch Bogenstellungen gebildete Gartenmauer, die in der Mitte von einem höchst eigenartigen Bauwerk unterbrochen ist; aus zwei senkrecht zur Mauerrichtung stehenden, einander gleichenden halbovalen Mauerschalen ist ein Freiraum geschaffen, in dessen Mitte sich ein Reiterstandbild erhebt.

Sedlmayr hat zur Datierung des Blattes, das sich unter denen des Manuskripts von 1712 befindet, aber wie das ganze Werk erst 1721 erschien, auf die Freisäulen verwiesen, welche sich am Liechtenstein-Belvedere in Wien wiederfinden, und rückte im Anschluß an dessen Datierung auf 1687 auch das Blatt V/XIII in diese Jahre.[45] Auch die Tafeln XVII und XVIII des IV. Bandes zeigen das Motiv. Jedenfalls gehört der Entwurf V/XIII, offensichtlich ein Parktor, in jene erste Zeit Fischers, die noch von starken Phantasievorstellungen durchdrungen ist, in die Jahre 1705, denen dann eine „Phase konkreter Architektur" folgt.

Die Architektur des Blattes V/XIII ist in allem eine für Fischer geradezu charakteri-

[44] H. Hantsch, Belvedere, Heft 60.

[45] H. Sedlmayr, Fischer von Erlach der Ältere, München 1925, S. 16. Derselbe, Zum Oeuvre Fischers von Erlach II. Belvedere, Jg. XI, S. 135.

Digitized by Google

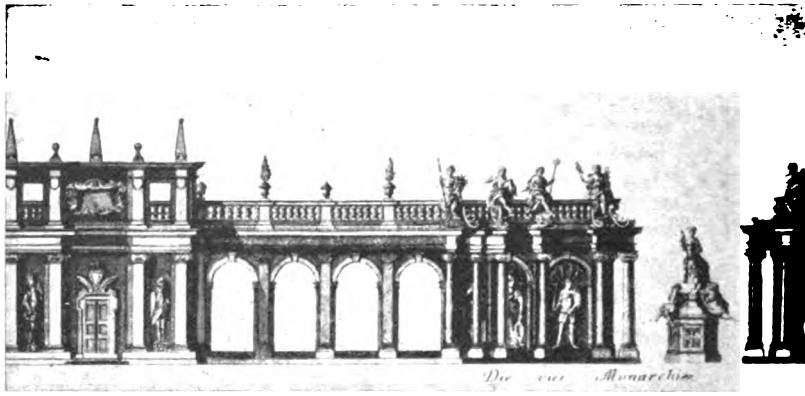


Abb. 19. Orangerie in Weikersheim, östlicher Flügel und Denkmal. Ausschnitt aus Schillingers Stich.

stische Erfindung, und ihr innerstes Wesen ist von Lüttich in Weikersheim in einer sonst im 18. Jahrhundert nicht wieder verstandenen Folgerichtigkeit wiedergegeben worden: Fischers Parktor ist als Raum gedacht; eine Vorstellung, der jeder Vorgang zu fehlen scheint und die nur sinnvoll wird, wenn das Davor- oder Dahinterliegende, eben der Park, auch als Architektur, als umbauter Raum empfunden wird. Dieses Grundempfinden liegt der Weikersheimer Orangerie zugrunde, deren Mittelstück ein Tor zur Landschaft sein sollte, ein Tor aus dem architektonisierten Garten für den Blick ins Taubertal. Wenn auch Lüttich die Halbovale Fischers in Viertelstücke ändert, gilt doch von ihnen auch das Wesensmerkmal, das Sedlmayr für Fischer feststellt, daß nämlich beim Parktor die „Innenwand einer angeschnittenen Raumzelle die Funktion der Fassade übernehmen" kann; Lüttichs Weikersheimer Kolonnaden sind Innenraum und Fassade, Innenraum für das Reiterbild und dessen nahen Betrachter, Fassade für die anliegenden Orangeriehäuser.

Was Sedlmayr für Fischers Parktor als Möglichkeit entwickelt: „für einen Betrachter der in der Mitte des Parktores steht, könnten die zwei konkaven Schalen ebensogut Fassaden seitlicher Bauten sein", das ist von Lüttich als Wirklichkeit gebaut. Indem er seinen Orangerieplatz offen bildet, also anstatt der beiderseitigen Halbovale Viertelstücke verwendet, hat Lüttich bessere Möglichkeit geschaffen, die Blicke, die vom Schloß her der Gartenachse folgen, einfangen zu können. Fischers Projekt, als Parktor und Point de Vue am Ende einer Allee gedacht, ist mit Freisäulen gerahmt, wie diese auch beim Liechtenstein-Belvedere, wo sie über Eck gedoppelt stehen, nur Rahmenmotive sind. Lüttich hingegen stellt die Freisäulen nicht nur an die Abschlüsse der Viertelstücke, sondern er benützt sie zu deren Wandgliederung überhaupt, um der Architektur des zum Park geöffneten Freiraumes noch eine genügende Fernwirkung zu geben (Abb. 19).

Hier könnte eingewendet werden, daß bei solchem Sachverhalt der oben gezeigte Gang der Entwicklung von Gaibach nach Weikersheim doch nicht zutreffe, daß es sich vielmehr bei Lüttichs Werk um eine gerade einflügelige Anlage handele, in die das halbierte Oval und das Denkmal eingestellt seien wie das Tor in Fischers Parkmauer. Dem ist aber nicht so; ohne Welsch und sein Schrattenhofener Belvedere ist die Weikersheimer Orangerie nicht denkbar; es wurden nur um des Zweckes willen zwischen Pavillons und Mittelstück des Welschschen Belvedere-Gerüstes gerade Trakte eingeschoben. Erst bei dieser Station der Planung konnte Fischers Idee zur Ausgestaltung des grundrißmäßig vorbestimmten Mittelstücks wirksam werden.

War die Mitte der Orangerieanlage herausgebrochen, so mußte doch ein Mittelpunkt da sein, und den bildete ein Reiterstandbild, das, vor der freien Landschaft des Taubergrundes stehend, von einer zu höchstem Ausdruck gesteigerten Architektur gerahmt, durch sein Dasein jene glücklichen Fähigkeiten bedeutender Zeiten und großer Künstler dokumentiert, zeitgebundenen Zweck und zeitlose Form, Gegenwartszweck und Denkmal als eines zu empfinden und gestalten zu können. Die Verbindung von Architektur und Monument bei Fischer läßt keinen Zweifel darüber, daß Lüttich eben gerade diese Idee kannte. Wie ihm die Kenntnis zukommen konnte, das ist noch nicht zu erklären.

Wir wissen, daß Fischer seit 1705 sich mit dem Werk der Historischen Architektur beschäftigte; da sie aber erst 1721 erschien, muß einzelnes aus dem Manuskript, das 1712

Digitized by Google

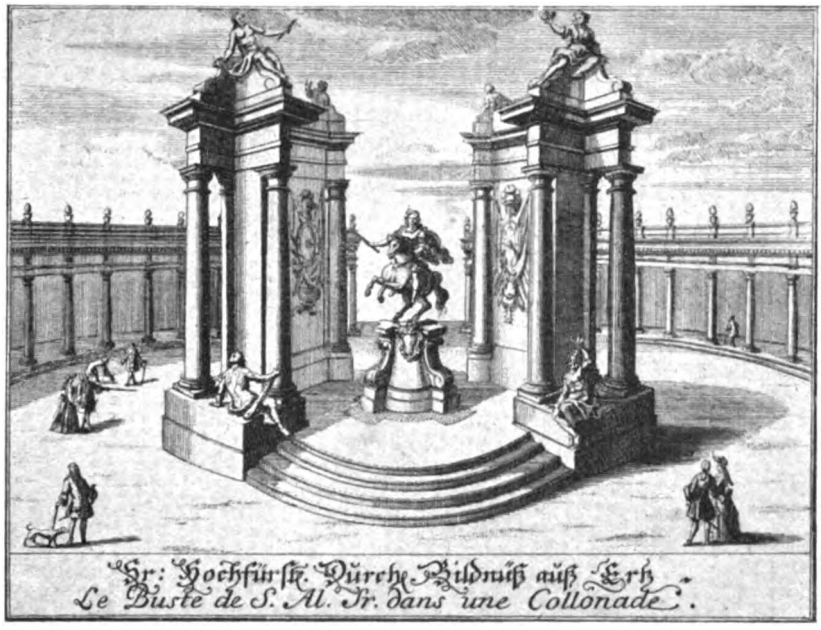


Abb. 20. Johann Fr. Nette, Entwurf für eine Kolonnade zu Ludwigsburg. Kupferstich 1712.

abgeschlossen war, bekannt geworden sein. In diesem Zusammenhang wird es von Bedeutung, daß Lüttich bis 1710 in braunschweigischen Diensten war und daß er als schulmäßig ausgebildeter Architekt und Ingenieur ohne Frage mit der Bibliothek in Wolfenbüttel und ihrem Betreuer Leibniz in Beziehung gestanden haben mag, der ihm als Mathematiker ja auch fachlich etwas zu sagen hatte und überdies auch an der Baukunst nicht uninteressiert war. Leibniz hatte damals mit dem Gelehrten Heräus in Wien, der den Text für die Tafeln in Fischers Historischer Architektur verfaßte, eine lebhafte Korrespondenz wegen Gründung einer Akademie in Wien, in die nach Leibnizens Vorschlag auch Fischer von Erlach aufgenommen werden sollte. Diese hier genannten Beziehungen sollen eine Möglichkeit andeuten.

Sehr bemerkenswert ist, daß auch in Nettes 1712 erschienenem Kupferstichwerk über Ludwigsburg ein eng verwandtes Motiv aufklingt, und zwar hinsichtlich des Denkmals wie der Architektur. Auf einem Blatt „Sr. Hochfürstl. Durchl. Bildnuß auß Ertz" zeigt Nette das Standbild des Herzogs von Württemberg zu Pferde inmitten einer aus zwei kreisförmigen Wandstücken bestehenden offenen Säulenhalle (Abb. 20). Während der Grundriß bei Fischer ein Mittelrechteck mit seitlich angeschobenen Halbkreisen darstellt, in dessen Zentrum das Denkmal steht, so ergibt sich in Weikersheim die gleiche Grundform halbiert, indessen bei Nette ein Kreis als Grundfigur erscheint. Fischer und Lüttich ist die Verbindung des Denkmalgehäuses mit einer außen anschließenden Mauer bzw. Gebäudeflügeln gemeinsam, während Nette seine Rotunde noch einmal in die Mitte einer halbkreisförmig umschließenden Säulenhalle stellt, wodurch eine peinliche Häufung der Motive entsteht und — indem das Mittelstück nun allseits umschritten werden kann — das Denkmal widersinniger Weise doch nur von zwei Seiten her sichtbar wird.

Nette mag das Unbefriedigende dieser seiner Denkmalkonzeption selbst empfunden haben, denn auf der Gesamtansicht des Ludwigsburger Parks fehlt der Rundbau und das Reiterbild steht nun frei zwischen den äußeren Kolonnaden der Orangerie ganz in deren Tiefe gerückt; so hat er das Originelle der Idee Fischers, die er irgendwie kennengelernt hatte, die zu meistern ihm aber nicht gelang, schließlich fallen gelassen.

Ob Lüttich nun direkten oder indirekten Zugang zu Fischers Ideen gewonnen hatte — ob er vielleicht auch mit dem 1714 schon gestorbenen Nette bekannt geworden war, dessen Stichwerk mit dem Denkmalbau allerdings nur zur Filiation der Fischerschen Idee gehört und nicht in die Genealogie der Weikersheimer Orangerie —, fest steht, daß er 1719 von

Digitized by Google

dem Entwurf Fischers auf Tafel V/XIII seines Werks aus dessen Manuskript Kenntnis haben mußte. Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim mag Lüttichs Vorschlag zum Reiterbild selbst auch gern angenommen haben, denn er hatte ja bei seinem Besuch in Berlin im Jahre 1707 dort Schlüters 1704 aufgestelltes Reiterbild des Großen Kurfürsten bereits gesehen und gewiß bewundert oder gar auch dessen — allerdings nicht allzu glücklich gelungene — steinerne Nachbildung schon gesehen, die eine Tochter des Großen Kurfürsten, Markgräfin Elisabeth Sophie, in ihrem Hofgarten zu Erlangen aufstellen ließ; 1711 hatte Elias Ränz mit der Arbeit an dem Monument begonnen.[46]

Die Geschichte des Reiterstandbildes ist im Anschluß an Schlüters Werk im Zusammenhang mit den Farnese-Reiterbildern von Mocchi und Ludwigs XIV. von Girardon von Voß und Benkard[47] behandelt worden. Hier wäre nun darauf hinzuweisen, daß in dem Auftauchen des Motivs bei Fischer von Erlach ein weiterer Einfluß seiner Berliner Reise vermutet, ja sogar als gewiß angenommen werden darf. A. Schneider[48] beschreibt den Entwurf Fischers für HA. V/XIII, der sich in Zagreb befindet: „... In der Mitte zwischen den beiden Vasen ein Ausschnitt, über den das auf dünneres weißes Papier gezeichnete Gebäude geklebt ist. In diesem wieder ein Ausschnitt überklebt mit der Zeichnung des Reiterstandbildes und der einen Hälfte des Wagens. ...“ Fischer hat also an diesem Entwurf korrigiert; er war anfangs ohne plastischen Schmuck in seinem Zentrum, ein Wagen diente zur Staffage. Als Endlösung fügte er die Reminiszenz an Schlüter in das Oval seines Freiraumes ein.

Es bleibt noch die Frage, wer in Weikersheim durch das Reiterbild verewigt werden sollte. Es entspräche durchaus barockem Empfinden, wenn Graf Karl Ludwig von Hohenlohe sich selbst dieses Denkmal im Park seines Schlosses hätte setzen lassen.

Aus den Abmachungen mit den Bildhauern ist über Sinn und Darstellung des Reiterbildes in Weikersheim nichts zu entnehmen; es ergibt sich aber, daß die erhaltenen bildlichen Darstellungen durchaus verlässig sind. Am 26. August 1721 wird „das Pferd“ glücklich aufgerichtet,[49] gleichzeitig am Postament an den Kriegswaffen gearbeitet; bald wird eines „von denen sitzenden bildern hinden am Rücken vollends ausgearbeitet“; es handelt sich um zwei Sklavenfiguren, das übliche Beiwerk der Reiterbilder. Bei einer Neufassung der Gartenfiguren in Blau und Weiß wird 1742 „das große Postament, worauf das reuthende Bild stehet“, und der neu anzubringende „Marschallstab“ erwähnt. Den wertvollsten Hinweis gibt Schillinger im Text zu seinem 1745 erschienenen obengenannten Kupferstich der Orangerie, wo er sagt, daß Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim die Orangerie „am Ende der Aussicht des Schloßgartens zum Gedächtnis habe aufbauen lassen“. Der denkmalartige Charakter der ganzen Orangerieanlage, der ja auch Fischers Parktor eignet, kommt mit diesen Worten Schillingers am besten zum Ausdruck. In den sechziger Jahren des Jahrhunderts wird des Standbild „Ihro hochgr. Excellenz Herrn Grafen Carl Ludwigs zu Pferdt höchst seel. andenkens“ bei Reparaturarbeiten erwähnt. Aus diesen Äußerungen erhellt, daß man zu Lebzeiten und bald nach dem Tode des Grafen das Reiterbild als sein Denkmal aufgefaßt hat; die lokale Tradition bezeichnet es auch als solches. Wie sehr die Gestaltung des Denkmals in dieser Form und Umgebung jener Zeit lag, dafür bringt Ladendorf[50] in den Gutachten zur Aufstellung des Standbildes Friedrichs I. von Schlüter bezeichnende Beispiele. Eigenartigerweise ist auch in Erlangen die Identifiziernug des Reiterbildes nicht eindeutig. Während der Volksmund vom „steinernen Markgrafen“ spricht und damit den bei Beginn des Monuments noch lebenden Markgrafen Christian Ernst meint, sprechen Paul Decker und Delsenbach auf ihrem zeitgenössischen Stich von der „Statua des verstorbenen Churf. zu Brandenburg“; es mag fraglich bleiben, ob die Markgräfin ihrem großen Vater oder ihrem Gemahl, der ihr das Schloß schenkte, ein Denkmal setzen wollte.

In den Bögen der Arkaden stehen die Standbilder der vier „Monarchien“, dazugesellt Pax und Minerva als Sinnbilder der Friedenswerke und Kriegskunst. Die „Vier-Monarchien“-Theorie war der Zeit noch durchaus geläufig[51] und wurde gern verwendet als

[46] Vgl. Die höfischen Barockbauten zu Christian-Erlang von F. Schmidt und E. Deuerlein, 1936, S. 24 f.

[47] H. Voß, Andreas Schlüters Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten und die Beziehungen des Meisters zur italienischen und französischen Kunst. Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlung, Nr. 29. 1908. E. Benkard, Andreas Schlüter, Frankfurt a. M., 1925.

[48] A. Schneider, Johann Bernhard Fischer von Erlachs Handzeichnungen für den „Entwurf einer historischen Architektur“, Zeitschrift für Kunstgeschichte, Bd. I, S. 254.

[49] FHA. Weikersheim A. X. 2. 28.

[50] H. Ladendorf, Der Bildhauer und Baumeister Andreas Schlüter, Berlin 1935, Kap. I. Anm. 122.

[51] Vgl. dazu O. Lauffer, Die Begriffe Mittelalter und Neuzeit ... Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, 1936.

Digitized by Google

Abb. 21. Orangerie in Weikersheim.

Vierer-Zier, wie sonst die vier Erdteile, die vier Winde oder die vier Elemente. Zu Unrecht hat Treitschke gerade diese vier Monarchen am Eingang des „Hohenlohischen Reiches" als Charakteristikum duodezfürstlicher Überheblichkeit gedeutet;[52] ihre Aufstellung ist nur aus der dekorativ-symbolistischen Idee heraus zu verstehen, die den barocken Programmen von Gelehrten oder interessierten Laien zugrunde gelegt wurde. Auch hier darf wieder Dr. Schneider oder vielleicht einer der hohenloheschen Historiographen als Anreger vermutet werden. Jedenfalls war das Ursprüngliche meist der Schmuckbedarf, dem erst die Sinndeutung der aufzustellenden Statuen folgte; das zeigen die Figurenscharen der Barockgärten. Die Darstellung schließt an den Traum Nebukad-

[52] H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Leipzig 1928, I., S. 19.

Digitized by Google

nezars bei Daniel, Kap. 7, im Alten Testament an. Leonhard Kern hatte sie 1617 am Nürnberger Rathaus angebracht, als Medaillons schmücken sie den Mittelsaal des Rathauses in Schwäbisch Hall, sie finden sich im Kaisersaal des Fuldaer Abtschlosses und im Marmorsaal zu Pommersfelden, hier mit der Aetas Aurea und Argentea vereint. Die Geschichtsschreibung hatte sich lange Zeit an die Vier-Monarchien-Theorie gehalten, in Sebastian Münsters weitverbreiteter Chronik findet sie sich in der Ausgabe von 1628 sogar als Titelkupfer gebracht.

In Weikersheim steht zur Linken Nimrod, ihm gegenüber Cyrus, als zweites Paar Alexander und gegenüber Augustus. Dazwischen beiderseits Pax und Minerva. Die Gebrüder Sommer erhielten 1722 als Bezahlung 99 Gulden für die 6 Statuen „in die 6 böch am orangeriehaus".

Der Figurenschmuck auf der Attika steht mit dem Reiterbild in keinem Zusammenhang. Wegen starker Wetterschäden sind die acht Figuren nicht mehr sicher zu deuten, es handelt sich in der Ausführung, die hier von dem Stich Schillingers abweicht, um eine Götterfolge, zur Linken wohl Jupiter, Äskulap, Merkur und Neptun, zur Rechten wohl Mars, Apoll und zwei nicht mehr deutbare Gestalten.

Die geniale Idee Welschs für Schrattenhofen hat Lüttich noch einmal neu geboren und in Verbindung mit Ideen aus dem Schaffen Fischers von Erlach in eine monumentale Form umgedacht. Lüttichs Bau ist Welsch und Fischer gleichermaßen verpflichtet; sein Werk ist aber ein Ganzes, ein Neues und deshalb auch Eigenes. Es sind nicht schlechthin zwei hier und da aufgegriffene Motive kombiniert worden, sondern es liegt eine eigene Idee Lüttichs zugrunde, der, um dem Auftrag Karl Ludwigs von Hohenlohe nachzukommen, das Problem Orangerie-Belvedere von neuem durchdachte.

Ohne eigentlichen Zweck hat sich das Orangeriegebäude durch das 19. Jahrhundert hindurchgerettet, ohne Dächer und ohne Fenster, ohne Decken und ohne Vorkehrungen zur Überwinterung kostbarer Gewächse. Das Reiterstandbild ist bei Gartenarbeiten um 1865 verschwunden, als einzigen Rest findet man im hohen Gras des Halbrunds noch Teile des Sockels, vor nicht allzu langer Zeit sollen auch Teile des Pferdeleibes noch zu finden gewesen sein. Allein der Orangeriebau als solcher blieb erhalten, durch Verwitterung und mutwillige Zerstörung beschädigt und gefährdet. Gerade in seiner jetzigen Erscheinung, ohne einen noch erkennbaren Zweck, verklärt ihn die Schönheit verfallener Ruinen; jene leichtere Aufgeschlossenheit und poetische Betrachtung, welche alten Burgen entgegengebracht wird, die ihren sachlichen Zweck längst erfüllten und nun, zwecklos im ursprünglichen Sinne, erhalten werden, um einem höheren Zweck unserer Zeit zu dienen, sie wird, wenn auch oft unbewußt, dieser Weikersheimer Orangerie, mehr als wohl sonst einem Bauwerk des 18. Jahrhunderts, entgegengebracht (Abb. 21).

Ein seltsamer Reiz von „fremdartiger Schönheit" (Dehio) wird dem Pomeranzenhause an der Tauber immer eigen bleiben; dieses festliche Bauwerk ist indes aus dem verträumten Park des Grafen von Hohenlohe-Weikersheim nicht mehr wegzudenken; seine Fundamente ruhen im Norden, im Südosten und im Westen des Reiches. Gleich einem Symbol der staatlichen Vielfalt des Reiches ist seine Art aus den Zentren deutscher Barockkunst herausgewachsen, um dort, wo die Karte des Reiches am buntesten war, Gestalt anzunehmen. So entstand die Weikersheimer Orangerie als ein Denkmal des hohenloheschen Landesherren aus der Einheit überterritorialer deutscher Barockkunst. Die Gestaltung der Idee zur einheitlichen Erscheinung, die sonst meist das Werk zusammenwirkender Künstler verschiedener Auffassungen war, nahm diesmal einer allein vor, dem sein Werk auch wieder ein Denkmal sei: Johann Christian von Lüttich.

Nachweis der Abbildungen. Mainfränkisches Museum, Würzburg: 1, 2, 4, 7, 8, 11, 12, 19. / Gundermann, Würzburg: 3, 21. / Von Freeden, Würzburg: 6, 15. / Stürtz A. G., Würzburg: 18, 20. / Deutscher Kunstverlag, Berlin: 5. / Rau, Öhringen: 17. / Ballack, Wien: 9, 10. / Luftverkehr Strähle, Schorndorf: 13. / Landesbildstelle Württemberg: 14, 16.

Digitized by Google

Buchbesprechung

Paul Schöffel, Herbipolis Sacra. Zwei Untersuchungen zur Geschichte des Bistums Würzburg im frühen und hohen Mittelalter. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Engel. Kommissionsverlag Ferd. Schöningh, Würzburg 1948. Broschiert 5,20 DM.

Die beiden, nebst einer Würdigung und Bibliographie durch den Würzburger Historiker Professor Dr. W. Engel von der Gesellschaft für fränkische Geschichte herausgegebenen Abhandlungen stammen von dem 1944 gefallenen Würzburger Archivrat Schöffel, mit dem eine Hoffnung der ostfränkischen Geschichtsforschung dahingegangen ist.

Im ersten Aufsatz „Karlburg, Karlstadt und die ‚fränkische Gertrud'" wird eine mainfränkische siedlungsgeschichtliche Frage überzeugend gelöst. Der Ort Karlburg mit sehr alter Pfarrei und der darüber gelegenen Karlsburg (822 Karloburga = „Burg der freien Männer"; Karl in der Bedeutung „Mann") gehen beide nicht auf die Karolingerkönige zurück, sondern sind älter. Die Karlsburg muß ein frühfränkisches Kastell sein und eine alte Volksburg schon der Vorzeit als Vorläufer gehabt haben. Im tiefergelegenen Ort Karlburg liegt wohl eine alte Königskirche mit Königsgut vor; der fiscus regalis Karlburg gab die Grundlagen des spätmittelalterlichen Amts Karlstadt ab. Karlstadts Gründung im Gebiet der ehemaligen Dorfmarkung von Karlburg kann auf die Zeit um 1200 festgelegt werden; Gründer ist der würzburgische Bischof Konrad. Die „fränkische Gertrud" der Karolingerzeit aber, die angebliche Gründerin des Klosters Karlburg, erweist sich als gelehrte Erfindung späterer Jahrhunderte.

In seiner zweiten Abhandlung über Neumünster und Dom in Würzburg vornehmlich für das 11. Jahrhundert kommt Schöffel in Auseinandersetzung mit den mittelalterlichen Berichten zu dem Schluß, daß die Bischöfe Bernward und Heinrich I. von Würzburg aus der Stammtafel der Grafen von Komburg-Rothenburg zu streichen sind und ebenso dieser Bischof Heinrich I. als Gründer des Würzburger Stifts Neumünster. Letzteres ist vielmehr gemeinsame Stiftung des Bischofs Adalbero und des Emehard von Rothenburg aus dem Komburger Grafengeschlecht unter finanzieller Beteiligung der Königin Richeza von Polen mit dauernder Anteilnahme der Grafen von Rothenburg-Komburg. Dorf und Pfarrei Dettwang mit Zubehör, darunter der Baugrund der Rothenburger „alten Burg" sind aus den Händen dieser Grafenfamilie an das Würzburger Stift gekommen. Auch die vermutliche Mutterpfarrei von Dettwang, Leuzenbronn, und die südwestlich davon gelegene Pfarrei Blaufelden, deren Patronatsrecht dem Stiftspropst von Neumünster zustand, mögen auf Schenkung des ersten nachweisbaren Stiftsvogts Heinrich von Rothenburg-Komburg oder eines anderen Mitglieds dieser Grafenfamilie zurückgehen. Schenkungen Emehards an das Stift dürften Markelsheim (1144 Güter im Besitz von Neumünster, WUB 2, 33 Nr. 321) und Ailringen (1245 Hof mit Zubehör in Neumünsters Besitz, Weller, HUB 1, 125 Nr. 219) sein. Daneben sind wahrscheinlich noch weitere der ausgedehnten Stiftsbesitzungen im Tauber- und Jagstgebiet — Pfarreien, Zehnten, Hufen, Grundzinse — auf Schenkungen Emehards zurückzuführen. Es ist jener Emehard, dem Kaiser Heinrich III. 1054 „wegen seines unablässig treuen Dienstes" Güter im Tauber- und Jagstgau aus Lehen in Eigen umwandelte (WUB 1, 272); er ist wohl jener ostfränkische Hochadlige, welcher auf der Mainzer Synode 1049 als anwesend genannt ist (Schöffel-Engel, S. 64). Ihn nennt im Komburger Schenkungsbuch die im 14. Jahrhundert geschriebene Gründungsgeschichte des Klosters Komburg als Gründer der Kirchen von Tüngental (Tungetal) und Reinsberg (Reinoltesberg) bei Schwäbisch Hall.

Es sei hier hinzugefügt, daß 1948 bei Grabarbeiten zum Neubau der 1945 kriegszerstörten Kirche in Tüngental im Innengrund des Chores außer vorromanischen Bestattungen Grundmauerteile jener „Emehardkirche" aus der Zeit um 1050 angetroffen worden sind, worüber das Jahrbuch „Württembergisch Franken" im folgenden Band noch berichten wird.

E. Kost.

Digitized by Google

Nachträge und Berichtigungen

Zu Kost, Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1940—1948:

Seite 29, Linien 22—25 („Dazu gehört ... angesetzten Henkel") sind zu streichen.

Zu Fischer, Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim:

Seite 72, Linie 32, muß es heißen: Blaufelden (statt Baufelden).
Seite 74, Linie 2 von unten: Es ist möglich, daß einer (statt eine).
Seite 78, Linie 20 von unten: bis ins 19. (statt 10.) Jahrhundert (1860).
Seite 80: Ganertshausen (statt Gannertshausen).

Seite 77, Linie 5 von unten: Beim Falkenstein dürfte es sich um eine vorgeschichtliche Abschnittsbefestigung handeln, was allerdings mittelalterliche Benutzung nicht ausschließt.

Seite 79 ff.:

Bartsweiler Gde. Marktlustenau, abg., von PN. Barto, Kzf. zu Bartholf, Barthart, zu ahd. barta = Axt, Beil.

Bernhardsweiler Gde. Lautenbach, vom PN. Bernhard = Bärenkühn.

Bergertshofen Gde. Leukershausen, 1357 Berkershoven, vom PN. Berker, Berichger, zu bergan = bergen, schützen, und ger = Speer.

Böhmweiler Gde. Spielbach, falls 1321 Bebenwiler, vom PN. Bebo, Babo, Lallwort wie in Bemberg, Bebenburg.

Brüchlingen Gde. Billingsbach, 1357 Bruehtlingen, vom PN. Bruocho, Kzf. zu Bruohorath; zu ahd. bruoh = Hose.

Dautenhofen Gde. Schmalfelden, abg., unsicher, da ältere Formen fehlen; kaum zu diot = Volk, eher zu einer Nebenform von doto = Pate gehörig.

Deufstetten, 1268 Tiufstetten, nach seiner „tiefen" Lage benannt.

Emmertsweiler, oder Einertsweiler, abg. bei Blaufelden, wie Emmertsbühl bei Wiesenbach, vom PN. Einhart = Aginhart.

Enzenweiler Gde. Spielbach, vom PN. Anzo, Enzo, vom Wortstamme ant-, altenglisch ent = Riese.

Ganshofen bei Jagstheim, 1183 Ganshoven, nach der auf dem Gute lastenden Abgabe von Gänsen benannt.

Guttershofen, abg. bei Ruppertshofen, vom PN. Godehar, Gotheri, Guther = Gottes-krieger.

Horschhausen Gde. Ellrichshausen, 1367 Horsthausen, von mhd. horst, hurst = Gebüsch, Dickicht, nicht von einem PN. Horsco, Horscolf, da sonst Horschelshausen zu erwarten wäre.

Hummelsweiler bei Honhardt, vom PN. Humbold, Huni-bald = riesenkühn.

Ilshofen, 1303 und öfters Ulleshoven, vom PN. Ulli, zu ahd. ula = Eule, zu Vollformen wie Ulfrit, Uligang u. a., oder wahrscheinlicher zusammengezogen aus Udilo, zu Namen wie Udalrich = Ulrich, zum Wortstamme udal, odal = Besitz.

Lutzenweiler, abg. bei Billingsbach, 1345 Lutzenwiler, 1544 Lutzmannslohe; PN. Lutz von Ludizo, Hludizo, zu ahd. hlud = laut, berühmt.

Odilsweiler, abg., Gde. Gaggstatt, vom PN. Odilo, Kzf. zu Odo, Otto, vom selben Wortstamm ot, oth = odal, Besitz.

Satteldorf, 1344 und öfters Sateldorf, von mhd. satel = Sattel, wohl von Gröningen aus nach dem Sattelberg benannt. Das 1357 erwähnte Sytelwiler = Sattelweiler aber war nach der Pfütze oder Sumpfstelle (mhd. sutte, süttel) bezeichnet, die der Entenbach oberhalb der Mühle (1423 Geigersmühle) bildet.

Selgenstadt bei Leukershausen, nach einem Sal- oder Sel-hof = Herrenhof wohl benannt, oder von sal, salh = Salweide.

Sunhoven, 1357, bei Langenburg abg. = Sunt-hofen = Südhofen.

Weidenhausen, Mühle bei Tiefenbach, mundartlich waddehoase, wohl vom PN. Waido, Waidman, zu mhd. weide = Jagd, Fischfang, Weide.

Weipershofen, 1348 Wiprechtshoven, vom PN. Wig-breht, Wigbert; wig = Kampf, bert, brecht = glänzend.

Wicclingen, abg. bei Wittau = Westgartshausen, PN. Wizo, Witizo; widu, witu = Wald, Holz.

Wittenweiler, 1090 Witenwilare, PN. Wito, von witu = Holz.

Digitized by Google

Inhaltsangaben
der Jahrbücher „Württembergisch Franken" 1932—1940

Neue Folge 16, 1932:

Register zu „Württembergisch Franken", Neue Folge 1882 bis 1930, Heft 1 bis 15.*

Neue Folge 17/18, 1936 (246 Seiten):

Nachrufe / E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (40 Abb.) / L. Wunder, Über die Ausgrabung von 3 Grabhügeln im Waldteil Groß-Weilersholz bei Triensbach (17 Abb.) / K. Weller, Die Geschichtsschreibung im württembergischen Franken 1750—1870 / K. Schumm, Die hällische Landheg (1 Abb., 1 Karte) / M. Ruoff, Der Aufmarsch Napoleons 1805 durch Württembergisch Franken / G. F. Oertle, Funde von Panzerlurchen um Gaildorf und Schwäbisch Hall (3 Abb.) / E. Kost, Die Burg Stetten an der Speltach und ihr Geschlecht / J. Fischer, Der Schloßbuck an der Speltach (1 Planskizze) / E. Kost, Von der Burg Katzenstein bei Langenburg / W. Frank, Neuentdeckte Grabstätten in der Johanniskirche zu Crailsheim / Buchbesprechungen von Schriften von K. Bohnenberger, K. Weller, H. Weilbach, Fr. Berger, G. H. Schäff-Scheefen, J. Schwarz, M. Leube, G. Blind, H. Heuß.

Neue Folge 19, 1938 (200 Seiten):

Nachruf Heinz Sausele / E. Murr, Zeitgemäße Sippenforschung in Franken / E. Kost, Die drei Schicksalsfrauen (4 Abb.) / G. Röhrich, Die Keckenburg / W. Hommel, Zur Frühgeschichte des Taubergrunds / M. von Erffa, Wehrhafte Dorfkirchen in Württembergisch Franken (58 Abb.) / Th. Osterritter, Die französische Emigrantenlegion Mirabeau im Hohenloheschen / R. Boehmker, Die Dunkelgräfin in Ingelfingen (1 Abb.) / K. Döttinger, Die Auswanderung aus dem Kreis Crailsheim / E. Kost, Th. Schmid, F. Rau, Th. Osterritter, Von der heimatkundlichen Jubiläumsausstellung in Öhringen 1037—1937 (29 Abb.) / E. Kost, Neue vor- und frühgeschichtliche Funde in Württembergisch Franken (24 Abb.) / Buchbesprechungen von Schriften von K. O. Müller, H. Chr. Schöll, H. Brunner, H. Kling, W. Hommel, A. Herrmann, R. Gabel, H. Heuß, O. Gerhardt.

Neue Folge 20/21, 1940 (293 Seiten):

E. Kost, Die Keltensiedlung über dem Haalquell in Schwäbisch Hall (40 Abb.) / W. Veeck, Eine keltische Solesiederei in Schwäbisch Hall (24 Abb.) / W. Hommel, Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall (3 Abb.) / P. Goeßler, Aus der germanisch-spätrömischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend / J. Zeller, Mergentheims Entwicklung von 500—1340 (17 Abb.) / G. Hoffmann, Neuaufgedeckte Wandbilder in der Kirche in Schäftersheim (1 Abb.) / E. Kost, Der Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit (2 Abb.) / H. Wentzel, Stifterbilder um 1400 in Württemberg (13 Abb.) / E. Liese, Der armlose Schreiber Thomas Schweicker als Mensch und Künstler (14 Abb.) / H. Leuckner, Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus / Buchbesprechungen von Schriften von K. Weller, Fr. J. Bendel, M. Miller, W. Grube.

Inhaltsangaben

der Jahreshefte „Württembergisch Franken" I (1847) bis X (1875) und
der Jahreshefte „Württembergisch Franken", Neue Folge 1 (1882) bis 10 (1910), siehe „Württembergisch Franken", Neue Folge 10 (1910), Seiten 62 bis 65;
der Jahreshefte „Württembergisch Franken", Neue Folge 11 (1914) bis 15 (1930), siehe gedrucktes Nachtragsverzeichnis 1932, Seite 28.

---

* Register zu „Württembergisch Franken" I (1847) bis IX (1873) ist 1877 gesondert erschienen. Band X (1875) hat eigenes Register. Das Register zu „Württembergisch Franken", Neue Folge 1 (1882) bis 15 (1930), ist 1932 als „Württembergisch Franken", Neue Folge 16, erschienen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jubiläumsjahrbuch „Württembergisch Franken", Neue Folge 22/23

Erster Teil, 1947/48

	Seite
P. Goeßler, Professor Karl Weller und die Frankenforschung. Mit Bildnis	5—23
E. Kost, Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1940—1948. Mit 16 Abbildungen	24—37
W. Matthes, Die frühesten Obst-, Gemüse- und Getreidefunde in Europa. Mit 6 Abbildungen	38—42
E. Kost, Die Große Platte, ein Naturdenkmal im Wald Wolfensumpf bei Kaisersbach. Mit 4 Abbildungen	43—46
E. Kost, Die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst, ein jahrtausendealter Überlandweg. Mit 20 Abbildungen	47—61
J. Fischer, Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim, eine geschichtlich-sprachliche Betrachtung	62—83
E. Kost, Die Grenzstreitfrage vom falschen Schwur bei Schöpfer und Erde und ihre rechtsgeschichtlichen Hintergründe. Mit 2 Abbildungen	84—87
E. Kost, Johanniterkomtur Stahl, der Personenname Stahl und die Stahlbühle. Mit 1 Abbildung	88
E. Krüger, Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall. Erster Teil: Die Altstadt. Mit 54 Abbildungen	89—144
M. von Freeden, Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich. Mit 21 Abbildungen	145—170
Buchbesprechung: Paul Schöffel, Herbipolis Sacra. Zwei Untersuchungen zur Geschichte des Bistums Würzburg im frühen und hohen Mittelalter. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Engel. (E. Kost)	171
Nachträge und Berichtigungen	172
Inhaltsangaben der früheren Jahrbücher „Württembergisch Franken"	173
Inhaltsverzeichnis	174

Jubiläumsjahrbuch „Württembergisch Franken", Neue Folge 22/23

Zweiter Teil, 1948

erscheint gesondert. Er wird enthalten:

Karl Schumm, Übersicht über die Archivbestände Württembergisch Frankens mit besonderer Berücksichtigung der Archive der Fürsten von Hohenlohe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Württembergisch Franken

Neue Folge 24/25 = Bd. 34/35

Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1949/50

Mit 110 Abbildungen und Planskizzen

Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1950

MAY 8 1975
The University of Michigan Periodical
Digitized by Google

Digitized by Google

Lehrerbücherei
Nr. 223

Württembergisch Franken

Neue Folge 24/25

Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1949/50

Mit 110 Abbildungen und Planskizzen

Schriftleitung: Dr. E. Kost

Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1950

Digitized by Google

Das Inhaltsverzeichnis
befindet sich am Schluß dieses Doppelheftes

Bilddruckstöcke: M. Ruoff, Graphische Kunstanstalt, Bietigheim
Druck: E. Schwendsche Buchdruckerei, Schwäbisch Hall

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

Jahrbuch „Württembergisch Franken", Neue Folge 24/25

Dr. Kurt Bittel, Professor, Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität, Tübingen, Schloß

Dr. Hans Christ, Professor an der Technischen Hochschule, Aachen, Martelenberger Weg 18

Dr. Wilhelm Engel, Universitätsprofessor, Würzburg, Residenz, Nordhof

Dr. Paul Gehring, Professor an der Technischen Hochschule, Stuttgart W, Stirnbrandstraße 6

Dr. Emil Kost, Dozent a. D., Schwäbisch Hall, Langenfelder Weg 9

Dr. Eduard Krüger, Architekt, Schwäbisch Hall, Crailsheimer Straße 26

Karl Schumm, Fürstlich Hohenlohescher Archivrat, Schloß Neuenstein

Dr. iur. Rolf Thomas, München 23, Germaniastraße 36

Dr. Karlheinz Tietzsch, Privatgelehrter, Crailsheim, Haller Straße 55

Eugen Ungerer, Lehrer, Schwäbisch Hall-Steinbach, Großkomburger Weg

Dr. Hans Wentzel, Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule, Stuttgart, Gutbrodstraße 65

Digitized by Google

Digitized by Google

Bodenzeugnisse der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1948—1950

Von Emil Kost

Eiszeit

Immer wieder erbringen die Aufschotterungen der Flußtäler von Kocher und Jagst Skelettreste eiszeitlicher Urtiere, besonders des Mammuts. So kam 1949 am oberen Kocher aus einer Sandgrube im „Herrenfeld" oberhalb Untergröningen (jetzt Kreis Schwäbisch Gmünd) ein Mammutwirbelknochen heraus (Schulsammlung Untergröningen). Aus dem Kreis Künzelsau wurde von Kocherstetten nachträglich der Fund eines starken Mammutoberschenkelknochens bekannt, 1923 beim Bau des Stauwehrs für das Elektrizitätswerk Buchenmühle gehoben. In der Gegend von Schwäbisch Hall kam 1948 südöstlich der Komburg über der Waschwiese am Großkomburger Weg aus über 1 m Bodentiefe ein mächtiges, noch 18 cm breites Gelenkkopfstück eines eiszeitlichen Großtieres zutage, wahrscheinlich vom Mammut (Keckenburgmuseum). Über Ingelfingen wurde vor Jahren am oberen Kochertalrand über Burg Lichteneck in der Lehmeinschwemmung einer Eintiefung ein Mammutstoßzahn gefunden von 1,40 m Länge; er hängt jetzt in einer Ingelfinger Weinstube. In der Grube steckte ein vollständiges Mammutskelett, das leider nicht geborgen wurde. Fallgrube? Von Criesbach liegen durch Dr. Wieser (Künzelsau) Meldungen vor über Funde vom Mammut, Renntier, Wildpferd, Edelhirsch und Urstier; davon befinden sich in der Schulsammlung in Niedernhall noch ein Schultergelenkknochen vom Mammut, ein Hirschgeweihstück und ein Wildpferdzahn, ein weiterer im Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall. Nach Niedernhall kam ein nacheiszeitlicher riesiger Knochenzapfen vom Wisent. Dieses eindrucksvolle Stück wurde gerade noch von einem wohlerhaltenen ganzen Schädel dieses Urochsen gerettet, während die übrigen Schädelteile bereits als Knochen in eine Lumpen- und Knochensammlung verkauft waren. Ein Vorderfußknochen (Humerus) eines Wildpferds, gleichfalls aus der Nacheiszeit, kam 1949 in 3 m Tiefe bei Ohrnberg am Fuß des Hörnlesbergs im Kocherschwemmland bei einer Wassersuchgrabung heraus.

Eiszeitliche Fundgruben im Jagsttal befinden sich bei Marlach und Bieringen. Nördlich Marlach über dem Wagrain, auf der Talstufe über dem Jagstlauf, traten Knochenreste vom Mammut und wollhaarigen Nashorn auf, die (nach Dr. Wieser) Nagespuren von Raubtieren, wahrscheinlich der Höhlenhyäne, aufweisen. Dazu wurden Kieferhälfte und Oberschenkelknochen vom Höhlenbären gefunden und ein wohlerhaltenes Schädelstück eines Riesenhirsches. Entsprechend ergiebig ist die bekannte Sandgrube in ähnlicher Lage wie die Marlacher Grube auf dem Sand westlich des Bahnhofs von Bieringen über der Jagst zwischen Bieringen und Schöntal. Hier fanden die Grabarbeiter 1949 Mammutbackenzähne und einen Schädel mit Geweihresten eines riesigen Edelhirsches. Neue Funde traten 1950 auf: ein weiterer Mammutbackenzahn eines jungen Tieres und ein Stoßzahnbruchstück (Forstmeister Neunhöffer, Schöntal).

Digitized by Google

Das Neckargebiet lieferte aus dem Lehmabraum eines Steinbruchs von Neckarwestheim (Kreis Heilbronn) einen 1,10 m langen Mammutstoßzahn und einen Hornzapfen vom Wisent. Ebensolche Funde ergab Frankenbach (Sammlung des Historischen Vereins Heilbronn).

Mittlere Steinzeit (10 000 bis 4000 v. Chr.)

Im oberen Kochergebiet um Laufen und Untergröningen sind durch die Suchtätigkeit dortiger Mitarbeiter (Nägele, Haller, Riethmüller und durch Dr. Kost) auf den Randhöhen des Kochers und auf dem anschließenden Hochland (Limpurger Berge) auf Stubensandsteinböden Kleingeräte aus Jurahornstein aufgespürt worden, so beim Hof Platz (150 m SW, 1 km SO Laufen a. K.), bei der Weilersiedlnug Hochhalden (200 m NO, 1200 m SO Laufen a. K.), gegen Weiler Rötenberg (östlich Untergröningen), auf dem Hohenstein (südöstlich Dinkbühl), auf dem Vogelburren (nordöstlich Dinkbühl), bei Schönbronn (Gemeinde Laufen a. K., Kreis Backnang) und über dem Mühlenbach auf Markung Sulzbach a. K. (700 m OSO Schloß Schmidelfeld). Von Waldmannshofen gegen Öchsenhof (Kreis Schwäbisch Gmünd) stammt ein Kernstück aus Weißjurahornstein, Kratzer oder Hobel, ferner ein Mikrolith. Von der Höhenlandschaft westlich Schwäbisch Hall sind rund um Bubenorbis und Sittenhardt Kleingerätfunde zu verzeichnen. Eine 3 cm lange Pfeilspitze von Höhe 477,7 südlich Ziegelbronn (1 ½ km nordöstlich Mainhardt) zeigt Rand- und grobe Flächenbearbeitung und leicht eingeschweifte Grundfläche.

Von siedlungsgeschichtlicher Bedeutung sind mittelsteinzeitliche Kleingerätfunde der Tardenoiskultur aus dem Gebiet des Sallflüßchens im Ebenenvorland der Waldenburger Berge zwischen Ohrn und Kocher auf Lettenkohlelehmboden. Der Fundort ist eine Flachhöhe zwischen Sall und Wurzelbach, Flur „Steinig", 750 m südlich Mangoldsall (Kreis Öhringen). Unter den Jurahornsteinkleinfunden ist eine hochdreieckige Pfeilspitze mit schräger Spitze, eine gleichseitige Dreieckspitze (querschneidig) und ein Kleinstichel. Der Fundplatz hat auch jungsteinzeitliche Funde (siehe diese).

Ein vereinzelter Fund, eine kleine Schrägspitze aus Jurahornstein, aus dem Waldenburger Bergland (Kreis Öhringen) von Markung Michelbach am Wald kündigt dort ebenfalls Funde der Mittleren und Jüngeren Steinzeit an. Der Fundplatz liegt am Hochflächenrand über der „Alten Gabel" im Waldteil Karlsfurt Ebene.

Im Löwensteiner Bergland nördlich Backnang im Einzugsgebiet von Lauter und Murr sind durch die Suchtätigkeit von Lehrer Hermann Scheef unter Mithilfe von Oberlehrer W. Müller (Cannstatt) Kleingerätfunde zu verzeichnen auf Gesamtmarkung Spiegelberg auf den Teilmarkungen Vorderbüchelberg und Großhöchberg, ferner am Ostrand des Juxer Kopfes und bei Gerstenberg südlich Jux, wo sich Kleinwerkzeuge, Kerbklingen, Mittelstichel und querschneidige Dreieckspitze fanden. Auf hochgelegenen Liasböden sind gefunden auf Flur „Greut" (1500 m O Vorderbüchelberg) mehrere Dutzend Kleingeräte aus Hornstein vom Weiß- und Schwarzjura und einige aus Keuperhornstein, darunter eine kleine Pfeilspitze (Abb. 1 Nr. 3), bei Großhöchberg (300 m WSW) eine ähnliche Kleinpfeilspitze (Abb. 1 Nr. 5), ferner Bohrer, Kratzer, Schaber, 1 Mittelstichel und 1 Angelhäkchen mit gegenständigen Schäftungskerben (Abb. 1 Nr. 6). Ein kugelzylindrischer Reibstein aus Buntsandstein (4 cm hoch, 5 cm Durchmesser) (Abb. 1 Nr. 4) von Flur „Greut" (Vorderbüchelberg) kann der Jungsteinzeit angehören. Zwei Kugeln von 3 ½ cm

Digitized by Google

Durchmesser aus Stubensandstein könnten Wurf- oder Schleuderkugeln sein (Abb. 1 Nr. 1a und b). Bemerkenswert ist ein rundovaler Knopf oder Anhänger (1½ × 1 cm) aus Buchsandstein mit subkutaner Durchbohrung (Abb. 1 Nr. 2). Ähnliche Knöpfe, aber mit v-förmiger Bohrung, kennt auch die Jungsteinzeit in der Schweiz (Museum Schaffhausen, Gräber der „Kleinwüchsigen"), in Südbaden (G. Kraft, Badische Fundberichte 17, 1941—1947, S. 136 und Tafel 43 B, 2—4) und der Bereich der Großsteingräberkultur (a. a. O.).

Kleingerätfunde, meist aus Jurahornstein, ohne sichere zeitliche Zuweisungsmöglichkeit, aber vermutlich der Mittleren Steinzeit, ergab auf den nordöstlichen Randhöhen der Backnanger Bucht auf Stubensandsteinböden ein Suchgang, der mit einer Gruppe dortiger Lehrer von Dr. Kost angesetzt wurde. Die Fundorte sind: Höhenzunge zwischen Schlichenbach und Glaitenbach 250 m ONO Schlichenweiler auf Ackerflur „Strohäcker" über einer Quelle; Höhenrand 400 m südwestlich Sechselberg, 150 m südwestlich des Schlichenbrunnens zwischen zwei Quellen; Höhenrand WNW Sechselberg am Ostrand der Stubensandsteinbrüche und in der Mulde nördlich davon ergiebiger Fundplatz.

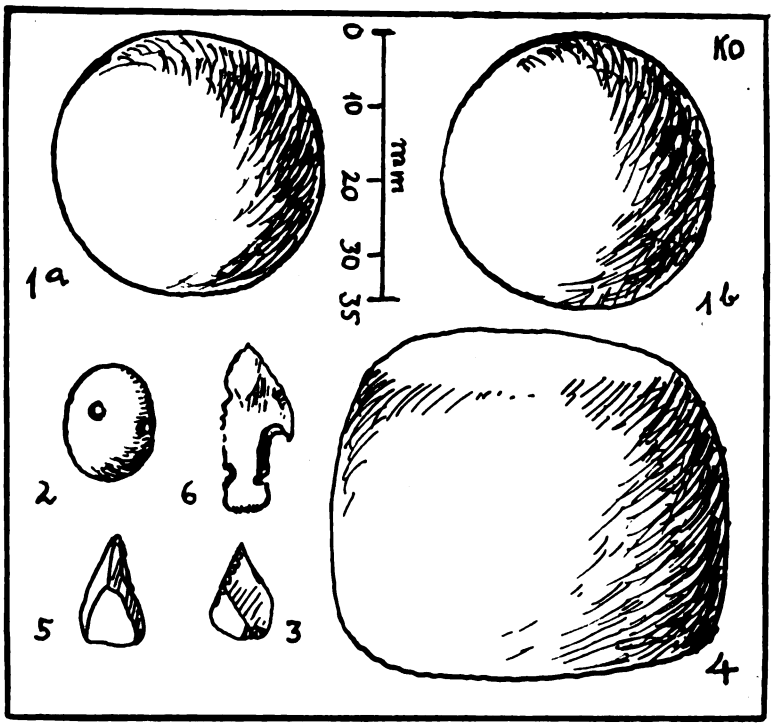


Abb. 1. Steinzeitliche Funde aus dem Löwensteiner Bergland (Kreis Backnang). Vorderbüchelberg, Flur „Greut": Nr. 1a und b, Wurf- oder Schleuderkugeln aus Sandstein; Nr. 2, Anhänger oder Knopf aus Buchsandstein, mit subkutaner Bohrung; Nr. 3, Tardenoispfeilspitze; Nr. 4, Handreibstein aus Buntsandstein. Großhöchberg: Nr. 5, Tardenoispfeilspitze; Nr. 6, Angelhaken aus Jurahornstein mit gegenständigen Schäftungskerben.

Entlang der Hochstraße des Welzheimer Waldes im Höhengebiet zwischen Murr und Wieslauf sind bei Kallenberg (400 m O) und bei

Digitized by Google

Mannenberg auf der Höhenflur „Haube" ebenfalls entsprechende Hornsteingeräte gefunden worden; zum Teil mögen sie auch dem Spätneolithikum angehören, dessen Spuren ebenfalls in diesen Waldhöhengebieten anzutreffen sind. Funde solchen Hornsteingeräts machte Forstmeister Dürr (Mönchsberg) 600 m südöstlich der Rösersmühle (Markung Grab, Kreis Backnang) auf der Höhe über dem Rotbach im Waldteil Palmbaum, weitere Einzelfunde 400 m nordwestlich Rösersmühle.

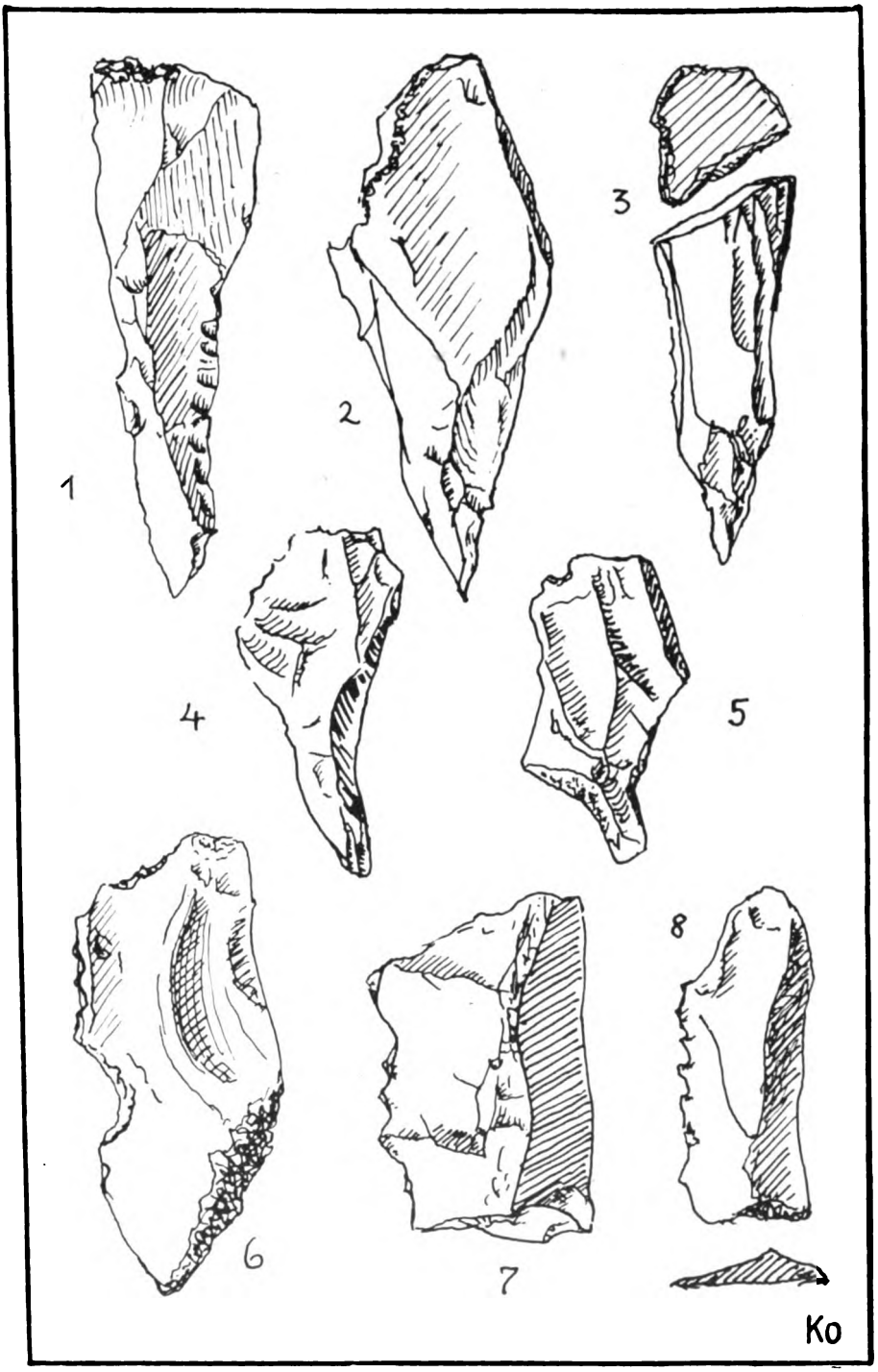
Hornsteingerätfunde der Mittleren Steinzeit meldet von den Höhen des oberen Taubergebiets die Rothenburger Forschung vom Luginsland, Karrachsee, Wachsenberg, Aidenau und Sandhof bei Insingen (Pfarrer Dannheimer im „Bergfried" 1950, 1). Damit ist eine räumliche Verbindung mittelsteinzeitlicher Ausdehnung zum fundreichen Ansbacher Gebiet hin hergestellt.

Ein ergiebiges steinzeitliches Fundgebiet ist seit Jahrzehnten die Frickenhofer Höhe (Kreis Backnang). Sie zieht sich als nördlicher Ausläufer der Schwarzjuraformation der Schwäbischen Alb in deren weiterem Vorland vom Hochland nördlich von Rems und Lein gegen Gschwend zum Limpurger Bergland und bildet eine langgestreckte Höhenrückenverbindung dorthin durch ihren Kammhöhenweg. Schon seit Jahren sind den Mitarbeitern des Historischen Vereins für Württembergisch Franken bei Mittelbronn (Kreis Backnang) um die Höhenrandquellen südlich des Ortes Fundstellen aufgefallen, die neben feineren Jurahornsteingeräten der Mittleren und dann wieder der Jüngeren Steinzeit auch ausgesprochene grobgerätige Funde erbracht haben. Als Fundstelle dafür trat früher schon der „Lindenteich" an einem Bachursprung südlich Mittelbronn hervor. Eine erneute, durch Dr. Kost und Lehrer Einholz bewerkstelligte Suche ergab nun auf heutigem Ackerland nördlich dieser Fundstelle, nördlich der anstoßenden Hutwiesen und auf den Breitenäckern eine Anzahl grober Geräte, die fast alle einheitlich aus weißem Jurahornstein der Schwäbischen Alb, aus deren Weißjuraformation, stammen. Es handelt sich um fingerlange Handpickel und grobe Bohrspitzen und Pfrieme, um grobe Sägen, primitive Spalter und kräftige Kratzer. (Abb. 2 und 3.) Diese Funde weisen nunmehr aus, daß außer dem mittelsteinzeitlichen Tardenoisien (10 000 bis 4000 v. Chr.) auch die zeitlich anschließende Jurakultur (6000 bis 4000 v. Chr.) auf der Frickenhofer Höhe vertreten ist, oder daß beide Kulturen als „grob-feine Mischkultur" hier auftreten. Weitere, schon früher gemachte Funde der Gegend haben ergeben, daß in der nachfolgenden frühen Jungsteinzeit (Zeit der Bandkeramik, 4000 bis 3000 v. Chr.) dort die Besiedlung aussetzte und erst am Ende der Jüngeren Steinzeit, um 2200 v. Chr., erneut Besiedlung durch Spätjungsteinzeitleute eingesetzt hat, die hier Hornsteingeräte und schöne, typische, hochdreieckige Pfeilspitzen mit eingezogener Grundfläche hinterlassen haben.

Von Bedeutung sind nunmehr die zeitlich einige Jahrtausende vor der Jungsteinzeit liegenden Hornsteingerätefunde, die jetzt als der Jurakultur (6000 bis 4000 v. Chr.) angehörig erkannt werden konnten. Diese groben Geräte von Mittelbronn (Abb. 2 und 3) haben dem Kenner der Jurakultur, Dr. h. c. Karl Gumpert (Ansbach) zur Bestätigung vorgelegen, der sie als typisch für diese späte Mittelsteinzeitkultur bezeichnet hat. Dr. Gumpert stellt nach seinen heutigen Erfahrungen auf Grund von Ausgrabungen zum Teil mit

Abb. 2. Hornsteingrobgeräte der Jurakultur von Mittelbronn, Frickenhofer Höhe. Nr 1 bis 3 Pickel, zugleich grobe Bohrspitzen; Nr. 3 am Ende zugleich Hufeisenkratzer und Hobel; Nr. 4 und 5 Bohrer mit breitem Griffende; Nr. 5 zugleich Hohlschaber; Nr. 6 bis 8 Sägen, alle drei mit Sägekante links, Schaberkante rechts.

Digitized by Google



Digitized by Google

Schichtenfolge (Mannus 27, 1935, S. 156 — Forschungen und Fortschritte, Jahrgang 12, Nr. 11, 1936, S. 142 — Mannus 30, 1939, S. 3 — Quartär 4, 1942, S. 38, und eine unveröffentlichte Arbeit über schichtmäßige Ausgrabungen bei Lengfeld im Donaugebiet) diese Jurakultur an das Ende der Mittleren Steinzeit zwischen das kleingerätige, bei uns so zahlreich vertretene Tardenoisien und die jungsteinzeitliche Bandkeramik. Die genannte Jurakultur führt grobgerätiges Mesolithikum ohne Kernbeile, mit primitiven Spaltern und Pickeln am Ende der Mittleren Steinzeit zwischen 6000 und 4000 v. Chr. Die bisher bekannte Verbreitung dieser grobgerätigen Steinzeitkultur erstreckt sich nach Dr. Gumpert über den Frankenjura mit Hauptfundgebieten bei Eichstätt, Kelheim, Regensburg, Amberg, Fränkische Schweiz und Lichtenfels. In Württemberg hat die Schwäbische Alb einige Fundplätze aufzuweisen.

Jüngere Steinzeit (4000 bis 2000 v. Chr.)

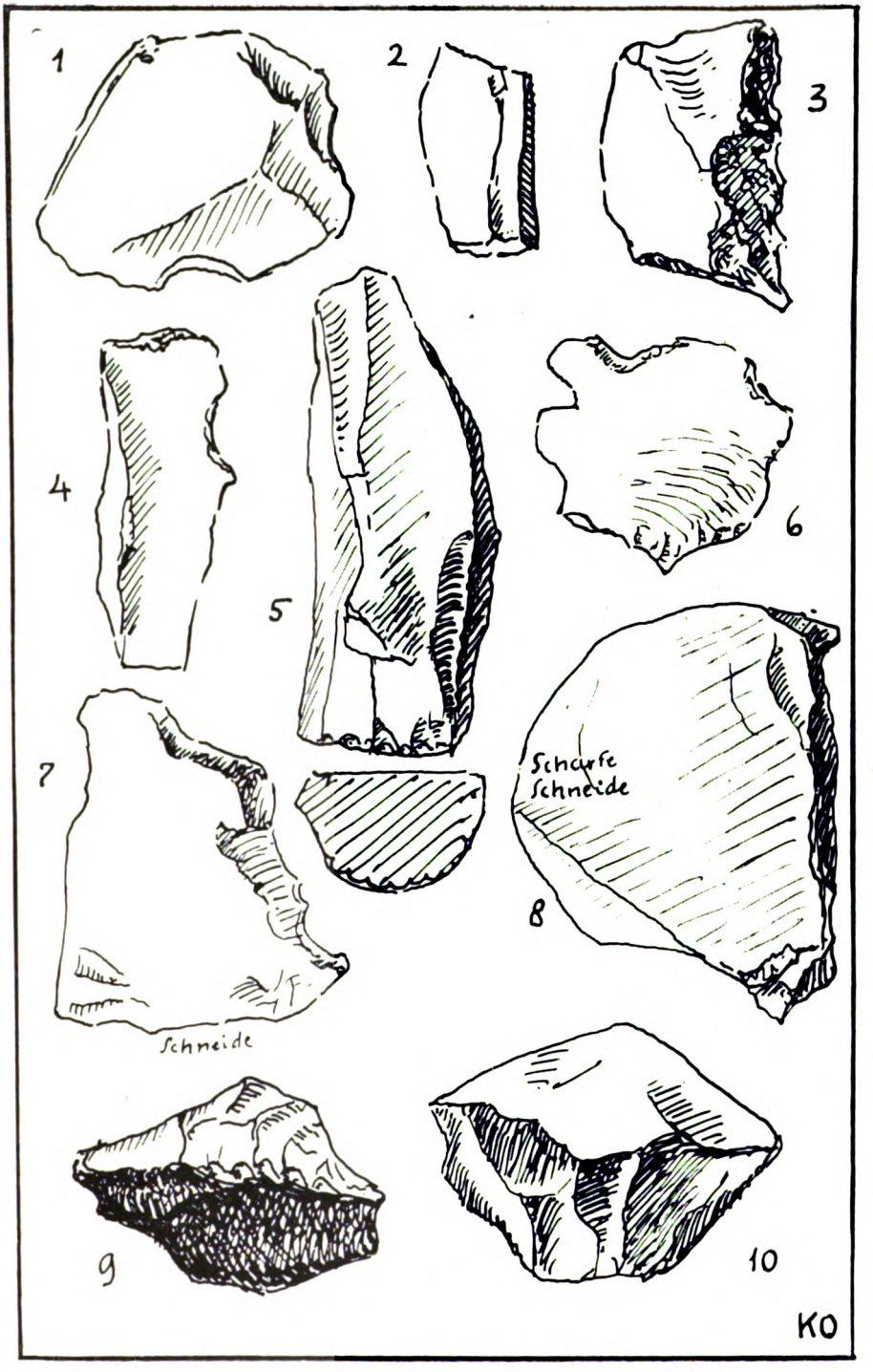
Aus den Ackerlehmgebieten unserer ältesten Bauernkultur, der Bandkeramik, strömen den Sammlungen Württembergisch Frankens immer neue Lesefunde zu. Soweit es sich um Hacken, Keile und Beile handelt, sind sie alle aus dem damals beliebten zähen, graugrünen Hornblendeschiefer in Schliff hergestellt. Nicht weniger als 8 Flachhacken und Keilhacken lieferte in der Creglinger Gegend Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) besonders von Flur „Grasiger Rodweg", eine weitere Flachhacke Schmerbach, in der Haller Gegend Hessental, dieses auch eine abgebrochene Langhacke. Ein Bohrzapfen von Waldmannshofener Markung (Taubergebiet) liegt in der dortigen Schulsammlung.

Von Belang sind einige Querbeile (Zwerchäxte) als Geräte zur Holzbearbeitung, so eines aus Scheuerbaugrund 1948 in Lorenzenzimmern (Kreis Schwäbisch Hall (Abb. 4); die Fundstelle zeigte Siedlungsspuren. Ein ganz entsprechendes Gerät ist vom Tauberlößland bei Waldmannshofen, Flur „Fröschgeschrei", bekannt, aus dortigem unerschöpflichem Fundgebiet. Eine ähnliche Queraxt stammt aus der Ackerflur „Hardt" bei Hessental (Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 19, S. 160, Abb. 4 Nr. 2). Diese Funde liegen im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall.

Immer wieder finden sich auch die bandkeramischen schweren und breiten durchbohrten Keile. Ein Bruchstück davon stammt von Ackerflur „Bürk", Markung Eltershofen (bei Schwäbisch Hall), wo die zugehörigen Siedlungen bekannt sind („Württembergisch Franken", NF 19, S. 157). Einen gut erhaltenen, ganzen Keil dieser Art, zum Teil als „Schuhleistenkeil", zum Teil als „Pflugschar" bezeichnet, auch aus dem üblichen Hornblendeschiefer, 15 cm lang, mit auffallend weitem Bohrloch (26 und 27 mm) lieferte aus dem Keuperwald des westlichen Ellwanger Berglands die Markung Waldbuch (Gemeinde Oberspeltach, Kreis Crailsheim), zwischen Waldbuch und Steinehaig; von letzterem Ort lagen schon Einzelfunde, Hornsteinkratzer und Getreidehandreibstein vor. Weitere durchbohrte Keile stammen aus dem Taubergebiet von Reckerstal (Gemeinde Harthausen; Schloßmuseum Bad Mergentheim), von Honsbronn (Gemeinde Laudenbach) und von Waldmannshofen bei Creglingen; von Waldmanns-

Abb. 3. Hornsteingrobgeräte der Jurakultur von Mittelbronn, Frickenhofer Höhe. Nr. 1, 3 und 7 Spalter; Nr. 8 Spalter und Rundmesser; Nr. 2 typische Klinge (abgebrochen); Nr. 4 und 6 Kerbkratzer; Nr. 5 Kernblock, Reststück von Klingenherstellung, zugleich hufeisenförmiger Kratzer und Hobel; Nr. 6 Flachschaber; Nr. 9 und 10 Kielkratzer in Kegelform, mit der Werkkante zum Beschauer gerichtet.

Digitized by Google



Digitized by Google

hofen sind schon Dutzende dieses bandkeramischen Gerätetyps bekannt und in den letzten Jahren nach auswärts verschleppt worden. Neuerdings liegt ein solcher durchbohrter Keil vor vom G u t h o f (Gemeinde Weißbach, Kreis Künzelsau); er wurde auf einem Steinlesehaufen gefunden (300 m SO Guthof); das Schäftungsloch ist, wie meist bei diesen Arbeitsgeräten, stark konisch gebohrt, was von der Abnützung des knöchernen Röhrenbohrers herrührt. Der Fundort verrät, daß auch die Hochfläche südlich des Kochertales zwischen Niedernhall und Forchtenberg bäuerlich-bandkeramisch genutzt war. Das jenseitige Höhengebiet hat

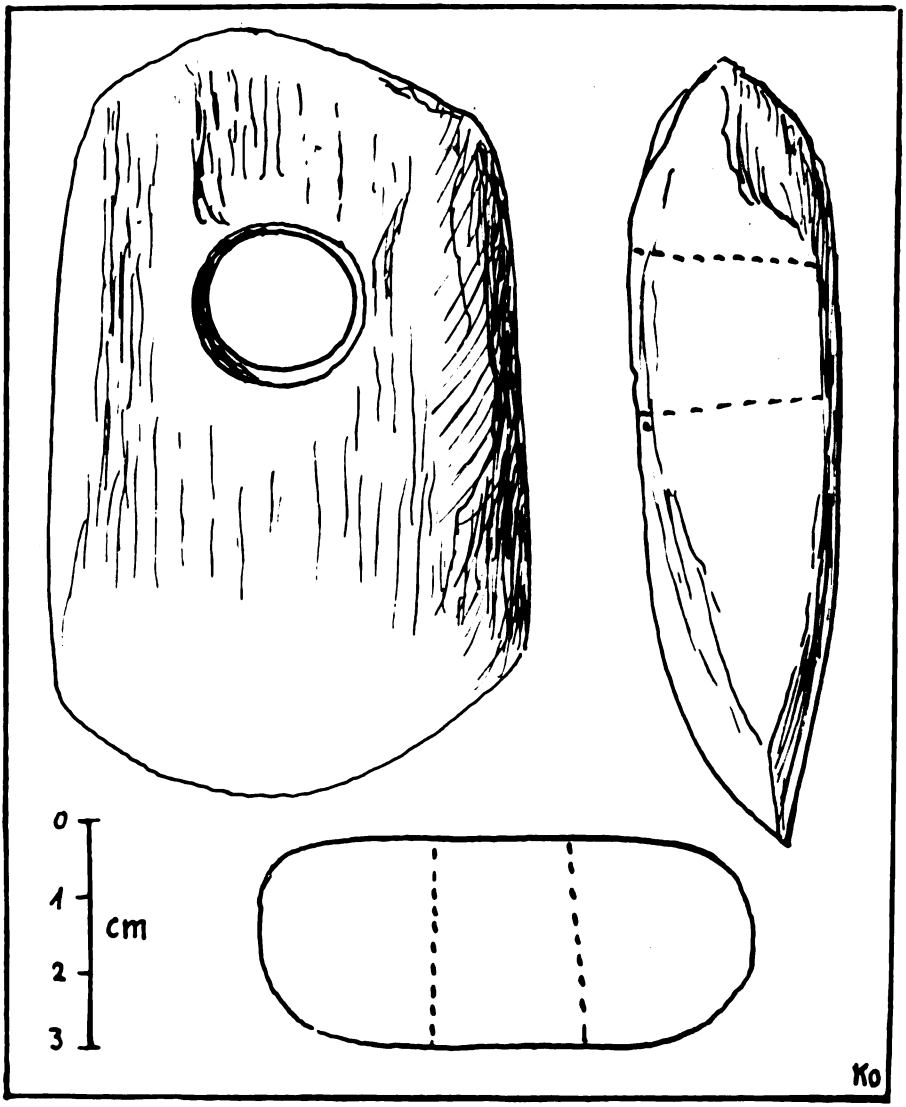


Abb. 4. Bandkkeramische Breithacke von Lorenzenzimmern (Kreis Schwäbisch Hall), eine Zwerchaxt (Queraxt) zur Holzbearbeitung.

Digitized by Google

früher schon jungsteinzeitliche Funde geliefert, 1949 eine Hornsteinmesserklinge 400 m östlich des unteren Sershofs auf der Höhe zwischen Kocher und Jagst, über welche die uralte „Hohe Straße" führt. Ein Strang dieses Urwegs führt flußaufwärts auf der Wasserscheide über Laßbach gegen Kirchberg (Jagst) auf Gesamtmarkung Laßbach (Kreis Künzelsau). K. Handel (Öhringen) entdeckte 350 m SW Vogelsberg eine bandkeramische Siedlungsstelle im Lößlehm; die weitere Umgebung hat Lettenkohlelehm. Ein Schürfung ergab Kulturboden und etwa 20 Hornsteingeräte, meist Klingen, eine Bohrspitze und einige Pfeilspitzen bandkeramischer Art (Abb. 5, obere Reihe). Mit diesem Fund rückt auch dieser Teil der Kocher-Jagsthöhe in den Bereich der jungsteinzeitlichen Besiedlungskarte.

Eine wohl als Lanzenspitze benützte 5 cm lange Spitze aus Jurahornstein mit flacher, breiter Einzugsbasis zur Schäftung stammt von Markung Münster bei Creglingen(Keckenburgmuseum).

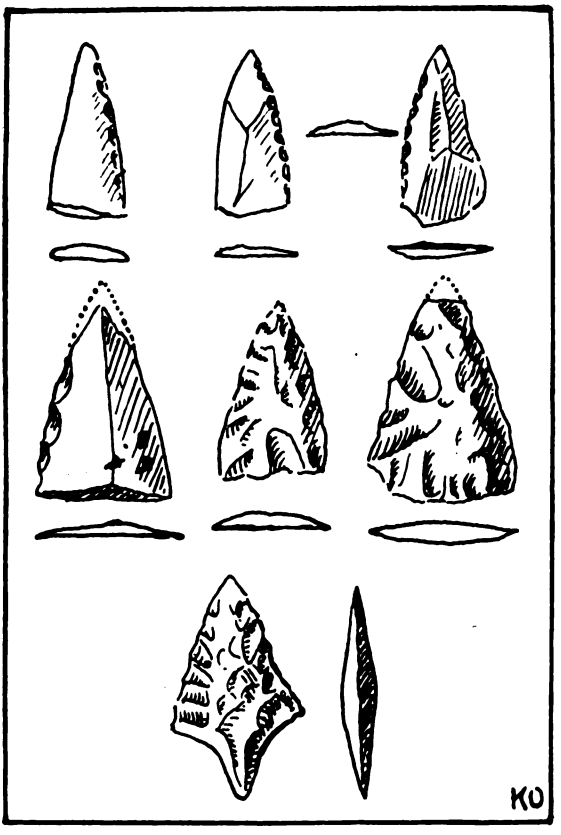


Abb. 5. Jungsteinzeitliche Pfeilspitzen aus Jurahornstein. Oben: drei bandkeramische Pfeilspitzen, Ausgrabungsfunde von Markung Vogelsberg (Kreis Künzelsau). Mitte: drei Pfeilspitzen der Rössener Kultur Hall-Hessental, Ackerflur „Mittelhöhe", Ausgrabungsfunde. Unten: Pfeilspitze mit „Dorn" der spätjungsteinzeitlichen Südwestkultur, von Markung Mangoldsall (Kreis Öhringen).

Neue bandkeramische Siedlungsfunde aus Heilbronn meldet W. Mattes. Er barg aus zwei Gruben dieser Donaubauern von der Einfahrt der Hefefabrik Lindenmeyer graue Scherben, Griffwarzen, Wandverputz mit 3 cm starken Spalt- und 7 cm starken Rundholzabdrücken. Im Neubaugrund der „Heilbronner Stimme" südöstlich des Beginns der Allee kam in 4 m Tiefe (bei 2 m Auffüllung), also in 2 m alter Tiefe im gewachsenen Boden ein Knochenlager zum Vorschein mit Resten mehrerer kleiner Wildpferde, Gebiß eines Junghirsches, einem halben Wildkatzenkiefer und Schädel vom Hausschwein. Es war ein geschlossenes Lager von 1 m auf 80 cm Ausdehnung und 60 cm Stärke, alle Knochen sorglich beieinander gelagert. In Böckingen schnitt ein Entwässerungsgraben im Kastellgelände eine vermutlich bandkeramische Siedlung an. In Eberstadt bei Weinsberg befindet sich in Privatbesitz ein 13 cm langer durchbohrter bandkeramischer Keil, gefunden 1896 bei Eckenweiler. (Über solche Gerätefunde

Digitized by Google

siehe S. 10.) Im Neudorf bei Ödheim rechts des Kochers kamen bei Wasserleitungsgrabungen 1950 als Lagerfund nicht weniger als 5 gut erhaltene bandkeramische Keile verschiedener Form heraus: 2 durchbohrte Schuhleistenkeile, ein langer, hochgewölbter Schmalkeil und 2 Flachhacken, alle Geräte aus Hornblendeschiefer, 28, 28,8, 26, 27 und 18,9 cm lang. (Mitteilung W. Mattes, Heilbronn.)

Ein hierzulande nicht häufiger Fund kommt von der Höhe von Waldmannshofen im Taubergebiet der Creglinger Gegend, ein diskusförmiger steinerner Keulenkopf (Abb. 6, Durchmesser 9 cm, Dicke 2½ cm). Das noch halb erhaltene, in der Mitte durchgesprungene Stück hat in Scheibenmitte eine nur zu drei Viertel durchgeführte Bohrung für den Schaft und ist wohl an dieser Stelle beim Bohren zersprungen. Dies würde auf vorherigen Schliff und auf Bohrung am Ort hinweisen, um so mehr, als der Werkstoff aus dem hierzulande in der Jüngeren Steinzeit besonders von der Bandkeramik viel verwendeten Hornblendeschiefer besteht. Solche Keulen kommen tatsächlich auch gelegentlich im Bereich der Bandkeramik vor (G. Fock, Die steinzeitlichen Keulen Mitteleuropas, Tübinger Dissertation, 1937, S. 26). Fock führt zwei solche Keulen aus dem Heilbronner bandkeramischen Gebiet an. Ein ähnliches Fundstück liegt vor vom Goldberg im Ries (A. Stroh, Die Rössener Kultur in Südwestdeutschland, 28. Bericht der RGK, 1939, Abb. 10, 4).

Ein bandkeramisch vielfach belegtes Gebiet ist die Lößlandschaft rings um Öhringen; einige Fundproben brachte unser Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 19, 1938, in Abbildungen (S. 131 Abb. 3 und S. 133 Abb. 6, links). Nun ist in Adolzfurt unmittelbar am Schulhaus in etwa 50 cm Tiefe durch Georg Breyer eine Siedlung der Bandkeramik angeschnitten worden mit Gebrauchtopfresten und mit Bandlinien und Punktreihen verzierten Bombentopfscherben und einem furchenstichverzierten Scherben der Stichreihenkeramik (Hinkelsteiner Kultur); solche hatten vereinzelt schon Schwäbisch Hall-Hessental und Heilbronn-Großgartach.

Eine im September und Oktober 1949 auf Ackerland westlich Hessental auf Flur Mittelhöhe (150 m N Straße Hessental—Komburg) an zwei fündigen Bodenstellen vom Historischen Verein für Württembergisch Franken (Dr. Kost und Lehrer Rommel mit freiwilligen Helfern) durchgeführte Ausgrabung ergab Rössener Siedlungsfunde. Die eine Stelle war schon früher durch Zufall angeschnitten und von Dr. Kost beobachtet worden und hatte damals einige Rössener Scherben und einige Kammstrichscherben spätkeltischer Zeit ergeben (Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 20/21, 1940, S. 9 und 24). Sie liegt am Komburger Feldweg, und die in Ausdehnung 6 × 6 m angesetzte Grabung traf auf eine Kulturschicht in 50 cm bis 1,20 m Tiefe, von Ackerlehm der Lettenkohleformation überlagert mit Löß. Folgende Funde kamen zutage:

Reste von Reibmühlsteinen (Bodenteile) aus Kieselsandstein, 1 kugeliger Handreiber von Faustgröße aus Keuperhornstein, 1 länglich-rechteckiger Glättstein von Zeigfingerlänge aus Kalkstein, Reste dreier Steinbeile aus Hornblendeschiefer (2 Nackenenden bandkeramischer Flachbeile und 1 Längskantenstück eines großen bandkeramischen Keils), 9 Hornsteinklingen, 1 Breitklingenschaber mit gut bearbeitetem Ende, mit Spuren von Schäftungspech, 1 gut bearbeiteter Rundschaber, 1 Ovalschaber, 1 Bogenschaber, 1 Kleinspitze mit schrägem Ende (mesolithischer Typ), 1 Pfeilspitze aus weißem Jurahornstein, längsbearbeitet, mit Spuren von Schäftungspech (Abb. 5, Mitte links). Die Keramikreste waren Randstücke feiner geschwärzter Gefäße aus gut geschlämmtem Ton, zwei davon mit schräg gekerbtem Rand, eines mit dünn ausladendem Rand mit waagrecht laufen-

Digitized by Google

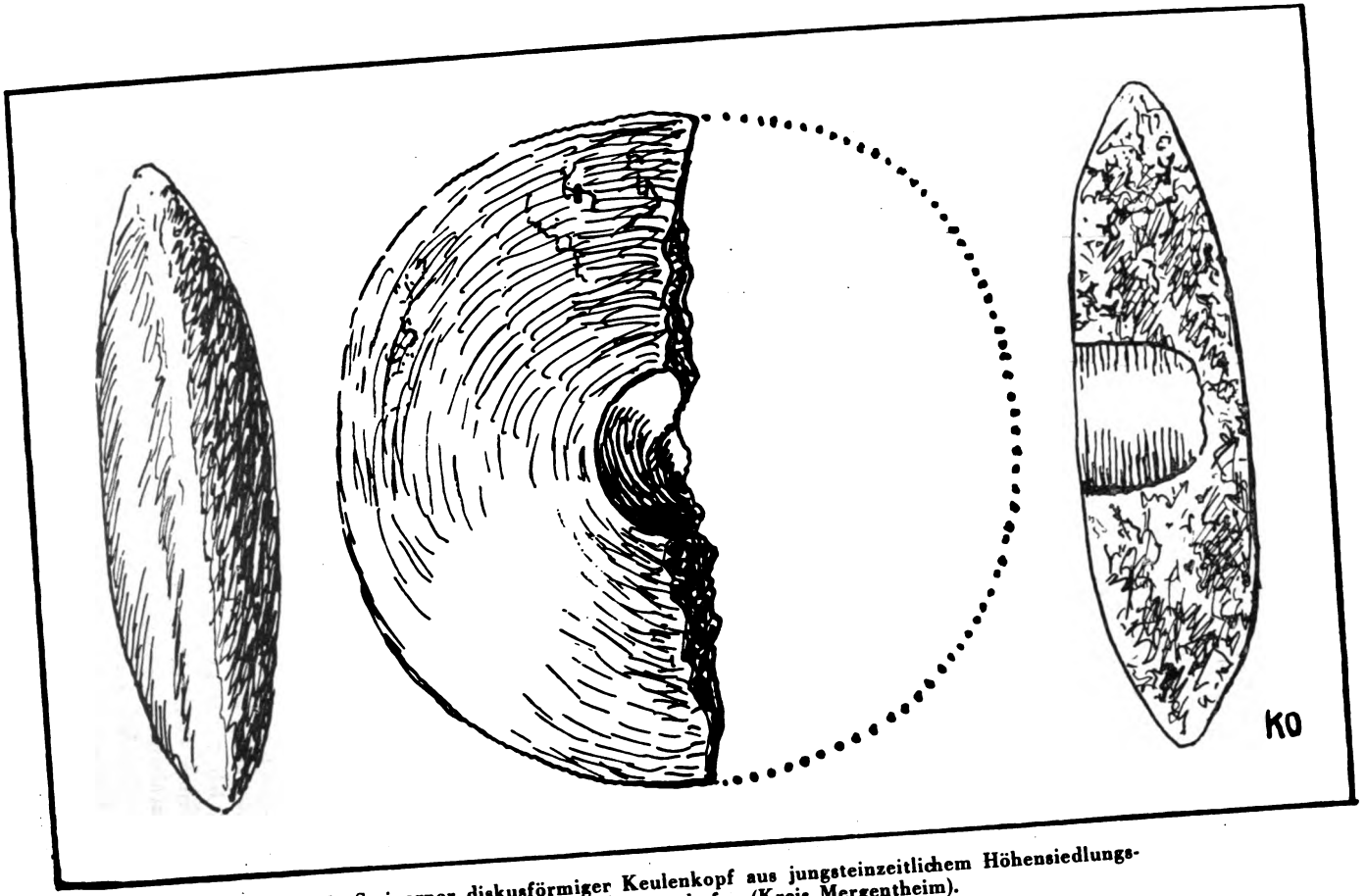


Abb. 6. Steinerner diskusförmiger Keulenkopf aus jungsteinzeitlichem Höhensiedlungsgelände bei Waldmannshofen (Kreis Mergentheim).

Digitized by Google

den Tiefstichverzierungen auf der Schulter, 1 Rössener Fußvasenstück mit Standboden von 12 cm Durchmesser mit doppelter waagrechter Tiefstichzone über dem Standring, 24 Scherben von Feingefäßen, davon 18 mit korbgeflechtartiger Tiefstichverzierung im Großgartacher Stil und 6 Scherben mit parallelen, breiten Riefen, die teilweise in Winkelbandverzierung angeordnet sind. Ferner Tragnasen von Gefäßen und zahlreiche Scherben feiner und grober Gefäße von 4 bis 12 mm Dicke. An Tierresten fanden sich Hauer vom Hausschwein und Zähne von Schaf oder Ziege.

Die zweite Siedlungsstelle lag im Acker 80 m südlich der vorgenannten. Gegraben wurde eine Fläche von 5 × 7 m; die Kulturschicht griff zum Teil darüber hinaus und lag 40 bis 80 cm tief. Ins Keckenburgmuseum kamen von hier Reste von Reibmühlsteinen aus Kieselsandstein, 1 faustgroßer, plattiger, 4 cm dicker Schlagstein mit Klopfspuren (aus Keuperhornstein), 1 Wandlehmstück, 9 Hornsteinwerkzeuge, darunter 2 Klingen, 2 Kleinbohrer, 1 kleiner Kerbkratzer, 1 Pfeilspitze in gemuschelter Bearbeitung mit Netzgeäder-Flächenretusche (Abb. 5, mittlere Reihe, Mitte). Eine weitere Pfeilspitze wurde nahebei ebenfalls in Rössener Siedlungsschicht gefunden (Abb. 5, Mitte rechts). An Keramik kamen ins Keckenburgmuseum fein verjüngte Randstücke von Ziertöpfen, davon einer mit waagrechter, 15 cm unter Rand ansetzender Tiefstichzone, 14 verzierte Scherben von geschwärzter Feintopfware mit korbgeflechtartiger Tiefstichverzierung vom Großgartacher Typ, davon 3 mit parallelen Riefen von Winkelbandstreifen an Tiefstichzone angrenzend. Dazu weitere Scherben von 5 bis 9 mm Wandstärke und 1 Henkel.

Auf obengenannter Ackerflur „Mittelhöhe" (700 m WSW der Kirche von Hessental, 35 m nördlich der Straße Hessental—Komburg, 135 m NNW Friedhof Hessental) betrieb der Historische Verein für Württembergisch Franken die Fortsetzung der Ausgrabungen vom Herbst 1949 im dortigen ausgedehnten Rössener Dorf. Die weitere im August 1950 untersuchte Siedlungsstelle liegt 10 m westlich der voruntersuchten und fiel schon oberflächlich durch ihren vom Pflug zutage gebrachten schwarzen Kulturboden auf.

Die Kulturschicht begann schon in 20 cm Tiefe im Raum einer durch die Grabung untersuchten und noch weiter reichenden Fläche von 20 qm und hatte an einzelnen Stellen eine Tiefe bis zu 80 cm. Starke Scherbennester enthielten zahlreiche Reste von handgemachten tönernen Gebrauchsgefäßen bis zu 11 mm Wanddicke, zum Teil mit undurchbohrten und durchbohrten Tragwarzen (Höcker, Haltegriffe) besetzt, von denen zwei Dutzend gefunden wurden; sie gehörten mittelgroßen Gefäßen an. Feinere, schwarzglänzende geschmauchte Topfware von 4 und mehr Millimeter Wanddicke wies zum Teil feinere Randbildung auf. Die Ränder der größeren Gefäße waren teilweise schräg gerieft. Die Gefäßböden waren meist flachrund, wenige eben. Eine schwarze Vase hatte den Boden als Standring ausgeformt von 11 mm Durchmesser; diese Ziervase hatte nach Ausweis einiger Scherben eingetiefte Zickzackwinkelverzierung auf der Wandung (Abb. 7). Mehrere Dutzend Scherben mit der für die Rössener Kultur kennzeichnenden Tiefstichverzierung wurden geborgen, meist verziert in Form kräftig in Parallelfurchen eingetiefter Zickzackwinkelbänder mit Ausfüllung der angrenzenden Zierfelder mit dicht gesetzten Tiefstichreihen in Korbflechtmuster (Abb. 7). Einige Randscherben mit beiderseitiger Tiefstichverzierung in daumenbreitem Abstand vom Rand weisen auf eine Zierschale.

Die Fundstelle enthielt etwa 20 bearbeitete Jurahornsteinkleingeräte, meist Klingenkratzer und -schaber, einige einfache, hochdreieckige Pfeilspitzen (wie

Digitized by Google

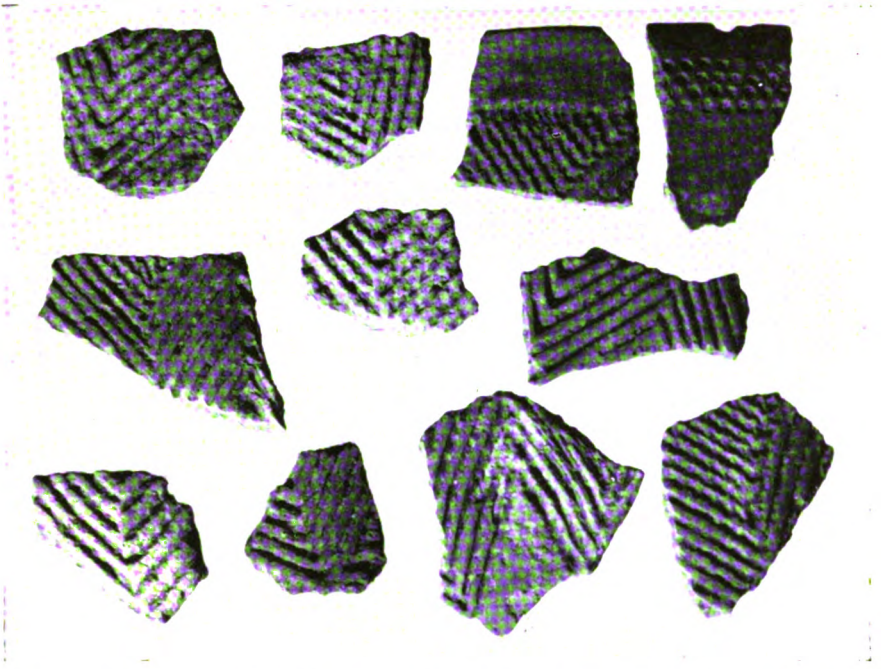


Abb. 7. Scherben von tiefstichverzierten Vasen der Rössener Kultur von Hessental, Flur „Mittelhöhe". Ausgrabungsfunde. (Aufnahme: W. Eichner.)

Abb. 5, mittlere Reihe links) und ein Dutzend Gerätesplitter. Die aufgefundene Schale einer Kocherflußmuschel war von den Steinzeitbewohnern in ihre Behausung gebracht worden. Reste von Getreidehandmahlsteinen und Splitter von geschliffenen Hornblendefelsgeräten vervollständigen das Bild. Auffallend war an dieser Stelle das Fehlen von Tierresten von Mahlzeiten.

Den Ausgräbern ist durch sorgfältige Beobachtung auch die Bergung von Pflanzensamen aus der tiefschwarzen Kulturschicht gelungen. Vom Paläobotaniker Dr. h. c. K. Bertsch (Ravensburg) konnten danach bestimmt werden:

5 Samen von Melde (Atriplex),
10 Samen von Gänsefuß (Chenopodium album),
2 von Vogelknöterich (Polygonum aviculare),
1 von Wiesenknöterich (Polygonum convolvulum),

Es handelt sich somit um Ackerunkräuter einer Getreidebau treibenden Jungsteinzeitbevölkerung.

Um die Ausgrabung hat sich nach Anleitung durch Dr. Kost besonders Lehrer Rommel mit weiteren Helfern verdient gemacht.

Aus einer von W. Mattes 1947/48 erforschten Rössener Siedlung in der Winzerstraße in Heilbronn bestimmte Dr. h. c. K. Bertsch (Ravensburg) folgende etwa viereinhalbtausendjährige Kultur- und Wildpflanzenfunde:

Viel Einkorn (Triticum monococcum), reichlich Emmer (Triticum dicoccum), einzelne Körner vom Zwergweizen (Triticum compactum), Gerste (Hordeum, eine Nacktgersteart), Erbse (Pisum sativum), Schwarzer

Digitized by Google

Holunder (Sambucus niger, 10 Samen), Zwergholunder (Sambucus ebulus). Sodann je 1 Fruchtstein der Himbeere (Rubus idaeus) und der Brombeere (Rubus fruticosus). Außerdem Nadeln der Eibe (Taxus baccata), Waldkiefer (Pinus silvestris), Früchtchen der Warzenbirke (Betula verrucosa), Haselnußschale (Corylus avellana), Früchtchen des klebrigen Labkrautes (Galium aparine), 1 Blättchen des Thymian (Thymus serpyllum) und Rest vom kurzschnäbligen Hainmoos (Hylocomium brevirostre). Solches Hainmoos ist in heutiger Zeit noch lebend anzutreffen bei Meßbach und Unterginsbach, Eberstal und Bad Mergentheim. Thymian mag schon damals, in der Jüngeren Steinzeit, als krankheitsbekämpfend angesehen worden sein wegen seines starken Duftes. Die Körnchen der Himbeere sind die ältesten bisher gefundenen!

Aus dem letzten Abschnitt der Jüngeren Steinzeit hat nun der Stadtboden von Heilbronn auch Funde geliefert. W. Mattes stellte im Gelände der von ihm mehrfach untersuchten linienbandkeramischen Rössener Siedlung in der Rundstraße („Württembergisch Franken", NF 20/21, 1940, S. 12) nun auch Scherben der Michelsberger Kultur fest.

Aus dem letzten Jahrtausend der Jüngeren Steinzeit treten allenthalben, fast durchweg in Höhenlage, Beilfunde und teilweise offenbar zugehörige Hornsteingerätefunde im württembergisch-fränkischen Bergland auf. Von der Stöckenburg wurde ein Steinbeil mit rechteckigem Querschnitt bekannt, das wieder abhanden kam. Aus dem Höhengebiet über der Weikersheimer Tauber liegt von Neuses ein 35 mm langes rechtkantiges Trapezbeilchen schnurkeramischen Typs vor aus dichtem, grünem Fremdgestein (Diabas?) (Schloßmuseum Bad Mergentheim). In Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) befinden sich zwei trapezförmige Beilchen von der Markung, ferner ein an beiden Enden abgebrochenes großes Steinbeil aus Hornblendeschiefer, axtförmig, aber undurchbohrt, noch 14 cm lang, mit spitzem Nackenende und ovalem Querschnitt, und zwei weitere Beile mit solchem Querschnitt. Das Endbruchstück einer Axt aus Hornblendeschiefer mit spitzem Nackenende fand sich 1949 in Crispenhofen (Kreis Künzelsau) in die Wand einer alten Scheuer eingemauert, zweifellos als Blitzschutz.

Der Fall erinnert an einen im Komburger Klosterkreuzgang eingemauert gewesenen Beilhammer („Württembergisch Franken", NF 19, 1938, S. 159). Ein Axthammerbruchstück westischer Art aus hellgrauem Hornblendeschiefer mit Durchbohrung stammt aus Sechselbach bei Waldmannshofen (Schloßmuseum Bad Mergentheim).

Für die Crailsheimer frühe Siedlungsgeschichte von Belang sind jungsteinzeitliche Funde, die von einem Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Präparator Egon Schweizer (Murrhardt), dem Schöpfer des neuen Murrhardter Heimatmuseums, während des Krieges unmittelbar am Jagstufer in Crailsheim gemacht worden sind. Er fand nacheinander unmittelbar östlich der Eisenbahnbrücke auf der südlichen Jagstseite zwei undurchbohrte Steinbeile, deren eines wieder verlorenging. Eine jungsteinzeitliche Siedlung an einem alten Jagstübergang unterhalb der heutigen Crailsheimer Jagstbrücke ist damit sehr wahrscheinlich. Auf eine spätjungsteinzeitliche Volksgruppe westeuropäischer Herkunft weist ein langgestrecktes, 30 cm langes (!) und 5,7 cm breites, schmalovales Steinbeil in Privatbesitz aus dem Zabergäu von Markung Schwaigern. Es entstammt einem nach Norden geneigten Hang 1,5 km südlich des Orts auf Flur im „Bäldesten".

Digitized by Google

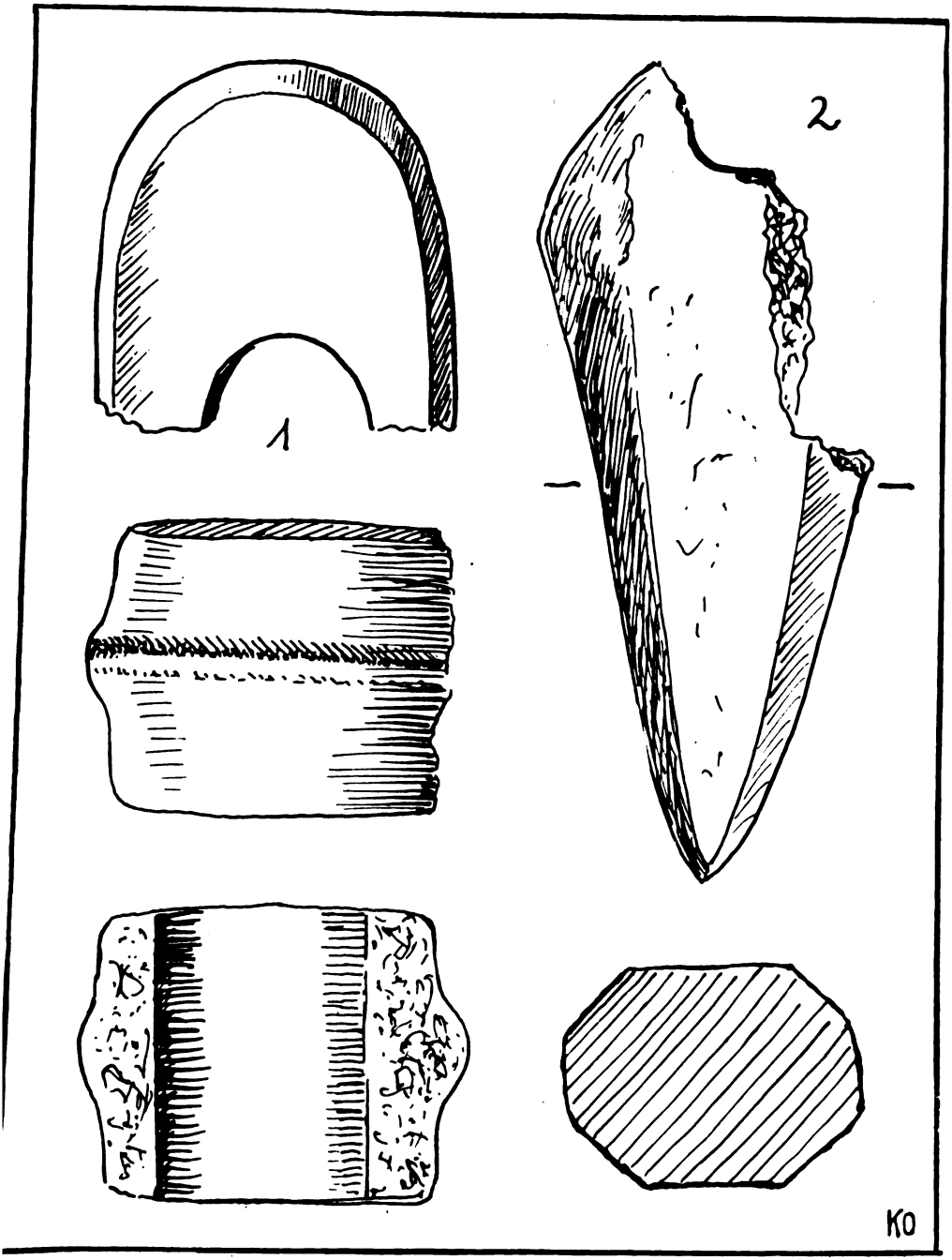


Abb. 8. Steinaxtfunde schnurkeramischer Abkunft. Nr. 1 aus dem Lautertal vom Löwensteiner Bergland im Kreis Backnang), Nr. 2 von der befestigten Altheimer Höhensiedlung auf dem Golberg bei Öhringen.

Digitized by Google

Aufmerksamkeit verdienen die Funde einiger durchbohrter, bruchstückhafter Äxte, die mit fassetierten Äxten der Schnurkeramik verwandt sind. Die eine, aus ortsfremdem Felsgestein, gefunden von Studienrat Hummel (Öhringen) (Abb. 8), stammt vom Golberg bei Öhringen, wo eine Höhensiedlung der Michelsberg-Altheimer Kultur bekannt ist („Württembergisch Franken", NF 17/18, 1936, S. 25; NF 19, 1938, S. 171; NF 22/23, 1947/48, S. 26). Eine zweite, gedrungen geformte Hammeraxt von 10 cm Schneidenbreite und Verbreiterung des Axtkörpers beiderseits des Schaftloches zeigt den Typ später schnurkeramischer Äxte. Sie ist offenbar aus einem älteren Fundstück eines in der Zeit der Bandkeramik zersprungenen größeren Hammers in der Spätjungzeit neu zugerichtet und neu durchbohrt worden (Keckenburgmuseum durch Geschenk von K. Meider, Weikersheim). Sie stammt von Markung Langenburg vom Höhenrand im Wald „Kalkofen" südlich des Wegs „Hochsteigle", nachdem dieser, von Unterregenbach heraufkommend, die Hochfläche erreicht hat. Eine dritte Axt mit Längswulst (ähnlich in Bodmann, Bodensee, siehe Reinerth, Chronologie der Jüngeren Steinzeit, Tafel XXVII, 13, und etwas ähnlich einer Axt aus Stubensandstein von Birkenlohe bei Gschwend), aus graugrünem Hornblendegestein, aus dem Lautertal im Löwensteiner Bergland des Kreises Backnang, aus Stubensandsteinformation, aus der „Tiefen Klinge" 1 km SSO Neulautern (Abb. 8). Zusammen mit Hornsteingerätefunden um Vorderbüchelberg (Flur „Greut" u. a. auf Liashöhe) und einem frühen Steinbeilfund im Denteltal weist dieser Fund auf spätjungsteinzeitliche Besiedlung dieses Höhengebiets.

Auch das Mainhardt-Waldenburger Höhengebiet mit Stubensandsteinboden gibt immer wieder spätjungsteinzeitliche Spurfunde heraus, so 1949 einen daumengroßen Breitklingenschaber aus Jurahornstein mit ausgiebiger beiderseitiger Randbearbeitung. Er wurde auf Markung Geißelhardt (Kreis Schwäbisch Hall) auf Ackerland am südlichen Hochrand des Lohklingenbachs 300 m nördlich Haubühl gefunden (Schule Geißelhardt). Der Fundort liegt 1 km östlich der uralten Hochstraße Mainhardt—Löwenstein!

Auch die Höhen um das obere Kochertal in der Gegend von Laufen am Kocher (Kreis Backnang) und Untergröningen (Kreis Gmünd) weisen außer mittelsteinzeitlichen Fundstellen auch solche der späten Jungsteinzeit auf (Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 22/23, 1947/48, S. 26). Dies gilt von Ackerflur „Schloßgarten" nördlich des Buchhofs über Untergrönigen und vom „Schloßburren" zwischen dieser Höhe und Untergröningen, sowie vom Rötenberg östlich Untergröningen und vom „Platz" südöstlich Laufen a. K. Vom Rötenberg stammt neben einigen unbedeutenden Hornsteingerätfunden eine beachtenswerte Dolchklinge von noch 8½ cm Länge mit starker Randdengelung (Abb. 9, 1). Fundstelle Rötenberg 1 km ONO Untergröningen, 100 m SSO trigonometrischer Punkt 438,3; die Stelle liegt 90 m über Kocherhöhe auf heutigem Ackerland, Stubensandsteinboden. Der bedeutsame Fund weist durch seinen Werkstoff, hellgrauen Kreidefeuerstein aus dem Norden, auf Einfuhrgut der Spätjungsteinzeit hin. Dasselbe ist der Fall mit einer lorbeerblattähnlichen, rand- und flächenbearbeiteten Dolchspitze, ebenfalls aus hellgrauem Kreidefeuerstein (Abb. 9, 3). Diese Spitze, noch 8 cm lang, ist in alter Zeit am Breitende abgebrochen und an diesem Bruchrand neu bearbeitet worden als Spitzmesser oder Lanzenspitze. Sie stammt von Ackerland von einer auch sonst ergiebigen Fundstelle südwestlich des Hofs Platz, Markung Laufen a. K. (Kreis Backnang), von 90 m Höhe über dem unten vorbeifließenden Kocher. Von dort stammt auch eine schöne Messerklinge aus Jurahornstein (Abb. 9, 2) und

Digitized by Google

eine gemuschelt bearbeitete gute, 23 mm lange Pfeilspitze mit Dorn aus Jurahornstein (ähnlich Abb. 5 unten) sowie ein dreizipfliges Werkzeug mit einspringenden Buchten, gearbeitet aus grauem Jurahornstein, 4 cm breit. Es weist starke Abnützungsspuren durch Klopfen auf und hat sehr wahrscheinlich zur Dengelung anderer Hornsteingeräte gedient. (Finder dieser Geräte: Werner Reinmüller und J. Nägele.)

Schließlich sei aus dem Gschwender Hochland (Kreis Backnang) ein aus Bruchstein der Liasformation sehr grob gearbeiteter Spinnwirtel erwähnt von 4 cm Durchmesser, ein Ackerlesefund 200 m westlich des Weilers Nardenheim (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

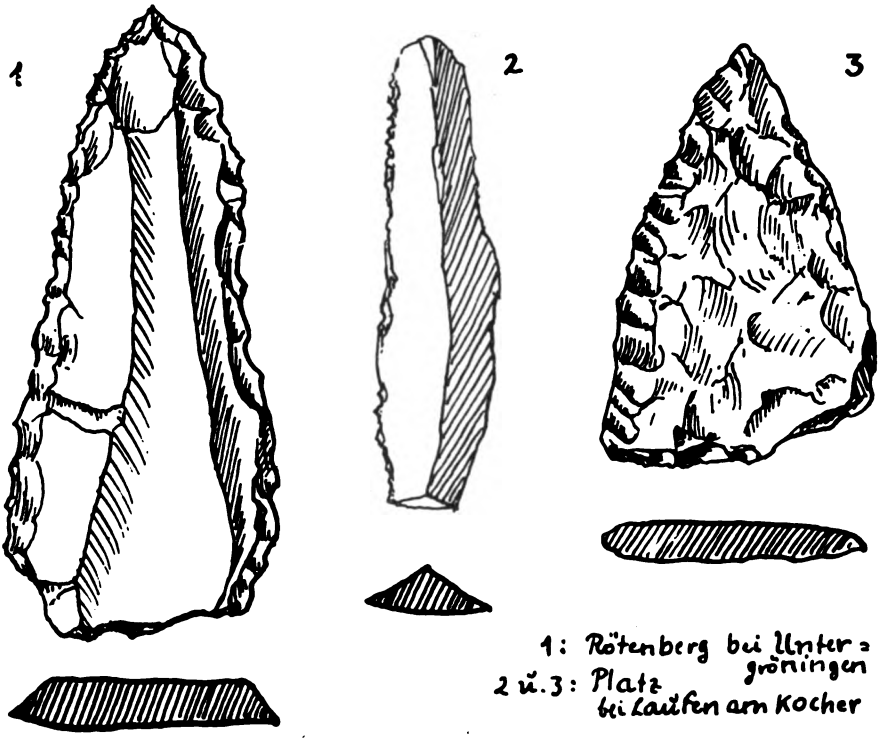


Abb. 9. Feuersteingeräte von den Randhöhen des oberen Kochertals. Nr. 1 und 3 Dolche aus Kreidefeuerstein, Nr. 2 Messerklinge aus Jurahornstein. Wiedergabe etwas verkleinert.

Fast alle erwähnten Jungsteinzeitfunde sind solche von Geräten oder Keramik. Sehr selten werden Bestattungen angetroffen. Aus Weikersheim, das in steigendem Maß vorgeschichtliche Besiedlung offenbart, ist ein Grabfund zu vermerken, welcher der Bestattung nach in die Jüngere Steinzeit gesetzt werden darf. Dieses Grab wurde beim Ausschachten für den Neubau der katholischen Kirchengemeinde angetroffen. Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (K. Meider, Dr. Walecha und Stadtpfleger Frey) konnten noch, bereits zerstört, Schädel- und Knochenreste zweier menschlicher Skelette, einer erwachsenen Person und eines Kindes, bergen und Hockerlage ermitteln. Einige Muschelscherben hatten dabeigelegen.

Digitized by Google

Die sehr bedeutsame vierfache Hockerbestattung von Althausen (Kreis Mergentheim), ein Familiengrab in Hockerlage, ist bereits im Jahrbuch „Württembergisch Franken (NF 20/21, 1940, S. 15 und 16) angezeigt worden. Der Fund wird hiermit nochmals abgebildet (Abb. 10). Das Tübinger Anthropologische Institut der Universität hat 1946 durch einen medizinischen Doktoranden, Hermann Buck, diese wichtigen vier Skelette untersuchen lassen, worüber eine Dissertation vorliegt (Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in der Keckenburg in Schwäbisch Hall). Dr. Buck stellte fest, daß es sich, entgegen dem ehemaligen Fundbericht, um die Skelette zweier Erwachsener und zweier Kinder handelt, und daß Knochenreste weiterer Menschen mitgefunden wurden, die sich am ehesten durch eine

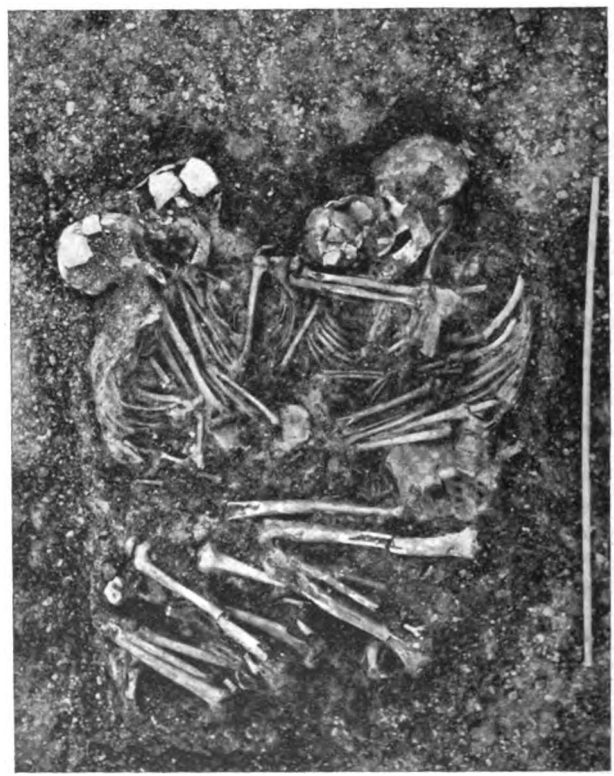


Abb. 10. Die vierfache Hockerbestattung von Althausen (Kreis Mergentheim). (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Georg Müller, Bad Mergentheim.)

frühere Bestattung an demselben Ort erklären lassen. Bei der vierfachen Hockerstellung handelt es sich um einen Mann (Abb. 10, rechts außen) von 28 bis 30 Jahren, von kräftigem, stark angekautem, gesundem Gebiß mit kräftig vorspringendem Kinn. Diesem Skelett gegenüber, am linken Bildrand, dasjenige einer Frau von 30 bis 35 Jahren, mit kleinen, kräftigen Zähnen und ebenfalls stark abgenützten Kauflächen. In den Armen des Mannes ruht ein 12- bis 13jähriges Mädchen, die Frau hat ein 6- bis 7jähriges Kind im Arm. Auffallend ist die

Digitized by Google

Langköpfigkeit der Schädel und ihr einheitlicher Typ, der die Annahme einer Familienbestattung bestärkt. Die Schädelformen sind weitgehend mit denen anderer, als sicher jungsteinzeitlich bekannter Schädelfunde gleich, so daß aus anthropologischen Gründen wie aus Gründen der Bestattungsart die jungsteinzeitliche Einreihung des Althausener Bestattungsfundes zu Recht besteht. Die Gruppe ist im Schloßmuseum Bad Mergentheim zur Schau gestellt und bietet dort eine besondere Sehenswürdigkeit.

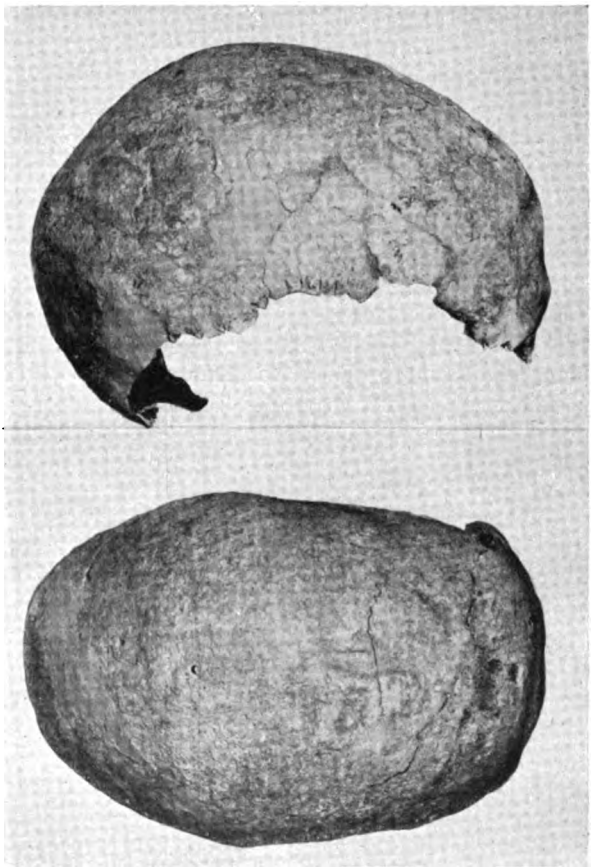


Abb. 11. Jungsteinzeitlicher Schädel aus der Oberen Au, Bad Mergentheim. (Aufnahme: Anthropologisches Institut der Universität Tübingen.)

In diesem Zusammenhang verdient Erwähnung ein Bestattungsfund, der 1935 in Bad Mergentheim innerhalb eines bedeutenden vorgeschichtlichen Fundfeldes in der Oberen Au, Flur „Krappenrain", anläßlich einer Baugrabung in 1 m Tiefe gemacht worden war. Von dem Fundfeld sind in engerem und weiterem Umkreis schon Funde der Jüngeren Steinzeit, der Spätbronzezeit, der Hallstattzeit und Reihengräber der Merowingerzeit bekannt. Bei der erwähnten Baugrabung wurde von den Arbeitern ein mit kopfgroßen Steinen ab-

Digitized by Google

gedeckt gewesenes Skelett ohne Kopf in Langlage aus 50 cm Tiefe im Beisein von Georg Müller ausgegraben. Eine Nachgrabung durch Dr. Kost und Georg Müller stieß in 1 m Tiefe am Bestattungsort auf den zugehörigen Schädel, der mit jungsteinzeitlichem Kratzerwerkzeug aus grauem Jurahornstein unmittelbar am Kopf angetroffen und geborgen wurde (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall). (Abb. 11.) Nach Untersuchung durch Fräulein Dr. S. Erhardt vom Anthropologischen Institut der Universität Tübingen handelt es sich um einen typischen neolithischen Langschädel. Mit seinen Maßen fällt er, nach Dr. Erhardt, in den Formenkreis der vom genannten Institut bereits untersuchten Jungsteinzeitleute in Württemberg.

Urkeltische Zeit (Bronze- und Hallstattzeit)
(1800 bis 800, 800 bis 500 v. Chr.)

Vom Nordostrand von Igersheim an der Tauber (Kreis Mergentheim) liegt, dank den Bemühungen unseres Mitarbeiters Justizoberinspektor a. D. Georg Müller (Bad Mergentheim) zusammen mit Lehrer Burger, reichhaltiger keramischer Fundstoff aus einer Siedlungsstelle im Lößboden in der Lehmgrube der Ziegelei Gebrüder Hock vor. Etwa 200 m südwestlich erstreckt sich entlang der Umgehungsstraße das frühhallstattliche Siedlungsgelände, dessen Fundergebnisse seit 1939 bekannt sind („Württembergisch Franken", NF 17/18, S. 51; NF 19, S. 175; NF 20/21, S. 22—25). Die neue Siedlungsstelle am Rand der Hockschen Lehmgrube konnte in einer Ausdehnung von 4 × 2 m noch zum Teil

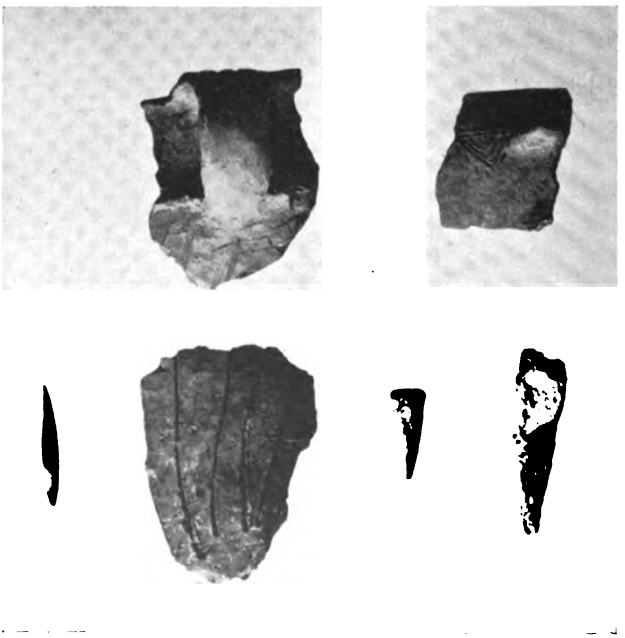


Abb. 12. Bronzezeitliche Siedlungsfunde von der Lehmgrube grube Hock in Igersheim (Tauber). Krug mit Kerbrand und Strichverzierung, Schale mit Tragwarze und eingetiefter Dreieckverzierung, zugespitzter Haustierzahn, Hirschhornspitze und meißelförmig angeschärfte Hirschgeweihsprosse.
(Aufnahme: W. Eichner.)

Digitized by Google

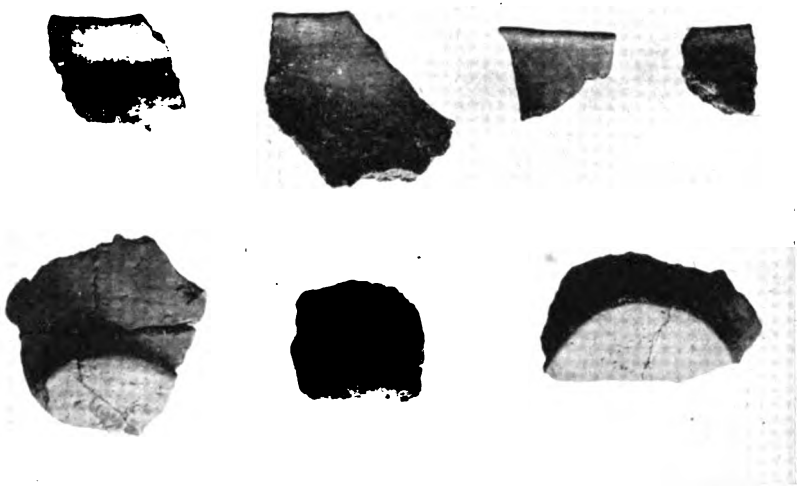


Abb. 13. Bronzezeitliche Siedlungsfunde von der Lehmgrube Hock in Igersheim (Tauber). Ränder steilwandiger Töpfe, glatte Bodenstücke, ein Schälchenstück mit gekerbtem Rand (unten Mitte). (Aufnahme: W. Eichner.)

ausgegraben werden. Die Kulturschicht begann in 80 cm Tiefe und ging bis zu 1,70 m hinunter; die unterste Schicht bildeten Holzkohlenreste und Asche. Außer einer durch den Grubenabbau bereits zertrümmerten Hirschhornhacke fanden sich ein Geweihstück und Knochen mit zweitem Rückenwirbel vom Elch, das übrige vom Schwein (Bestimmung Veterinärrat Dr. Späth, Bad Mergentheim). Dazu fanden sich einige kleine Beinwerkzeuge (Abb. 12, untere Reihe, von links): ein zugespitzter Schneidezahn, eine hohle Hirschgeweihsprossenspitze und eine zweite größere, die meißelartig zugeschnitten ist (Abb. 12, unten rechts). Von den Scherben mit ausgeprägten Formen schließt eine Gruppe unmittelbar an die Spätjungsteinzeit an (Abb. 12): es ist besonders ein Krug mit geglätteter, feiner hellbrauner Schlickauflage, Kerbrand und breiten senkrechten gleichlaufenden Ritzlinien und ein Napf mit Tragwarze unter dem steilen Rand mit danebenstehender eingeritzter und -gestrichelter Verzierung in Form eines hängenden Dreieckes (Abb. 12, oben rechts). Eine Reihe von Topfresten weisen Kerbränder auf (Abb. 13, unten Mitte; Abb. 14, obere Reihe 1, 3, 4, 5). Bei einer Anzahl der Topfrandscherben ist die starke plastische Verzierung zwischen Gefäßhals und -schulter auffallend (Abb. 14 und 15): kräftig gekerbte erhabene waagrechte Leisten sind ein Hauptmerkmal; auch die waagrechte Tupfenreihe ohne Leiste kommt vor (Abb. 14, unten rechts). Die Rand- und Halsteile der Gefäße sind stets geglättet, der Gefäßbauch fast immer grob gerauht. Die Gefäßstandteile und -böden sind meist glatt (Abb. 13). Die Farbe der Gefäße ist im allgemeinen schwarz bis graubraun, einige sind feiner lederbraun. Zwei der verzierten Stücke sind von anderer Art; das eine weist schräg aufrechtlaufende Rippen auf mit Schnittverzierung, das andere Grübcheneindrücke mit aufgewölbten Rändern (Abb. 16). Auch diese Verzierungen passen, wie die vordem

Digitized by Google

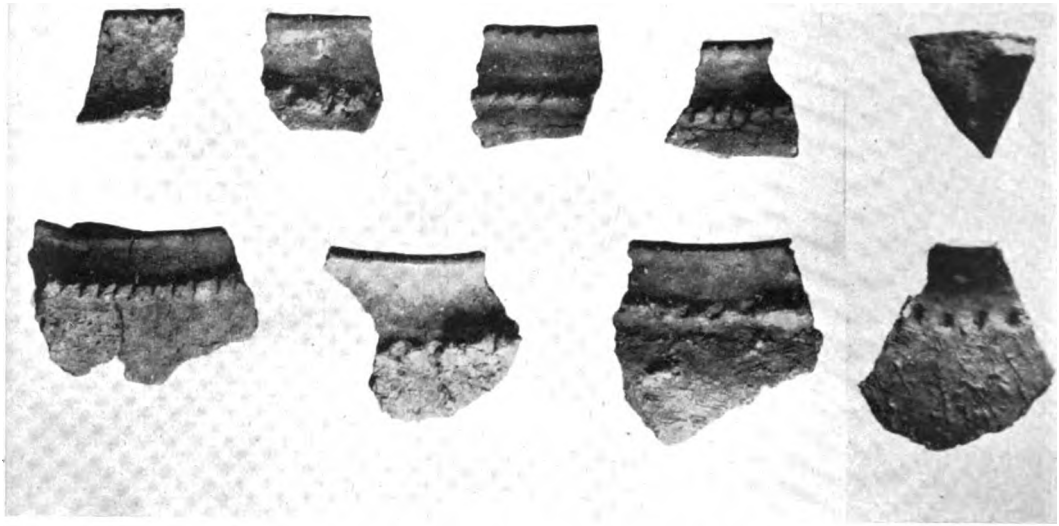


Abb. 14. Bronzezeitliche Siedlungsfunde von der Lehmgrube Hock in Igersheim (Tauber). Randscherben zum Teil mit Randkerbenverzierung und mit plastisch gekerbten Leisten auf der Gefäßschulter; ein Scherben mit waagrechter Tupfenreihe. (Aufnahme: W. Eichner.)

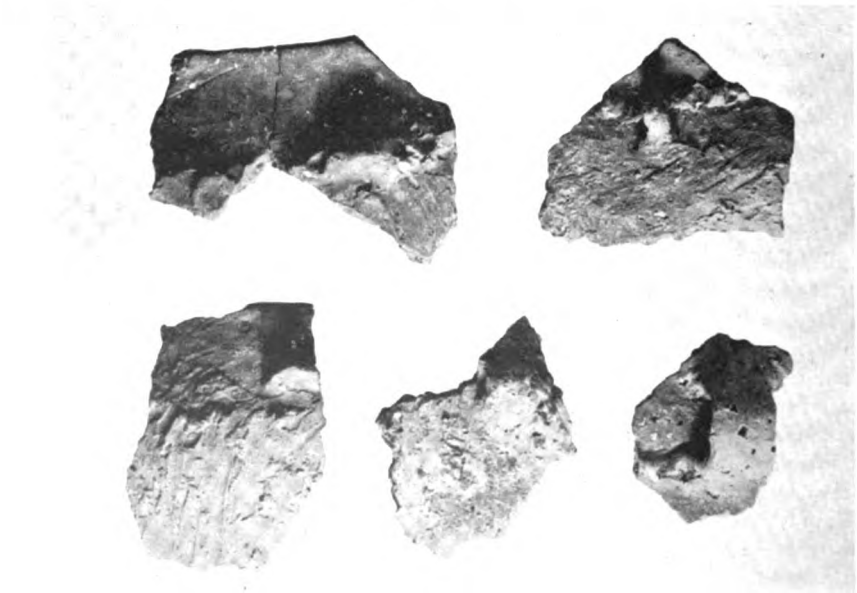


Abb. 15. Bronzezeitliche Siedlungsfunde von der Lehmgrube Hock in Igersheim (Tauber). Reste großer Gebrauchstöpfe mit Tragnasen und Henkeln, mit schlickgerauhtem Gefäßbauch. (Aufnahme: W. Eichner.)

Digitized by Google

erwähnten, in die Bronzezeit. Nach den zum Teil stark neolithischen Einschlägen darf die Siedlung wohl in die früheste bis mittlere Bronzezeit gesetzt werden, möglicherweise über Jahrhunderte (1800 bis 1500 v. Chr.) sich erstreckend. Die interessanten Fundbelege sind in der Studiensammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in der Keckenburg in Schwäbisch Hall aufgelegt.

Abb. 16. Bronzezeitliche Siedlungsfunde von der Lehmgrube Hock in Igersheim (Tauber). Gefäßscherben, links mit plastischer Grübchenverzierung, rechts schräggerippt mit Schnittverzierung. (Aufnahme: W. Eichner.)

In das Schloßmuseum Bad Mergentheim kam von der oberen Tauber, von Markung Archshofen, ein schöner bronzezeitlicher Einzelfund (Abb. 17). Es ist eine 20 cm lange bronzene Absatzaxt aus dem Archshöfer Wald auf der Hochfläche (1600 m SSO Archshofen vom Südrand der Straße Archshofen—Schmerbach und Finsterlohr, 300 m SO des Riegelbrunnens). Die Axt kam beim Fällen einer Eiche unter deren Hauptwurzel 1947 aus 1 m Tiefe heraus. Einen ganz entsprechenden Fall berichtet aus der Nähe des Burgstalls Blankenhorn im Zabergäu der frühere Vorstand des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, der Pfarrer und Dichter Ottmar Schönhuth („Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs", Band 2, 1860, S. 433). Danach wurde einige Jahre vor 1860 „in der Nähe dieser Ruine, ungefähr zwei Fuß tief, beim Ausgraben einer großen alten Eiche ein celtischer Streitmeißel, Kelt genannt, ausgegraben". Schönhuth meint eine bronzezeitliche Axt. Durch den Fund, ähnlich wie bei je einem entsprechenden an der Burgruine Bilriet über dem Bühlertal bei Schwäbisch Hall und bei der Burgruine Gabelstein im Öhringer Bergland, wird wahrscheinlich, daß die mittelalterliche Burg Blankenhorn (wie Bilriet und Gabelstein) auf der Stelle einer bronzezeitlichen Höhenbefestigung angelegt ist, Bilriet weist heute noch einen entsprechenden vorgelegten Abschnittswallgraben auf. Eine ähnliche alte Notiz wie diejenge Schönhuths über den Fund einer bronzenen Schaftlappenaxt liegt von dem limpurgischen Geschichtsschreiber Prescher vor. Danach

Abb. 17. Bronzene Absatzaxt aus Archshofen bei Creglingen. (1/3 wirkl. Größe.)

Digitized by Google

(„Historische Blätter", Stuttgart 1818, Lieferung 1, S. 93) wurde eine solche bronzezeitliche Axt damals im Mainhardter Bergland bei Grab (Kreis Backnang) gefunden (siehe Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: „Württembergisch Franken", NF 17/18, 1936, S. 42: ungenau: „Gegend Sulzbach an der Murr", Anmerkung 24). Nachträglich wird bekannt, daß am Fuß der Burgen Hohenstein und Hohenstatt im Bühlertal (Kreis Schwäbisch Hall) am Elektrizitätswerk Neunbronn vor 50 Jahren ebenfalls eine Bronzeaxt aus 3 m Bodentiefe (Talsohle der Bühler) zutage kam und später verschollen ist.

Ein langrechteckiges Schleifsteinchen mit Aufhängeöse, Bruchstück, noch 4 cm lang, stammt von der Markung Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) und ist dort in Privatbesitz.

Aus der (von einem Teil der Forscher noch der Spätbronzezeit zugerechneten) Frühhallstattzeit kamen in Neuses (über Weikersheim, Kreis Mergentheim) bei einer Neubaugrabung Scherben einer großen lederbraunen Urne mit plastischer Halsleiste zutage, vermutlich von einer Brandbestattung der zweiten Frühhallstattstufe (um 800 v. Chr.). Aus einem Hügelgrab der Grabhügelgruppe im Großen Weilersholz bei Triensbach (Kreis Crailsheim) („Württembergisch Franken", NF 17/18, 1936, S. 110 ff.) barg 1939 aus einer Fuchsröhre Ludwig Wunder († Michelbach a. d. B.) Randscherben zweier großer Hallstatturnen mit ausladendem Rand und 9 cm Wanddicke, beide Urnen außen mit braunem Schlick überzogen, Wände im Bruch schwarz. Die eine Urne trägt in der Halseinschnürung eine erhabene waagrechte Leiste mit schnurartiger Schrägkerbung, die andere Urne hatte eine ehemalige Höhe von etwa 50 cm und trägt von der Halskrümmung an abwärts rhombenförmige quadrierte Verzierung durch eingeglättete Linien (Studiensammlung Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

Größere Bruchstücke starkwandiger großer Urnen der Frühhallstattzeit barg 1948 Georg Müller (Bad Mergentheim) aus der Lehmgrube der Ziegelei Hock am Nordostrand von Igersheim (Tauber) etwa 100 m südlich der Ziegelei. Die Fundstelle liegt in der Nähe des oben erwähnten reichhaltigen frühbronzezeitlichen Siedlungsplatzes. Die eine der beiden Urnen, lederbraun, läßt eine Mündungsweite von 45 cm errechnen, hat scharf ausgelegten breiten Rand, hohen Kegelhals, Schulterriefen und starke Bauchbreite bei offenbar schmalem Standboden. Die andere von ähnlicher Größe, mit schmalem Standboden von 18 cm Durchmesser, hoher Bauchschulter, eingezogenem Hals und gebogen ausladendem Rand, ist braun und durch spätere Brandeinwirkung rissig (Schloßmuseum Bad Mergentheim).

Aus Laudenbach (südlich Weikersheim) kam früher in das Schloßmuseum Stuttgart (AS 2455) eine Henkeltasse leicht ausgebauchter Form mit randständigem Henkel.

Bekannt ist der Reichtum Württembergisch Frankens an **Grabhügeln** urkeltischer Zeit. Immer werden noch neue ermittelt. Im Kreis Crailsheim liegen auf Markung Hengstfeld im Wald an der östlichen Markungsgrenze (2200 m ONO Hengstfeld, 900 m SO Ortsmitte Schönbronn) zwei Hügel, deren westlicher 15 m Durchmesser und 1,10 m Höhe, der östliche 18 m auf 1,20 m aufweist. Zu den Grabhügeln der Gegend von Musdorf kommen auf Markung Hilgartshausen (Gemeinde Brettheim) weitere Hügel. Im Wald 1 km NNO Musdorf liegen 8 Grabhügel, im Ackerland südlich des dortigen Waldes 1500 m W Musdorf 4 weitere, ferner 250 m südlich dieser Gruppe im Wald nahe dessen Nordrand noch ein Grabhügel.

Digitized by Google

Auch im Taubergebiet finden sich weitere Hügelgräber. So liegen auf Markung Mergentheim auf dem Trillberg, 650 m NO Üttingshof, nordwestlich der Ackerflur „Lücke", südlich der württembergisch-badischen Landesgrenze, zwei weitere Grabhügel von je 14 m Durchmesser neben dem bereits auf der Karte eingetragenen (Blatt Mergentheim 1 : 25 000). Sie sind flacher und kleiner, der eine westlich des eingemessenen, der andere südöstlich davon.

Ebenso bringt der Kreis Künzelsau immer wieder neue Entdeckungen. So liegt 1500 m NO Laibach im Denzelwald im Oberholz (Abteilung III, 2) nahe der Markungsgrenze ein Grabhügel aus Erde mit kopfgroßen Steinen, unbeschädigt, von 10 m Durchmesser und 80 cm Höhe. Auf der östlich angrenzenden Wiese liegen zwei flache, runde Erhöhungen von je etwa 8 m Durchmesser. Im Höhengebiet des Hermersberges auf Markung Niedernhall führte eine Begehung zu drei großen, in einer Linie angeordneten Grabhügeln im Wald „Zimmergemeinde" (100 m östlich der Urstraße Niedernhall—Neufels, 1600 m östlich Schloß Hermersberg). Im Plattenwald bei Aschhausen (900 m SW Schloß Aschhausen), im Verbindungsgebiet der Sargenbuckel-Hallstattburg zur nördlich sich ausbreitenden Hochfläche („Württembergisch Franken", NF 22/23, S. 31), liegt ein 1909 von einem lothringischen Abbé durch Vermittlung von Graf von Zeppelin ausgegrabener Grabhügel, der Steineinbauten geborgen hatte und eine Skelettbestattung. Sie hatte folgende Beigaben: einen geschlossenen glatten Bronzering von kreisrundem Querschnitt (6,2 cm Durchmesser); einen offenen flachen Armreifen aus Bronze von 7 cm Durchmesser, in parallelen Strichlagen graviert mit ausgesparten Schrägbändern; einen eisernen Ring von 4 cm Durchmesser, und besonders einen Lignitarmring, also einen Ring aus fossilem Schmuckholz, gefertigt in der Hallstattzeit. Dazu Scherben eines kleineren Tongefäßes von mittlerer Stärke, mit glattem, etwas eingewölbtem Rand. Die Bestattung gehörte der entwickelten Hallstattzeit an und ist von Bedeutung wegen der nahen Befestigung auf dem Sargenbuckel und dem vermutlich damit zusammenhängenden hallstattzeitlichen Gutshof auf Urhausen im Erlenbachtal am Fuße des Sargenbuckels und des Plattenwalds („Württembergisch Franken", NF 22/23, S. 31). Die Funde befinden sich in der Schloßsammlung des Grafen von Zeppelin in Aschhausen.

Beachtenswert ist eine an der Hohen Straße auf der Höhe zwischen Kocher und Jagst neuentdeckte Grabhügelgruppe (Forstmeister Neunhöffer, Schöntal). Diese Hügel liegen nahe der Dreimarkungsgrenze Olnhausen—Kochersteinsfeld—Sindringen, drei davon im „Grasholz" unweit nördlich der Hohen Straße auf Markung Olnhausen (Kreis Heilbronn), der vierte westlich davon im „Straßenschlägle" unmittelbar nördlich der Hochstraße auf Markung Kochersteinsfeld (Kreis Heilbronn). Die Maße sind im Durchmesser 20, 18, 20, 23 m, in der Höhe 85, 80, 65 und 80 cm. Zwischen den Hügeln zieht bemerkenswerterweise die Grenze des Neuenstädter Forsts als alte versteinte Waldgrenze durch, welche dort mit der Markungsgrenze von Kochersteinsfeld zusammenfällt. Die gut erhaltenen Grenzsteine mit der Jahreszahl 1588 stehen dicht bei den Hügeln.

Ein Grabhügel wird vom „Pfaffenholz" auf der Höhe über dem Kocher, 750 m südöstlich der Kocherbrücke von Ernsbach (Kreis Öhringen), gemeldet; er hat 25 m Durchmesser und 50 cm Höhe (Forstmeister Neunhöffer, Schöntal).

Dem Zufall und der Aufmerksamkeit des Städtischen Tiefbauamts Heilbronn zu verdanken ist dort im Kantweg in 70 cm Tiefe die Aufdeckung eines an einem Südwesthang gelegenen und im Lauf der letzten zweieinhalb Jahrtausende von Schwemmerde überlagerten Grabhügels. Der unter Tag aufge-

Digitized by Google

fundene Hügel war einst 65 cm hoch und im Kern 1,70 m lang gewesen und barg Holzkohle, Brandlehm, Reste eines Skeletts und Scherben.

Dem Zufall zu verdanken ist auch die Aufdeckung einiger **Späthallstattgräber** (6. Jahrhundert v. Chr.), die nicht nachweisbar durch Hügelüberwölbung äußerlich kenntlich und sehr wahrscheinlich Flachgräber waren.

Im Kreis Backnang kamen 1948 Steinbrucharbeiter bei Erbstetten (700 m NO Erbstetten, 100 m über der Bahnlinie Backnang—Marbach) auf dem Höhenrand des südlichen Murrtales, 350 m über der Murr, auf Gräber. In der Lehmbedeckung des oberen Muschelkalks in 1,20 m Tiefe lagen zwei Bestattungen in einer holzkohlegeschwärzten Bodenschicht von 5 m Durchmesser. Das eine Grab enthielt einen dünnen Bronzedraht-Armring und eine 6 cm

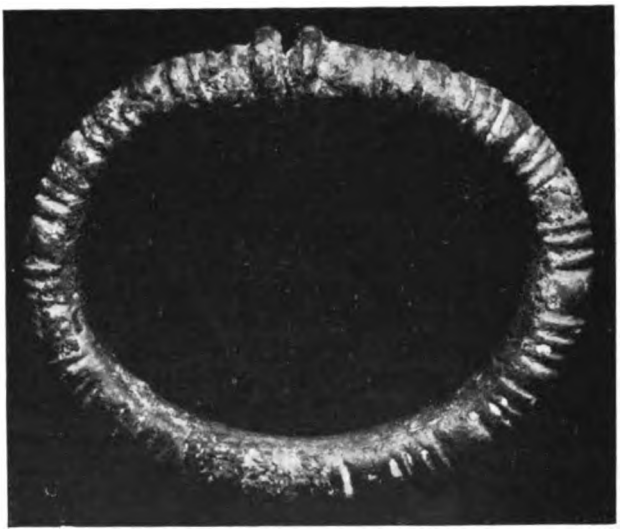


Abb. 18. Späthallstattzeitlicher, frühkeltischer Armring von Ingelfingen. (Aufnahme: Dr. Wieser.)

lange Bronzenadel mit rundverdicktem Köpfchen. Im Abstand von 4 m von dieser Bestattung fand sich ein größerer Ring, Hals- oder Fußring, von 11 cm innerem Durchmesser, aus Bronzeblech, mit Holzkern (Kerndurchmesser 5 mm). Von der zweiten Bestattung wurden keine Beigaben geborgen (Funde in der Altertümersammlung Backnang).

Reichere Funde enthielten Gräber in den Kiesgruben von Frankenbach (Kreis Heilbronn). Unser Mitarbeiter W. Mattes (Heilbronn) meldet von dort als Grabausstattungen aus Bronze zwei glatte Vollarmringe (6 : 6,8 und 5,6 : 6,7 cm Durchmesser) mit Resten von Menschenknochen, die in weiße Asche zerfielen. Von anderer Stelle dort kamen ein Hohlring (12,7 cm lichter Durchmesser, 1 cm stark) mit schön gearbeiteten Einsteckenden und mit Rückenmuster in Wechselstrichvierecken waagrecht-senkrecht, ferner zwei Hohlringe (10,1 zu 8,7 cm) mit Einsteckenden, drei massive Ringe (6 : 6,8 cm), drei Fingerringe: ein plumper vollrunder (1,6 : 2,3 cm), ein federnder (2,1 : 2,6 cm) ineinandergebogen und ein dritter (2,3 : 2,7 cm), aus einer abgebrochenen Bronzenadel gebogen. Alle diese Ringe bestehen aus Bronze; dazu gehören ein Bernsteinring (2,3 : 3,5 cm),

Digitized by Google

ein zylindrischer tönerner Spinnwirtel (3,5 : 1,3 cm, Höhe 2,8 cm) und der stark gerostete Rest einer Eisenfibel mit ehemaliger Pastenscheibe (Heimatmuseum Heilbronn).

Ein schöner massiver bronzener Armring der frühkeltischen Späthallstattzeit wurde in 5 m Tiefe bei einer Kellergrabung am Südrand der Molkerei in Ingelfingen im Kochertal ausgegraben. Der Ring ist breitoval geformt und hat 80 g Gewicht (Abb. 18). Über dem Fund lagen 1,50 m Kies und 3,50 m Bodenaufschüttung. Der Ringkörper hat runden Querschnitt (9 mm Dicke) und ist verziert durch gruppenweise aufeinanderfolgende Querriefen mit zwischenstehenden Wülsten (Kerbverzierung). Er gleicht einem aus der Grabhügelgruppe im Weilersholz bei Triensbach stammenden Ring (Abb. Keller, Vicus Aurelii, Bildtafel Abb. 8, Original im Schloßmuseum Stuttgart; der Ingelfinger Ring im Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

Am Nordostrand von Gelbingen bei Schwäbisch Hall, am Talhang „Kirchberg" nahe der alten Bachklinge, die vom „Masselter" herabkommt, wurden in fast 2 m Bodentiefe bei Neubaugrabung (Parzelle 158,2) Scherben eines Vorratsgefäßes aus grobsandigem Ton geborgen neben Knochen- und Zahnresten von Rind, Schwein und Schaf. Die breit durchziehende Bodenschicht enthielt eingesprengte Holzkohleteilchen und kleine Lehmbrandreste, alles Anzeichen einer Siedlung, die wahrscheinlich mit Siedlungsspuren in Zusammenhang steht, die 150 m nordwestlich dieser Stelle 1933 bei der Ausschachtung für den Bau der Hühnerfarm der Diakonissenanstalt festgestellt worden waren und eine schöne kobaltblaue Glasperle, durchbohrt mit vier aufgesetzten gelben Augenzipfeln, als Fund ergeben hatten. Die Siedlung dürfte wie die Perle der keltischen Späthallstatt- oder Frühlatènezeit angehören (Fund im Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

Keltische Zeit (La Tène) (500 bis 0 v. Chr.)

In die früheste Latènezeit, die Zeit um 500 v. Chr., gehört der Inhalt einer Grabstätte auf der Hochfläche zwischen Gollach und Steinach bei Sechselbach (Gemeinde Waldmannshofen, Kreis Mergentheim) in Flur Rot auf einem nach beiden Seiten langsam abfallenden Flachrücken. Die Stelle liegt an einem Feldweg zwischen Sechselbach und Waldmannshofen. Hier war der Besitzer, Bauer Bender, beim Ackern immer wieder auf große Steine gestoßen. Bei der Aufdeckung im Frühjahr 1950 durch Georg Müller (Bad Mergentheim) und den Grundbesitzer kamen Steinplatten in 30 cm Tiefe und tiefer, meist in Schräglage. Kleine Scherben und hauptsächlich menschliche Knochenreste zeigten sich nahe dem südöstlichen Rand der Grube in 70 cm Tiefe. Die Hauptfunde wurden in 1 m bis 1,20 m Tiefe angetroffen. Der hellere Grund der Grabstätte in 1,30 m Tiefe war mit kleineren Steinplatten ausgelegt, die darüber lagernden Steinplatten waren größer, zum Teil von über 2 Zentnern Gewicht, zum Teil verstürzt liegend, was auf Störung oder ehemaligen zusammengebrochenen Holzeinbau deuten kann. Die Freilegung der Grabstätte ergab über 6 cbm Steine. Reste von sieben Bestattungen konnten festgestellt werden. Zahlreich waren kleine und kleinste Gefäßbruchstücke, ganze oder gut erhaltene Gefäße waren nicht vorhanden. Am besten erhalten waren Bruchstücke einer großen schwarzen Urne mit rauher Außenseite unterhalb des Bauchknicks (Abb. 19). Wohl von einer zweiten schwarzen Urne stammen Bruchstücke mit verwaschener plastischer Schulterleiste mit Fingerdruckwelle. Randstücke feiner glatter schwarzer Schalen zeigen leicht eingekehltes Randprofil. Von einem groben Gefäß ist ein derbes Randstück erhalten. Etwa in der Mitte der Grabstätte fand sich in 1 m Tiefe ein eisernes Dolch-

Digitized by Google

messer mit leicht gekrümmtem Rücken mit abgebrochener Spitze, noch 23 cm lang, und dabei Stücke eines eisernen, einfach rund profilierten Armrings oder Zügelrings von etwa 7½ cm lichter Weite und 5 mm Stärke mit Knochenresten. Nahebei mit Knochen- und Schädelresten eine eiserne, noch 18½ cm lange Lanzenspitze mit runder Tülle, Spitze abgebrochen, mit breitem Blatt (Abb. 19). Auffallend war die vielfache Schwärzung der Steine und ihr Rotbrand (Funde im Schloßmuseum Bad Mergentheim).

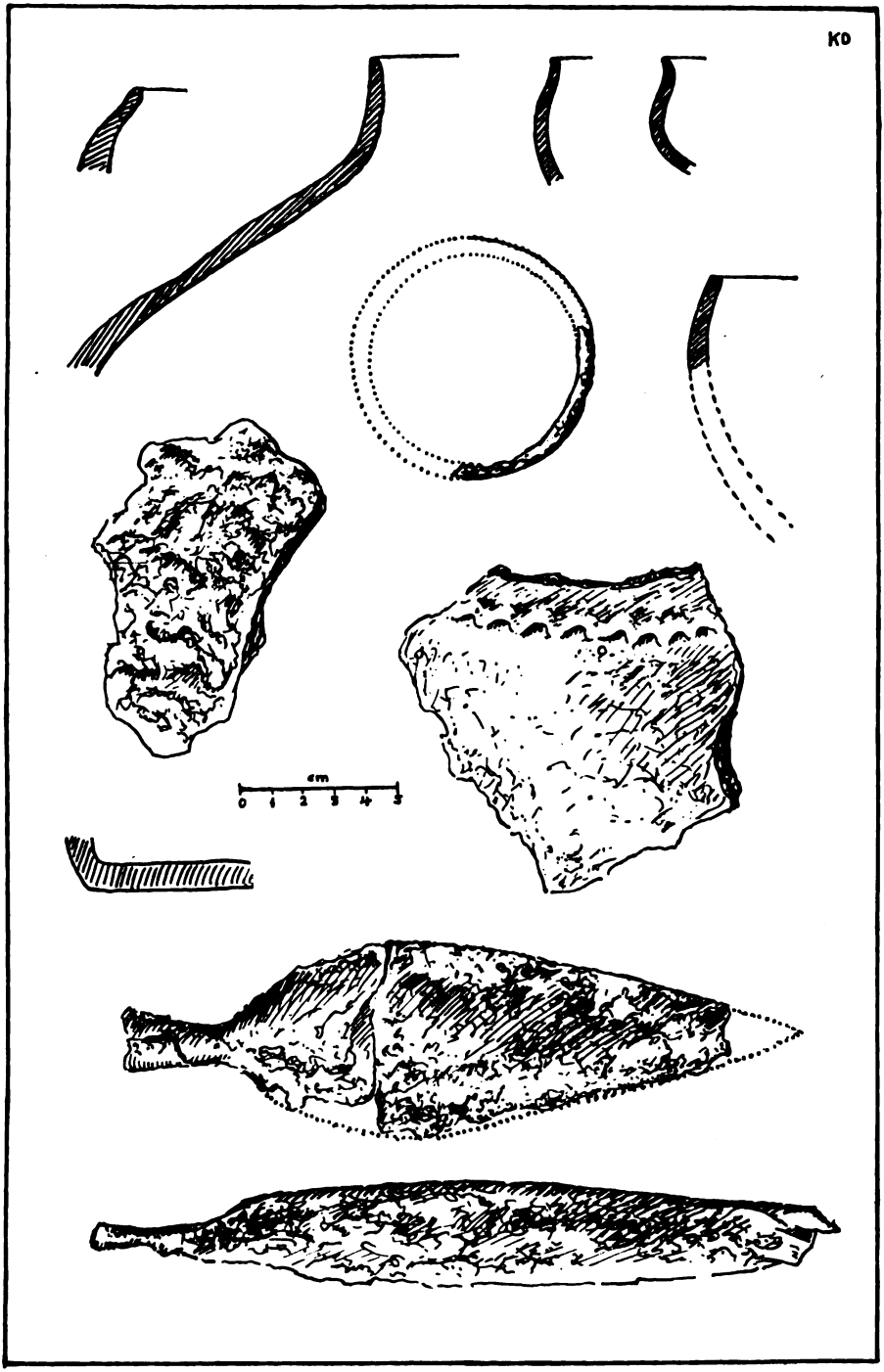
Eine Siedlungsstelle mit ganz ähnlichen Tonschalenresten mit feinen, leicht ausgewölbten Rändchen wie bei dem oben angeführten frühkeltischen Grab wurde im Frühjahr 1950 bei Anlage einer Wasserleitung im Brunnenbachtal oberhalb Althausen bei Bad Mergentheim angeschnitten. Aus 2½ m Tiefe am Schellenbrunnen (800 m WSW Kirche Althausen) im Wiesgrund nahe der Ackerflur „Hüttenäcker" wurde ein geglättetes Bruchstück einer schwarzen Schale von 25 cm Durchmesser geborgen, mit schwach eingekehltem Hals. Etwa 150 m talaufwärts kamen aus 2½ m Tiefe im Lehm steckend zahlreiche verkohlte Getreidekörner zum Vorschein aus einem Boden, der leichte Siedlungsspuren enthielt. Noch weiter talaufwärts, 200 m südwestlich der Getreidefundstelle unmittelbar westlich von Affenbrunnen (Parzelle 3603) an der Einmündung des Affentals in das erwähnte Brunnenbachtal kam ein Gerät zutage, das einem vierkantig geschmiedeten eisernen Nagel gleicht, 122 mm lang, mit fest eingekeiltem Kugelkopf von 25 mm Durchmesser aus feinkörnigem weißem Sandstein; dieser Kopf hat offenbar als Gerätgriff gedient. Auch hier zeigte der Boden alte Siedlungsspuren. Von den oben erwähnten Getreidekörnern wurden von Dr. h. c. K. Bertsch (Ravensburg) die meisten als Saatgerste bestimmt, eine kleinere Anzahl als Weizen (Dinkel). Außerdem fanden sich zwei Körnchen vom Zwergweizen (Triticum compactum) und ein Körnchen vom Einkorn (Triticum monococcum). Die Fundschicht dürfte der Hallstatt- oder Frühlatènezeit angehören.

Frühkeltische Spuren in Gestalt zweier Scherben ergab nun bei einer neuen Ausgrabung 1949 des Historischen Vereins für Württembergisch Franken mit Unterstützung durch die Bezirkslehrerschaft und der Lehrerbildungsanstalt Künzelsau die Siedlungsstelle auf dem „Stein" 1600 m nordöstlich Westernhausen über der Jagst (siehe den früheren Ausgrabungsbericht von 1947 im Jubiläumsjahrbuch „Württembergisch Franken", NF 22/23, S. 27—29). Der 1947 mit anderen Tierresten hier ausgegrabene Pferdezahn dürfte nach dem nunmehrigen Auftreten keltischer Spuren eher dieser Zeit als der dort auch vertretenen Jüngeren Steinzeit (a. a. O., S. 29) angehören. Von den neu aufgefundenen Scherben frühkeltischer Zeit zeigt der eine roten Tonbrand und waagrecht umlaufende Fingerdällenreihe; der andere ist ein Randstück einer weitmündigen schwarzen Tonschale mit schräg nach außen geneigter Randwandung. Nahe der Fundstelle kamen auch mittelalterliche, zu dem ehemaligen stauferzeitlichen Wachtturm gehörige Scherben heraus (siehe S. 66).

Ein stark mit Kelten belegtes Gebiet war die Landschaft um Heilbronn; alljährlich werden durch W. Mattes von dort neue Funde gemeldet. So aus Frankenbach aus der Kiesgrube Lauer am Hipperg südöstlich des Orts 1949 zwei geschlossene, massive Bronzeringe (6 : 6,8 und 5,4 : 6,7 cm Durchmesser), ersterer flachoval, letzterer hochoval. Die Knochen der Bestattung zerfielen bei der Berührung.

Abb. 19. Frühkeltische Grabfunde bei Sechselbach (Kreis Mergentheim). Töpfe und Schalen, eiserner Armring, Speerblatt und Messer mit leicht gekrümmtem Rücken, aus Eisen.

Digitized by Google



Digitized by Google

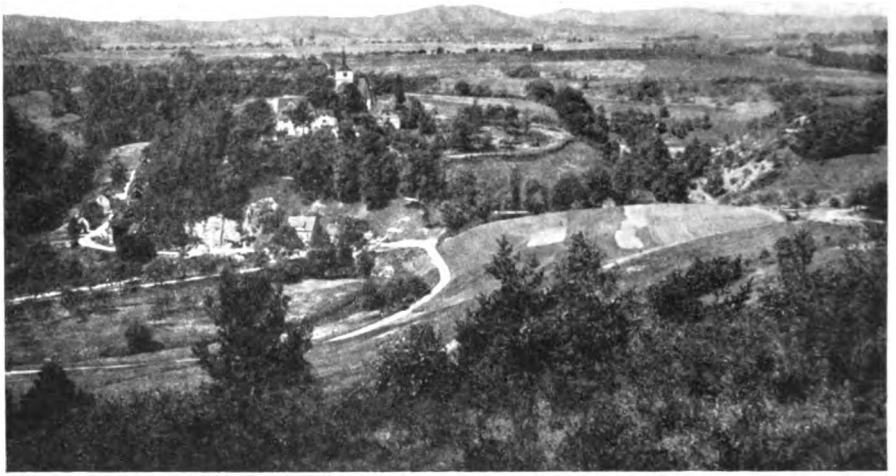


Abb. 20. Vellberg und Stöckenburg, diese umflossen von Bühler und Ahlbach. Die Ausgrabungsstelle 1950 an der alten Wasserstelle befindet sich am rechten Rand der Gebäudegruppe. (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Georg Müller, Bad Mergentheim.)

In Stetten a. H. (Zabergäu) kam beim Bau eines Hauses (250 m südwestlich vom Bahnhof) rechts der Straße in 55 cm Tiefe eine Skelettbestattung mit bronzenen Knotenringen (geperlten Ringen) zum Vorschein, an beiden Fußknöcheln je 1 Ring mit 17 Knoten (7,6 cm lichte Weite), am rechten Arm ein solcher mit 18 Knoten (5,5 cm lichte Weite); der linke Arm fehlte. Es war ein frühkeltisches Frauengrab mit einer Körpergröße von etwa 1,65 m. Blick nach Norden gerichtet (Museum Heilbronn).

Siedlungsgeschichtliche Bedeutung hat eine im April 1949 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken (Dr. Kost) durchgeführte Ausgrabung auf der Stöckenburg bei Vellberg (Kreis Schwäbisch Hall). Die Ausgrabung wurde an der alten Brunnenstelle (um Hausbreite rechts des am rechten Rand der Baumgruppe stehenden Fachwerkgebäudes) angesetzt (siehe Landschaftsaufnahme Abb. 20). Von 70 cm Tiefe ab erschienen Scherben, durchweg von Gebrauchstöpfen, die etwa bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall). Typische Spätlatènescherben fehlen, woraus vielleicht geschlossen werden darf, daß in dieser Zeit die Höhenbefestigung der Stöckenburg aufgegeben war. Die Hochfläche des Bergklotzes der Stöckenburg hat bis jetzt Steinzeit- und Frühhallstattfunde ergeben und anläßlich der neuesten Ausgrabung bei Oberflächensuche und Schürfung am Ostrand der Höhe zahlreiche hallstattzeitliche Scherben. Früher sind auch einzelne reihengräberzeitliche Funde (2 Perlen fränkischer Zeit) gemacht worden. (Zum Ausgrabungsbericht siehe auch nachfolgend S. 68.)

Weitere keltische Funde wurden bei einer Ausgrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken bei Schwäbisch Hall-Hessental auf

Digitized by Google

Flur „Mittelhöhe“ im Raum der dort am Komburger Feldweg ausgegrabenen Siedlungsstelle gemacht (siehe S. 14). Schon früher waren dort keltische Kammstrichscherben im Bodenaushub gefunden worden (Dr. Kost 1940, „Württembergisch Franken“, NF 20/21, S. 24). Nun kamen an derselben Stelle weitere keltische Scherben heraus, ein schwarzer Gefäßrand mit kantiger, breiter Randprofilierung von einem ziemlich steilwandigen Topf mit leichter Ausbuchtung, und ein anderer schwarzer Scherben mit reihenweise angeordneten Fingertupfendällen mit Randwülsten (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall). Einen ganz ähnlichen Scherben enthielt der spätkeltische, münzdatierte Höhlenfund von St. Wendel zum Stein (Jagsttal). Die Siedlungsstelle auf der Hessentaler „Mittelhöhe“ enthielt auch eine 10 Gramm schwere Eisenschlacke von teilweise feinblasiger Struktur, kantiges Bruchstück, 2½ × 3½ × 3 cm groß (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

Zwei Eisenschlacken aus keltischer Siedlungsschicht wurden im August 1949 auf dem Marktplatz in Weikersheim ausgegraben (Dr. Kost unter Mitwirkung von Kurt Meider und Stadtverwaltung Weikersheim). Daneben erschienen stark verziegelte Lehmabdrücke von einer Stangen-Flechtwerkwand, wohl eines Eisenschmelzofens (Grabungsstelle III). Diese Fundstelle enthielt in 60 cm bis 1,20 m Tiefe neben Resten feingekehlter Tonschalen mit Randstücken der Früh- bis Mittellatènezeit und Schalen mit glatten Rändern und einem Scherben mit rauhem Schlickauftrag auch spätere Latènescherben, so einen kammstrichverzierten schwarzen Graphittonscherben und weitere Keramikreste. Auf dem Platz vor dem heutigen Schloß von Weikersheim hat sich nach diesen Funden im letzten Jahrtausend vor Christi Geburt eine keltische Siedlung befunden.

Ein eigenartiger Fund, ein in der Mitte durchbohrter 1. Zehenknochen eines Hausschweins (Abb. 21) wurde bei dieser Ausgrabung auf dem Marktplatz von Weikersheim gemacht, nicht in der keltischen Siedlungsschicht, sondern 8 m davon entfernt in Marktplatzmitte in 70 cm Tiefe. Das durchbohrte Zehenglied erinnert an die bei Eiszeitkulturen vom Aurignacien bis über das Magdalénien vorkommenden Anhänger dieser Art, von denen einzelne Exemplare auch aus der Jüngeren Steinzeit bekannt geworden sind. Der Weikersheimer Fund könnte ein solcher Anhänger aus späterer vorgeschichtlicher Zeit sein, vielleicht aber auch ein Knebel (zu einem Fischnetz?) oder Teil irgendeines Geräts der Vorzeit.

Nennenswert ist der 1949 beim Graben eines Brunnenschachts auf der Höhe zwischen Kocher und Jagst gemachte Fund einer eisernen Tüllenaxt der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt (Abb. 22). Das gut erhaltene Gerät ist 130 mm lang, die viereckige, nicht ganz geschlossen geschmiedete Tülle mißt innen 33 × 50 Millimeter, die Schneide ist 87 mm breit, das Gewicht ist 500 Gramm (Historische Sammlung des ehemaligen Eisenwerks Ensbach a. K., Dr. Berger). Das Fundstück stammt aus

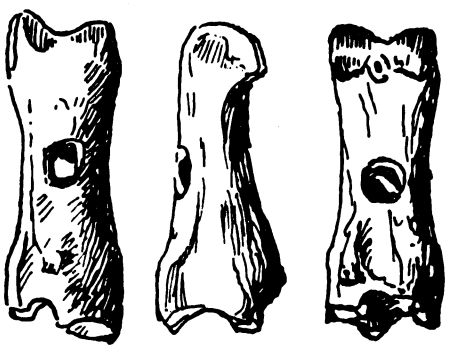


Abb. 21. Zehenglied eines Schweins, mit Durchbohrung. Ausgrabungsfund vom Marktplatz in Weikersheim 1949. Vorgeschichtlicher Anhänger oder Knebel (für Fischnetz?).

Digitized by Google

2 bis 3 m Tiefe von einem Wiesenstück in Quellnähe, 500 m südlich vom Muthof (1600 m NW Forchtenberg, Kreis Öhringen). Der Fundort liegt 2300 m südöstlich der Hohen Straße, 120 m über dem Kocher auf der Ackerbauhochfläche zwischen Wülfinger Bach und Ellbach. Genaue Vergleichsstücke zu diesem Fund weist der klassische Keltenort La Tène selbst auf (Vouga, La Tène, Tafel XLIII, 1—5), ferner der latènezeitliche Hradischt bei Stradonitz in Böhmen (Pic-Déchelette, Tafel XXVII, Abb. 1, 2, 4, 5, 7, 8, 9, 11, 12). Das französische Vorgeschichtshandbuch von Déchelette zeigt solche latènezeitlichen Äxte aus den Ostalpen und Ungarn; die Keltenfestung auf dem kleinen Gleichberg bei Römhild in Mitteldeutschland hat ebenfalls Vergleichsstücke; ein solcher Fund liegt auch aus Württemberg vor aus Auingen bei Nürtingen, ebenfalls mit viereckiger Tülle, aus einem keltischen Grab der Mittellatènezeit (Fundberichte aus Schwaben, NF IX, 1938, S. 69).

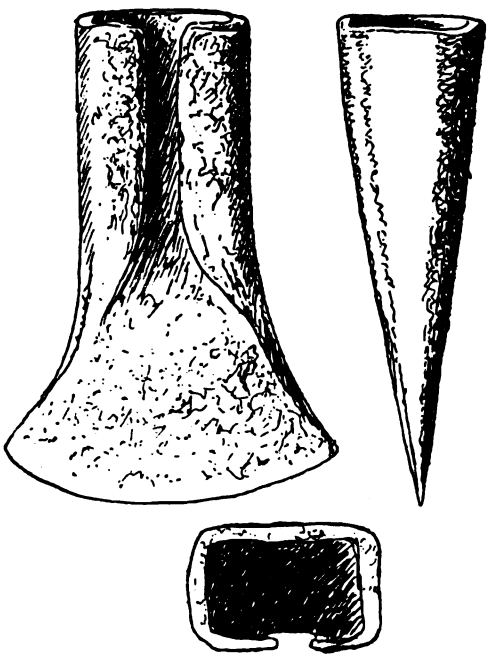


Abb. 22. Eiserne Tüllenaxt von der Höhe zwischen Kocher und Jagst beim Muthof (Markung Forchtenberg, Kreis Öhringen). (1/2 wirklicher Größe.)

Aus der spätkeltischen Zeit werden gelegentlich Funde keltischer Goldmünzen (Regenbogenschüssele) bekannt, deren Verbleib aber nicht mehr feststellbar ist. So wurde um die Jahrhundertwende an der „Halde" OSO Langenburg (etwa 300 m südlich des Friedhofs) eine solche Goldmünze gefunden und verschleppt. Sehr wahrscheinlich befindet sich das Langenburger Schloß auf der Stelle eines mit Abschnittsgräben befestigt gewesenen urkeltischen und keltischen Herrensitzes. Von Sulzdorf bei Schwäbisch Hall wird berichtet, daß dort um 1915 noch 3 Regenbogenschüssele sich befunden haben.

In keltischer Zeit kommen schon waagrecht betriebene zylindrische Drehmühlsteine vor. Ein um eine senkrechte Achse bewegter oberer Stein (Läufer) mit Einschüttloch läuft in Umdrehung durch Handhebel auf einem dazu passenden Bodenstein (Keltensiedlung auf der Steinsburg bei Römhild; Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte 8, Tafel 106 d; Vouga, La Tène, S. 77 ff. und Tafel XXVI). Ein Mahlstein ganz ähnlich einem keltischen von der Steinsburg ist neuerdings auch in Württembergisch Franken gefunden worden nahe Niedernhall im Kochertal (Abb. 37). Ein zweiter, wohl späterer wurde bekannt vom Weiler Kreßbronn (Gemeinde Rechenberg, Kreis Crailsheim) im Keuperwaldgebiet östlich Stimpfach über der Jagst (Abb. 37). Da mindestens der zweite Mühlstein (sogenannter Quirn), wie sich aus der deutschen Waldrodungssiedlung Kreßbronn schließen läßt, trotz des gallorömischen Grundtyps dem deutschen Mittelalter angehören dürfte, kommen beide Funde nachfolgend erst bei diesem Zeitabschnitt zur Sprache (S. 51).

Digitized by Google

Römische Besetzungszeit (160 bis 260 n. Chr.)

Aus römischen Kastellorten Württembergisch Frankens können wieder allerhand Neufunde vorgelegt werden. Eine Entwässerungsgrabung im Kastell Böckingen ergab, nach Bericht von W. Mattes, den Boden einer Sigillataschüssel mit Innenstempel Mercator, eine abgenutzte große Erzmünze und ein Flößerbeil mit Balkenhaken, 26 cm lang und mit 15 cm Schneidenbreite. Die Funde kamen in die nach der Kriegskatastrophe neu angelegte Heilbronner Sammlung. Reste einer römischen Reibschale wurden auf Markung Schwaigern in Flur „Stumpf" gefunden ($1^3/_4$ km südlich der Stadt). In Neckargartach bei Heilbronn wurden beim Graben einer Wasserleitung römische Brandgruben angetroffen, Beisetzungen in Holzkisten von 40 × 50 cm. Dieser kleine, etwa 10 Gräber umfassende Friedhof gehört wohl zu dem römischen Gutshof, der auf dem naheliegenden „Käppele" gestanden hat (Funde im Museum Heilbronn). Aus einer Sandgrube in Untereisesheim wurde in 5½ m Tiefe eine römische Großerzmünze von Antonius Pius gehoben; der Fund verschwand wieder in Privatbesitz.

Ein Münzfund, sogenannter Antoninian, liegt auch aus der Nordwestecke des Kastells Mainhardt vor; abgebildet ist Kaiser Gallienus (253—268 n. Chr.) mit Strahlenkrone, auf der Rückseite die Pax Augusta, den augusteischen Frieden mit Palme und Ölzweig darstellend. Auf demselben Grundstück wurde 1950 in der Nordwestecke des Kastells, Nordseite, der Innen- und Außenrand der Kastellmauer angeschnitten bei Ausschachtung für eine Kläranlage an der Nordostecke des dortigen Wohnbaues. Von ehemaliger Innenfront waren nur noch die untersten Quaderlagen erhalten, die höheren wurden offenbar in nachrömischer Zeit abgebaut. Die Quader der Außenfront der Mauer waren größtenteils erhalten. An den Stellen, wo die Quader fehlten, zeigte sich schön das Bruchsteinmauerwerk der inneren Mauerfüllung in Kalkbettung, zum Teil in Fischgrätenform verlegt (Opus spicatum), wie sie früher schon von der Reichslimeskommission am nahen nordwestlichen Eckturm und an anderen Türmen beobachtet worden war. Die innere Ausschachtungsgrube wies am Fuß der Kastellmauer Brandspuren an den Mauersteinen auf, in 65 cm Höhe der Kastellmauer einen nach dem Kastellinnenraum sich erstreckenden späteren Bodenhorizont in flacher Anböschung mit Brandschicht. Von der Kastellmauer waren von dieser Schicht ab aufwärts die Quader, in frühdeutscher Zeit, abgebaut. In 1,40 m Höhe vom Mauerfuß folgte nach dem Kastellinnern eine noch spätere, ebenso flache Erdanböschung, wieder mit Brandschicht. Darüber hinaus kamen noch 75 cm bis 1 m Boden, zum Kastellinnern ansteigend, das somit in Mittelalter und Neuzeit starke Bodenerhöhung erfahren hat. Auf der Außenseite der Kastellmauer fällt das Gelände in starker Böschung nach Norden ab. In dieser Böschung kamen zahlreiche verstürzte Mauersteine der ehemaligen Kastellmauer zum Vorschein. Aus der Ausschachtungsgrube kam auch, 3,50 m von der äußeren Kastellmauerfront, eine Schleuderkugel aus Stubensandstein in Kopfgröße (Durchmesser 20 cm) heraus.

Vom Nordrand der Feldflur „Steinbühl", 300 m westlich der Kastellnordwestecke, stammen zwei behauene Bruchstücke einer vollplastischen, noch 40 cm langen und 33 cm hohen länglichen Tierfigur mit einigen gewundenen und gerieften eingemeißelten Haarsträhnen, Reste der Mähne oder des Schweifes eines Pferdes (Juppitergigantenfigur?) oder eines Löwen (Grabmal?) (Abb. 23). Juppitergigantenfigurenreste haben auch die Nachbarkastelle Murrhardt, Öhringen und Jagsthausen früher geliefert. Auf dem „Steinbühl" dürften römische Bauten

Digitized by Google

gestanden haben, da nach Bericht von Hansselmann (1768) von des „dasigen Badwürths Acker" Teile von Juppiterweihealtären und ein eisernes Nagelziehgerät („Geißfüßle") stammen (Reichslimeswerk 32, S. 13 ff.).

Im Nordteil des Mainhardter Kastells, 35 m von der ehemaligen Porta principalis sinistra, dem Nordtor des Kastells am Südrand der einstigen via principalis, in der heutigen „Römerstraße" (Haus Bockstatt), wurde 1948 bei Baugrabungen eine römische Kulturschicht angeschnitten mit Bauresten. In 60 cm Bodentiefe zeigten sich Hüttenlehmreste einer eingefallenen Wand und eine auf

Abb. 23. Bruchstück einer römischen Tierfigur vom westlichen Vorgelände des Kastells Mainhardt. (Aufnahme: W. Eichner.)

Brand weisende Holzkohleschicht. An Funden kamen bis zu 1 m Tiefe ein Teil einer Sigillataschale mit Griffrand und eines hübschen Fußschälchens, ferner Reste einer Gebrauchsschüssel, Krugreste in rotem und grauem Ton, Backsteine mit Kammwellenverzierung und eiserne Nägel. Ein Bruchstück eines vierkantigen, reich profilierten Säulenrestes aus Sandstein wurde mit gefunden. Der bedeutendste Fund war ein inschriftloses Weihesteinrelief einer Mutterfigur mit Kleinkind auf dem Arm und mit zwei flankierend stehend jugendlichen männlichen Gestalten (Abb. 24). Die Höhe des oben beschädigten Reliefbildes beträgt noch 43 cm bei 34 cm Breite und 6 cm Stärke. Der Relieffund mit seinem für das Provinzialrömische seltenen Mutter- und Kindmotiv gewinnt um so größere Bedeutung, als 1949 am Südostrand von Mainhardt am Fundort von damals vier römischen Juppiterweihesteinen („Württembergisch

Digitized by Google

Abb. 24. Mutterfigur mit 3 Kindern aus dem Römerkastell in Mainhardt. (Aufnahme: W. Eichner.)

Franken", NF 22/23, S. 34), gefunden 1944 beim Bau eines Behelfsheims und gefolgt von weiteren Juppitersteinfunden (Seite 41 f.), auch drei Frauenreliefsteine herauskamen. Sie sind aus einheimischem Sandstein gearbeitet und messen 17 × 22 × 11, 18 × 24 × 6½ und 20 × 19 × 7 cm. Die drei Reliefs stellen je eine Muttergöttin mit Kleinkind im Arm dar (Abb. 25).

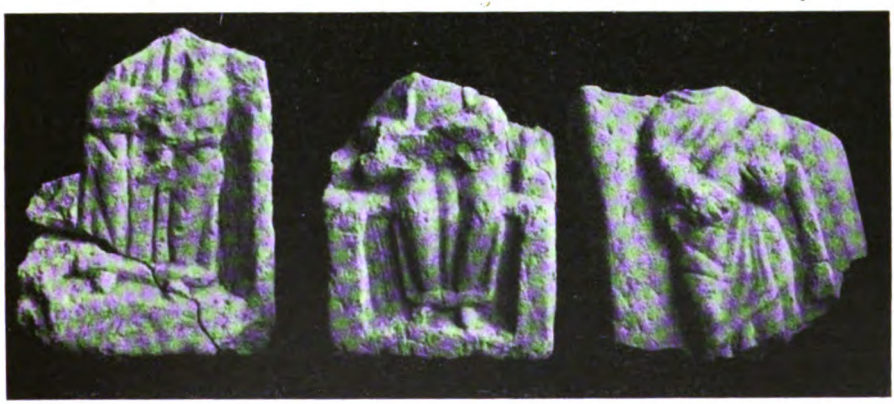


Abb. 25. Drei Reliefs einer einheimischen gallorömischen (?) Muttergöttin von der heiligen Stätte an der „Herrenwiese" in Mainhardt. (Aufnahme: Professor Dr. O. Paret.)

Digitized by Google

Alle drei Reliefs hatten zwischen dem Juppiterweihestein Nr. 5 und 6 in einer Bodentiefe von 60 bis 80 cm gelegen in unmittelbarer Nähe voneinander. Sämtlichen drei Steinen fehlt der Oberteil, an einem auch ein Stück des Unterteils; an den Juppiterweihesteinen waren gleichfalls absichtliche Zerstörungen zu beobachten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alamannischen Eroberer des dritten Jahrhunderts diese römischen Göttersteine absichtlich zerschlagen haben, daß sich hier also deutliche Auswirkungen des „Alamannensturms" zeigen.

Die Fundstätte der drei letztgenannten Frauenreliefsteine, zugleich der Ort von 8 bzw. 9 Juppiterweihesteinen, legt den Gedanken nahe, daß es sich dort um eine heilige Stätte gehandelt haben muß. Es ist eine beginnende flache

Abb. 26. In Bildmitte links Behelfsheim in Mainhardt an der „Herrenwiese", Ort einer ehemaligen römischen Weihestätte. Die Fundstellen der Juppitersteine und der Muttergöttinreliefs liegen auf dem Raum des Behelfsheims und rechts angrenzend bis zur Bildmitte (Schuppen vorn).

Quellmulde an der „Herrenwiese", 150 m östlich des Kastells und 200 m westlich des Limes, also zwischen Kastell und Limes (Abb. 26 und 27). Diese Mutterfiguren weisen auf einen besonderen örtlichen Kult, der mit der Besatzung in Zusammenhang stehen muß, der 1. Asturischen Kohorte, die aber sicherlich wie üblich auch Einheimische in ihre Truppe eingestellt hat. Kelten am Ort sind durch keltische Namen auf einem bürgerlichen Totendenkstein als Adnamatius und Adnamatia belegt (Haug-Sixt, 417) und durch einen Juppiterweihestein aus dem südlich des Kastells gelegenen Lagerdorf von einem Feldwebel Cobrunius Divixtus (Fundberichte aus Schwaben, NF V, S. 78); auch die keltische Pferdegöttin Epona ist vertreten (a. a. O.). Die Muttergöttinnenreliefs lassen vermuten, daß außerdem eine einheimisch keltische oder eine gallorömische Göttin hier verehrt worden ist. Weniger wahrscheinlich ist, daß die ursprünglich aus Spanien rekrutierte Asturertruppe oder in ihr dienende Soldaten vom Balkan diese nichtrömische Verehrung mitgebracht haben. An eine Darstellung der spätrömischen Fecunditas wird man kaum denken dürfen, weil diese ein anderes Erscheinungs-

Digitized by Google

bild. besonders auf Münzen, aufweist und meines Wissens auch auf deutschem, provinzialrömischem Boden nicht in Reliefs oder Statuen belegt ist.

Von Bedeutung sind auch die vielen, in Mainhardt gefundenen Weihealtäre für den obersten Reichsgott Juppiter. Nachdem schon früher fünf solche Altäre ganz oder in Bruchstücken aus Mainhardter Boden aufgetreten sind (Haug-Sixt, S. 411, 412, 413; Limeswerk 33, S. 13; Fundberichte aus Schwaben, NF V, S. 78), wurden am Südostausgang des heutigen Mainhardt auf dem Grundstück des Behelfsheims (siehe oben) 1944 vier solcher Weihealtäre aufgefunden, die Professor Dr. P. Goeßler im Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission (Jahrgang 27, 1943, Heft 3/4) gewürdigt und als Veteranenweihe-

Abb. 27. Die Bachmulde in der Herrenwiese am Südostrand von Mainhardt. Hinter dem linken Rand des Pappelteiches der Ort der römischen Weihestätte mit seinen Funden. Im Mittelgrund überquert der Limes waagrecht das Bild (am Weidenbusch durchziehend). (Aufnahme: Dr. Kost.)

steine, Weihungen von aus dem aktiven Heer abgehenden Soldaten der 1. Asturerkohorte erkannt hat (Abb. 28). (Siehe auch „Württembergisch Franken", NF 22/23, S. 34.) Die Steine tragen oben den üblichen Altaraufbau mit einer Vertiefung für eine Metallschale oder eine ebene Fläche zum Auflegen von Opfergaben. Der vierte dieser Steine hat auf den Seitenflächen Reliefdekor (siehe Abb. 28, 4a und 4b): rechts Opferkanne und gestielte Schale, links Blitzbündel. Alle vier Steine, wie auch die später an derselben Stelle entdeckten weiteren, sind Weihesteine für Juppiter Optimus Maximus, aufgestellt von der Mainhardter Kastellbesatzung, der cohors I Asturum equitata, also einer berittenen Truppe. Der Text nennt den Gott, die Truppe und den Kommandanten. Diese 1. Asturische Kohorte ist vor der Mainhardter Zeit erschließbar in Höchst am Main, dann von 90 n. Chr. ab in Walheim am Obergermanischen Neckarlimes mit Verlegung nach Mainhardt um 150 n. Chr. Von hier ist diese Kohorte dann vermutlich vor der Mitte des 3. Jahrhunderts nach Britannien versetzt worden. Der Mannschaftsbestand dieser 1. Asturischen Kohorte enthielt in Mainhardt nach Auskunft einer

Digitized by Google

Grabinschrift auch Bestände aus den unteren Donauprovinzen. Auch der auf zwei Weihesteinen (Nr. 1 und 2 der Neufunde) genannte Präfekt C. Julius Artemo stammt von dort. Er ist von Mainhardt aus zum Legionstribunen aufgestiegen als berittener Offizier, wie eine Inschrift bei Aquincum in Pannonien (Ungarn) erweist (P. Goeßler, Germania 27, S. 159). Auch der Name des Kultreferenten Diodatus auf dem dritten Mainhardter Weihestein von der Kultstätte kommt später in der Legion dieses Tribunen Artemo bei Aquincum wieder vor (a. a. O., S. 161).

Nach P. Goeßler (a. a. O.) ist die Weihung solcher Steine durch aus dem Heer abgehende Veteranen besonders aus Dacien und Britannien (Hadrianswall) belegt; im gallisch-germanischen Römergebiet ist die Sitte bis jetzt aber kaum erkannt gewesen. Solche Weihesteine waren auch an ihren anderen Fundorten oft außerhalb des Lagers aufgestellt, wie es in Mainhardt der Fall ist. Solche Juppiteraltäre der Truppenkörper sind oft mit Altären anderer Götter zusammen gefunden worden. Hier in Mainhardt kommen die Reliefs einer nichtrömischen Muttergottheit hinzu.

Zu den genannten vier Juppitersteinen vom Rand der „Herrenwiese" (Behelfsheim) gesellten sich 1949 zwei weitere (Nr. 5 und 6) und ein Bruchstück eines dritten (Nr. 7), alle wenige Meter neben der alten Fundstelle. Auf dem Bruchstück (Nr. 7) ist inschriftlich noch das ST von „Astur" erkennbar, seitlich das Blitzbündel des Juppiter; auf dem einen Stein mit der schlecht lesbaren Inschrift (Nr. 6) kann noch I O M gelesen werden (Jovi Optimo Maximo) und die Bezeichnung der Asturischen Kohorte, auf dem gut erhaltenen Stein (Nr. 5) (A b b. 2 9) ist fast die ganze Inschrift lesbar:

I (ovi) O (ptimo) M (aximo)
COH (ors) I ASTUR (um) EQ (uitata)
CVRA (m) AGENTE M (arco)
MEVIO M (arci) F (ilio) FAB (io)
(C) APRIOLO PRAEF (ecto)
FEC (it)

Zu deutsch: Dem Juppiter, dem Besten und Größten, (angefertigt) von der ersten berittenen Austurerkohorte unter Mitwirkung des Kultreferenten Marcus Mevius, Sohn des Marcus, unter dem Präfekten Fabius Capriolus.

Der Weihestein trägt auf der einen Schmalseite das Relief einer gestielten Opferpfanne, auf der anderen eine Tasche mit drei Opfermessern, deren Rundgriffe oben herausragen. Der Stein (Nr. 6) mißt 1,16 m in der Höhe bei 74 cm Breite und 38 cm Tiefe, der schlechter lesbare (Nr. 7) hat fast dieselbe Höhe und Tiefe, aber nur 56 cm Breite. Die Funde befinden sich in Mainhardt unter der Obhut der Gemeindeverwaltung.

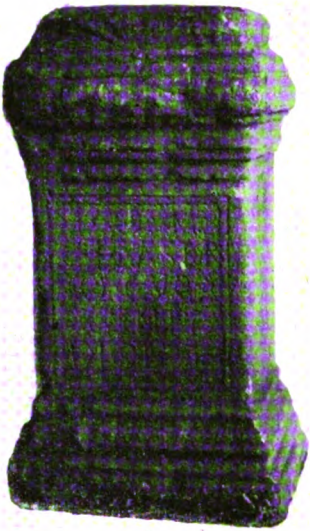
Nachdem durch die Häufung von Weihesteinfunden an dieser Stätte der Quellmulde an der „Herrenwiese" die kultische Bedeutung dieser Örtlichkeit hervorgetreten war, mußte der Frage weiter nachgegangen werden. Versuchsgrabungen durch Professor Dr. Paret im Garten des Behelfsheims, nördlich und westlich an die Fundstelle anschließend, hatten zwar dort keine Fortsetzung der Funde und keine Feststellungen ergeben können. Dagegen hatte eine im Juli 1950 vom Historischen

Abb. 28. Vier Veteranenweihesteine der 1. Asturischen Kohorte für den obersten Gott Juppiter, von der Weihestätte am Südostrand von Mainhardt am Rand der „Herrenwiese". Nr. 1 und 2: Maßstab 1 : 12; Nr. 3: Maßstab 1 : 16; Nr. 4 a und b: Maßstab 1 : 14. (Aus: Germania, Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission 27, 1943, Tafel 32, P. Goeßler.)

Digitized by Google

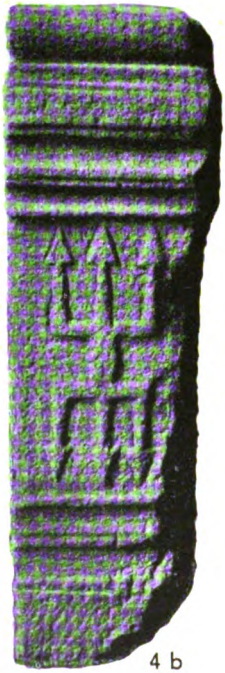
1

2



3

4 a



4 b

Digitized by Google

Verein für Württembergisch Franken durch Dr. Kost (mit Unterstützung der Gemeindeverwaltung Mainhardt) angesetzte Suchgrabung am südöstlichen Rand des Behelfsheimgrundstücks (Parzelle 69/2) Erfolg. Von vier Suchgruben ergab die erste, östlichste, in 1 m Tiefe einen weiteren, in Westostrichtung flach liegenden Weihestein (Nr. 8) von 133 × 75 × 45 cm größten Ausdehnungen (Abb. 30, Lagebild, und Abb. 31). Die Inschrift war wegen der Lage am alten Bachgrabenrand verschliffen und verschwunden, dagegen die reliefge-

Abb. 29. Veteranenweihestein (Nr. 5) der 1. Asturischen berittenen Kohorte für den obersten römischen Reichsgott Juppiter, von der Weihestätte an der „Herrenwiese" in Mainhardt. (Aufnahme: Professor Dr. O. Paret.)

schmückten Seitenteile gut erhalten. Die eine Seite zeigt ein doppeltes Blitzbündel mit Adlerornament inmitten, die andere oben einen Opferkrug, unten Opferpfanne mit senkrecht nach oben gerichtetem Stiel. Der Kopf des Steines hat zwischen zwei Randwülsten eine kreisrunde Vertiefung von 40 cm Durchmesser in Form einer Opferpfanne in den Werkstein (Stubensandstein) eingehauen. Von Bedeutung mag die am Südrand des liegend angetroffenen Weihesteins von der Ausgrabung bloßgelegte Steinsetzung von 1,50 m Breite sein, deren westöstliche Längsausdehnung über die Grube von 2,50 m Länge beiderseits hinausgriff und leider wegen dort liegender moderner Abwasserrohre nicht weiter

Digitized by Google

aufgedeckt werden konnte. Die Steine von 30 bis 50 cm Größe, dicht aneinandergesetzt ohne Mörtelung, hatten offenbar mindestens noch eine obere Lage gehabt, da zwei davon noch auf den Rand des liegenden Weihesteins gekippt vorgefunden wurden. Die Anlage macht den Eindruck einer Fundierung als Trockenmauer. Wahrscheinlich sind höhere Lagen, vielleicht behauene Steine, nach der Zerstörung des Alamanneneinbruchs in frühdeutscher Zeit zu Bauzwecken abgebaut und entfernt worden, wofür der Fund in der vierten Suchgrube, ein zersprengter Weihestein mit Sprengfuge (Nr. 9), spricht (siehe unten und Abb. 32).

Die zweite Suchgrube, 15 m westlich der ersten, erbrachte ähnlich wie die erste in 1,20 m Tiefe leichte Holzkohlereste über dem gewachsenen Boden. Die dritte Grube, 5 m westlich der ersten unmittelbar am Bachgrabenrand, zeigte ebenfalls in 1,20 bis 1,80 m Tiefe Holzkohlespuren und in 1,30 m Tiefe mehrere unbehauene Bruchsteine ähnlich denen der Steinsetzung der ersten Grabungsstelle, dazu einen dunklen Bodenstreifen in 1,50 m Tiefe mit Holzkohleresten. Die

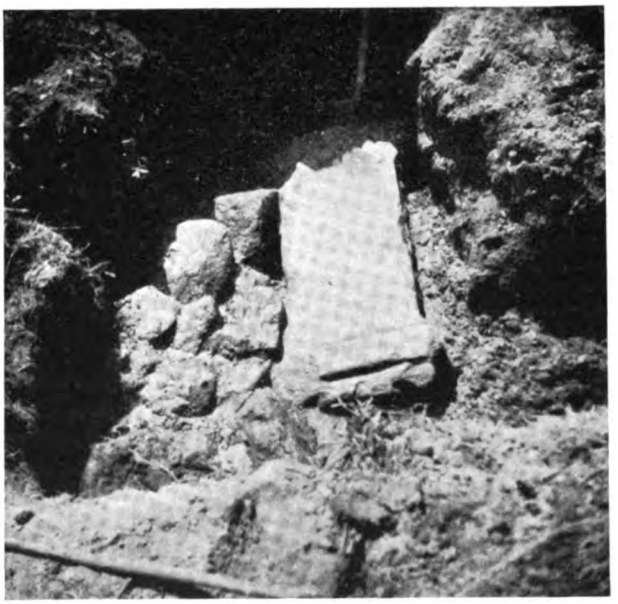


Abb. 30. Juppiterweihestein (Nr. 8) vom Südostrand der Fundstätte an der „Herrenwiese" in Mainhardt in seiner Lagerung neben einer Steinsetzung. Ausgrabung 1950. (Aufnahme: Dr. Kost.)

vierte Grube zwischen der ersten Grube und der Südostecke des Behelfsheims (an der Behelfsheimecke, Fundort des Weihesteins Nr. 1) erbrachte in 0,90 bis 1,20 m Tiefe die untere Hälfte eines weiteren Weihesteins (Nr. 9) von 66 × 63 × 34 cm größten Ausmaßen. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes fehlt eine Inschrift, auch Reliefs sind keine wahrnehmbar. Beachtenswert ist, daß auf der einen Schmalseite dieser Weihesteinhälfte eine Handbreit vom Bruchrand entfernt gleichlaufend mit diesem eine grobe Sprengrinne eingehauen war (Abb. 32). Sie beweist, daß der Stein, doch wohl in nachrömischer Zeit, zum Verbauen hätte zersprengt werden sollen. Das fehlende Oberteil ist offenbar bereits in Mainhardt

Digitized by Google

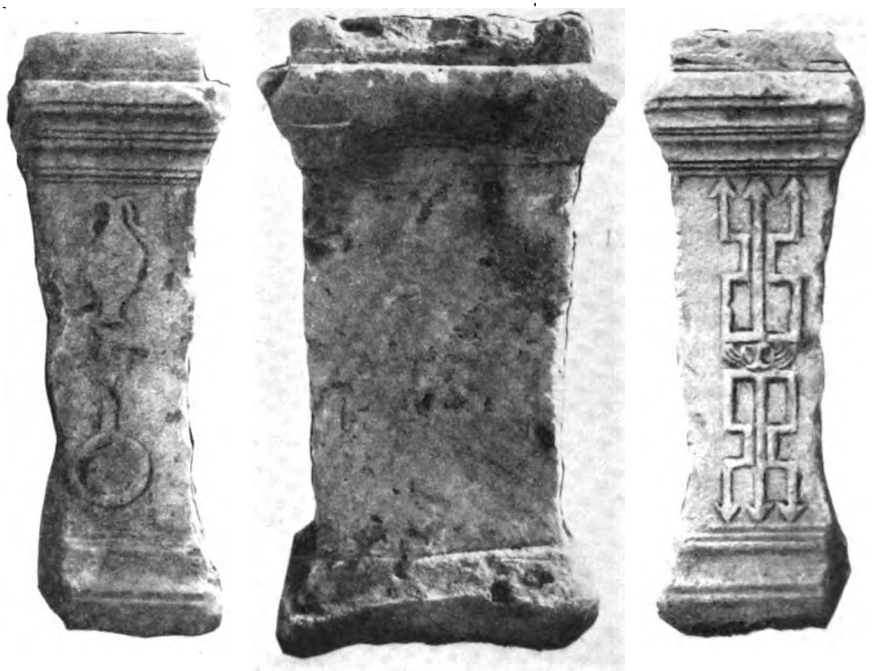


Abb. 31. Juppiterweihestein (Nr. 8), rechts Seitenfläche mit doppeltem Blitzbündel und dem Adler des Gottes, linke Seitenfläche mit Opferkrug und Opferpfanne. Maßstab 1:13. (Aufnahme: W. Eichner.)

in alter Zeit verbaut worden, zu einer Zeit, als die Weihestätte noch in Trümmern offen lag, also in frühdeutscher Zeit, womit nebenbei auch ein Anhaltspunkt für die Zeit der frühdeutschen, merowingisch-karolingischen Besiedlung Mainhardts gegeben sein dürfte. Die Bodenaufschwemmung von 1,10 m über diesem Stein läßt auf Jahrhunderte zeitlichen Abstandes zur Jetztzeit schließen. Der römerzeitliche Boden kennzeichnete sich in 1,10 bis 1,30 m Tiefe als durchgehende dunklere Bodenschicht mit Holzkohleeinlagen (Opferfeuer oder Brandzerstörung um 260 n. Chr.). Erwähnenswert ist, daß sämtliche Suchgruben jeweils Keramikreste ergaben. Einige Backsteinstücke und ein Falzziegelrest erweisen, daß eine Baulichkeit nahebei zu suchen ist. Die Keramikreste, Bruchstücke rottoniger Gebrauchstöpfe mit schmalen Standböden und ein Terrasigillatascherben, sind deswegen beachtenswert, weil im westlich anstoßenden Gelände in Richtung auf das 150 m entfernte Kastell und das Lagerdorf trotz ausgiebiger neuerer Baugrabungen nicht ein einziger römischer Scherben zutage kam, dort also keine Besiedlung vorliegt. Die Kultstätte am Muldenanfang der „Herrenwiese" (am Behelfsheim) war somit räumlich von Kastell und Siedlung abgesetzt. Der Limes zieht nahe östlich in 150 m Abstand vorbei und läßt die Weihestätte innerhalb des Römerbereichs (Abb. 27).

Neue römische Funde ergeben auch einige andere Römerorte Württembergisch Frankens. Im Westteil von Jagsthausen, nördlich der Brücke, wurden bei Neubaugrabungen römische Baureste angeschnitten (Fundberichte aus Schwaben, NF VIII, S. 107). In zwei Baugruben trat je eine Ecke eines römischen

Digitized by Google

Abb. 32. Unterer Teil eines römischen Weihesteins (Nr. 9) vom Rand der „Herrenwiese", Schmalseite, mit späterer Sprengrille für Bauzwecke in frühdeutscher Zeit. Ausgrabung 1950. (Aufnahme: W. Eichner.)

Baues, dabei Scherben, der Unterteil einer Amphora und eine Backschaufel zutage (Schloßmuseum Stuttgart, Mitteilung Professor Dr. Paret.)

Mit neuen Römerfunden wartet auch wieder der wichtige Kastellort Öhringen auf. An der Nordwestecke des Rendelkastells wurde 1948 in der Baugrube Haus Hanselmann von Oberlehrer Seeger eine bis 80 cm Tiefe reichende Auffüllung von unbehauenen Sand- und Muschelkalksteinen beobachtet, die 1,50 m Breite aufwies und deren Längenausdehnung über die Baugrube (4 m lang) hinausgriff. Die Richtung dieser Steinfüllung liegt gerade im Zug der dort zu erwartenden, nordöstlich laufenden Westmauer des Rendelkastells, nördlicher Teil. Etwa 150 m nordwestlich dieser Stelle wurden bei der Ausschachtung zum Haus Rebscher gehoben: Sigillatascherben und eine durch Verwitterung unkenntliche römische Erzmünze (Weygang-Museum). Unweit dieser Baustelle wurde ein römisches Sigillatabruchstück mit Bodenstempel VIMPUS gefunden. Dieser Namenstempel weist auf die römischen Töpfereien von Blickweiler und Eschweiler Hof in der Westpfalz als Herkunftsort des so bezeichneten Geschirrs. Daneben befanden sich zahlreiche Tierknochen, besonders vom Rind, und Brandspuren. Bei Ausschachtungsarbeiten 1950 an der Gewerbeschule, außerhalb der Südostecke des Bürgkastells, stießen die Arbeiter in 2 m Tiefe auf einen ehemaligen 5 m breiten Spitzgraben. In der Einfüllung fanden sich in höheren Schichten Reste römischer Heizkacheln, Teller, Krug und Teile einer Sigillata-Käseschüssel (Abb. 33).

Abb. 33. Terra Sigillata = Käseschüssel von der Außenseite des Bürgkastells in Öhringen. (Aufnahme: Sommer.)

Digitized by Google

Abb. 34 und 35. Kopf einer römischen Göttin aus weißgetöntem Buntsandstein, aus dem Bürgkastell in Öhringen.
(Aufnahme: Landesbildstelle Stuttgart.)

Digitized by Google

Der wichtigste Fund stammt aus dem Boden des Öhringer Bürgkastells. Bei einer Bauausschachtung kam nahe dem Nordrand des Bezirkskrankenhauses aus 50 cm Tiefe das steinerne Köpfchen einer römischen Göttin heraus, dessen Bekanntwerden Herrn Chefarzt Dr. Majer verdankt wird (Abb. 34 und 35). Diese noch 8 cm hohe Gesichtsplastik aus feinem Buntsandstein weist noch Spuren weißer Farbe auf. Der Kopf dürfte der Weihereliefffigur einer weiblichen Gottheit entstammen und der Anfangszeit des römischen Öhringen, der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christi angehören. Er ist etwas nach rechts gedreht und gesenkt vorzustellen.

Zur Limesforschung in der Gegend von Murrhardt mag vielleicht folgender Hinweis dienen. Im Namen des Schloßhofs (Gemeinde Fornsbach), eines Weilers im Keuperbergland 4 km südöstlich Murrhardt, der wenig innerhalb des dortigen Limesverlaufs liegt, sieht das Werk „Die Römer in Württemberg" (III, S. 373, O. Paret) nach älteren Vermutungen die sprachliche Nachwirkung eines römischen Feldwachgebäudes. Dies könnte bestätigt werden durch folgende Nachricht, die der limpurgische Geschichtsschreiber H. Prescher in seinen selten gewordenen „Historischen Blättern" (1, 1813, S. 72) den Altertumsfreunden überliefert: „Von einem Manne, der mir schon im Jahre 1813 Nachweisungen gab, Gottfried Wahl, Wirth und Bauer, erfuhr ich, daß das kleine Örtchen ehemals Schloßdorf solle geheißen haben, daß man jedoch von einem hier gestandenen Schlosse keine gewisse Nachricht habe; ein großer Erdbuckel sey hier gewesen, wie man ihn weggeräumt habe, um ein Haus dahin zu bauen, habe man Eisenstücke darin gefunden, er habe sie für Stücke von einem eisernen Ofen gehalten."

Alamannisch-fränkische Frühzeit (260 bis 800 n. Chr.)

Ein neuer Fund in Böckingen bei Heilbronn ist ein alamannisches Frauengrab aus der Zeit um 500 n. Chr., dem ein großes Bronzebecken, Ringe und Fibeln entnommen werden konnten. Das Grab wurde im April 1950 am „Heidenrain" (100 m östlich des neuen Friedhofs) bei einer Kanalisationsgrabung angeschnitten. Die Tote lag mit Blick nach Osten. Über die Füße war eine Bronzeschüssel von 45 cm Durchmesser und 14 cm Tiefe gelegt mit der Öffnung nach unten. Sonstige Beigaben waren ein offener Armring aus Weißmetall mit verdickten Enden, ein silberner Halsring von etwa 22 cm Weite mit ineinandergehakten Enden, ein Paar Dreiknopffibeln mit geradem Fuß und Bruchstücke einer Eisenschnalle (Schloßmuseum Stuttgart).

Nennenswert ist auch ein fränkisches Kriegergrab aus der Zeit um 550 n. Chr. aus der Baugrube Trumpp beim Weinbergweg, Flur „Jokele", in Böckingen-Heilbronn am Südende der Stadt (Abb. 36). Bei dem Toten lagen die fränkische Wurfaxt (Franziska) am rechten Knie, ein kurzes, einschneidiges Hiebschwert (Sax) unter dem linken Arm, eine Lanzenspitze zu den Füßen, ein Messer, eine Pinzette und eine Riemenzunge, alles aus Eisen, dazu ein Bronzeschnällchen. Zuletzt kam noch am Fußende ein gut erhaltener, 21 cm hoher, doppelkonischer (fränkischer) Henkelkrug mit Ausgußschnauze. Er trägt Stempelverzierung in Rechteckreihen und Kammwellen. Durch diesen Fund ist die durch Kriegseinwirkung zerstörte Sammlung des Historischen Vereins Heilbronn wieder in den Besitz eines vollständigen frühdeutschen Grabfundes gekommen. Ein weiteres Grab in der Nähe wurde später angeschnitten, mit Bruchteilen eines Skeletts mit Langschädel und Bodenstück eines Gefäßes mit Daumendrehspur (Mitteilung W. Mattes).

Digitized by Google

An unerwarteter Stelle, auf dem Drillberg bei Bad Mergentheim am Ostrand des früheren Truppenübungsplatzes (120 m westlich des Randes des Bürgerwaldes, 2750 m westlich Rathaus Bad Mergentheim), stieß 1949 ein Jungbauer beim Pflügen auf waagrecht gelagerte, aneinandergreifende Muschelkalksteinplatten in nur 20 cm Tiefe, zwischen denen eine fränkische Glasperle des späten 5. oder des 6. Jahrhunderts zutage kam. Diese schwarze Ringperle (30 mm Durchmesser mit 9 mm lichter Weite) trägt auf dem Wulstrücken

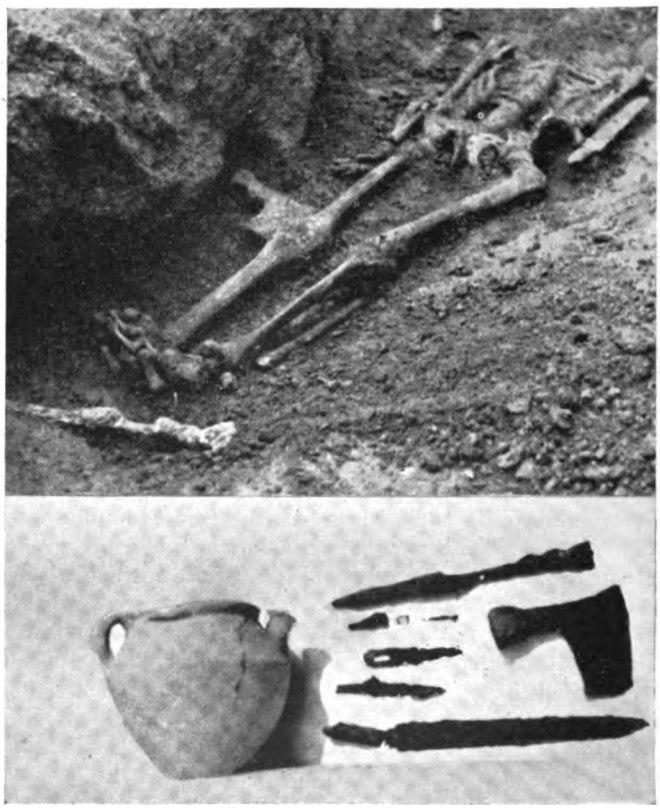


Abb. 36. Fränkisches Kriegergrab der Mitte des 6. Jahrhunderts aus Böckingen bei Heilbronn. (Aufnahme: W. Mattes.)

ein rundbogiges Scherenmuster aus dunkelroter Paste mit gelbbraunen Augentupfen eingelegt. Das schöne Fundstück ist dem Schloßmuseum Bad Mergentheim zugeführt worden. Eine abgegangene altfränkische Siedlung in der Nähe des Fundplatzes ist nicht bekannt. Der Üttingshof liegt zu weit entfernt im Jungferbachtal (1700 m südwestlich der Fundstelle) und kann als zugehörige Siedlung nicht in Betracht kommen.

Bei Widdern (Kreis Heilbronn) im unteren Jagstgebiet stellte W. Mattes 1949 in der Gartenhaushälde im Kessachtal ein früher bereits geleertes Steinplattengrab ohne Beigaben fest. Eine Platte war etwas behauen, die übrigen roh. Das Grab hatte die Ausmaße 1,70 × 1 m Länge und Breite bei 60 cm Höhe.

Digitized by Google

Die Deckplatten und eine Seitenplatte fehlten. Ein ähnliches Grab, wohl auch frühmittelalterlich, wurde 500 m südlich Haagen bei Untermünkheim in der Kocherau in Flur „Hohlert" bei Anlage eines Entwässerungsgrabens im Dezember 1948 angetroffen mit einem menschlichen Skelett, das in Strecklage mit Blick nach Osten beigesetzt war. Der Tote lag in einer einfach gebauten Grabkammer von 2 m Länge und ½ m Breite. Die Einfassung bestand aus Trockenmauerwerk, aufrechtgestellten rohen Steinplatten an Kopf- und Fußende und Abdeckung mit großen Steinen. Das Grab ist wohl vom frühdeutschen Siedlungsort Haagen jenseits des Kochers aus angelegt worden.

Auf keltische und römische Vorläufer (siehe S. 36) gehen neuerdings in Württembergisch Franken gefundene deutsche Mühlsteine zurück (Abb. 37). Der eine wurde 1950 300 m nordöstlich vom Nordrand der Salzstadt Niedernhall im Flur „Haunold" herausgeackert und befindet sich (durch Vermittlung der Schule Niedernhall) jetzt im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. Der Fundort liegt am Fuß des Hörnle-Abhangs zwischen Eisenbahn und Kocher nahe der Bahnlinie. Der flachzylindrische Mühlstein ist aus hartem porösem Muschelkalk (Terebratulabank) gearbeitet, mißt 37 cm im Durchmesser und ist 12 cm dick. Die obere Fläche ist flach eingemuldet und weist ein ovales Einschüttloch für Getreide auf, 10 × 6 cm weit; die Unterseite ist eingewölbt und paßte ehemals in der Wölbung auf einen Bodenstein von entsprechender Auswölbung, der hier nicht mit aufgefunden wurde. Seitlich befindet sich ein 8 cm tiefes Einsteckloch für einen Hebel, mit dessen Hilfe der vorhandene Läuferstein einst auf dem festen (nicht mehr vorhandenen) Bodenstein von Hand hin- und herbewegt werden konnte in Teilumdrehung. Solche Drehmühlen mit Läufer und Bodenstein sind schon keltisch und römisch im Gebrauch (Déchelette, Manuel d'Archéologie Celtique, S. 982—895, und Figur 617 und 618; Vouga, La Tène, S. 77 ff., und Tafel XXVI; Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte 8, Tafel 109; Ebert, Tafel 109d zeigt einen keltischen Mühlstein von der Steinsburg bei Römhild in fast gleicher Form wie der Niedernhaller Stein; für die Römerzeit siehe Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben, 1918, S. 82, und Abb. 231 bis 235). Einen römerzeitlichen Läuferstein solcher Drehmühle aus Stubensandstein besitzt das württembergisch-fränkische Keckenburgmuseum; er wurde 1846 mit den Resten eines römischen Gutshofes beim abgegangenen Ort Ruckhardhausen, Markung Möglingen (Kreis Öhringen), auf Ackerland der Höhe zwischen Kocher und Jagst ausgegraben („Württembergisch Franken", S. 81). Derartige Mühlen waren offenbar bei den auf die Römer folgenden völkerwanderungszeitlichen Alamannen und Franken in ähnlicher Form im Gebrauch, bei den Nordgermanen in Skandinavien in volkskundlichen Rückstandsgebieten sogar noch bis in die neueste Zeit (siehe E. Krenn, Mühlen auf Föryar, Wörter und Sachen, NF II, 1939, S. 86—92). Daß sie bei uns bis in das deutsche Mittelalter hineinreichen, können Ortsnamen wie Kirchenkirnberg (Kreis Backnang), Kürnbach (auf dem Stromberg), Kirnhardt (abgegangen bei Untergröningen) und vielleicht auch Kernen (Berg bei Untertürkheim) zeigen vom deutschen Wort Kürn, Quirn für solche Handmühlen (gotisch quairns, althochdeutsch quirn, isländisch kvörn). Vielleicht hat die Bezeichnung „Kornstein" etwas damit zu tun, womit man in Württembergisch Franken besonders hartes Gestein bezeichnet. Meist sind diese einheimischen Mühlsteine aus Stubensandstein gefertigt. Aus diesem Werkstoff besteht ein neuer Fund dieser Art (durch Vermittlung von Lehrer Wahl [Eltershofen] ins Keckenburgmuseum gekommen) aus dem Weiler Kreßbronn (2 km nördlich Rechenberg, Kreis Crailsheim) im

Digitized by Google

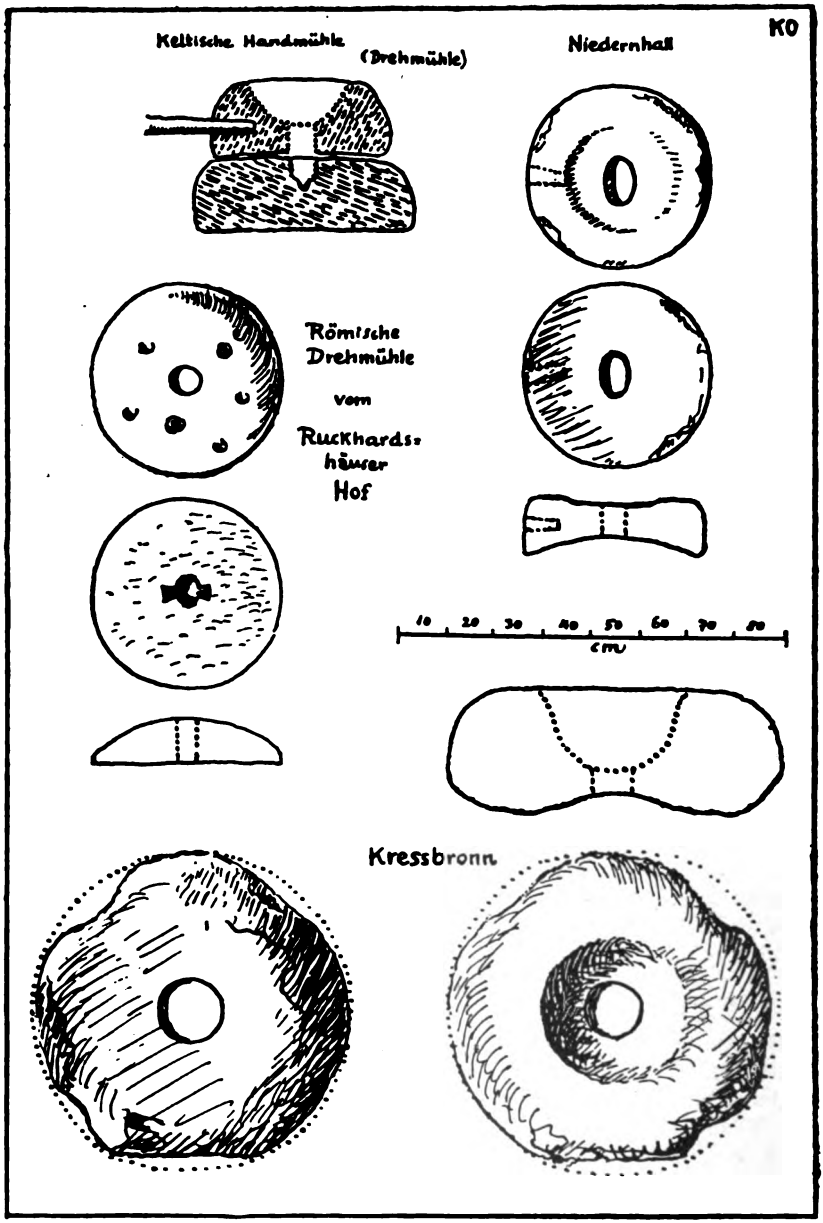


Abb. 37. Frühzeitliche Drehmühlsteine. Die keltische Handmühle zeigt Läufer (oben), Bodenstein (unten) und Griffhebel zum Drehen. Die Mühlsteine vom Ruckhardshäuser Hof (römisch), von Niedernhall (frühdeutsch) und von Kreßbronn, Kreis Crailsheim (mittelalterlich), stellen Oberteile, Läufer dar, mit Ansicht von oben und von unten sowie von der Seite. (Funde im Keckenburgmuseum.) Der römische Mühlstein vom Ruckhardshäuser Hof trug früher eiserne Ringe eingelassen zum Durchstecken eines Drehhebels. Der Stein hat außerdem auf der Unterseite eine schwalbenschwanzförmige Nut

Digitized by Google

bewaldeten Höhengebiet über der Jagst östlich von Stimpfach. Dieser Stein, ebenfalls ein Mühlenoberteil (Läufer), wurde vom Grundbesitzer Bauer Fr. Wüstner im Graben des Oberlaufs des Kreßbächles (weiter unten Klingenbächle genannt) 150 m südlich der Siedlung Kreßbronn in 60 cm Tiefe vorgefunden. Der rundliche Stein (Abb. 37) zeigt teilweise Anwitterung durch die langdauernde, offene Lagerung im Freien, weist aber noch die typische Grundform keltisch-römischer Drehmühlen auf: in der Mittelachse ein Getreideeinschüttloch von 10 cm Durchmesser auf der Kreisfläche von 67 cm Gesamtdurchmesser in einer trichterförmigen Vertiefung von 28 cm Durchmesser. Die Steinhöhe ist 25 cm. Der Werkstoff, Stubensandstein, ist ortsständig. Da die wenigen Höfe von Kreßbronn frühestens in der Karolingerzeit entstanden sind als Waldrodungssiedlung (an guten Quellen, Name Kreßbronn, mit Viehweide), darf angenommen werden, daß diese Art von Drehmühlen im Handbetrieb oder mit Wasserkraft bewegt (so noch nachweisbar in Skandinavien) auch noch, wie oben aus anderen Gründen bemerkt, bis ins Mittelalter hineinreicht. Für die althochdeutsche Zeit der Karolinger paßt eine Glosse (Steinmeyer, Althochdeutsche Glossen 3, 629, 30 ff.): „lapis tribularius: ter oberiri stein, lapis passibilis: ter nideriri stein." Ihre lateinischen Ausdrücke verraten auch sprachlich den technischen Vorgang des Zerreibens und Stillehaltens (für den unteren festliegenden Stein).

Das tägliche Drehen solcher Quirnmühle war Magdarbeit, wie aus einer Stelle des fränkischen Geschichtsschreibers Gregor von Tours (9. Buch, Kapitel 38) und aus der Edda (Helgaquida 2, 2, 4, und Grottasongr 2, 22) hervorgeht. In der Edda wird dieser Betrieb geschildert in dem Mühlenlied, das die als Mägde zwangsbeschäftigten Riesenmädchen bei dieser Arbeit singen (Grottasongr, Übersetzung von Genzmer, in „Die Edda", Diederichs, Jena, Bd. I, 1941, Heldendichtung, Nr. 22).

Mittelalter (800 bis 1500 n. Chr.) und Neuzeit

Von weittragender Bedeutung sind die Ausgrabungen, die der Kunsthistoriker Professor Dr. H. Christ (Aachen) 1947 und 1948 in Unterregenbach im Jagsttal (Kreis Crailsheim) mit Unterstützung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken vorgenommen hat. Da Professor Christ die Krypta und Basilika dort mit guten Gründen als Werke des 11. Jahrhunderts erkannt hat (siehe Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen, 1950), mußten die an der Veitskirche früher gefundenen frühkarolingerzeitlichen Bildwerke (siehe E. Gradmann, Das Rätsel von Regenbach, Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, 1916, S. 1—46; H. Mürdel, Das Rätsel von Regenbach, Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VIII, S. 81 bis 184; ein weiterer Aufsatz von H. Mürdel erscheint in Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte IX, 1950) von einer vorromanischen Kirche stammen, die der Ausgräber im Untergrund der romanischen Veitskirche vermutete und nunmehr auch in deutlichen Resten gefunden hat. Es kam davon sogar im Grund noch aufwändiges Mauerwerk mit einem höchst altertümlichen Portal heraus. Über diese kunstgeschichtlich wie geschichtlich bedeutsamen Ausgrabungen berichtet der Ausgräber selbst im vorliegenden Jahrbuch „Württembergisch Franken", Seite 116.

---

eingehauen zum Einsetzen eines gleichgeformten Eisens für Achsendrehung. Der Niedernhaller Läuferstein hat seitliche Einsteckhöhlung für den Drehhebel, wie der keltische. Der schwerere Mühlstein von Kreßbronn, gefunden am Wassergraben, dürfte mit Wasserkraft, ebenfalls waagrecht, bewegt worden sein. (Zeichnung: Dr. Kost.)

Digitized by Google

Ebenfalls von Bedeutung sind Ausgrabungen, die Dr. Krüger (Schwäbisch Hall) 1948 und 1949 im Untergrund der kriegszerstörten romanischen Kirche von Tüngental (Kreis Schwäbisch Hall) vorgenommen hat. Die bisherige und jetzige Kirche steht (bis auf den gotischen Chor von 1440) auf den Fundamenten des von Emehard von Komburg gestifteten Gotteshauses von 1050, dessen ganze Nordwand sowie der Westturm erhalten ist. In eigenwilliger Weise war das 1. Obergeschoß des Turmes durch zwei sehr altertümliche Doppelfenster wie ein Oratorium gegen das Schiff geöffnet: dort lag die mit einer Außentreppe zugängliche mutmaßliche Michaelskapelle. Die Kirche wurde nicht von Westen, sondern von den Längswänden betreten. Auch die alten Schallarkaden des Glockengeschosses sind noch vorhanden, heute leider verputzt. Innerhalb dieser wichtigen Emehardsstiftung wurden die Grundmauern einer noch älteren Kirche vollständig ergraben. Sie war einschiffig und merkwürdig langgestreckt, denn sie besitzt nur 2,89 m lichte Breite. Sie geht ohne Einziehung in den gerade geschlossenen Chor über und erreicht bis zur Choraußenwand die Länge von 17,50 m, ohne den heutigen Turm. Das Gebäude muß auf die Zeit vor 1000 zurückgehen, ja es mag sogar noch karolingisch sein! Sein Chor wurde beim Kirchenbau von 1050 erhalten und wieder benützt. Jedenfalls besitzt Tüngental, außer vielleicht St. Katharina, das früheste Baudenkmal des Haller Landgebietes, älter als die Komburg und St. Jakob in Schwäbisch Hall!

Die wichtige Kirche St. Johannes zu Steinbach bei Schwäbisch Hall, die auf einem Tuffsteinfelsen über der engen Schlucht des Waschbaches thront, stammt aus der Zeit um 1100 und gehört (nach Tüngental) mit Groß- und Kleinkomburg zu den ältesten noch stehenden Kirchenbauten des hällischen Landes. Sie ist die Mutter von St. Michael zu Schwäbisch Hall. Die Untersuchung durch Dr. Krüger ergab folgendes: Chorhaupt ist ungewöhnlich altertümlich angelegt; es dient noch sehr spät als Vorbild für die seltsamen Chorlösungen von St. Johann zu Schwäbisch Hall (um 1200) und St. Katharina zu Schwäbisch Hall (um 1240). Die ganze Steinbacher Kirche, also auch das Schiff (das 18. Jahrhundert hat nur Fenster hineingebrochen), gehört der Zeit von 1100 an. Mindestens die Ostteile bestehen aus prächtigem Großquadermauerwerk, das leider verputzt ist. Die Apsis besitzt ein jüngeres gotisches Fenster im Stil der Bettelorden (um 1280). Eigenwillig und wichtig ist die Ausbildung des Chorturmes über der rechteckigen Vierung. Alle seine vier Schallarkaden sind, vermauert und verputzt, noch vorhanden; sie sind nunmehr freigelegt. Diese Doppelfenster sowie die schönen Rundbogenfriese stehen zeitlich und formal in engster Beziehung zum Torbau und zum Kapitelsaal von Großkomburg und zu St. Gilgen in Kleinkomburg. Die geöffneten Schallfenster legen Zeugnis ab für den romanischen Charakter des Bauwerks: das ehrwürdige Alter und der hohe Rang werden für jedermann ablesbar sein.

In der Kirche von Reinsberg, einer früheren Peterskirche, die zusammen mit derjenigen von Tüngental schon um 1050 durch Graf Emehard von Komburg neu gestiftet worden ist, konnte Dr. Kost im Dezember 1949 im Boden des ehemaligen Westteils eine ältere Quermauer von 90 cm Höhe und 60 cm Stärke feststellen. Die ältere romanische Reinsberger Kirche hatte nur ein westöstlich gerichtetes einfaches Kirchenschiff von der Breite des gleichgerichteten späteren Kirchenraums ohne dessen Querbau, das erst um 1780 dazukam. Die älteste Kirche der Zeit Emehards wurde nach 180jährigem Bestehen im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts abgebrochen. Die heute stehende Kirche in ihrem Kern entstammt nach Dr. Krügers Feststellungen nicht erst dem 14. bis 15. Jahrhundert,

Digitized by Google

wie die Forschung bisher annahm: sie ist vielmehr noch spätromanisch. Turm, Schiff und Sakristei sind einheitlich von einem romanischen, abgeschrägten Sockel umzogen. Der Turm besitzt treffliches Großquadermauerwerk; er birgt den rechteckigen Ostchor. In seiner Ostwand wurden von Dr. Krüger zwei spätromanische Spitzbogenfenster bloßgelegt. Die übrigen romanischen Fenster sind alle herausgebrochen. Im Chor befinden sich zwei Nischen für Meßgeräte; die nördliche ist durch das später hineingebaute gotische Wandtabernakel teilweise zerstört. Innerhalb der nördlichen Langhausmauer konnte Dr. Krüger eine romanische Treppe entdecken, die von der Sakristei zum Turm führt. Dieser Kirchenbau von 1230 muß von hohem Rang gewesen sein — das beweist ein Palmettenkapitäl im vergröberten Stil des berühmten Maulbronner Meisters „Bohnensack"; es ist die Bekrönung einer Wandsäule und gehört wohl zu einem reichen Portal. Im Chor wurde über einer Bestattung eine rechteckige steinerne Grabplatte mit eingelegter bronzener Meßkelchdarstellung ausgegraben, zweifellos vom Grab eines Geistlichen. — Bedeutsam sind in der genannten Reinsberger Kirche die Erinnerungen an den Haller Geschichtsschreiber Johann Herolt (1490—1562). Die Grabschrift seines Vaters († 1509) wurde gefunden. Der Grabstein von Herolts Frau Lucia († 1547) ist unversehrt erhalten. Die wesentlichen Stücke von Herolts eigenem Grabmal (von 1564) sind — obgleich verstümmelt — gerettet.

Ein früher Haller Kirchenbau war St. Jakob aus dem 11. Jahrhundert, nach Dr. Krügers Untersuchungen an der Stelle des heutigen Rathauses. Bei Grabungen in der neugestalteten Ratsbibliothek stieß Dr. Krüger 1948 auf Fundamente zweier Pfeiler der einstigen Südwand des Mittelschiffes. Der Achsenabstand konnte mit 3,80 m ermittelt werden: das ist dasselbe Maß wie in Kleinkomburg. Die Jakobskirche lag etwas schräger als das heutige Rathaus, ihre Mittellinie weicht im Westen nach Norden ab, im Osten nach Süden. 1949 wurde die Außenwand des südlichen Seitenschiffes gefunden, die an den Kreuzgang stieß. In einem Mauerstück, das dem barocken Rathaus angehört, fand sich eine Säulenbasis mit überlapptem Wulst, wie er im Elsaß vorkommt, sowie ein Sockelprofil (Keckenburgmuseum). Diese Stücke beweisen, daß St. Jakob um 1220, etwa gleichzeitig wie St. Michael, umgebaut wurde, ehe man es 1236 den Franziskanern einräumte.

Das Innere der Johanniterkirche in Schwäbisch Hall wurde von Dr. Krüger in umfangreichen Grabungen erforscht. Es ergab sich ein höchst überraschender Grundriß: ein schmales Querschiff, welches das einschiffige Langhaus nicht überragte, stieß ursprünglich an eine halbrunde Apsis ohne Vorchor; es fanden sich romanische Fenster nördlich und südlich des gotischen Triumphbogens; der älteste Sandsteinplattenboden wurde festgestellt. Auch die Mauern des heutigen Schiffs sind romanisch. Diese frühesten Bauteile gehören einer Kirche an, die 1202 fertig dastand. Ihr Grundriß, wie der spätere von St. Katharina, folgt dem Grundrißschema der Kirche zu Steinbach bei Schwäbisch Hall (um 1120). Der alte Johanniterchor wurde 1385 abgebrochen und mitsamt dem Turm bis 1404 neu gebaut. Das Schiff erhielt später die heutigen gotischen Fenster. Die ältere Anlage scheint wie Steinbach einen Turm über dem Querschiff besessen zu haben. Der ganze Chor und Teile des Schiffes wurden 1404 ausgemalt: im Chor war die Zone unter den Fenstern mit Teppichmustern und Weihekreuzen geschmückt, ein seltenes Paradiesgärtlein zierte die Nordwand; die Gewölberippen und -kappen sowie der Triumphbogen waren stark farbig. Diese Bemalungen blieben bei der kürzlichen Kirchenerneuerung bedauerlicherweise nicht erhalten. Im Schiff blieben wenigstens zwei Fresken erhalten: auf der Nordseite ein heiliger

Digitized by Google

Michael als Drachentöter mit Dorothea, die zur Seite der früheren romanischen Heiliggrabnische standen, und auf der Südwand der Tod eines heiligen Bischofs (ein Stoff, der ikonographisch bis jetzt noch nicht gedeutet werden konnte). Die spätere prachtvolle Nische des gotischen Heiligen Grabes (um 1440) wurde von der Tünche befreit, so daß wieder die alte Bemalung leuchtet. Wahrscheinlich gehört die kürzlich von Dr. Bosse dem Keckenburgmuseum gestiftete Gestalt eines schlafenden Kriegsknechtes zur Vorderwand des Sarkophages als Grabwächter. Ein dreifaches, großes Reichsstadtwappen von etwa 1550 mit Putten, Petrus und Paulus und reicher Architekturumrahmung im Stile Holbeins d. J. wurde leider abgekratzt. 1620 wurden, gleichzeitig mit einer West- und Nordempore, die Fensterleibungen, die Westwand und der Triumphbogen mit grauschwarzer Rankenmalerei geschmückt, auch sie wurde leider entfernt. Erst nach 1846 wurde die einst sehr farbenfrohe Kirche ausgetüncht.

Im Boden des Kirchenschiffs nahe dem Chor von St. Johann wurden bei den baulichen Untersuchungen Dr. Krügers Gräber aufgedeckt, die zum Teil in Backsteinkammern gelegt waren. Einige Bestattungen waren in Kalk gebettet. Solche in Kalk gebettete Bestattungen kamen auch bei Grabarbeiten im Fundament der Kilianskirche in Heilbronn heraus im Raum zwischen Chor und Schiff, neben Resten des frühmittelalterlichen Kirchenbaus. Bei der Erneuerung der Stützmauer des alten Friedhofs um die Kirche von Eberstadt bei Weinsberg erschienen (nach Meldung von W. Mattes) auf der Südseite drei Lagen von Gräbern übereinander, darunter Massengräber in mehrfach erhöhtem Friedhofboden. Diese Gräber dürften auf Pestzeiten zurückgehen. In der Kirchhofmauer war auch noch das Narrenhäusle, jetzt ein Rübenkeller, erhalten. Die Bevölkerung hatte keine Erinnerung mehr an die mittelalterliche Bedeutung dieses Raumes.

Im Komburger Münster wurde im September 1948 der bis 1713 in der romanischen Ostkrypta gestandene Grabbehälter der Stifter des Klosters Komburg durch Dr. Krüger aus der Versenkung im Kirchenboden gehoben, um ihn samt Inhalt vor Schaden zu schützen (Abb. 38). Dabei ist die viele Zentner schwere Deckplatte des Sarkophags abgehoben und durch Dr. Krüger im Beisein wissenschaftlicher Zeugen Einblick in die Tumba genommen worden. Der hölzerne Sargeinsatz war vermorscht und wurde jetzt treu dem alten Vorbild in Eichenholz erneuert. Der Sarg war in drei Fächer unterteilt; in ihnen lagen die Gebeine der Stifter, denen die Inschriften tragenden Bleitäfelchen beigegeben waren (Abb. 39 bis 41). Im ersten Fach ruhte der Hauptstifter Graf Burkhard von Komburg († vor 1100), im zweiten der Wohltäter Wignand von Mainz († nach 1109), im dritten der erste und bedeutendste Abt des Benediktinerklosters, Hartwig († 1139), und Graf Heinrich von Komburg († 1116), der Bruder des Grafen Burkhard. Die Untersuchung der Schädel und Gebeine durch die Beauftragte des Anthropologischen Instituts Tübingen, Fräulein Dr. S. Erhardt, ergab neue beachtenswerte Anhaltspunkte für die Kenntnis der einstigen Stifter des Klosters Komburg. Ersichtlich wurde, daß der 1097 verstorbene Graf Burkhard, der Hauptgründer des Klosters, ein schwächlicher Mann von etwa 50 Jahren gewesen sein muß. Nach dem Befund an den Gebeinen hat er an Arthritis (Gelenkentzündung) gelitten. Seine Hüftknochen waren verwachsen. Damit läßt sich verstehen, daß der Ritter durch sein schweres körperliches Leiden sich streng kirchlicher Einstellung zuwandte und den folgenschweren Schritt tat, seine Hochadels- und Gaugrafenburg in ein Kloster umzuwandeln, zunächst in Abwesenheit seiner Brüder und gegen deren Willen. Von

Digitized by Google

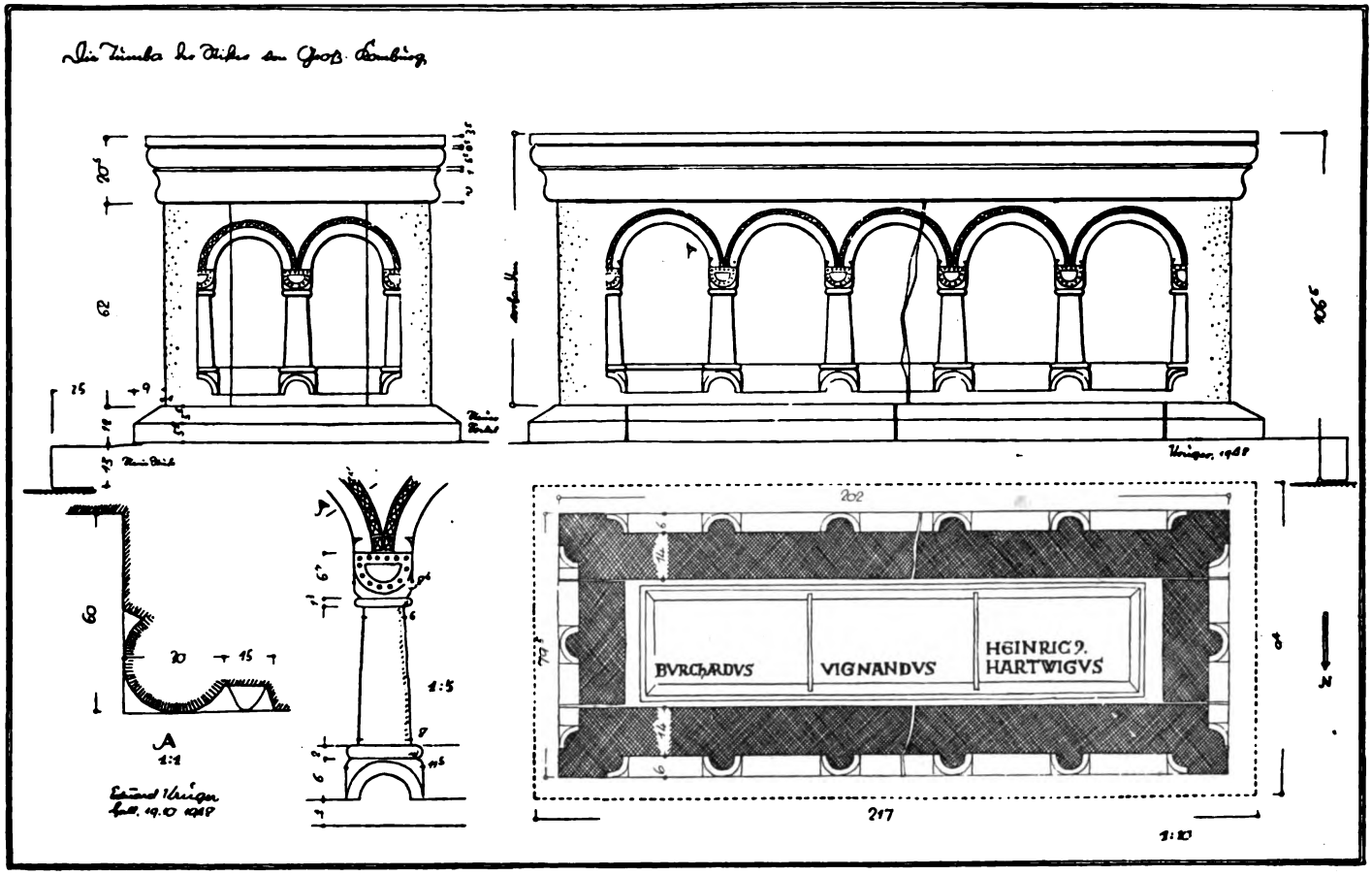


Abb. 38. Romanischer Steinsarkophag der Stifter des Benediktinerklosters Komburg. (Zeichnung: Dr. Eduard Krüger.)

Digitized by Google

den Gebeinen des zweiten Gründers, Heinrich — ein dritter Bruder war auf einem Kreuzzug gefallen —, fehlten die Knochen zu einem Arm. Es ist ungewiß, ob Graf Heinrich seinen Arm im Kampf verloren hat, oder ob diese Gebeine bei einer früheren Umbettung (Sarkophagöffnungen 1468 und 1713) verloren gingen. Wenn das erstere zuträfe, würde auch dieser Umstand die Zuwendung des zweiten Stifters zur Klostergründung verständlich erscheinen lassen, wenn auch der stark kirchliche Zug damaliger Zeit schon genügend Erklärung bietet.

Nach feierlichem Neuverschluß mit geistlichen und weltlichen Zeugen wurde der Sarkophag nach genauen Untersuchungen seines Inhalts wieder geschlossen und nunmehr dankenswerterweise als freistehende Tumba in der Mittelachse des Münsters nahe beim Kronleuchter aufgestellt, wodurch das durch seine Kunstschätze berühmte Münster um eine kunstgeschichtliche und geschichtliche Sehenswürdigkeit reicher geworden ist. Der Sarkophag stammt aus der Zeit um 1200 und hat 1570 eine Bemalung erhalten.

Unter dem vorherigen Ort des Stiftersarkophages entdeckte Dr. Krüger ein weiteres Grab; leider ließ sich der völlig in Gips gehüllte Tote von großer Statur nicht bestimmen. — Über die Bedeutung des Komburger Stiftersarkophages und der darin enthaltenen Beisetzungen und Inschrifttafeln (Abb. 39 bis 41) ist eine bebilderte Sonderschrift in Aussicht genommen, in welcher Dr. Krüger den Befund, Fräulein Dr. S. Erhardt (Anthropologisches Institut der Universität Tübingen) die anthropologischen Beobachtungen und Stadtarchivar W. Hommel die geschichtliche Darstellung geben werden.

Von der kriegszerstörten gotischen Kirche von Gelbingen bei Schwäbisch Hall, die 1342 erbaut worden ist, kam 1948 aus einer vermauert gewesenen Wandnische der Nordwand des Schiffs nahe dem Chor eine farbig gefaßte gotische Steinfigur des Kirchenheiligen Johannes des Täufers in halber Lebensgröße heraus (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall durch Lehrer Gutöhrlein). In etwa 1 m Höhe über dem Boden waren in der Nordwand und in der Westwand der Kirche seitlich vom Portal zwischen den Wandquadern 10 cm hohe Nischen verborgen. Aus der einen kamen mehlig zersetzte Urkundenüberreste, aus der anderen in doppelter Messingrohrhülse von 12 cm Länge eine Heiligenreliquie in Gestalt eines 9 cm langen Armknochenbruchstücks (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall durch Lehrer Gutöhrlein).

Von Bedeutung sind zwei für das Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall erworbene tönerne Wassergießgefäße in figürlicher Form. Sie stammen aus dem hohen Mittelalter.

Das eine der Gefäße stellt einen Gockelhahn dar (Abb. 42). Die Figur ist mit sicherem Sinn für das Wesentliche von ihrem Schöpfer auf die einfachste Form gebracht und die Kennzeichnungen des Kammes, der Flügel, des Schwanzes und des Gefieders sind ohne naturalistische Nachahmung mit verblüffend einfachen Mitteln von Kerben, Strichritzungen und Bögchenreiben erreicht. Der Ton zeigt ein warmes Braunrot. Der Einguß ist am Henkelgriff, der Ausguß am Schnabel. Dieses Gießgefäß stammt aus Ingersheim bei Crailsheim, geriet von dort über den großen Kunsthandel in München an einen Privatkäufer, über den nun dieses hervorragende Stück vom Leiter des Keckenburgmuseums mit Opfern erworben werden konnte. Es ist nunmehr diesem Museum als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Von Fachkennern wird es dem 12. Jahrhundert zugeschrieben, von dem sonst wohl bronzene Gießgefäße, aber kaum tönerne die

Digitized by Google

Jahrhunderte überdauert haben. Die stilistische Behandlung erinnert, wenn auch hier derber, an die berühmte goldene Henne aus dem Domschatz der langobardischen Königin Theudelinde aus Monza (Oberitalien).

Das andere, sehr bruchstückhafte Gefäß in Gestalt eines Ritters im Turniersattel weist unverkennbar gotische Züge auf. Es ist aus grauem Ton geformt und gebrannt und weist vom Pferdekörper noch den Vorderleib auf. Kopf und Beine sind abgebrochen, die Ausgußröhre kommt aus der Brust des Pferdes. Der Ritter hat Rückenpanzerung und trägt links die Tartsche, den dreieckigen Turnierschild. Der Kopf ist abgebrochen. Arme und Beine fehlen zum Teil. Trotz seiner starken Beschädigung sei der Fund im Bild wiedergegeben (Abb. 43). Er wurde 1935 bei Tiefgrabungen im Haalplatz aus dem Brandschutt in Einzelscherben geborgen und zusammengesetzt und ist ein sehr interessantes Zeugnis ritterlicher Kultur in der alten Adelsstadt Schwäbisch Hall.

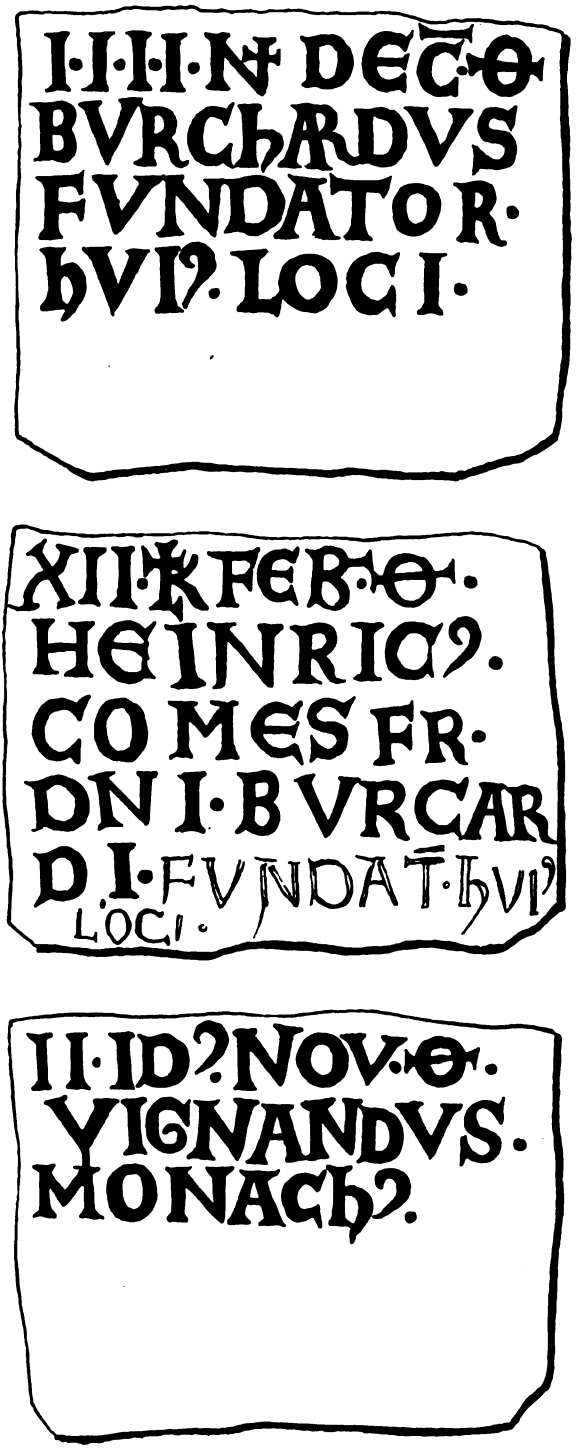


Abb. 39 bis 41.
Bleierne Namentäfelchen bei den Gebeinen der Stifter des Benediktinerklosters Komburg: Graf Burkhard, Gründer dieser Stätte; Graf Heinrich, Bruder des Hochedlen Burcard, Gründer dieser Stätte, und Mönch Wignand, mit ihren Sterbetagen.
(Leicht verkleinert.)

Digitized by Google

Figürliche Gefäße zur Handwaschung, zunächst kultischer Art, treten besonders als Gießgefäße vom 12. Jahrhundert ab in Erscheinung unter dem Namen Manilia, Aquamanile, zur Handwaschung der Priester vor der Weihe, vor und nach dem Austeilen der Hostie. Auch das zugehörige Handwaschbecken hieß so. Der Hahn von Ingersheim mag dort im Kirchenbrauch benützt worden sein. Vielleicht hat die Wachsamkeit des Hahns, der ihr kirchliches Symbol ist, aber auch das der Reue (Petrus), zu seiner Verwendung im kirchlichen Gebrauch geführt, vielleicht auch die Tatsache, daß der christliche Dichter

Abb. 42. Romanisches tönernes Gießgefäß, sogenanntes Aquamanile, aus Ingersheim bei Crailsheim. Höhe 20,5 cm. Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall.
(Aufnahme: W. Eichner.)

Prudentius den Herren Christus mit einem Hahn verglichen hat (Hymn. ad galli cantum I, 37 ff.). Man spielte mit dem Beinamen Cristatus, Cristeus. Aber sowieso werden in romanischer Zeit Tierformen für Wassergießgefäße gewählt. Auch die Taube kommt dabei vor, ebenfalls in entsprechender Stilisierung wie der Ingersheimer Hahn (siehe Falke und Meyer, Romanische Leuchter und Gefäße der Gotik, Berlin 1935, Nr. 232 und Abb. S. 101). In spätgotischer Zeit sind auch Reiterfiguren beliebt (a. a. O., S. 85 ff.), die sich schon aus der Zeit der Kreuzzüge herleiten. Hier ist wohl kaum an kirchlichen Gebrauch, sondern an solchen in Burg und Haus bei Handwaschungen zu denken.

Digitized by Google

Von Bodenfunden romanischer Zeit sei noch erwähnt ein Hufeisen aus mittelalterlichem Brandschutt in Ingelfingen (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall durch Dr. Patzelt, Niedernhall). Ein ähnliches kam 1938 beim Neubau der Kreissparkasse in Schwäbisch Hall zutage. Diese Hufeisen sind verhältnismäßig klein und schmalschenklig, haben gewellte Ränder und vertiefte Nagellöcher. Solche Form tritt noch um 1300 auf (Argovia, 50. Band, S. 141).

Nach den im vorhergegangenen Jahrbuch erwähnten romanischen Keramikfunden („Württembergisch Franken", NF 22/23, 1948, S. 35) ist ein Kleintopffund erwähnenswert von der Ruine Hertenstein bei Billingsbach (Kreis Crailsheim). Diese Burg ist 1948 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken zum Teil durch Ausgrabung untersucht und der Stumpf eines runden romanischen Bergfrieds mit Buckelquadern freigelegt werden (a. a. O., S. 36). In Fortsetzung dieser Untersuchungen im Auftrag des Historischen Vereins für Württembergisch Franken hat nun der mitbeteiligte Lehrer Bohn (Billingsbach) in der Vorburg einen kleinen Tonbecher von Glockenform gehoben aus gut gebranntem schwarzbraunem Ton mit roter Außenfarbe (Abb. 44). Das schöne Fundstück ist 85 mm hoch bei 65 mm Mündungs- und 35 mm Standbodendurchmesser (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall).

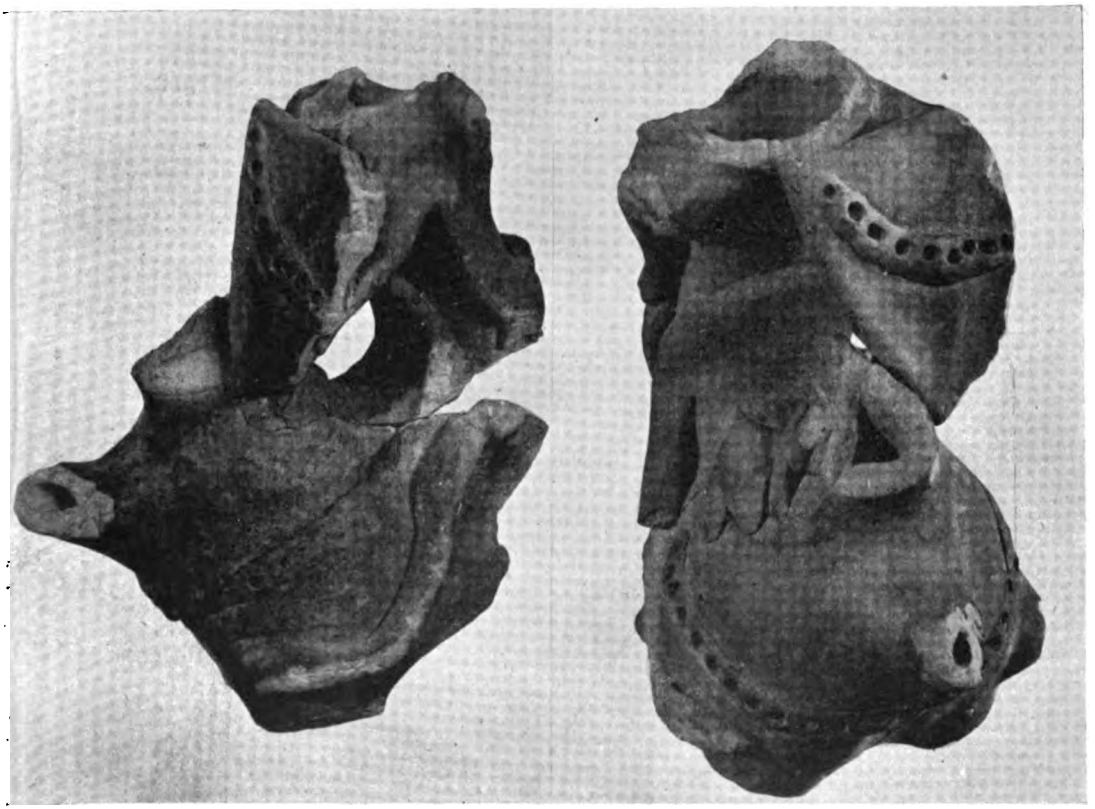


Abb. 43. Bruchstück eines tönernen Gießgefäßes aus dem Stadtbrandschutt des Haalplatzes in Schwäbisch Hall, gotische Ritterdarstellung auf Pferd. Höhe 18 cm. (Aufn.: W. Eichner.)

Digitized by Google

Funde von der Ruine Heimberg bei Unterheimbach (Kreis Öhringen) meldet Mitarbeiter Georg Breyer (Adolzfurt), besonders einen einfachen Schlüssel hochmittelalterlicher Form und eine eiserne Armbrustbolzenspitze. In der im Raum eines Bauernhofes an der Kaiserstraße liegenden ehemaligen Ortsburg von Riedbach (mittelalterliches Königsgut!), deren Erhöhung und Wassergraben zum Teil noch erkenntlich sind, kamen bei einer baulichen Tiefgrabung eine starke Mauerecke und bei einer Brunnengrabung 1949 in 1½ m Tiefe verkohltes Eichengebälk und Hohlziegel heraus, ferner eine vierkantige eiserne Armbrust-

Abb. 44. Hochmittelalterlicher Tonbecher von Burgruine Hertenstein. Höhe 8,5 cm.
(Aufnahme: Landesbildstelle Stuttgart.)

bolzenspitze. Eine eiserne Speerspitze, von der Tülle ab sich geradlinig zur Spitze verjüngend, mit rhombischem Querschnitt, kam früher dort aus dem Boden (Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall). In der anstoßenden Scheuer im alten Burgbereich stellte Dr. Kost einen alten Keller mit 2 m starken Grundmauern fest.

Unweit Blaufelden, 1 km südöstlich des Ortsausgangs nach Crailsheim, liegt an der Kaiserstraße in Ackerfeld und Wiesen auf Anhöhe mit weiter Sicht knapp 90 m südlich deser Landstraße ein kleines Rundhügelgebilde, von 2 m tiefem Wassergraben eingeschlossen (Abb. 45 und Karte Abb. 46). Der Hügel wird als ehemalige Burg Flyhöhe bezeichnet und die Sage hat sich seiner angenommen. Die Oberamtsbeschreibung Gerabronn von 1847 weiß noch von

Digitized by Google

einem Schlößchen und Weiler namens Flyhöhe, die aber damals schon längst abgegangen waren; nur die kleine Markung bezahlte 1847 noch ihren eigenen Zehnten zur Pfarrei Blaufelden. Von dem abgegangenen Weiler finden sich nebenbei noch Bodenverfärbungsspuren und Topfscherben. Eine Ausgrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (Dr. Kost) unter Mithilfe der Gemeinde und der Schule Blaufelden im Februar 1949 machte auf dem Burghügel zwei tiefe Schnitte bis zum gewachsenen Grund und stellte am Rand des Hügels gegen den Wassergraben auf dem Hügelgrund sowie in der Aufschüttung einige Topfrandscherben des 11. bis 14. Jahrhunderts und andere mittelalterliche Keramikreste fest, unter anderem einen Spinnwirtel sowie Schafzähne und -knochen (Abb. 47). (Zur Datierung der Randscherben ins 11. Jahrhundert siehe A. Herrmann, Prähistorische Zeitschrift, 1935, S. 238 und Abb. 12.) Feuerspuren fanden sich besonders auf dem Grund des Hügels nahe dem Grabenrand. Die Hügelkrone konnte wegen Baumbewuchs nicht untersucht werden. Sie kann einen hölzernen Turm getragen haben, kann auch in späterer Zeit bei Grabenvertiefung neu mit Boden von unten überschüttet worden sein. Von Bausteinen fanden sich in den Ausgrabungsschnitten keine Spuren, der Hügel kann keinen Steinbau getragen

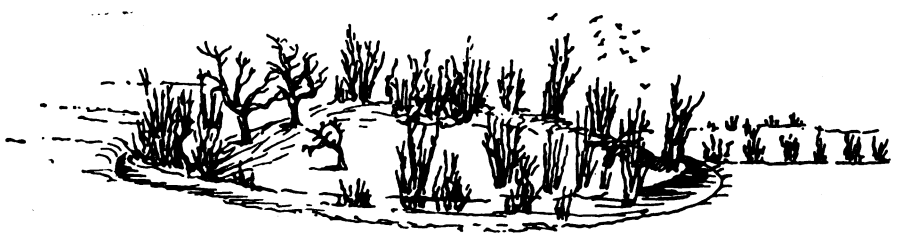


Abb. 45. Die Turmhügelburg Flyhöhe an der Kaiserstraße südöstlich Blaufelden.

haben. Die Möglichkeit besteht, daß diese Rundhügelanlage mit Graben in die Reihe der in Bayerisch Franken durch Dr. Gumpert (Ansbach) untersuchten und erforschten „Turmhügelburgen" gehört, die dort allerdings schon dem späten 10. Jahrhundert angehören. Die Flyhöhe könnte mit einem Reichsministerialen zur Bewachung der vorbeiziehenden Kaiserstraße von Blaufelden oder Blaubach aus besetzt gewesen sein. Spätestens ist der Weiler mit Burganlage im Städtekrieg, um 1449, zusammen mit den umliegenden Ortschaften mit Blaufelden zerstört worden.

Zu den geschichtlich unbekannten Burgställen des nördlichen Württemberg gehört die am oberen Kocher oberhalb Untergröningen über dem Kochersteilhang östlich Algishofen und Hof Brand gelegene Eulenburg. Die Bauern von Algishofen nennen die Flur „Eulenrain", die Befestigung „Schloßburren". Der limpurgische Geschichtsschreiber Prescher (Geschichte von Limpurg II, 1790) kennt nur noch „ein altes Schloß namens Eulenburg, wovon noch der Burgstall zeuget". Eine Textstelle in einer limpurgischen Waldbeschreibung von 1518 geht auf diese abgegangene Burg: „Item ein Stück im Prant bis an das Purgstall und an Prunwysen" (Ermittlung E. Dietz, Gaildorf). Sonst ist diese Burg unbekannt. Um mehr zu erfahren, setzte der Historische Verein für Württembergisch Franken mit freiwilligen Kräften aus Gegend Untergröningen und dem nahen Algishofen (Schmied und Gastwirt Bernlöhr, Bauer Wagner, Mithelfer Bäuerle und Aspacher) unter Leitung von Dr. Kost, Lehrer Haller und Gendarmeriemeister a. D. Nägele im Herbst und Winter 1948 und im Jahre 1950 dort Ausgrabungen an. Durch

Digitized by Google

einen Schnitt wurde der südliche Graben untersucht, nachdem zuvor zwei Schnitte geführt worden waren durch den mächtigen Nordgraben. Er war zu einem wesentlichen Teil von eingeschwemmtem Sandboden und von unbehauenen groben Steinblöcken eingefüllt, wie sie sich auch im südlichen Graben fanden. Nach Aushub dieser Einfüllung der vorigen Jahrhunderte ergab sich im Halbkreis ein alter Wallgraben von über 5 m Tiefe und 6 m Breite mit steilen, in den Stubensandsteinfelsen gebrochenen Wänden. Die Aushübe der Erstanlage waren von den Erbauern der Befestigung seinerzeit teils nach außen gesetzt worden zur Schaffung eines starken Vorwalles, teils nach innen zur Erhöhung des Burgkerns, der 30 m lang und 25 m breit, langviereckig mit abgerundeten Ecken, von Nordwest nach Südost an den östlich angrenzenden Kochersteilhang anschließt und auf den

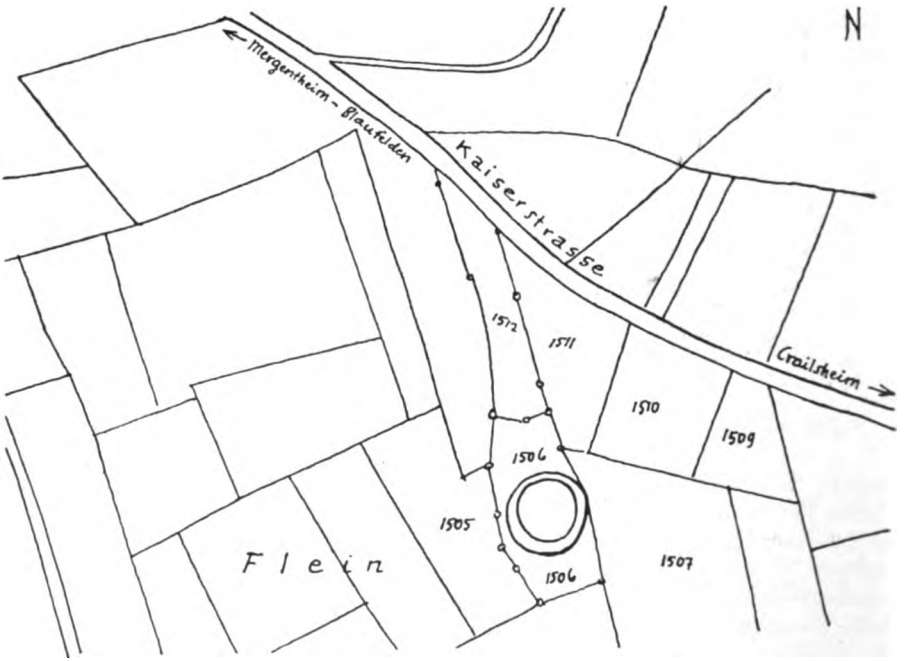


Abb. 46. Lageplan der Turmhügelburg Flyhöhe auf Flur „Flein" bei Blaufelden. (Dr. Kost.)

anderen drei Seiten durch Wall und Graben geschützt ist. Die größtenteils vom Burgkegel her erfolgte Einschwemmung und Aufschüttung im Graben zeigte in den oberen Lagern dünne Holzkohleschichten, in der Tiefe noch Reste von Holzkohle, spärliche Tierknochen und -zähne (Reh) und 1 m über der Grabensohle vereinzelte Scherben und einen Hufnagel. Die Scherben stammen von hellgrauer Drehscheibenware des Mittelalters, zwei Randstücke weisen untergriffige, ausladende Profile auf, die am ehesten dem 12. bis 13. Jahrhundert angehören. Ein Topfdeckelrand hat gelbliche Färbung und könnte dem 10. bis 13. Jahrhundert angehören. Auf dem Burghügel fand sich am Nordrand in 20 cm Tiefe ein kleiner Brocken gebrannten Lehms mit Glattstrich. Auf dem Südostteil des Plateaus wurde bis zu 2 m Tiefe eine schwache Kulturhumusschicht, etwas mit Holzkohle durchsetzt, angetroffen, aber ohne Scherben. Holzkohle fand sich auch im Graben der Südost- und Südseite der Burganlage bei Schürfungen. Die bei der Anlage

Digitized by Google

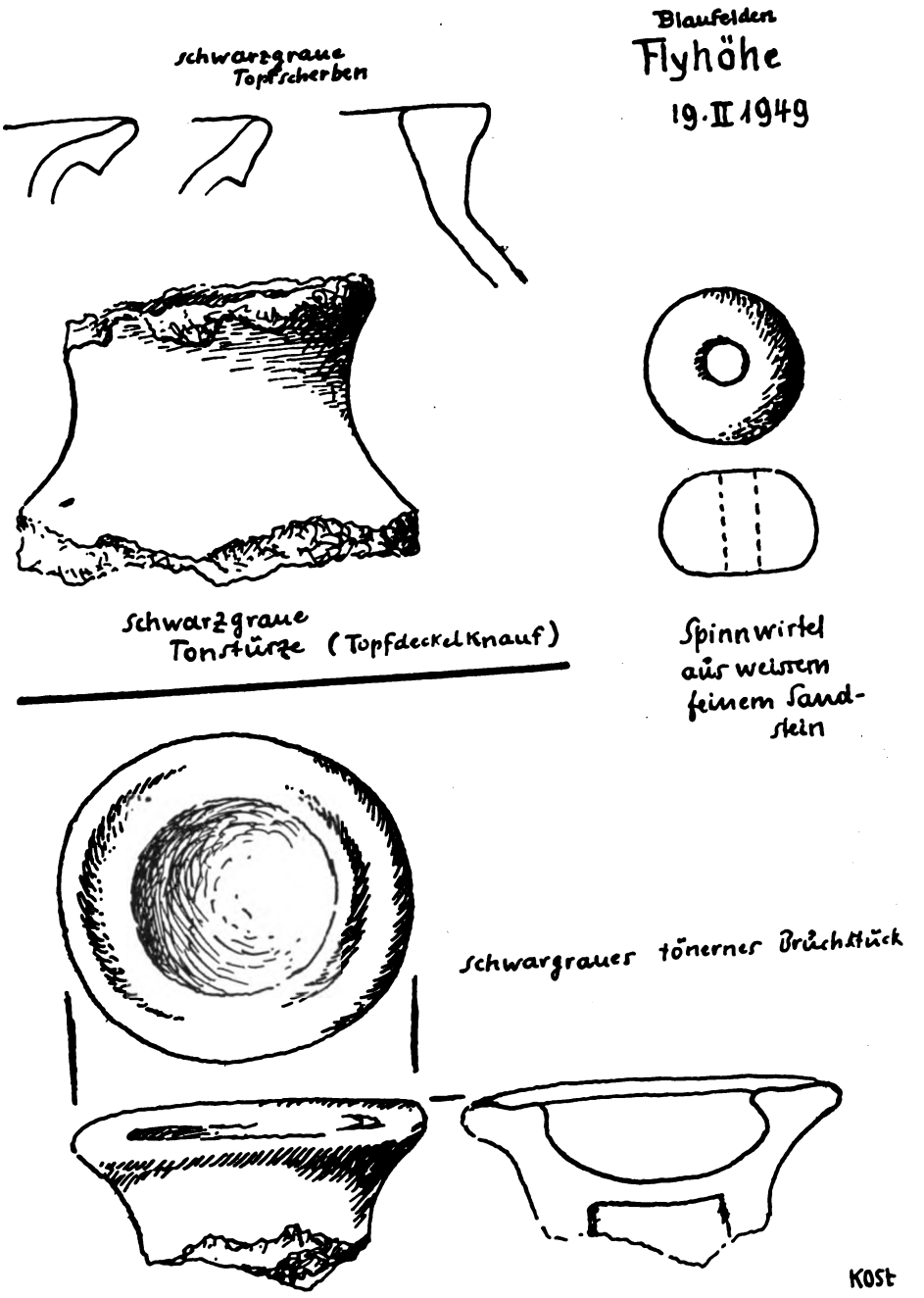


Abb. 47. Mittelalterliche Ausgrabungsfunde von der Turmhügelburg Flyhöhe.

Digitized by Google

der Gräben aus dem Stubensandsteinfels gebrochenen, mehrere Zentner schweren Blöcke sind von den Erbauern zur Erhöhung und Festigung der Bergkuppe auf diese hinaufgeschafft worden. Einige waren vom Rand bei späterer Zerstörung oder Verwitterung wieder in den Graben gerollt. Von behauenen Bausteinen oder Ziegeln fand sich nirgends eine Spur, auch nicht bei den Tiefgrabungen im Nordgraben. Die Anlage macht nach bisherigem Ergebnis der Untersuchung einen wenig benützten Eindruck. Vielleicht deuten Holzkohlespuren auf alte Holzbauten bzw. Holzbefestigung auf der Burgkuppe.

Unmittelbar am Südrand der Burganlage, an deren Wallgraben vorbei, steigt tief eingeschnitten ein alter Weg auf, der vom Kocherübergang von Algishofen unterhalb der Burg kommt und an dieser vorbei hangaufwärts die Höhe von Obergröningen gewinnt. Der Weg ist zu verfolgen von Wegstetten nördlich des Kochers her, wo ein Weg vom Heerberg bei Laufen a. K. her anschließt, und ein anderer, der in einem Zweig von Norden her von der Stöckenburg kommt, in einem nordwestlichen Zweig die Fortsetzung der von Schwäbisch Hall her kommenden Salz- und Kohlenstraße ist. Der südliche Verlauf des an der Eulenburg heraufkommenden Fernweges geht über Obergröningen—Schechingen—Heuchlingen (Burgstall)—Mögglingen (Burgstall)—Lautern (Burgstall) zur Alb. Die Eulenburg ist zweifellos mittelalterliche Wegdeckung am Kocherübergang gewesen.

Auffallende Ähnlichkeit in Lage, Anlage und Befund hat die Eulenburg mit der Hunnenburg über Fornsbach über dem Murrübergang mit aufsteigendem Weg und mit der Burg Stauffenberg bei Fichtenberg nahe einem alten Hochweg in Richtung auf Eichenkirnberg—Hagberg—Alfdorf.

Nach Feststellung von W. Mattes ist die Bergnase über Stetten a. H. (Zabergäu) von einer ausgedehnten Burganlage bedeckt. Der Volksmund nennt einen Herrn von Rehfuß als ehemaligen Besitzer, die Geschichte kennt aber weder für Burg noch Besitzer den Namen. Wälle von 8 m Tiefe trennen zwei Anlagen von der Bergnase ab. Die eine zeigt keine Spur von Mauerwerk, die andere hat spärliche Reste mit verglühtem Häcksellehm, Hohlziegeln und Kalkguß. Braune Scherben mit fingerbreiten Rillen sind zu finden. Die Burg stand wohl mit dem alten Handelsweg vom Rheintal über den Heuchelberg ins Neckar- und Donautal in Verbindung.

Vom Westrand des abgegangenen hochmittelalterlichen Wachtturms auf dem Stein bei Westernhausen im Jagsttal (Kreis Künzelsau) (siehe „Württembergisch Franken", NF 22/23, 1948, S. 35) stammen aus der Ausgrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1949 (siehe vorliegender Band, S. 32) einige weißgelbe Scherben mit roter Bemalung, wie sie in der Stauferzeit belegt sind. Über diese Art hochmittelalterlicher Keramik siehe „Württembergisch Franken", NF 22/23, 1948, Seite 35, mit Fundbelegen von Hirschfelden, Fichtenberg, Urhausen, Lampertsweiler.

Im Juli 1949 wurde am nordwestlichen Ortsausgang von Eberstal im Sindelbachtal (Kreis Künzessau) bei Wasserleitungsgrabung am Krautheimer Weg an dessen Ostrand gegenüber Bauernhaus Albert Appel eine breite Mauer freigelegt, die mit behauenen Sandsteinplatten abgedeckt war. Nahe der Stelle befinden sich zwei Quellbrunnen, am Westufer des danach benannten Brunnenbergs. Vor 30 Jahren kam in der Nähe der Mauer ein aus Sandstein gehauener Tragstein heraus, ein bärtiger Kopf mit Sonnenhauptkranz oder Lorbeerblättern (Abb. 48). An der Stelle dürfte eine mittelalterliche Kapelle gestanden haben. Die Einwohner redeten schon früher von einem dortigen „Schloß".

Eine Kanalisationsgrabung in Sulzbach an der Murr 1950 im Zug der

Digitized by Google

Backnanger Straße stieß auf über 150 m Länge in 80 cm Tiefe auf einen hölzernen Knüppelweg, der den darüberliegenden Scherben und Hufeisenfunden nach in die Zeit zwischen 1300 und 1500 gehören mag. Grabarbeiten am Hummelbühl östlich Sulzbach im alten Verlauf des Murrhardter Wegs legten am aufsteigenden Hang in etwa 1 m Tiefe einen auf 10 m Länge aufgedeckten Knüppelweg frei, der aus 20 bis 30 cm starken Fichtenstämmchen gelegt war und die erstaunliche Breite von 4 m hatte. Spärlichen Scherbenfunden des auflagernden Bodens nach dürfte er dem Spätmittelalter angehören.

Abb. 48. Tragstein in Gestalt eines langbärtigen Heidenkopfes von einer abgegangenen Kapelle am Ortsausgang von Eberstal, Kreis Künzelsau. (Zeichnung: Dr. Kost.)

Ausgrabungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, welche der Vorgeschichte galten, brachten auch nebenbei geschichtliche Ergebnisse. So erwies die Ausgrabung vom August 1949 auf dem Marktplatz von Weikersheim (siehe S. 35) durch die Beobachtung der durchgrabenen Schichten, daß dort Schuttmassen der neueren Zeit und des Mittelalters zur Auffüllung und Planierung verwendet worden waren in den vorigen drei Jahrhunderten, der Platz aber im Mittelalter schon Holzbauten getragen hatte, die im Feuer zugrunde gingen (Brandschichten und mittelalterliche Scherben). Rinder- und Schweinezähne berichten von naher Besiedlung, vermutlich bäuerlicher Art (Hofsiedlung). Zutiefst erschien durchschnittlich in 1,20 m Tiefe, zum Teil unter der Keltenschicht, zum Teil ohne diese, der unberührte Naturboden, schöner, meist steinfreier gelber Lehm, wie ihn das Taubertal an manchen Stellen beim nahen Schäftersheim und bei Igersheim, in Oberflächenlage noch heute sichtbar, aufweist.

Digitized by Google

Auch die Ausgrabung an der alten Wasserstelle der Stöckenburg bei Vellberg (Kreis Schwäbisch Hall) (Abb. 20) auf deren östlicher Randhöhe führte durch geschichtlich jüngere Schichten zu den vorgeschichtlichen hindurch (siehe S. 34). In den oberen Schichten lagen bunt durcheinander, von früheren Wassergräben durchwühlt, die Zeugnisse der Neuzeit bis zum grünglasierten Barockgeschirr und barocken Ofenkachelbruchstücken. Eine willkommene Bestätigung dieses Zeitansatzes bot eine Kupfermünze mit dem Kopf des französischen Königs Ludwig XIII. und der Jahreszahl 1618. Nach der Aufschrift des Herstellers dieser Münze, Matthias Laufer, ist sie von diesem Nürnberger Münzmeister gefertigt worden, der um diese Zeit in Nürnberg nachweisbar ist. Das Fundstück ist (nach Bestimmung unseres Mitarbeiters Oberregierungsrat a. D. Ziegler) eine sogenannte Suitenmedaille, wie solche schon mehrfach aus dem Boden der Salzstadt Hall gehoben worden sind. Beim Tiefergraben kamen unter dieser Schicht Topfreste der Renaissancezeit und der Gotik. Jedoch fehlten die erwarteten frühmittelalterlichen Scherben, woraus vielleicht geschlossen werden darf, daß damals das Wasser von einer anderen Stelle bezogen worden ist. Dagegen haben die Kelten (siehe S. 34) die Stelle gekannt und benützt.

Von Belang wäre es, überall schichtlagenmäßig gut beobachtete mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik zu gewinnen, die wieder anderwärts zu Datierungen benützt werden könnte. In Weinsberg stellte W. Mattes (Heilbronn) eine Reihe mittelalterlicher Gefäße unter einer Brandschicht von 1728 fest. Es sind Henkelkrüge mit turbanförmigem, sehr engem Mündungsrand, wie sie am Ausgang des Mittelalters auftreten, ferner ein Beutelgefäß und ein glasierter Seiher.

Die beste Gelegenheit, sichere Datierungen für geschichtliche Topfformen zu bekommen, ist die gelegentliche Auffindung münzdatierter Gefäße. Ein solches, ein schlanker, brauner Milchtopf der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von 125 mm Höhe und ausgewulstetem Rand, Bandhenkel und brauner Innenrandglasur, kam 1949 bei einer Grabung in einem Stall in Mangoldshausen (bei Bühlerzell, Kreis Schwäbisch Hall) heraus. Es waren aus der Zeit von Turennes Raubzügen in Deutschland französische und spanische Münzen und eine Genfer Münze; die jüngste Münze, ein niederländischer Dukat, stammte von 1654 (Gefäß im Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall).

Digitized by Google

Das keltische Oppidum bei Finsterlohr

Von Kurt Bittel

Die großen keltischen Befestigungswerke auf süddeutschem Boden, unter denen der Burgstall bei Finsterlohr im Kreis Mergentheim zu den eindrucksvollsten Beispielen gehört, haben noch nicht ganz die Aufmerksamkeit gefunden, die sie ihrer kultur- und architekturgeschichtlichen Bedeutung wegen verdienten. Ich will damit keineswegs sagen, daß sich die Forschung zu gewissen Zeiten nicht sehr intensiv mit ihnen beschäftigt und sie in den Kreis der Studien gezogen hätte. Aber wer den Stand unseres Wissens über diese Denkmäler überschaut, wird kaum leugnen wollen, daß, obwohl Ausgrabungen hier und dort in beschränktem Umfange vorgenommen worden sind, unsere Kenntnisse in Wahrheit zum größeren Teil noch auf reichlich theoretischen Erwägungen beruhen. Gerade die letzten Versuche zusammenfassender Betrachtung — wie etwa P. Reineckes Aufsatz „Spätkeltische Oppida im rechtsrheinischen Bayern" („Der Bayerische Vorgeschichtsfreund" 9, 1930, 29 ff.) oder J. Werners Arbeit über „Die Bedeutung des Städtewesens für die Kulturentwicklung des frühen Keltentums" („Die Welt als Geschichte" 5, 1939, 380 ff.) — machen das dem aufmerksamen Leser deutlich genug.

Anlagen wie Zarten, in der man mit Recht das Tarodunum des Ptolemaios (II, 11, 15) sieht, Altenburg bei Jestetten am Hochrhein, der Heidengraben auf der Uracher Alb, Manching unweit von Ingolstadt, der Stätteberg bei Neuburg (Donau), der Michelsberg im Altmühl-Donau-Dreieck bei Kelheim, der Auerberg bei Schongau — um nur einige der wichtigsten zu nennen — zeigen nach ihrer Lage im Gelände, nach den Ausmaßen ihres befestigten Innenraumes, zum Teil auch nach ihren architektonischen Eigentümlichkeiten solche Übereinstimmung, auch in den Varianten, mit den bei Caesar (de bello Gallico) mehrfach beschriebenen, teils auch durch Ausgrabungen, so in Bibracte, Alesia, weniger in Gergovia und Uxellodunum, untersuchten oppida Galliens, daß an der generellen Zugehörigkeit der süddeutschen Anlagen zu diesem gallischen Befestigungstypus kaum ernstlich gezweifelt werden kann. Ebensowenig wird man Bedenken gegen die Auffassung vorbringen wollen, daß auch sie, entsprechend denen des linksrheinischen Galliens, zum Teil Mittelpunkte politischer, vielleicht auch sakraler Art gebildet haben können. Ob wir sie, oder wenigstens einige unter ihnen, allerdings als Städte — von der förmlichen Rechtsstellung als solche kann natürlich nicht die Rede sein — bezeichnen dürfen, ob es auch bei uns oppida mit einer wenigstens teilweisen Dauerbesiedlung des Innenraums, mit Handwerkervierteln, Märkten, Quartieren der Nobilität, Kultbezirken — alles zum Beispiel in Bibracte in einem freilich schon stark romanisierten Zustande nachgewiesen — gab, ist faktisch eine offene, gelegentlich aber eine stillschweigend als bereits positiv beantwortet ausgegebene Frage. Man hat sich meines Erachtens zu häufig mit der bloßen Feststellung äußerer Übereinstimmung in Lage, Befestigung und Größe zufriedengegeben und zu wenig berücksichtigt, daß doch erst die Kenntnis des inneren Organismus, des

Digitized by Google

Lebens, das sich einst dort abspielte, den richtigen Maßstab zur kulturgeschichtlichen Einordnung wie auch zum Vergleiche mit den gleichzeitigen Verhältnissen im eigentlichen Gallien liefern kann. Darüber wissen wir aber noch so gut wie nichts. Im Innenraume von Manching, wie man hört soeben auch von Altenburg, sind zwar in letzter Zeit zahlreichere Funde, auch Siedlungsreste, nachgewiesen worden. Aber ihnen steht in anderen dieser Anlagen, so zum Beispiel im Heidengraben und nicht minder im Burgstall bei Finsterlohr, bis heute eine fast absolute Fundleere gegenüber, die den Verdacht nicht ganz unbegründet erscheinen läßt, es handle sich dabei um Anlagen, die keine nennenswerte Dauerbesiedlung besessen hätten, die über die Bestimmung als große r e f u g i a niemals hinausgekommen seien und die daher nur sehr bedingt den großen o p p i d a Galliens zur Seite gestellt werden dürfen. Wir bewegen uns demnach, was diese Seite der Deutungen betrifft, noch auf sehr unsicherem Grund. Ich denke aber, daß gerade diese Probleme für solche, denen an der Aufklärung der sozialen und kulturellen Struktur der Spätkelten Süddeutschlands gelegen ist, nicht zu den geringsten zählen. Wir möchten gerne wissen, ob hier etwa infolge der unvergleichlich weiteren räumlichen Distanzierung von den Randgebieten des Mittelmeeres und von den unteren Donauländern die Entwicklung zu städtischem Wesen nicht über die ersten, noch bescheidenen Anfänge hinausgekommen ist oder etwa nur an sehr wenigen Punkten Geltung erlangt hat oder gar unter bestimmten historischen Voraussetzungen, wozu es an Möglichkeiten nicht fehlte, hintan gehalten worden ist. Auf alle diese Fragen beim derzeitigen Stande unseres Wissens präzise, tragfähige Antworten zu erteilen, wird sich niemand zutrauen wollen.

Wenn ich mir eingangs zu sagen erlaubte, daß die süddeutschen o p p i d a noch nicht ganz die ihrer Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit gefunden hätten, so bitte ich, dies im Hinblick auf das eben kurz skizzierte fernere Ziel zu verstehen, ohne daß ich dabei im mindesten die bisher zu verzeichnenden Bemühungen um dieses oder jenes Denkmal dieser Art verkennen wollte. Aber vom Einzelnen zum Gesamten, von der Beobachtung lokaler Details — mögen sie in der Untersuchung von Teilen der Befestigungen, der Tore, allenfalls im Aufdecken sehr beschränkter Flächen des Innenraums bestehen — zum vollen Erfassen dieser Anlagen werden wir doch erst gelangen, wenn sie mehr als bisher zum Forschungsgegenstand gemacht werden. Ich möchte das so verstehen, daß man sich mit ihnen nicht nur je nach Bedarf und Neigung beschäftigen sollte, sondern daß sie ihrer hohen Bedeutung entsprechend in den Mittelpunkt planmäßiger, überlegter Studien zu rücken wären, vielleicht sogar bevorzugt gegenüber anderen, minder dringenden, weniger aufschlußreichen Unternehmungen. An Arbeiten, die Gefahr laufen, sich im Dickicht des Nicht-Wissensmöglichen oder gar des Nicht-Wissenswerten zu verlieren, ist ja, so fürchte ich, bei der Vorgeschichtswissenschaft kein Mangel. Gewiß, bei auch nur einem von diesen spätkeltischen Werken Ummauerung und Innenraum so erschöpfend zu untersuchen, daß keine auf diesem Wege lösbare Aufgabe mehr offen bliebe, wird uns immer aus finanziellen und anderen praktischen Gründen versagt sein. Aber die genaue und laufende Beobachtung durch vertrauenswürdige Persönlichkeiten aller landwirtschaftlichen und sonstigen Erdarbeiten im Innern, wo immer die Möglichkeit des Auftauchens von Funden gegeben ist, die überlegte Ansetzung von Ausgrabungen an solchen Punkten — siehe Manching und Altenburg —, von denen bereits Funde vorliegen, wo aber durch systematischere, raumgreifende Untersuchungen gültige Aufschlüsse zu gewinnen sind und endlich — doch nur in bedingter Weise — die Planaufnahme aller einschlägigen Denkmäler nach ein-

Digitized by Google

heitlichen, modernen Gesichtspunkten werden weiterhelfen. Die Aussicht, auf diesem Wege endlich auch wirkliche Unterlagen über die genauere zeitliche Stellung dieser Monumente, über ihre zum Teil mögliche Entwicklung vom räumlich Beschränkteren zum Größeren zu gewinnen, ist durchaus gegeben. Vorläufig besteht ja nur darüber einige Gewißheit, daß sie mindestens der letzten Phase der keltischen Zeit, also grob gesprochen dem 1. Jahrhundert v. Chr., angehören. Ob sie einst als festliegender Typus von Gallien her Eingang gefunden haben, dort aber noch früher auf den Einfluß städtischer Anlagen hellenistischer Art am Rande des nordwestlichen Mittelmeeres zurückgehende Schöpfungen sind oder ob sie in Gallien und bei uns eine weiter zurückreichende Geschichte hatten, und sich in spätkeltischer Zeit etwa die fremde Idee des schon Bestehenden bemächtigt und es erweitert hat, das alles sind ungelöste Probleme, und wo Lösungen versucht wurden, entbehren sie, soviel ich sehe, des wirklichen Beweises.[1]

Man wird mir, so hoffe ich, die kurze Formulierung dieser Gesichtspunkte nicht als Vermessenheit anrechnen, denn ich gehöre selbst zu denen, die sich an einem süddeutschen o p p i d u m versucht haben, in einem unzureichenden Vorhaben und vor allem, ohne das Begonnene so zu Ende geführt zu haben, wie es der Sache wegen wünschenswert gewesen wäre. Die oben geschilderten Aufgaben, zu deren Erfüllung ich hier nichts Wesentliches beizutragen vermag, sind also nicht zuletzt aus Überlegungen heraus zu verstehen, die auf der aus eigener Erfahrung gewonnenen Überzeugung unseres bedauerlich geringen Kenntnisstandes beruhen.

Vor mehr als 20 Jahren (1929) habe ich im Auftrag von Peter Goeßler am

---

[1] P. Reinecke („Der Bayerische Vorgeschichtsfreud" 9, 1930, 33) sagt: „Viele o p p i d a sind, wie wir auch archäologisch nachzuweisen vermögen, aus solchen älteren befestigten Siedlungen geringeren Umfanges hervorgegangen. Andere o p p i d a hingegen waren reine Neugründungen in Gebieten, die zwar vorher auch schon gut besiedelt waren, ohne daß am gewählten Platz bereits eine Ortschaft von einiger Bedeutung lag." Allein, wenn aus solchen Anlagen — von denen a. O. 34, der Staffelberg, Kallmünz, die Steinsburg bei Römhild, der Stätteberg, der Ipf namhaft gemacht werden — ältere Funde des Eisen-, Bronze-, spärlich sogar des jüngeren Steinalters vorliegen, so besagt das für wirkliche Kontinuität noch nichts. Durch Lage und sonstige Vorzüge ausgezeichnete Stellen können in größerem oder geringerem zeitlichem Abstand wiederholt zur Besiedlung und zur Anlage fester Plätze gelockt haben, ohne daß es sich dabei um wirkliche Kontinuität handelte. Selbst wenn hier oder dort im Innenraum eines o p p i d u m s Funde der älteren, ja der mittleren Latèneperiode auftauchen sollten, so spräche auch das noch nicht unbedingt für echte Kontinuität. Denn die Intervalle, die wir ja unserer groben Datierungsmöglichkeiten wegen gar nicht ausreichend zu übersehen vermögen, können erheblich sein. Hier kann es unter Umständen sogar auf Jahrzehnte, wenn nicht auf noch geringere Zeitlängen ankommen. Selbst wenn ältere Befestigungswerke und -linien bei einem o p p i d u m wiederverwendet worden sind, so besagt auch das noch nichts Entscheidendes. Auch hier kann das von der Oberflächengestalt abhängige Tracé den automatischen Rückgriff auf längst zugrunde gegangene Vorläufer unter grundlegender Erneuerung des Zerstörten bedingt haben. Nur dort, wo bewußt und kontinuierlich, d. h. ohne zeitliche Lücke und unter dem Fortbestand des alten, bescheideneren Kerns eine primäre kleine Anlage zu einer größeren vom Typus des o p p i d u m s geworden ist, wo sich also innerhalb eines bestehenden Organismus dieser Wandel vollzogen hat, hat der Satz Berechtigung, das o p p i d u m sei aus einer älteren befestigten Siedlung geringeren Umfanges hervorgegangen. Soviel ich sehe, steht aber gerade dafür der tatsächliche archäologische Nachweis aus. Das gilt auch für den in diesem Zusammenhang gelegentlich genannten Heidengraben (P. Goeßler in Oberamtsbeschreibung Urach[2] 141). Ich wüßte nicht, mit was man den zeitlichen, doch wohl jahrhundertelangen Hiatus zwischen den Späthallstatt- (Burrenhof, Elsachstadt) und den Spätlatènefunden von dort überbrücken wollte.

Digitized by Google

Burgstall von Finsterlohr im Gebiete der oberen Tauber (Abb. 1) Ausgrabungen ausgeführt, über deren Ergebnisse in „Germania" 14, 1930, 30 ff., ein kurzer Bericht erschienen ist. Der Burgstall, der nichts mit mittelalterlichen Befestigungswerken gleicher Bezeichnung gemein hat, ist zuerst von Friedrich Hertlein genauer beschrieben und als gallisches o p p i d u m gedeutet worden.[2] Die Größe des Gesamtareals, die Art der Befestigungswerke zeigen durchaus die Eigentümlichkeiten spätkeltischer Anlagen dieses Typus, und nicht zuletzt ist auch die Konstruktion des Tores geeignet, diese Zuweisung zu stützen. Ich glaubte 1929 hoffen zu dürfen, daß diese Sommer- und Herbstgrabung von insgesamt nur drei Wochen lediglich den Beginn einer eingehenderen Untersuchung des Burgstalls darstelle und daß in den nächsten Jahren nicht nur an den Befestigungswerken, sondern auch im Innenraum gegraben und auf diese Weise eines der großen süddeutschen o p p i d a nach Möglichkeit der Aufklärung entgegengeführt werden könne. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. Ich selbst konnte, mit anderen Arbeiten beschäftigt, an eine Fortsetzung des Begonnenen nicht denken; aber auch andere lockte der Burgstall in der Zwischenzeit nicht. Weil kaum Aussicht darauf besteht, die Ausgrabungen in größerem Umfange — was allein sinnvoll wäre — fortzusetzen, lege ich hier einige Ergebnisse vor, die in „Germania" 14 nicht veröffentlicht worden sind. Sie waren noch nicht abgeschlossen und sollten erst durch weitere Untersuchungen ergänzt werden. Nun aber läßt es sich nicht mehr rechtfertigen, diese Beobachtungen länger zurückzuhalten.[3] Freilich handelt es sich um Stückwerk, und was ich davon halte, fasse ich am Schluß zusammen. Zunächst sind die Tatsachen zu schildern.

1. Grabung am Innenwall

Die beiden, je mit einem vorliegenden Graben versehenen Querwälle, die etwa in Richtung Südost — Nordwest in sehr ungleichem gegenseitigen Abstand von Steilhang zu Steilhang ziehen und das vorspringende Plateau des Burgstalls von der südwestwärts sich erstreckenden Hochfläche abtrennen, sind heute noch die eindrucksvollsten Befestigungswerke des o p p i d u m s, besaßen aber auch in alter Zeit ihrer Lage und ihrer Richtung wegen ganz besondere Bedeutung (Abb. 1). Sie schützten die Seite der sonst von der Natur in fortifikatorischer Hinsicht bevorzugten Berghalbinsel, wo infolge der Ungunst des Geländes nur durch Kunstbauten hinreichende Sicherheit gewährleistet werden konnte. Ob sie gleichzeitig entstanden sind oder der äußere etwa eine erst später als notwendig empfundene Verstärkung darstellt, ist eine offene Frage. Selbst durch Grabung dürfte nur schwer ein gültiges Ergebnis zu erzielen sein, denn die beidseitigen Anschlußstellen sind leider sehr zerstört. Aber vielleicht unterscheiden sie sich in Einzelheiten ihrer technischen Konstruktion, obgleich der heutigen Oberflächenform nach auch das vordere Werk aus Steinmauer und Erddamm bestanden haben dürfte. Eine Grabung hat dort bisher nicht stattgefunden.

F. Hertlein hat im Jahre 1903 den inneren Wall am Punkte e—f des seinem Bericht beigegebenen Planes untersucht und im Sommer 1904 wie auch im Herbst 1906 die Grabung um einiges erweitert.[4] Seine Beschreibung, die leider durch Plan und Zeichnung nicht ganz ausreichend verdeutlicht ist, ließ einige

[2] Fundberichte aus Schwaben 11, 1903, 7 ff., und 14, 1906, 91 ff.

[3] Die Vorlagen zu den Abb. 1, 3. 5 und 8 hat S. Schiek gezeichnet, wofür ich ihm auch hier meinen Dank sage.

[4] Fundberichte aus Schwaben 11, 1903 (Beilage) bzw. 14, 1906, 91 ff.

Digitized by Google

wesentliche Unklarheiten offen, weshalb ich im Sommer 1929 nur wenige Meter weiter westlich von e—f den Wall genau senkrecht zu seiner Kammlinie durchschnitten habe, selbstredend ohne dabei die Steinmauer abzutragen und ohne die Pflicht zu versäumen, den Schnitt wieder völlig einzufüllen. Abbildung 2 zeigt das dabei gewonnene Profil, aus dem unschwer die beiden Hauptelemente des Befestigungswerkes abgelesen werden können: erstens die mörtellose, aber unter Verwendung von viel humöser Substanz errichtete Steinmauer aus Lettenkohlensandstein, spärlicher auch aus Muschelkalk, die mit 1,50 bis 2 m Dicke die Außenfront des ganzen Werkes bildete, und zweitens der rückwärts anschließende Erddamm mit einer maximalen Stärke von rund 12 m. Beide Bestandteile sind

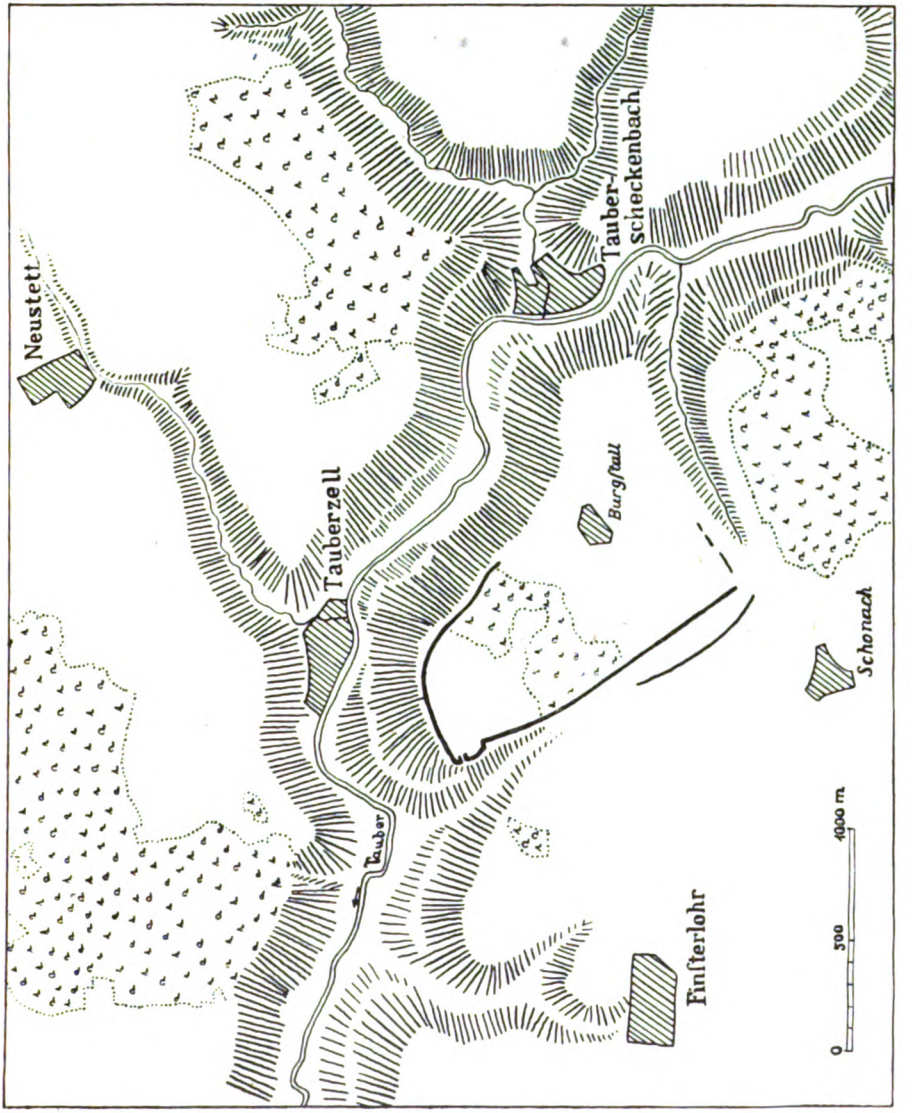


Abb. 1. Der Burgstall bei Finsterlohr und seine nähere Umgebung.

Digitized by Google

gleichzeitig entstanden, nehmen deutlichen Bezug aufeinander und bilden eine vollkommene Einheit.[5] Die Steinmauer war leider gerade an jener Stelle stark zerfallen, die Vorderfront sogar gänzlich eingestürzt. Aber da sie Hertlein nur um geringes entfernt noch hochanstehend und mit Frontpfostenlücken von etwas mehr als 2 m gegenseitigem Abstand versehen gefunden hat (Fundberichte aus Schwaben 14, 1906, Abb. auf S. 93), darf das hier Zerstörte mit Sicherheit nach dem Befunde des Jahres 1906 ergänzt werden. An der Grabungsstelle konnten keinerlei Reste von hölzernen Querbalken im Trockenmauerwerk nachgewiesen werden. Auch war von einer regelrechten Innenfront der Steinmauer, wie sie Hertlein Fundberichte aus Schwaben 11, 1903, 9, zur Darstellung gebracht hat, an dieser Stelle nichts zu erkennen. Der Befund ist vielmehr so zu deuten, daß die Steinmauer innen an den abgeschrägten — vielleicht mitunter auch abgetreppten — Erddamm angeböscht war, denn die kompakten Steinmassen in m 12—13 unserer Zeichnung (Abb. 2) sind anders nicht zu erklären. Sie lagen in situ, nicht in Sturzlage, gehörten also zur Mauer selbst. Eine wirklich senkrechte Innenfront hat die Steinmauer vielleicht von dem Punkte ab besessen, wo sie sich von der Hinterschüttung löste und den Erddamm an Höhe überragte. Aber dafür gibt es keinen wirklichen Beweis, denn die Steine in m 11—12 befinden sich nicht eindeutig in ungestörter Lagerung, dürfen also nicht als Beleg für Überhöhung des Erddammes seitens der Mauer aufgefaßt werden. Aus technischen Gründen jedenfalls wäre es plausibler, wenn Mauer und Erddamm gleich hochgeführt gewesen wären und die Brustwehr lediglich in einem Flechtwerkzaun bestanden hätte.

Die Schüttung hinter der Steinmauer besteht größtenteils aus braunem, hartem, offenbar festgestampftem Lehm, der heute wie einst eine außerordentlich kompakte Masse bildet, die allerdings zweimal auf längere Distanz (m 1—8 und m 1,7—3,6) von weicherem, hellfarbigem, sandigem Material unterbrochen wird. Auffallender aber war eine ganze Anzahl sehr dünner, grauer bis tiefschwarzer Streifen, teils lockerer, teils auch harter Substanz, die mehrfach wie Holzkohle aussah, sich aber bei genauerer Untersuchung als nicht einheitlicher Struktur erwies. Zum Teil handelt es sich wirklich um verfaulte vegetabilische Reste, Äste und dergleichen, die man absichtlich oder unabsichtlich in die Schüttung aufnahm, zum Teil aber auch um während der Bauarbeiten einige Zeit offengebliebene Oberflächen, die intensiv während des geschäftigen Arbeitsvorganges begangen, festgetreten und dann erst beim Fortschreiten des Baues wieder überschüttet worden sind. Sowohl ihre Lage wie auch ihre Führung und Stärke machen es ganz deutlich, daß sie keine wirklich konstruktive Bedeutung besessen haben können. Hertlein, der sie gleichfalls beobachtet hat, ließ sich zu der Annahme verleiten, es handle sich um die Reste von Holzbalken, die, zugleich die Queranker der Steinmauer bildend, sich bis zum inneren Ende des Erddammes erstreckt hätten.[6] Diese Deutung ist nicht haltbar, ganz abgesehen davon, daß eine solche, die Steinmauer mit dem Erddamm verbindende Konstruktion sehr bald infolge des ungleichen Nachgebens und der ungleichen Senkung der beiden Elemente zu erheblichen Mängeln geführt hätte. Die alte Oberfläche des Erddamms, deutlich kenntlich durch die Grenze von Lehm-

[5] Der vor dem zweiten Weltkriege in geringer Entfernung verbessert angelegte Fußpfad von Finsterlohr zum Weiler Burgstall durchschneidet den Innenwall und bietet dem Besucher heute einen vortrefflichen Einblick in dessen Konstruktion.

[6] Fundberichte aus Schwaben 11, 1903, Abbildung auf Seite 9.

Digitized by Google

stampfung und Humus, kann, auch wenn wir im Laufe der langen Zeit ein Versacken in gewissem Umfange in Rechnung stellen, nicht wesentlich anders gestaltet gewesen sein, als sie bei der Ausgrabung wiedergefunden worden ist. Sie erstreckte sich hinter der Steinmauer auf rund 4 m horizontal oder doch nahezu horizontal und fiel dann erst unmerklicher, in m 7—8 beginnend jedoch in einheitlicher Böschung einer Rampe gleich nach innen ab. Daß sie in m 1 auf nicht ganz 0,50 m Höhe senkrecht abbricht, könnte auf spätere lokale Abgrabung gerade an dieser Stelle zurückgehen, denn ohne eine besondere Konstruktion aus Holz oder Stein, wovon jedoch keinerlei Reste gefunden wurden, läßt sich dieser Befund nicht anders erklären. Endlich ist noch zu erwähnen, daß das gesamte Befestigungswerk, wenigstens in dieser Gegend des Burgstalls, im Zuge einer natürlichen Geländekante angelegt worden ist, wie die Oberflächenlinie des „gewachsenen Bodens" in m 10 bis 14 deutlich zeigt.

Wenn auch einige Details infolge der schlechten Erhaltung der Steinmauer an dieser Stelle ungeklärt bleiben mußten, so kann doch im ganzen über die Bauart des Befestigungswerkes kein Zweifel bestehen. Der sehr kompakte, außerordentlich breite, mit primitiven Mitteln konstruierte Erddamm bildete den wesentlichen Bestandteil: durch ihn gewannen die Verteidiger eine gegenüber dem Vorgelände wesentlich überhöhte Position, seine breite Plattform erlaubte ihnen bequemes, ungehindertes Zirkulieren, die Schrägrampe den raschen Aufstieg vom Innern an jeder beliebigen Stelle. Die Steinmauer dagegen, die uns heute infolge ihrer eigentümlichen Bauart viel wesentlicher erscheint, ist nur konstruktive Ergänzung des Erdwalls, unentbehrlich deshalb, weil das Werk

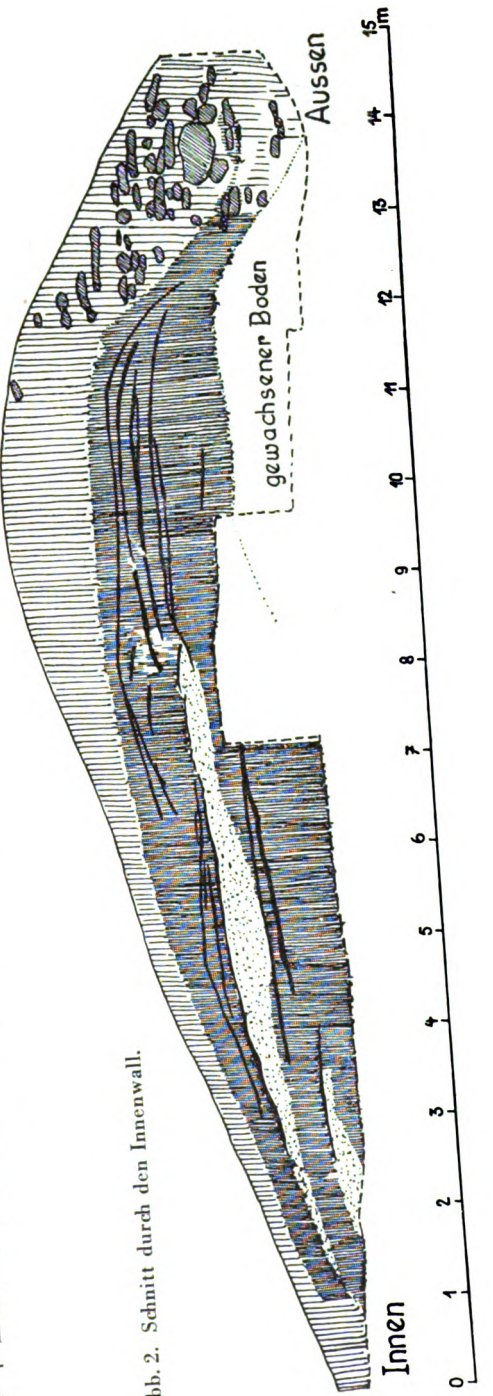


Abb. 2. Schnitt durch den Innenwall.

Digitized by Google

nach außen mit einer senkrechten Stirn versehen werden sollte, was auf längeren Bestand berechnet nur unter Verwendung von Stein, nicht von Holz allein oder gar lediglich von Lehm, erzielt werden konnte. Im Grunde ist die Steinmauer nichts anderes als die Verbrämung des Erdwalles nach außen, diesem an Tiefenausdehnung weit unterlegen. Dem Angreifenden bot sich die senkrechte oder fast senkrechte Mauerfront als bedeutendes Hindernis, das nicht leicht zu ersteigen und nur im Zusammenwirken auf engem Raum vieler massierter Kräfte, die dem Verteidiger gute Ziele boten, zum Einsturz zu bringen war. Dem Bewohner des oppidums aber verlieh nicht nur die Mauer, sondern ebenso sehr, wenn nicht noch mehr der 12 m starke Erdwall das Gefühl der Sicherheit und der Abgeschlossenheit. Für ihn bildete das Gesamtwerk die Begrenzung seines Siedlungsbezirkes, die Linie, an der sich Innen und Außen schieden.

Der Befund am Burgstall von Finsterlohr steht nicht vereinzelt. Die Befestigung des Heidengrabens bei Grabenstetten scheint ganz ähnlich konstruiert gewesen zu sein, was sowohl aus dem oberirdisch Erhaltenen wie auch aus F. Hertleins freilich nicht ganz klarer Beschreibung seiner Grabungen östlich von Tor A der „Elsachstadt", also, wie man annimmt, des oppidums im engeren Sinne, hervorgeht.[7] Auch die äußere, noch heute imponierende Befestigungslinie auf dem Gräbelesberg bei Balingen darf vielleicht in diesem Zusammenhang genannt werden.[8] Sind diese Beispiele aber erst noch durch genauere Untersuchungen eindeutig zu bestimmen, so ist diese Voraussetzung beim oppidum von Manching erfüllt, wo eine nicht ganz 4 m starke Steinmauer mit einem 9 m breiten, nach innen anschließenden Erddamm nachgewiesen ist.[9] Die Übereinstimmung zwischen Manching und Finsterlohr in allem Wesentlichen ist evident: hier wie dort sind die gleichen, schwerfälligen, auf der Häufung von Materialmassen beruhenden Prinzipien der Befestigungskunst zur Anwendung gekommen, die in beiden Fällen den gleichen Effekt erzielt haben. Im einzelnen jedoch bestehen technische Unterschiede, die hier nicht unerwähnt bleiben können, weil sie in ihrer Tragweite vielleicht von mehr als lokaler Bedeutung sind.

Die Steinmauer von Manching (Periode I) ist nach Art des echten murus Gallicus errichtet und besteht aus einem steingefüllten Holzrahmenwerk, dessen Grundgerüst durch eiserne Nägel zusammengehalten wird, während die Front eine Verblendung aus etwas größerem Steinmaterial besitzt, in der lediglich die ausgesparten Balkenköpfe der Querzüge sichtbar sind.[10] K. H. Wagner hat mit Recht darauf hingewiesen, daß eine weitgehende Übereinstimmung mit den Befunden einiger oppida in Gallien selbst — wo Murcens im Departement Lot und Vertillum in der Côte-d'Or nach wie vor die eindrucksvollsten Beispiele sind — wie auch mit Caesars Beschreibung der gallischen Mauertechnik anläßlich seiner Darstellung der Belagerung von Avaricum bestehe. Aber im ehemals gallischen Bereiche rechts des Rheins nimmt Manching darin, vielleicht mit Ausnahme von Tarodunum,[11] durchaus eine Sonderstellung ein,

[7] Blätter des Schwäbischen Albvereins 18, 1906, 354 ff.

[8] K. Bittel, Die Kelten in Württemberg 48.

[9] Germania 22, 1938, 157 ff., Bayerische Vorgeschichtsblätter 16, 1942, 10 ff. (K. H. Wagner).

[10] Bayerische Vorgeschichtsblätter 16, 1942, 14, Abb. 2, und 18, Abb. 4.

[11] Dort sind „in beträchtlicher Anzahl etwa 20 cm lange, schwere eiserne Nägel und Klammern" offenbar im Wall gefunden worden, die vielleicht als Balkennägel gedient haben. E. Wagner, Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden I, 223. Doch kann

Digitized by Google

denn Finsterlohr sowohl wie der Heidengraben kennen den wirklichen murus Gallicus nicht, obwohl an ihrer Zugehörigkeit zu den spätkeltischen oppida kein Zweifel bestehen kann. Die senkrechten Frontpfosten, die dort nachgewiesen sind und die, wie namentlich der Befund von Preist im Kreis Bitburg zeigt, mit horizontalen Querankern in Verbindung gestanden haben können,[12] beruhen auf einer gegenüber der echten gallischen Mauer gänzlich verschiedenen Konstruktion. Während bei ihr das Rahmenwerk die Mauer in einzelne Kästen zerlegte und damit eine enge Bindung von Holzwerk und Steinmauer erzielt wurde, ist beim zweiten Verfahren lediglich eine Aufteilung der Mauer in regelmäßige Segmente, d. h. Schotten, erstrebt, was zwar die Einsturzgefahr längerer Mauerstrecken verminderte, aber doch auf die Dauer dem Druck der Innenmassen auf die Mauerfronten nicht ausreichend begegnete und in dieser Hinsicht jedenfalls dem echten murus Gallicus unterlegen war. Die in Finsterlohr, am Heidengraben, am Altkönig (Taunus), am Donnersberg (Pfalz) unter anderem nachgewiesene Mauerkonstruktion — es ist nur von der Steinmauer, nicht vom Erddamm die Rede — hat ältere Vorläufer, die im ehemals keltischen Teile Mitteleuropas mindestens in die spätere Hallstattperiode, also bis ins 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., zurückgehen. Preist gehört der jüngeren Hunsrück-Eifel-Kultur, also der frühen bis mittleren Latèneperiode, an. Aber die hallstattzeitlichen Holz-Erde-Mauern mit Balkenzügen und Frontpfosten, wie sie u. a. auf der Lenensburg im Argental festgestellt sind,[13] belegen die Kenntnis wenigstens des Grundprinzips dieser Konstruktion für noch ältere Zeit, in Beispielen wie dem Goldberg und dem Schmähinger Kirchberg (beide im Ries) sogar in ihrer Anwendung bei Steinmauern.[14] Ist hier demnach über mehrere Jahrhunderte eine technische Eigenheit in Übung gewesen, so wäre es wesentlich, zu wissen, ob sich ihre Geltung wirklich nur auf Teile des keltischen Mitteleuropas oder auch auf Gallien selbst erstreckt hat, ob sie dort gleichfalls neben dem echten murus Gallicus bekannt war. Soviel ich sehe, ist sie jedoch in Frankreich bis jetzt nicht nachgewiesen; denn die untersuchten oppida zeigen alle die gallische Mauer im Sinne Caesars.[15] Die Vermutung drängt sich daher auf, daß man es tatsächlich mit einer Bauweise der östlicheren Kelten zu tun habe, die auch dann noch als rein technische Eigenart hier und dort Anwendung fand, als die großen oppida unter dem Einfluß Galliens und möglicherweise der Donauländer entstanden sind. In anderen Fällen, so in Manching und in Zarten, hätte

---

nur ein Teil der Befestigungswerke von Tarodunum in der Art des murus Gallicus errichtet gewesen sein, denn die sogenannte Randmauer zeigt eine andere Konstruktion (Badische Fundberichte II, 296 und 297, Abb. 117 und 118).

[12] Germania 23, 1939, 25, Abb. 2, und Tafel 1 und 2 (W. Dehn).

[13] Fundberichte aus Schwaben 21, 1913, 36 (G. Bersu).

[14] Fundberichte aus Schwaben 20, 1912, Tafel II; Rieser Heimatbuch I, 1923, 110.

[15] Liste bei J. Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique, Celtique et Gallo-Romaine II^3, 988 ff. Die Mauerkonstruktion des späthallstättisch-frühlatènezeitlichen Camp d'Affrique (Dép. Meurthe-et-Moselle) ist bei den Untersuchungen nicht hinreichend geklärt werden; aber es handelt sich nicht um den echten murus Gallicus. Zwei oppida mit besonders klaren Belegen des murus Gallicus sind neuerdings aus dem nordwestlichen Teile Galliens bekannt geworden: Le camp d'Artus bei Huelgoat (Finistère) und Le Châtellier westlich von Le Petit Celland, 10 km von Avranches (Manche); beide veröffentlicht Antiquity 13, 1939, 66 bzw. 67 mit Fig. 3 und Tafel V—VI (R. E. M. Wheeler). — Caesar (De bello Gallico II, 29) kennt allerdings bei den Aduatucern noch eine andere Mauerart, den murus duplex, dessen Interpretation Schwierigkeiten bereitet. Vgl. darüber: A. Guébhard, Sur le „murus duplex" des Gaulois (Bulletin de la Soc. Préhist. de France 1906, 146); J. Déchelette a. O. II^2, 703 ff.

Digitized by Google

man sich aber auch im Mauerbau an das westliche Vorbild angelehnt. Manching ist vielleicht sogar geeignet, diese Vermutung zu stützen. Denn dort ist an einigen Stellen der offenbar schadhaft gewordene echte murus Gallicus (Periode I) durch eine vorgesetzte Vorderfront aus Stein mit senkrechten Frontpfosten, also in alter Manier, repariert worden (Periode II).[16] Das macht den Eindruck, als ob man in einem durch Eile gebotenen Arbeitsgang und vielleicht unter Verwendung örtlicher Arbeitskräfte sich nicht der ungewohnteren, weil ursprünglich fremden, sondern der vertrauten einheimischen Bauweise bedient hätte. Wie man sieht: selbst in so einfachen Vorfragen stehen wir noch am Anfang, sind nicht in der Lage, Endgültiges auszusagen.

Die Randbefestigung, die einst wohl dem gesamten Plateaurand des Burgstalls folgte (Abb. 1), ist heute nur noch auf einer Strecke von rund 980 m in direktem Anschluß an das Tor erhalten und besteht aus einem wallartigen Aufwurf, der dicht an der Bergkante gelegen ist und gleichfalls die Reste einer zusammengestürzten Mauer birgt. Ich habe das Befestigungswerk 1929 rund 42 m nordöstlich von der an das Tor anschließenden Ecke untersucht, wobei sich ergab, daß diese Anlage wesentlich anders konstruiert war als der große Innenwall. Der Erddamm fehlte und war nur durch eine flach ansteigende Rampe von 3 m Breite ersetzt. Das ist ganz verständlich, denn die Lage an der Plateaukante mit dem vorliegenden Steilabsturz verlieh den Verteidigern schon von Natur aus eine so dominierende Position über das Vorgelände, daß die Aufführung eines Erddammes entbehrlich war. Die Mauer selbst, auf der also hier durchaus der Nachdruck lag, war an dieser Stelle stark 2 m dick und bestand aus einer Setzung aus ziemlich kleinem Bruchsteinmaterial, zum Teil sogar aus Geröll, ohne Balkenschlitze in der Front und ohne Spuren von Balkeneinlagen im Innern. Sie ist zweimal erneuert worden, zuerst durch Vorsetzen einer neuen Außenfront, welche die Mauerstärke auf nicht ganz 4 m brachte; später dann, offenbar nach einem gründlichen Zerfall des Älteren, durch eine neue Mauerlinie von rund 2 m Stärke, errichtet über den Trümmern des älteren Werkes. In Material und Technik entspricht sie vollkommen der älteren Periode. Hand in Hand damit ging eine entsprechende Aufhöhung der innen anschließenden Rampe. So deutlich also zwei Bauperioden nachgewiesen werden konnten, von denen die ältere auch noch zwei Phasen aufwies, so wird man doch vorläufig noch unentschieden lassen müssen, ob es sich dabei um durchgreifende Veränderungen im Zuge der gesamten Randbefestigung oder lediglich um durch lokale Defekte bedingte Reparaturen gerade an jener Stelle handelte. Das Vorsetzen einer neuen Außenfront (Periode I, Phase 2) kann durchaus auf der zweiten Ursache beruhen; aber auch die vom Älteren unabhängigere Bauperiode II wäre als örtliche Erneuerung nicht undenkbar, denn die exponierte Lage an der Bergkante kann sehr wohl dazu geführt haben, daß bei ungenügender Kontrolle und hervorgerufen durch feuchtigkeitsbedingte Erdbewegungen ganze Partien des nicht sehr stabil konstruierten Werkes den Steilhang hinunterstürzten. In einem solchen Falle blieb dann, wenn man nicht übergroße Mühe auf sich nehmen wollte, nichts übrig, als über den Trümmern eine neue Linie anzulegen. Solche Vorgänge können sich ohne weiteres in kurzem zeitlichem Abstand abgespielt haben. Aber ebenso möglich wäre es — wie schon angedeutet — auch, daß wir es hier doch mit Anzeichen einer Bautätigkeit zu tun haben, die sich auf größere Zeitabstände verteilte. Weitere Untersuchungen an möglichst zahlreichen

[16] Bayerische Vorgeschichtsblätter 16, 1942, 18 mit Abb. 4.

Digitized by Google

Stellen der Randbefestigung sind daher unerläßlich, wenn die Baugeschichte des oppidums geklärt werden soll. Die Schnittzeichnungen und Notizen der Grabung des Jahres 1929, die vorliegen und uneingeschränkt zur Verfügung stehen, werden sich dann vielleicht als nützlich erweisen.

2. Das Tor

Über die Grabung am Tor des oppidums von Finsterlohr ist in „Germania" 14, 1930, 32 ff., zwar etwas umständlich, aber doch in den Befund erschöpfender Weise berichtet. Einige Schlüsse oder besser Anregungen, die sich daraus ergeben, sind indessen unbesprochen geblieben, weshalb ich hier darauf eingehe.

Wie man weiß, liegt das Tor ganz nahe dem nordwestlichen Ende des Innenwalles und ist das einzige, das im Zuge der gesamten Befestigungslinien erhalten geblieben ist. Ob ein zweites am entsprechenden südöstlichen Ende gelegen hat (Abb. 1), ist unentschieden. Auch dort ist durch ein Tälchen der bequeme Aufstieg vom Taubertal möglich, in gleicher Weise der Zutritt von der südwestwärts anschließenden Hochfläche gewährleistet. Allein, wie sich bei einer Besichtigung der Stelle Ende Juli 1949 ergab, haben Abtragung und Zerstörung gerade dort einen solchen Grad erreicht, daß kein gültiges Urteil mehr möglich ist. Es muß also bei der reinen Vermutung bleiben.[17]

Das erhaltene Tor besteht nicht nur aus der tiefen Torgasse, aus der sich verengenden Torkammer mit ihrer zweischiffigen Torhalle (Abb. 3), kurzum aus dem eigentlichen Torbau,[18] sondern muß — was in „Germania" 14 nicht hervorgehoben ist — mit den anschließenden Mauerstrecken zusammen als Einheit aufgefaßt werden (Abb. 4). Der Innenwall verläuft von Südosten her auf rund 1100 m wenn auch nicht mathematisch genau, so doch praktisch durchaus gerade, ohne Brechung, ohne Vor- und Rücksprünge, ohne das mindeste Anzeichen, daß er flankierende Türme oder Bastionen besessen hätte.[19] Er biegt dann auf einer Strecke von 310 m Länge leicht nach innen und schwenkt hierauf plötzlich, und ohne daß dies vom Gelände gerade an jener Stelle zwingend gefordert würde, auf 18 m im stumpfen Winkel nach außen, um anschließend wieder auf 106 m ungefähr die alte Richtung einzunehmen, bis das Tor erreicht wird. Jenseits des Tores setzt sich die Mauer ganz kurz in gleicher Flucht fort und biegt dann in die Linie der Bergkante ein.

Der stark 100 m südöstlich des Tores liegende Haken in der Befestigungslinie hatte zweifellos vorwiegend die Bestimmung, den Verteidigern die Flankierung des unmittelbar außerhalb der Mauer zum Tor führenden Weges auch in der Breitenwirkung zu ermöglichen. Aber zugleich hob er die gesamte Torpartie auf insgesamt 142 m Länge aus der Geraden heraus, korrespondierte mit der jenseits (nordwestlich) an das Tor anschließenden Ecke und machte diesen gesamten Abschnitt zum selbständigen Baukörper (Abb. 4).

[17] Über die Möglichkeiten weiterer Durchgänge im Verlaufe der größtenteils verschwundenen Randbefestigung des Plateaus zu spekulieren, ist zwecklos.

[18] Daß das Tor einen Verschluß mit drehbaren Türflügeln besaß, geht aus dem Fund einer steinernen Torpfanne mit einem 10 cm starken und 15 cm tiefen Zapfenloch für die Türangel hervor. Der Stein lag nahe dem nördlichen Pfostenloch der inneren Reihe.

[19] Mir ist kein sicheres Beispiel von nachgewiesenen, turmbewehrten Mauern bei keltischen oppida bekannt. Kavalierstürme, d. h. in diesem Falle in gewissen Abständen den Wehrgang überhöhende Aufbauten aus Holz, wären denkbar, werden aber immer schwer nachzuweisen sein. Vorspringende, flankierende Turmbauten aber sollten auch in sehr zerstörtem Zustand durch die stärker über die Maueraußenfront vorspringende Schuttanhäufung gelegentlich kenntlich sein.

Digitized by Google

P. Reinecke hat mit Recht bemerkt, daß die Erforschung der keltischen o p p i d a auf deutschem Gebiet von der Ringwallforschung ausgegangen sei.[20] Das bedingte Vorteile, aber auch Nachteile. Vorteile, weil es doch eben die Prähistoriker waren, denen sich allein von ihrer Kenntnis der sogenannten Ringwälle aus der Weg zur Beschäftigung mit diesen spätkeltischen Denkmälern eröffnen konnte. Nachteile, weil die o p p i d a, in der großen, aber zugleich sehr unklaren Rubrik „Ringwälle" geführt, in die Nachbarschaft von Anlagen

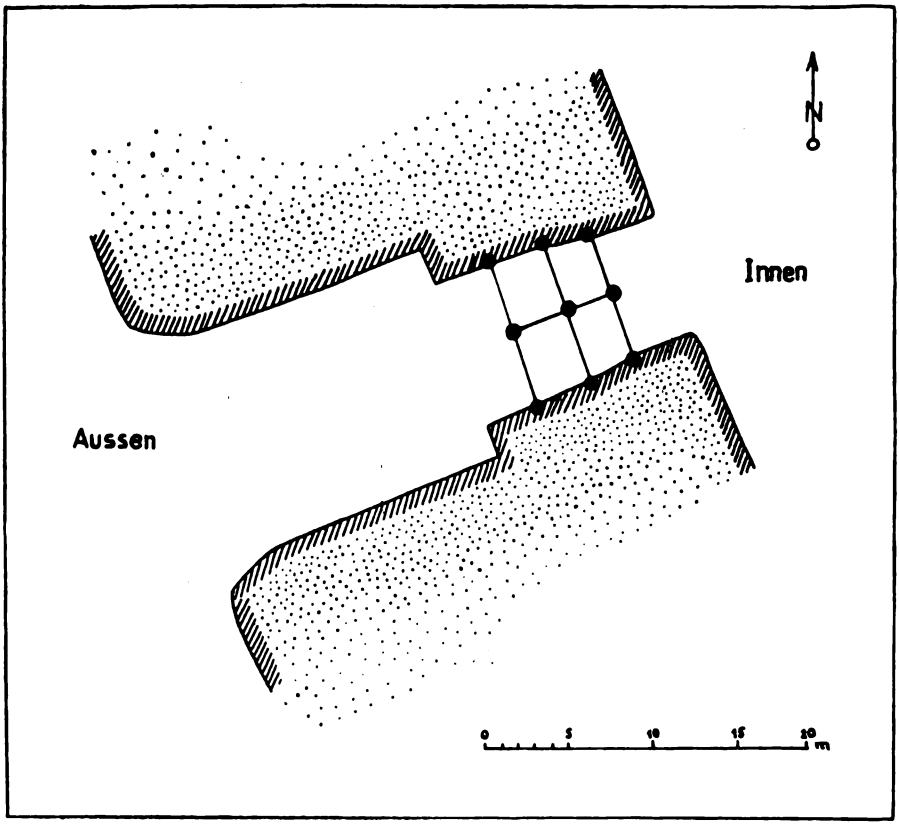


Abb. 3. Grundriß des Tores. Schematischer Plan.

wie Schanzen, Erdwälle und sonstige „aufgeworfene" Konstruktionen gerieten, während man es doch mit Monumenten zu tun hat, die entschieden in das Gebiet wirklicher Architektur gehören und schon jenseits der Grenze liegen zwischen dem flüchtigen oder von prinzipienlosen Überlegungen bestimmten reinen Zweckbau und dem bereits gewissen, wenn auch noch so einfachen Formen unterworfenen Kunstbau.[21] Daß der m u r u s G a l l i c u s, aber auch Steinmauern mit hölzernen Frontpfosten und Querankern technisch keine einfachen Konstruk-

[20] Der Bayerische Vorgeschichtsfreund 9, 1930, 29.

[21] Ich glaube, daß man sich einige Förderung versprechen dürfte, wenn einmal ein in der antiken — nicht nur in der klassischen — Baugeschichte bewanderter Architekt sich mit den o p p i d a beschäftigte.

Digitized by Google

tionen, sondern Äußerungen überlegter architectura sind, liegt auf der Hand. Daß aber bei so bemerkenswert geraden Linien wie den Sperrwerken von Finsterlohr oder dem höchstwahrscheinlich in diese Periode gehörenden Außenwall vom Gräbelesberg bereits bestimmte, freilich noch sehr einfache mathematische Grundzüge walteten, ist naheliegend. Wenn aber beim Heidengraben, und zwar bei der wichtigsten Partie, nämlich bei dem südlich von Grabenstetten gelegenen Werke (Abb. 5), welches das gesamte oppidum gegen die weitere Albhochfläche abriegelte, der Mauerzug (samt Erddamm) in drei stumpfwinklig aneinander schließenden Geraden geführt ist, obwohl dies von der Geländeform keineswegs zwingend gefordert wird, und wenn die Winkel sich nach Maßgabe

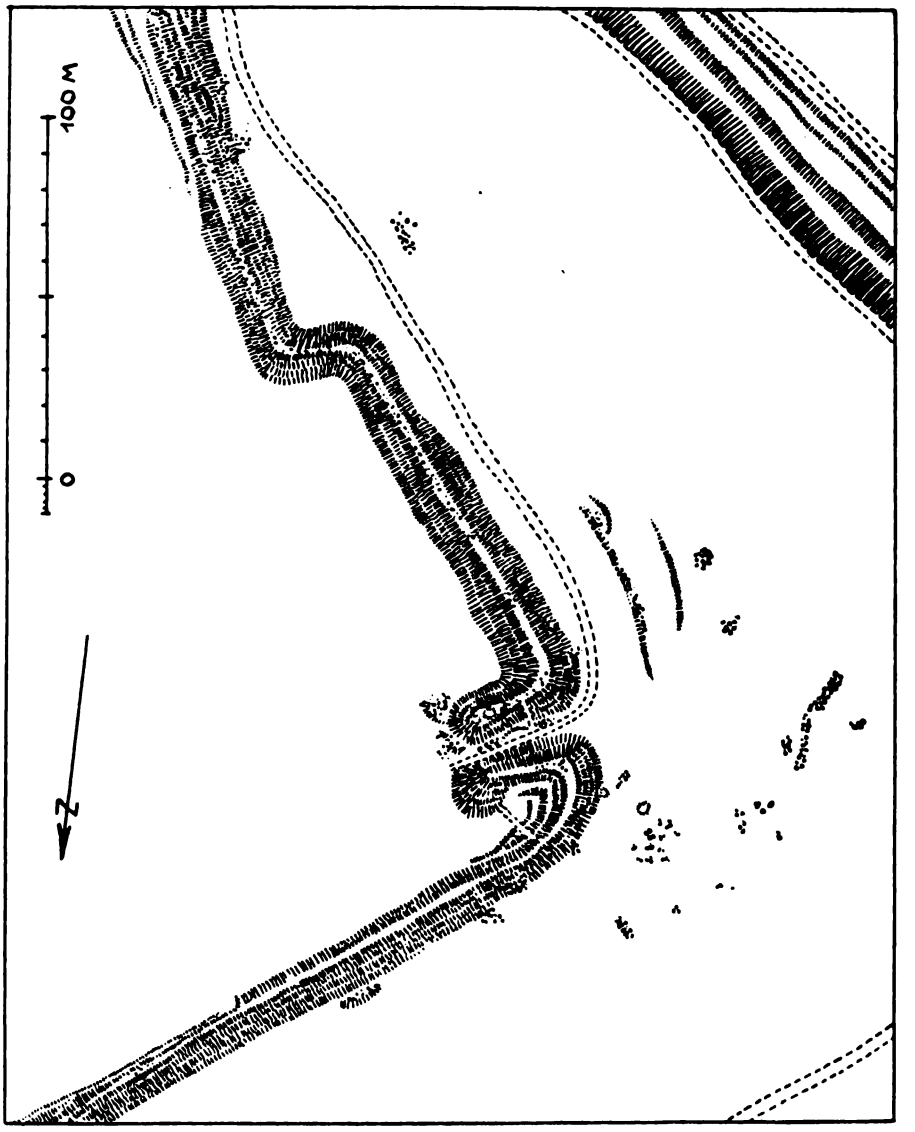


Abb. 4. Befestigungswerke in der Gegend des Tores. Planaufnahme Kottmeyer.

Digitized by Google

der einfachen Mittel jener Zeit entsprechen, zudem die Außenstrecken sich in ihrer Länge gleichkommen (rund 300 : 175 : 300 m), so erhalten wir ein weitgehend symmetrisches Gebilde, das weder dem Zufall, noch dem reinen Zweck seiner Bestimmung verdankt wird, sondern deutlich genug zeigt, daß wir uns in einer Zeit befinden, die gewillt war, auch diese Seite architektonischer Möglichkeiten zu entwickeln.

Das Tor von Finsterlohr scheint mir noch deutlicher zu machen, daß jene feine Grenze zwischen dem bloßen Zweckbau und dem Wunsche nach architektonischem Gestalten überschritten ist. Der eigentliche Torbau erweist sich

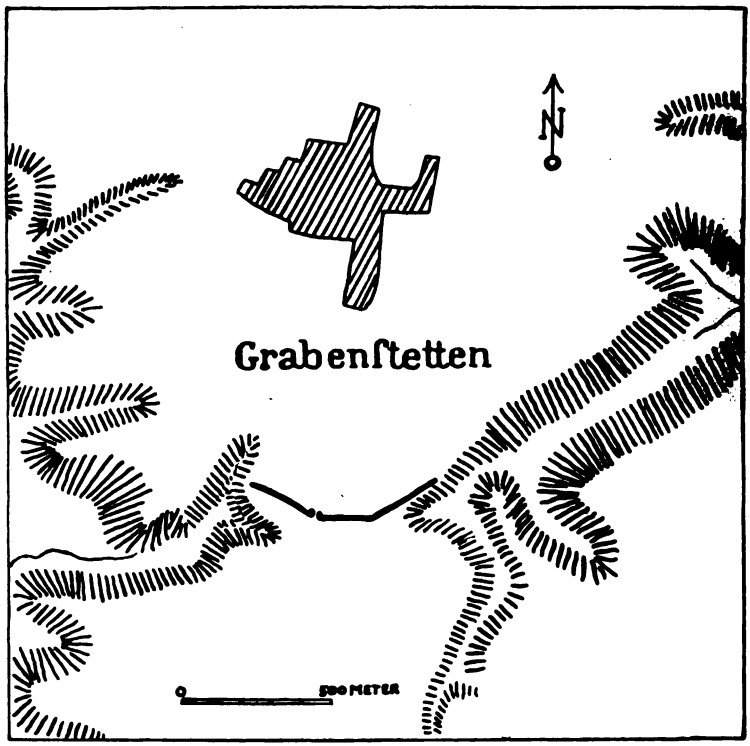


Abb. 5. Der Heidengraben südlich Grabenstetten.

gegenüber den übrigen Teilen der Befestigungen schon dadurch als herausgehoben, daß bei ihm anderes Material benützt worden ist. Kleine, nur ab und zu nach Bedarf zurechtgeschlagene Bruchsteine zu verwenden, wie sie die gesamten übrigen Mauerstrecken aufweisen,[22] wäre auch hier aus rein technischen Gründen durchaus möglich gewesen. Daß man ungefähr zur gleichen Zeit bei einem anderen o p p i d u m Torbauten darin nicht vom übrigen distanzierte, zeigen die Tore A und F des Heidengrabens (südwestlich vom Burrenhof bzw. in der „Elsachstadt"), die Hertlein untersucht hat.[23] Hier in Finsterlohr sind zwar nicht die Mauern des Vorhofes, auch nicht die der anschließenden Kurtinen, also

[22] Fundberichte aus Schwaben 14, 1906, 93. Germania 14, 1930, 34, Abb. 5.
[23] Blätter des Schwäbischen Albvereins 18, 1906, 358 ff., mit Abbildungen.

Digitized by Google

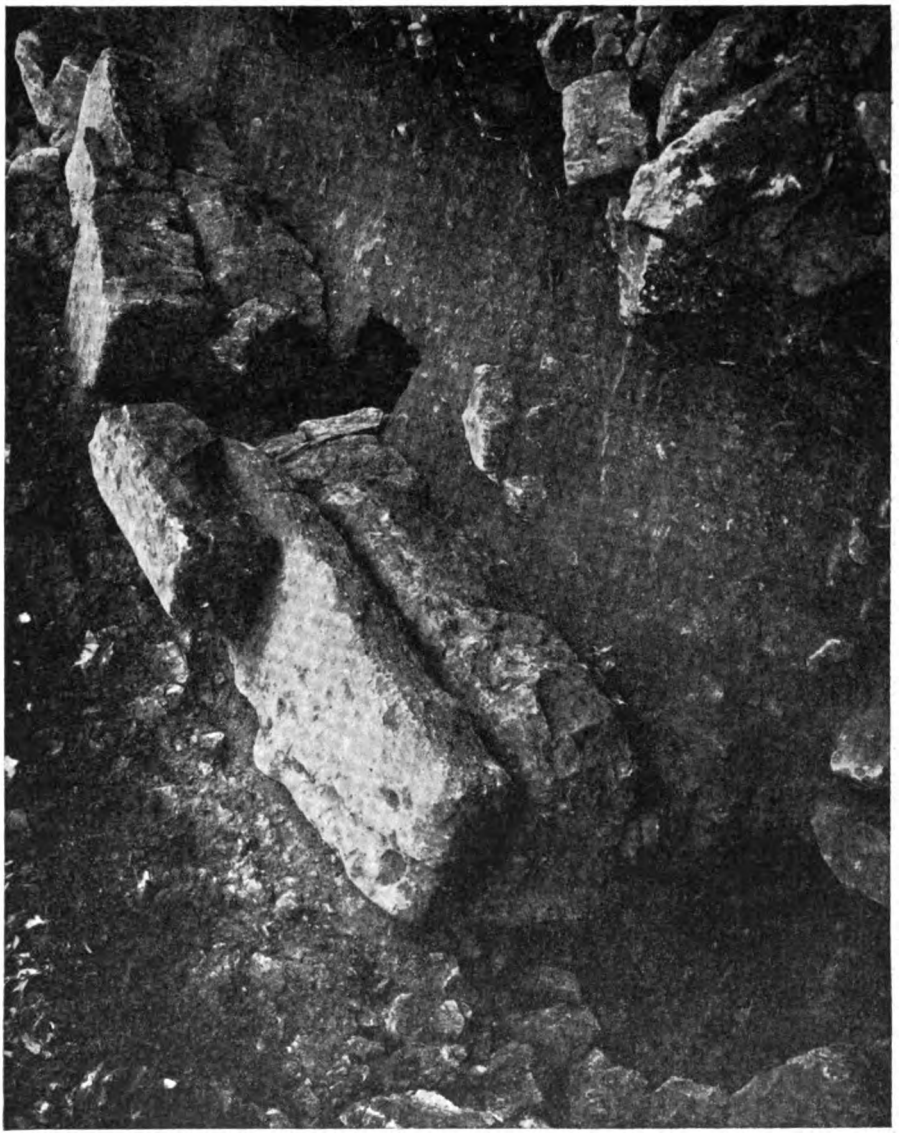


Abb. 6. Quadermauer an der nördlichen Innenfassade des Tores, mit Pfostenlücke.

nicht die in fortifikatorischer Hinsicht überaus exponierte Feldseite des Tores, wohl aber die die Torhalle flankierenden Mauern samt den beidseitigen, den Erddamm auf der Stadtseite begleitenden Stützmauern[24] aus großen, bis zu 1 m langen, mit dem Spitzeisen behauenen und zugerichteten Blöcken erbaut,[25] die den Trümmern zufolge hoch hinaufgeführt gewesen sein müssen (Abb. 6). Man

[24] Germania 14, 1930, 32, Abb. 2: D—E—F—G—H.

[25] Eine Quader zeigt eine mit dem Meißel gearbeitete Rille, einen Abtrennversuch, um den Block „maßgerecht" zu machen. Der Arbeitsvorgang ist aber nicht zu Ende geführt worden (Abb. 7).

Digitized by Google

Abb. 7. Quader mit Rille, nicht vollendeter Zustand der Zurichtung.

hat also diese, weniger ihrer poliorketischen als vielmehr ihrer ideellen Bedeutung nach wichtige Stelle des Befestigungswerkes, wo sich der Verkehr mit der Außenwelt vollzog, sich Innen und Außen, Zugehöriges und Fremdes begegneten, im Ausmaße des Materials, in der Sorgfalt seiner Zurichtung über alle anderen Teile hinausgehoben. Man wende nicht ein, hier hätten rein technische Anforderungen, etwa links und rechts vom Tordurchgang höher als sonst hinaufgeführte Aufbauten, zu dieser stabileren Bauweise Anlaß geboten. Solchen Aufgaben hat man anderwärts, z. B. am Heidengraben, unbedenklich ohne Quaderverbrämung entsprochen. Hier dagegen kann kein Zweifel bestehen, daß man dem Torbau durch diese Bauweise nach Möglichkeit monumentale Form verleihen wollte (Abb. 8). Nach Möglichkeit —, denn wir erkennen deutlich, daß es ein noch tastender Versuch war. Wohl benützte man die Quadern als Verblendung der aus kleinem und kleinstem Bruchsteinmaterial bestehenden Mauern, aber man kombinierte sie zugleich, darin der altgewohnten Weise folgend, mit den hölzernen Frontposten,[26] war sich also der Vorteile, welche der reine Quaderbau bieten konnte, indem er das sehr anfällige Holzwerk entbehrlich gemacht hätte, noch nicht bewußt. Der zum wirklichen Steinbau führende Weg war demnach in diesen Gegenden zwar beschritten, aber bei weitem noch nicht durchmessen. Immerhin scheint mir der Ansatz bedeutungsvoll genug zu sein. Ich wüßte im süddeutschen Gebiete kein anderes Beispiel zu nennen, wo er sich so wie hier in Finsterlohr in betonter Konzentrierung auf den Torbau äußerte. Ob wir auch darin ein, wenn noch so schwaches Anzeichen westlichen

[26] Es ist durchaus möglich, daß die Holzpfosten in diesen Teilen des Bauwerkes mit kleinerem Steinmaterial nach außen verkleidet waren. Erhalten war nichts davon.

Digitized by Google

Einflusses, d. h. aus Gallien her, sehen dürfen? Dort zeigen ja einige o p p i d a in der Provence — Montfo, Les Bringasses u. a.[27] — schon frühzeitig den reinen Quaderbau, und diese Bauweise ist bald rhoneaufwärts gedrungen, wie die Untersuchungen von M. Piroutet im o p p i d u m Le-Camp-de-Château bei Salins[28] beweisen. Der weitere Weg wäre deutlich, wenn die Heidenmauer auf dem Odilienberg im Elsaß mit ihrer entwickelten Quadertechnik eindeutig als spätkeltisches Werk bezeichnet werden dürfte.[29] Die sogenannte Randmauer von T a r o d u n u m fügt sich deshalb nicht in diesen Rahmen, weil sie in kyklopischer Manier aufeinander geschichtete Blöcke, aber keine richtigen Quaderlagen aufweist.[30]

So förderlich diese Ausblicke, welche die Ergebnisse von Finsterlohr nahelegen, sein dürften, so wird doch zugleich deutlich, wie sehr wir in der Einschätzung ihrer Geltung und ihrer allgemeineren Bedeutung noch ganz auf die Formulierung als Möglichkeiten, nicht als bindende Schlüsse angewiesen sind. Klarer sehen wird man erst, wenn Vergleiche mit einer größeren Zahl anderer o p p i d a angestellt werden können. Aber auch für die Kenntnis des Burgstalls von Finsterlohr selbst sind die bisherigen Grabungen lokal zu beschränkt geblieben und haben uns zwar einige Einzelheiten, aber doch keinen Eindruck vom Gesamten vermittelte. Das gilt nicht minder von der historischen Bedeutung des innerhalb Süddeutschlands bemerkenswert weit im Norden gelegenen o p p i d u m s. In „Germania" 14, 1930, 38, habe ich darüber einige Vermutungen geäußert, die sich heute nicht ohne wesentliche Einschränkungen aufrechterhalten lassen. Die Brandschicht, die sich 1929 bei der Freilegung des Torweges fand, zeigt zwar an, daß die hölzernen Bestandteile des Tores einmal in Flammen aufgegangen sind; aber dafür nur die Völkerverschiebungen im 1. Jahrhundert v. Chr. verantwortlich zu machen, als die Germanen über den Main in keltisches Gebiet vordrangen, ist nicht zulässig. Hier kann auch ein bloßes Schadenfeuer, können

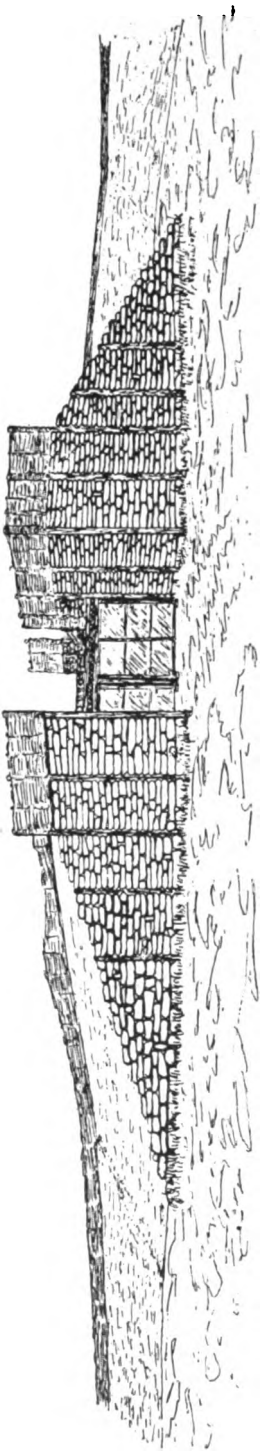


Abb. 8. Burgstall von Finsterlohr. Rekonstruktionsversuch der Innenfassade des Tores.

[27] Montfo: Cahiers d'Histoire et d'Archéologie, Revue Méridionale (Nimes), 7, 1934, 701 ff. Les Bringasses: Préhistoire 5, 1936, 120 ff. (Besonders Fig. 7 und 10—13.)

[28] Kurze — allerdings gerade diese Einzelheit nicht berührende — Schilderung im 20. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts 1930, 113 (R. Lantier).

[29] R. Forrer, Die Heidenmauer von St. Odilien (Straßburg 1899).

[30] Badische Fundberichte II, 296 und 297, Abb. 117 und 118.

Digitized by Google

sogar innerkeltische Stammesfehden im Spiele gewesen sein. Der Schluß (a. O. S. 38), weil es im Torweg und in der Torhalle nicht zur Ablagerung von Kulturresten gekommen sei, könne „zwischen dem Bau und der Zerstörung des Burgstalls nur sehr kurze Zeit verstrichen sein", ist ebensowenig bündig, denn gerade den Tordurchgang wird man immer tunlichst rein von Abfallanhäufungen gehalten haben. Diese Beobachtungen also wie die wenigen Scherbenfunde[31] reichen einfach zur Rekonstruktion der Geschichte des oppidums nicht aus. K. Schumachers Auffassung, der Burgstall sei durch die Germanen besetzt worden,[32] ist ebenso Hypothese wie U. Kahrstedts Meinung,[33] Finsterlohr sei unter den süddeutschen oppida am fundärmsten, weil es wohl am frühesten von den Kelten aufgegeben worden sei. Der eine Schluß beruht auf allgemeinen Erwägungen, wie sie die historischen und ethnischen Verhältnisse des 1. Jahrhunderts v. Chr. nahelegen, findet aber im Burgstall selbst bislang keine tragfähige Stütze, der andere ist ein Schluß e silentio, bedenklich, weil das oppidum mit Ausnahme der hier und in den früheren Berichten geschilderten Ergebnisse als unerforscht gelten muß. Sollte im Gange der archäologischen Erforschung Württembergisch Frankens, die so wichtige Erfolge aufzuweisen hat, dieses bedeutende Denkmal mehr als bisher in die Studien einbezogen werden, so dürften wir wohl bald genauere Aufschlüsse erwarten.

[31] Germania 14, 1930, 37.

[32] Germania 3, 1919, 78 ff.

[33] Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, 1933, 287.

Digitized by Google

Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht

Von Emil Kost

I.

Als um das Jahr 260 unsere altschwäbischen Vorfahren, die Alamannen, den römischen Grenzwall auch auf der Linie Lorch—Welzheim—Murrhardt—Mainhardt—Öhringen durchbrochen hatten und land- und heimatsuchend von dort oder vom Ries her in das heute schwäbische Land einrückten, stießen sie hier auf wohlangebaute gallorömische Fluren besonders in denjenigen Teilen des Landes, die gute Ackerböden aufzuweisen hatten. Nahrhafte Lehmböden beiderseits der Murr in der Backnanger Bucht hatten hier bereits in vorrömischer und erst recht in römischer Zeit (um 150 bis 260 unserer Zeitrechnung) vordeutsche bäuerliche Siedler angezogen. Wenn die siegreichen Alamannen auf der Römerstraße von Murrhardt her (siehe Karte A b b. 4) aus dem Keuperbergland heraus durch die Backnanger Bucht gezogen sind über die heutige Gegend von Sulzbach—Oppenweiler-Großaspach und Rielingshausen, sind sie hier auf bebautes Land gestoßen, das ihnen als Bauern ins Auge fallen mußte. Acker- und Weideland von ihren Bewohnern verlassener keltisch-römischer Gutshöfe lud die gegen Westen durchziehenden altschwäbischen Bauernscharen zum Bleiben ein an angebauten Stellen: in der Gegend römischer Siedlungen von Großaspach (Flur Hohrot und am „Wüsten"bach), bei Oberschöntal, auf den Heideäckern beim Sachsenweiler Hof, bei Steinbach, auf dem unteren linken Weissachufer, beim heutigen Schulhaus von Maubach-Waldrems, beim Kirschenhardthof und Heidenhof. Nahe diesem kündeten noch urkeltische Hügelgräber von viel älterem Dasein bäuerlicher Siedler.

Der alamannische Stoß scheint aber zunächst nicht sogleich an den angetroffenen und angebauten Fluren hängen geblieben, sondern nach Süden weitergegangen zu sein, und die über hundert Jahre dauernden Auseinandersetzungen mit den zurückgeworfenen Römern haben wohl zunächst diese Alamannen im neueroberten Land nicht so rasch und nicht überall zu fester Ansiedlung kommen lassen. Immerhin ist im 4. Jahrhundert mit fester Siedlung zu rechnen, und spätestens im 5. Jahrhundert beginnt wohl die frühdeutsche Besiedlung der Landschaft um das damals noch nicht vorhandene Backnang, die nach ihrer Umgebung vom Halbkreis der Keuperberge mit den Ebenen-Randorten Kleinaspach Allmersbach a. W.—Strümpfelbach—Steinbach—Oberbrüden—Oberweissach—Allmersbach bei Unterweissach—Nellmersbach die Backnanger Bucht genannt wird. Die in Schlingen tief in den oberen Muschelkalk eingeschnittene Murr zerlegte diese mit flachwelligen Ackerböden bedeckte Bucht in zwei etwa gleichgroße Teile mit zwei Mittelpunkten: südlich mit Heiningen—Unterweissach, nördlich mit Großaspach. Die altschwäbisch-alamannischen Landnehmer des frühdeutschen 5. Jahrhunderts sahen diese Landschaft zweifellos mit den Augen von Bauern, und so mußte es für sie verlockend sein, sich mitten in das Ackerland hineinzusetzen. Das ist für den südlichen Teil der Backnanger Bucht durch die Niederlassung der Heininger Urbauern auch geschehen.[1]

Digitized by Google

Die Wahl der Siedlungsstelle des frühdeutschen Urdorfes Heiningen inmitten der Ackerflächen am wasserspendenden oberen Reisbach mit Wiesland und umgebendem Lößlehm ist kennzeichnend für Bauern, in diesem Fall die alamannischen „Huninge“ mit ihrem Oberhaupt namens Huno. Sein Name hat allerdings nichts mit dem eines Hundertschaftsführers, eines Hunno, zu tun; das gedehnt gesprochene „u“ erlaubt diese Herleitung sprachlich nicht. Dieser Heininger Ortsgründername Huno, der in der ältesten urkundlichen Nennung von 1134, Huningen,[2] zum Ausdruck kommt, ist sprachliche Kurzform eines Personennamens Hunwalt, Hunwart oder Hunmar. Der gedehnt gesprochene Personenname Hun ist germanisch schon im 3. Jahrhundert belegt bei dem gotischen Bruderstamm der Alamannen, durch eine Hunila. Der Heininger Hunoname ist alamannisch und auch sonst im Lande belegt, so durch den Ortsnamen Huningen bei Göppingen (1228 genannt), heute ebenfalls Heiningen gesprochen auf dem Weg über Heuningen. Der Name „hun“ bedeutet ursprünglich vielleicht „jung“, wurde aber nach dem Auftreten des asiatischen Volksstamms der Hunnen (5. Jahrhundert) mit deren Namen verschmolzen und bekam so danach später einen unheimlichen Bedeutungsinhalt des Übermenschlichen, der in unserem Wort Hüne (Riese) noch nachklingt.

Wann das Heininger Dorfoberhaupt Huno dort seine Huninge siedeln ließ, kann nur ungefähr zeitlich erschlossen werden. Die Backnanger Bucht am Südrand des Keuperwaldes ist offenbar erst nach der alamannischen Besiedlung der landwirtschaftlich besten Teile Württembergs, nach dem 4. Jahrhundert, von der Richtung von Waiblingen oder dem Ludwigsburger Gäu her besiedelt worden. Für das Jahrhundert der Ansiedlung der Backnanger Huninge könnte folgende Erwägung einen Fingerzeig geben. Im alamannischen Elsaß (alisaz = Sitz in der Fremde) gibt es ebenfalls einen Urort Hüningen (französisch Huninge). Da das Elsaß frühestens in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts alamannisch besetzt wurde, kommt für die Gründung des dortigen Huningen-Ortes die Zeit von etwa 430 bis gegen 500 in Betracht. Dieses 5. Jahrhundert dürfte auch am wahrscheinlichsten die Gründungszeit des Backnanger Heiningen sein, weil sonst zwischen seiner Gründungszeit und derjenigen der erst in fränkischer Zeit anzunehmenden weiteren deutschen Frühsiedlungen der Backnanger Bucht ein unüberbrückbarer Zeitzwischenraum klaffen würde und weil die Backnanger Gegend sicherlich nicht zu den frühest besiedelten alamannischen Gegenden gehört. Von den Rändern der umgebenden Wälder her dürfte Ende des 3. und im Laufe des 4. Jahrhunderts in die Backnanger Bucht, den Murrgarten, der Wald von allen Seiten her in diesen Raum eingerückt sein, so daß eine Verengung des in römischer Zeit beackerten Landgebiets anzunehmen ist.

Von Heiningen aus wurde also im 5. Jahrhundert das vorhandene Ackerland rund um die nun gegründete Dorfsiedlung unter den Pflug genommen, das weitere Gebiet samt Hartwäldern beweidet und die umgebenden Waldhöhengebiete für Holz genutzt. Die typische Gewannflur in altdeutscher Dreifelderwirtschaft entwickelte sich dann um den Ort, die drei Zelgen. Zwing und Bann übte der Dorfherr aus, der auf dem größten Hof saß. Noch in den Lagerbüchern des Stifts Backnang im 16. Jahrhundert ist bei Heiningen mehrfach von „Zwing und bennen“ (1568) die Rede. Das Dorfoberhaupt bestimmte ursprünglich in Ausübung von Zwing und Bann unter Ratsbeschluß der freien Heininger Hofbauern, wann zu Saat und Ernte geschritten wurde, wann die abgeernteten Äcker beweidet werden durften oder Ackerland wieder der Vergrasung überlassen werden (1568 erscheint solch vergrastes Ackerland in den Egerten am Horbach

Digitized by Google

südlich Heiningen) und anderes dafür wieder umgebrochen werden sollte und wo geweidet oder Holz geschlagen werden durfte im Allmendwald.

Welches ist nun die Stelle in Heiningen, an welcher der Hof des Dorfoberhaupts angelegt war? Das Ortsbild von Heiningen, wie es das Kiesersche Forstlagerbuch von 1685 wiedergibt (Abb. 1), ist zu ungenau, als daß sich aus ihm die Feststellung des Haupthofes, des Nachfolgers des Urhofes des Ortsgründers Huno, ablesen ließe. Vor allem zeigt dieses Bild die auch in Wirklichkeit vorhandene Zweiteilung der Ortschaft, welche durch den auf dem Bild nicht einmal wiedergegebenen Reisbach (Abb. 2) hervorgerufen ist. Auch eine örtliche Besichtigung des heutigen Ortes kann keine Auskunft geben. Diese

Abb. 1. Ansicht des Dorfes Heiningen aus dem Kieserschen Forstlagerbuch vom Jahre 1685. Blick von Osten. Der Reisbach ist im Vordergrund nur durch die schräg vom vorderen Bildrand an den Knick des Palisadenzauns (Dorfetter) in Bildmitte laufende dunkle Grenzlinie angedeutet, fehlt aber in der Dorfmitte (hinteren Bildmitte).. Am linken Bildrand die Gebäudegruppe des Loschenhofs, rechts vorn die des Drittelhofs.

ist nur durch Forschungen auf Grund älterer Verhältnisse möglich. Diese müssen aus den alten Gült- und Lagerbüchern des Stifts Backnang und des Herzogtums Württemberg aus dem 15. bis 17. Jahrhundert erhoben werden.[3] Danach lassen sich in mühevoller Forschungsarbeit für diese Jahrhunderte aus 9 vorhandenen Höfen (5 stiftische und 4 württembergische) zwei größere Höfe aussondern, welche bei Abwägen der Einzelheiten die Entscheidung für den ursprünglichen Haupthof immer noch schwer genug treffen lassen. Diese beiden Höfe, je auf einer Seite des Baches, heißen im Gültbuch von 1695 Loschenhof und Drittelhof.[4] (Abb. 2.)

Der Drittelhof liegt im nördlichen Ortsteil von Heiningen an dessen erhöhtem Ostrand „ihenet (= jenseits) des weillers gegen Backnang zue" (1568). Auf der Kieserschen Abbildung wäre dies die durch vorgeschobenen Bannzaun im rechten Bildvordergrund gekennzeichnete Gebäudegruppe. (Abb. 2; heutiges Aussehen Abb. 3.) Dieser Hof wird schon 1568 „drittail hoff" genannt, 1502 „des Stiffts fry aigen Hofe zu Huningen". Der daraufsitzende „Maier" Philipp

Digitized by Google

Suter „git das Drittail" (außer Roggen- und Haberzehnt), hat also von den Erträgen den dritten Teil an das Stift abzuliefern (1502), wogegen er vom Stift gewisse Leistungen zu beanspruchen hat. Schon 1469 nennt das Stift diesen Hof „usern Hoff zu Huningen". Er umfaßt 1502 „Huß, schur, ain frucht gadenlin, Hof, Hofraitin und zwen gärten daby", 1568 „Haus, scheuren, fruchtgedemlin, Hof, Hofraittin vnd 1 gartten, bomgartten". Der Drittelhof besitzt 1502 ein 45 Morgen großes Stück Ackerland hinter dem Hause, heute „Dritteläcker" geheißen, „by dem Huse hinuß an einem stuck stoßt an die schur". Unter den 1502 als zugehörig genannten 13½ Tagwerk Wiesen (1 Tagwerk = 1½ Morgen) ist auch vor dem „Garten" der Hauptanteil an der „Oberwiese", die sich am oberen Reisbach östlich vom Ort (Standpunkt des Beschauers auf dem Kieserschen Ortsbild) in die flache Mulde einlagert. (Abb. 2.) Einen anderen Anteil an dieser Oberwiese hat ein neben dem Loschenhof gelegener Hof, der Anteil an des Büchelers Huob hat. (Siehe unten.) Der Drittelhof hat 1502 die stattliche Zahl von 113 Morgen Äckern und 13½ Tagwerk Wiesen; 1695 ist es immer noch die gleiche Ackermorgenzahl und 18 Morgen Wiesen; 45 Morgen Ackerland „ohngefährlich aneinander" liegen in der Winterzelg, 45 in der Strieth (Haberzelg) (Karte Abb. 2), 20 in der Brachzelg. Die 45 Morgen Äcker in der Strieth (1568, 1695) sind 1502 als „im pruel" liegend genannt, dem Namen nach also in ehemals herrschaftlichem Wiesland „Brühl" des Haupthofes!

Dieser Drittelhof war also der Hof mit dem größten Besitz im 16. bis 17. Jahrhundert, hatte große, zusammenhängende Ackerstücke und Anteil am Brühl. Genannt ist 1502 noch neben dem Ackerland eines anderen Heininger Hofes, eines Nachbarhofs des Loschenhofes, ein Breitenacker neben der Oberwiese (siehe oben, Oberwiese als Besitz des Drittelhofes und des Nachbarhofes des Loschenhofes, von Büchelers Huob). Dieser 6 Morgen große Breitenacker heißt 1568 der „grous Acker" und gehört zum obengenannten Nachbarhof des Loschenhofes, mit dem zusammen dieser Nachbarhof Nachfolger von „Büchelers Gut" ist. Da Brühl und Breite, auch Großacker genannt, nach Victor Ernsts Forschungen[5] ältestes Hofherrenland sind, ist die Frage ihrer Zugehörigkeit wesentlich für die Auffindung des Haupthofes. Eine andere Spur für dessen Ermittlung dürften die im württembergischen Lagerbuch von 1684 genannten „Köllenäcker" sein, die 1798 in einem anderen Lagerbuch (B 243) die „Heininger Köllengutsäcker" genannt werden. Sie lagern an der Straßenkreuzung Allmersbach — Backnang und Heiningen — Cottenweiler im Landgebiet des Drittelhofes und müssen also diesem gehört haben. Nun ist aber Kelnhof ein gelegentlicher Ausdruck für den Haupthof eines Dorfes,[6] so daß der Drittelhof auch aus diesem Grund in erster Linie als dieser in Betracht kommt.

Der mit dem Drittelhof für die Ermittlung des Heininger Urhofes in Wettbewerb stehende Loschenhof, früher „Büchelers Hub", hat im 15. bis 17. Jahrhundert ziemlich großen Güterbesitz. Er weist 1568 einen Bestand von 70½ Morgen Ackerland und 14 Tagwerk Wiesen auf, 1695 ebensoviel Äcker und 18 Morgen Wiesen. Im Jahr 1498 hatte dieser Hof „80 morgen Ackers uff 11 tagwat wiesen und mads", mit „Huß, Schur, Hoff und Hoffraite"; 1586 sind genannt „hus, hoff, scheuren, hoffraitin, 1 gaden und 1 gartten vff 1 morgen

Abb. 2. Lageplan von Heiningen mit umgebenden Wegen und Fluren, nach der Katasterkarte von 1838, dazu einige zusätzlich eingeschriebene Flurnamen. Die Haupthöfe sind hervorgehoben. Die Markungen der Tochtersiedlungen Waldrems und Maubach erscheinen deutlich als Ausbausiedlungen aus der Heininger Urmarkung herausgeschnitten.

Digitized by Google

Heiningen
Oberwies
Gasse
Striet
Brühl
Mühlgrund
Dreifelsäcker
Dreifelhof
Reisbach
Kölnäcker
Michelsäcker
Bild
Hub
Allmersbach
großer Garten
Markung der Ausbausiedlung Waldrems
Markung der Ausbausiedlung Waldrems
Reisbach
Reisbach
Reisbach
Reisfelde
Reise
Langenbach
Wald
Rems
Konfäcker
Siegwiesen
Weg nach Baach
Weg nach Lorch
Weg nach Lorch
Weg nach Lorch

vngevarlich, darauff Jetzund fünff Hoffraitin und 4 scheunen stannden". Dieses Anwesen ist also um diese Zeit schon nicht mehr einheitlich geführt: vier Gebrüder Losch und zwei weitere Bauern Holtzwart und Schlichenmair sitzen mit auf seinem Grund. Über den alten Hans Losch und seinen Vorgänger Weiglin geht das Hofgut zurück (nach Lagerbuch G 232, 1568) auf zwei miteinander bewirtschaftete Hofteile: des „büchellers lehen" und des „büchellers huob" (beide schon 1502 so genannt). Diese Hub ist noch heute in ihrem Ackerland am Südrand von Heiningen feststellbar mit ihrem Flurnamen „Hub" (Abb. 2), und zwischen dieser in Richtung auf Waldrems sich an das südliche Dorf anschließenden Ackerhub und dem alten Hofgebäude dehnt sich der „große Garten" aus. Von Bedeutung ist besonders, daß das Anwesen zwar vogtbar ist, aber „nit sturbar noch dienstbar".[7] Es liegt somit hier in des Büchelers Huob ein alter bäuerlicher Freihof vor. Auch ein weiterer, im Jahre 1528 Württemberg gehöriger Heininger Hof mit 90 Morgen Ackerland und 10 Tagwerk Wiesen, dessen Inhaber Jacob Miller war (1502 Vyt Brotbeck), wird 1528 als „nit sturbar noch dienstbar" angegeben. Die Landstücke dieses Hofes liegen oft neben denen des Loschenhofes, wie auch die Landstücke desjenigen Nachbarhofes des Loschenhofes, welcher Nachbarhof den Breitenacker besaß (auch Großacker genannt). Zu den Wiesen des steuerfreien, ursprünglich Brotbeckschen Hofes (siehe oben) gehörte 1528 „1 Tagwerck Keppelins zwischen Jorg Kamen und Anstettlins wisen", mit welcher Ortsangabe die Lage dieses Wiesgrundstücks am südwestlichen Ortsrand (dies wäre auf dem Kieserschen Bild die Nähe der Linde) klarsteht. (Abb. 1.) Es ist dies der einzige Hinweis auf die Kapelle in Heiningen, über die wir so gerne mehr wüßten. Ob der Bau mit dem Türmchen in der rechten Bildhälfte der Kieserschen Abbildung diese Kapelle oder ein Amtsgebäude darstellt, ist unklar. Der Lage des Kappelgrundstücks nach könnte es die Kapelle sein. Ihr Ort am Südwestrand des Dorfes ist noch heute durch den Grundstücknamen „Käppele" einer dortigen Wiese an der nordsüdlich laufenden Dorfstraße gesichert. (Abb. 2.) Leider ist von dieser Kapelle, deren Erinnerung heute im Dorf völlig verlorengegangen ist, auch der Heilige nicht bekannt. Zwar gibt es heute bei der Oberwiese die Michelsäcker, doch ist diese Bezeichnung in keinem alten Lagerbuch erwähnt, nur 1695 im Güterbuch die Mitteläcker, die aber auch in älteren Lagerbüchern fehlen. Es darf also aus den Michelsäckern nicht auf den Heiligen Michael geschlossen werden, so interessant dies im Hinblick auf denselben Heiligen auf dem Backnanger Schloßberg auch wäre.[8] (Siehe Seite 104.) Auf eine Heininger Urkirche weist keine Spur; der Ort ist seit Menschengedenken nach Backnang eingepfarrt. In dieser Beziehung ist also das Urdorf Heiningen so wenig ergiebig wie bei der Suche nach Ortsadel: er ist nicht auffindbar. Nur um 1480 wird in einem Backnanger Stiftskalendarium eines Heincken von Hüningen als Stifter gedacht, aber unter den „erbern lüten", den Bürgerlichen; sein Name könnte auf einen Heining

Abb. 3. Heutige Aufnahme des Hauptgebäudes des Drittelhofes.

Digitized by Google

zurückgehen. Jedenfalls ist er kein Adeliger. Schließlich bringt auch die Suche nach Schankgerechtigkeiten, die manchmal den Ortsherren und sein Hofgut verraten, bei Heiningen kein Ergebnis. Von den beiden Schankwirtschaften „Krone" und „Rößle" ist in den alten Lagerbüchern des 15. bis 17. Jahrhunderts keine erwähnt, und ob ihre heutige Lokalisierung im Ortsteil südlich des Reisbachs in der Nähe von Kapelle und Loschenhof etwas besagen kann, ist fraglich.

Das Ergebnis obiger Untersuchungen zur Ermittlung des ehemaligen Sitzes des Ortsgründers, des Haupthofes in Heiningen, weist auf zwei Höfe, den Drittelhof und den Loschenhof, letzteren mit alten Freiheiten und dem Besitz von „Großer Garten" und „Huob" (des Büchelers Huob). In seiner Nähe auf dem Boden seines ebenfalls steuerfreien Nachbarhofes, lag die Kapelle. (Abb. 2.) Der andere Nachbarhof des Loschenhofes hat Anteil an des Büchelers Huob und ist im Besitz des Breitenackers, auch Großacker genannt. Diese Tatsachen deuten auf einen Urhof an Stelle von Büchelers Huob auf der südlichen Dorfseite, auf dem Kieserschen Bild in der Gegend der Linde, deren Standort heute nicht mehr bekannt ist. (Abb. 1.) Dieser Urhof ist offenbar schon im späten Mittelalter in zwei Höfen aufgegangen. Andererseits ist auf der anderen Dorfseite, jenseits des Reisbachs, des Stifts Drittelhof in der Zeit der Lagerbücher des 15. bis 17. Jahrhunderts der bedeutendste Hof Heiningens, und im Besitz des Brühls und der Köllenäcker. Dieser Großhof braucht einen besonderen, vom Stift eingesetzten Verwalter, den Maier, dem bei der Ernte noch ein Strohmaier beigegeben wird. Er hat die größten zusammenhängenden Feldstücke von zweimal 45 Morgen in Nähe von Haus und Hof. Die Lage des heute in mehrere Höfe aufgelösten Drittelhofes ist erhöht am Nordostrand des Ortes; erhöhte Lage besitzt auf der anderen Bachseite jedoch auch der Loschenhof mit den umgebenden anderen Höfen. (Abb. 2.) Da der Drittelhof offenbar auch die Köllenäcker besessen hat, so dürfte er selbst das 1792 genannte Köllengut, das alte Herrengut, sein. Eine unbedingte Entscheidung für den Drittelhof ist jedoch nicht möglich, weil die Zuweisung der Köllenäcker nicht völlig beweisbar ist, dieses „Köllensgut" vielmehr 1765 als Besitz des Reichenberger Forstamts erscheint; sicherlich auf dem Weg über die „Kellerei" des Stifts Backnang. Trotzdem spricht das meiste für den Drittelhof als mittelalterlichem Haupthof des Dorfes. Die Steuer- und Dienstfreiheit des Loschenhofes und seines Nachbarhofes besagt zwar, daß dort ein alter Freibauernhof vorliegt, deren es in Heiningen in der alamannischen Zeit freilich mehrere gegeben haben muß. Der Name Hub spricht beim Loschenhof für den Besitz eines ehemaligen Vollbauern. Ob dieser auf einem alten, in seiner Bedeutung durch den herrschaftlichen Drittelhof überflügelten älteren Haupthof saß, ist nicht mehr auszumachen. (Siehe auch Anm. 12.)

Im Jahre 1134, in der älteren Urkunde mit der erstmaligen Nennung von Heiningen (Huningen), schenkte darin der damals Backnang besitzende badische Markgraf Hermann III. und seine Gemahlin dem von Hermanns Vater gegründeten Stift Backnang ein Gut in Heiningen;[8] welches, ist nicht bekannt; es dürfte aber der Drittelhof sein. In der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts besaß das Stift 5 Höfe in Heiningen.

Die Schenkungsurkunde des Heininger Guts von 1134 bezeichnet dieses als „in pago Huningen" gelegen.[9] Diese Bezeichnung ist für die Heininger Frühgeschichte wichtig. Weist sie doch aus, daß die ganze Landschaft um Heiningen noch 1134 nach diesem Örtlein bezeichnet wurde, als „Gau Heiningen", was eine ältere Bedeutung des Ortes voraussetzt. K. Weller vermutet sogar in

Digitized by Google

Heiningen den Mittelpunkt einer ehemaligen fränkischen Cent (Gerichtsbezirk);[10] dies würde unbedingt im Ort einen Herrensitz[11] und eine Urkirche voraussetzen.[12] Davon ist später im Hoch- und Spätmittelalter und noch mehr in der Neuzeit nichts mehr zu bemerken außer jener „Gaubenennung" von 1134, die auf einen kleinen Untergau des Murrgaus hinweisen könnte. Von der Landnahmezeit des 5. Jahrhunderts und den folgenden Jahrhunderten her wurde später eben doch Heiningen als zuerst allein dagewesener Ort und als alter Mittelpunkt empfunden, welcher auch bei zurückbleibender Bedeutung und Verharren auf ursprünglicher Größe doch noch im 12. Jahrhundert namengebend für die von der Frankenzeit ab weithin besiedelte Gegend bleiben konnte.

Ehe auf diese umliegende Besiedlung eingegangen wird, mögen noch einige Hinweise auf die Wirtschaftsgeschichte dieses Urortes gegeben werden. Von der durchschimmernden ursprünglichen Dorfverfassung mit Zwing und Bann durch den Ortsältesten und Haupthofbauern war schon die Rede. (Seite 88.) Lagerbücher und heutiges Flurbild weisen noch deutlich die altdeutschen Gewannfluren aus neben den zusammenhängenden Stücken des Haupthofes und späteren Maierhofes (Drittelhof) bzw. des alten Loschenhofes. Winterzelg, Sommerzelg und Brachzelg der Lagerbücher zeigen die alte Dreifelderwirtschaft. Von dem ehemaligen Gemeinbesitz der Heininger Dorfgenossen spricht noch 1502 die Erwähnung der Allmend. Da besitzt die Gemeinde gegenüber dem Backnanger Stift mit seinem Löwenanteil immer noch 10 Morgen „gemainen (= allgemeinen) Holtzes", und auch sonstige Allmendteile werden genannt. Im Jahr 1502 hat die Gemeinde in der „Hart" noch 6 Morgen Stöckholz. Gemeinsamer Weidewald, besonders für Eichelmast der Schweine, war diese östlich der Dorfflur an die Struet (= Buschwerk) sich anschließende Hart, an der Unterweissach, Allmersbach und Cottenweiler gleichfalls Anteil haben, was diese Siedlungen in irgendeiner Form als spätere Heininger Tochtersiedlungen ausweist. Von alter Feldgraswirtschaft der Heininger Bauern zeugen 1528 die „Egerten" am Horbach. Dort, am Südrand der äußeren Heininger Feldflur, ließ man, wie der Flurname verrät, die Äcker zeitweilig vergrasen und abweiden, bis sie nach Jahren erneut zu Ackerland gemacht wurden. Südlich schließen sich dort bereits die Backnanger Bucht einrahmende Keuperwaldhöhen an. Auf ihnen ziehen die alten Hochwege dahin (Karte Abb. 4), der wichtigste aus Richtung Poppenweiler kommend über Stöckenhof und Königsbronnhof nach Osten, hier über Heiningen über die Höhe des Hochbergs, und den Hochweg entlang die Markungsgrenze des Heininger Ausbauortes Waldrems. Diese Grenze hat den alten Gau Heiningen und damit den ganzen Murrgau seit der Frankenzeit vom Hauptwaldgebiet, dem fränkischen Königswald, geschieden, und die alte Hochstraße entlang lief die alamannisch-fränkische Stammesgrenze. (Siehe Karte Abb. 4.) Innerhalb der Markungsgrenze sitzt über dem Heininger Ausbauort Horbach auf waldiger Kuppe des Hochbergs ein einzelner Grabhügel urkeltischer Vorzeit. Bei den alten Heininger Alamannen der Landnahmezeit ist er sicher nicht unbeachtet und unerkannt geblieben. Diese müssen aus ihrer norddeutschen Elbheimat noch von ihren Vorvätern her diese vorgeschichtliche Bestattungssitte gekannt haben,

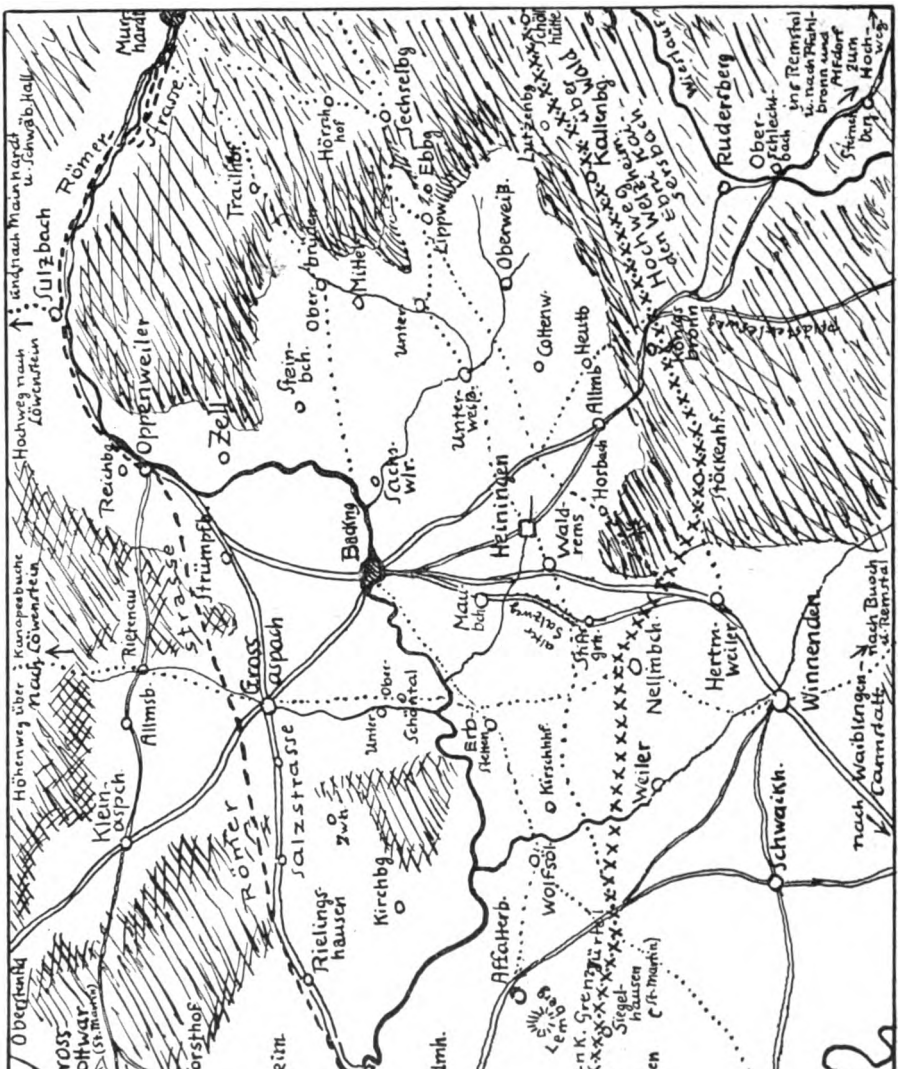
---

Abb. 4. Kartenskizze der Backnanger Bucht mit Ortschaften, Wegbezeichnungen und Umland. ..... Alte Saumwege und Landwege, — — — Römerstraßen, ═══ mittelalterliche Fernstraßen, ××× alamannisch-fränkische Stammesgrenze nach 500 n. Chr.

Digitized by Google

sonst wäre es nicht zu verstehen, daß an 9 Orten in Württemberg Alamannen ihre Toten entgegen ihrer eigenen Reihengräbersitte noch in schon vorhandene, vorgeschichtliche Grabhügel ihrer neuen schwäbischen Heimat gelegt haben.[13]

Auch sind gelegentlich solche Vorzeithügelgräber von den alamannischen Landnehmern und ihren Nachkommen noch als Dinghügel benützt worden.[14]


Oberstenfeld
Winzerhain
Hochweg nach Löwenstein
Hohenweg über Kunzenbuche nach Löwenstein
Murrhardt
Fulzbach
Römer-straße
Reichb.
Oppenweiler
Zell
Trailhof
Stein-bach
Ober-brüden
Hörnle-hof
Mittel-brüden
Unter-brüden
Techselbg.
Ebbg.
Lippw.
Oberweib.
Lutzenbg.
Wolfh.
Kallenbg.
Hohe Weg
Eggersb.
Wiesenhof
Ruderberg
Ober-schlechtbach
Stimpfach
Hochweg
Rietenau
Allmib.
Klein-aspach
Gross-aspach
Römer-straße
Salzstraße
Strümpfelb.
Backnang
Sachs-wlr.
Unterweis.
Heiningen
Gottenw.
Allmib.
Heutb.
Horbach
Wald-rems
Maubach
Salzweg
Shaig.
Hermweiler
Winnenden
Nellmbch.
Weiler
Kirchhf.
Erbstetten
Unter-Ober-Schadtal
Kirchbg.
Zwh.
Rielings-hausen
Affalterb.
Wolfsölt
Schwaikh.
nach Waiblingen
Comm. Halle
nach Buoch u. Remstal
Forsthof
Gross-bottwar
(St. Marein)
Erdmh.
Marbach
Tamm
Neckar-rems
Rems
Neckar
Kanal
KO
Kilometer
MASSTAB
Nach Murr und Ingersheim
Nach Bietigheim
Nach Marbach und Ingersheim (Gaisgrafenstift Murrgau)
Nach Heerstraße nach Heimsheim
Nach Affalterb. und Löwenstein
Nach Oppenweiler und Backnang
Nach Backnang
Nach Allmib. und Löwenstein
Nach Rietenau
Nach Oppenweiler
Nach Backnang
Nach Allmib. und Löwenstein

Ob dies bei dem nur 2 km vom Urdorf Heiningen entfernten, auf dem Hochberg beherrschend gelegenen Hügelgrab der Vorzeit der Fall war, kann nicht mehr festgestellt werden. Es dürfte um so mehr möglich sein, als das 1 km östlich dieses Grabhügels am Südfuß des Bergzuges nach dem Heininger Ausbauort Allmersbach fließende Bächlein im Backnanger Lagerbuch 1684 der „denckhbach" und 1720 der „dinkbach" heißt, nachdem schon 1576 die „dingwiese" (= Dingbachwiese) am Westrand von Allmersbach benannt ist, der dem Grabhügel zugewendet ist.

Heiningen liegt inmitten seiner bebauten Ackerfluren am Reisbach, dessen Name vermutlich von mittelhochdeutsch ris, Gebüsch, herrührt. Sprachlich hat er wohl nichts mit den Raiswiesen zu tun, durch die er fließt; sie heißen 1502 „Rönßwysen" und 1568 „Rößwisen" und weisen auf Gebrauch des Bachwassers zum Flachsrößen (schwäbisch Raisen) hin. Damit ist ein weiterer bäuerlicher Wirtschaftszweig im alten Heiningen erwähnt, den die „Hanfäcker" am Ostrand von Heiningen bis heute flurnamentlich ebenfalls bezeugen.

Das Dorf Heiningen ist nie groß gewesen. In den Lagerbüchern wird es durchweg als „Weiler" bezeichnet. „Heyningen ist ein wyler und hat die Herschaft Wirtemberg daselbs alle Oberkait, Herlichkait, Gebott, Verbott, Frevell, Strafen und Bußen, gehört unter den Staab und das gericht von Undernwyssach und ist Rychenberger Ampts, ußgenommen die 5 güter, so dem Stifft Backnang mit Lehenschaft zugehören", heißt es im württembergischen Lagerbuch von 1528. Im Jahre 1502 wird auch ein Weilerbrunnen mit angrenzenden Wiesen genannt. Er ist heute zugeschüttet, konnte aber noch an der nordsüdlich gerichteten Dorfstraße im Nordteil des „Weilers" ermittelt werden als der sogenannte „Zuckerbrunnen"; dort stand vor Menschenaltern ein Zuckerbirnenbaum. Im Jahr der Nennung des „Weilerbrunnens", 1502, ist in demselben Lagerbuch vom „gemain fleck Huningen" die Rede. Die Ortsnamenschreibungen sind 1134 Huningen, 1451 Hyningen, 1669 Hünigen, 1470 und 1502, Huningen, 1528 Heyningen und ab 1568 Heiningen.

Die Ortschaft bestand im 15. Jahrhundert erst aus 9 Hofgütern. So viele oder noch weniger dürften es bei der Gründung gewesen sein. Zwischen 1528 und 1695 kamen durch Aufteilung einzelner Höfe und Abgliederung einige weitere hinzu, u. a. ein Landsknechtsgütlein mit 44 Morgen, wohl in Versorgung eines herzoglich württembergischen Landsknechts, und zwei Schneidersgütlein von je 10 Morgen (Güterbuch Backnang 1695), wohl von ehemaligen Angestellten des herzoglichen Schlosses oder des Stifts. Unter den Personennamen der Heininger Bauern des 16. Jahrhunderts sind einige beachtenswert, weil sie wie die obigen Schneider Funktionsnamen des Backnanger Stiftswirtschaftsbetriebs sind: Maier, Schlichenmeier, Hausmann (heute Häußermann), Müller, Beck, Brotbeck, Schneider, Suter (Schumacher), Schäfer, Holzwart und Krauter. Dazu kommen 10 alte Bauernnamen: Bücheler (= Bühler, der am Bühl sitzt), Gaßmann (an der Dorfgasse), Furst (der vorderste), Rauth (der Rote). Stark, Wißhaar und nach altdeutschen Personennamen Holder (altdeutsch Huldear), Kümmerlin (Gundemar), Losch (Chlodizo), Wiglin (Wigilo) und Veit Martin.

Noch heute wird den Heiningern Selbstbewußtsein nachgesagt und entsprechende Anekdoten in den Nachbardörfern erzählt. Offenbar hat sich das Bewußtsein vom Alter dieses frühen Landnahmeortes der Backnanger Bucht und seiner Bedeutung als frühester Besiedlungsmittelpunkt („Gau Heiningen") noch gehalten.

Digitized by Google

II.

Der Ansatz des Dorfes Heiningen für die alamannische Zeit (zwischen 430 und 500) wirft zugleich die Frage nach der Entstehung der übrigen alten Siedlungen der Backnanger Bucht auf. Zunächst gab es ja für die ersten Siedler des genannten Urdorfes und ihre Nachkommen genügend Land an ihren Wohnsitzen. Ums Jahr 500 brachte der linksrheinische Frankensieg über die Nordgaue der Alamannen den fränkischen Einmarsch von Nordwesten her bis über Backnang hinaus. Noch zu Lebzeiten des siegreichen Frankenkönigs Chlodwig ist die Stammesgrenze festgelegt worden, wohl als Grenzgürtel von Berggipfel zu Berggipfel, hier am Südrand des späteren Murrgaus vom Kamm des westlichen Welzheimer Waldes entlang dem vordeutschen Hochweg (von Laufen am Kocher—Heerberg—Hagberg—Kaisersbach—Ebni—Königsbronn her) auf der Wasserscheide zwischen Weissach und Wieslauf, zum Lemberg und Asperg. Wahrscheinlich ist im folgenden Jahrhundert der Asperg als fränkischer Grenzstützpunkt ausgebaut worden und der alamannische Nachbarort von Heiningen, Schweiningen, mit nun aufkommender -heim-Bezeichnung zu Schwaikheim (853 Sueinincheim) umbenannt worden. Schon damals kann Heiningen, das noch innerhalb des fränkischen Bereichs fiel, sein alamannisches Führergeschlecht verloren oder nicht mehr besessen haben. Vielleicht hat der Ort dafür auf seinen Haupthof oder ihm gegenüber auf der anderen Bachseite einen fränkischen Grundherrn bekommen, da sonst die später nachklingende Bedeutung des Ortes als einstiger Mittelpunkt der Gegend, „Gau Heiningen", vielleicht auch das Vorhandensein einer Kapelle kaum verständlich wären. Aber nun, im Lauf der Frankenzeit, nach 500 und 600, muß eine stärkere Besiedlung der Gegend erfolgt sein. Die buchtförmig in den fränkischen Königswald des Welzheimer und Löwensteiner Berglands eingreifende, fränkischen Großen (Königsvasallen) unterstellte, teilweise offene Landschaft erlebte jetzt die Gründung einer Reihe neuer Ortschaften.

Von Heiningen aus angelegt ist sicherlich Unterweissach als natürlicher Mittelpunkt des Weissacher Tals, und von Unterweissach aus wieder Oberweissach, beide auf der ehemals ausgedehnten Heininger Urmarkung, die mindestens den Südteil der Backnanger Bucht umfaßt haben muß. Mit Unterweissach als Tochtersiedlung hatte Heiningen wie mit Allmersbach, Cottenweiler und Horbach den Weidewald, die „Hart", gemeinsam. Unterweissach konnte auch die für die Bauern unentbehrliche Mühle spätestens in karolingischer Zeit an der Weissach dazubringen. Jedoch beweist der zur Backnanger alten Mühle an der Murr (bei der Adolffschen Spinnerei) führende Mühlweg, der in den Lagerbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts öfter erwähnt ist, daß mindestens seit der Markgrafen- und Stiftszeit die für die Heininger und Allmersbacher Bauern zuständige Bannmühle diejenige von Backnang war, nicht mehr die von Unterweissach. Unterweissach seinerseits dürfte ein schwäbisches oder fränkisches Herrengeschlecht entwickelt haben, aus dem im 13. und 14. Jahrhundert das Adelsgeschlecht der Herren von Weissach entstanden sein kann;[15] der, allerdings wenig glaubhaften Sage nach, soll es sogar Backnang gegründet haben, angeblich von Oberweissach aus. Die Breitäcker westlich von Unterweissach, die Hofwiesen und der Brühl sowie das Herrenhölzle weisen auf Zubehör zum ältesten Weissacher Herrenhof. Er liegt, heute noch feststellbar, von der Kirche durch die Weissach getrennt, nahe an dieser und den Hofwiesen samt Brühl am Übergang der Straße von Backnang nach Unterweissach. Nördlich der Brühlwiese

Digitized by Google

schließt sich die alte ortsherrschaftliche Benzenmühle an. Eine „Mayerin de Wyssach" erscheint um 1480 als Wohltäterin des Backnanger Stifts. (Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VII, 189.) Ortsheilige der Kirche ist die Heilige Agathe, deren Name auf Kloster Reichenau und damit auf Kloster Murrhardt weist, das im 9. Jahrhundert unter Reichenauer Einfluß stand. Die Pfarreikirche hatte dann großen Umfang,[16] und als Tochterort des darauf mindestens mit der Gründung Backnangs zurücktretenden Heiningen entwickelte sich dann Unterweissach im Mittelalter neben Backnang zum bedeutendsten Ort im Gau Heiningen. In einem der Lagerbücher des Stifts Backnang von 1502 wird Besitz des Drittelhofes am „Wyßhaimerbach" genannt. In dieser Bezeichnung könnte ein frankenzeitlicher „Heim"ort am weißen Bach (Weissach) durchschimmern, etwa zwischen 600 und 700 entstanden.

In dieselbe Zeit, die späte Merowingerzeit, darf wohl Brüden gesetzt werden, das urkundlich erst 1100 als „Bruden" erscheint und wahrscheinlich auf ein frankenzeitliches Bridheim nach einem vielleicht selbst auch fränkischen Grundherrn Brido zurückgeht. Auf ehemaligen Ortsadel weist ein 1350 in Erlenbach bei Kloster Schöntal vorkommender Adeliger Fritz von Brüden. Die Hofäcker und Hofwiesen westlich vom Ort dürften zum ehemaligen Herrenhof dieses Ortsadels gehört haben. Von den drei Brüden-Orten Unter-, Mittel- und Oberbrüden könnte erst nach genauer Untersuchung gesagt werden, welcher der älteste Ort von den dreien ist. Die Peterskirche in Oberbrüden mit ihrem alten Kirchenheiligen würde für dieses sprechen, doch war die Oberbrüdener Kirche um 1720 erst eine Kapelle (Oberamtsbeschreibung S. 265), kann aber ihren Heiligen von der vordem im Friedhof gestandenen alten Totenkirche übernommen haben. Ob der Heilige Peter erst um 1100 unter cluniazensischem Hirsauer Einfluß nach Oberbrüden gekommen ist oder ob der Heilige Peter vom alten Gauvorort Murr übertragen ist, ist nicht zu entscheiden. Auf alten Kirchenbesitz weist jedenfalls der Name des im Ort mit dem Heslachbach zum Brüdenbach sich vereinigenden Widumbaches. Unterbrüden erscheint als Kirchfilialort von Unterweissach. Wie Unterweissach haben die Brüdenorte alle die Gewanneinteilung der Feldflur, was für ein gewisses Alter der Siedlungen spricht. Ein alter Herrenhof scheint der Kymenhof zu sein, der 1426 in auswärtigem Besitz der Herren von Urbach war (Oberamtsbeschreibung S. 269), vordem im Besitz der Kyme, die im Hochmittelalter badische und vordem vielleicht „backnangische" Dienstleute (Anm. 27) gewesen sind.

Eine andere Ausbausiedlung von Heiningen her aus fränkischer Zeit (spätes 7. oder frühes 8. Jahrhundert?)[17] auf Heininger Urmarkung ist Allmersbach (1291 Albosbach, 1292 Alpolsbach), dessen Grundherrenhof des Albo oder Albold, später 1516 das Euchertgut genannt, offenbar im südlichen Ortsteil nordöstlich der später erst errichteten Kirche saß. Die frühere Kirche war Unterweissach, der Feldweg von Allmersbach nach Unterweissach heißt in alten Lagerbüchern Kirchweg. Unmittelbar östlich an den Herrenhof anschließend finden sich die Hofäcker und nördlich davon der Brühl. Östlich der Straße nach Rudersberg liegen die in Fronarbeit für den Herrenhof angelegten und bebauten „Fronäcker". Der Waldteil „Heininger Hau" am Fuß des Berglands südwestlich Allmersbach auf dessen Markung weist sich heute noch mit seinem Namen und seiner Zugehörigkeit zu Heiningen als Rest alter Heininger Allmend in der Urmarkung Heiningen aus, ebenso der Anteil Allmersbachs an der Hart, der noch an Flurnamen erkennbar ist.

Digitized by Google

Später kam, wohl erst in der Ausbautätigkeit der Murrgaugrafen in der Hausmeier- oder Karolingerzeit, auf Heininger Urmarkung Heutensbach hinzu. Es hieß 1245 Hittinsbach, die Siedlung am Bach des Ortsgründers Hioto; die Breitwiesen und die Flur Hofstatt am Rand von Heutensbach sind Spuren seines Hofgutes. Einige Zeit nach Heutensbach mag erst, wieder auf Heininger Urmarkung, Horbach entstanden sein, wohl benannt nach dem sumpfigen Bach (hor, Sumpf). Spätere solche Ausbauorte auf der ehemaligen Markung von Heiningen aus dem späten 7. oder dem 8. Jahrhundert dürften auch Rems, Waldrems, 1245 Remse, und Maubach sein, dessen Name dem von Horbach entspricht. Das altdeutsche Wort Mubach kommt von muche, Sumpfland, Sumpfwasser, von wasserundurchlässigen Lettenkohleschichten in der Bachsenke. Waldrems und Maubach haben noch bis in die neuere Zeit herein Heininger Markungsreste bewahrt, Ausschlüsse oder Exclaven, die da sprechen, wo Urkunden schweigen. Der Ort Maubach hat im 14. Jahrhundert Ortsadel, der auf alte fränkische Grundherrschaft hinweisen kann. Der mittelalterliche Burgsitz der Herren von Maubach, die wohl ursprünglich markgräflich-badische, vordem „backnangische" ritterliche Dienstleute waren (siehe Anm. 27), lag vermutlich auf der flachen Anhöhe südlich vom Ort zwischen der alten und der neuen Winnender Straße, westlich vom neuen Schulhaus. Die Äcker dort führen heute noch den Namen Bürglesäcker. Der Wald Brandhau ging früher bis nahe an die Burg; 1699 ist die Rede „bei dem Wäldlen, das Bürckhlin genannt" (Lagerbuch), das damals öfter erwähnt ist. Die kleine Burg war also damals schon verschwunden. Die Hausklinge, auch Hausackerklinge südlich des Hügels ist 1696 erwähnt; ob sie sich auf ein festes Haus hier bezieht, ist unsicher. Eine tiefeingeschnittene, rechtwinklige Grabenecke am Nordwesthang der Anhöhe läßt dort heute noch eine Ecke des alten Burggrabens vermuten; Wasserversorgung wäre dort durch eine wasserhaltige Schicht am Hügelfuß gesichert gewesen. Nordwestlich des vermutlichen Burgsitzes liegt der 1699 genannte Breitenacker. Auch die Herrenwiese, der Brühl, ist damals vorhanden. Auf den Haupthof von Waldrems weisen Hofacker und Hofheckenacker. (Steuerbuch 1745.) Beide Orte, Maubach und Waldrems, liegen an der fränkischen Fernstraße Murrhardt—Oppenweiler—Backnang—Winnenden—Cannstatt, die zwischen Waldrems und Hertmannsweiler als Teilstück Rotebühlstraße bekannt ist (1907, B 243: „an der rothen Bühlstraße"). An dem vermutlichen Maubacher Burgsitz vorbei zieht der alte Salzweg über den Siehdichfür (Stiftsgrundhof) nach Winnenden. (Siehe Karte Abb. 4.)

Zwischen Heiningen und Oberweissach nahe Heutensbach und Allmersbach liegt Cottenweiler als Weiler des Siedlers Coto, 1231 Cottenwilare. Dieser Weilerort dürfte ebenfalls der pippinisch-karolingischen Zeit angehören, während der an der Straße von Backnang nach Allmersbach nahe Heiningen abgegangene Fautsweiler erst der markgräflichen Zeit nach 1050 zuzusprechen ist, als ein Vogt den Ort angelegt haben wird; die Namensform aus dem Mittelhochdeutschen, faut für voget, bestätigt durchaus diesen späten Zeitansatz.[18] Nicht viel früher dürfte Lippoldsweiler sein, die Siedlung eines Liutpold, nebst Hohenweiler, zu Füßen des von früherer Forschung wohl zu Unrecht als alter Kultort angesprochenen Ebersberg.[19] Diese Rodungsorte im Bergland haben späte Flurnamen, nur das vielleicht frühere Hohenweiler weist neben Hofweg, Hofwiesen und Hubäckern auch einen Brühl auf und weiterhin einen Sechselrain (Steuerbuch 1746), der das Bestehen Sechselbergs voraussetzt oder seines namengebenden Sachsilo. (?) Letzterer Ort könnte, ebenso der Ort Sachsen-

Digitized by Google

weiler (heute Sachsenweilerhof östlich Backnang), eine Sachsensiedlung sein aus der Zeit der Zwangsverpflanzungen kriegsgefangener Sachsen durch Karl den Großen, etwa 794 bis 804.[20] Sechselberg ist in einer Königsurkunde von 1027 als mons Sassenberch im Zusammenhang mit altem fränkischem Königswald erwähnt. Sassen bedeutet entweder dort angesetzte einheimische Hintersassen oder andererseits Sachsen. In letzterem Fall läge die sächsische Selbstbenennung vor, da Sassen niederdeutsche Bezeichnung für unser Wort Sachsen ist. In diesem Fall würde ein Personenname als Ortsgründer ausscheiden und der Volksname eingetreten sein. Jedoch spricht andererseits der später auftretende Ortsname Sechselberg gerade für einen Personennamen Sachsilo, das „Sächslein", in welchem Wort des i-Umlauts wegen a zu ä zu e wird. Vielleicht hießen die Einheimischen den Vorsteher dieses Sachsenorts Sassenberg den „Sachsen", Sachsilo, womit zugleich Völker- und Personenname begründet wären. Auf den Haupthof des Weilers weisen noch die Hofäcker und Hofwiesen hin.

Als zweiter möglicher Sachsenort kommt der Sachsenweilerhof in Betracht, der 1245 Sachsenweiler heißt und ein Weiler mit zwangsweise angesiedelten karolingischen Sachsensiedlern sein könnte.

Alle diese Orte entstanden im alten Gau Huningen im Südteil der Backnanger Bucht. Außer der Stelle von Backnang selbst, auf die nachher zurückzukommen ist, mußte der Nordteil der Backnanger Bucht ebenfalls zum Siedeln einladen, um so mehr, als auch dort schon von der Römerzeit her ehemals bearbeitetes Ackerland zur Verfügung stand. Freilich mag dieses nach der Vertreibung der Römer durch die Alamannen (nach 260) von dem umgebenden Wald der Löwensteiner Berge her wieder zum Teil der Wiederverwaldung anheimgefallen und damit eingeengt worden sein, als nach den im Südteil der Backnanger Bucht siedelnden Alamannen im Nordteil fränkische Siedlungspolitik vom 6. Jahrhundert ab ansetzte. Reste des umgebenden Waldes, der nun fränkischer Königswald geworden war, reichen nördlich Großaspach im „Forstboden" und im „Fautenhau" (eine spätere Benennung) und in der zum Hauptort Backnang gehörigen „Größe" noch heute in diesen Nordteil der Backnanger Bucht herein. Im Mittelpunkt dieses Buchtteils, an dem vermutlich einst mit Espen bestandenen Klöpferbach, wurde einige hundert Jahre nach dem Heininger Siedlungsbeginn eine weitere Siedlung angelegt, Asbach (862 Asbach). Die Anlage mag von dem merowingerzeitlichen Backnang aus betrieben worden sein, dessen „Größe"-Waldbesitz noch heute Backnanger Restmarkung zu erweisen scheint. Für dieses Asbach, Großaspach, war der Platz vorbestimmt durch zwei alte Wege, die sich hier schon vor der frühdeutschen Besiedlung nahebei geschnitten haben. (Karte Abb. 4.) Der eine Durchgangsweg, die Römerstraße, kam vom Kastell Benningen im Westen nördlich Rielingshausen durch den Hartwald beim Wüstenbachhof in die Backnanger Bucht herein und durchschnitt sie unmittelbar nördlich des späteren Großaspach in Richtung auf Oppenweiler—Sulzbach nach Murrhardt. Von der Karolingerzeit ab wurde von Murrhardt und Sulzbach her die inzwischen abgegangene Römerstraße ersetzt durch die nach der merowingerzeitlichen Gründung Großaspachs über diesen Ort laufende „Salzstraße.[21] In die Backnanger Bucht herein kam durch den Hartwald aus dem Bottwargebiet von Nordwesten nach Südosten durchziehend ein anderer alter Durchgangsweg. In seiner nordwestlichen Fortsetzung kommt er vom Rhein her über den Kraichgau durch die vorzeitlich stark besiedelte Heilbronner Gegend über Beilstein und Oberstenfeld durch den Keuperwald des westlichen Löwensteiner Berglandes bei Kleinaspach in die Großaspacher Landschaft und über eine Murrfurt in Backnang

Digitized by Google

weiter zwischen Heiningen und Unterweissach durch über Allmersbach und Rudersberg zum Rems- und Filstal.[22] Dieser, die Backnanger Bucht diagonal durchschneidende alte Fernweg läuft in 1 km Abstand östlich von Heiningen durch, läßt diesen Ort also unberücksichtigt. Daraus muß geschlossen werden, daß er älter als Heiningen ist oder aber seine Hauptbedeutung erst in der Zeit bekam, als Heiningen die seinige verloren hatte. Dies könnte schon in der Zeit der Gründung von Backnang und Großaspach gewesen sein (7.—8. Jahrhundert). An diesem Weg ist, wahrscheinlich in Zusammenhang mit Backnang, Großaspach und Kleinaspach angelegt worden.[23] Am ehesten ist wegen der Verkehrs- und Mittelpunktslage von Großaspach als Gründungszeit die Zeit der Neuorganisation des fränkischen Kronbesitzes um 620 unter dem Merowingerkönig Dagobert anzusetzen, eine Zeit verstärkter Ostfrankenpolitik mit Einrichtung fränkischer Etappenstationen, wie etwa Backnang eine sein könnte. Die nachfolgende spätmerowingische Zeit und anschließende fränkische Hausmeierzeit (640 bis 750) weist vielfach schon Ortsnamen mit der Endung ach und bach auf. In dieser Zeit könnte ein fränkischer Grundherr als Forrestarier (Forsthufenverwalter) und Königsverwalter am Rand des Königsforstes in Großaspach angesetzt worden sein mit seinen untergebenen Siedlern. Die Besiedlung dürfte in Zusammenhang mit Ingersheim und Murr als fränkischen Hauptorten oder mit Großbottwar gestanden haben. Murr weist wenigstens alte kirchliche Beziehung zu Großaspach auf mit der Murrer fränkischen Peterskirche und seinem großen Pfarrsprengel bis zum Klöpferbach und Westteil von Großaspach.

Der Dorfherr von Großaspach saß, ehe im Hochmittelalter auf den westlich gelegenen Fluren Burgweg und Bürkle eine kleine Herrenburg errichtet wurde, auf der Ostseite des Klöpferbachs auf dem dortigen Haupthof. Von ihm stammen vermutlich die 978 genannten Herren von Aspach ab (Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 1, S. 228), die wohl Vasallen der damals auf Backnang sitzenden Untergaugrafen waren. Ein Henricus miles de Aspach ist noch 1269 als Zeuge in einer Urkunde des Klosters Lorch genannt.

Der Edelhof in Großaspach lebt heute weiter im dortigen „Freihof".[24] Er war im Mittelalter befreit von Fronen, Diensten, Wachen, Quartierlasten, Umgeld und Steuern jeder Art und hatte eigene Rechtsprechung. Ein vorsätzlicher Totschläger hatte hier 24 Stunden das Asylrecht. Der Hof mußte als Gegenleistung alle durchziehenden Armeen und Bettler übernachten lassen, was ihm den Namen „Bettelhof" einbrachte. Dieser Name ist aber auch schon durch die Bitte um ein Asyl gerechtfertigt. Zu diesem Hof gehörten 51½ Morgen Äcker und 13 Morgen Wiesen. Die Herrenwiese, der Brühl, ist zwischen Hof und Klöpferbach südwestlich des Hofes vorhanden und schon 1680 genannt (Steuerbuch). Auch der Haupthof von Kleinaspach ist noch in der Nähe der Kleinaspacher Kirche zu ermitteln.[25]

Mit dem Urdorf Heiningen verband, über den Murrübergang am frankenzeitlichen Backnang, ein Nachbarschaftsweg die beiden Aspachorte Klein- und Großaspach. Bis Backnang ist es der schon genannte, aus dem Bottwartal kommende Fernweg. Er läuft über Kleinaspach und Großaspach über das „Hohkreuz" in die Backnanger Talschlinge am Hagenbach herein, später gedeckt durch die mittelalterliche Burg Hagenbach, und kommt bei der heutigen Ziegelei aus Backnang heraus geradewegs auf Heiningen, heute vergrast, aber deutlich im Gelände eingeschnitten (Abb. 5), an einem Steinkreuz (abgegangen) vorbei über den ehemaligen Steg an den Trogwiesen als „Gasse" an den „Gassenäckern" in den Nordteil von Heiningen herein. (Abb. 2.) Der Weg zwischen Heiningen

Digitized by Google

und Backnang heißt später (Markungsbuch 1790) der „Kirchweg". Er verband Heiningen mit der vor dem Jahr 1000 schon bestehenden Kirche auf dem Burgberg in Backnang.

Um die Aspachorte, besonders Großaspach, im Nordteil der Backnanger Bucht bildete sich nun in fränkischer Zeit die weitere Besiedlung der Gegend heraus, so an altem Weg Oberstenfeld—Kleinaspach nach dem durch fränkische Reihengräber des späten 7. oder frühen 8. Jahrhunderts datierten Oppenweiler der Ort Rietenau (1103 Rietenowa), die Au eines Siedlers Rioto, vermutlich aus der Hausmeierzeit (8. Jahrhundert). „Allmersbach am Weinberg" am Bach des Siedlers Almar (1237 Almarsbach), an dem ebenerwähnten Weg am Nordrand der Backnanger Bucht, ist wohl ebenfalls in der fränkischen Hausmeierzeit (700 bis 800) angelegt worden, sehr wahrscheinlich von Kleinaspach aus, zu dessen Gemeinde es bis 1820 gehört hat. Auch Strümpfelbach (1271 Striumphelbach), das seinen Namen von einem „Strümpfel" genannten Ablaßzapfen an einem Stauwehr des Eckertsbaches hat, dürfte frühestens dem Ende des 7. Jahrhunderts, eher der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts angehören. Der nächste Ort am genannten Weg, Oppenweiler, kann durch seine auf den „Kirchhofsäckern" aufgefundenen fränkischen Reihengräber in die späte Merowingerzeit gesetzt werden (zwischen 680 und 750), in der die Hausmeier fränkische Siedlungspolitik vorangetrieben haben. Oppenweiler ist die Siedlung eines Oppo. der Königsvasall gewesen sein kann. Als Ortsadel treten im 13. Jahrhundert Herren von Oppenweiler auf, die sich dann Sturmfeder heißen; sie sind wohl im Dienst der Markgrafen von Baden von Ilsfeld hergekommen, wo sie besonders Besitz haben. In dieselbe Zeit wie Oppenweiler dürfte Zell gehören, das durch seine spätmerowingischen Reihengräber „im Kirchgarten" zeitlich angesetzt werden kann. Seine Gründung kann somit nicht erst durch das Kloster Murrhardt erfolgt sein, das erst nach 800 entstanden ist. Wahrscheinlich hatte Zell zuerst einen anderen Namen und wurde mit der nachherigen Gründung einer Mönchszelle mit Kapelle dann im 9. Jahrhundert auf Zell umbenannt.

Abb. 5. Alter Weg von Backnang nach Heiningen am Ostfuß des Galgenbergs. Die Wegmulde ist erkennbar, der Weg vergrast. Vor Heiningen, ein Stück weiter nach der aufgenommenen Stelle, ist die Wegführung als tiefer Hohlweg im Löß bemerkenswert.

Inmitten all dieser Siedlungen und mitten in der Backnanger Bucht, im „Murrgarten", liegt der Ort Backnang am Murrübergang des Fernwegs von Oberstenfeld über Großaspach und Allmersbach bei Unterweissach nach dem Remstal und am Murrübergang der Straße Schwäbisch Hall—Sulzbach—Winnenden—Cannstatt. Von Oppenweiler am Eingang der Murrtalstraße von Schwäbisch Hall und Murrhardt her in die Backnanger Bucht läuft diese Straße, einstmals über Steigacker und Seehof, als alter Weg bei Backnang über die Murr und über Maubach nach Winnenden—Waiblingen—Cannstatt. (Abb. 4.) In Backnang kreuzt sich mit ihr die vorbenannte Frankenstraße Rhein—Kraichgau

Digitized by Google

—Horkheim—Bottwargebiet—Aspach—Allmersbach—Remstal. Backnang wirft für seine Frühgeschichte wichtige, aber schwierige Fragen auf. Seinem Grundwort = wang nach könnte Backnang schon der fränkischen Reihengräberzeit angehören, da in Württemberg 4 Wang- und Wangenorte Reihengräber der Merowingerzeit (meist 7. Jahrhundert) aufweisen. Die älteste Namensform Baggenanc[26] (1122 und 1134 Baggenanc) ist die Zusammensetzung eines altdeutschen Personennamens Backo mit wang, einem altdeutschen Ausdruck für eine gewölbte Grasflur. Bemerkenswert ist, daß der Flurname „wang" am Murrufer nur 4 km oberhalb Backnang noch im 16. Jahrhundert vorkommt an einer ehemaligen Furt mit der Bezeichnung „im Geweng" oder „Giwang", um 1480 „Zuo Geweng". Der altdeutsche Genitiv Backen (Wang des Bakko) hat beim Sprechen den Ausfall des W-Lautes bewirkt. Der altdeutsche Personenname Backo ist auch schon im 8. Jahrhundert belegbar im deutschen Sprachgebiet und ist u. a enthalten in dem Namen des frühdeutschen Dorfes Böckingen bei Heilbronn (780 Backingen). Der Personenname Backo kommt her vom althochdeutschen Wort bagan, kämpfen, streiten, und ist eine Kurzform eines alten, mit dem Wort bag für „Streit" zusammengesetzten Doppelnamens. Der Ortsname Backnang berichtet vom dortigen Sitz eines Grundherrn Backo. Dieser Grundherr war wohl angesetzt worden auf Königsbesitz an der Backnanger Murrschlinge an den beiden erwähnten Flußübergängen und am Verbindungspunkt eines Teils des fränkischen Königswalds mit dem anderen in fränkischer Zeit von einem über die Gegend gebietenden Königsbeauftragten.[27] Dies könnte während der Neuorganisation des fränkischen Kronbesitzes und dem Ausbau fränkischer Etappenstationen in der Zeit König Dagoberts gewesen sein (620 bis 640) oder spätestens in der wieder planmäßige Raumpolitik treibenden fränkischen Hausmeierzeit des darauffolgenden 8. Jahrhunderts. Damit war der Schwerpunkt der Gegend vom alten Mittelpunkt Heiningen aus (pagus Huningen!) an den Backnanger Murrübergang und auf den für einen festen Sitz von Natur geradezu vorbestimmten Backnanger Burgberg verlegt worden. Damit ist auch das auffällige Zurückbleiben und Absinken Heiningens im Mittelalter verständlich; Backnang hat ihm offenbar den Rang abgelaufen und Heiningen trat von da ab in den Schatten Backnangs. Die Tatsache, daß sich auf dem Burgberg von Backnang (später Schloßberg) 1116 Burg, Kirche und Herrenhof finden, läßt rückschließen auf vorhergehende Jahrhunderte. Der Backnanger (wohl mit Palisaden befestigte) Edelhof, aus dem später eine Burg entstand, war offenbar schon in den Jahrhunderten zwischen 800 und 1000 von einem Lehensträger des Königs, einem Grafen eines Untergaues des Murrgaus besetzt,[27] welcher Untergau die fränkische Entsprechung des ehemaligen „Gaues" Heiningen sein müßte in Ausdehnung über die Backnanger Bucht. An den in Königsbesitz befindlichen Edelhof hat sich eine Hofsiedlung mit Lehensleuten und Hintersassen angeschlossen auf dem Hochflächengelände östlich des Burgbergs.

Mit Heiningen bestand die schon obenerwähnte alte, noch heute deutlich erkennbare Wegverbindung. (Abb. 2 und Abb. 5). Der Herr über Heiningen mitsamt dem alten „Gau" Heiningen als Kleingau (Untergau) saß nun mit wachsender Bedeutung Backnangs auf dem Edelhof des Schloßbergs über Backnang seit dem 7. Jahrhundert, der Zeit der Gründung Backnangs. Dies kann erklären, warum sich in Heiningen später kein ausgeprägter Ortsadelsitz findet und warum die Heininger Hofbauern kirchlich zu Backnang gehört haben und die Heininger Kapelle so früh ihre Bedeutung verloren hat.

Digitized by Google

Damit erhebt sich die Frage nach dem Alter der Backnanger Kirche auf dem Schloßberg. Offenbar stand dort schon vor dem frommen Markgrafenpaar Hermann II. und Judith, also im 11. Jahrhundert, eine Kirche, welche von den Vorfahren der Judith (oder des Markgrafen mütterlicherseits) bereits mit Gütern und Zehnten ausgestattet war. Als Markgraf Hermann II. im Jahre 1122 die Kirche dem Heiligen Pankratius weihen ließ und sie nunmehr als Stiftskirche den neu aufziehenden Klosterbrüdern vom Augustinerorden übergab, erbaute er unterhalb des nunmehrigen Stifts den Backnanger Siedlern eine Pfarrkirche auf dem Friedhof. Sie war dem Heiligen Michael geweiht. Dieser Heilige kann auf dem Kirchhof als Ort der Toten als Seelenführer damals für diese Pfarrkirche gewählt worden sein. Er kann aber auch mittelbar oder unmittelbar von Heiningen aus übernommen worden sein, mittelbar in dem Falle, daß die älteste Kirche auf dem Backnanger Burgberg den St. Michael als Heiligen hatte vor dem Heiligen Pankratius der Stiftskirche gewordenen Altbacknanger Pfarrkirche. In letzterem Fall kommt zum alten fränkischen Edelsitz mit Siedlung noch eine frühe Backnanger Kirche auf dem Burgberg, womit erklärt wäre, warum der ehemalige Urort Heiningen keine Pfarrkirche mehr aufweisen kann, wie man sie für ihn als Mittelpunkt des Heininger Kleingaus annehmen müßte. Backnangs Bedeutung stieg dadurch um so rascher und um so höher, und diese Bedeutung dürfte es schon seit der Zeit nach 620 haben. Es ist möglich, daß bereits vor der fränkischen Niederlassung auf dem Burgberg sich eine alte, verfallene Abschnittsbefestigung der urkeltischen oder keltischen Zeit mit vorgeschichtlichem Heiligtum befunden hat und der Nachklang dieser heiligen Stätte in christlicher deutscher Zeit des 7. Jahrhunderts zu einem frühdeutschen Heiligtum mit dem Urheiligen Michael der christlichen Frühkirche geführt hat, falls dieser, wie oben ausgeführt (Seite 92), nicht von Heiningen kam oder nicht erst Kirchhofsheiliger des 12. Jahrhunderts in Backnang gewesen ist.

Backnang scheint schon in der Vorzeit eine Rolle gespielt zu haben, die es dann nach dem Alamanneneinmarsch den auf Ackerland in frühester deutscher Zeit sich in Heiningen ansiedelnden alamannischen Bauern hatte zunächst für Heiningen abtreten müssen. Auf alte keltische Bedeutung des Backnanger Burgbergs in der Vorzeit könnte auf Backnanger Boden der vor einigen Jahrzehnten gemachte Fund einer spätkeltischen Goldmünze, eines sogenannten Regenbogenschüsseles, hinweisen. Ein keltischer Herr kann damals, im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, auf dem durch Wall und Abschnittsgraben befestigten Burgberg, an der Stelle des späteren markgräflichen Schlosses, gesessen haben. Die Münze kann freilich auch einfach mit dem Murrübergang alter vorzeitlicher Verkehrswege zusammenhängen. Künftige Zufallsfunde in der Tiefe des Backnanger Burgbergs oder Stadtbodens könnten mehr sagen.

Anmerkungen:

[1] Ob die Heininger Urmark sich auch auf die Nordhälfte der Backnanger Bucht, nördlich der Murr, erstreckt hat, ist fraglich. Später, in fränkischer Zeit, gehörten die Orte dort bis zum Klöpferbach und dem westlichen Teil von Großaspach zum Sprengel der Urkirche Murr, während Kleinaspach, Allmersbach a. W. und Rietenau zur Urkirche Großbottwar zählten. Vermutlich war in der Zeit der Gründung Heiningens, dem 5. Jahrhundert, der Nordteil der Backnanger Bucht stärker bewaldet, wie heutige Waldreste (Karte A b b. 4) noch erschließen lassen.

[2] In diesem Jahr, 1134, schenkt Markgraf Hermann III. mit Einwilligung seiner Gemahlin Bertha „predium suum in pago Huningen situm, in comitatu

Digitized by Google

Adelberti, ecclesiae sancti Panchratii in Baggenanc fratribus in ibi Christo secundam regulam sancti Augustini servientibus", also: sein Gut im Gau Huningen gelegen, in der Grafschaft Adelberts „an die Kirche des Heiligen Pankratius den Brüdern, die dort nach der Augustinerregel dienen" (lateinischer Text im Württembergischen Urkundenbuch, Bd. I, S. 382).

[3] Besonders im Staatsarchiv Stuttgart die Lagerbücher G 221 von 1451 bis 1473, G 222 von 1488 bis 1490, G 224 von 1498, G 226 der Kellerei des Stifts Backnang von 1502, G 232 von 1568, W 36 von 1528. Ferner Güter- und Steuerbuch Backnang von 1695 auf dem Bürgermeisteramt in Heiningen.

[4] Diese beiden Höfe werden deshalb auch in dieser Abhandlung weiterhin so genannt.

[5] Victor Ernst, Mittelfreie, Stuttgart 1920. Victor Ernst, Die Entstehung des Grundeigentums, Stuttgart 1926.

[6] Victor Ernst, Entstehung des niederen Adels, Seite 55, 56, 62, 63. Victor Ernst, Grundeigentum, Seite 41. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch IV, 326.

[7] G 224, 1498; ferner G 232. 1568: „vermög des stiffts altter Legerbüchern weder stuir, noch dienstbar güetter in obgemelt lehen gehörig".

[8] Das gleichnamige Urdorf Heiningen bei Göppingen, 1228 Huningen, weist tatsächlich den Heiligen Michael in seiner Kirche auf.

[9] „in pago Huningen in comitatu Adelberti", also in der Grafschaft des Grafen von Calw-Löwenstein. Die Backnanger Bucht war fränkischer Grafenbesitz. Ein alter, genau nördlich gerichteter Weg durch das Löwensteiner Bergland verbindet mindestens seit der Karolingerzeit die Backnanger Bucht mit dem Grafensitz Löwenstein. Von Großaspach aus über die Stegmühle und Rietenau das Heiligental hinauf zur heutigen Kanapeebuche (hier wichtiger Kreuzungspunkt mit der westöstlichen „Hochstraße" von Großingersheim über Murr und Steinheim, sowie von Großbottwar aus durch den Hartwald über Sinzenburg—Neuwirtshaus—Völkleshofen, nördlich Altersberg—Kanapeebuche—Bucheiche—Roßstall—Sulzbach) immer nach Norden über Ostrand Fuchsbühl—Sturz—Wolfsgarten—Ostrand Prevorst—Platte—Stocksberg nach Löwenstein. Über Großaspach ziehen somit drei alte Wege.

[10] Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1898, Seite 119.

[11] In Heutingsheim, 14 km von Heiningen entfernt, hatte 1414 ein Gernold von Hüningen einen Hof seiner Vorfahren inne. (Oberamtsbeschreibung Seite 205.) Aber da sein Wappen mit demjenigen der Herren von Heiningen bei Göppingen gleich ist, darf er nicht für das Backnanger Heiningen in Anspruch genommen werden.

[12] Diese Urkirche könnte in der Kapelle stecken, auf welche das Grundstück „Käppele" an der Dorfstraße unmittelbar westlich des Loschenhofs hinweist. Damit rückt dieser alte Freihof in verstärkte Bedeutung. Erklärlich wäre das frühe Versinken dieser Kapelle und des angrenzenden Loschenhofs dadurch, daß das in der Frankenzeit immer mehr Bedeutung gewinnende nahe Backnang etwa den Heiligen Michael von dieser Kapelle als ehemaliger Urkirche übernommen haben könnte auf seinem dominierenden Burgberg-Edelhof mit anschließender Siedlung. (Siehe Seite 104.) Die Tatsache, daß die Heininger Kapelle keinerlei urkundliche Spuren hinterlassen hat, spricht für sehr frühen Abgang ihrer Bedeutung, damit aber auch für ihre frühe, vielleicht merowingische Zeit.

[13] Beispiele siehe W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg, Stuttgart 1933, Seite 14, 230, 341, und Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge VIII, 1926. Siehe auch O. Paret, Die frühschwäbischen Gräberfelder von Groß-Stuttgart und ihre Zeit, Stuttgart 1937, Seite 90.

[14] P. Goeßler, Grabhügel und Dingplatz, in: Festgabe für Bohnenberger, Tübingen 1938, Seite 15 bis 39. P. Goeßler, Tübinger Blätter 1937, Seite 17 und 18.

[15] 1253 Wolradus de Wyzache in einer auf Burg Reichenberg ausgestellten Urkunde des Markgrafen Rudolf I. von Baden. 1349 hat Rudolf von Niederweissach ein Lehen in Oberweissach. (Reg. boica 8, 162.) Nach der Urkunde von 1253 ist Wolradus von Weissach ein Lehensmann des Markgrafen, somit die Herren von Weissach früher Lehensleute der Gau- oder Untergaugrafen. (Siehe auch Anm. 27.)

Digitized by Google

[16] Siehe Friedrich Walcher, Namenbuch des Bezirks Backnang, Fr. Stroh, Backnang. 1933. Derselbe Verfasser hat sich um Siedlungsgeschichte und Flurnamensammlungen in der Backnanger Bucht verdient gemacht.

[17] Fränkischer Grafenbesitz ist wie bei Heiningen (Urkunde von 1134, Hofgut des Markgrafen von Baden als Erben der Murrgaugrafen) anzunehmen, weil Allmersbach 1291 im Besitz einer geborenen Gräfin von Löwenstein ist, also auf die ursprünglichen Calw-Ingersheimer Murrgaugrafen zurückweist.

[18] Um 1480 Vogtzwyler (Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VII, 205); Lagerbuch 1502 als abgegangener Ort: „zu foutzwyler". Besitz des Drittelhofs „im foutzwyler", „an fautzwylers Hofwiesen unnder des Stiffts breitwiesen"; Besitz des Loschenhofs „an foutzwyler houe", 1568; „gen fautsweiller"; „2 morgen beim bildt am fautschweiller"; 1532 vaugtsweyler, 1555 fautschweiller, 1528 Lagerbuch: „V. ist etwann ein Hof gewesen, allda hat die Herrschaft Wirtemberg alle Oberkeit". Der Weiler hatte eine eigene Markung von 135 Morgen Acker und 24 Morgen Wiesen. Diese Markung wurde 1555 an die Gemeinde Allmersbach verkauft; der Hof war damals längst abgegangen.

[19] Gradmann-Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmale Württembergs, 1906, Neckarkreis, Seite 149.

[20] Siehe K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, Stuttgart 1938, Seite 200.

[21] Siehe Karte A b b. 4. Besonders in der Stauferzeit hat diese von der Haller Saline herkommende Salzstraße die Salztransporte von Hall über die Hochstraße auf dem Mainhardter Wald über Sulzbach—Oppenweiler—Großaspach ermöglicht ins Gäu, in die Asperggegend, das Enzgebiet und vielleicht sogar bis in die Gegend von Speyer.

[22] Dieser fränkische großzügige F e r n w e g ist besonders für das Mittelalter gut zu verfolgen von Sinsheim—Steinsfurt (!) her zum Neckarübergang bei Horkheim (reiche fränkische Reihengräber und später mittelalterlicher Burgsitz) nach Flein („Schanzäcker") und über das Galgenfeld mit dem Namen „Heerstraße" über den Landturm bei Auenstein, das fränkische Ostheim, vorbei an der „Sälzerhöhe" (!) (Hinweis auf Salzweg, Anm. 21) über Auenstein weiter als „Ochsenweg" und „Heerweg" unter der Burg Beilstein (Langhans) vorbei weiter an der Ackerflur „Heerweg" nördlich Oberstenfeld und nur einige hundert Meter östlich der Burg Lichtenberg vorbei durch den Hartwald über Sinzenburg nach Kleinaspach und über die Flur „im Hartweg" nach Großaspach. Hier mündet von Oppenweiler—Strümpfelbach her der Salzweg ein. Von Großaspach läuft der erstgenannte Fernweg immer in gleicher südöstlicher Richtung über das „Hohkreuz" und an abgegangener spätmittelalterlicher Marienkapelle vorbei, am Heuweg weiter zum Murrübergang („Schlößlesweinberge") und drüben am Schloßberg hinauf als Straße am heutigen Backnanger Friedhof vorbei, vor Kilometerstein 2 an einem Steinkreuz, weiter als Straße nach Allmersbach, vorbei an Flur „Bild" (mittelalterlicher abgegangener Bildstock) und über das abgegangene Fautsweiler nochmals an ehemaligem Bildstock vorbei (Flur „Bildstock") durch Allmersbach auf die Höhe am Königsbronnhof vorbei nach Rudersberg zum Rems- und Filstal in Richtung auf Ulm; eine Abzweigung zieht von Rudersberg über Steinenberg und Pfahlbronn als Hochweg nach Osten weiter über Alfdorf und Aalen nach Nördlingen. Eine andere Abzweigung dieses von Nordwest nach Südost ziehenden Fernweges geht schon beim Königsbronnhof ab nach Süden und führt als mittelalterlicher „P f ä s t e r l e s w e g" (!) über die Höhen, zum Teil entlang der ehemaligen Oberamtsgrenze über Necklinsberg und Schornbach, zum anderen Teil über Buhlbronn nach Schorndorf mit seinen weiteren Fernverbindungen über das Filstal nach Südosten und Süden. Nach Nordosten steigt vom Königsbronnhof aus diese Verbindung in einem Seitenzug über Heutensbach ab, der zwischen Heiningen und Cottenweiler in den Hauptstrang Allmersbach—Backnang einmündet. (Karte A b b. 4.)

Der mehrfach erwähnte K ö n i g s b r o n n h o f am Schnittpunkt obengenannter Fernwege mit dem uralten westöstlichen Hochweg über den Welzheimer Wald nach Winnenden—Waiblingen könnte schon in der späten Merowingerzeit eine Rolle im fränkischen Königswald als Tränk- oder Rastplatz an der Höhenfernstraße Cannstatt—Waiblingen—Ebni—Kaisersbach gespielt haben. Daß er sehr spät, erst 1498, in einem Lagerbuch des

Digitized by Google

Stifts Backnang (G 224) als Kungsprunn genannt ist, kann bei einem einzelnen Hof nicht wundernehmen. Der Hof liegt an der fränkisch-schwäbischen Stammesgrenze am Rand des Murrgaus, gehört mit dem schon jenseits der Höhe gelegenen Rudersberg (Johanniskirche) zu diesem Gau und wie die Orte der Backnanger Bucht zum fränkischen Bistum Speyer.

[23] Siedlungskundlich erscheint Kleinaspach als in den Hartwald vorgeschobener Ausbauort von dem viel günstiger gelegenen Großaspach. Der Großaspach durchfließende Klöpferbach kann der namengebende ehemalige „Asbach" sein, falls nicht dem Ortsnamen ein Aspendickicht „Aspich" oder „Aspach" zugrunde liegt, wofür die heutige mundartliche Form „Aschbe" sprechen würde. Vom älteren Hauptort Großaspach aus ist wohl das am Rohrbach (Wüstenbach) gelegene Kleinaspach als Tochtersiedlung benannt worden. Der untere Rohrbach heißt Wüstenbach und kann seinen Namen von einer abgegangenen, wüst gelegenen römischen Siedlung der Nähe bekommen haben in deutscher Zeit. Das 1247 urkundlich genannte Wüstenaspach ist wohl der von Großaspach aus angelegte Ausbauort Kleinaspach am Wüstenbach. Dafür spricht, daß das Stift Oberstenfeld im Ort Wüstenaspach laut Urkunde von 1247 Besitz hatte, wie dies in Kleinaspach ebenso der Fall ist, so daß Wüstenaspach und Kleinaspach ein und derselbe Ort sein dürften.

Die Zweiteilung Großaspachs durch den Klöpferbach in einen kirchlich nach der Urkirche Murr gehörigen westlichen Teil und einen mit Backnang politisch und markungsmäßig enger in Beziehung stehenden Ostteil mit dem Freihof und der späteren Kirche gibt Fragen auf, die hier im Rahmen dieser Abhandlung nicht gelöst werden können.

[24] Siehe Oberamtsbeschreibung Seite 196. Der Hof war 1391 löwensteinisches Lehen der Nothaft, wobei die fränkische gräfliche Oberhoheit durchzuschimmern scheint. Er erscheint heute als lockere Gruppe von Gebäuden mit einem größeren Stall- und Scheuergebäude, hatte einen neuerdings zugeschütteten eigenen laufenden Hofbrunnen mit Ablauf in den neben vorbeifließenden Klöpferbach. Zum Hof gehörte bis in die neueste Zeit die Farrenhaltung, eine weitere Bestätigung der alten Vorrangstellung dieses Hofes. Der Vater des jetzt 74jährigen Hofbauern Schüle hatte noch im nördlich anstoßenden „Mühlfeld" und Flur „Mäurich" etwa 30 Morgen zusammenhängendes gutes Ackerland.

[25] Der alte Herrenhof von Kleinaspach ist im Westteil von Kleinaspach nördlich des Zusammenflusses von Krummbach und Rohrbach am letzteren zu ermitteln. Er liegt unmittelbar im Gelände um die Kirche, am Ostausgang des Ortes an der Straße nach Allmersbach—Rietenau—Oppenweiler, die über Kleinaspach durch den Hartwald nach Großbottwar führt. Noch ist vor dem Bauernhof links der Kirche die Steineinfassung des ehemaligen Hofbrunnens erhalten, neuerdings etwas gegen die Straße her versetzt. Jenseits des östlich an dem Hof vorbeifließenden Rohrbachs schließen sich unmittelbar Brühl und Breite an. Die Brühlwiesen gingen später an die Kirche über und gehörten zur Vaselviehhaltung, die somit auch hier noch den alten Herrenhof mit bezeugt.

[26] Eine dieser Frühsiedlungen auf -wang mit Reihengräbern (7. Jahrhundert) ist das später wieder abgegangene Geisnang, das beim Fuchshof nahe Ludwigsburg lag. Seine Namensbildung, Wang eines Siedlers Giso, ist mit derjenigen von Backnang zu vergleichen.

[27] 1122 villa Baggenanc (Württembergisches Urkundenbuch I, 348), 1134 Baggenanc (Württembergisches Urkundenbuch I, 382). Die schwierige Frage, ob die Nennung zweier Herren, Hesso de Baccanc und seines Sohnes Hesso, 1067 (Monumenta boica 33,7), als Zeugen in Augsburg auf Angehörige eines Adelsgeschlechts unseres Backnang an der Murr bezogen werden darf, soll hier wenigstens angedeutet werden. Diese Herren von Baccane könnten sehr wohl nach unserem Backnang benannt sein und mit dem dortigen Markgrafengeschlecht bzw. dessen Vorfahren verwandt sein über einen Grafen Mangold, und der Backnanger Besitz könnte als altes Reichgut auf einen „Hesso comes primus" und seinen Sohn „Hesso comes secundus qui filius erat boni Hessonis" als Nachkommen des Grafen Mangold herauskommen. Da die Backnanger markgräfliche Stifterurkunde von 1122 die Vorfahren von Hermann II. von Baden oder noch wahrscheinlicher seiner Gemahlin Judith miterwähnt als Vorbesitzer, so ist wohl diese Judith eine Tochter des zweiten Hesso. Der markgräfliche Besitz wäre damit aus

Digitized by Google

altem Reichsgut über die Hessonen und ihren Ahnherrn Graf Mangold erklärt. So vermutet auch Dr. G. Heß unter Auswertung einer neuen, von Archivrat Dr. Decker-Hauff entdeckten Quelle. („Murrtalbote Backnang, 10. September 1949, und briefliche Mitteilung vom 26. Juni 1950.) In dieser Quelle, einer alten Abschrift des verschwundenen Backnanger Seelbuchs, ist aufgeführt der Vorfahr der beiden genannten Grafen Hesso: „Mangoldus comes primarius, cui traditum est pretium istud a rege". Dieses königliche Lehengut (Predium vom König) ist zweifellos auf den Backnanger Burgberg zu beziehen. Damit wäre der älteste auffindbare Insasse oder Inhaber des Edelhofs auf dem Burgberg ermittelt, womit die Seite 103 getroffene Annahme, daß von jeher adlige Königsbeauftragte auf dem Backnanger Schloßberg Königsrechte wahrgenommen hätten, bestätigt wird.

Damit sind vielleicht auch die Rechte der Herren von Wolfselden verständlich, die 1134 bei der Schenkung Markgraf Hermanns (siehe Anm. 2) in Heiningen gewahrt bleiben. Wolfselden, dessen Adel früher, wie es scheint, zum Teil ebenfalls den Hessonamen trug und das zeitweise auch Ministerialensitz unter Oberhoheit der Hessonen oder ihrer Rechtsnachfolger war, gehörte später den Grafen von Löwenstein, welche Nachfolger der Murrgaugrafen über die Grafen von Calw-Löwenstein sein werden. Ein Nebenzweig dieser Grafen von Calw-Löwenstein nennt sich 1182 und folgende Jahre Grafen von Wolfsölden. Wolfsölden mit Burgsitz liegt an einem alten Weg, wohl Salzweg, von Backnang über Erbstetten nach Neckarrems—Cannstatt. Ein anderer alter Weg über die Löwensteiner Berge verbindet seinerseits Löwenstein mit Backnang. (Siehe Karte Abb. 4.)

Digitized by Google

Christian Ernst Hanßelmanns Historische Karten und die Gauforschung

Von Karl Schumm

Die Arbeiten des Hohenloheschen Rates Christian Ernst Hanßelmann sind noch heute für den Wissenschaftler beachtenswert. Aus einer geistigen Bildungshöhe heraus, die der Mensch unserer Tage nicht mehr erreichen kann, hat Hanßelmann seine Werke verfaßt.

Geboren in Weikersheim 1699, verlor er früh seinen Vater, den Hohenloheschen Rat und Amtmann Georg Hanßelmann. Der Stiefvater seiner Mutter, Johann Georg Dreher, Hohenloheseher Kanzleidirektor in Öhringen, nahm den Dreijährigen in sein Haus auf. In Öhringen besuchte er die vorzüglichen hohenloheschen Schulen; das dazumal bedeutende Gymnasium stand in seiner höchsten Blüte. Die Universitätsprofessoren August Wilhelm Schlözer, die Gebrüder Meister, Albert Ludwig Friedrich und Christian Friedrich Georg, ehemalige Schüler desselben, lehrten an der Universität in Göttingen.

Mit 13 Jahren verlor Hanßelmann auch seinen Stiefgroßvater. Die Mutter verheiratete sich wieder mit Konrad Ebermaier, einem Hohenloheschen Hofrat. Auch dieses Mannes gedenkt Hanßelmann mit großer Dankbarkeit. In der Tradition des fürstlichen Beamtentums aufgewachsen, wählte der junge Hanßelmann sein Studium so, daß er beruflich wieder in diesem Kreise wirken konnte. So studierte er in Jena die Rechte, belegte aber auch Vorlesungen in Geschichte und Philosophie. Als Abschluß seiner Studien nahm er eine Hofmeisterstelle in Holland an, die er 5 Jahre lang inne hatte. Während dieser ganzen Zeit blieb er mit der Fürstlichen Verwaltung in Öhringen in Verbindung und so wurde er auch 1730 wieder nach Öhringen zurückgeholt. Auf einen Hinweis des fränkischen Gelehrten Ludewig, der die Schätze des Archives pries, sollte Hanßelmann das dem Gesamthaus Hohenlohe gehörende Archiv neu ordnen und wissenschaftlich bearbeiten. Die Arbeit kam Hanßelmanns Neigungen entgegen. Bereits 1738 konnte er das neugeordnete Archiv der Besichtigung und Benützung freigeben.

Durch das Studium der Rechtswissenschaft beeinflußt, sammelte er nun Urkunden, um aus ihnen in Form einer wissenschaftlichen Abteilung die alte Landeshoheit des Hauses Hohenlohe zu begründen. Dieser „Diplomatische Beweis, daß dem Hause Hohenlohe die Landeshoheit ... (schon lange vor dem Interregnum) ... zustand", erschien 1751. Weiter fortgeführt wurde die Abhandlung in einem zweiten Band 1757; mit einem dritten Band, der durch die Kritik eines anderen Gelehrten, des David Georg Strube, hervorgerufen wurde, schloß die Reihe ab.

Die juristischen Gedanken, die das Werk veranlaßten, traten zugunsten der historischen Bearbeitung der hohenloheschen Geschichte immer mehr zurück. Schon die Kupferstiche des Werkes bezeugen dies. Die Bearbeitung der historischen Dokumente ließ ihn nicht mehr los. Er wuchs in die Aufgaben eines Landeshistorikers hinein. Aber nicht nur das Urkundenmaterial hielt ihn fest, sondern auch die historischen Offenbarungen des heimatlichen Bodens be-

Digitized by Google

schäftigten ihn. Die zahlreichen Funde der Gegend aus vorgeschichtlicher Zeit und der Zeit der römischen Besiedlung veranlaßten ihn, sie zu bearbeiten und zu veröffentlichen.[1] So wurde er Vorgeschichtsforscher und hat sich alle Methoden zu eigen gemacht, die heute noch zum Werkzeug eines solchen gehören. Er sammelte, grub und verglich. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind die beiden Bände: „Beweis, wie weit der Römer Macht ... in die Ost-Fränkische, sonderlich Hohenlohische Lande eingedrungen".[2] Die Darstellung der Ergebnisse zwingt Hanßelmann, Karten zu entwerfen, die er, entsprechend dem Gebrauch der damaligen Zeit, ohne Maßstäbe, rein als anschauliche Skizzen fertigte. Er hat alle diese Karten selbst entworfen, sogar die figürlichen Umrahmungen, wie die auf Tafel 16 des ersten Bandes, sind sein Werk; nur die einfachen Kartuschen der übrigen Tafeln zeichnete der Stecher. Wir kennen die wissenschaftlichen Fehler seiner Darstellungen. Hanßelmann besaß keine Vorarbeiten, er war auf Beobachtungen und Mitteilungen angewiesen. Draußen im Lande hatte er Berichterstatter, und in ähnlicher Weise, wie es heute beim Landesamt für Denkmalpflege Gebrauch ist, liefen bei ihm Nachrichten über gemachte Funde zusammen. So schreibt am 29. Oktober 1767 der Revierjäger Naegelin aus Lachweiler: „... daß ich in hießiger refir einen Graben (welcher der Schweinsgraben genannt wird) ganz genau betrachtet, welcher von Gleichen gegen Meinhart zu eine schnurgerade Linie machet, auf gedachtem Graben oder aufwurf zwey merkwürtige steinhaufen angetrofen, wobei dem einen noch Kalch gefunden[3] vermutlich daselbst ein Wachhauß oder Hüten muß gestanden haben, da nun derselbe sich über Wälder und Felder gradaus durchzieht, möchte faßt glauben, daß dieß eben gleich wie die sogenannte Teufelsmauer, eine Brustwehr von Völckern aufgeworfen könnte geweßen seyn. Auch um so mehr dieweil hinter Öhringen noch etliche Spuhren davon vorgefunden worden, eben dieser graben dorther sich biß gegen der mir bekannten in Würtenberg durchlaufende Teufelsmauer zuziehet. Anneben darf ich nicht vergessen, daß ich einen Platz bey Geilspach ohnfern Meinhart ausfündig gemacht, allwo eine Mauer gleichwie ein Kirchhoff viereckigt gestanden, da aber ein acker jezo dorthin gerichtet worden, nunmehr solch gemäuer gänzlich abgehoben worden, demnach immer viel daselbst zu erkennen seyn wird."[3] Diese Beobachtungen hat Hanßelmann ausgewertet. Seine Kartenzeichnungen hat er zur besseren Übersicht und Verständlichkeit farbig getönt. In der Veröffentlichung mußten die farbigen Unterscheidungen wegfallen. Die endgültige Ausführung der Karte (Band I, Tabelle 2), in Strichätzung gedruckt, ist bei weitem nicht so übersichtlich wie der farbige Entwurf hierzu, was besonders in den angenommenen römischen Sumpfbefestigungen bei Pfedelbach zum Ausdruck kommt. Auch hier bezog sich Hanßelmann bei seinen uns als falsch bekannten Annahmen auf Aussagen der Einwohner. Ein Herr Liebhart, Kupferstecher in Öhringen, berichtete ihm, er habe in Pfedelbach erfahren, daß man dort „viele geripte Zigel" angetroffen. Die Funde kamen besonders aus einem Krautgarten bei der Schanz. Auf Grund der irrigen Annahme, Öhringen sei gleich „arae flaviae" zu setzen, wurden von Hanßelmann die ersten Römerkastelle in Württemberg in Öhringen entdeckt und beschrieben. Er stellte die

[1] Weller, K.: Die Geschichtsschreibung im Württembergischen Franken 1750 bis 1870. In: Jahrbuch des Historischen Vereins fur Württembergisch Franken. Neue Folge 17/18.

[2] Zahlreiche Briefe zeitgenössischer Gelehrter, mit denen sich Hanßelmann über seine Funde auseinandersetzte, sind in seinem Nachlaß vorhanden.

[3] Hanßelmann hat diesen Bericht beinahe wörtlich in sein Buch aufgenommen (Band I, S. 73).

Digitized by Google

Öhringer Gegend als den wichtigsten Grenzpunkt des römischen Imperiums dar und betonte das besonders in seinen kartographischen Darstellungen (Band I, Tabelle 2; Band II, Tabelle 2).

Die Veröffentlichung beschreibt auch den Limesverlauf in zwei Karten (Band I, Tabelle 16; Band II, Tabelle 1). Trotz des Berichtes des Försters Naegelin und des Abdrucks desselben in der Veröffentlichung über den geradlinigen Verlauf der Limeslinie ist diese Tatsache nicht im Kartenbild berücksichtigt.[4] Auch sonst weicht das Kartenbild von der uns bekannten Limeslinie ab. In der Karte des ersten Bandes (Tabelle 16) ist der Verlauf bei Öhringen einigermaßen genau. Jagsthausen ist richtig eingezeichnet, ein Kastell in Ohrnberg angenommen, die zwei Öhringer Kastelle liegen entsprechend der Limeslinie, auch Pfedelbach bekam ein Kastell, doch bereits bei Mainhardt macht der Limes seine Ostwendung, geht südlich Schwäbisch Hall über den Kocher und darauf ostwärts. In Band II, Tabelle 1, liegen nun merkwürdigerweise Öhringen, Pfedelbach und Mainhardt östlich des Limes und im Ostverlauf berührt er Dinkelsbühl.

Durch den Untertitel seines Römerwerkes: „... nebst ebenfalls fortgesetzter historisch und geographischen Beschreibung der Provinz Ostfranken ..." wird Hanßelmann veranlaßt, sich mit der ehemaligen Gaueinteilung Ostfrankens, und besonders des Hohenloher Landes, zu befassen. Die landschaftliche Ausdehnung der einzelnen Gaue hat vor Hanßelmann schon viele Gelehrte beschäftigt. Die verschiedenen Bearbeiter führt er im zweiten Band (2. Absatz, Kapitel 3) mit Namen an und bespricht auch die Ergebnisse ihrer Forschungen. Er faßt sein Ziel in einem Wunsch zusammen: „Wie erwünscht wäre es demnach nicht, wann von allen und jeden teutschen pagis, sonderlich unseren ost-fränkischen eine besondere Beschreibung mit eben solchem Fleiß ... ans Licht gestellt würde, als solches vom Herrn Hofrat Lamay ... mit dreien pagis, und zu jedem derselben beygefügten Charta geographica ... geschehen ist" (Band II, S. 313).

Die kartenmäßige Darstellung der Gaue beschäftigte Hanßelmann mehrfach. Eine Übersicht über diejenigen Ostfrankens veröffentlichte er in Band II, Tabelle 21. Die Namen der Gaue werden entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu den Flüssen ohne genaue Grenzlinien in eine Karte eingetragen. Zu gleicher Zeit beginnen die Historiker die Gaue zu erforschen und zu beschreiben. Strebel hat 1761 den Rangau behandelt.[5] Hanßelmann ist voll Lobes über diese Arbeit (Band II, S. 313). Dadurch angeregt, widmet er in Band II ein ganzes Kapitel (III) ihrer Erforschung. Den damaligen historischen Ergebnissen entsprechend, teilt er die Gaue ein in „Majores et Minores, und zwar so, daß ein Pagus major verschiedene Pagos minores in sich begriffen". Er geht dabei auf die heute noch ungeklärte Erscheinung ein, daß südlich des Kochergaues sich Gaubezeichnungen finden, deren Territorien links und rechts der Nebenflüsse desselben liegen, so den Ohrngau, den Brettachgau, den Sulmgau. Diese Teilgaue sind aber so klein, daß sie sich nicht in den Begriff der alten Gaue einreihen lassen.[6] Grenzbezeichnungen gibt Hanßelmann nicht, die Gaunamen sind nur allgemein in die entsprechenden Gegenden eingetragen.

[4] Nur der Pfahldöbel westlich Friedrichsruhe ist auf der Darstellung Band II, Tabelle 2, geradlinig gezogen.

[5] Joh. Sigmund Strebel: Franconia illustrata ... 1761.

[6] Diese Tatsache erklärt sich wohl daraus, daß im altdeutschen Sprachgebrauch das Wort „Gau" einfach eine Gegend bezeichnet hat. (Die Schriftleitung.)

Digitized by Google

Nun hat Hanßelmann in seinem Nachlaß eine Karte hinterlassen (siehe Abbildung), die zeigt, daß ihn die Beschäftigung mit den Gauen nicht mehr losgelassen hat. Von der allgemeinen Beschreibung derselben geht er weiter zum Versuch, die Grenzen derselben genau festzulegen. Eine solche Arbeit kann nur in historischer Kleinarbeit geschehen, und so beschränkt sie sich auf die Gaue, über deren ehemaliges Gebiet in den ihm anvertrauten Hohenlohearchiven Material zu finden ist. Er beschäftigte sich mit dem Kocher-, Jagst-, Mulach- und Taubergau. Die aufgefundene Karte ist in Tinte ausgeführt, die Grenzen mit Wasserfarbe gezogen. Auf die Kartusche, die auch wieder von Hanßelmann selbständig entworfen und ausgeführt ist, hat er besondere Mühe aufgewandt. Ein geschupptes Rollwerk umrahmt den Schild, der mit Jagdtrophäen und Früchtebündeln verziert ist. Im Schild steht der Titel: „Vorstellung derer in medio aevo berühmt- und zum Herzogthum Ost-Franken gehörig geweßenen pagorum Kochingowe, Oringowe, Brettachgowe, Sulmenachgowe, Jagesgowe, Mulachgowe und Tubergowe woraus ehedessen die Landschaft Graff Hermanns des Stiffters des Haußes Hohenlohe bestanden hat und die von dessen heutigen Descendenz noch besteht, aus denen ältesten Documentis des Hohenlohisch-Gemeinschaftl. Archivs, sonderlich aus dem Öhringer Stifts Fundations Diplomate zur beßeren Orientierung der Historie dießes Haußes und deßen Landes zusammengetragen von Christian Ernst Hanßelmann". Wieder betont er mit diesem Titel den juristischen Ausgangspunkt, den er auch in seiner Arbeit über die Römer nicht aufgegeben hatte. Geschichte ist für ihn noch zweckgebunden, die alte Tradition des Hauses Hohenlohe soll erwiesen und begründet werden. In der Hanßelmannschen Karte sind nur die Grenzen des Kocher- und Jagstgaues vollständig ausgeführt.

Der K o c h e r g a u hat im Norden als Grenzscheide die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst. Beinahe alle mittelalterlichen Grenzen, mit Ausnahme der Würzburger Kapitelgrenzen, haben diese Linie beibehalten. Die Straße geht in einem Strange bei Heimhausen über die Jagst, ein anderer macht entsprechend dem Kocher- und Jagstknie und der Wendung beider Flüsse von Süden nach Westen diese Wendung mit und führt nach Süden. Auch hier bildet die Straße eine Grenzlinie, die Hanßelmann erkannt hat. Die Gaugrenzen an der Bühler sind ihm, wie auch der heutigen Forschung, noch unklar, und ebenso ist die Südgrenze problematisch.

Die Ausdehnung des M u l a c h g a u e s ist im Westen durch die Kochergaugrenze eindeutig bestimmt. Die Ostgrenze legt Hanßelmann, ganz im Gegensatz zu den anderen Forschern seiner Zeit, weit nach Westen. Die Festlegung bei Schmalfelden—Blaufelden leitet er von der Schenkungsurkunde aus dem Jahr 1033 ab.[7] Die Nordgrenze erweitert Hanßelmann, bei ihm überschreitet sie bei Hohebach die Jagst und trifft bei Stachenhausen auf die Hohe Straße. Nach den ehemaligen Centgrenzen und den Markungsgrenzen, die aus den bäuerlichen Rechtsquellen der Gegend abzuleiten sind, gingen die Gaugrenzen bei Eberbach über die Jagst und treffen von dort in westlicher Richtung auf die Hochstraße. Die Hanßelmannsche Hinausschiebung rührt wohl daher, daß Würzburg seine Hoheitsgrenze mit der Westgrenze der später entstandenen bischöflichen Cent Jagstberg, die wiederum mit einer Jagdgrenze identisch ist, gleichsetzt, eine Grenzziehung, die zu dauernden Rechtsstreitigkeiten innerhalb der betreffenden Gemeinden führte. Die Nordgrenze des Jagstgaues ist schematisch angenommen,

[7] Württembergisches Urkundenbuch, Band I, Seite 261, Nr. CCXXI.

Digitized by Google

Digitized by Google

entsprechend der südlichen Grenzlinie ist im gleichen Abstand eine nördliche festgesetzt. Es ist nicht Aufgabe dieser Abhandlung, die Hanßelmannschen Ergebnisse mit denen der neueren Forschung zu vergleichen. Dies muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

Zeitlich nach Hanßelmann haben diese Fragen unendlich viele Forscher beschäftigt und gereizt. Landeshistoriker wie Chr. F. Stälin und Baumann haben darüber geschrieben, und namhafte Heimatforscher wie Bossert und H. Bauer versuchten in mühevoller Einzelarbeit Klarheit in sie zu bringen.[8] Auch bayerische Historiker haben diese Probleme aufgegriffen. Im Gebiet des Fürstentums Hohenlohe versuchten Hammer und Bensen historische Karten zu entwerfen.[9] Spruner fertigte eine Karte des Herzogtums Ostfranken mit der Gaueinteilung, Baumann gab 1879 eine solche der Gaugrafschaften in Württembergisch Schwaben heraus.[10] Die Forschungen über die Gaugrafschaften wurden besonders angeregt, als die Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im ersten Jahrgang ihres Korrespondenzblattes[11] es für erforderlich hielt, Beschreibungen der Gaue zu bearbeiten. Der Archivar des Vereines, Dr. Landau, entwarf ein methodisches Gutachten. Die Bearbeitung des Themas schien so wichtig, daß die Beschreibungen der Gaue in Heftform vom Gesamtverein selbst herausgegeben werden sollten. Eine Kommission überwachte und leitete die Arbeit. 1854 erschien als erstes Bändchen und zugleich als Musterdarstellung: „Beschreibung des Gaues Wettereiba" von Dr. G. Landau. Der Verfasser, der auch die weiteren Arbeiten über die Gaue beeinflussen sollte, wandte sich leider in der Fortführung seiner Studien konstruktiven Spekulationen zu. (Eine Einheit = 3 Gaue, 3 Centen = 1 Gau = 3 Archidiakonate = 3 Dekanate usw.) Der Höhepunkt dieser rein mathematischen Konstruktion ist im 5. Jahrgang 1856, Nr. 2, zu finden. Hier sind in schematischer Weise Listen zusammengestellt, die jenseits jeder historischen Forschung liegen. Dagegen wendet sich im gleichen Heft G. Waitz und schreibt über die bis jetzt geleisteten Arbeiten an der Gauforschung: „Je objektiver, je freier von vorgefaßten Meinungen und eingetragenen Hypothesen sie sich halten, je mehr sie das wirklich Sichere und das nur Wahrscheinliche oder Mögliche unterscheiden, und jedes als das hervortreten lassen, was es wirklich ist, je größer wird der wissenschaftliche Wert und der Nutzen für andere Forschungen sein."

Diese Kritik, so wertvoll sie auch ist, hat in der Zukunft hemmend auf die weitere Gauforschung des Gesamtvereines eingewirkt, nur in den Lokalvereinen wurde sie noch weitergeführt.

Alle diese Arbeiten haben ein Gemeinsames: Sobald der Verfasser versucht, klare Grenzziehung der einzelnen Gaue herauszustellen, zeigen sich Unsicherheiten und Verschiebungen. Der Grund dieser vielfältigen Ergebnisse liegt nun nicht in der Methode oder in der mangelnden Bearbeitung des Stoffes, er liegt in der historischen Gegebenheit selbst.

Jeder Forscher, der sich mit territorialen Grenzen beschäftigt hat, weiß, daß sich diese immer wieder verändern. Sie erweitern und verengen sich, runden sich ab, ja in Einzelfällen können sie sogar über große Zeiträume hinweg überhaupt strittig sein. Geschichtliche Karten werden deshalb nur für bestimmte Zeiträume

[8] Siehe Heyd, II. Band, Seite 5.

[9] Siehe II. Heft der Schriftenreihe aus den Hohenlohesammlungen Neuenstein, Seite IV.

[10] Literaturangaben bei Heyd, II. Band, Seite 5.

[11] Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1. Jahrgang, Heft 8, Seite 63. Dresden 1853.

Digitized by Google

festgelegt. Bei der Untersuchung der Gauausdehnung ist man nun, infolge der spärlich fließenden Quellen geneigt, diese ein und für allemal als feststehend und unabgeändert anzunehmen, also über den Zeitraum von der Landnahmezeit an, bis zur Auflösung in selbständige Grafschaften des Hochmittelalters. Doch schon das Aufkommen von Untergauen im Hanßelmannschen Sinne zeigt die zeitlichen Veränderungen. Die immer angewandte und einwandfreieste Methode, eine Gauausdehnung festzustellen, ist die Zusammenfassung der in Urkunden mit der Gaubezeichnung genannten Ortschaften. Die Markungen der betreffenden Ortschaften müssen in Grenzlagen den Abschluß des Gaues bilden. Aber auch hier ergeben sich Unklarheiten, die aus der zeitlichen Veränderung des Territoriums zu erklären sind. Entscheidend bei dieser Methode ist die Frage: Sind im frühen Mittelalter die Markungsgrenzen der einzelnen Siedlungen eindeutig fest gewesen? Hier kann auf die Tatsache der offenen Wald- und Weidegebiete an der Peripherie der Gemeindemarkungen hingewiesen werden, welche es ermöglichten, Tochtergemeinden zu gründen, und auch auf die unendlich häufigen Grenzstreitigkeiten im ausgehenden Mittelalter, die endlich zur klarsten Festlegung der Markungsgrenze führten, nämlich der Versteinung.

Die grund- und gerichtsherrlichen Rechte werden auch zur Abgrenzung der ehemaligen Gauausdehnung beigezogen. Es sind vor allem die ehemaligen Centbezirke, die in ihrer Abhängigkeit von der Gaugrafschaft eine Konstruktion der Gaugrenze ermöglichen. Doch auch hier ist bekannt, wie häufig der Centsitz verlegt und dadurch sich der Gerichtsbezirk verschoben hatte. Gerade in unserem Gebiet hat im ausgehenden Mittelalter jede bedeutende Grundherrschaft die Centrechte an sich genommen und die Cent mit der grundherrschaftlichen Gerichtsbarkeit vermengt (Riedbach — Bartenstein, Michelbach — Langenburg, Hollenbach — Weikersheim). Auch hier sind die Grenzen einer mannigfaltigen Verschiebung unterworfen gewesen.

Die kirchliche Einteilung in Verbindung mit der Gaueinteilung zu bringen, ist in unserem Gebiet nicht angängig. Hier hat das Bistum Würzburg bei der Dekanatseinteilung überhaupt keine Rücksicht auf die alte Gebietszusammengehörigkeit genommen.

Die Jagdbannbezirke zur Rekonstruktion der Gaugrenzen beizuziehen, ist ebenso abwegig. Es ist nur dort möglich, wo diese die alten Grenzziehungen beibehalten haben. Die Jagdbezirke sind jüngeren Datums und waren bis in die Neuzeit herein vielfachen Abänderungen unterworfen.

Allein die Methodik der historischen Erforschung der Gaugrenzen mit allen Ableitungen und Festlegungen wäre einer besonderen wissenschaftlichen Arbeit wert. Im Hinblick auf die Arbeiten Christian Ernst Hanßelmanns, dessen Forschertätigkeit allein diese Abhandlung gewidmet ist, ist eine Ausdehnung derselben auf dieses Gebiet nicht angängig.

Wir können nur abschließend feststellen, daß wir auf dem Zweig dieser landesgeschichtlichen Forschung noch wenig über Hanßelmann hinausgekommen sind und daß nur eine genaue heimatgeschichtliche Forschung hier neue Erkenntnisse bringen kann.

Digitized by Google

Die Pfarrkirche von Unterregenbach

Von Hans Christ

I. Einleitung

Der kleine hohenlohesche Pfarrweiler Unterregenbach an der Jagst bei Langenburg (Abb. 1) hat schon frühzeitig wegen seiner altertümlich erscheinenden Krypta die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen. Nachdem Franz Kugler[1] die Krypta 1859 in die kunstgeschichtliche Forschung eingeführt und Heinrich Mürdel[2] 1908 die zur Krypta gehörende große Basilika gefunden hatte, sind beide von Eugen Gradmann[3] in einer grundlegenden, im Ergebnis jedoch nicht ganz eindeutigen Untersuchung behandelt und in ottonische Zeit gesetzt worden. „Die Krypta rührt vermutlich von einer klösterlichen Zelle her, die wohl schon in der Karolinger Zeit (unter dem Einfluß von Fulda?) gegründet, anscheinend in der Zeit der Ottonen, schwerlich erst unter den Saliern von neuem gebaut, aber früh, etwa von den Ungarn, zerstört wurde. Sie ist vielleicht ein geschichtliches Denkmal des Herzogs Eberhard von Franken oder Hermanns I. von Schwaben." Diesem Urteil hatte ich mich anfangs angeschlossen.[4] Nach einer eingehenderen Untersuchung, die ich 1947 gemeinsam mit Mürdel durchführen konnte, bin ich jedoch hauptsächlich auf Grund von weitgehenden Übereinstimmungen mit der sicher datierten Krypta von Bleurville (Französisch-Lothringen) zur Überzeugung gekommen, daß jene nur ein Werk aus dem zweiten Viertel des 11. Jahrhunderts sein kann und mit der 1033 an das Hochstift Würzburg erfolgten Schenkung Regenbachs durch Kaiser Konrad II. und seine Gemahlin Gisela zusammenhängt. Gradmann war der Ansicht gewesen, daß zwei Paare dekorierter Säulen- und Pfeilerkapitäle, die 1880 in der zerstörten Apsis der Krypta, zum Teil noch in situ gefunden worden sind, mit fünf Bildwerken, die an den Außenwänden der Pfarrkirche und an der Kirchhofsmauer eingelassen waren, stilistisch zu einer karolingisch-ottonischen Gruppe gehören, daß die Kapitäle vorromanisch und die figürlichen Bruchstücke „Denkmäler karolingisch-ottonischer Monumentalbildhauerei" seien. Die Ähnlichkeit zwischen dem Blattwerk der Kapitäle und dem der karolingisch-ottonischen Bildwerke erschien ihm so groß, daß er diese, obwohl sie an der Pfarrkirche und in

[1] Geschichte der Baukunst II. 1859. Seite 453.

[2] Basilika Unterregenbach, Grabungsbericht 1908/09 mit weiteren Zusätzen von Pfarrer Heinrich Mürdel (Handschrift im Pfarrarchiv Unterregenbach; Zweitausfertigung im Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart). Der Verfasser, von 1900 bis 1940 Pfarrer in Unterregenbach, hat durch seine Grabung die Grundlage zur Klärung des Regenbacher Problems geschaffen.

[3] Das Rätsel von Regenbach, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, Neue Folge XXV, 1916 (Sonderdruck). Die Arbeit Gradmanns baut auf den Untersuchungen Mürdels auf. Sie ist vom Stand der Erkenntnis ihrer Zeit gemessen eine hervorragende Leistung, wenn sie auch heute in der kunstgeschichtlichen Beurteilung als überholt gelten darf. Zu vergleichen sind vor allem die neuesten Arbeiten von Mürdel. Das Rätsel von Regenbach, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, VIII. 1944 bis 1948, Seite 6 ff., und der Nachtrag in derselben Zeitschrift, IX, 1949, Seite 67 ff.

[4] Hans Christ, Romanische Kirchen in Schwaben und Neckarfranken. 1925. Seite 184.

Digitized by Google

Abb. 1. Unterregenbach. Ortsbild von Süden.

ihrer nächsten Umgebung gefunden worden waren, für Bestandteile der Krypta bzw. der zu dieser gehörenden großen Basilika gehalten hat. Durch diese These hat die Krypta von Unterregenbach neben der von Rohr[5] die unverdiente Bedeutung erlangt, eine der frühesten Hallenkrypten auf deutschem Boden zu sein. In Wirklichkeit läßt sich ein Zusammenhang der an der Pfarrkirche gefundenen zweifellos frühkarolingischen Bildwerke[6] mit der Krypta bzw. der mit ihr verbundenen großen Basilika nicht nachweisen. Unter dieser ist auch bei der Grabung 1908 keine ältere Kirche gefunden worden, zu welcher die Spolien etwa gehört haben könnten. Man wird sie daher besser der Pfarrkirche zuweisen, an deren Mauern sie eingelassen waren. Trifft diese nächstliegende Annahme aber zu, so müßte in bzw. unter den Mauern der heutigen Kirche eine frühkarolingische Kirche aus der Zeit der Bildwerke stecken. Für diese Folgerung sprachen zwei Kriterien im Plan der Pfarrkirche, einmal der gegen die Haupt-

[5] Für die Krypta von Rohr vergleiche Hanz Kunze, Der Stand unseres Wissens um die Baugeschichte des Straßburger Münsters, in: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, XX, 1942, Seite 373 f. Die Krypta von Rohr wird dort mit Berufung auf noch unveröffentlichte Forschungen des leider zu früh verstorbenen Hermann Giesau als Bestandteil einer zwischen 815 und 824 von Fulda aus erbauten Benediktinerinnenkirche erklärt. Die Begründung dieser für die Entstehung der abendländischen Hallenkrypta folgenschweren These wird man zunächst abwarten müssen. Giesaus mündliche Erklärungen haben mich von der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Schlüsse nicht überzeugen können. Ich halte die Rohrer Krypta mit Heinrich Bergner (Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, Heft XXII, 1901, Seite 169 und 245) und Georg Dehio (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, I, Mitteldeutschland, 1905, Seite 264) für eine ottonische Anlage, die in der Raum- und Gewölbebildung mit der Augsburger Domkrypta (ältester Teil) auf der gleichen Entwicklungsstufe steht und in die zweite Hälfte oder das Ende des 10. Jahrhunderts datiert werden kann.

[6] Christ, Die Krypta von Unterregenbach, in: Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen. 1950.

Digitized by Google

achse des einschiffigen Langhauses nach Süden verschobene Hauptchor und zweitens seine rechteckige Grundform. Die asymmetrische Lage des Hauptchores deutete auf einen älteren Bauzustand hin, in welchem die südliche Langhauswand weiter nach Süden hinausgerückt und das so erweiterte Langhaus wahrscheinlich in drei Schiffe geteilt war. Für eine ältere, in die Zeit der karolingischen Bildwerke zu setzende Vorgängerin sprach vor allem auch der rechteckige Chorschluß, der zwar bei Zisterzienser- und Bettelordenskirchen im 12. und 13. Jahrhundert häufig vorkommt, bei einer Landkirche aber den Verdacht auf karolingische oder gar merowingische Entstehung erwecken mußte. Dies waren etwa die Erwägungen gewesen, die den Verfasser im Beisein von Pfarrer Mürdel zu Bodenuntersuchungen an der Veitskirche veranlaßt haben.[7]

II. Grabungsbericht

1. Die erste Grabung vom 25. bis 30. August 1947 (Abb. 2a)

Um die Lage der von uns vermuteten älteren Südmauer des Langhauses zu ermitteln, wurden von der heutigen Südmauer aus die Suchschlitze I und II gezogen. Bei I stießen wir bereits in 0,37 m, bei II in 0,64 m unter der Bodenoberfläche auf eine zur Langhaussüdwand parallel laufende Grundmauer, die auf einer Packung von Bachschotter aufsaß und nur noch aus einer Lage von großen, unregelmäßig gebrochenen Muschelkalkplatten bestand (Abb. 3). In den Fugen war ein gut abgebundener, fast stuckartiger Mörtel aus fein zerriebenem Sand mit auffallend reichem Kalkzusatz erhalten. Trotzdem von der Mauer sowohl bei I wie bei II nur noch eine Lage Verblendsteine der Südflucht vorhanden war, konnte auf Grund der Mörtelbindung kein Zweifel bestehen, daß hier die Gründung der älteren Langhausmauer gefunden war. Um deren östliches Ende festzustellen, wurde vor der heutigen Südostecke des Langhauses der Suchschlitz III angelegt. Da ein über der vermuteten Ecke stehendes Obstspalier geschont werden mußte, konnte diese nur noch in der Baugrube angeschnitten, jedoch nicht im ganzen für diese Ecke in Frage kommenden Bereich freigelegt werden. Dagegen kam im Fundament der heute noch stehenden Langhausseite eine nach Süden vorspringende Mauerverzahnung zum Vorschein, die bewies, daß die Ostmauer des Langhauses früher nach Süden bis zum Zusammenschluß mit der von uns gefundenen südlichen Langhausgrundmauer verlängert war. Der Verband bestand aus roh zugerichteten Lagen von Muschelkalksteinen mit ungefährer Beobachtung durchlaufender Lagerschichten. Östlich von dieser Mauer und ihrer südlichen Fortsetzung, ebenso südlich von ihrer Ecke mit der gefundenen Südmauer lagen in 1,00 bzw. 1,16 m Tiefe unter der Bodenoberfläche unregelmäßige Muschelkalkplatten, die offenbar von einem Abbruch herrührten. Als dann der Suchschlitz an der östlichen Stirnmauer des Langhauses entlang bis zur Südwand des Chores vorgetrieben wurde, fanden wir ein in Stufen vorspringendes Chorfundament, das offenbar erst nachträglich an die Stirnmauer des Langhauses angesetzt worden war. Eine klare Beobachtung des zeitlichen Verhältnisses der beiden Mauerzüge zueinander war jedoch nicht möglich, weil der Suchschlitz mit Rücksicht auf ein hier stehendes Grabdenkmal nicht genügend weit ausgedehnt werden konnte.

[7] Unsere Untersuchungen fanden von Anfang an das Interesse des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, dem wir für seine tätige Hilfe zu Dank verpflichtet sind. Dieser gilt vor allem dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn Dr. Emil Kost, und Herrn Archivrat Karl Schumm, die uns in allen Abschnitten der Grabung mit Rat und Tat beigestanden haben.

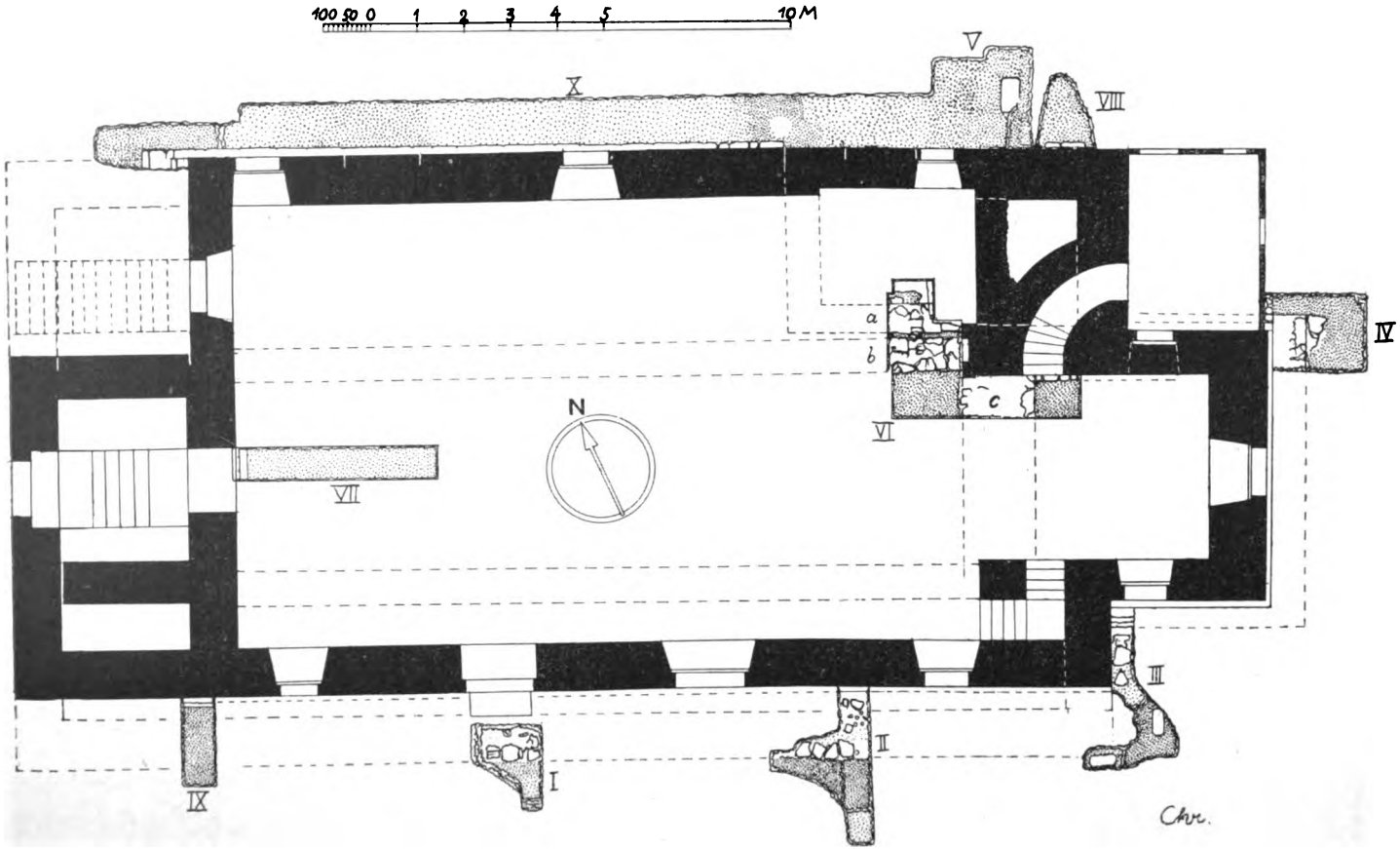
Digitized by Google

Ein vierter Einstich wurde bei IV an der Nordostecke des Chores vorgenommen. In 0,58 m Tiefe unter der Bodenoberfläche sprang das Fundament der östlichen Chormauer um 0,72 m über die Flucht der Obermauer nach Osten vor. Die Unterkante war in 1,80 m Tiefe noch nicht erreicht. An der freigelegten Ecke war nach Osten mit Oberkante in 1,65 m Tiefe eine spornartige Mauervorlage angesetzt, die den Eindruck einer älteren Gründung machte, bei der Enge der Baugrube jedoch nach der Tiefe zu nicht weiter untersucht werden konnte. An dieser Stelle waren daher im Aufbau des Chores zwei, vielleicht sogar drei Schichten zu erkennen: Erstens eine zunächst noch unsichere älteste Gründung, deren Umfang nicht festzustellen war. Zweitens der auf dieser aufsitzende Unterbau eines Rechteckchores, dessen etwa 1,50 m starke Nordmauer und mindestens 2 m starke Ostmauer aus roh bearbeiteten Muschelkalkbruchsteinen zusammengesetzt waren, und dessen Mörtel aus hellem, graugrünem Sand mit geringerem Kalkzusatz bestand. Drittens der auf diesem Unterbau heute noch stehende Rechteckchor, dessen Mauerzusammensetzung wegen des daraufsitzenden Putzes nicht genauer untersucht werden konnte.

Ein fünfter Aushub (V) wurde an der Nordseite der Kirche westlich von der zur Sakristei hinaufführenden Treppe gemacht. Der gewachsene Boden lag hier 1,50 m unter der Bodenoberfläche und bestand aus abgelagertem Erdreich mit einem geringeren Zusatz von Muschelkalkschotter als an der Südseite der Kirche. Die Unterkante des Fundaments saß an dieser Stelle 10 bis 15 cm tief im gewachsenen Boden. Zuunterst lagen unregelmäßig verlegte Bruchsteine ohne genauere Schichtlinien, darüber größere rechteckige Mauersteine, offenbar Abbruchmaterial, und, bis zur Unterkante des Putzes, vier Schichten kleiner, rechteckiger und quadratischer Mauersteine von Ziegelformat und auch größer.

Das Ergebnis der ersten auf die Außenseiten der Kirche beschränkten Grabung war folgendes: Die asymmetrische Lage des Chores und Westturmes zur Mittelachse des Langhauses wird dadurch erklärt, daß dessen Südmauer ursprünglich um 1,50 bis 1,60 m weiter nach Süden hinausgerückt war. Der in seiner Grundrißbildung altertümlich wirkende Rechteckchor sitzt auf mindestens einer, vielleicht sogar zwei älteren Bauschichten, die heute in einem nachträglich aufgehöhten Boden eingebettet sind. Die Unterkante des Fundaments war in 1,80 m Tiefe noch nicht erreicht. Die Kirche war auf einem in südöstlicher Richtung abfallenden Gelände erbaut worden. Das Absteigen der Fundamentunterkante von etwa — 0,85 m (Grube I) auf mehr als — 2,10 m (Grube IV) mit Bezug auf die Horizontale des heutigen Kirchenfußbodens beweist, daß der Abfall des Geländes in der Gründungszeit steiler gewesen war und erst durch eine verhältnismäßig späte, mit einer Futtermauer abgedämmte Aufhöhung das geringere Gefälle von heute erhalten hat. Der Baugrund an der Südseite der Kirche besteht überwiegend aus Bachschotter, der mit humösem Sand vermengt ist. An der Nordseite wird der Bachschotter spärlicher und der Humus reichlicher. Der Unterschied in der Bodenzusammensetzung mag darauf zurückzuführen sein, daß der von der Klinge herunterfließende Wildbach, wie wir weiter unten noch sehen werden, ursprünglich die Siedelung in südöstlicher Richtung, das heißt unmittelbar südlich an der Kirche vorbei, durchlaufen hat, so daß die von der Ostrichtung um etwa 22° abweichende Orientierung der Kirche durch den ursprünglichen Bachlauf bestimmt worden ist. Die offenbar künstlich aufgeschüttete Schotterterrasse südlich vor der Kirche, die früher Friedhof war, hätte zunächst den Zweck gehabt, den Wildbach von der Kirche mehr nach Süden abzuleiten.

Digitized by Google



UNTERREGENBACH PFARRKIRCHE
GRABUNGEN 1947/48

Abb. 2a Grabungsplan.

Digitized by Google

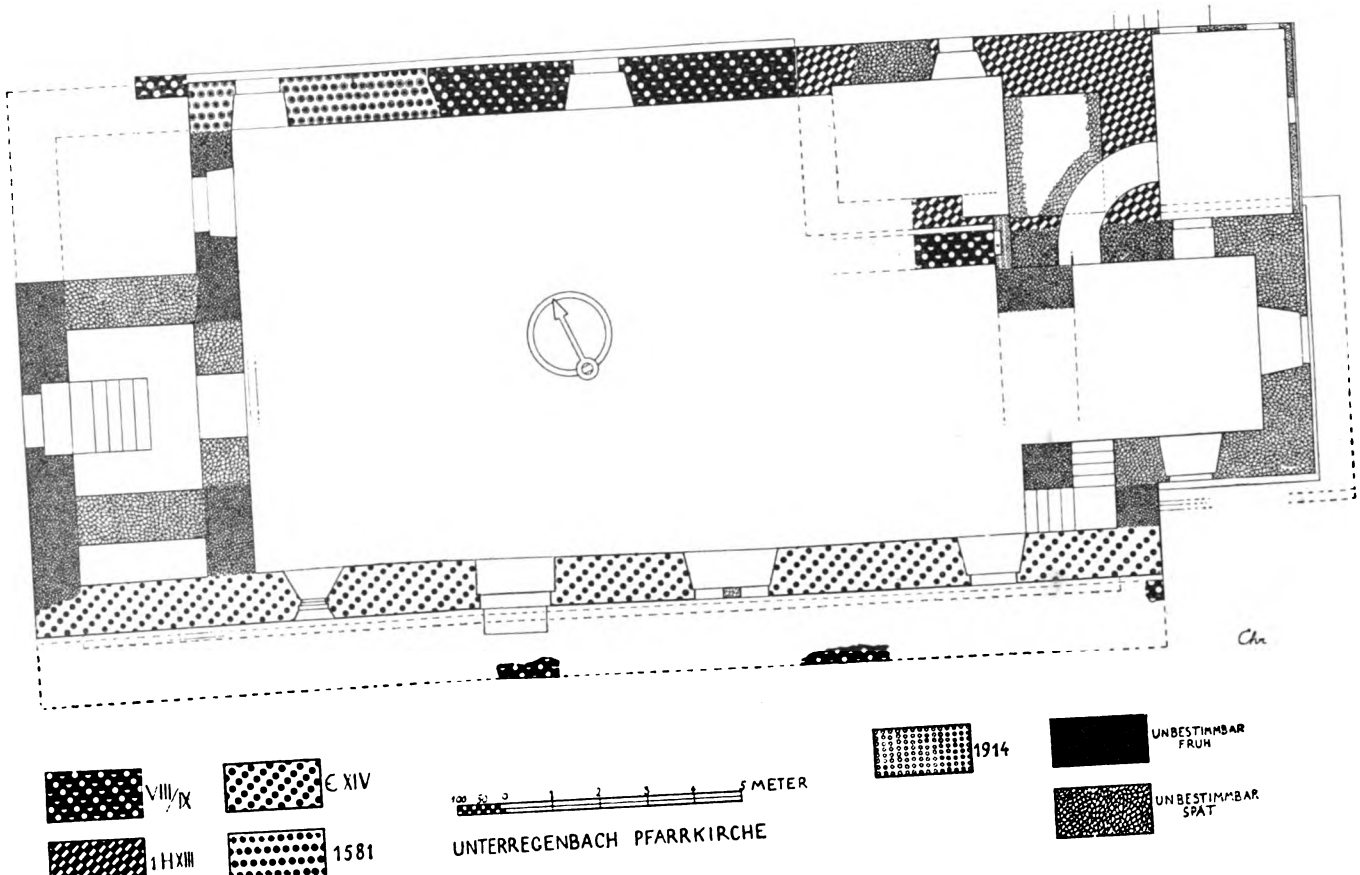


Abb. 2b. Grundriß und Bauabschnitte.

Digitized by Google

2. Die zweite Grabung vom 19. Mai bis 2. Juni 1948

Nachdem 1947 unter der in ihren aufwändigen Teilen aus romanisch-gotischer Zeit stammenden Veitskirche eine ältere Kirche mit breiterem Langhaus gefunden war, wurde 1948 wiederum in Gemeinschaft mit Pfarrer Mürdel und in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Württembergisch Franken eine zweite Grabung unternommen. Deren Ziel war, einmal die von uns vermutete Dreischiffigkeit der älteren Kirche nachzuweisen und zweitens die Untersuchungen an dem Fundament der nördlichen Außenmauer des Langhauses fortzusetzen, weil bei diesem in der ursprünglichen Baugrube sitzenden Fundament mit wichtigen Funden gerechnet werden konnte. Für den Nachweis der Dreischiffigkeit des breiteren Langhauses bot sich keine bessere Stelle dar als die

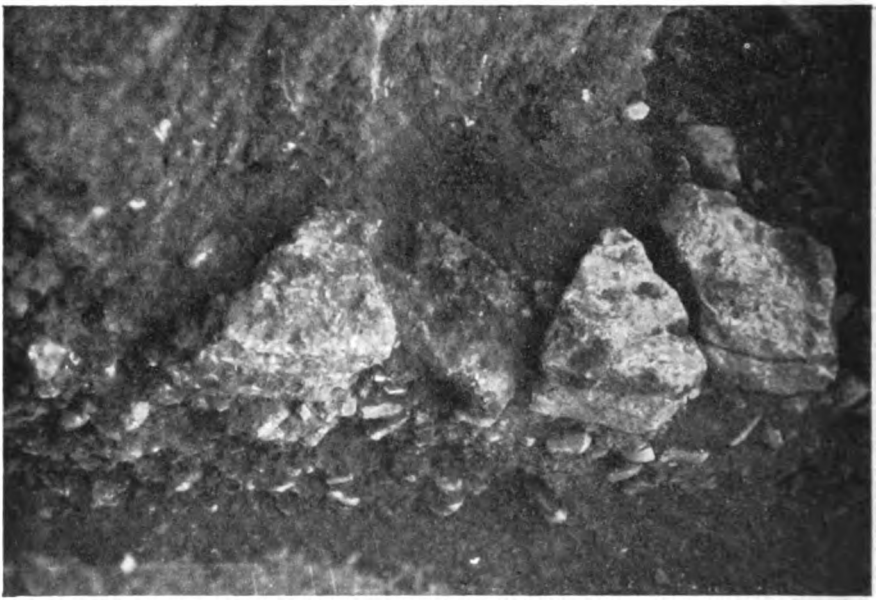


Abb. 3. Erhaltener Fundamentsrest der karolingischen Langhaus-Südmauer (Grube II).

nördliche Auflagerecke des heute beseitigten Triumphbogens. Der Einstich wurde von der Ecke aus sowohl nach Osten in den Hauptchor hinein wie nach Norden, entlang der Stirnwand der nördlichen — heute zugemauerten — Altarnische vorgetrieben (Grube VI). Auch hier wurden unsere Erwartungen nicht enttäuscht (Abb. 2a, 4 und 5). In 26 m Tiefe unter dem heutigen Kirchenfußboden stießen wir zunächst auf einen 0,66 m dicken Mauerzug (a), der parallel zur Längsachse der Kirche lief. Seine Südwand war gegen die nördliche Innenwand des Hauptchores um etwa 1 m nach Norden versetzt. An ihrer Nordseite war noch ein horizontaler Putzstreifen erhalten, der 22 cm unter der Abbruchkante der Mauer horizontal abgeschnitten war, offenbar, weil hier ein Fußboden angeschlossen hatte. An der Südseite konnte festgestellt werden, daß die Mauer auf einem 0,72 m unter dem heutigen Fußboden liegenden älteren Estrich aufsaß. Die Mauer mußte daher jünger sein als der Estrich. Als dieser durchstoßen war, stellte sich darunter, an den gefundenen Mauerzug nach Süden an-

Digitized by Google

gelehnt, eine tiefere Parallelmauer (b) heraus, deren Oberkante 0,84 m und deren Unterkante etwa 1,41 m unter dem Fußboden lag. Ihre Stärke betrug 0,71 m. Sie war aus wenig bearbeiteten Muschelkalkbruchsteinen sowie Geröllen zusammengesetzt und oben mit großen Muschelkalkplatten abgedeckt. Ihr Anschluß an die Nordmauer des Hauptchores ist durch den denkmalartigen Aufbau mit den Kopien der an der Pfarrkirche gefundenen Bildwerke so unglücklich

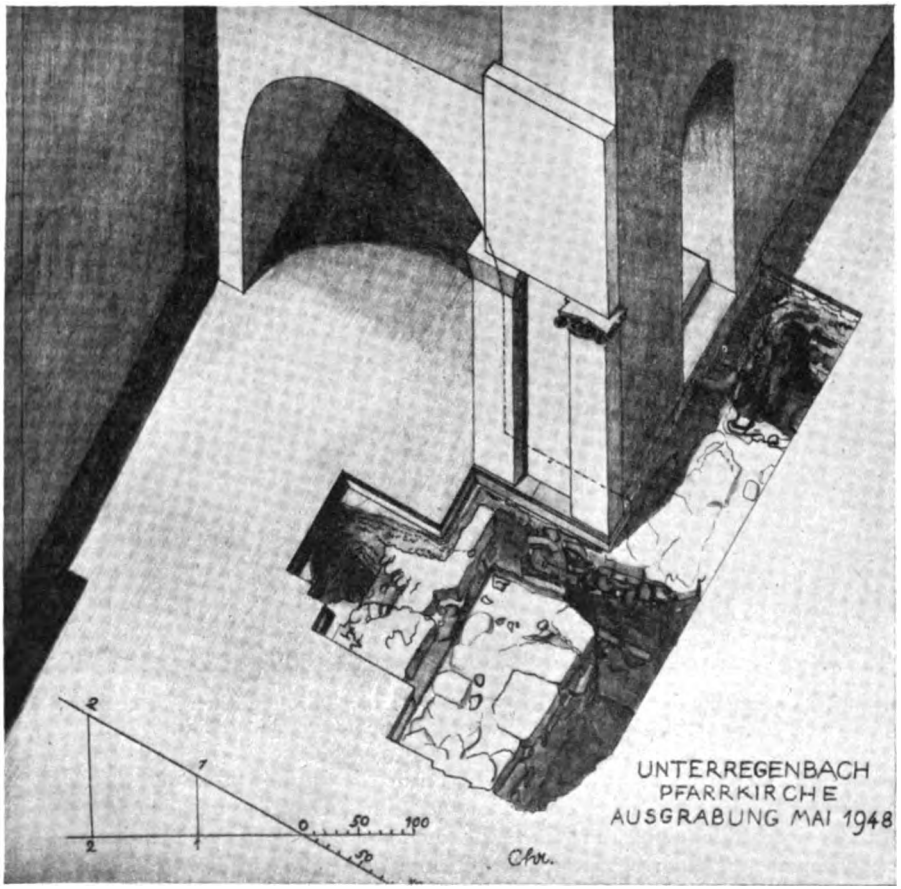


Abb. 4. Grabungsfeld am Hauptchor. Grube VI = Isometrische Ansicht im Winkel von 30°.

überdeckt, daß ein klares Bild von dem technischen Zusammenhang des Mauerzuges mit der Chormauer an dieser für die Baugeschichte entscheidenden Stelle nicht gewonnen werden konnte. Dies um so weniger, als die Mauer b vor ihrem Anschluß an die Stirnseite der Chormauer mit dem über diese hinweggezogenen Estrich von der 1,60 m starken Grundmauer des ehemaligen Triumphbogens (c) überdeckt wird. Ein unter dem Denkmal bis zur Stirnseite der Chormauer vorgetriebener Ausbruch ergab über die Art des Anschlusses keine ausreichende Klarheit. Die Oberkante der Grundmauer c lag 17 bis 20 cm unter dem Kirchenfußboden. Die Unterkante war in 1,40 m Tiefe nicht erreicht. Das Mauer-

Digitized by Google

werk bestand im Unterschied zu den Grundmauern a und b aus kleineren Geröllen und Bruchsteinen ohne durchgehende Lagerfugen. Bei der ungewöhnlichen Stärke von 1,60 m konnte die Mauer kaum etwas anderes als die Grundmauer eines früher über dem Chor stehenden Turmes gewesen sein. Das Fundament der nördlichen Chormauer schloß an die Quermauer c mit breiter Fuge an, die unter der ersten Stufe der vom Chor in die Sakristei führenden Durchgangstreppe ohne erkennbares Ende weiterlief. Aus der Art des Zusammenschlusses war zu erkennen, daß das Chorfundament nachträglich an die Mauer c angesetzt worden ist. Zur weiteren Prüfung dieser Frage wurde vor der nördlichen Außen-

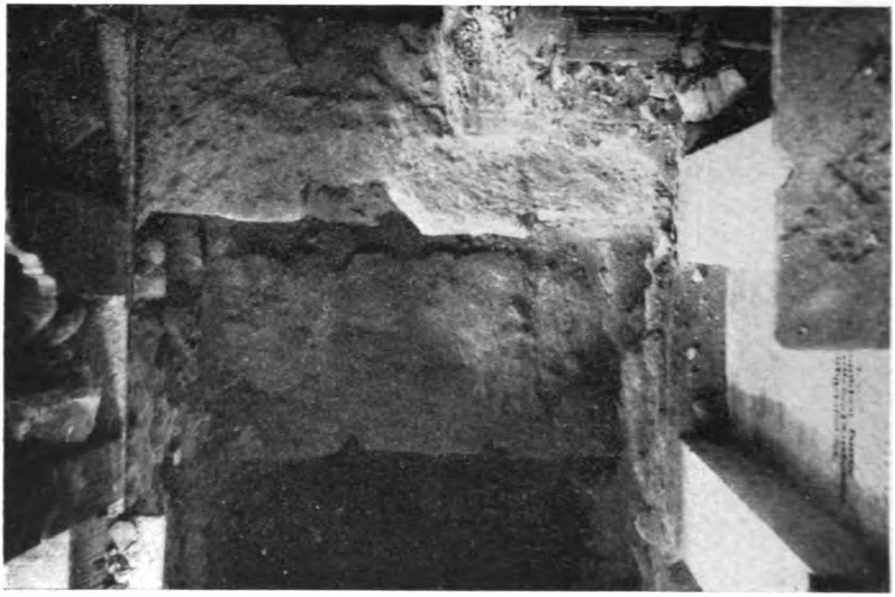


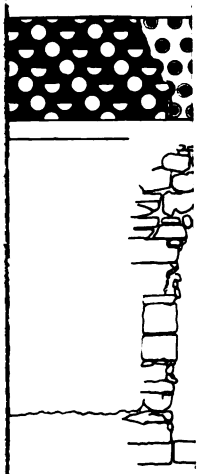
Abb. 5. Fundamente der nördlichen Arkadenmauer des karolingischen Mittelschiffes und der spätromanischen Kapellenmauer. Senkrechte Aufsicht.

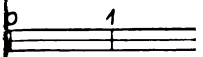
wand der Kirche im östlichen Anschluß an den Aushub V bei VIII ein Einstich gemacht. Hier kam eine Grundmauer zum Vorschein, die mit der westlich in Grube V anschließenden im Verband und im Material so vollständig übereinstimmt, daß mit einer zusammenhängenden Mauerung von der westlichen Fuge (Abb. 7) bis zur Nordostecke des nördlichen Nebenchores gerechnet werden kann.

Da nach der Auffindung der weiter nach Süden gelegenen ältesten Langhausmauer kein Zweifel mehr möglich war, daß die Nordmauer des Langhauses (Abb. 7) in der ursprünglichen Baugrube stand, entschlossen wir uns, die Suchgrube V nach Westen zu erweitern (Abb. 2a), Grube X). Die in dieser gefundene Grundmauer setzte sich zunächst im gleichen Verband fort. Jedoch stieg ihre Sohle in einer Stufe von mehr als 30 cm Höhe an, um dann in einer Entfernung von mehr als 3,50 m westlich von der Suchgrube V trotz des ansteigenden Geländes bis fast wieder auf die bei V gefundene Tiefe herunterzugehen. Im weiteren Verfolg stießen wir auf eine senkrechte Fuge, hinter welcher die Flucht der nach Westen anschließenden Grundmauer nach Norden vorsprang (Abb. 7). Der Verband der Anschlußmauer ließ einen Wechsel von niedrigen Muschelkalk-

Digitized by Google

EN BACH
IRCHE
EITE





auern und Portale.

n der Portal
ufen) Breite
n der C. Fuge
Westm
dem größer
dliche schlage
dens. Mauer
60 cm zontals
essen. Ausgle
schen Besond

Digitized by Google

Digitized by Google

platten mit höheren Lagen von Geröllen und roh zugerichteten länglichen Bruchsteinen erkennen. Die nach Osten anschließende Grundmauer war dagegen in den höheren Lagen aus regelmäßig zugerichteten länglichen Quadern, in den unteren aus Bruchsteinen zusammengesetzt. Sie war mit einer sauber gearbeiteten Ecke an die westliche Grundmauer angeschlossen, die — darüber ließ der Befund keinen Zweifel — im Querschnitt abgearbeitet worden war, um die Ecke der von Osten herangeführten Grundmauer anstoßen zu können. Die westliche Anschlußmauer war daher älter als die östliche. Ihre Sockeloberkante lag bei der senkrechten Fuge in gleicher Höhe mit der unteren Putzgrenze der Langhaus-

Abb. 7. Anstoß der spätromanischen Kapellenmauer (links) an die karolingische Mauer.

wand. Nach Abschlagen des Putzes ließ sich die Fortsetzung der Fuge noch 0,35 m über der — übrigens mit der Erdbodenoberfläche zusammenfallenden — Putzgrenze feststellen. Über diesem Ende der Fuge lief der Verband durch.

1,20 m östlich von der Fuge fanden wir eine 1,57 m breite vermauerte Türöffnung (Abb. 6 und 8), deren älteste Schwelle in Höhe des nördlich an die Mauer a anschließenden Fußbodens lag. Die Schwelle ist nachträglich durch drei Lagen länglicher Quadern, die wahrscheinlich vom Abbruch der großen Krypten-basilika stammen, auf die Höhe des heutigen Kirchenfußbodens gebracht worden. Um die technische Zusammensetzung der Türöffnung kennenzulernen, wurde der Putz im Verfolg der Gewändekanten nach oben zu abgeschlagen und auch zwei Drittel des die Türöffnung überdeckenden Bogens freigelegt. Das östliche Drittel des Bogens war durch den Einbau einer neueren Fensteröffnung zerstört und das Gewände darunter nur noch im unteren Drittel erhalten. Der Bogen bestand aus keilförmig zugerichteten Steinen, die breiter als hoch waren. Die Stoßfugen waren radial gerichtet. Bemerkenswert war der 0,55 m lange Anfängerstein, auf welchem in ältester Vorkragetechnik der nachfolgende Bogenstein mit ganz flach geneigter, fast horizontaler Fuge aufsaß. Die verschiedene

Digitized by Google

Höhe der Bogensteine hatte einen unregelmäßigen Bogenrücken zur Folge. Die technische Zusammensetzung deutete allgemein in das 12. bzw. die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts als Entstehungszeit.

Der an die senkrechte Fuge nach Westen anschließende ältere Grundmauerzug wurde durch einen entlang der Außenwand bis zur heutigen Nordwestecke des Langhauses durchgezogenen Suchschlitz freigelegt.[8] Nur im mittleren Teil dieses Grabens konnten wir in einer Länge von etwa 2 m wegen einer Sammelbestattung von älteren Gebeinen nicht genügend in die Tiefe gehen. Infolgedessen wurde die Grundmauer hier nicht bis zu ihrer Sohle untersucht. Der Verband unterhalb des oberen Sockelvorsprungs wird nach Westen zu flüchtiger,

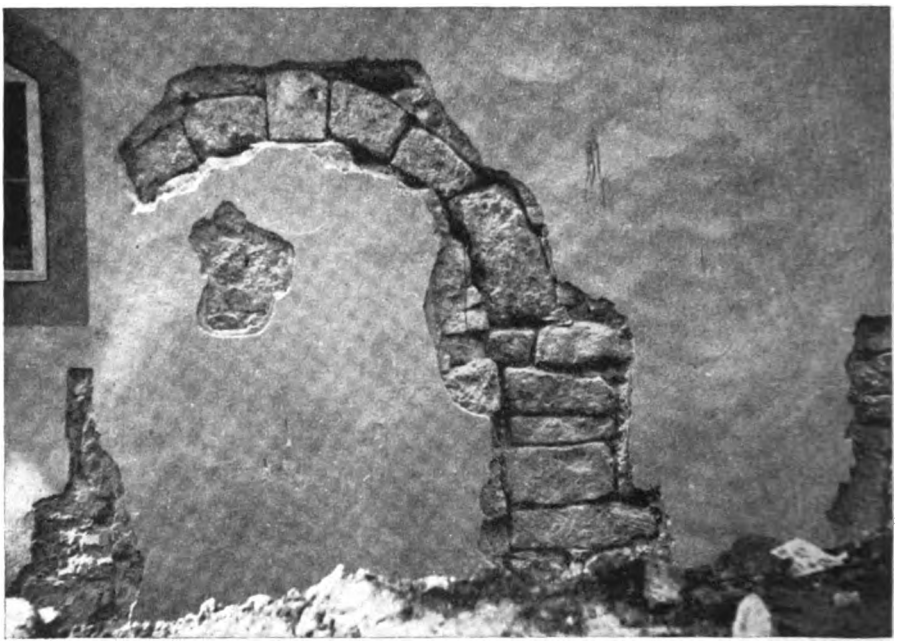


Abb. 8. Spätromanisches Portal der Nordseite.

so daß mit einer späteren Erneuerung mindestens der Verblendsteine gerechnet werden konnte. Dicht westlich von der senkrechten Fuge steigt die Oberkante der Grundmauer um eine Steinlage an und läuft von hier in einer nur ungenau abgeglichenen Horizontale bis etwa 1 m über die Nordwestecke des Langhauses hinaus. Hinter dieser war die Mauer anläßlich eines weiter unten noch zu behandelnden Umbaus von 1581[9] abgebrochen und eine neue Ecke in der Flucht

[8] Zu dem Entlanggraben an einem Grundmauerzug wird sich der Ausgräber wegen der damit verbundenen Zerstörung der Baugrube nur im besonderen Fall entschließen. Wir glaubten, hier dieses Verfahren verantworten zu können, weil die Baugrube durch zahlreiche, jahrhundertealte Bestattungen zerstört war.

[9] Vgl. Mürdel, a. a. O., VII, Seite 98. In dem nur noch abschriftlich im Pfarrarchiv erhaltenen „Überschlag des Kirchbaus zu Unterregenbach Anno 1581" heißt es: „Lemerz der Maurer soll an der Kirch zu Untern Regenbach machen wie folgt: ... Item die Seiten neben dem Turm gegen dem Pfarrhaus abzubrechen und gegen dem Turm wieder in ein Eck zu faßen, das dem Langhaus gleich ist, und soll die Mauer 3 Schuh dick sein ..."

Digitized by Google

der Langhauswestmauer angelegt worden. Das Übereinander der ältesten Grundmauer und der Ecke von 1581 war nach Freilegung gut zu erkennen. Das neue Mauerwerk besteht aus großen, zum Teil nur mit dem Hammer bearbeiteten Quaderblöcken, die vorspringende Sockelmauer darunter aus Bruchsteinen. Ihre Unterkante ist nicht aufgegraben worden. 7,76 m westlich von der senkrechten Fuge wurden die Gewändekanten einer zweiten, 1,53 m breiten Türöffnung gefunden, deren ursprüngliche Schwelle 0,75 bis 0,90 m unter der nach Westen ansteigenden Bodenoberfläche und etwa 10 cm über dem heutigen Kirchenfußboden liegt (Abb. 9). Die Schwelle war nachträglich — anscheinend um einer Aufhöhung des Außenbodens zu folgen — durch zwei Quaderlagen um über 40 cm erhöht worden. Da der untere Teil des östlichen Türgewändes mit der darunterliegenden

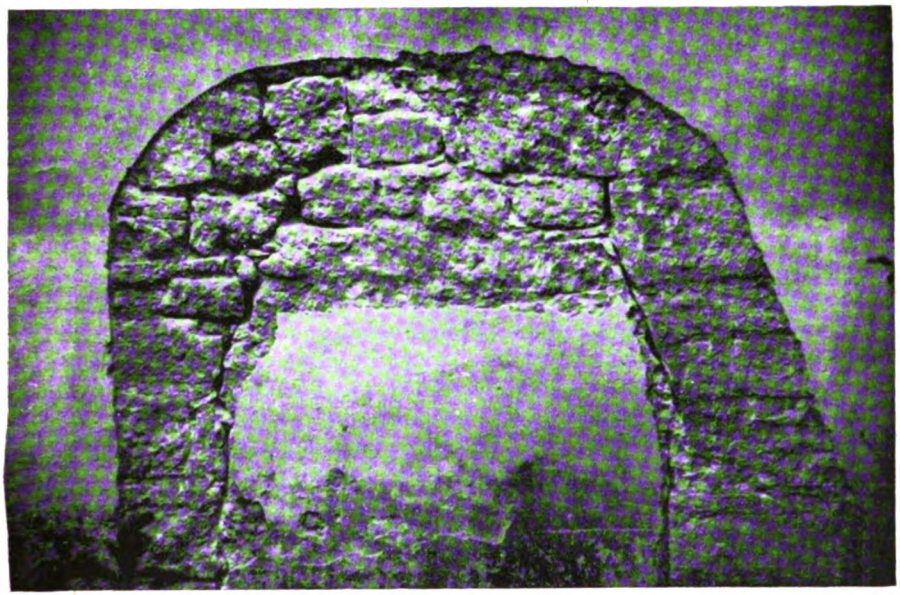


Abb. 9. Karolingisches Portal der Nordseite.

ältesten Sockelmauer ohne einen erkennbaren Schichtwechsel zusammenhängt, wurden auch hier die Fugen zwischen Zumauerung und Gewändekanten nach oben zu freigelegt, um womöglich die Ansätze des Portalbogens und diesen selbst zu finden. Zu unserer größten Überraschung kamen jedoch anstatt eines Bogens zwei durch Vorkragung gebildete Gewändeschrägen zum Vorschein, über welche ein nach Art des scheitrechten Bogens aus vier Werkstücken zusammengesetzter wagerechter Sturz gespannt ist. Das aus großen Quadern bestehende westliche Gewände samt der anschließenden Schräge ist offenbar im Zusammenhang mit dem Abbruch der Nordwestecke der Kirche 1581 erneuert worden. Das östliche Gewände, vor allem aber die Schräge und der Anfängerstein des abdeckenden Sturzes, gehören zur ursprünglichen Anlage. Dieser und die beiden oberen Steine der Schräge bestehen aus Tuff und binden treppenförmig in den angrenzenden Mauerverband ein. Die altertümliche, an die Steintechnik frühgeschichtlicher bzw. provinzialrömischer Bauten erinnernde Konstruktionsart wird später noch zu besprechen sein. Hier dürfen wir uns mit dem Hinweis be-

Digitized by Google

gnügen, daß das in seiner rechten Hälfte erneuerte Portal mit der unter ihm durchlaufenden ältesten Grundmauer zusammenhängt und daher ein aufwändiger Rest der ältesten Kirche ist.

Die ursprüngliche Gestalt des Westteils der Kirche und dessen etwaige Veränderungen bis zum Einbau des Glockenturmes konnten bisher noch nicht geklärt werden. Nachdem 1581 die Nordwestecke der Kirche bis zur Westgrenze des Langhauses zurückverlegt, 1914 die Gründung der alten Ecke freigelegt und durch unsere Grabung der Zusammenhang mit der zum ältesten Bau gehörenden Grundmauer der Nordseite erkannt war, konnte zunächst gefolgert werden, daß die Westfront der Kirche in ihrer heutigen Breite, das heißt die Westmauer des Glockenturmes + dem an diese bis zur Südwestecke anschließenden kurzen Mauerzug die ursprüngliche Westgrenze der Kirche gewesen war. Da jedoch in dieser Westfront der von dem Gründungsbau stammende und — wie wir noch sehen werden — frühkarolingische Bildstein mit dem Kopf in Vorderansicht eingemauert war, können nur noch die Grundmauer, nicht aber die Obermauer zum Gründungsbau gehören. Das gleiche gilt von dem oberen Teil der Grundmauer der Nordwestecke, in welcher das Werkstück mit der Weinranke eingemauert war. Ein im Langhaus gegen die Ostmauer des Glockenturmes vorgetriebener Suchschlitz (VII) ergab bei dieser ein Fundament mit zwei Stufen aus rohbearbeiteten Quadern. Dasselbe zweifach gestufte Fundament wurde im Suchschlitz IX an der nachträglich eingerückten Südmauer des Langhauses gefunden. Folglich dürfen wir für die Ostmauer des Glockenturmes eine mit der Südmauer des Langhauses gleichzeitige Neugründung oder eine gleichzeitige Verstärkung des Fundaments annehmen. Dieser Befund wird noch ergänzt durch eine Beobachtung im ersten Obergeschoß des Turmes: In dieser Höhe läuft in der Verlängerung der Innenfluchten sowohl der Nord- wie der Südmauer des Turmes je eine Fuge durch dessen Ostmauer. Diese ist daher nachträglich in die Westmauer des Langhauses eingesetzt worden. Die Anschlußmauern, deren Gründungen bis jetzt noch nicht untersucht werden konnten, scheinen noch der ältesten Anlage anzugehören. Der Befund im Untergeschoß des Turmes hat weiter ergeben, daß auch dort seine Südmauer mit Fuge sowohl an die Langhauswestmauer wie auch an die Westmauer der Kirche anstößt. Bei der Nordmauer konnte das gleiche nicht beobachtet werden. Nur an der Außenseite war im Winkel mit der Langhauswestmauer eine nach Süden einschneidende Fuge zu erkennen. Die Nordwestecke des Turmes war bei dem Umbau 1581 offenbar neu gefaßt worden, so daß hier eine Beobachtung selbst nach Abschlagen des Putzes kein Ergebnis verspricht.

III. Baugeschichte

Auf Grund der durch die Grabungen der Jahre 1947 und 1948 gewonnenen Erkenntnisse lassen sich folgende Bauabschnitte in der Entwicklung der Veitskirche unterscheiden (Abb. 2b):

1. Der Gründungsbau, eine dreischiffige Basilika, für welche nach Ausweis der ungewöhnlich starken Außenmauern Seitenschiffemporen und im Westen entweder eine Mittelempore von der Breite des heutigen Westturmes oder eine über die ganze Kirchenbreite durchgehende Querempore angenommen werden kann. Ungeklärt ist die ursprüngliche Form des Chorschlusses. Jedoch legt die Ähnlichkeit des vorgestaffelten, geradegeschlossenen Hauptchores mit dem der Basilika von 1033 die Annahme nahe, daß der Chor dieser Basilika auf das Vorbild der karolingischen Kirche zurückgeht. Die Wahrscheinlichkeit wächst

Digitized by Google

daher, daß der rechteckige Chor von heute auf karolingischer Gründung steht. Die älteste Kirche hat mindestens drei Altäre gehabt — einen Hauptaltar und je einen Nebenaltar in den beiden Seitenchören. Der für den romanischen Bauzustand über dem Nebenaltar gesicherte Emporenaltar läßt, trotzdem er — wie wir sehen werden — erst aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herrührt, auf einen Vorgänger schon bei dem als Emporenkirche wahrscheinlichen Gründungsbau zurückschließen, der, wenn unsere Erwägungen zutreffen, dann fünf Altäre gehabt haben müßte. Nach Ausweis der an dieser Kirche eingemauerten Bildwerke und des Inschriftsteines, die bisher mit Unrecht für Spolien der benachbarten Kryptenbasilika gehalten worden sind, darf die älteste Kirche in frühkarolingische Zeit, das heißt entweder in die Zeit Karls des Großen oder spätestens Ludwigs des Frommen gesetzt werden. Eine vermittelnde Datierung der Bildwerke in ottonische Zeit, so wie sie Gradmann[10] unter Einbeziehung der romanischen Säulen- und Pfeilerkapitäle der benachbarten Krypta versucht hat, ist weder vom Standpunkt der im Bereiche der Pfarrkirche gefundenen, zweifellos karolingischen Bildwerke sowie des Inschriftsteines noch von dem der Kryptenkapitäle aus möglich.

Die dreischiffige Anlage, die Emporen und die unverhältnismäßig große Zahl der Altäre lassen nicht nur auf die Eigenkirche eines reichen Grundherrn, sondern — im Hinblick auf die Emporen — sogar auf die Kirche eines Frauenkonvents schließen. Zu dieser Auffassung war auch schon Gradmann[11] gekommen. Da bei der Bodenuntersuchung keine Maueransätze gefunden worden sind, die auf den Anschluß eines Klaustrumrechtecks deuten könnten, und im Zusammenhang mit der Kirche auch keine rechteckige Gebäudegruppe nachweisbar war, die etwa den Grundmauern eines älteren Klaustrums folgt, so dürfen wir sogar noch einen Schritt weitergehen und den als Konventskirche gekennzeichneten Gründungsbau für die Kirche eines nicht nach der Regel lebenden weltlichen Frauenstiftes halten.

Als Titelheiligen der karolingischen Kirche hat Mürdel[12] den Heiligen Beatus bzw. die Heilige Beata wahrscheinlich gemacht.

2. Der spätromanische Wiederaufbau. Durch die Grabung ist im Ostteil des nördlichen Seitenschiffes der karolingischen Basilika eine vom Kirchenraum abgeschlossene, durch ein besonderes Portal von der Nordseite her zugängliche Doppelkapelle nachgewiesen worden, von welcher die beiden übereinanderliegenden, tonnengewölbten Altarnischen — die untere zugemauert und durch den vom Chor in die Sakristei führenden Durchgang verbaut — und die Nordmauer als aufwändige Reste erhalten sind. Das übrige steckt — nur zum Teil ausgegraben — noch im Boden. Die Kapelle muß jünger sein als die karolingische Basilika. Denn über dem zu dieser gehörenden tiefsten Fußboden ist eine mit Holzkohleresten durchmengte, etwa 2 bis 3 cm dicke Humusschicht gefunden worden, die unter dem Kapellenfußboden liegt. Diese beweist, daß die karolingische Kirche eine Zeitlang in Trümmern gelegen hat, bevor die Doppelkapelle erbaut worden ist. Die jüngere Entstehung wird auch dadurch bewiesen, daß die Nordwestecke der Kapelle mit Kante an die zu diesem Zweck abgeschlagene karolingische Mauer angestoßen worden ist. Gleichzeitig mit dem Bau der Kapelle scheint auch die verfallene karolingische Kirche wiederaufgebaut

[10] Mürdel, a. a. O., Seite 46.
[11] Mürdel, a. a. O., Seite 3 ff.
[12] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 149 ff.

Digitized by Google

worden zu sein. Denn die zwischen der Nordwestecke der Kapelle und der anschließenden karolingischen Mauer bestehende Fuge hört in etwa 35 cm Höhe über der Oberkante des karolingischen Sockels auf und der Mauerverband darüber läuft durch. Infolge des daraufsitzenden Putzes hat sich jedoch nicht feststellen lassen, ob das Mauerwerk in dieser Zone noch zu dem zweiten Bauabschnitte oder zu einem jüngeren Umbau gehört. Diese spätere Doppelkapelle ist in sich nicht von einheitlichem Plan. Denn die Innenwand ihrer Südmauer fluchtet nicht auf die Südwand der östlich anschließenden Altarnische ein, und der Grabungsbefund hat gezeigt, daß der an dieser Stelle schwer zu deutende Grundmauerplan mit dem heute darüberstehenden Oberbau nicht übereinstimmt. Nach der Erbauung des Kapellenrechtecks ist nämlich von Süden her an die bereits bestehende Südmauer der Kapelle die 1,59 m starke Grundmauer des Triumphbogens, wiederum mit Fuge, angestoßen worden. Diese durchschneidet nicht das Fundament der karolingischen Mittelschiffsmauer, sondern sitzt ebenso wie die Kapellensüdmauer auf dem das Fundament überdeckenden karolingischen Fußboden auf. Das verwickelte Ineinandergreifen der Grundmauerzüge kann bei dem derzeitigen Stand der Freilegung noch nicht völlig sicher gedeutet werden. Doch darf aus dem Einrücken der südlichen Kapellenmauer gegen die Südwand des Nebenchores gefolgert werden, daß dieser in seiner Gründung älter, das heißt ein Planbestandteil der karolingischen Kirche ist und daß die Kapelle nach Beseitigung bzw. Überbauung der karolingischen Grundmauern an den Nebenchor nachträglich angeschlossen worden ist. Über das zeitliche Verhältnis der die karolingische Schwellenmauer a übersetzenden und an die innere Kapellenmauer b in Fuge anstoßenden Quermauer c zu dem Kapellenanbau kann vorerst noch nichts Bestimmtes gesagt werden. Wahrscheinlich ist die Grundmauer c jedoch jünger als der Kapellenanbau. An diese ist nun die starke Grundmauer des rechteckigen Hauptchores, die offenbar auf der Gründung des karolingischen Chores sitzt, angeschlossen worden. Bei der zwischen 1,50 und 2,00 m wechselnden ungewöhnlichen Stärke der Grundmauerzüge kann die Substruktion des Hauptchores ursprünglich kaum etwas anderes als einen Chorturm getragen haben.[13] Die Fragen, ob die beiden übereinanderliegenden Altarkapellen des nördlichen Nebenchores als Turm das anschließende Seitenschiff überragt haben und ob auf der Südseite ein gleicher Seitenturm anzunehmen ist, werden auch nur durch eine Bodenuntersuchung geklärt werden können. Für ein solches Turmpaar spricht nicht nur die außen vor der südlichen Langhausmauer gefundene ursprüngliche Außenmauer, die der Breite nach zwei übereinanderliegende Altarstellen möglich machen würde, sondern auch der Voranschlag des Umbaus von 1581, in welchem von dem Abbruch der beiden „Erker" über den Seitenchören die Rede ist. In den Erkern dürfen wir ohne Zweifel Fachwerkgeschosse auf den Seitenchören erkennen, welche die Seitenschiffsdächer der Kirche überragt haben. Da in der gleichen Bauakte der heute noch bestehende Hauptchor als „Chorturm"[14] bezeichnet wird und mit seinem vom Satteldach des Langhauses abge-

[13] Die heute auf dem Grundmauerquadrat aufsitzende Chorumfassung, die zur Stärke der Substruktion in keinem Verhältnis steht, halte ich für einen jüngeren, zwischen dem Ende des 14. Jahrhunderts und vor 1581 entstandenen Aufbau. Zu vergleichen den von Mürdel (a. a. O., IX, 1949, S. 70) bekanntgemachten Veränderungsplan von 1787, in welchem der Chor als ein „angeflicktes neueres Werk" bezeichnet wird.

[14] Überschlag des Kirchbaus 1581: Der Zimmermann erhielt den Auftrag, die beiden „Erker", das sind die Fachwerkgeschosse über den Seitenchören, abzubrechen und „den Chorturm zusammen mit dem Langhaus zu einem Dach zu verfassen".

Digitized by Google

setzten Zeltdach auch heute noch ein turmartiges Aussehen hat, so dürfen wir für den spätromanischen Bauabschnitt drei Chortürme annehmen. Von diesen ist der über dem Hauptchor stehende Mittelturm heute nur noch durch sein vom Langhausdach abgesetztes Zeltdach als Turm erkennbar,[15] während die beiden Seitentürme im Außenbau überhaupt nicht mehr in Erscheinung treten, seitdem 1581 ihre Fachwerkobergeschosse abgetragen worden sind. Bei dem nördlichen verrät allein das Übereinander der beiden Altarnischen die ursprüngliche Turmform, bei dem südlichen ist sie nur noch durch die Bauakte von 1581 bezeugt.[16]

Die Gestalt des Westteils der Kirche in diesem Bauabschnitt ist bei dem die Außen- und Innenwände bedeckenden Putz vorerst nicht zu erkennen. Da die Nord- und Südmauern des Glockenturmes, wie wir weiter unten Seite 134 noch sehen werden, frühestens Ende des 14. Jahrhunderts eingezogen worden sind, darf eine Querhalle — mit oder ohne Empore — als wahrscheinliche Anlage angenommen werden.

Der Fußboden der zweiten Kirche muß über dem der karolingischen Kirche gelegen haben. Das beweist die diesen überdeckende Humusschicht, die bei einer Weiterverwendung des karolingischen Fußbodens nicht mehr erhalten sein könnte. Bei dem geringen Umfang der Grabungen konnte die genaue Lage des Fußbodens im zweiten Bauabschnitt noch nicht festgestellt werden. Wahrscheinlich entspricht er der Lage des 1581 hergestellten Estrichs,[17] der in einer Tiefe von etwa 23 cm unter dem heutigen Boden zum Vorschein gekommen ist.

Der aus der bisherigen Untersuchung gewonnene Befund ergibt mit hoher Wahrscheinlichkeit auch für den zweiten Bauabschnitt eine dreischiffige Basilika, die an Stelle der in der ganzen Länge der Seitenschiffe durchlaufenden Emporen der karolingischen Kirche je eine Doppelkapelle in den Seitenschiffen gehabt hatte, wobei die südliche Kapelle zunächst nur aus Gründen der Symmetrie angenommen werden kann. Der dreiteilige Chor s c h e i n t auf karolingischen Grundmauern zu stehen. Der genaue Nachweis ist aber auch hier noch nicht erbracht. Die in dem Voranschlag von 1581 erwähnten drei Chortürme mögen in diesem Bauabschnitt errichtet worden sein. Ihr Bestehen schließt den westlichen Glockenturm aus, der eine Zutat vom Ende des 14. Jahrhunderts oder etwas später ist.

Für die Datierung des zweiten Bauabschnitts bietet der heutige Bauzustand der Kirche zwar nur begrenzte, aber doch einigermaßen sichere Anhaltspunkte. Daß die Doppelkapelle auch in ihrer Anlage nachkarolingisch ist, konnte schon aus der Art ihres Anschlusses an die karolingische Nordmauer der Kirche gefolgert werden. Ihre Entstehung v o r dem Ende des 14. Jahrhunderts ging da-

[15] Die heute auf dem Grundmauerquadrat des Mittelchores aufsitzenden Obermauern, welche zur Stärke der Substruktion in keinem Verhältnis stehen, halte ich für einen jüngeren, zwischen dem Ende des 14. Jahrhunderts und vor 1581 entstandenen Aufbau. Zu vergleichen den von Mürdel (a. a. O., IX, 1949, S. 70) bekanntgemachten Veränderungsplan von 1787, in welchem der Chor als ein „angeflicktes neueres Werk" bezeichnet wird.

[16] Bei dem ungenauen Anschluß der nördlichen Kapelle an die Altarnischen wird auch die Frage aufgeworfen, ob diese, wie wir noch sehen werden, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaute Kapelle nicht etwa als Sakristeibau der damals zur Pfarrkirche sich umwandelnden Stiftskirche gedacht war? Beim derzeitigen Stand unserer Bodenkenntnis kann diese Möglichkeit nicht ohne weiteres abgewiesen werden. Ich halte sie aber für wenig wahrscheinlich, weil der Emporenaltar der Kapelle nach Ausweis der in der Altarnische gefundenen ältesten Malereien im spätromanischen Bauabschnitt in Benutzung war.

[17] Überschlag des Kirchbaus, 1581: „Item unter allen Stühlen in der Kirchen soll er einen Estrich gießen ..."

Digitized by Google

gegen daraus hervor, daß 1914 in der nördlichen Emporenkapelle unter einer Malschicht dieser Zeit eine ältere, mit einem Sternenmuster gefunden worden ist, deren genauere Datierung leider nicht feststeht.[18] Innerhalb dieser noch weitgesteckten Zeitgrenzen ist auf Grund technischer und formaler Kriterien eine engere Einkreisung der Entstehungszeit möglich. So hatte schon Mürdel[19] erkannt, daß beim Bau der Pfarrkirche zugerichtete Quadern vom Abbruch der Kryptenbasilika verwendet worden sind. Solche längliche Quadern sind zum Beispiel im Unterbau der Doppelkapelle, vor allem an ihrer nördlichen Außenseite in situ gefunden worden. Da die große Basilika bald nach 1033 erbaut ist, können die Quadern in ihrer Zurichtung erst aus dieser Zeit stammen. Und da ferner die Steine an der Pfarrkirche in zweiter Verwendung sitzen und wir bei der großen Basilika mit einer gewissen, wenn auch kurzen Zeit des Bestehens rechnen dürfen, rückt der Terminus post für den zweiten Bauabschnitt einige Zeit nach 1033, frühestens wohl in das 12. Jahrhundert vor. Für die gleiche Zeit spricht die technische Zusammensetzung des Bogens an dem 1948 freigelegten Portal der Doppelkapelle (Abb. 8). Während bei den Bogenkonstruktionen des 11. Jahrhunderts, wie etwa der Abteikirche von Limburg a. d. H., dem Bernoschen Westbau des Reichenauer Münsters, den Klosterkirchen von Hersfeld und Surburg, sowohl beim kleineren Portalbogen als auch bei weitgespannten Vierungsbögen die Bogenwölbung aus schmalen Steinen von Ziegelformat besteht, die nach der Jahrhundertmitte breiter und allmählich keilförmig gebildet werden, ist der Bogen des Regenbacher Portales aus Keilsteinen zusammengesetzt, die bis auf den Schlußstein fast doppelt so breit als hoch sind. Die Fugen sind ungefähr radial gerichtet bis auf die Fuge über dem langen Bogenanfänger rechts. Diese liegt fast noch horizontal und erinnert an die frühgeschichtliche Form des durch Schichtenvorkragung gebildeten Bogens. Ohne Zweifel besteht hierin noch ein Zusammenhang mit der nach dem gleichen Verfahren hergestellten Kragsturzabdeckung des karolingischen Protales an derselben Nordseite. Nach der entwickelten Bogenkonstruktion, die schon zum gotischen Steinschnitt überleitet, kann das Portal in das 12. oder in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, keinesfalls aber in das 11. Jahrhundert gesetzt werden. In den gleichen Zeitabschnitt weist die schlanke, mit einem verzogenen Rundbogen überdeckte Lichtöffnung in der Nische des Emporenaltars, die von Mürdel 1908 untersucht worden ist.[20] Die Öffnung ist gerade durch eine Steinplatte hindurchgestoßen und weist nur an ihrer äußeren Kante eine Abschrägung auf. Die hochgestreckte Form zeigt eine späte Stufe in der Entwicklung der romanischen Lichtöffnung an, die wir unbedenklich der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuschreiben dürfen. Ähnliche hochgestreckte Fensteröffnungen finden sich an der Johanneskirche in Schwäbisch Gmünd, über deren Entstehung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts allgemeine Übereinstimmung besteht.[21] Die Entwicklung zur hochschlanken Öffnung ist in zwei Stufen besonders gut an dem Westturm der Stiftskirche von Groß-Komburg zu erkennen, der in seinen unteren, mit der Aegidiuskirche von Klein-Komburg gleichzeitigen Geschossen Fensteröffnungen aus der

[18] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 97.

[19] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 103.

[20] Mürdel, a.. a. O., VIII, Seite 95. Vgl. auch Mürdel, Basilika Unterregenbach, Grabungsbericht 1908/09, mit weiteren Zusätzen. Unterregenbach, Pfarrarchiv und Württembergisches Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart.

[21] Zu vergleichen vor allem Walter Klein, Die St.-Johannes-Kirche zu Gmünd. 1928. Seite 17 (Gmünder Kunst, Band VI).

Digitized by Google

ersten Hälfte des 12. und in den oberen aus dem vorgerückten 12. Jahrhundert aufweist. Entscheidend für die Altersbeurteilung des zweiten Bauabschnittes ist aber der aus Unterregenbach in die Stuttgarter Altertümersammlung überführte Taufstein, der beweist, daß in Unterregenbach in der Zeit seiner Aufstellung eine Pfarrkirche bestanden hat. Der plastische Dekor der Kufe — ein breitgezogener Rundbogenfries, frontale Menschenköpfe in halber Plastik, umrahmt von einem Sternkettenband — spricht unzweideutig für eine Entstehung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, d. h. gleichzeitig mit dem Emporenfenster und dem Rundbogenportal der Nordseite.[22] Der aus der Großarchitektur übernommene zweiteilige Rundbogenfries ist in dieser breitgezogenen, flachen Form mit und ohne Kantenprofil charakteristisch für die Spätzeit des romanischen Stiles. Zu vergleichen wäre das Westportal der Klosterkirche von Mallersdorf, vor 1265, oder die Südapsis der Pfarrkirche von Reichenhall, um 1200.[23] Ferner der Westturm der Pfarrkirche von Zabern, die Westfront der Kirche von Sigolsheim oder die südliche Querhausfront der Kirche von Lautenbach, alle diese vom Ende des 12. Jahrhunderts bzw. der Zeit um 1200.[24] Die den Rundbogenfries füllenden Köpfe, die von dem karolingischen Frontalkopf der ältesten Kirche angeregt sein könnten, finden sich ähnlich am Schottenportal in Regensburg im Anfang des 13. Jahrhunderts.[25] Die die Kanten des Bogenfrieses säumende Sternkette endlich, welche als Motiv aus dem gallo-britischen Formenschatz der Normannenzeit entlehnt ist, wird man in der deutschen Bauplastik schwerlich vor 1200 nachweisen können. Die einzige engere Parallele scheint das Südportal im Kreuzgang von Sankt Emmeram in Regensburg zu sein, der doch wohl dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts angehört. Der Taufstein wird daher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Da die Fensteröffnung der Emporennische in die gleiche Zeit weist und das Portal der Doppelkapelle in diesem Zeitabschnitt noch möglich ist, wird der Wiederaufbau der Kirche zusammen mit der Anfertigung des Taufsteins der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuzuweisen sein. Dann darf aber als Urheber des Neubaus Walther Freiherr von Langenberg angesehen werden, der laut Urkunde vom Jahre 1226 bestätigt, daß er das ihm durch Erbrecht zugefallene Patronatsrecht der Kirche in „Unterreinbach" als Lehen der Würzburger Kirche besitze.[26] Der scheinbare Widerspruch, der darin besteht, daß nach dem Wortlaut der Urkunde das Patronat und damit eine Pfarrkirche in Unterregenbach schon v o r Walther von Langenberg bestanden haben muß, kann dadurch gelöst werden, daß v o r dem Wiederaufbau der Kirche bereits eine ältere Pfarrkirche etwa im Chor oder, wenn dieser zerstört war, in der Krypta der benachbarten Basilika von 1033 vorhanden war, für die Walther von Langenberg dann nach Antritt der Erbschaft einen Neubau auf den Trümmern der karolingischen Kirche erstellt hat.

Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß auch die neue Kirche noch dreischiffig gewesen war und — wenigstens in den Planumrissen — nicht nur den

[22] Der Taufstein wird zwar von Gradmann (Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar, Jagstkreis, 1907, S. 292) in das 11. bis 12. Jahrhundert und von Baum (Kataloge der königl. Altertümersammlung in Stuttgart, III, Deutsche Bildwerke des 10. bis 18. Jahrhunderts, 1917, S. 66 ff., Nr. 11 a, b) sogar in das 11. Jahrhundert gesetzt. Beide Zeitansätze halte ich für zu früh.

[23] H. Karlinger, Romanische Steinplastik in Altbayern und Salzburg, 1924, Seite 103 und 76, sowie die Tafeln 162 und 117.

[24] R. Kautzsch, Romanische Kirchen im Elsaß, 1927, Tafel 187, 167 und 53.

[25] Karlinger, a. a. O., Tafel 21.

[26] Mürdel, a. a. O., Seite 93 f.

Digitized by Google

dreiteiligen, gerade geschlossenen Chor, sondern auch den Westbau der karolingischen Vorgängerin bewahrt hatte. Dagegen mögen die Seitenschiffsemporen auf das Obergeschoß der eingebauten Doppelkapelle bzw. -kapellen reduziert worden sein. Als eine Zutat der zweiten Bauperiode darf die Überbauung von Haupt- und Nebenchören mit einer Dreiturmgruppe angesehen werden. Die für eine ländliche Pfarrkirche ungewöhnlich reiche Ausstattung mit Altären — nachweisbar sind ein Hochaltar und zwei Seitenaltäre, und wahrscheinlich zwei weitere Seitenaltäre — kann zunächst nur aus der Übernahme von Altären aus der aufgegebenen Kryptenbasilika erklärt werden. Die bauliche Anlage läßt aber darüber hinaus folgern, daß von dem mit der Kryptenbasilika verbundenen Konvent ein kleinerer Rumpf in die neue Kirche übergegangen ist, daß diese daher im zweiten Bauabschnitt nicht nur Pfarrkirche, sondern auch Konventskirche gewesen ist. Als Titelheilige der zweiten Kirche möchte ich an Stelle des Heiligen Beatus Maria vermuten. Die Begründung dieser Annahme wird weiter unten gegeben werden.[27]

3. Der Umbau vom Ende des 14. Jahrhunderts. Der in Unterregenbach nach Aufgabe der Kryptenbasilika zurückgebliebene Restkonvent, der seine Andacht in der romanischen Kirche verrichtete, scheint nach wenigen Generationen ausgestorben zu sein. Die Veitskirche mag von da an nur noch Pfarrkirche eines kleinen Sprengels gewesen sein, der sogar das nach Bächlingen eingepfarrte Oberregenbach nicht mehr umfaßte.[28] Eine dreischiffige Basilika von diesen Ausmaßen war aber für eine kleine Landgemeinde schon aus Gründen der Unterhaltung auf die Dauer eine zu große Baulast, die früher oder später zu einer Reduktion des Kirchengebäudes führen mußte. In der Tat lassen sich am Bau Hinweise erkennen, die eine solche noch im späteren Mittelalter zur Gewißheit machen. So ist, wie wir weiter oben schon gesehen haben, die südliche Seitenschiffsmauer abgebrochen und durch eine um etwa 1,50 bis 1,60 m nach Norden zurückgesetzte Parallelmauer ersetzt worden. Eine Folge dieser Versetzung war — da das südliche Seitenschiff jetzt zu eng wurde — die Abtragung der südlichen Mittelschiffsarkadenmauer und wahrscheinlich auch der nördlichen samt der oder den in die Seitenschiffe eingebauten Doppelkapellen. Dadurch wurde das dreischiffige Langhaus in einen einschiffigen Saal umgewandelt. Als weitere Reduktion kam hinzu die Abtragung der drei Chortürme und ihr Ersatz durch einen neuen Glockenturm im Westen. Der Zeitpunkt dieses Umbaues läßt sich aus dem heutigen Bauzustand ziemlich genau bestimmen. Zunächst war das in zwei Stufen vorspringende Fundament der neuaufgeführten Langhaussüdmauer in der Genauigkeit der Steinbearbeitung und dem sorgfältigeren Versatz sowohl von der karolingischen wie der an diese anschließenden spätromanischen Grundmauer der Nordseite verschieden und mußte dem Bauzusammenhang nach jünger sein als diese beiden Grundmauertrakte. Weiter sind in der auf dem jüngeren Fundament aufsitzenden Obermauer neben späteren Stichbogenfenstern ein Spitzbogenfenster und ein Spitzbogenportal erhalten, die trotz der nachträglichen Überarbeitung der Gewände und dem herausgebrochenen Maßwerk des Fensters gotischen Ursprungs sind. Es läßt sich jedoch infolge des die Mauer überdeckenden Außen- und Innenputzes nicht erkennen, ob die Öffnungen gleichseitig mit der Mauer sind, in der sie sitzen.

[27] Vgl. dagegen Mürdel, a. a. O., Seite 100 f., der in der Annahme, daß die zweite Kirche mit der Schenkung von 1033 zusammenhängt, den Veitstitel für wahrscheinlicher hält.

[28] Mürdel, a. a. O., Seite 184.

Digitized by Google

Zur Beantwortung dieser Frage verhelfen die 1914 an der Innenseite der Mauer aufgefundenen Wandmalereien[29] mit alttestamentlichen Bildern, von welchen folgende am besten erhalten sind:

1. Adam bei der Feldarbeit, Eva spinnend an der Wiege. / 2. Kain und Abel beim Opfer. / 3. Der Brudermord. / 4. Gott stellt Kain zur Rede.

Die kleinmaßstäblichen Figuren, ihre Verbindung mit der Landschaft, deren Horizont von den Köpfen überschnitten wird, verweisen die Bilder allgemein in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die volle Körperbildung, die plumpen Füße, die weich gerundeten Konturen und die dick geballte Gewandung erinnern an Figurenbilder im Evangeliar des Johann von Troppau, um 1368,[30] und zeigen allgemein eine Einwirkung der böhmischen Malerschule an, die den gleichen Weg gegangen sein könnte wie beim Mülhäuser Altar von 1385 in der Stuttgarter Gemäldegalerie. Innerhalb dieser böhmischen Einflußzone der Zeit des Meisters Theoderich von Prag wird die genauere Datierung in die letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts ermöglicht durch die überraschende Ähnlichkeit nicht nur der ikonographischen Anordnung, sondern auch der Bildkompositionen mit den Ende des 14. Jahrhunderts als Ausläufer der Parlerschule entstandenen Schöpfungsbildern vom Hauptportaltympanon des Ulmer Münsters. Unter dem Regenbacher Bilderzyklus ist bei seiner Aufdeckung k e i n e ältere Malschicht gefunden worden. So dürfen wir annehmen, daß die Bilder bald nach der Aufführung der Mauer an die Wand gekommen sind, das heißt, daß die Mauer samt dem gotischen Portal und dem Fenster Ende des 14. Jahrhunderts ex fundamento aufgeführt worden ist. Als Folge dieser Einrückung ist die dreischiffige Basilika in einen einschiffigen Saal umgewandelt worden. Damals müssen auch das Satteldach und die beiden Pultdächer der Basilika durch das weiter gespannte Satteldach des Saales ersetzt worden sein. Nach Mürdel[31] sind an dem bestehenden Langhausdach die Ansatzspuren des 1581 erneuerten Chordaches zu erkennen. Folglich muß das Langhausdach schon vor 1581 vorhanden gewesen sein. Darüber hinaus beweist seine Konstruktion — drei übereinanderliegende Stühle, deren Säulen durch Schwerter verstrebt sind — durch ihre nahe Verwandtschaft mit den aus dem 14. Jahrhundert stammenden Dachwerken der Frauenkirche in Nürnberg und des Stefansdomes in Wien,[32] daß das Dach gotisch ist und aus der Zeit des Umbaus vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt. Dem gleichen Umbau muß aber auch die Aufgabe der drei Chortürme und der Aufbau des Glockenturmes im Westen zugerechnet werden. Dies wird wieder durch das inschriftlich bezeugte Gußjahr 1446 der älteren der beiden Glocken bewiesen, die offenbar nicht allzulange nach der Vollendung des Turmes in Auftrag gegeben worden ist. Turmbau und Anschaffung der Glocke hängen offenbar miteinander zusammen. Das neue einschiffige Langhaus muß bald nach seiner Vollendung mit Wandmalereien ausgestattet worden sein, denn es sind in der Nische des nördlichen Emporenaltares über einer älteren Malschicht Reste von Figurenbildern aufgedeckt worden,[33] die mit den Schöpfungsbildern der Langhaussüdwand in Zeichnung und Farbe soweit übereinstimmen, daß sie der gleichen, von Böhmen und dem Ulmer Parlerkreise

[29] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 95.

[30] Fritz Burger, Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance, 1913, Abb. 172 (Handbuch der Kunstwissenschaft, Band I).

[31] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 95.

[32] Handbuch der Architektur, Band 4, Die romanische und die gotische Baukunst, Der Kirchenbau von Max Hasak, 1902, Abb. 219, und Tafel zu Seite 160.

[33] Mürdel, a. a. O., Seite 97.

Digitized by Google

her beeinflußten Werkstatt zugeschrieben werden können. Sie beweisen, daß am Ende des 14. Jahrhunderts der nördliche Emporenaltar noch bestanden hat. Nach dem Umbau, durch welchen die für die Benutzung durch das Stift bestimmte Kapelle bzw. Kapellen beseitigt worden sind, die Nordkapelle vielleicht auch einige Zeit als Sakristei erhalten geblieben ist, war die dreischiffige Basilika zur einschiffigen Saalkirche geworden, die fortan nur noch als Pfarrkirche gedient hat. Von da ab mag — genauer zwischen 1446 und 1487[34] — der Veitstitel den Marientitel allmählich verdrängt haben.

4. Der Umbau von 1581. Durch die 1874 von dem Unterregenbacher Pfarrer Bürger gefertigte Abschrift einer heute nicht mehr nachweisbaren Bauakte ist — wohl als Folge der Reformation — 1581 ein dritter Umbau der Pfarrkirche bezeugt.[35] Es wird berichtet, daß die „zwenn Erker zwischen dem Langhaus und Chorturm", das heißt die Fachwerkaufsätze der den Chor flankierenden Seitentürme abzubrechen und das Dach des Chorturmes dem des Langhauses anzugleichen sei. Nach Mürdel ist das damals eingesetzte Verbindungsdach zwischen Langhaus und Chor als nachträglicher Einbau noch gut erkennbar und beweist, daß das Chordach damals schon die gleiche Höhe und Form wie das heutige Pyramidendach gehabt hatte. Von dem älteren Chorturm, der nach Ausweis seiner starken Grundmauern die Kirche überragt haben muß, sind damals nur noch das Fachwerkobergeschoß mit dem gegen das Langhausdach abgesetzten Pyramidendach und die Bezeichnung „Chorturm" bzw. „Türmle uff dem Chor" übriggeblieben. Durch den Abbruch der beiden Erker verschwanden die zweistöckigen Nebenchöre unter dem über sie hinweggreifenden Satteldach des Langhauses, so daß sie fortan im Außenbau als Türme nicht mehr erkennbar waren. Gleichzeitig erhielt auch der wahrscheinlich schon beim Umbau Ende des 14. Jahrhunderts für den Chorturm als Glockenträger errichtete Westturm ein „neu Zimmer", das heißt, die heute noch erhaltene, mit einem Satteldach überdeckte Glockenstube. Nach dem gleichen Bericht ist die nordwestliche Ecke der Kirche abgerissen und eine neue Ecke beim Zusammenstoß der West- und Nordmauer des Langhauses angelegt worden. Im Zusammenhang damit wurde wahrscheinlich das karolingische Portal der Nordseite zugemauert und als Ersatz der heute noch bestehende Haupteingang durch das Erdgeschoß des Westturmes durchgebrochen. Da das weiter östlich in dieser Wand gelegene romanische Portal, das nur in die Doppelkapelle geführt hatte, schon bei deren Abbruch zugemauert worden war, hat seit 1581 kein Zugang in das Langhaus von der Nordseite her bestanden.[36] Endlich war in dem Überschlag unter dem damals erneuerten Kirchengestühl ein neuer Estrich vorgesehen. Reste desselben sind bei der Grabung im nördlichen Langhausteil, am Westrand der Grube VI in 14 cm Tiefe gefunden worden. In dieser Lage hatten wir — siehe weiter oben Seite 131 — auch den Fußboden der spätromanischen Kirche vermutet.

[34] Vgl. weiter unten Seite 141.

[35] Mürdel, a. a. O., Seite 95 ff. Die Abschrift der Akte „Überschlag des Kirchhaus zu Unterregenbach. Anno 1581" wird im Pfarrarchiv von Unterregenbach verwahrt. Herr Pfarrer Mürdel war so freundlich, mir eine Kopie zur Verfügung zu stellen.

[36] Hier darf auch auf die von Mürdel (a. a. O., Seite 96 f.) erwähnte (heute zugemauerte) Rundbogenöffnung in der Nordmauer des Hauptchores hingewiesen werden. Die Lage zwischen Chor und Sakristei, der tiefe Sitz, der Gewändequerschnitt und die Masse sprechen für einen kleinen, von der Sakristei in den Chor führenden Durchgang, der nicht älter sein kann als das Mauerwerk, in welchem er angelegt ist. Nach Ausweis des Sakristeiunterbaus mag die Öffnung entstanden sein, als die nachmittelalterliche Vorgängerin der heutigen Sakristei an den Chor angebaut worden ist.

Digitized by Google

IV. Die Entwicklung Unterregenbachs von der Konventsiedelung zum Bauerndorf (Abb. 10)

Die Grabungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß die älteste, aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts stammende Kirche von Unterregenbach u n t e r der heutigen Veitskirche liegt, daß sie wahrscheinlich Kirche eines Frauenstiftes gewesen und im 10. oder Anfang des 11. Jahrhunderts durch eine Wildbachkatastrophe zugrunde gegangen ist. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß zur Zeit der Kirchengründung der damals noch unregulierte Ortsbach in südöstlicher Richtung die Geröllhalde, auf welcher das spätere Dorf liegt, heruntergeflossen ist und seinen Weg etwa durch die südlich vom Frankenbauer vorbeiführende Vordere Gasse genommen hat.[37] An seinem Ufer ist die älteste Kirche erbaut worden. Dadurch erklärt sich auch die von der Ostlinie abweichende Richtung der Kirche nach Südosten. Die älteste Stiftssiedelung darf wegen der sowohl vom Wildbach als auch von der Jagst her drohenden Hochwassergefahr auf dem höher gelegenen Gelände nördlich der Kirche und in dem heute von dem Bach durchflossenen westlichen Dorfteil angenommen werden. Hier sind noch bedeutsame Kulturfunde zu erwarten, sobald einmal die Möglichkeit zu methodischer Grabung geboten sein wird. Ein reguliertes Kloster scheint in Unterregenbach nie bestanden zu haben. Denn in diesem Falle hätten sich entweder nördlich von der karolingischen Kirche oder der Kryptenbasilika die Anschlußspuren eines rechteckigen Klaustrums finden müssen. Diese sind jedoch weder bei den Grabungen an der Pfarrkirche noch bei der Mürdelschen Grabung von 1908 an der Kryptenbasilika zum Vorschein gekommen. Ebensowenig läßt sich im Bereich der beiden Kirchen eine rechteckige Gebäudegruppierung erkennen, die auf die Grundmauern eines älteren Klaustrums schließen ließe. Die karolingische Kirche hat nach ihrer Zerstörung, deren Zeitpunkt nicht genauer bestimmt werden kann, eine Zeitlang wüste gelegen. Der geringe Gehalt an Holzkohleteilchen in der die Trümmer überdeckenden Humusschicht schließt eine Brandzerstörung zwar nicht vollständig aus, wahrscheinlicher ist aber eine durch das Hochwasser des Baches und den damit verbundenen Geröllschub verursachte Katastrophe. Eine klare Entscheidung ist bei dem bisherigen Stand unserer Bodenkenntnis noch nicht möglich. Nach ihrer Zerstörung ist die karolingische Kirche nicht wieder aufgebaut worden, trotzdem nach unserem Mauerbefund Teile der zerstörten Kirche aufrecht gestanden haben müssen. Die Schenkungsurkunde von 1033 unterscheidet noch n i c h t zwischen Unter- und Oberregenbach. Dies läßt schließen, daß 1033 die kirchliche Siedelung Unterregenbach aufgegeben war, daß ein Bauerndorf Unterregenbach noch n i c h t bestanden hat und das heutige Oberregenbach damals der alleinige Namensträger gewesen war. Die im Anschluß an die kaiserliche Schenkung entstandene Kirche ist n i c h t über der karolingischen erbaut, sondern von dieser etwa 10 m nach Norden versetzt worden und greift über deren Westfront um mehr als 20 m nach Westen hinaus. Im Unterschied zu der karolingischen Kirche ist die Hauptachse des Baues genauer nach Osten gerichtet. Die mit der Verlegung der Kirche verbundene Aufgabe von geweihtem Boden bestätigt zunächst unsere Auffassung von der Zerstörung der karo-

[37] Die Laufrichtung unmittelbar südlich an der Kirche vorbei durch die Vordere Gasse entspricht der südöstlichen Richtung des Bergeinschnittes, durch welchen der Bach in steilem Gefäll ins Dorf herabfließt. Wie Mürdel (a. a. O., IX, Seite 75) berichtet, ist dieser bei dem Hochwasser 1897 aus seiner im Dorf künstlich geschaffenen Laufrichtung tatsächlich in die Vordere Gasse, seine natürliche Richtung, ausgebrochen.

Digitized by Google

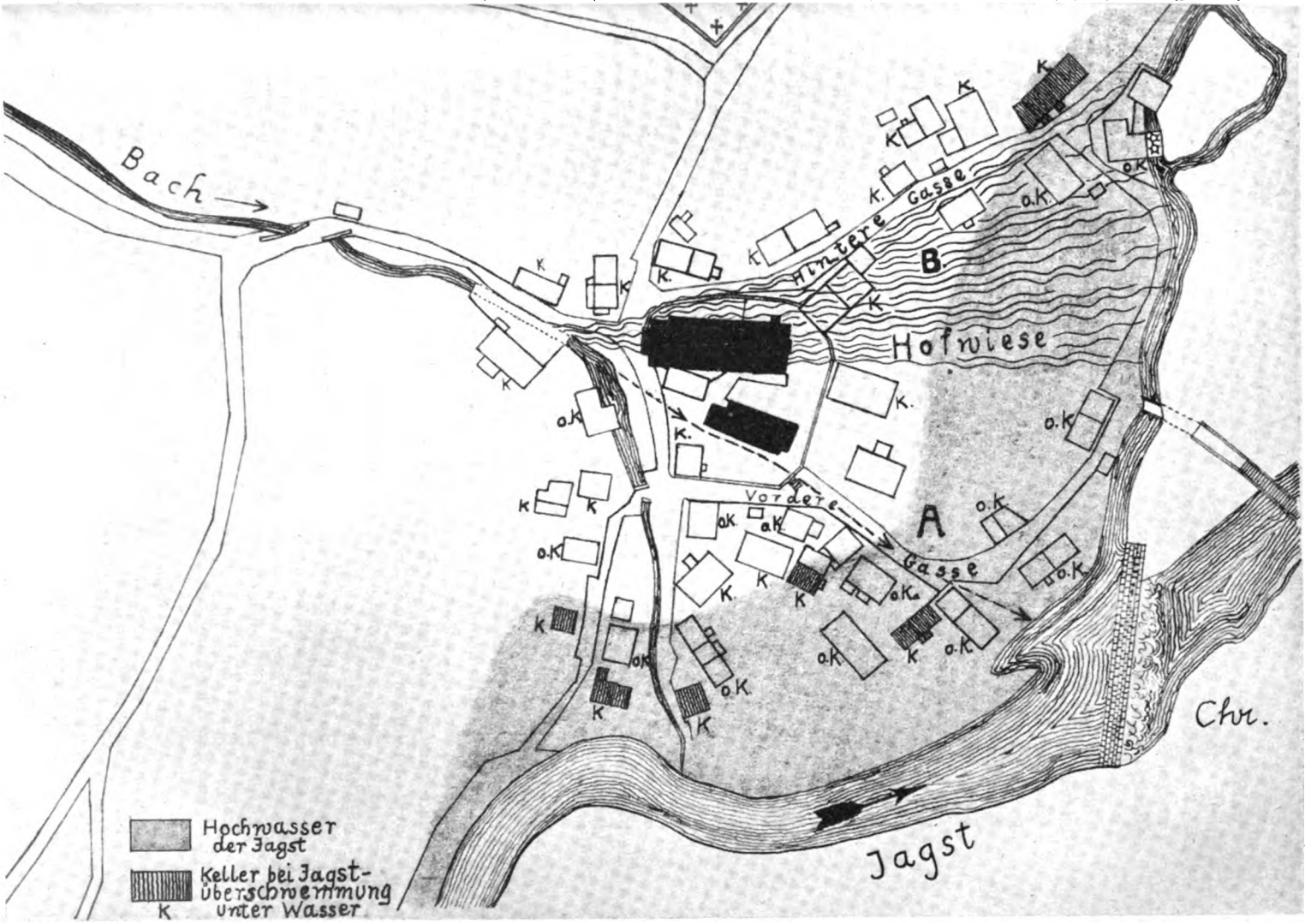
lingischen Kirche durch eine Wildwasserüberschwemmung. Denn nur diese, nicht aber eine Brandzerstörung kann den Wechsel des Bauplatzes erklären.[38] Die neue Kirche mit der dazugehörigen Niederlassung mußte aus der Gefahrenzone des unregulierten Wildbaches in ein Gelände verlegt werden, das weder von dem Wildbach noch von dem Hochwasser der Jagst bedroht werden konnte. Diese Voraussetzung schien zunächst von dem Gelände nördlich der karolingischen Kirche, das heißt dem Sektor zwischen Kirche und Schulhaus auf der einen und der nördlichen Dorfstraße auf der anderen Seite erfüllt zu werden. Da die neue Kirche fast doppelt so lang sein sollte als die karolingische und der Boden ziemlich steil nach einem östlich sich anschließenden, im Bereich des Jagsthochwassers gelegenen Baumanger, der Hofwiese, abfällt, konnte der neue Chor nach Osten nicht über den Chor der karolingischen Kirche vorgeschoben werden.[39] Bei der durch den Anbau der Vorkirche bedingten größeren Länge der neuen Basilika mußte deren Westfront bis dicht an das Knie des Wildbaches herangesetzt werden, in welchem dieser nach seinem Eintritt in das Dorf in südlicher Richtung umbiegt. Wir werden bald sehen, welche Folgen diese Verlegung für den Bestand der neuen Kirche haben sollte. Der Plan der neuen Basilika ist nichts anderes als der erweiterte Plan der karolingischen Kirche. Von dieser wurde der dreiteilige, geradegeschlossene Chorumriß übernommen, während die

[38] Ähnlich wie hier durch die Flut und den Geröllschub des Wildbachhochwassers sind auch in Saint Maurice (Kanton Wallis) die ältesten, an eine hohe Felswand angebauten Kirchen durch abbröckelnde Gesteinsmassen so stark bedroht bzw. beschädigt worden, daß man sich auch dort zur Verlegung der Kirche an einen von der Felswand weiter abgerückten Bauplatz und dadurch zur Aufgabe des durch die Gräber der thebaischen Märtyrer besonders geweihten Bodens entschließen mußte.

[39] Der Abfall hat später erst durch eine Dammauer die heutige Terrassenform erhalten.

Abb. 10. Unterregenbach. Ortsplan mit der Hochwassergrenze der Jagst, der ursprünglichen Laufrichtung (A) und dem östlichen Ausbruch (B) des Ortsbaches. Nach Angaben von Heinrich Mürdel und Otto Ehmann. K = Haus mit Keller. o K = Haus ohne Keller (Ehmann). Die Hochwassergrenze der Jagst nach dem ungewöhnlich hohen Stand des Winters 1947/48 (Ehmann). Der ursprüngliche Unterlauf des „Regenbaches" (A) wird durch die südöstliche Richtung seines Oberlaufes, durch die Schotterablagerungen an der Veitskirche, vor allem aber dadurch wahrscheinlich gemacht, daß der Bach beim Hochwasser 1897, seiner natürlichen Richtung folgend, durch die Vordere Gasse ausgebrochen ist (Mürdel, a. a. O., IX, Seite 75). Ein älterer Ausbruch (B), der im 11. oder 12. Jahrhundert das Schicksal der konradinischen Basilika bestimmt hat, ist nach Mürdel in östlicher Richtung erfolgt. Dank der frühzeitig beginnenden Sicherungsarbeiten ist der Bach im Laufe der Jahrhunderte in seine heutige südliche Richtung abgelenkt worden. Nach der von mir angenommenen Hochwasserzerstörung der karolingischen Kirche beweist die Wahl des nördlich von dieser gelegenen Bauplatzes der konradinischen Basilika, daß man den neuen Platz für gesicherter hielt. Wenn trotzdem die mit großen Mitteln erbaute Basilika nach kurzem Bestehen durch den bei ihrer Gründung sicherlich nicht vorauszusehenden östlichen Ausbruch des Baches zerstört worden ist, so stützt dies die Ansicht Mürdels, der die Richtungsänderung auf einen Erdrutsch zurückführen möchte. Die erste kirchliche Siedlung darf zu beiden Seiten des ältesten Bachlaufes über der Hochwassergrenze der Jagst angenommen werden. Die Bebauung mag an den höheren Stellen der von dem Bach in das Jagsttal vorgeschobenen Geröllhalde, vor allem im oberen Teil der Hinteren Gasse älter sein. Der westliche Sektor wird dagegen erst im abschnittweisen Vollzuge der Umlenkung des Baches später entstanden bzw. erneuert worden sein. Im 11. Jahrhundert wird das gesamte, vom Jagsthochwasser und dem Gefahrenbereich des Wildbaches eingeengte Siedlungsgelände vom Konvent belegt gewesen sein, der bei der ungewöhnlichen Größe der konradinischen Kirche mit seinem Gesinde mindestens die Kopfzahl des heute 150 Einwohner fassenden Dorfes erreicht haben mag.

Digitized by Google



Digitized by Google

auf eine Halbkuppelwölbung hindeutende innere Rundung im Hauptchor eine Entlehnung aus dem ebenfalls von Kaiser Konrad II. gegründeten Dom von Speyer sein mag. Die Vorhalle wurde dagegen, ähnlich wie bei den jüngeren Abteikirchen von Hirsau und Paulinzelle, zur basilikalen Vorkirche erweitert und unter dem Chor, wiederum nach dem Vorbild von Speyer, eine geräumige Hallenkrypta geschaffen. Der im Vergleich mit der karolingischen Kirche größere Neubau, der auf eine entsprechend größere Konventsniederlassung schließen läßt, wird n u r im Hinblick auf die hohen Förderer, die Kaiserin Gisela und das Hochstift Würzburg verständlich. Die karolingische Basilika war als altes Erbgut Giselas wohl von den Vorfahren ihres Vaters, des Herzogs Hermann II. von Schwaben, gegründet worden. Es ist klar, daß für die Erneuerung der zerstörten Gründung einem zur Kaiserin emporgestiegenen Mitglied der Familie reichere Mittel zur Verfügung gestanden haben als dem Gründerahnen. Aus dem Vergleich der beiden Kirchen geht die Kontinuität in der Verwendung als Konventskirche mit aller Deutlichkeit hervor. Bei der Kryptenbasilika dürfen wir die Frauenempore ähnlich wie bei der Klosterkirche von Paulinzelle in der Vorkirche annehmen, während der hohe Chor über der Krypta dem Kollegium der den Kultdienst versehenden Geistlichkeit vorbehalten war. Allein schon die große liturgische Gliederung mit Frauenempore, Priesterchor und einer Hallenkrypta vom Planschema der Speyrer Querhauskrypta, zeigt die ungewöhnlich reichen, durch eine kaiserliche Stiftung zu erklärenden Mittel an, die bei der Neugründung der Konventsniederlassung zur Verfügung gestanden haben müssen.[40] Da sich bei der Basilika von 1033 die Planform der Frauenstiftskirche noch deutlicher ausdrückt, so erhält bei dem offenbaren Planzusammenhang mit der Vorgängerin deren Deutung als Frauenstiftskirche auch von dieser Seite her eine Stütze. Bei dem Umfang der frühromanischen Kirche, die nach ihren Ausmaßen für einen großen Konvent und ein entsprechendes Priesterkollegium bestimmt war, ist es klar, daß neben einem solchen Kirchenbau und den in seiner Umgebung gelegenen Wohnungen der Stiftsfrauen und der Chorgeistlichkeit auf der hochwasserfreien Geröllhalde von Unterregenbach kein Raum für eine Bauernsiedelung übrigbleiben konnte. Die das Stift versorgende Bauernniederlassung lag in Oberregenbach und muß zur Zeit der Urkunde von 1033 schon einige Zeit bestanden haben. Diese kennt nur e i n Regenbach o h n e Kirche, mit welchem n u r das von Anfang an als bäuerliche Siedlung angelegte Oberregenbach gemeint sein kann, während die ursprüngliche, n a m e n g e b e n d e Konventssiedlung, das heutige Unterregenbach, in Trümmern lag und infolgedessen in der Urkunde überhaupt nicht erwähnt wird. Der Zweck der Schenkung war kein anderer als die Neugründung des aufgegebenen Stiftes und seiner Kirche gewesen, die durch die Krypta und die von Mürdel aufgefundenen Grundmauern der großen Basilika bezeugt wird.

Als Titelheiligen von Unterregenbach nimmt schon für diese frühe Zeit Mürdel[41] den Heiligen Veit an und glaubt, daß dessen Verehrung durch die Kaiserin Gisela eingeführt worden sei. Er vertrat dabei die Ansicht, daß die auf Grund der Schenkung von 1033 erbaute Kirche die heute noch stehende Dorf-

[40] Zu vergleichen die in der Anlage ähnliche von August Ortegel („Irmingard von Hammerstein im östlichen Franken", in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 39. Band, 1944) als Gründung der Gräfin Irmingard von Hammerstein nachgewiesene Kirche von Roßtal bei Nürnberg, in der ich gleichfalls eine Frauenstiftskirche vermuten möchte.

[41] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 99.

Digitized by Google

kirche sei.[42] Da ich die Kryptenbasilika für die Kirche von 1033 halte,[43] kann ich von diesem Standpunkt aus der Einführung des Veitkultes in Unterregenbach durch die Kaiserin Gisela ebenfalls beipflichten. Ich glaube aber nicht, daß Veit der Titelheilige der Kryptenbasilika gewesen war. Ich möchte vielmehr aus der Tatsache, daß auf der nach dem gotischen Umbau der spätromanischen Pfarrkirche gegossenen älteren Glocke von 1446 nur der Name Marias steht, der Heilige Veit dagegen erst auf der jüngeren Glocke von 1487 neben Maria erscheint, schließen, daß der Vorrang des Marientitels auf eine ältere, von der Kryptenbasilika des 11. Jahrhunderts überkommene Tradition zurückgeht. Aus dieser Erwägung heraus halte ich es für wahrscheinlicher, daß der Hochaltar der Kryptenbasilika der Heiligen Maria[44] und der unter diesem gelegene Hauptaltar der Krypta dem Heiligen Veit geweiht war. Außer diesen beiden Altären werden sowohl in der Oberkirche wie in der Krypta mindestens je zwei weitere Nebenaltäre bestanden haben. Neben dieser Erklärung besteht noch die zweite Möglichkeit, daß die Verehrung des Heiligen Veit erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts etwa nach einer besonders schweren Wildbachkatastrophe eingeführt worden ist. Diese braucht gar nicht einmal die Kirche, sondern kann andere Teile des Dorfes betroffen haben. Veit ist nämlich auch Schutzheiliger gegen Unwetter, welche Tatsache als ausreichende Erklärung für die späte Titeländerung gelten kann und zugleich unsere Annahme von der schicksalbestimmenden Auswirkung des Wildbachs stützt.

Die Basilika des 11. Jahrhunderts scheint nach nur kurzem Bestand ebenso wie ihre karolingische Vorgängerin einem Hochwasser des Wildbaches zum Opfer gefallen zu sein. Nach dem Befund der Grabung von 1908 war der nordwestliche Teil der Vorkirche mit Geröllschutt überdeckt, der bis an die die Haupt- und Vorkirche teilende Quermauer, ja sogar bis an den nördlichen Krypteneingang heranreichte und auch diesen mit Steinen und Schlamm angefüllt hatte. Bei der von Mürdel[45] aus persönlichem Erleben geschilderten Gewalt des Hochwassers und den von ihm gefundenen Geröllablagerungen ist es kaum noch zweifelhaft, daß die Zerstörung der zweiten Basilika nicht durch Brand, sondern durch ein Hochwasser des Baches herbeigeführt worden ist. Ein Brand — der übrigens die Mehrzahl der auf uns gekommenen mittelalterlichen Kirchen heimgesucht hat — hätte kaum zur Aufgabe einer so großen, dazu noch unter Förderung einer Kaiserin erbauten Kirche führen können, wohl aber ein durch den Wildbach verursachtes Hochwasser, mit dessen Wiederholung nach der bei der karolingischen

[42] Mürdel, a. a. O., VIII, Seite 95.

[43] Vgl. auch H. Christ. Die Krypta von Unterregenbach, in: Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen, 1950, Seite 40.

[44] In der gleichzeitig durch die Gräfin Irmingard von Hammerstein gegründeten Kirche von Roßtal, die ich nicht nur nach der mit Unterregenbach übereinstimmenden Krypta, sondern auch in der Oberkirche für einen Schwesterbau der Unterregenbacher Kryptenbasilika halte, der vermutlich auch Frauenstiftskirche gewesen war, ist der Hochaltar über der Krypta ebenfalls der Maria geweiht gewesen. Die Kirche war 1495 mit neun Altären ausgestattet gewesen (vgl. Ortegel, a. a. O., Seite 5).

[45] Mürdel, a. a. O., Seite 128. Wie gefährlich der Bach bei plötzlich einsetzenden Wolkenbrüchen oder bei Dauerregen werden konnte, wird von Mürdel anschaulich geschildert: „Welch unheimliche Gewalt der Ortsbach bekommen kann, obwohl monatelang fast ohne Wasser, ist den Älteren noch in lebhafter Erinnerung durch den Wolkenbruch 1897, der Anlaß gab zu gründlicher Ausmauerung des Bachbetts und Anlage mehrerer Geröllfänge. Letztere haben dann wohl 1932, nach ähnlich starken Regengüssen, schwereren Schaden verhütet; immerhin mußten damals weit über 100 Wagen Erde ... weggeführt werden."

Digitized by Google

Kirche gemachten Erfahrung gerechnet werden mußte. Die Folge dieser mit den damaligen Mitteln nicht abzuwendenden Bedrohung konnte nur das allmähliche Ende oder die Verlegung des Konvents an einen geeigneteren Ort gewesen sein. Die Anzeichen sprechen für die erste Möglichkeit, zumal da sich bei einer Verlegung an einen anderen Ort dort eine Überlieferung von der Unterregenbacher Herkunft des Konvents erhalten haben müßte. Aus dem Schweigen der Quellen zwischen 1033 und 1226 kann weiter gefolgert werden, daß die Katastrophe nach verhältnismäßig kurzem Bestand des neugegründeten Stiftes, vielleicht noch im 11. Jahrhundert, eingetreten ist. Die Lage nach der Katastrophe werden wir uns folgendermaßen vorstellen dürfen: Von der großen Basilika nur noch die Ostteile, mindestens aber die Krypta erhalten. Die im Gefahrenbereich des Baches gelegenen Häuser der Stiftsfrauen und Chorgeistlichen zerstört. Der größere Teil der Konventualen verläßt Unterregenbach. Der zurückbleibende Teil richtet sich in den noch erhaltenen Stiftshäusern ein und benutzt zum Gottesdienst die noch erhaltenen Ostteile der großen Basilika, mindestens aber die Krypta. Allmählicher Zuzug bäuerlicher Bevölkerung, durch welchen die Stiftssiedelung immer mehr zum Bauerndorf umgewandelt wird. Krypta bzw. Chor der großen Basilika, die bisher nur dem Gottesdienst des Stiftes gedient hatten, werden nun auch Pfarrkirche der sich bildenden Dorfgemeinde. Ihr Anwachsen führt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Bau einer Pfarrkirche, auf den Trümmern der karolingischen Basilika, in welche eine oder zwei Doppelkapellen mit zwei übereinanderliegenden Altären für den Stiftsgottesdienst eingebaut worden sind. Die für eine Pfarrkirche ungewöhnliche Zahl von Altären — sicher drei, wahrscheinlich sogar fünf — kann durch die Übernahme von Altären aus der großen Basilika erklärt werden. Als Titelheilige kommt Maria in Frage, neben welcher der Heilige Veit damals noch zurücktrat. Der Erbauer der neuen Pfarrkirche kann kein anderer als Walther von Langenberg gewesen sein. In der Urkunde von 1226 wird zum ersten Male Unterregenbach als Pfarrdorf mit eigener Kirche genannt, die nichts anderes als die Nachfolgerin der in der Krypta bzw. dem Chor der großen Basilika eingerichteten Pfarrkirche war. Die Verlegung des Neubaus zurück in die Ruinen der karolingischen Kirche wird dadurch zu erklären sein, daß der Platz der großen Basilika unter dem Eindruck der schweren Katastrophe als zu gefährdet gelten mochte. Nach der zweiten Zerstörung wird auch mit der Regulierung des Wildbaches und seiner Umleitung nach Süden begonnen worden sein. Dies nicht nur, um die neue Kirche vor dem Hochwasser des Baches zu schützen, sondern auch um den Siedelungsraum des allmählich anwachsenden Bauerndorfes zu erweitern. Die in mehreren Abschnitten durchgeführte Umleitung hat im Endergebnis dazu geführt, daß der Unterlauf des Baches innerhalb des Dorfes aus seiner ursprünglich südöstlichen Richtung heute nach Süden abgelenkt ist. Nur wenige Meter östlich von dem heutigen ausgemauerten Bachlauf ist ein älteres, ebenfalls gemauertes Bett erhalten, das den Stand der Ablenkung im 19. Jahrhundert erkennen läßt und unsere Ansicht von der abschnittsweisen Umlenkung des Baches bestätigt. Die doppelte Zweckbestimmung als Pfarr- und Stiftskirche hatte, wie der reduzierende Umbau vom Ende des 14. Jahrhunderts beweist, nach dem Aussterben des Stiftes ihr Ende erreicht. Dies scheint im 15. Jahrhundert der Fall gewesen zu sein. Damals, das heißt zwischen 1446 und 1487, wechselt auch nach Ausweis der Inschriften an den beiden Glocken der Haupttitel der Kirche. Ebenso wie in der großen Basilika von 1033 der wahrscheinliche Marientitel den Beatus bzw.

Digitized by Google

die Beata der karolingischen Kirche abgelöst hat, tritt im 15. Jahrhundert der Heilige Veit an die Stelle der Maria. Durch diesen Wechsel wird der mit dem Umbau vom Ende des 14. Jahrhunderts abgeschlossene Übergang von der Konventskirche zur Pfarrkirche und damit von der Konventssiedelung zum Bauerndorf gekennzeichnet. Der Bach aber, der der Siedelung den Namen gab und ihr Schicksal zweimal entscheidend bestimmte, hat dank der durch die Jahrhunderte gehenden Regulierungsarbeiten keine grundlegenden Veränderungen mehr im Ortsbild bewirken können. Unterregenbach war von da an ein einfaches Pfarrdorf, in welchem bisher nur die zum Keller des Pfarrhauses herabgesunkene Krypta und von jetzt an auch die Veitskirche von der weit zurückliegenden, kurzen Blütezeit des Ortes Zeugnis ablegen können.[46]

Bemerkung

Es folgt als Schluß im nächsten Jahrbuch:

V. Die bautechnischen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge.

[46] Die Drucklegung des Aufsatzes ist in diesem Umfange durch einen Kostenzuschuß der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte ermöglicht worden. Ebenso hat Professor Dr. Otto Schmitt von der Technischen Hochschule Stuttgart die Arbeit unterstützt. Dem Herausgeber wie dem Verfasser ist es eine angenehme Pflicht, beiden Förderern an dieser Stelle ihren Dank auszusprechen. In diesen Dank sind auch der Ortsvorstand Konrad Ehrenfried und der Schulleiter Otto Ehmann von Unterregenbach einzuschließen, deren tatkräftiger und opferbereiter Mitwirkung die Durchführung der Grabung wesentlich mit zu verdanken ist.

Digitized by Google

Das Klötzlestor — ein Denkmal des Gegensatzes zwischen Limpurg und Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

Die Forschung hat sich oft mit den Beziehungen zwischen den Schenken von Limpurg und der Reichsstadt Schwäbisch Hall beschäftigt. Es ist jedoch auffallend, daß sie nie dort einsetzte, wo eindrucksvolle bauliche Zeugnisse zum Teil heute noch stehen: am Schiedgraben und am Klötzlestor in Hall. Hier kann Wichtiges richtiggestellt und neu erklärt werden.

Zum besseren Verständnis der Zusammenhänge mögen zunächst die politischen Geschehnisse beschrieben werden. Die Salzquelle ist die alleinige Ursache der Gründung Halls, die jahrhundertelange Grundlage seines Wohlstandes. Ursprünglich war sie Reichsgut und unterstand dem deutschen Herrscher. Aus seinen Händen gelangte der Ort wohl als Lehen an eine Hochadelige, Adelheid, welche 1037 urkundlich eine Hälfte an die Grafen von Komburg weitergab. Als 1116 dieses Grafengeschlecht ausstarb, wird die stolze Familie der Hohenstaufen mit der Wahrung der Reichsrechte betraut. Mit dieser Veränderung vollzog sich eine für uns schwer vorstellbare Blüte des Dorfes Hall, die noch gesteigert ward, als 1138 das staufische Haus zur deutschen Königs- und später zur römischen Kaiserwürde aufstieg. 1156 wird Hall zur Stadt erhoben. Obgleich seine Treue gegen Kaiser und Reich makellos und opfervoll ist, beschwört eine Entscheidung des staufischen Kaisers Friedrich II. unheilvolle Folgen für die Stadt herauf: um 1230 werden die aus der Main- und Taubergegend stammenden Schenken von Schüpf mit der Vertretung der Reichsrechte in Hall und mit dem Schutz seiner Salzquelle beauftragt. Von Reiches wegen wird ihnen „ein königlicher Saal", d. h. eine Burg, nur 800 m von der südlichen Stadtgrenze entfernt, in der vordersten Spitze einer alten Keltenfestung erbaut: das ist die heutige Limpurg, nach der sich die Schüpfer Schenken nunmehr nennen. Gar bald versuchen die Limpurger ein Hoheits- und Besitzrecht über Hall zu entwickeln. 1260 muß die Stadt in aller Form den limpurgischen Schutz annehmen, ihre Freiheit ist in tödlicher Gefahr. Zu allem Unglück brechen 1261 auch noch innere Verfassungskämpfe aus. Doch die Kraft der Städter wächst mit der Größe der Not. Als König Rudolf von Habsburg 1276 Hall zur Reichsstadt macht, ist fürs erste seine Freiheit gesichert. Das spätere Mittelalter ist jedoch erfüllt von dauerndem Kleinkrieg zwischen Hall und Limpurg.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts spitzen sich die Gegensätze zwischen Limpurg und Hall bedenklich zu. 1430 verfolgt Schenk Friedrich V. hällische Patrizier von seinem Zollhaus Brestenfels bis an das Limpurger Tor zu Hall und mißhandelt sie. Die Städter rächen sich, indem sie dieses Tor bis 1543 zumauern. Mit dieser scharfen wirtschaftlichen Maßnahme hat Hall zweifellos einen Rechtsbruch begangen, denn die Stillegung der wichtigen Unterlimpurger Straße nahm den Limpurgern wertvolle Zolleinnahmen. Der Verkehr wird umgeleitet, er verläßt durch das Langenfelder Tor die Stadt und geht nun an limpurgischem Gebiet vorbei. (Abb. 1.) Der Schiedweg, die alte Grenze beider Nachbarn, wird

Digitized by Google

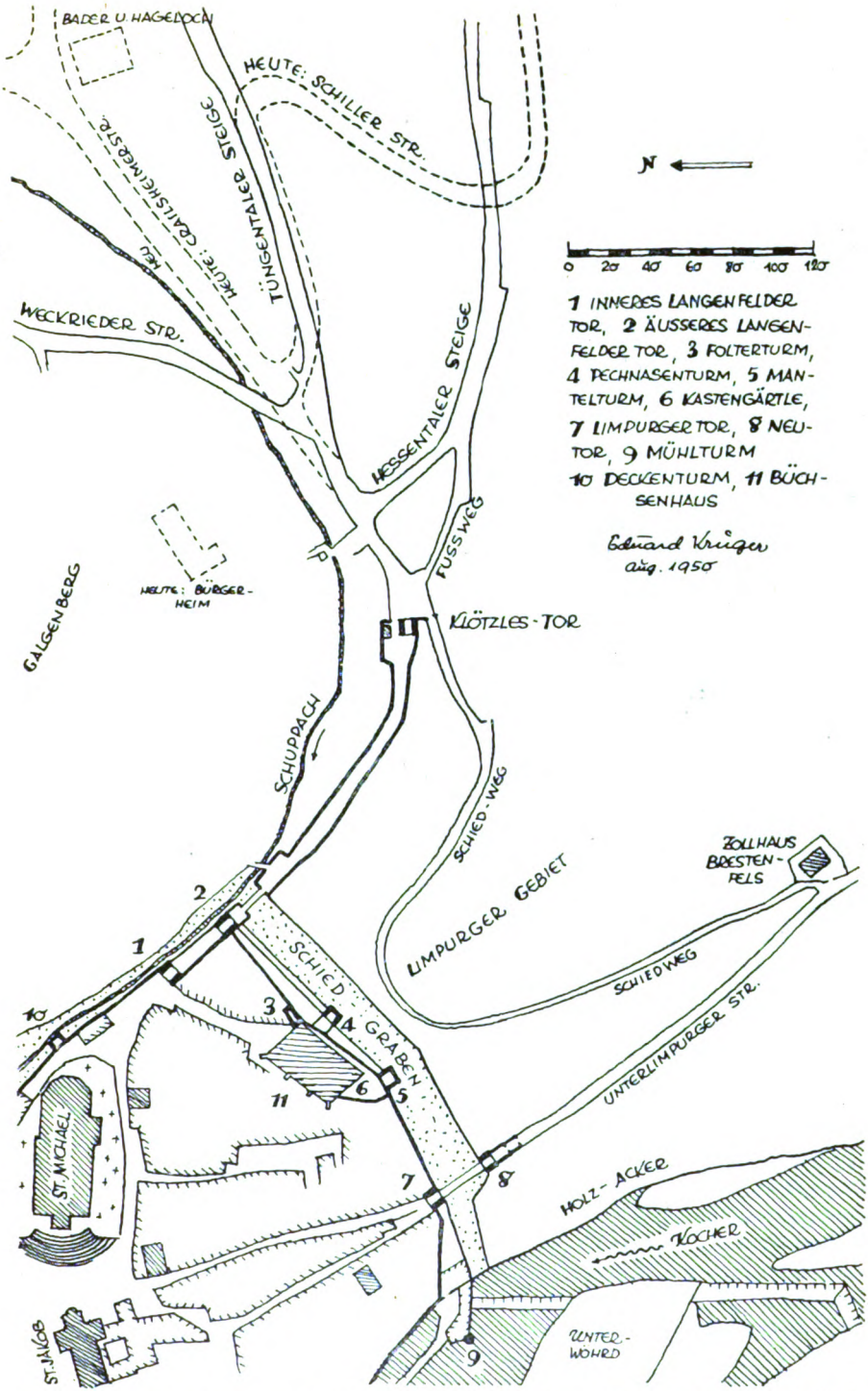


Abb. 1. Schwäbisch Hall. Die Gegend vor dem Schiedgraben. (Heutige Straßen gestrichelt.)

Digitized by Google

von den Schenken als Ersatzstraße benützt; sie beginnt an ihrem Zollhaus Brestenfels und führt mühsam über den steilen „Olymp". Des Kaisers Majestät (Sigismund von Luxemburg) weist die Klagen der Limpurger ab und läßt der Reichsstadt freie Hand. Die Feindschaft der Parteien steigert sich. Für Hall entsteht eine bedrohliche Lage, als sich von 1440 ab kriegerische Auseinandersetzungen mit dem gefürchteten Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach abzuzeichnen beginnen. Dieser fällt im Großen Städtekrieg von 1449 bis 1453 mit Heeresmacht tief ins hällische Land ein; nur mit Mühe und mit Hilfe seiner Bundesgenossen kann Hall bestehen.

Um 1515 sucht man einen Vergleich mit Schenk Gottfried II. Die Stadt hatte wohl das Bedürfnis, das Unrecht von 1430 zu beseitigen. Den Limpurgern wird zugestanden, „ein zollhaus oben bey dem Langennfelder thurn zu machen". (Herolt-Kolb, S. 143.) Doch wird den Schenken durch Hall vorgeschrieben, wo diese Zollstelle zu stehen habe. Diese Bedingung sowie die Forderung an Limpurg, keine Rechte aus diesem Ort zu beanspruchen, beweist, daß hällischer Boden benützt wurde; der Schenk hätte sich sonst keine Vorschriften gefallen lassen. Aber der Haller Rat bricht sofort den Sinn des Vertrages, indem er einen hällischen „thurn hinaus für das zollhaus bawet" (Herolt-Kolb, S. 143) als eigenen Zollplatz. Damit ist dem Schenken „sein furnemen gesprochen" (= sein Vorhaben zerschlagen). Sicherlich war der Limpurger sehr erstaunt über diese willkürliche Auslegung des Vertrages. Der Vergleichsversuch von 1515, der die Spannungen beseitigen sollte, war in Wahrheit mißglückt und hintertrieben. Die Feindschaft mehrt sich, es ereignen sich „alle tag zanckh des zols" wegen. (Herolt-Kolb, S. 260.) Um sicher zu sein, rücken die Haller sogar mit Feldgeschütz zur Jagd aus. (Herolt-Kolb, S. 136.) Die dicht beieinander liegenden Zollstätten waren lehrreiche Sinnbilder der bitteren Feindschaft zweier Nachbarn. Erst das Jahr 1541 bringt den Sieg der Reichsstadt: sie erwirbt die Burg Limpurg mitsamt den Zollrechten; sie muß jedoch, um den Herzögen von Württemberg zuvorzukommen und einen noch gefährlicheren Feind abzuwehren, viel Geld aufwenden. Der alte Gegner Limpurg zog sich auf sein inzwischen entstandenes Territorium nach Süden zurück und bildete nie mehr eine Bedrohung.

Die geschilderten politischen Vorgänge haben an der südlichen Stadtfront b a u l i c h e S p u r e n hinterlassen, besonders dort, wo an der „Schied" das limpurgische Gebiet bis auf 6 m an den hällischen Stadtgraben herankommt. Wohl selten hat ein feindlicher Nachbar seine Grenzen so dicht an eine Stadt heranschieben können. Seit dem 12. Jahrhundert ragten entlang jenem Schiedgraben nur 3 Befestigungswerke hinter dem Mauerring auf: das Limpurger Tor (beim „Waldhorn", 1831 abgebrochen), der Folterturm als Bergfried der Stadt an gefährdetster Stelle (er ist heute erniedrigt) und schließlich das innere Langenfelder Tor (1826 abgebrochen). Die wehrtechnische Lage an der Schied ist für die Haller höchst ungünstig: der Angreifer steht höher als der Verteidiger. Als nach 1430 die Zerwürfnisse mit Limpurg zunehmen, verstärkt die Stadt fortgesetzt ihren Schiedgraben. 1444 vertieft man ihn und füttert seine Brustwehren, d. h. man führt steinerne Grabenwände auf; ja man fügt im Nordabschnitt sogar noch einen zweiten Zwinger hinzu. Um 1500 werden der Mantelturm und der Pechnasenturm über die Ringmauer hinausgebaut, um die Grabensohle besser bestreichen zu können. Das Limpurger Tor erhält ein Vortor. 1515 wird dem inneren Langenfelder Tor das jetzt noch stehende äußere Langenfelder Tor vorgelegt, so daß ein Doppeltor entsteht. Der Raum zwischen beiden Toren wird zur Barbakane, also zur Torbastei umgebildet und dem äußeren Langenfelder

Digitized by Google

Tor nochmals ein Vortor angegliedert. Ja, noch 1543, also zwei Jahre nach Abzug der Limpurger Gefahr, wird auch das alte Limpurger Tor durch das Neutor zum Doppeltor umgestaltet. Das Neutor selbst wird sogar durch zwei Vortore verstärkt, so daß dieser Stadteingang durch nicht weniger als 5 Tore verschlossen war. Das große Büchsenhaus von 1505 konnte an der Abwehr niemals teilnehmen, sein riesiger Dachstuhl bedeutete eher einen Anreiz für den Angreifer. Dagegen war das Kastengärtle als Bastion ausgebildet. Die südliche Stadtfront gegen Limpurg (und zeitweise wohl auch gegen Brandenburg) war schließlich bei nur 220 m Länge mit 7 Türmen, 4 Vortoren, 1 Torbastei, 2 Zwingern und 1 Bastion bestückt! Wir werden später sehen, daß sich vor dem Langenfelder Tor nochmals ein 150 m langer Vorhof mit einem weiteren Tor ansetzte. So entstand die stärkste und eindrucksvollste Abwehrfront der Stadt.

Wo lag nun der Zankapfel von 1515, die limpurgische Zollstätte und der hällische Turm, der den Namen „Klötzlestor" trug?

Zunächst sind die Zustände am Langenfelder Tor zu klären; durch Mißdeutung ist viel Wirrnis entstanden. Schon die hällischen Chronisten machen ungenaue Angaben. Johann Herolt schreibt 1541: „anno domini 1431 hat man das Langenfelder thor gemacht und denselbigen thurn angefangen zu bawen unnd das thor in der Keckhengassen (= Limpurger Tor) etlich jar zuvor zugemauert." (Herolt-Kolb, S. 135.) Georg Widman meldet 1550: „anno domini 1441 ist dz Langennfelder thor erstlich gemacht und dz Limpurger thor vermauert worden." (Widman-Kolb, S. 376.) Nach Kolbs Auslegung sollen beide Chronisten ihre Angaben auf das innere Langenfelder Tor beziehen. Dieses stand am Eingang zur Rosenbühlgasse. Hier mündete seit den Anfängen Halls eine wichtige Reichs- und Geleitstraße in den Stadtkörper — diese Stelle muß also schon im 12. Jahrhundert geschützt gewesen sein. Bereits 1417 wird eine Kapelle St. Wolfgang, neben dem Langenfelder Tor gelegen, erwähnt. Kolbs Vermutung, daß dieses innere Langenfelder Tor hinter dem Chor von St. Michael gelegen sei — auch Germans Chronik (S. 198) stimmt dieser Lesart zu — und daß das Zollhaus zwischen beiden Langenfelder Toren stand (Herolt-Kolb, S. 143), läßt sich durch nichts begründen (Württembergisch Franken, 1947/48, S. 99). Daß Widman mit seinen Angaben nicht das heute noch stehende äußere Langenfelder Tor meint, erhellt aus seinem Hinweis: „anno 1515 ist der eußer thurn im Langenfelder thor gebawet". (Widman-Kolb, S. 377.) Dieses Datum wird durch die baugeschichtliche Untersuchung vollauf bestätigt. Weder das innere, noch das äußere Langenfelder Tor kann mit der Vermauerung des Limpurger Tors von 1431 in Zusammenhang gebracht werden: ersteres ist älter, letzteres jünger. Gmelin (Hällische Geschichte, S. 611) gibt einen wertvollen Aufschluß: „Um nun Limpurg (nach dem Vertrag von 1515) aufs neue einzuschränken, ließ der Magistrat außer dem Zollhaus draußen den engen Paß, den die vier zusammenlaufenden Berge bilden, mit dem hohen Turm besetzen, der bis in dieses 19. Jahrhundert stehen geblieben ist und den äußersten Eingang der Stadt bildete." Setzt man an Stelle der Worte „vier zusammenlaufende Berge" (die es nicht gibt) den Ausdruck „vier zusammenlaufende Wege", so entdeckt man den wahren Sachverhalt. Diese vier Wege sind: 1. die Weckriedener Straße, 2. die Tüngentaler Steige (heute Schillerstraße), 3. die Hessentaler Steige (heute Durchgang beim Hause Crailsheimer Straße 26), 4. der Schiedweg. Dort stießen die Herrschaftsgrenzen von Hall und Limpurg zusammen. Da das hällische Limpurger Tor immer noch vermauert war, kam hier über die Schied der umgeleitete Verkehr vom Kochertal herein und brachte beiden Parteien Zolleinnahmen. Hall und

Digitized by Google

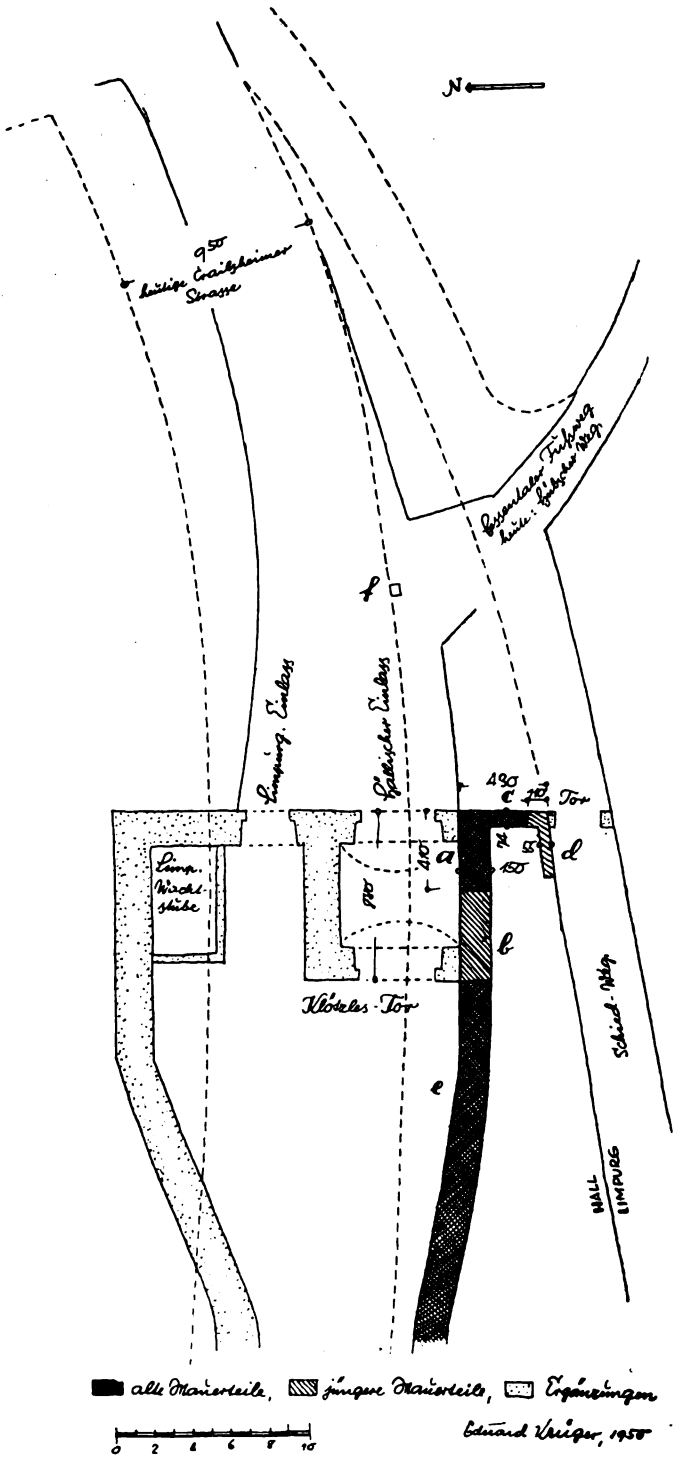


Abb. 2. Grundriß des Klötzlestores. (Heutige Straßenzüge sind gestrichelt.)

Digitized by Google

Limpurg war also dieser Punkt gleich wichtig. Das schenkische Zollhaus konnte aber nicht am hochgelegenen Schiedweg stehen, wo der Straßenverkehr nach Hall nicht erfaßt werden konnte; es mußte heruntersteigen an die alte Reichsstraße und Haller Grund beanspruchen. Gleich daneben errichteten die Städter den „Newthurn bey dem Langenfeld". (Herolt-Kolb, S. 143.) Die Gegend der heutigen oberen Crailsheimer Straße muß das alte Gewand Langenfeld gewesen sein.

In den letzten Tagen des Jahres 1949 konnten die baugeschichtlichen Beweisstücke der geschilderten Sachlage erbracht werden. Am Eingang zur Schied mußte eine fallende Mauer erneuert werden. Der Abbruch legte im Boden einen 1,50 m starken, 4,10 m langen und 3,50 m hohen Mauerkörper a (Abb. 2) frei, dessen Ostseite verputzt war, also die Außenseite eines Bauwerks darstellt. Das westlich anschließende Mauerstück b stellt eine jüngere Ausbesserung dar, nach 8,80 m Länge folgt eine Fuge gegen eine alte Stützmauer e. Damit ist die Torlänge mit 8,80 m festgelegt, die Breite läßt sich nicht mehr nachweisen. Da aber Johann Michael Roschers Stadtplan von 1743 ein überdehntes Quadrat als

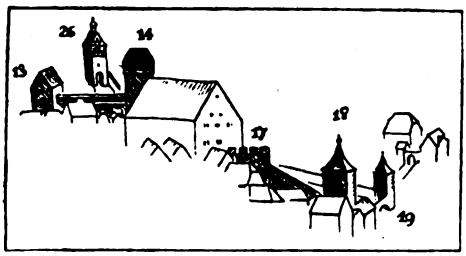


Abb. 3. Rückseite der Stadtmauer am Schiedgraben von Nordwesten (nach Johann Conrad Körner, 1755). 13. Äußeres Langenfelder Tor, 14. Folterturm, 17. Kastengärtle, 18. Limpurger Tor, 19. Neutor, 26. Klötzlestor.

Grundriß des Klötzlestores gibt, kommt man auf die Grundrißmaße von etwa 8,80 : 9,50 m. Das sind stattliche Verhältnisse, größer als am Sulfertor: würdig der großartigen Baustufe von 1515, die das äußere Langenfelder Tor gleichzeitig schuf. Die östliche Flucht des Klötzlestores setzt sich als Mauer c mit 74 cm Stärke gegen den Schiedweg fort, dann folgen jüngere Mauerteile d für ein späteres Gartenhaus. Das Tor wurde 1807 nach Untergang der Reichsstadt auf württembergischen Befehl zusammen mit dem Stätt-Tor und dem Gelbinger Tor abgebrochen. Als man 1837 die Crailsheimer Straße zur Verbesserung ihres Gefälles tiefer legte, rückte die alte Tordurchfahrt 3,50 m hoch über die jetzige Straßenebene empor, die nördlichen Fundamente wurden herausgerissen; der Schiedweg und der Hübsche Weg erhielten ihre jetzigen Ausläufe. Die Oberkante des Rasenstreifens (zwischen der unteren jetzigen Vormauer an der Straße und der alten Hauptstützmauer) verdeutlicht heute noch das ehemalige steile Straßenprofil. Die Südwand des Tores blieb in seiner östlichen Hälfte 1807 und 1837 verschont.

Für die äußere Erscheinung des Klötzlestores besitzen wir alte Abbildungen. Merian (1643) stellt es zwar nicht dar, doch zeichnen es Braun-Hogenberg (1576) und Schreyer (1643), ersterer mit nord-südlich laufendem Satteldach und oberem Fachwerkgeschoß. Wertvoll ist Johann Konrad Körners genaue Darstellung von 1755. (Abb. 3.) Den wichtigsten Eindruck vermittelt jedoch der erst vor kurzem, durch Wilhelm Hommel gemachte Fund: „Abriß

Digitized by Google

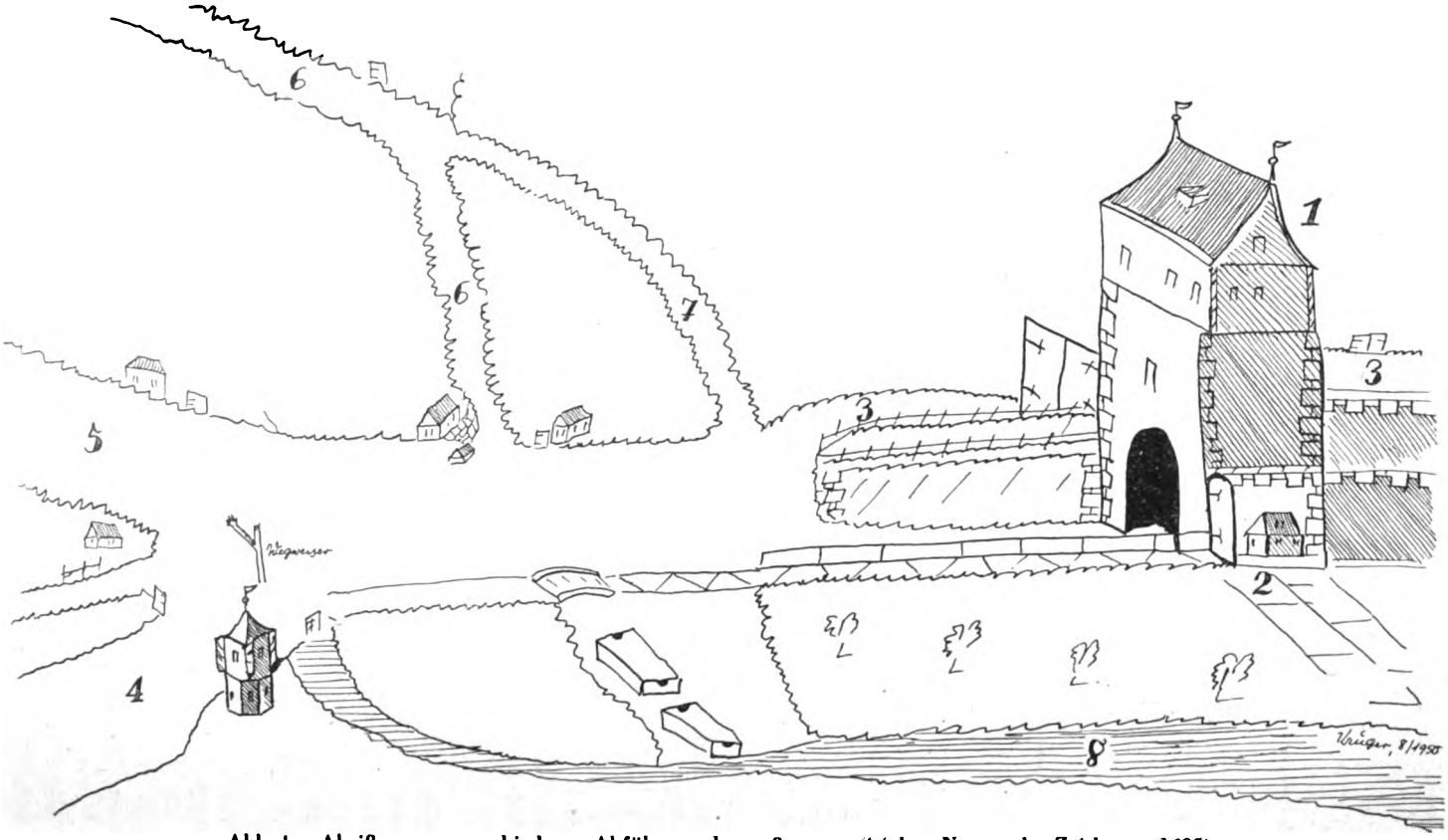


Abb. 4. „Abriß wegen verschiedener Abführung des waßers usw." (ohne Namen des Zeichners, 1695).
1. Klötzlestor, 2. limpurgisches Zollhaus, 3. Schiedweg mit Tor, 4. Weckriedener Straße, 5. Tüngentaler Steige, 6. Hessentaler Steige, 7. Hessentaler Fußweg, 8. Schuppach.

Digitized by Google

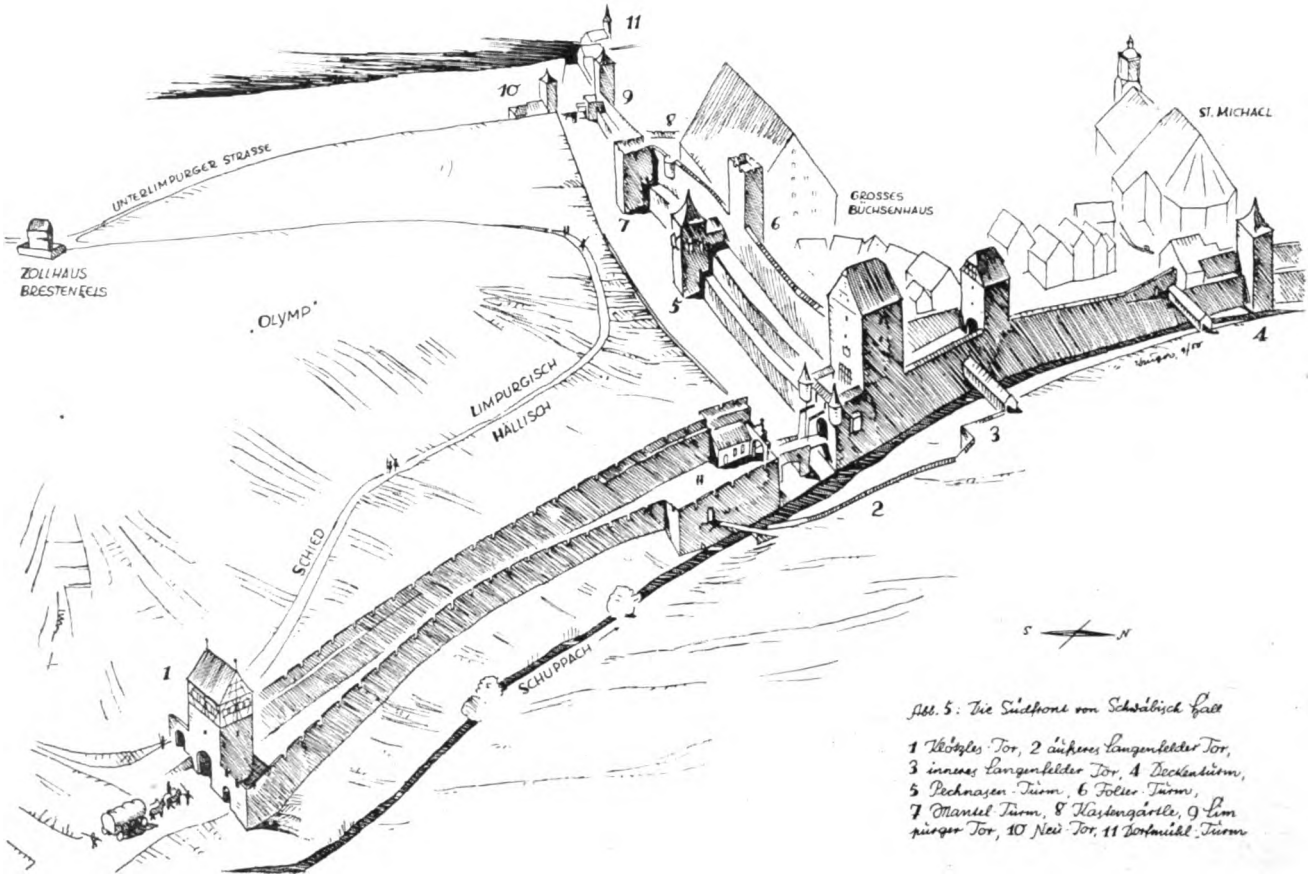


Abb. 5: Die Südfront von Schwäbisch Hall

1 Klötzles-Tor, 2 äußeres Langenfelder Tor, 3 inneres Langenfelder Tor, 4 Deckenturm, 5 Pechnasen-Turm, 6 Folter-Turm, 7 Mantel-Turm, 8 Kastengärtle, 9 Limpurger Tor, 10 Neu-Tor, 11 Dorfmühl-Turm

Digitized by Google

Abb. 6. Das Klötzlestor von innen (Rekonstruktion mit Fachwerkbau zur Zeit Körners, 1755). Rechts die hällische Durchfahrt, links die limpurgische Zoll- und Wachtstube.

wegen verschiedener Abführung des wassers zu Erhaltung der Altenheußer Straßen, Düngenthaler Staigen vnd so weiter die Stadt herein, nebst der in die Creuzwiesen gehörige zweyfache wässerung; zu mehrer Erläuterung der ao 1695 nach beschehen Augenschein erstatteten relation von darinn vermelden Deputirten." (Abb. 4.) Trotz perspektivischer Holprigkeiten erkennt man einen Steinteil mit großen Eckquadern (diese Technik wiederholt sich am äußeren Langenfelder Tor), auf dem ein Fachwerkaufsatz mit nördlichem und südlichem Giebel ruht. Neben der Tordurchfahrt zeigt sich eine zweite, schmälere Eingangspforte und ein Häuschen, das von einem Mauerzug rechtwinklig umgeben ist — der Zeichner läßt es unbekümmert durch die Mauer scheinen. Das ist vermutlich der limpurgische Eingang und das limpurgische Zollhaus. Diese Zollstätte wurde von den Hallern buchstäblich an die Wand gedrückt. Wir wundern uns nicht, daß ob solcher Zustände kein Frieden einkehren konnte. Der Schiedweg, der ja schenkischer Grund ist, ist sehr abweisend durch ein großes Tor verschlossen.

Digitized by Google

Auch die Umgebung des Klötzlestores wird durch das Bild von 1695 geklärt. Das Bauwerk ist durch zwei Flügelmauern (mit Fronten gegen die Schied und den Schuppach) mit dem äußeren Langenfelder Tor verbunden, die wehrtechnisch längst veraltete Zinnen trugen. Sie endeten an der Brücke des Schiedgrabens mit einem 1563 errichteten „steinernen Bogen". (Germans Chronik, S. 232.) So stülpte sich eine merkwürdige, nur etwa 8 m breite und 159 m lange rüsselartige Anlage aus den Langenfelder Torbauten heraus: man fühlt das Erzwungene dieser Lösung. Sie war im Ernstfall wegen ihrer langen Fronten wohl kaum zu verteidigen. (Abb. 5.) Jedenfalls war nun der südöstliche Stadteingang wohlverwahrt mit 3 Türmen, 1 Vorhof, 1 Graben mit Zugbrücke, 1 Vortor und 1 Barbakane. In Roschers Plan von 1743 ist die Flügelmauer gegen den Schuppach bereits abgebrochen, 1779 stürzten Mauerteile ein. (Schauffeles Chronik, S. 279.)

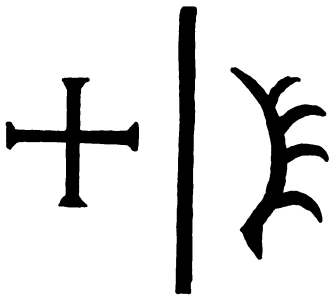


Abb. 7. Grenzzeichen in einem Stein der Vormauer.

Die alten Bilder und der bauliche Befund erlauben eine mühelose Rekonstruktion. (Abb. 6.) Es ist möglich, daß der Fachwerksaufsatz als Wächterwohnung nachträglich hinzugefügt wurde und daß der ursprüngliche, klotzige Steinteil Ursache des Namens war. Zu Körners Zeiten hatte der Dachstuhl eine gegen 1695 veränderte Gestalt: der First verlief von West nach Ost und endete in Krüppelwalmen; es war ein Glockentürmchen aufgesetzt, nach dem das Tor auch „Glöcklestor" genannt wird. Der Fachwerksaufsatz hatte große Ähnlichkeit mit dem des Josenturmes (um 1683).

1949 wurde auch die niedrige Vormauer an der Crailsheimer Straße instandgesetzt. Dort fand sich, 12 m oberhalb des Tors bei Punkt f in Abbildung 2 ein Stein mit senkrechtem Trennungszeichen zwischen Kreuz und Hirschhorn (Abb. 7), der 1837 eingemauert wurde. Das Zeichen mag die einstige Unterhaltspflicht des Staates Württemberg und der Stadt Hall abgrenzen und bezieht sich auf die Zustände von 1837. Aber mittelbar mag damit doch die alte Grenze zwischen Hall und Limpurg dargestellt sein.

Nachdem die hohe Stützmauer a und b wieder eine Vormauerung erhielt, ist heute nur noch ein schmaler Fundamentstreifen von 4,10 m Länge und 70 cm Höhe erkennbar. Wie viel Unbekanntes kann doch aus einem Mauerstück abgelesen werden!

Digitized by Google

Schwäbisch Hall und das Salz

Ein wirtschaftsgeschichtlicher Überblick

Von Paul Gehring

Der berühmte Haller Germanist und Rektor Gräter hat einmal 9 Punkte zusammengestellt, wegen deren sich Hall in der deutschen Geschichte denkwürdig und unübergehbar gemacht habe. Dabei stellte er an die Spitze das Haller Salz. Das war 1813. Inzwischen ist die Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts dazugekommen, mit ihren umwälzenden Entwicklungen gerade auch in der württembergischen und deutschen Salzwirtschaft. So lohnt es sich doch wohl und lockt die Aufgabe, der Frage einmal im Zusammenhang nachzugehen und mit besonderem Hinblick auf ihre Bedeutung für unser Schwäbisch Hall, die altberühmte Salzstadt am Kocher. Der gesteckte Rahmen gebietet freilich Beschränkung auf die großen Linien der Entwicklung. Sie sind überraschend genug, wie sich zeigen wird, und geeignet, die Frage nahezulegen, ob nicht in Gräters angeführtem Urteil eine gewisse zeitbedingte Überbewertung zum Ausdruck kommt.

Zunächst sind einige allgemeine Vorbemerkungen zu machen. Was wir im gewöhnlichen Sprachgebrauch kurzweg Salz nennen, ist ein Mineral, das die Wissenschaft nach seiner Zusammensetzung Natrium-Chlorid oder Chlor-Natrium benennt. Nach den Erkenntnissen der modernen Physiologie gehört dieses Salz (neben anderen „Salzen") zu den unentbehrlichen Bestandteilen des lebenden Körpers. Es wird nicht, wie die Nährstoffe, im Verdauungsprozeß verbrannt, ist also ohne kalorischen Wert, weshalb es auch in der Kalorienberechnung unserer Ernährung in der Nachkriegszeit unberücksichtigt blieb. Es wird aber laufend vom Körper ausgeschieden und muß in entsprechendem Umfang diesem fortlaufend wieder zugeführt werden. Da es aber in den üblichen organischen Nährstoffen und im Süßwasser nicht in genügendem Maße enthalten ist, entsteht ein zusätzlicher Bedarf, den der Mensch den Speisen beimischt, das Tier durch Lecken an natürlichen Salzvorkommen befriedigt.

Im einzelnen scheint hier physiologisch noch manches der Klärung zu bedürfen, scheinen auch weitgehende Anpassungserscheinungen möglich. Aber als feststehend kann angenommen werden, daß es sich beim Salz nicht etwa nur — wie man lange glaubte und auch heute noch hören kann — um ein Würz- und Geschmacksmittel handelt, wie etwa beim Pfeffer oder Essig, sondern um einen für die Erhaltung oder jedenfalls für die Gesunderhaltung des Lebens unentbehrlichen und zugleich fortlaufend benötigten Stoff. Allerdings sind die Mengen begrenzt. Man rechnet mit etwa 20 Gramm je Tag für Erwachsene, im Jahr also etwa 8 Kilogramm.

Damit ist ohne weiteres klar, daß und warum dem Salz schon in den ersten Anfängen des menschlichen und tierischen Lebens auf der Erde eine den Nahrungsmitteln an Wichtigkeit ähnliche Rolle zugekommen sein muß. Dazu kommt die früh erkannte konservierende Bedeutung des Salzes für die Fleisch- und Fischnahrung des Menschen. So wurde das seltene Mineral hochbegehrt und

Digitized by Google

zugleich zum Tausch- und Handelsgut, die Fundstätten zum Sammelpunkt des Verkehrs, um so mehr, je mehr sich Volkszahl und Kultur zu heben begannen. — Wie tief sich die Bedeutung des Salzes im Bewußtsein der Völker seit alters eingeprägt hat, ist bekannt. Das göttliche Salz nennt es schon Homer. Sitten und Bräuche genug zeugen davon, noch eindringlicher aber vielleicht die übertragenen Bedeutungen verschiedener Art, die das Salz in allen Sprachen und Völkern gefunden hat, und das Gewicht derselben, die Symbolkraft, die diesem eigenartigen und einzigartigen Stoff überall zukommt und in der das Salz gleich neben dem Brot steht. Statt aller Beispiele nur eines, das großartigste, das Christus selbst geprägt hat, als er seinen Jüngern zurief: „Ihr seid das Salz der Erde!" Das ist durch alle Jahrhunderte hindurch von allen Hörern und in jeder Sprache verstanden worden.

Aber wir wollen uns nicht auf dieses volkskundliche und sprachliche Gebiet begeben, so interessant es gerade auch für unseren südwestdeutschen Bereich erscheint. Nur eine auf der Grenze zum wirtschaftlichen Gebiet liegende Einzelheit möchte ich hier einfließen lassen. In Sulz am Neckar bestand eine alte Saline (wir kommen noch darauf zu sprechen). Es war eine Einrichtung, bei der eine Großzahl von Menschen an einer Betriebsstelle beschäftigt war. Als nun in dieser Gegend die ersten Fabriken aufkamen, nannte man diese ebenfalls Salinen, sprach also dort z. B. von einer Salinenspinnerei, Baumwollen- oder Seidesaline, eine bemerkenswerte Spracherscheinung dieser Gegend, die sich lange erhalten zu haben scheint, ergänzt durch die Bezeichnung „Salz-Saline" für die eigentlichen Salinen.

Daß die Rolle des Salzes als Wirtschaftsfaktor schon in vorgeschichtlicher Zeit begonnen haben muß, ist bereits gesagt. Für den Vorgeschichtsforscher ist das Salz ein bekanntes und wichtiges Thema, das in unserem Blickfeld bisher vor allem für das Gebiet von Hallein und Hallstatt sowie von Chateaux-Salins in Lothringen gut erforscht war. Neuerdings ist es ja nun den Haller Forschern Dr. Kost und Hommel in vorbildlicher Arbeit gelungen, dieses Bild wesentlich zu erweitern und gerade für unsere Stadt Schwäbisch Hall ebenso interessante wie schlüssige Feststellungen zur vorgeschichtlichen Salzgewinnung zu machen. Es kann seither als gesichert gelten, daß die Solquelle in Hall bereits in urkeltischer Zeit zur Salzgewinnung genutzt wurde. Wie im einzelnen, läßt sich freilich nur vermuten. Die Berichte über diese Forschungen sind in diesem Jahrbuch 1940 veröffentlicht, weshalb ich davon absehen kann, hier besonders darauf einzugehen.

Kost nimmt an, daß diese keltische Salzgewinnung in Hall durch Naturereignisse wieder unterging, ehe die Germanen ins Land kamen. Das trifft sich mit der Ansicht älterer Forscher wie Gmelin, daß die mittelalterliche Salzgewinnung in Hall selbst nicht unmittelbar in vorgeschichtliche Zeit hinaufreiche.

Aus mancherlei Nachrichten römischer Schriftsteller über Salzgewinnung bei den Germanen hat man geschlossen, daß diese selbst der Kunst des Siedens des Salzes unerfahren gewesen seien und diese von den keltischen Vorbewohnern gelernt hätten, eine schwierige Frage, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Jedenfalls aber gehört die Salzgewinnung zu den ältesten Äußerungen wirtschaftlichen Lebens auf deutschem Boden. Schon unter den spärlichen Nachrichten aus der Karolingerzeit sind solche über einen ausgedehnten Salzhandel zu Schiff vom Salzkammergut bis nach Mähren über Salzach, Inn und Donau. Aber die allgemeinen Verhältnisse waren unruhig und unentwickelt, ausgedehntere sonstige Beziehungen sind nicht bekannt.

Digitized by Google

Deutlicher wird dann das Bild mit dem Aufkommen der Grundherrschaft einerseits und der königlichen Gewalt andererseits, die sich nun beide der Entwicklung der alten und der Anlage von neuen Salzgewinnungstätten annahmen. Man hat bis zum 12. Jahrhundert urkundliche Nachrichten von etwa 50 Salinenorten in Deutschland. Zu einer der älteren derselben gehört auch unser Schwäbisch Hall. Doch dürfte es in der Hand der damaligen Grundherren mehr nur eine örtliche Bedeutung besessen haben, bis Hall im 12. Jahrhundert unter den Staufern erneut Königsgut wurde. Karl Weller, der unvergeßliche, hat in einer Reihe bestfundierter Studien klargestellt, welche bedeutende Förderung Hall damals erfahren hat. Zugleich hat er die zahlreichen Salinenanteile zusammengestellt, die in jener Zeit als königliche Vergabung im Besitz von Adeligen und Klöstern und bald auch von Bürgerlichen waren. Aus der Vergabung kann auf die wirtschaftliche Bedeutung solcher Besitztitel geschlossen werden, zugleich aber auch auf die gestiegene Bedeutung der Saline und ihrer Erträge und des Platzes selbst, die sich dann noch vor 1200 in der Erhebung Halls zur Stadt äußerte.

Wie haben wir uns nun die Organisation des Salinenbetriebs dabei zu denken? Es ist wichtig und interessant, zu sehen, wie hier in Hall sich eine Entwicklung abspielte, die höchst eigenartig, aber doch auch nach den Ergebnissen der Forschungen mit den Verhältnissen an anderen Plätzen völlig gleichlaufend war. Zunächst beobachten wir fortlaufende Vergabungen von Pfannen, Sudrechten, Brunnenrechten und wie diese Realberechtigungen alle heißen. Diese lassen schließlich das alte grundherrliche bzw. Königseigentum fast völlig verschwinden. 1306, im ältesten Verzeichnis von Hall, beträgt das Königseigentum dort nach Gmelins Berechnung bereits nur noch 5 Prozent. Andererseits ist die Vielzahl der Berechtigten vor die Frage gestellt, wie sie ihre Anteilsrechte an der Saline ausüben sollen. Das grundherrliche Schema zur Lösung derartiger Aufgaben setzt sich auch hier durch: die Ausübung erfolgt auf eigene Rechnung durch Bestellung eines Verwalters, im Schwäbischen eines Maiers. Dieser hatte mit unfreien Knechten die Salzgewinnung zu besorgen. So ist auch für unser Schwäbisch Hall ein solcher „salzmaier", wenn auch nur in der dichterischen Literatur bei Oswald von Wolkenstein, bezeugt (Grimms Wörterbuch). Im Bayerischen scheint die Bezeichnung Hallmaier vorgeherrscht zu haben. Nun gehörte ja zu den Quellrechten immer auch eine Wohnstätte, ebenso wie etwa bei den Mühlen oder den Hammerwerken. Solche Wohnstätten waren notwendige Pertinenzien der Rechte der Belehnten, und sie lagen der Natur der Sache entsprechend in unmittelbarer Nähe der Quelle, des Solbrunnens als des eigentlichen Gegenstandes der Belehnung. Und in diesen Wohnstätten waren die erwähnten Verwalter der Eigner oder der mit Rechten an der Quelle Belehnten mit ihren Knechten angesiedelt. Auf den Haller Befund, daß zu jeder Pfanne eine sogenannte „Stätte" im Haal in Hall gehörte, hat Hommel besonders hingewiesen. Zugleich nahmen nun diese Leute im Vergleich mit den ländlichen Maiern und ihren Bauern von vornherein eine selbständigere Stellung ein. Waren sie doch modern gesprochen Facharbeiter, nicht selten von fernen anderen Salzplätzen hergeholt. Auch besaßen sie als Einkommensgrundlage keine Hufe, höchstens einen kleinen Garten. So trat wohl von Anfang an eine Naturalentlohnung in Salz dazu, für deren Verwertung nur Verkauf oder Tausch in Betracht kam. Das bedeutete aber nichts weniger als eine Beteiligung am Unternehmergewinn und zugleich einen Vorsprung in der aufkommenden Geldwirtschaft. Dieser enge Zusammenhang zwischen Salzgewinnung, Salzhandel und

Digitized by Google

Geldwirtschaft hatte dann auch gerade in Hall die Haller Münze zur Folge und die Bedeutung des Hellers als neu aufkommende Kleinmünze.

Schon im Laufe des 12. Jahrhunderts tritt nun infolge aller dieser Umstände ein bemerkenswerter Umschwung der Dinge ein. Zunächst hört die weitere königliche Verleihung von Salinenanteilen jetzt auf, in Hall genau datierbar auf das Jahr 1306. In diesem Jahre wird das Gesetz erlassen, das 5 Jahrhunderte hindurch die wichtigste Grundlage für die Bewirtschaftung der Saline bilden sollte, nämlich die Fixierung der jährlichen Sieden auf 111. Den Sinn dieser Bestimmung müssen wir wohl eben darin sehen, daß künftig von niemand mehr und an niemand mehr neue Anteile an der Saline verliehen werden sollten. Ja noch weiter: es wird nun in der Folge eine nachträgliche Wiedergewinnung solcher weggegebener Anteile erstrebt. So erhöhten sich die 5 Prozent Königsanteile an der Quelle in Hall bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf 21 Prozent — nun im Besitze der Stadt. Denn das ist das Dritte: an Stelle der grundherrlichen oder königlichen Eigner treten nun schrittweise die Territorialgewalten, d. h. die Landesherren bzw. die Reichsstädte. Deren Rechte aus ihrer neuen Stellung wirken sich aus als Aufsichts- und Entscheidungsgewalt in allen grundsätzlichen, die Bewirtschaftung der Solquelle betreffenden Fragen. Vom Haller Magistrat geht denn auch das eben genannte Gesetz von 1306 aus, und man wird sagen können, daß schon seit dieser Zeit in Hall der Stadt die eigentlich entscheidende Rolle beim Betrieb der Saline zukam. Ein weiteres kam dazu: die Salinen mit allem Drum und Dran, den Solbrunnen, den Sud- oder Haalhäusern, den Pfannen, werden gleichzeitig allmählich die Grundlage einer Art eigener geschlossener Salzgemeinde mit weitgehenden Selbstverwaltungsrechten, eigener Gerichtsbarkeit und eigenen Organen. Dabei setzt sich personell eine Aufspaltung der beteiligten Personengruppen durch in die „Herren" einerseits, d. h. die am Solbrunnen Berechtigten, und in die eigentlichen Produzenten des Salzes, die ursprünglichen Salzmaier, Sulmeister und Siedersknechte. Die Lehensherren stellen die sozial höhere Gruppe dar, die wirtschaftlich wichtigste ist aber die andere. Dort sind die eigentlichen Träger der Arbeit, sie, diese Salzmaier (Hallmaier) oder Sulmeister und Sieder sind die Besitzer der technischen Erfahrung, sie bestimmen weitgehend den Produktionsprozeß, sie sind die eigentlichen Gewinner des Salzes und werden so auch die wichtigsten Gewinner am Salz. Diese starke wirtschaftliche und technische Position wirkt sich denn auch rechtlich zu ihren Gunsten aus. Sie werden erstens aus Unfreien zu zinsbaren Erbsiedern, d. h. die Haalherren überlassen ihnen gegen einen bestimmten Zins die erbliche Ausübung ihrer Herrenanteile, die damit eine neue Art von Untereigentum in ihrer Hand werden. Schon 1334 ist dies für Hall als Gebrauch bezeugt. Zweitens rücken sie gleichzeitig zu Ansehen und Geltung auf und werden z. B. fähig, als Zeugen bei öffentlichen Beurkundungen mitzuwirken, so in Hall erstmals 1216 ein Sulmeister. Zum dritten geht mit der sozialen eine wirtschaftliche Hebung Hand in Hand und ermöglicht es den Abkömmlingen dieser Schicht, in die Klasse der Lehensinhaber selbst aufzurücken, in Hall offenbar besonders früh. Im Haller Verzeichnis von 1306 finden wir so unter den „Herren vom Grund und Boden des Haals" neben dem König, den Klöstern und dem Adel auch z. B. das Geschlecht der Sulmeister und das der Pfannenschmid, Namen, die ohne weiteres die berufliche Herkunft erkennen lassen. Zum Vierten schlossen sich in der Folge diese Gewerbetreibenden als die an dem Gedeihen der Saline am direktesten Interessierten überall zu besonderen genossenschaftlichen zunftartigen Verbänden, sogenannten Siederschaften zusammen. Diese Zusammenschlüsse

Digitized by Google

bedingten und beschleunigten dann wieder das Entstehen besonderer korporativer Zusammenschlüsse der Lehensherren. Bei Hall ist diese Entwicklung in langen, heftigen Kämpfen im wesentlichen ausgelaufen in einer demokratischen Gestaltung des Stadtregiments und in dessen Stabilisierung als maßgeblichem Faktor in allen wichtigen, die Saline betreffenden Fragen. So kommt es, daß als sechste und letzte Marke dieser Entwicklung 1348 in Hall neben anderen Gewerbetreibenden auch Sieder in den Rat der Stadt einziehen.

Das Ergebnis ist schließlich jene eigentümliche, aus lehensrechtlichen und genossenschaftlichen Elementen aufgebaute, an den meisten alten deutschen Salzplätzen mehr oder weniger klar entwickelte Organisation der Salzgemeinde, wie wir sie in Hall als Ordnung von Erb einerseits und Lehen andererseits kennen, — also zwei zusammenwirkenden Gesellschaften, die Lehensherren mit ihrem Lehensrat und die Erbsieder mit ihrem Haalgericht. Zugleich scheiden sich die Aufgaben klarer: den Lehensherren bzw. dem Lehensrat oblag hauptsächlich die Unterhaltung der Quelle selbst, also insbesondere der fortgesetzte kostspielige Kampf gegen die wilden Wasser und andere Tücken der Quelle, die immer wieder plötzlich oder langsam den Grad der Sole verschlechterten. Die Erbsieder dagegen besorgten jeder für sich und für die ihm bestimmte Zeit das Siedegeschäft, das Beschaffen des Brennholzes und den Verkauf des gewonnenen Salzes. Zugleich oblag ihnen als Genossenschaft insbesondere die Unterhaltung der Sudherde und Pfannen und der Floßanstalten, die zur Beschaffung des Holzes angelegt und in Hall schließlich von bedeutendem Umfang geworden waren. Als später Gradierwerke errichtet wurden, beteiligten sich in Hall beide Teile, Lehen und Erb, an den Kosten. Das Zusammenspiel war in Hall keineswegs immer reibungslos. Besonders im 17. und 18. Jahrhundert lag man in jahrzehntelangen Prozessen vor dem Reichshofrat. Aber im wesentlichen erhielt sich und blieb dieses System viele Jahrhunderte gleich.

Ebenso war es mit dem Produktionsprozeß. Das Wesentliche darüber hat Hommel nach der Handschrift von Bühler 1940 im Jahrbuch „Württembergisch Franken" mitgeteilt. Es ist ein umständliches, traditionalistisch bis ins einzelne geregeltes Verfahren, durchsetzt mit allerlei geheimnisvollen Spezialitäten, wie etwa das Klären der Sole mit Eiweiß, mit Blut oder mit Bier. Entscheidende Verbesserungen bringt erst das 18. Jahrhundert, zunächst mit dem gemauerten Herd an Stelle des aus Salz, Sand und anderem alle 2 bis 3 Wochen neuerrichteten, und dann vor allem mit der Gradierung. Wahrscheinlich kam in Hall beides zugleich und reichlich spät, jedenfalls die Gradierung erst 1739, als man sie auf der württembergischen Saline in Sulz am Neckar und anderwärts schon länger eingeführt hatte. Jedoch hatte Hall schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts als Vorläufer des Gradierungsverfahrens die Einrichtung der Vorwärmpfanne (nach freundlicher Mitteilung von Dr. Matti, Schwäbisch Hall). Die eigentliche Gradierung bedingte bedeutende und kostspielige technische Anlagen, Becherwerke, später Pumpen zum Hochbringen der Sole, die dann über ein Gerüst von Reisig verrieselt wurde. Dabei verdunstete viel Wasser, d. h. der Salzgehalt der Sole, ihr „Grad", verbesserte sich. Zugleich schlug sich Gips und anderes Unerwünschte, das sich in der Sole gelöst befand, nieder. Das Ergebnis war also eine bedeutende Verbesserung und Verbilligung der Produktion als Ergebnis einer Vorbehandlung der Sole, die beträchtliche Anlagekosten mit sich brachte. Dank der Gradierung und im Zusammenhang mit einer besseren Fassung der Quelle kam man so in Hall von einer 4grädigen Sole zu Anfang des 18. Jahrhunderts gegen dessen Ende zu einer 12- bis 15grädigen.

Digitized by Google

Geheizt wurden die Sudherde mit Holz. Dabei wurde die Sole in unbedeckte eiserne Pfannen geleitet und in diesen auf offener Herdflamme erhitzt, wobei sich das Salz ausschied, das dann noch getrocknet werden mußte. Gmelin faßt die Fixierung der Zahl der Sieden auf 111 im Jahr dahingehend auf, daß 111 gleich große Pfannen angenommen werden müßten. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war der Zustand jedoch der, daß man 15 Pfannen hatte — und daß diese jeweils alle von gleicher Größe gewesen waren, kann als sicher angenommen werden. Diese 15 Pfannen standen in einer Anzahl Sudhäuser bei der Quelle am Haalplatz, und an ihnen durften die Sudberechtigten, wechselweise nach einem umständlichen, jährlich festgelegten Plan in Gruppen zusammengefaßt, je 6 Wochen lang sieden. Dieses fünfmal im Jahr. Die Pfannen standen also 30 Wochen des Jahres im Betrieb. In den übrigen Wochen konnten nach Bedarf extraordinari-Gesiede beschlossen werden, aus deren Ertrag man besondere, für die Erhaltung des Betriebs nötig werdende Aufwendungen bestritt. Das ergibt $5 \times 15 = 75$ ordentliche Sieden im Jahr.

Der Absatz war Sache der Sieder. Eine besondere Absatzorganisation auf genossenschaftlicher Grundlage scheint sich in Hall nicht gebildet zu haben. Die Vielzahl der schließlich Beteiligten und die daher resultierende Kleinheit der dem einzelnen zufallenden Ertragsteile war dem ja auch nicht günstig. Doch stand eine gut ausgebaute Absatzorganisation der Stadt zur Verfügung, die sich diese zur Verwertung ihrer eigenen 24 Sieden geschaffen hatte, mit einem Salzverkaufshaus in Hall und mit Salzlegestätten und Faktoreien in badischen und württembergischen Gebieten. Mit Rücksicht auf die private Siederschaft sollten diese mindestens 10 Stunden von Hall entfernt sein.

Das lenkt nun den Blick hinaus aus Hall, und es wird Zeit, daß wir einen Blick auf seine salinistische Umwelt werfen. Wie sah es da im 18. Jahrhundert aus?

Die nächste Saline war gleich nicht weit kocherabwärts bei Niedernhall. Das war — ähnlich wie Hall selbst — auch so eine alte Salz- und Adelsstadt, vielleicht, wie man annimmt, einst sogar früher zu Bedeutung gekommen als Obernhall. Aber jetzt war es von der Reichsstadt mit ihrer kräftigeren Quelle längst überholt. Es war auch schon lange ganz in den Besitz der hohenloheschen Landesherren gekommen und wollte mit seiner 3%igen Sole, die seit 1590 in Rinnen eine Wegstunde weit nach Weißbach geleitet und dort verarbeitet wurde, ewig nicht recht gedeihen. Mit seinen 3000 Zentnern Jahresproduktion bedeutete es für Hall mit seinen 80 000 bis 90 000 keine ernsthafte Konkurrrenz.

Dann gab es am Neckar, wenig unterhalb der Einmündung des Kochers, in Offenau eine dem Deutsch-Orden gehörige Saline, Clemenshall genannt. Diese war aus der Basis einer bisher nur zu Heilzwecken dienenden Solquelle erst 1756 neu aufgekommen, und zwar als großgeschäftliches Unternehmen des Deutschmeisters Clemens August von Bayern einerseits und einer Gesellschaft von Geldgebern, zu denen auch die Häuser Dörtenbach und Zahn aus Calw gehörten, und von Salinentechnikern andererseits. Aber auch hier war kein Gedeihen. Erzeugt wurden etwa 5000 Zentner im Jahr. Der Absatz ging hauptsächlich in die Deutsch-Ordens-Gebiete. Auch das also nur ein untergeordneter Betrieb neben Hall.

Schließlich hatte das Herzogtum Württemberg eine Saline in Sulz am oberen Neckar, also weitab von Hall. Auch sie bestand schon vor der Hohenstaufenzeit. Auch dort finden wir dann bald Adel, Klöster und Patrizier im Besitz der Quellrechte. Die Salzgemeinde dort hieß sich „Gemeines Salzgesöd". Aber bis 1735 hatten die Herzoge von Württemberg, seit 1423 Herren des Orts

Digitized by Google

bzw. Landesherren, alle Anteile in ihre Hand gebracht. Auch dort leidet man unter schwankendem Solegehalt, kämpft man mit viel vergeblichen Bohr- und anderen Versuchen um Verbesserung, seit 1735 verwendet man auch Gradierwerke. Die Jahreserzeugung mit etwa 6000 Zentnern lag weit unter der Halls, auch zog sich der dortige Absatz mehr der Schweiz zu, also von Hall weg. Der Neckar kam ja, da nicht schiffbar, als Transportweg nicht in Betracht.

Dann arbeiteten noch Salinen in Wimpfen, in Bruchsal und in dem ferneren Nauheim. Aber sie alle waren neben Hall kleine Betriebe.

Dagegen waren dann sehr bedeutende Salinen in der weiteren Umgebung. Einmal in Lothringen bei Chateaux-Salins, bei Dieuze, Marsal und Vic. Das Gebiet war eines der ältesten und ergiebigsten des Südwestens. Doch trat sein Absatz rechts des Rheins nur schwach in Erscheinung. Im Südosten lagen sodann das Salzkammergut und weiter drin im Gebirge Hall in Tirol — zum Teil uralte und große Gewinnungsstätten, über deren Produktion im 18. Jahrhundert Bayern verfügte.

Alle diese Plätze traten nun auf den Absatzgebieten von Hall mehr oder weniger auf — die entfernteren wenigstens indirekt insofern, als sie der weiteren Erstreckung des Haller Handels kostenmäßig eine Grenze setzten. Das Bild läßt zugleich die Gunst der Lage von Hall deutlich werden. Der Salzbedarf war mit der Bevölkerungszunahme im 18. Jahrhundert und auch mit der gleichzeitig steigenden Verwendung des Salzes für gewerbliche Zwecke nicht unerheblich gewachsen. Andererseits war das Transportwesen zwar durch verbesserten Straßenbau im 18. Jahrhundert gefördert, aber doch nicht grundsätzlich gewandelt worden. Es war immer noch der alte Frachtwagen, der das Salz, wie die anderen Massengüter, namentlich Getreide und Wein, zu befördern hatte. Den kleinen Nachbarschaftsverkehr besorgten „Salzträger", „Salzkärcher" und Eselstreiber. Den Fernverkehr nahmen, wo sie schiffbar waren, die Wasserläufe auf, sonst — und so bei Hall — die Landstraße. So waren überall bei den Salinen die Landstraßen bedeckt mit Salzwagen. 45 Zentner konnte ein solcher Frachtwagen unter seiner Plane laden. Das ergab für Hall z. B. bei 90 000 Zentner Jahresproduktion gegen 2000 Fuhren, falls die überlieferten Angaben über die Produktion in dieser Höhe stimmen. Wir können uns von hier aus ausdenken, was das für einen Betrieb mit Wagen, Pferden und Fuhrleuten in der Stadt ergab, wie ein solcher Verkehr das Bild des täglichen Lebens prägte und welche bedeutenden wirtschaftlichen Nebenwirkungen davon ausgingen. Die alten Gasthöfe der Stadt mit ihren Höfen und Stallungen sind heute noch Zeugen dieses Verkehrs. Es leuchtet nun ein, daß bei diesen Verhältnissen die Transportkosten eine große Rolle für den Absatz gespielt haben. Entsprechend wichtig war und blieb daher der Standort und damit Halls Vorzugslage als mittelgroßer, fast konkurrenzloser Erzeugungsort inmitten volkreicher, wirtschaftlich wohlsituierter Gebiete, für deren Versorgung mit Salz sonst nur die fernen lothringischen oder die Salinen im bayerischen Alpengebiete in Betracht kamen. Daß sogar Meeressalz aus Holland über Köln bis in die westlichen Absatzgebiete von Hall heraufkam — natürlich auf dem billigen Wasserwege —, zeigt den Salzhunger der Gebiete, in deren Mitte Hall gelegen war.

Dieser hatte ja dann auch im Zusammenhang mit der aufkommenden merkantilistischen Politik der Landesherren im 18. Jahrhundert die bekannten Salzverträge zwischen Württemberg und Bayern zur Folge. Diese faßten übrigens nur zugunsten der landesherrlichen Kassen Handels- und Verkehrsbeziehungen zusammen, die sich schon seit Jahrhunderten herausgebildet hatten.

Digitized by Google

Schon um 1700 hat man berechnet, daß jährlich 1666 Frachtwagen mit Wein nach Bayern fuhren und als Rückfracht 75 000 Zentner Salz nach Württemberg mitbrachten. Das bedeutete über 10 000 Eimer Wein im Wert von 535 000 fl und 75 000 Zentner Salz im Wert von etwa 200 000 fl. Dieses Salz war in Bayern aus dem Salzkammergut auf dem Wasserweg bis Donauwörth gekommen, dem großen Umschlagplatz für Wein und Salz. Auf württembergischer Seite war es das Calwer Handelshaus von Notter & Stuber, das im wesentlichen von 1730 bis 1808 auf Grund dieser Verträge die „Besalzung" Württembergs, wie man sagte, in der Hand hatte. Auf der bayerischen Seite war Gegenkontrahent die bayerische Hofkammer. In das Geschäft von Notter & Co. griffen die württembergischen Herzoge wiederholt störend ein, so 1736 Karl Alexander mit seinem Ratgeber Oppenheimer, 1758 Herzog Karl mit seinem Ratgeber Montmartin, als er 62 000 Zentner lothringisches Salz aufkaufte, das von Mannheim den Neckar herauf nach Cannstatt kam und zwangsweise auf die Untertanen umgelegt wurde (14 Pfund je Kopf) oder als er 1760 bis 1770 durch einen Monopolhandelsvertrag die Besalzung des Herzogtums von Bayern her an die Gebrüder Seligmann überließ.

Übrigens bestanden auch z. B. zwischen der Reichsstadt Heilbronn und Bayern solche Handelsverträge mit Wein gegen Salz. Diese erbrachten für Heilbronn bedeutend mehr Salz als dem eigenen Bedarf entsprach, so daß dieses im 18. Jahrhundert einen schwungvollen Eigenhandel mit bayerischem Salz betrieb, fast vor den Toren Halls.

Was uns hier an diesen Verträgen vor allem interessiert, ist folgendes. Im Zusammenhang mit ihnen wurde wiederholt der Verkauf von nichtbayerischem Salz im Herzogtum verboten oder zu verbieten gesucht. Das führt zu Klagen im Landtag und dabei stellt sich heraus, einmal, daß das Haller Salz (übrigens auch das Lothringer) meist billiger, sogar weit billiger war als das bayerische, und des weiteren, daß nicht weniger als 10 württembergische Ämter sich mit Haller Salz zu versorgen pflegten — nicht nur die benachbarten, wie Möckmühl oder Weinsberg, sondern hin bis nach Maulbronn, Winnenden und Murrhardt. Wir können ohne weiteres annehmen, daß auch die in diesen Richtungen dazwischen liegenden nichtwürttembergischen Gebiete ihren Salzbedarf aus Hall bezogen. Nach Norden scheint das Haller Salz, besonders seit der Deutschorden in Clemenshall eine Saline unterhielt, weniger verbreitet gewesen zu sein.

Immerhin, eines dürfte klar geworden sein: es waren gute Zeiten für Hall und sein Salz. Natürlich hatte man auch sein tüchtiges Stück Arbeit damit, schon mit dem Siedegeschäft selbst, das eine nasse und schwere Arbeit war, dann auch mit der Beschaffung des Holzes, für das man den Kocher herunter und aus immer mehr Nebengewässern heraus einen weitverzweigten Scheiterholz-Flößereibetrieb aufgebaut hatte. Aber man hatte auch hier das besondere Glück, ausgedehnte und relativ leicht zu nutzende Wälder in der Nähe zu haben, bei dem sehr großen Bedarf an Feuerungsholz, das bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts anfing, teurer zu werden, geradezu eine Lebensfrage für eine Saline. Dann war es die Quelle selbst, mit ihren gefährlichen Tücken und ständigen Überraschungen, mit ihren Überschwemmungen durch den Kocher und ihren dauernd schwankenden Gehalten, die Sorgen und Kosten ohne Ende machte. Vor allem aber war der Druck, der von den überragenden bayerischen Vorräten her ausging, nicht zu übersehen. Auch Konkurrenzunternehmungen, wie sie der Deutsche Orden mit einmal auf die Beine brachte, mußten beunruhigend wirken. So ist denn zu beobachten, daß die belebende Luft der Aufklärung im 18. Jahrhundert schließlich auch nach Hall in deutlichen Stößen hereinweht, nachdem man sich dort jahr-

Digitized by Google

hundertelang recht satt und sicher im Besitze seiner Monopolstellung gefühlt und sich mit großer Wohlhabenheit allmählich eine eigenartige Mischung von Patrizier- und Zunftgeist verbunden hatte, die im Blick auf die Zukunft nicht ungefährlich war. So verschrieb man sich jetzt, als man sich schließlich zur Einrichtung der Gradierung entschlossen hatte, einen auswärtigen Experten dieser Kunst. Und als sich dann auch 6 Gradierhäuser, die man in der Nähe der Quelle im Tal erstellt hatte, als nicht wirksam genug erwiesen, weil dort nur Nord- und Südwinde Zugang hatten, ging man 20 Jahre später an ein ganz großes Projekt, nämlich die Errichtung eines Gradierhauses auf dem Ripperg, wo man den wirksameren Wind aus West und Ost bekommen konnte, wozu man aber, um die Sole hinaufzubringen, mit einem Tunnel den Berg unterfahren und mit einer schwierigen Pumpanlage die Sole hochbringen mußte.

Es ist die Zeit, wo nun auch in Hall Salinisten von Ruf auftreten, so besonders der Salineninspektor und geborene Haller Johann Georg Glenck, der 1781 nach Niedernhall in hohenlohesche Dienste geholt wurde, dort große Stollen und Schächte angelegt und 1790 eine Gesellschaft zur Auffindung von Kohle zusammengebracht hat. Er hatte einen ebenfalls in Hall geborenen Sohn, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Die vielerlei hoffnungsvollen Ansätze des 18. Jahrhunderts gerieten nun aber in die Strudel der Napoleonischen Kriege. Diese brachten auch für Hall schwere Heimsuchungen und hatten unerwartete Folgen: Hall wurde 1802 wie eine Reihe anderer Reichsstädte, so auch das benachbarte Heilbronn, Württemberg einverleibt. Dort herrschte der autokratische Kurfürst und spätere König Friedrich, der 1804 denn auch alsbald die Saline in Hall als ausschließliches Staatseigentum in Anspruch nahm. Als 1803 der Deutschorden und damit die Saline Clemenshall und 1806 das Haus Hohenlohe mit der Saline Niedernhall-Weißbach ebenfalls an Württemberg kamen, ließ man die dortigen Pachtverhältnisse bestehen. In Hall jedoch begnügte sich Friedrich nicht mit dem Eigentum an der Saline, sondern ging zielbewußt und mit Schärfe darauf aus, auch Verwaltung und Nutzung der Saline in die Hand des Staates zu bringen. 1812 hatte Friedrich sein Ziel erreicht. Die Schulden der Saline wurden vom Staat übernommen, allen Lehensberechtigten ihre Recht abgekauft, ebenso eine Reihe Erbsiedrechte käuflich erworben. Die 24 ärarischen Sieden der Reichsstadt fielen sowieso an Württemberg. 1811 wurde mit allen noch verbliebenen Erbsiedensberechtigten eine Übereinkunft getroffen, nach der ihre Rechte in immerwährende Renten verwandelt wurden. Zugleich sollten die bisherigen Sieder nach Möglichkeit weiterbeschäftigt werden und an jede der damals berechtigten 195 Siedersfamilien wurde eine Gewerbsentschädigung von 100 Gulden jährlich gewährt. Das ergab eine Gesamtrentenleistung von über 120 000 Mark jährlich und an Gewerbsentschädigungen über 230 000 Mark, zusammen also jährlich rund 350 000 Mark. Dieser Betrag war aus dem Ertrag der Saline aufzubringen. Insoweit blieben also die bisher Berechtigten und ihre Erben am Gedeihen der Saline interessiert, ohne freilich weiterhin Einfluß darauf zu haben. Die Anteilsrechte waren, wie sich dabei herausstellte, in Hundertstel und Tausendstel zersplittert, fast jeder Haller Bürger irgendwie beteiligt. Die Fortführung der Berechtigungsnachweise und die Feststellung der Beträge besorgte das Haalamt als privat konstituiertes Organ der Beteiligten.

Das war eine gewaltige Veränderung und es begreift sich, daß die ganze Ablösung auch nicht ohne Widerstand und lange, bittere Differenzen vor sich ging, bis es dann im Jahr 1827 endlich zum Abschluß eines Vergleichs und zur Auf-

Digitized by Google

lösung des Salinenverbandes kam. So war also der ganze Kreis der bisher als Lehen- oder Erbbesitzer an der Saline berechtigten Teilhaber zu Rentenbeziehern geworden. Daß der Staat sich schließlich mit ihnen allen auf dieser Basis hatte einigen können, war doch wohl mit daraus zu erklären, daß man sich selbst im wesentlichen schon seither als Renten- bzw. Zinseinkommensberechtigter vorkam und fühlte und nicht als Geschäftsmann und Unternehmer in dem neuen Sinne, wie er eben erst im 19. Jahrhundert als Gesinnung und Erscheinungsform sich zu verbreiten begann. Denn in der Tat waren ja den Berechtigten schon immer im wesentlichen sich gleichbleibende Erträge aus ihren Rechten zugeflossen, und die Sorge um ihre Stabilität hatte — zumal bei der Vielzahl der Beteiligten — den Gedanken und das Bewußtsein einer besonderen Chance zur Steigerung des Gewinns durch persönliche aktive Einflußnahme auf das Salinengeschäft überwuchert. Dazu erinnerte man sich natürlich nur zu gut der schweren Erfahrungen, die man in den letzten Zeitläuften mit der Quelle gemacht hatte, der Absatzstockungen und Ertragsminderungen, die die Napoleonischen Kriege mit sich gebracht hatten, der schweren Verschuldungen, in die die Stadt unter ihnen verfallen war, und des schweren Wassereinbruchs, den man erst wieder einmal anno 1798 erlebt hatte, mit einem Abfall des Gehalts auf 3 Prozent und mit den nicht aufhörenden Arbeiten auswärtiger Salinisten, die sich daran anschlossen.

So konnte man schließlich froh sein, so gut weggekommen zu sein. Das sollte sich bald genug erst recht zeigen. Der wirtschaftliche Aufschwung, der, wie bereits gezeigt, das 18. Jahrhundert ausgezeichnet hatte, begann nun, nachdem 1815 endlich ein fester Friede gefunden war, verstärkt wieder aufzuleben. Auf die Kriegswirren und politischen Flurbereinigungen begann nun allüberall eine Periode rascher Konsolidierung und eines erstaunlichen Neuaufbaus. In Württemberg, wo bisher die wirtschaftliche Entwicklung des Landes sich im wesentlichen auf einzelne Unternehmungen fürstlicher Liebhaberei und des fürstlichen Geldbedürfnisses beschränkt hatten, begann 1816 die lange Regierungszeit König Wilhelms I., die aus dem Absolutismus in die konstitutionelle Monarchie hinüberleitete und es sich vom ersten Tage an in großartiger Weise angelegen sein ließ, die Wirtschaftskräfte des Landes planmäßig zu entwickeln. Das brachte sofort auch besondere Bemühungen um die Steigerung der Salzerzeugung im Lande mit sich, die dann in wenigen Jahren die salzwirtschaftliche Lage Württembergs von Grund auf verändern sollte.

Wie ging das zu? Der Anstoß kam aus einer unerwarteten Richtung. In Offenau-Clemenshall war 1802 ein neues Pachtverhältnis geschlossen worden, bereits das dritte seit 1758. Dem jetzigen Mitpächter und Betriebsdirektor, dem aus Weimar gekommenen Salinisten Thon, sollte nun etwas Besonderes gelingen: bei einer seiner vielen Bohrungen zur Verbesserung des Gehaltes der Solquelle, wie man sie damals allgemein praktizierte, war er 1806 auf nahezu gesättigte Sole gestoßen. Als man sie heben wollte, verschwand sie freilich wieder, bis er 1810 wieder eine, und jetzt sogar eine 24grädige, also vollkommen gesättigte Sole erbohrte, die er in Fässern zur Saline schaffen und ungradiert versieden konnte. Das erregte bedeutendes Aufsehen, eröffnete es doch die fast märchenhafte Aussicht, der alten Mutter Erde, deren natürliche Ausbringen an Solen man jahrhundertelang schlecht und recht genutzt hatte, an geeigneten Stellen willkürlich neue, nicht abzusehende Schätze an Salz zu entlocken.

Thons Erfolge veranlaßten die württembergische Regierung alsbald zu gleichartigen Versuchen in Hall, wo man in der Nähe der Quelle 3 Bohrungen nieder-

Digitized by Google

brachte — mit dem Erfolg, daß die Quelle von 6 auf 4 Grad zurückging. Das war natürlich fatal. Aber auch bei Jagstfeld hatte man inzwischen zu bohren begonnen. Der Heidelberger Professor Langsdorff, ein berühmter Salinist seiner Zeit, hat sich dabei eine historisch gewordene Blamage und ein historisch gewordenes Verdienst geholt, beides zugleich. Die Blamage bestand darin, daß er eine Gesteinsprobe von dort als salzhaltig ansprach, was, wie ihm später nachgewiesen wurde, nicht zutraf, — das Verdienst aber darin, daß er diese Beobachtung dem König Friedrich von Württemberg anzeigte, der nun die Gegend untersuchen ließ. Dabei führten geognostische Erwägungen den Bergrat von Bilfinger auf einen anderen als den von Langsdorff bezeichneten Punkt bei Jagstfeld, wo dann 1812 eine Bohrung angesetzt wurde. Es war die erste Bohrung, die nicht in Anlehnung an eine Solquelle, sondern sozusagen mitten im Gelände rein nach erdkundlich-wissenschaftlichen Gesichtspunkten niedergebracht wurde. Nach dreijährigen Bemühungen und schwierigen Zwischenfällen kam man 1815 wirklich und wahrhaftig auf eine vollkommen gesättigte Sole und darunter auf ein festes, mächtiges Lager von Steinsalz. Es war — trotz Langsdorffs Fehldiagnose — ein großartiger Sieg der beiden Alliierten Wissenschaft und Technik, die sich um diese Zeit überall anschickten, nach Jahrtausenden traditionellen Werkens und Wirtschaftens die Welt umzugestalten. Die Salzgewinnung trat nun in eine vollkommen neue Phase, in der die Gradierwerke verschwanden und die alten Salinen mit ihren schwachen Solen bald ebenso. Ja noch etwas ganz anderes rückte in den Bereich des Möglichen: die bergmännische Gewinnung des Salzes, die bisher in Europa nur an vereinzelten uralten, oberflächennahen Fundstätten in den Alpen betrieben war und praktisch eine geringe Rolle spielte. Demgemäß machte man sich denn auch in Jagstfeld alsbald an die Abteufung eines Schachtes.

Zugleich erhielten seit diesen Jagstfelder Ergebnissen nun die Bohrversuche allerwärts nicht nur einen gewaltigen Auftrieb, sondern auch ein neues Ziel: das unterirdische Steinsalzlager selbst. Und der erste, dem das nun wieder gelingen sollte, der Durchstoß bis zum festen Salzgebirge, war der schon erwähnte jüngere Glenck aus Hall. Dieser Christian Friedrich Glenck war meines Wissens der einzige Haller Sohn, der es auf technisch-wirtschaftlichem Gebiet im 19. Jahrhundert zu einem hervorragenden Namen gebracht hat, was freilich nicht hinderte, daß er heut fast vergessen scheint, auch in Hall. Er hatte die Karlsschule in Stuttgart besucht, jene erste Pflanzstätte so vieler Techniker und Naturwissenschaftler, dann noch die Bergakademie in Freiberg und war dann wie sein Vater in Niedernhall in hohenlohesche Dienste getreten. Von dort aus kam er nach Wimpfen, wo er mit glänzendem Erfolg 1817 Steinsalz erbohrte und 1819 die große neue Saline Ludwigshall errichtete. Es war sein Meisterstück und zugleich der Beginn einer großartigen Laufbahn. Denn er war es, der diese bahnbrechenden südwestdeutschen Erfahrungen und Entwicklungen nun alsbald nach Mittel- und Norddeutschland übertrug. 1823 finden wir ihn in Bufleben bei Gotha, 1828 zu Stotternheim bei Eisenach, 1831 bei Köstritz — überall mit glücklichem Erfolg Bohrungen auf Steinsalz ansetzend und Salinen einrichtend. Diese Erfolge Glencks in Mitteldeutschland sollten von weittragender Bedeutung werden: sie veranlaßten 1839 bis 1851 die preußische Regierung zu — freilich zunächst vergeblichen — Bohrungen bei der Saline Staßfurt, die den weltbekannten Salzbergbau dort (seit 1857) einleiteten, aus dem sich dann in den 60er Jahren der noch großartigere deutsche Kalibergbau dort entwickelte. 1839 hat Glenck bei Basel gebohrt und die

Digitized by Google

erste Saline in der Schweiz eingerichtet. 1845 starb er vorzeitig, mitten in rastloser Tätigkeit, zu Gotha, hochgeehrt. Leider hat er gar nichts Schriftliches hinterlassen.

Auch in Württemberg treten nun eine Reihe von hochverdienten Männern auf. Bergrat Bilfinger ist bereits erwähnt. Er sollte der erste Leiter in Jagstfeld werden. Dann zeichnete sich als Wissenschaftler und Praktiker gleich hervorragend aus der Bergrat von Alberti, der langjährige Leiter der Saline in Sulz, der den Begriff der Trias in die wissenschaftliche Geologie einführte und um 1840 die Siedetechnik der württembergischen Salinen zu unbestritten vorbildlicher Höhe zu entwickeln verstand. Auch ein weniger Bekannter ist hier zu nennen, der königlich württembergische Maschinenbaumeister Friedrich Grundler aus Rottenacker, ein Mann, der sich in der technischen Durchführung der nun überall nötigen maschinellen Anlagen, der Pumpen und Aufzüge, der Bohrer und Kranen usw. die größten Verdienste erwarb. Zu seiner genannten Stellung war er 1816 noch unter König Friedrich gekommen, König Wilhelm hatte ihn noch im gleichen Jahr auf Studienreisen nach Frankreich und England geschickt. Seine erste große Aufgabe sollte er dann bei der technischen Einrichtung der neuen Saline Friedrichshall bei Jagstfeld 1819 bis 1821 finden. Hatte man dort bei den Bohrungen noch Handbetrieb mit bis zu 130 Mann verwendet und dann sogenannte Roßkünste, so wurde für die Saline nun eine große Wasserkraftanlage eingerichtet, wozu ein Kanal vom Kocher zum Neckar gebaut wurde, und zwar vom Obersten von Duttenhofer, einem anderen großen Namen aus jener Zeit. Statt der röhrenförmigen eisernen Becher, mit denen man bisher die Sole gehoben hatte, baute Grundler nun eine Pumpanlage bis auf die ganze Tiefe des Bohrloches und vervierfachte so die Leistung.

Wir sind damit wieder zu Jagstfeld zurückgekehrt. Wir sagten, daß dort zunächst ein Schachtbau versucht, also der Steinsalzbergbau beabsichtigt wurde. Aber die Schwierigkeiten erwiesen sich als zu groß, so daß schließlich der Schacht wegen Wassereinbruchs aufgegeben und mit einem Aufwand von fast ½ Million Gulden eine moderne, große Saline angelegt wurde, auf der Grundlage der erbohrten gesättigten Sole und mit gleichzeitigem Bau eines Kanals vom Kocher her. Seit Januar 1818 ersott man dort das erste Salz. 1819 folgte Glencks Errichtung der Saline Ludwigshall bei Wimpfen, also in Hessen, 1822 eine neuerbohrte Saline im nahen Rappenau, also in Baden. Damit war in dieser salzreichen Dreiländerecke im Wetteifer der drei Staaten in wenigen Jahren der Grund gelegt zu einer ganz neuen Salinenindustrie dieses Beckens.

Aber es ging noch weiter. Die Erfolge bei Jagstfeld veranlaßten die Regierung nun auch wieder zu erneuten Versuchen bei Hall. Man ging nun etwas weiter von der Quelle weg und setzte beim Ripperg und gegen Steinbach zu 1821 3 Bohrungen an, aber wieder vergeblich. Man mußte auf Grund dieser Erfahrungen annehmen, daß bei Hall selbst das Salzgebirge durch die seit unvordenklichen Zeiten fließende Salzquelle schon zu weit abgebaut und kein durchschlagender Erfolg mehr zu erwarten war. So ging man noch mehr talaufwärts. Dort, zwischen Uttenhofen und Hirschfelden am Kochertalrand, 14 Meter über dem Fluß, ließ König Wilhelm 1822 noch einmal ansetzen und nun, noch im gleichen Jahr, hatte man Glück: schon in 95 Meter Tiefe traf man auf ein 6 Meter starkes, völlig trockenes und reines Salzgebirge. Nun ergab sich die Möglichkeit, zur bergbaulichen Gewinnung von Salz überzugehen. Alsbald grub man einen Schacht. Er führte ohne jede Gefährdung durch ganz trockenes und festes Gebirge und 1825 konnte man den Bergbau auf Salz aufnehmen. Wilhelmsglück hieß man das Werk — es war das erste Salzbergwerk

Digitized by Google

überhaupt in Deutschland und jahrzehntelang das einzige des Landes. Man sprengte das Salzgebirge mit Pulver ab. Später arbeitete man der Schießarbeit vor durch Ausspülen von Schlitzen mit Süßwasser — eine Methode, die dann z. B. auch von Staßfurt übernommen wurde. In Kübeln an hänfenen Seilen förderte man das Salz und zerkleinerte es in eisernen Walzen und in Mühlwerken, wie man sie von den Getreidemühlen her kannte. Alle Antriebskräfte lieferte der Kocher. Das ganze Brennstoffproblem fiel also weg. Das erste Jahresergebnis belief sich gleich auf 150 000 Zentner, das 1½fache der Saline in Hall, und die wirtschaftlichen Folgen waren nicht abzusehen.

Sogleich war klar, daß sich die fernere Nutzung der Haller Quelle mit ihrer schwachen Sole nun nicht mehr lohnte. Noch im gleichen Jahre 1825 wurde sie daher aufgegeben, mitsamt den großen Gradierwerken. Aber zugleich erlebte die Saline Hall eine neue Blüte. Es hatte sich nämlich gleich gezeigt, daß der Bergbau auf Salz den Salinenbetrieb keineswegs etwa verdrängen konnte, zunächst wegen der unzureichenden Produktionsmenge und dann auch, weil das Siedesalz seine besonderen Vorzüge hatte und auch neben dem gemahlenen Steinsalz seine Bedeutung behielt. Die strukturelle Besonderheit des Siedesalzes, seine Lockerheit und feste Feinheit ließen sich beim Steinsalz im Mahlprozeß nicht in gleicher Weise erreichen. Auch sollten sich kostenmäßig die beiden Produktionsweisen ungefähr die Waage halten. So kam es, daß sich Steinsalz und Siedesalz, jedes in immer verbesserter Form gewonnen, bisher nebeneinander erhielten, wobei das Siedesalz im wesentlichen für Speisezwecke, das Steinsalz vorwiegend für technische Zwecke Verwendung findet. In Hall selbst kam noch dazu, daß man ja doch dort die ganzen technischen Anlagen samt den erfahrenen Fachkräften zur Verfügung hatte. Also führte man den Salinenbetrieb weiter, und zwar auf der Grundlage des Salzes von Wilhelmsglück. Dieses kam von dort per Achse nach Hall herunter, wurde dort zu gesättigter Sole aufgelöst und so in den vorhandenen Pfannenanlagen versotten. Gleich ging man dann aber auch an den Bau einer Soleleitung vom Bergwerk zur Saline — ein technisches Großwerk für die damalige Zeit, 10 Kilometer lang und aus eisernen und hölzernen Röhren gebaut. 1829 konnte man die Leitung in Betrieb nehmen. Dabei wurde Kocherwasser in sogenannte Sinkwerke von Wilhelmsglück geleitet und als gesättigte Sole in die Leitung gepumpt. Auch weitere Bohrversuche in Hall selbst wurden trotz aller früheren negativen Erfahrungen mit bedeutenden Kosten noch mehrere Jahre fortgesetzt, freilich immer vergeblich. So konzentrierte man sich denn auf den Ausbau der Saline in Hall, die ab 1830 ganz neu angelegt und organisiert wurde. 1834 errichtete man außerhalb der Stadt rechts des Kochers eine große neue Anlage mit 4 mächtigen zweistockigen Pfannengebäuden mit 4 Pfannen modernster, holz- und lohnsparender Art. Hatte man 1823 bis 1826 mit 1 Klafter Holz 10 Zentner Salz ersotten, so erzielte man nun 1830 damit 25 Zentner und 1846 sogar 48 Zentner. Ähnlich war man auch bei den anderen Salinen in dieser Beziehung vorangekommen.

Wir sehen an diesen Zahlen so recht, mit welch ungeheurer Holzverschwendung einst im 18. Jahrhundert oder gar vor Einführung der Gradierung gearbeitet worden sein muß. Das Brennstoffproblem war überhaupt nun eines der schwierigsten geworden, je mehr der Verbrauch an Holz und damit sein Preis stieg. Dabei muß man bedenken, daß anfangs auch die seit 1845 bei uns aufkommende Eisenbahn die Lokomotiven mit Holz heizte und ebenso die Industrie die im Anfang der 40er Jahre langsam sich ausbreitenden Dampfmaschinen. Die Versuche, zu rationelleren Siedeverfahren zu kommen, hören

Digitized by Google

denn nun auch nie mehr auf. Von Albertis Verdiensten in dieser Beziehung hörten wir schon. Ein großer Fortschritt war es, als man dazu überging, die Verbrennungswärme zur Vorwärmung der Sole auszunützen. Von Alberti in Wilhelmshall erfand dann die Dampfpfanne und damit eine weitere beträchtliche Verbesserung. Aber auch grundsätzliche Änderungen wurden versucht, so in Jagstfeld in den 40er Jahren die Gewinnung von Salz an der Sonne, wie es besonders an südlichen Meeren üblich war, was sich freilich bei unserem Klima bald als unrationell erwies. Vor allem aber suchte man das immer kostbarer werdende Holz durch Kohle zu ersetzen. Die Bohrversuche nach Kohle in unserem Land, die ja schon alt waren und im 18. Jahrhundert sich verstärkt hatten, erhielten nun gerade auch wegen der Salinen zu Anfang des 19. Jahrhunderts neue Auftriebe. Bekanntlich blieb allen diesen Bemühungen der Erfolg versagt. Zeitweise versuchte man es mit den kleinen Funden schlechter Kohlen in der Gegend, zeitweise — und besonders am oberen Neckar — mit Torfheizung, bis dann die Steinkohle von der Saar und Ruhr herkam und die definitive, noch heute gültige Lösung brachte. Das war anfangs der 50er Jahre. In den norddeutschen Salinen war man zum Teil schon ab 1800 zur Verwendung von Braun- oder Steinkohlen geschritten. Der Staat hatte eine Zeitlang Bedenken gegen diesen Ausweg, da er zugleich der hauptsächlichste Holzerzeuger war und die Holzerlöse einen wichtigen Posten in den Staatseinnahmen ausmachten. So fürchtete man Preisstürze und Entwertung der Staatsforsten. Tatsächlich ging auch die Holz- und Holzkohlenfeuerung bei den staatlichen Salinen zum Teil noch recht lange weiter, da ja der Staat sozusagen sein eigenes Holz verfeuerte, in Hall bis 1855, in Rottweil bis 1863.

Wie gingen nun aber die Dinge im übrigen Württemberg weiter? Man hatte in Jagstfeld 1816 und in Wilhelmsglück 1825 die großen Erfolge gehabt. Mit letzteren waren wir schon vorausgeeilt. Als nämlich Baden bei Dürrheim in der Villinger Gegend 1822 Salz gefunden hatte, blieb man im nahen Württembergischen mit seinen geologisch gleichartigen Verhältnissen nicht untätig. Alberti wurde 1823 bei Schwenningen und 1824 bei Rottenmünster mit Bohrungen beauftragt, die beide schnell und glücklich verliefen. Gleich wurden dort Salinen angelegt, in Schwenningen schon im Januar, in Rottenmünster im September 1824, die 1829 als Saline Wilhelmshall verwaltungsmäßig vereinigt und von Alberti unterstellt wurden.

Daß man hier am oberen Neckar so eifrig vorging, hatte seine besonderen Gründe. Württemberg hatte von seiner alten Saline Sulz am Neckar aus von jeher einen lebhaften Handel mit Salz nach der nahen Schweiz hin gehabt, der sich als steigerungsfähig erwies und um den sich nun auch Baden von Dürrheim her bemühen wollte. Verärgert über die neuen württembergischen Salinen, mit deren Inbetriebnahme man Dürrheim zuvorgekommen war, obgleich man dort 1½ Jahre früher fündig geworden war, haben dann die badischen Nachbarn einen schlechten Scherz gemacht: eines Tages war die Straße zwischen Schwenningen und Rottweil an einer kurzen Strecke, wo sie über badisches Gebiet führte, durch tiefe Gräben unterbrochen. Man mußte also die Straße auf eigenes Gebiet umlegen, was die Saline Wilhelmshall 1825 die schöne Sonderausgabe von 43000 Gulden kostete. Trotzdem rentierte sich der Betrieb so vorzüglich, daß die Anlagekosten von 600000 Gulden schon durch die Überschüsse der ersten 7 Jahre abgetragen waren.

Wie unerhört rasch war das nun gegangen: Von 1816 bis 1825 waren im Lande zu den überkommenen 4 Salinen Hall, Niedernhall, Clemenshall und Sulz

Digitized by Google

gerade noch einmal soviel neue Salzplätze hinzugekommen, Friedrichshall, Schwenningen, Rottenmünster und Wilhelmsglück. In ganz kurzer Zeit hatte sich gezeigt, welch unglaubliche Reichtümer an Salz das kleine Land besaß, und in Württemberg, das bisher große Mengen an Salz hatte einführen müssen, war fast über Nacht eine Salzindustie entstanden, die nicht nur mustergültig aufgebaut und geführt, sondern auch eine Exportquelle ersten Ranges geworden war. Und man wird sagen müssen, daß dieses erstaunliche Werk ausschließlich staatlicher, nicht privater Initiative entsprungen, ja im wesentlichen das persönliche Verdienst König Wilhelms I. gewesen und seinem großartigen Willen zu verdanken ist, sein Land wirtschaftlich zu entwickeln, seiner Fähigkeit, sich dazu weniger bedeutender Männer zu bedienen, und seinem Glück und Geschick, solche zu seiner Zeit zu finden. So ist es auch nicht nur ein Stück Zeitstil, wenn er für Jagstfeld, das erste noch unter seinem Vater erschlossene Werk, bei der Erweiterung von 1820 selbst Friedrichshall als Name bestimmte und die anderen neuen Betriebe Wilhelmshall und Wilhelmsglück seinen eigenen Namen tragen, sondern zugleich Ausdruck einer in den Dingen liegenden Realität.

Wie gestaltete sich nun aber der Absatz? Hier ist zunächst darauf zu verweisen, daß ein Hauptmotiv für König Friedrich bei seinen Bestrebungen, die Saline in Hall in Staatshand zu bringen, seine Absicht gewesen war, ein Salzhandelsmonopol einzurichten. Dieses kam denn auch 1807, also schon lange vor Entdeckung der neuen Schätze. Dabei ging der Inlandsabsatz über 64 Salzfaktoreien — in jedem Oberamt eine — an die in den Gemeinden bestellten Salzverschließer, denen der Kleinverkaufspreis jeweils vorgeschrieben war. Mit Erschließung der großen neuen Vorkommen aber vollzog sich nun im Außenhandel eine Schwenkung um 180 Grad: an Stelle der Einfuhrvertragspolitik, von der berichtet wurde, trat eine geschickt geführte und umfassende Ausfuhrpolitik, die zu zahlreichen Handelsverträgen mit den umliegenden Staaten führte. So ging Ende der 20er Jahre mehr als die Hälfte der Gewinnung ins Ausland. Zum Beispiel bekam Württemberg zeitweise die ausschließliche Belieferung Hohenzollerns mit Salz übertragen. Dafür waren an die preußische Finanzverwaltung nach Berlin jährlich 25 000 bis 30 000 Gulden abzuführen. Mit der Errichtung eines eigenen preußischen Steinsalzwerks in Sigmaringen Ende der 50er Jahre fiel dann freilich dieses Geschäft weg. Auch den Salzbedarf des Herzogtums Hessen bestritt Württemberg um die 50er Jahre lange Zeit allein. Namentlich kamen aber nun die alten Salzhandelsbeziehungen zu Bayern im 19. Jahrhundert auf neuer Grundlage wieder zum Leben. Hatte man früher Wein gegen Salz getauscht, so tauschte man jetzt Salz gegen Salz. Die Verträge sahen nämlich vor, daß Bayern 90 000 Zentner Salz von Memmingen aus nach Württemberg zu liefern hatte, die hauptsächlich zur Versorgung Oberschwabens bestimmt waren. Zugleich hatte dafür Württemberg von seiner Saline Friedrichshall aus jährlich die gleiche Menge nach Unterfranken und in die Bayerische Pfalz zu liefern, „kostenfrei auf das Schiff gelegt", wie es in den Verträgen hieß, also die Neckarstraße hinab, auf der es nun anfing, sich mächtig zu regen. Man sieht, es war ein höchst vernünftiges Übereinkommen hauptsächlich zur Ersparnis an Frachtkosten. Solche Abkommen bestanden denn auch, wiederholt verlängert und in den Quantitäten verändert, bis 1864. Inzwischen war der Salztransport aus Bayern heraus von der Landstraße auf die Eisenbahn übergegangen, also schneller, billiger und variabler geworden, womit ein Hauptanlaß zu dem System ja entfiel.

Digitized by Google

Bemerkenswert war sodann auch das Absatzkartell zwischen Württemberg, Baden und Hessen über den Salzabsatz nach dem nordwestlichen „Auslande", beginnend mit dem sogenannten Heidelberger Vertrag von 1828 und dann in gleichartigen Verträgen fortgesetzt bis 1860. Damit kam Ordnung und Stetigkeit in die Bewirtschaftung der beteiligten Salinen dieser Länder, Friedrichshall, Clemenshall, Rappenau und Wimpfen.

Am wichtigsten aber waren die Absatzbeziehungen Württembergs nach der Schweiz, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts den Hauptteil des Exportes aufnahm. So wurden beispielsweise von 1839 bis 1849 jährlich 210 000 Zentner Kochsalz dorthin verfrachtet. Die Grundlage dieses umfangreichen Ausfuhrgeschäftes bildeten eine Fülle von Handelsverträgen Württembergs mit den einzelnen, im Außenhandel autonomen Schweizer Kantonen. Lieferanten waren in erster Linie die Salinen am oberen Neckar. Schließlich ging freilich auch dieses Geschäft etwa von 1850 ab unter viel Schwankungen mehr und mehr zurück. Wir hörten schon von der Saline Schweizerhall bei Basel, die der jüngere Glenck 1837 einrichtete. Andere in der Schweiz folgten. Dazu kam auch hier mit dem Aufkommen der Eisenbahnen eine allgemeine Verschiebung der Handelswege, und im besonderen noch die durch den Ausbau der Schiffahrt auf dem Oberrhein und die Rheinschiffahrtsakte von 1831 bedingte, die die badische und lothringische Konkurrenz auf dem Schweizer Salzmarkt begünstigte.

Alle diese Salzausfuhrverträge kamen mit der Zeit zum Erliegen. Dabei spielte nicht nur die Verkehrsrevolution, die schließlich die Eisenbahnen zur Folge hatten, nachdem sie in den 60er Jahren aus Einzelunternehmungen zu dem schon von List vorausgeschauten deutschen, ja zu einem europäischen System zusammengewachsen waren, eine Hauptrolle, sondern besonders auch die zunehmende Freihandelsgesinnung. Diese sorgte auch dafür, daß das württembergische Salzmonopol mit Ablauf des Jahres 1867 sein Ende fand. Der Norddeutsche Bund hatte damals mit den südwestdeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen Verträge zur Fortsetzung des Zollvereins von 1834 geschlossen, die eine gemeinsame Salzbesteuerung vorsahen. Die Durchführung dieser Besteuerung setzte den Wegfall der in diesen Staaten noch bestehenden Monopole voraus. Salzgewinnung und Salzhandel wurden nun frei. Doch muß gesagt werden, daß Württemberg mit dem Monopol nicht schlecht gefahren ist. Allein der Staat hatte in jenen frühen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, in denen außer ihm schlechterdings niemand da war, der personell, kapitalmäßig und technisch sich an diese Aufgabe hätte wagen können, den geschilderten Ausbau der Salzgewinnung im Lande betreiben können. Die jungen Salzwerke, in die der Staat schweres Geld hatte hineinstecken müssen, hatten sich dann unter dem Schutze des Absatzmonopols ungestört konsolidieren und zweckmäßig weiterentwickeln, auch bald namhafte Ertragsüberschüsse abliefern können. 1820 waren es 400 000 Gulden, 1830 800 000 und 1860 1 Million Gulden gewesen. Die Regierung hatte als einziger Verkäufer naturgemäß die Bestimmung des Preises weitgehend in der Hand. Das heißt, neben den kaufmännischen und technischen Gesichtspunkten wurden auch fiskalische ganz naturgemäß von Bedeutung. Andererseits beobachten wir in der ganzen Zeit des Bestehens des Monopols das Bestreben der Stände, im Interesse des Volkes und der Wirtschaft den Salzpreis niedrig zu halten. Dieser stand um 1827 bei 4 Kreuzer für das Pfund, seit 1833 bei 3 Kreuzer. Besonders aus den schweren Notjahren Mitte der 50er hören wir lebhafte Klagen. Der Abgeordnete Moriz Mohl hatte festgestellt, daß man in England, wo man kein Monopol hatte und die Salzsteuer schon seit den

Digitized by Google

20er Jahren aufgehoben war, nur ¾ Kreuzer für das Pfund bezahle. Andere Ständemitglieder verwiesen darauf, daß auf dem Lande Dorf für Dorf das weiße Salz verschwinde und die Leute das eingeschwärzte Viehsalz zu ihren Kartoffeln äßen. Es sollte sich dann, als sich die Zollvereinsländer 1865 auf einen Sollpreis zu einigen hatten und dieser auf 3½ Kreuzer normiert wurde, zeigen, daß Württemberg bei seinem herkömmlichen Preis von 3 Kreuzer, also ½ Kreuzer darunter blieb. Man hatte also verstanden, immer noch etwas unter den anderwärts üblichen Durchschnittspreisen zu bleiben.

Besonders geregelt waren die Preise und Absatzbedingungen für Gewerbesalz. Mit dem Aufkommen chemischer Betriebe, insbesondere der Sodafabrikation, Seife- und Säurefabrikation, die sich besonders früh gerade auch im Heilbonner salzreichen Becken gebildet hat, begann der Absatz für diese Zwecke eine steigende Bedeutung zu gewinnen. Hierfür wurde regelmäßig Steinsalz verwendet, das seit 1833 ungemahlen 1½ Kreuzer kostete. Als dieser Preis mit Rücksicht auf die besonderen Notzeiten Anno 1849 auf Wunsch der Stände noch wesentlich gesenkt wurde, kamen da und dort im Lande helle Köpfe im Kleingewerbe darauf, sich heimlich kleine Privatsiedereien anzulegen, wobei sie mit dem erzielten Speisesalz ganz gute Geschäfte gemacht haben sollen. Als Beispiel für den Umfang, den der industrielle Bedarf angenommen hatte, sei der „Verein chemischer Fabriken" erwähnt, ursprünglich 1851 von zwei Stuttgartern in Heilbronn ausgehend, bald mit Betrieben in Heilbronn, bei Mannheim und bei Worms. Allein dieses Unternehmen hatte bereits kurz nach Beginn einen Jahresbedarf von 50 000 bis 60 000 Zentnern Steinsalz, hauptsächlich zur Herstellung von Salzsäure. Die Firma blieb jahrzehntelang ein Hauptabnehmer der württembergischen Salzwerke. Beträchtliche Mengen Steinsalz gingen übrigens auch schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins rheinisch-westfälische Gebiet und bis nach Belgien und Holland, so z. B. noch in den 60er Jahren 15 000 Zentner jährlich von Hall an chemische Fabriken in Belgien.

Damit kommen wir wieder zu Hall zurück und fragen uns, wie es in all den Zeiten nun dort selbst weiterging. Wir hatten noch von der Soleleitung von Wilhelmsglück her gehört und von der neuen Saline in Hall, auch von den Abfindungsrenten und -leistungen, mit denen sie belastet war. Wie störend diese wirtschaftlich sein mußten, wird klar, wenn wir hören, daß sie auch 1855 jährlich noch 65 000 Gulden ausmachten, was auf den erzeugten Zentner über 1 Gulden ausmachte. Damit war die Saline Hall von vornherein ein schwaches Glied unter den Salzwerken des Landes.

Nun flossen aber ja diese Beträge größtenteils nach Hall selbst und in die Taschen seiner Einwohnerschaft und bedeuteten so eine ungewöhnliche wirtschaftliche Stärkung derselben. Auch lebte ja ein großer Teil der Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar von der Saline und dem Bergwerk. Man schätzte um 1847 auf 500 bis 600 Personen. Das waren 8 bis 10% der Einwohnerschaft. So war das Salz noch immer eine Hauptnahrungsquelle der Stadt. Es herrschte dort auch immer noch ein bemerkenswerter Wohlstand, wozu auch noch die ungewöhnlich reichlichen Zins- und Renteneinkünfte beitrugen, die aus dem Landgebiet der ehemaligen Reichsstadt als ländliche Abgaben aller Art in die Stadt flossen. Sie wurden auf mindestens 50 000 Gulden veranschlagt. Aber trotz allem ist schon lange nichts mehr da von dem alten fröhlichen Schwung, wie er einst alles belebte, als man die Saline noch besaß und umtrieb und fremde Händler den Honig des Behagens in die Stadt trugen, wie es die Oberamtsbeschreibung von 1847 etwas boshaft ausdrückt. Und als nun die Auf-

Digitized by Google

hebung und Ablösung der ländlichen Abgaben seit 1848 in die Einkommengestaltung empfindliche Einbrüche brachte, gab es viel Klagen und Träume von den alten besseren Zeiten. Zugleich zeigte sich, daß man in eine allgemeine Verfassung geraten war, die lähmend wirkte und für den Durchbruch eines neuen, regsameren Geistes nicht günstig sein konnte.

Ein Glück, daß sich Männer und Kreise fanden, die sich nicht mit dem Geklage um die Renten begnügten oder mit dem weitverbreiteten Ruf, den jetzt die Haller Mastochsen gefunden haben. Einen Sammelpunkt für diese fortschrittsbeflissenen, regeren Kreise bildete seit 1831 der Haller Gewerbeverein. Während geradezu ein gewisser Stillstand, ja Rückschritt als die Signatur der Zeit bezeichnet wird, treten hier Männer zusammen, die sich die Belebung des gewerblichen Zustands und neue Unternehmungen zum Ziele setzen, die einmal ausgleichen könnten, was man mit der Saline verloren hatte. Man sah diese Aufgabe nicht damit als gelöst an, daß die Stadt 1829, gleich nach der Aufgabe der Nutzung der Solquelle zur Salzgewinnung, zu ihrer Verwertung ein Solbad errichtet hatte. In Stuttgart hatte sich kurz zuvor unter Förderung des Königs eine Gesellschaft für die Beförderung der Gewerbe gebildet, die ein Mittelpunkt für das aufstrebende kleine und große Gewerbe im Lande sein wollte. Auch gewerbliche Bezirksvereine standen auf ihrem Programm. Und Hall sollte die erste Stadt sein, die dem Appell aus Stuttgart zur Gründung solcher Vereine entsprach. Der Haller Verein schloß sich auch sogleich der Stuttgarter Gesellschaft an; er blieb einer der wenigen, die sich dazu aufrafften. Aber der Haller Verein war nicht nur der erste seiner Art im Lande, sondern auch einer der rührigsten. Sein erstes, bedeutendes Verdienst dürfte gewesen sein, daß Johann Friedrich Chur 1833 in Hall eine mechanische Baumwollspinnerei und -weberei errichtete, eine der frühesten im Land, wozu der Haller Gewerbeverein die Wege ebnen half. Man vermutet sie hier gar nicht, so weit abseits von den traditionellen Standorten des Textilgewerbes im Land. 1847 arbeitet diese Fabrik bereits mit 6000 Spindeln und 130 Arbeitskräften. Das Unternehmen gedieh auch weiter, wurde 1869 von Held & Teufel übernommen, einer 1828 in Rottweil gegründeten Textilfirma, und hatte sich 1882 auf 16 000, 1908 auf 380 000 Spindeln vergrößert. Im übrigen hatte der Haller Gewerbeverein sich die Beförderung alles Gemeinnützigen und besonders der Gewerbe in Hall zur Aufgabe gesetzt. Aus den vielerlei Einzelheiten, die ihn auf dieser Bahn im Laufe der Jahre beschäftigen, Realschule, Eisenbahn, Zuckerfabrik und viel anderes mehr, möchte ich nur weniges herausheben. Einmal, daß er zwischen 1838 und 1846 4 Gewerbeausstellungen in Hall veranstaltete, daß er sich auch die Pflege musikalischer und sonstiger Veranstaltungen sowie die Bildung einer Lesegesellschaft angelegen sein ließ, daß sich, als 1851 die Stuttgarter Zentralstelle für Gewerbe und Handel zum Besuch der ersten großen Weltindustrieausstellung in London aufrief, sich auch vier Männer aus dem Haller Gewerbeverein auf die große Reise machten, einer sogar ganz auf eigene Kosten, und schließlich, daß sich unter seiner wesentlichen Förderung 1857 in Hall die erste Gewerbebank des Landes auf genossenschaftlicher Grundlage nach dem System von Schultze-Delitzsch gebildet hat. Beides, Gewerbeverein und Gewerbebank, sind dauerhafte und für das Wirtschaftsleben wichtige Einrichtungen Halls geworden. Dann aber bleibt folgendes denkwürdig und ist hervorzuheben: Der Gewerbeverein veranstaltete 1844 ein öffentliches Preisausschreiben für Aufsätze über das Haller Gewerbewesen. Zwei Aufsätze kamen ein. Man prämiierte sie und — ein Zeichen, wie selbstbewußt man sich im Gewerbeverein fühlte — wagte

Digitized by Google

es sogar, sie zu veröffentlichen, obgleich klar war, daß man damit weiten und einflußreichen Kreisen in der Stadt auf die Zehen trat. Denn da waren — und zwar in beiden Schriften — bittere Wahrheiten ausgesprochen, insbesondere über das Verhängnis der Siedersrenten, die geradezu als die Ursache eines Verfalls des gewerblichen Lebens der Stadt bezeichnet wurden. Dies namentlich auch, weil der Rentenbezug bzw. die Gewerbsentschädigung an den Wohnsitz in Hall geknüpft war, was zu einer Überfüllung der Stadt mit nachwachsender Jugend geführt habe, die, statt sich anderwärts den Wind um die Nase wehen zu lassen, hocken geblieben und in irgendeinem kleinen Handwerk untergekrochen sei, mit denen nun die Stadt überfüllt sei und die im gemütlichen Stil der alten Reichsstadtherrlichkeit betrieben würden. Dazu machten die schwankenden Erträge der Renten die Berechtigten zu Spielern, die immer auf das Glück von morgen hoffen und dabei die Forderungen von heute gering achten. Das war also nun wirklich einmal wieder in Hall „eine Handvoll Salz unters Publikum geworfen", — um ein Bild Goethes zu gebrauchen.

Es waren also schon Kreise mit wirtschaftlichem Weitblick und entschiedenem Fortschrittswillen in dem damaligen Hall. Kein Wunder, daß dann, als 1856 das 25jährige Bestehen des Vereins zu feiern war, eine Festschrift herausgegeben wurde und daß in dieser ausgeführt wurde, es könne keine Frage mehr sein, ob Fabriken für eine Gegend oder eine Stadt segenbringend oder nachteilig seien und daß man auch in Hall jede Erweiterung oder Eröffnung solcher Etablissements nur begrüßen könne. Damit war in der Kardinalfrage dieser Zeit eine klare und entschiedene Stellung bezogen. Das ist um so bemerkenswerter, als in Hall noch durchaus das Kleingewerbe vorherrschte, dessen Gesinnungen in diesem Punkte sonst noch keineswegs einheitlich, ja vielfach ängstlich oder geradezu ablehnend waren.

Auch an sonstigen Erweisen lebhaften Vorwärtsstrebens in jenen entscheidenden Jahren fehlte es in Hall nicht. Besonders war man um das realistische und gewerbliche Schulwesen bemüht und in der Eisenbahnfrage, in der man die Genugtuung hatte, daß die projektierte Verbindung von Heilbronn nach Bayern (Nürnberg) entgegen gewissen Heilbronner Vorschlägen über Hall geführt wurde. 1862 bekam man den Anschluß nach Heilbronn, von wo die Bahn schon lange weiterführte nach Stuttgart—Ulm und darüberhinaus und andererseits ins Rheintal hinaus. Den Anschluß nach Crailsheim bekam man dann erst 1867, von da weiter zur bayerischen Grenze und nach Nürnberg sogar erst nach 1870. — So hatte man sich bis zu den 50er und 60er Jahren in Hall entschlossen der Gegenwart und der Grundlegung einer neuen wirtschaftlichen Zukunft zugewendet. Das war um so wichtiger, als in der Salzwirtschaft inzwischen noch viel einschneidendere Veränderungen vor sich gegangen waren. Sehen wir zu, wie das kam.

Schon als man seinerzeit die großen neuen Funde in Friedrichshall und Wilhelmsglück gemacht hatte, hatte der württembergische Staat die Verpachtung der kleinen Saline Niedernhall 1828 beendigt und den Betrieb stillgelegt. An den übrigen Werken betrieb man aber die Weiterentwicklung um so entschiedener. Insbesondere suchte man seit 1837 mehrere Jahre lang in Rottenmünster neue Steinsalzlager zu erbohren. Und als ein Lager gefunden war, machte man sich unter erheblichen Kosten und Schwierigkeiten an die Abteufung eines Schachtes. Doch wieder einmal erwiesen sich die Naturgewalten als stärker, und so mußte man schließlich die Hoffnungen begraben und nach 13 Jahren 1850 die Arbeiten endgültig aufgeben.

Digitized by Google

Aber bereits wenige Jahre nachher, 1853, setzte man wieder den Bohrer an, diesmal bei Jagstfeld. Auch dort blieben die wilden Wasser Sieger und mußte man nach 2 Jahren abbrechen. 1855 versuchte man es noch einmal, ebenda, jedoch an einer anderen Stelle. Und nun sollte es endlich gelingen. Nach 4 Jahren schwieriger und gefahrvoller Arbeiten, die das ganze Land in ängstlicher Spannung gehalten hatten, traf man am 14. März 1859 auf ein mehr als 20 Meter mächtiges Steinsalzlager. Alsbald wurde ein Schacht abgeteuft und ein moderner Bergbaubetrieb eingerichtet — neben der Saline —, unter anderem mit einer Steinsalzmühle mit 2000 Zentner Tagesleistung. Gleich wurden auch moderne Verladeeinrichtungen angelegt. Die Produktion von Friedrichshall ließ sich nun fast beliebig steigern.

Die Auswirkungen auf die benachbarten Salzwerke konnten nicht ausbleiben. Bei Offenau-Clemenshall, wo 1820 eine staatliche Bohrung ebenfalls eine gesättigte Sole erschlossen hatte und das seit Ablauf der Pachtverträge im Jahre 1848 der Leitung von Friedrichshall unterstellt war, dachte man an Stilllegung. Es sollte sich dann aber doch zeigen, daß es neben Friedrichshall seine Bedeutung behaupten konnte, hauptsächlich wegen seiner Nähe zu diesem und wegen seiner günstigen Transportlage. Hinsichtlich der Auswirkungen auf Wilhelmsglück, das ältere Salzbergwerk, kam in Betracht, daß die Hauptabsatzgebiete für das Industriesalz in Richtung Mannheim, Frankfurt und Ruhrgebiet lagen. Es war klar, daß sich der Staat die bedeutenden Frachtersparnisse zunutze machen mußte, die bei einer Umlegung der Lieferaufträge von Wilhelmsglück auf das neue Salzbergwerk in Jagstfeld entstanden. Dies wurde erst recht von Bedeutung, als im Laufe der 60er Jahre das Salzhandelmonopol und die großen Außenhandelsverträge in Salz wegfielen. Damit wurde der Salzhandel nun frei für das Spiel der Kräfte, das die kapitalistische Marktwirtschaft seit den 70er Jahren bestimmte. Das Salz ist jetzt eine Massenware neben allen anderen, und die Formen und Wege seines Absatzes bilden sich nach allgemeinen kaufmännischen Grundsätzen. An die Stelle von Regierungen und Behörden tritt der private Groß- und Zwischenhandel und in steigendem Maße auch der Bezug großer Bedarfsträger in der Industrie unmittelbar vom Salzwerk.

Das fiel zusammen mit einer rapiden Steigerung der Erzeugung, die sich in Württemberg von rund 100 000 Zentnern im Jahre 1800 bis 1862 auf 854 000 Zentner und 1872 auf 1 621 000 Zentner gehoben hatte. Also Umwälzungen im Absatz und zugleich sprunghaftes Anschwellen der Erzeugung. Damit parallel ging zugleich ein Drittes: eine grundlegende Verschiebung im Verbrauch. Vor dem Erstarken des industriellen Lebens in Deutschland stand überall der Verbrauch an Speisesalz weitaus an erster Stelle. Daneben gab es freilich schon immer einen gewissen landwirtschaftlichen und gewerblichen Bedarf. In der Landwirtschaft war es vor allem die Verwendung des Salzes in der Viehhaltung, die ins Gewicht fiel. Diese hatte schon im 18. Jahrhundert nicht unerheblich zu steigen begonnen, erst recht aber, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Förderung der Landwirtschaft zumal in unserem Lande zu dem besonderen Anliegen König Wilhelms I. und seiner Regierung wurde, der Viehstand sich erstaunlich hob und insbesondere die Schafhaltung, die den Textilgewerben den Rohstoff liefern sollte, bedeutende Ausdehnung fand. Schon zu gleicher Zeit begann man auch, Kochsalz als Düngemittel anzuwenden, was allerdings trotz aller Propaganda keine ausgebreitetere und bleibende Anwendung fand und heute durch die Kalisalze als die eigentlichen Düngesalze ganz verdrängt ist. Aber so hatte sich doch durch dieses alles der Salzbedarf der Land-

Digitized by Google

wirtschaft sehr vermehrt. Auch ein regelmäßiger gewerblicher Bedarf hatte von Anfang an bestanden, besonders in der Gerberei und zum Räuchern von Fleischwaren. Für die meisten dieser gewerblichen und landwirtschaftlichen Zwecke erwies sich nun das neu aufgekommene Steinsalz, ungemahlen oder nur grob gemahlen, als ein willkommener billiger Ersatz des Siedesalzes. Mit durch das vermehrte Angebot an Salz lernte man aber auch, das Salz industriell verwenden. Die Fortschritte der Chemie und das Aufkommen einer chemischen Industrie, die schließlich zu einer für das Deutsche Reich charakteristischen Großindustrie erster Klasse wurde, brachte dann rasch die Überflügelung des Konsumbedarfs durch den Industriebedarf. Dieser schien geradezu unersättlich, so daß sich in den 50er Jahren im Staßfurter Bezirk, wo man riesige Lager von 1000 Meter Stärke und vielen Quadratkilometer Ausdehnung gefunden hatte, ein ganz neuer, rasch aufblühender Steinsalzbergbau entwickeln konnte. Auch die langjährigen Bohrungen bei uns, die schließlich zum Salzbergbau bei Friedrichshall führten, hängen mit diesem Salzhunger der Industie zusammen und mit der anhaltenden Steigerungsfähigkeit des gewerblichen Absatzes.

Alle diese Momente brachen in der kurzen Spanne von 10 bis 20 Jahren summiert herein über die Salzwirtschaft unseres Landes, die sich bisher in den Zeiten des Monopols und der staatlichen Absatzverträge vergleichsweise ruhig und ungefährdet hatte entwickeln können. Ein Glück für sie, daß sie dabei gesund und technisch immer auf der Höhe geblieben war. Denn nun wehte eine schärfere Luft. Und je mehr man sich dessen bewußt wurde, um so weniger konnten rein traditionelle und örtliche Gesichtspunkte in der Bewirtschaftung der einzelnen württembergischen Erzeugungsstätten maßgeblich bleiben. Und je größer die umgesetzten Mengen wurden, um so wichtiger mußte naturgemäß überall die Transportfrage werden. Eingangs hatten wir gesehen, welch begünstigten Standort Hall einst in der südwestdeutschen Salzwirtschaft innehatte. Nun mußte man erkennen, daß sich die Dinge von Grund aus verschoben hatten.

Zwar erhoffte man sich in Hall, als man endlich an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, eine günstige Wirkung. Aber Jagstfelds Lage erwies sich immer mehr als überlegen. Es lag nicht nur an der Bahn, sondern auch an der Wasserstraße. Nicht von ungefähr war man auch dort zuerst zur Steinkohle übergegangen. Kohle und Salz sollten nun die typischen Massengüter der Wasserstraße werden. Und so legte man von Anfang an allen Nachdruck auf Friedrichshall, seit man dort nun auch ein Salzbergwerk hatte. Schon das erste Betriebsjahr 1861/62 erbrachte eine Förderung von 343 000 Zentnern Steinsalz. Für das gleiche Jahr war das Produktionssoll für Wilhelmsglück auf 215 000 Zentner zurückgesetzt worden gegen 400 000 Zentner jährlich bisher. An Auslandslieferungen blieb für Wilhelmsglück bald nur noch der bescheidene Industriebedarf in Richtung Bayern übrig. In Hall war man begreiflicherweise beunruhigt über diese Veränderung der Dinge. Aber der Prozeß war im Laufen. Es konnte sich höchstens darum handeln, ihn zu verlangsamen, seine Folgen für Wilhelmsglück und für Hall zu mildern. Jedenfalls wurde nun Wilhelmsglück nicht mehr weiter ausgebaut und zugleich in immer geringerem Grade ausgenutzt. Man richtete zwar 1860 noch einmal eine neue Förderanlage ein, eine Drahtseilverbindung, mit der man das Salz über den Kocher hinüber auf die Bahn schaffte. Aber das war ein billiger Notbehelf und erinnerte nur um so peinlicher an Jagstfeld, wo die Waggons mitten in die Werksanlagen hereinfahren und Förderanlagen das Salz direkt auf das Schiff bringen konnten. Seit 1890 hörte dann aus Gründen, die wir gleich kennenlernen, in Wilhelmsglück

Digitized by Google

auch die Herstellung der Sole für die Saline in Hall auf. 1895 waren in Wilhelmsglück noch ganze 15 Mann beschäftigt.

Da kam der 15. September 1895, jener Unglückstag für Jagstfeld, an dem ein schwerer, gänzlich unerwarteter Wassereinbruch das ganze Salzbergwerk ersäufte. Umgekommen ist niemand dabei, da es ein Sonntagnachmittag war. Aber der Betrieb, der damals etwa 5000 Zentner Steinsalz täglich lieferte, lag nun still, Wilhelmsglück mußte einspringen und erlebte so 1896 bis 1899 ein letztes kurzes Aufblühen. Dann war in Friedrichshall der neue Schacht König Wilhelm II. bei Kochendorf mit eigener Bahnverbindung zur Saline fertig, die Steinsalzförderung dort konnte wieder beginnen und mit Wilhelmsglück war es nun endgültig vorbei. Die Tore zu den Schätzen in der Tiefe, die man vor genau 75 Jahren unter dem Jubel des Landes und im Scheine so wolkenlosen Glückes eröffnet hatte, wurden zugemauert. Es war im Jahre 1900. Friedrichshall stieg auf zum staatlichen Großbetrieb auf modernster Grundlage.

Man hatte ja ähnliches schon erlebt. Die Stillegung der Saline Niedernhall-Weißbach 1829 erwähnten wir schon. Ende 1865 war dann die der Saline Schwenningen erfolgt, als auf einmal ein Vertrag über 40 000 Zentner Salz nach Zürich wegfiel. Man hatte dort in 42 Jahren 3 Millionen Zentner Kochsalz produziert, von denen fast 2½ Millionen in die Schweiz gegangen waren. Wilhelmsglück aber war der betrüblichste Schnitt.

Doch hatte man die Saline in Hall mit ihrem edleren Produkt wenigstens weiterführen können. Die Rentenlast, damals noch 58 000 Gulden, nahm 1870 die Staatskasse der Salinenkasse ab. Ja, man hat die Saline Ende der 70er Jahre noch einmal bedeutend vergrößert. Und als man 1890 bei Bohrungen in Tullau eine hochgradige Sole fand, baute man eine Wasserkraftanlage, um sie zu heben, und eine Rohrleitung, mit der man sie nach Hall hinunterschickte. Damit wurde die Saline in Hall von Wilhelmsglück unabhängig, man sparte die künstliche Herstellung der Sole dort und die Leitung war 3 Kilometer kürzer als die von Wilhelmsglück her. Nach 1900 produzierte die Saline Hall auf dieser Grundlage jährlich etwa 100 000 Zentner Siedesalz, und das mit etwa 35 Arbeitern. Um 1800 waren dieselben Mengen oder weniger erzeugt worden, — und wieviel Menschen hatten davon gelebt, ja eine ganze Stadt war davon reich geworden.

Daß man Wilhelmsglück hatte stillegen müssen, hing sehr wesentlich noch mit einem anderen Umstande zusammen, der noch einmal eine grundsätzliche Änderung der württembergischen Salzwirtschaft bedeutete und von dem noch kurz zu berichten ist.

Das Jahr 1871 bedeutete bekanntlich für ganz Europa den Beginn einer langen Friedensperiode und eines unerhörten wirtschaftlichen Aufschwungs. Besonders in Deutschland selbst flossen nun die bisherigen Länderwirtschaften zu einer neuen Großwirtschaft im Rahmen des Reiches zusammen. Mit dem politischen war der wirtschaftliche Liberalismus zur Herrschaft gekommen. Und die neuen, auf diesem Felde sich regenden Kräfte, die soeben die Handelsmonopole zu Fall gebracht hatten, sollten sich auch bald in allen Ländern nun die Bergbaufreiheit erobern. Preußen war mit dem Allgemeinen Berggesetz von 1865 vorangegangen und die größeren Bundesstaaten damit dann gefolgt, Württemberg im Berggesetz von 1874. Und diese Kräfte meldeten sich nun auch bald genug im Bereich der Salzwirtschaft unseres Landes zur Betätigung an. Der steigende Salzbedarf der Industrie ließ hier ein Feld rentabler privatwirtschaftlicher Unternehmertätigkeit erhoffen, insbesondere im Heilbronner Becken, auf das sich Mitte der 70er Jahre schon die interessierten Blicke lenkten. 1879 kam

Digitized by Google

es zu Bohrungen des „Vereins chemischer Fabriken", dem wir schon einmal begegnet waren, auf seinem Werksgelände in Neckargartach. Andere Interessenten kamen dazu: die Stadt Heilbronn, auch der württembergische Staat, der ja über die nötigen Erfahrungen und Kräfte verfügte, und weitere private Unternehmer. Alle begannen nun im unmittelbaren Umkreis von Heilbronn auf den dort zu vermutenden Lagerstätten mit Bohrungen auf Salz. Es war ein aufregender und spannender Wettkampf, den die Stadtgemeinde Heilbronn gewann, deren Bohrungen zuerst fündig wurden. Unter Führung der Württembergischen Vereinsbank in Stuttgart kam es dann zu einer Übereinkunft der Konkurrenten und zur Gründung einer Aktiengesellschaft Salzwerk Heilbronn. Die Stadt Heilbronn überließ dieser die Ausübung ihres Bergwerkeigentums, sicherte sich dabei die Erstattung ihrer Bohrkosten, 20% des Reingewinns sowie das Heimfallsrecht des ganzen Eigentums an dem Unternehmen und seinen Anlagen nach 99 Jahren, also im Jahre 1982. Das Werk trat auf der Basis eines 40 Meter mächtigen Lagers als erstes nicht staatliches Salzwerk in Württemberg im Jahre 1887 in Betrieb, und zwar sogleich mit einer Jahresproduktion von 256 000 Zentnern Kochsalz und 1 184 000 Zentnern Steinsalz, zusammen also fast 1½ Millionen Zentnern. Man produzierte also gemahlenes Steinsalz und Siedesalz. Und diese Gesamterzeugung stieg auch noch bis 1901, dem Jahr, da Wilhelmsglück stillgelegt wurde, auf 3 900 000 Zentner, also fast das Doppelte. (Übrigens rechnete man längst nach Tonnen und nur wegen des Vergleichs mit unseren früheren Angaben stehen hier Zentner.) Die Erzeugung in dem Heilbronner Werk überstieg damit die von Friedrichshall um ein erkleckliches, und Heilbronn sollte nun das größte Salzwerk des Landes werden.

Das Zeitalter der Bergbaufreiheit und der privatwirtschaftlichen Salzgewinnung auch bei uns im Lande hatte zugleich eine wissenschaftlich-technisch aufs höchste entwickelte Produktionsweise in den Salzbergwerken und Salinen mit sich gebracht, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Nur eins: bezeichnenderweise sollte sich auch jetzt die Gewinnung des Siedesalzes im Grunde genommen gleichbleiben, nämlich das uralte Versieden der Sole in Pfannen bei einer Soleerhitzung bis etwa 90 Grad. Grundsätzliche Änderungen, wie etwa das Schmelzen des kristallinen Steinsalzes im elektrischen Ofen, wurden wohl zeitweise auch z. B. in Heilbronn versucht, vermochten sich jedoch nicht allgemeiner durchzusetzen. Aber kommerziell sollten sich die Dinge noch einmal in eigentümlicher Weise verschieben. Gegen Ende des Jahrhunderts waren die Salzgewinnungsbetriebe an Zahl und an Kapazität so gestiegen, daß, wie auf anderen industriellen Gebieten, auch in der Salzwirtschaft Kartellierungsbestrebungen aufkamen, wie wir sie schon aus den Zeiten der Staatsmonopole kennen. Nur sind sie jetzt ungleich ausgedehnter, umfassen das ganze Reichsgebiet und die staatliche wie die privatwirtschaftliche Salzgewinnung. Es gab dabei eine nord- und eine süddeutsche Gruppe, die in der Deutschen Salinenvereinigung zusammengefaßt waren. Die Kartelle regelten auf Grund frei ausgehandelter Vereinbarungen der Beteiligten Erzeugung und Absatz nach Kontingenten und Gebieten. Und überall waren dabei auch die Fisken der betreffenden Länder beteiligt, neben Preußen, Bayern, Baden und Hessen also auch Württemberg. So war man also in neue Bindungen hineingekommen und zugleich in einen Wettbewerb, der strengste Kostensenkung und schärfste kaufmännische Kalkulation bedingte. Das sollte für die württembergischen Staatsunternehmungen den Zwang zu weiterer Konzentration bedeuten. Sulz, die älteste Saline des Landes, sollte das erste Opfer werden. Sie wurde 1911 stillgelegt.

Digitized by Google

Inzwischen sollte dann auch die Bergfreiheit in Deutschland, die in 4 Jahrzehnten einer so großartigen Entwicklung des Bergbaus und besonders auch der Salzgewinnung die Bahn gebrochen hatte, unter dem Wandel der wirtschaftlichen Ideen und dem Vordringen gemeinwirtschaftlicher, sozialstaatlicher Gedanken in den deutschen Ländern schrittweise wieder abgeschafft werden. Nachdem Preußen damit 1905 bis 1907 vorangegangen war, folgte im Jahre 1911 auch Württemberg. Damit war also ein Monopol des Staates auf Gewinnung von Salz aus neuen Lagerstätten ausgesprochen.

Nach dem ersten Weltkrieg beobachten wir noch einmal eine neue Entwicklung: es setzt ein allgemeiner Zug ein, die bestehenden staatlichen Bergbaubetriebe, also auch die Salzbergwerke und Salinen, aus der Behördenorganisation auszuscheiden, sei es durch Verkauf, durch Umwandlung in Aktiengesellschaften oder, wie es Württemberg 1921 mit seinen Hüttenwerken machte, durch Verpachtung an Privatunternehmer. Bei den staatlichen württembergischen Salzwerken kam es allerdings zu keinem Schritt solcher Art. Die relativ geringe Größe und die Überschaubarkeit der Verhältnisse, auch die technisch keine besonderen Schwierigkeiten bietende Gewinnung und Verarbeitung des Erzeugnisses beließen es bei uns bei dem jahrhundertealten Regiebetrieb des Staates. Wohl aber legten die Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg nochmals eine weitere Konzentration des Betriebes nahe. So kam es 1924 zur Stillegung der Saline in Hall. Damit schließt die Geschichte Halls als Salzstadt — sang- und klanglos.

Von den staatlichen Salzwerken waren also nur noch Jagstfeld als Steinsalzwerk und Saline und Rottenmünster als Saline übriggeblieben. Letzteres kann 1949 sein 125jähriges Jubiläum feiern.

In Schwäbisch Hall hatte man die Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung längst einsehen gelernt und auch längst gelernt, sich eine Stellung auf neuer Grundlage zu schaffen. Dabei sollte sich freilich zeigen, daß es bei der Lage inmitten schwächer besiedelter Gebiete von vorwiegend landwirtschaftlichem Charakter, bei dem Fehlen größerer Wasserkräfte, bei der Lage an einer west-östlichen Bahnstrecke, über die sich wider Erwarten auch später kein größerer Verkehr entwickeln sollte, schwer war, im Sinne der Zeit vornehin zu kommen. Was halfen da schon neue Anstalten am Platz, wie das Landesgefängnis seit 1847 oder das Diakonissenhaus seit 1885? — so willkommen sie waren. Und es ist ja auch nicht gelungen, Schwäbisch Hall zu einem Industrie- und Handelsplatz von überragender Bedeutung, wie es Schwäbisch Hall einmal gewesen war, in der Neuzeit wieder werden zu lassen. Nach einem Wort von Gustav Schmoller, dem großen Nationalökonomen aus dem benachbarten Heilbronn, ist es aber eine der schönsten Wirkungen der großen Industrie, daß sie die kleineren Gewerbe mitbelebt und ihnen eine neue Lebensbasis, ja Blüte bringen kann. So ist es auch in Schwäbisch Hall gegangen, das, wenn es schon die Vorteile eines großen Industrie- und Handelszentrums nicht gewonnen hat, auch die damit verbundenen Gefahren, Unausgeglichenheiten und Lasten nicht kennt, und dessen Schifflein es vorbildlich verstanden hat, sich von den steigenden Wassern der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung mitnehmen zu lassen. So hat Schwäbisch Hall im 19. Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung genommen und ist schon um die Jahrhundertwende ein lebendiges wirtschaftliches und ein ebenso lebendiges geistiges Zentrum des württembergischen Nordostens geworden. Und es ist sich des Vorzugs und auch der Pflichten einer solchen Stellung bis in die schwere Gegenwart herein wohl bewußt geblieben.

Digitized by Google

Deutschland aber, unser Vaterland, ist im Ergebnis der verfolgten Entwicklung zum salzreichsten Land der Erde überhaupt geworden. Die Salzvorkommen, über die es verfügt, sind nicht nur absolut höher als die jedes anderen Landes der Erde, sondern auch im Verhältnis zu seiner flächenmäßigen Größe. Viele Billionen von Tonnen schlummern noch unter seinem Boden in erreichbarer Tiefe, im Zechsteinmeer in Nord- und Mitteldeutschland und im Jurameer des württembergischen Muschelkalkes. Innerhalb des Reiches sollte Württemberg, von dem so bedeutende Anregungen in der Salzgewinnung ausgegangen waren, eine führende Stellung behalten. So erbrachte es 1933 mit seiner Erzeugung von 5,48 Millionen Doppelzentnern mehr als ein Fünftel der gesamten Erzeugung in Deutschland. Bekanntlich liegt übrigens nicht nur in Schwäbisch Hall und Heilbronn, sondern auch in Stuttgart selbst, der Landeshauptstadt, Salz in der Tiefe der Erde. Bei Stuttgart wurde dies anläßlich einer Bohrung auf Trinkwasser im Jahre 1875 festgestellt, wo sich in etwa 200 Meter Tiefe in der Gegend Vogelsang ein Salzlager von 9 Meter Mächtigkeit fand. Aber auch sonst in Europa ist an Salzlagern und Salz kein Mangel, auch wehrwirtschaftlich ist es nicht wichtig, so daß der Kochsalzreichtum Deutschlands trotz seiner gewaltigen Größe ihm keine politischen Sorgen zu bereiten brauchte. Daher bestimmt auch schon lange bei uns in Deutschland ausschließlich der Bedarf die Menge der Erzeugung. Deshalb haben wir auch in schlimmen Zeiten an Salz nie Mangel leiden müssen.

Der Wunderquell aber, der Schwäbisch Halls Namen so berühmt gemacht hat, — er fließt noch immer. Und so mag zum Schluß unserer Betrachtung ein wenig bekanntes Gedicht Goethes stehen, das dieser 1811 zum Preise des Hallischen Salinensalzes geschrieben hat:

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell?
Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend werte Gaben hinterläßt:
Die größte Gabe, sag ich wohl mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut!
Sie gibt uns Gold und Silber aus dem reichen Schoß,
Das aller Menschen Aug und Herzen an sich zieht;
Sie reicht das Eisen allgemeinem Kunstgebrauch,
Das so zerstört als bauet, so verderbt als schützt;
Sie reicht uns tausend, aber tausend andres Gut:
Doch über alles preis ich den gekörnten Schnee,
Die erst und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Literatur:

Die Darstellung fußt auf den Beschreibungen von Württemberg von Memminger von 1820, von 1823 und 1841, auf den späteren Bearbeitungen dieses Werkes von 1863, 1884 und 1904 bis 1907, auf den Beschreibungen der Oberämter Hall von 1847, Heilbronn von 1865 und 1901 bis 1903, Künzelsau von 1883, Neckarsulm von 1881, Rottweil von 1875 und Sulz von 1863.

Von weiteren Werken wären vor allem hier anzuführen: Das Oberamt Hall; in: „Schwäbischer Merkur" 1841, Seite 677 ff. — Hehn, Victor, Das Salz, 1873. — Inama-Sternegg, K. Th. von, Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1 bis 3, 1879 bis 1901. — Gmelin, Hällische Geschichte, Hall 1906. — Kost, E., Die Keltensiedlung über dem Haalquell in Schwäbisch Hall. „Württembergisch Franken" NF. 20/21, 1940. —

Digitized by Google

Hommel, W., Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall. Ebenda. — Schmidt, Axel, Württembergs Salzwerk- und Salinenbetrieb in der Vergangenheit; in: „Glückauf" 44, 1908, Seite 1000 ff. — Bräuhäuser, Manfred, Die Bodenschätze Württembergs, Stuttgart 1912. — Neumann (-Martell), Paul, Der Salzhandel, die Salinen und Salzbergwerke Württembergs im 19. Jahrhundert, Dissertation, Tübingen 1912. — Wolf, Emil, Das Salz in Württemberg, seine Entstehung und Geschichte, Heilbronn 1912. — Rauch, Moritz von, Der Salz- und Weinhandel zwischen Bayern und Württemberg im 18. Jahrhundert; in: „Württembergische Vierteljahreshefte" 1927. — An allgemeiner Literatur seien noch genannt: Langsdorf, C. Chr. von, Salzwerkskunde, 1824. — Alberti, Friedrich von, Das Salinenwesen in Deutschland; in: „Deutsche Vierteljahrsschrift" 1839, Heft 3, Seite 1 bis 32. — Friedensburg, Die Bergwirtschaft der Erde, 4. Auflage, Stuttgart 1948. — Westphal, J., Geschichte des Königl. Salzwerkes zu Staßfurt; in „Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen" 1901. — Auf die Anführung der weiteren, insbesondere der herangezogenen zahlreichen Klein- und Spezialliteratur aus dem 19. Jahrhundert wird aus Raumgründen verzichtet.

Für die Vermittlung von wichtiger, sonst nicht zu bekommender Haller Sonderliteratur habe ich dem Historischen Verein für Württembergisch Franken und seinem Vorsitzenden Dr. Emil Kost zu danken.

Digitized by Google

Abgegangene Orte und alte Straßen

Ein Beitrag zur Wüstungs- und Straßenforschung

Von Karlheinz Tietzsch

Mehr und mehr gelingt es der siedlungsgeschichtlichen Forschung, den Weg aufzuhellen, der durch den Zeitraum von 1500 Jahren zum heutigen Stande der Besiedlung geführt hat. Mit einiger Sicherheit vermögen wir das Geschehen zu überblicken, das seit der alamannisch-fränkischen Landnahme an unserer Kulturlandschaft formte, und immer deutlicher zeichnen sich auch die Linien ab, die vom 5. Jahrhundert zurücklaufen bis in die Zeit, da der Mensch sein Jäger- und Wanderleben aufgab und den ersten festen Wohnplatz schuf. Wir kennen Höhepunkte menschlicher Macht- und Kraftentfaltung und erleben aus den hinterlassenen Spuren — oder auch aus deren Fehlen — Niedergänge der Menschen. die wieder neuen Zeiten der Entfaltung Raum schufen.

Im Gebiet der Hohenloher Ebene wurde das heutige Bild der Besiedlung in seinen Hauptzügen während der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends angelegt und in den darauffolgenden sechs Jahrhunderten in seinen Einzelheiten modelliert. Der alamannischen Landnahme, die hier wesentlich später erfolgte als im Neckarland, folgte rasch die fränkische, um die alten Siedlungskerne schlossen sich in Ringen die Orte des frühen und späteren Ausbaues, und schließlich rundeten die mittelalterliche Rodungszeit mit ihren Wohnplatzgründungen und die Anlage von Burgen mit nahegelegenen, abhängigen Orten das Bild; mit dem 13. Jahrhundert dürfen wir die aufsteigene Besiedlungsentwicklung als abgeschlossen betrachten.

Auf den ersten Blick will es scheinen, als habe der Wille zum Siedeln die Menschen das rechte Maß für die Bewertung der Lebensmöglichkeiten vergessen lassen, denn dem Aufstieg folgte eine Zeit, in der zahlreiche Orte wieder aufgegeben wurden, folgte eine Wüstungsperiode, die nun — im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahrhunderten des Aufblühens menschlichen Lebens und Wirkens — als ein Erlahmen, ein Ermüden erscheint, und wer aufgeschlossen einen Platz betritt, der heute von Äckern, Wiesen oder von Wald eingenommen wird, an dem jedoch hier und da noch die verwischte Spur eines ehemaligen Wohnplatzes erkennbar ist, der mag angerührt werden von der stummen Sprache. die hier von einem Unterliegen spricht, von menschlichem Elend und Leid der Vergangenheit.

Über die Gründe des Abgehens von Orten sind vielerlei Untersuchungen angestellt und Vermutungen ausgesprochen worden. Selten nur sind die Ursachen unzweideutig festzustellen oder gar urkundlich belegt. Allgemein gibt man „wirtschaftliche Gründe" als Ursache für das endgültige Verschwinden von Siedlungen an, aber mit dieser Erklärung ist uns nicht viel gedient, denn letzten Endes ist die Wirtschaft ein Teil des menschlichen Lebens, gleichsam eine Art Stoffwechselvorgang außerhalb unseres Körpers. Fragen wir aber nach speziellen Gründen. nach Einzelheiten über die Aufgabe von Wohnplätzen, dann stehen wir

Digitized by Google

zumeist mit leeren Händen da, und selbst wenn wir eine Dezimierung der Bevölkerung im Gegensatz zu dem früheren, den Siedlungswillen fördernden Ansteigen der Bevölkerungszahl annehmen, so sind wir damit der Frage, warum gerade dieser Ort und nicht jener abging, um keinen Schritt nähergekommen.

Betrachten wir die Wüstungen im Gebiet der Hohenloher Ebene, soweit sie an Hand von Flurnamen oder sonstigen Hinweisen lokalisiert werden können, dann erscheinen sie zunächst regellos über das ganze Gebiet verstreut. An einigen Stellen jedoch fügen sie sich zu schmalen Bändern oder zu Ketten zusammen, die sich über weite Strecken hinziehen können. Diese merkwürdige Anordnung erhält plötzlich Bedeutung, wenn man den Verlauf der alten Überlandstraßen verfolgt, der sich im wesentlichen mit den Bändern hoher Wüstungsverdichtung deckt!

Um dieser Gegebenheit nachzugehen, wurde das Gebiet untersucht, das in den 12 Meßtischblättern: Ingelfingen, Dörzbach, Schrozberg, Gammesfeld, Öhringen, Künzelsau, Gerabronn, Wiesenbach, Pfedelbach, Hall, Ilshofen und Crailsheim dargestellt ist. Diese beschränkte Umgrenzung des Untersuchungsgebietes erfolgte nicht allein aus Mangel an Zeit für eine weiterreichende Überprüfung, sondern bot zugleich den Vorteil, daß damit ein Raum erfaßt ist, der hinsichtlich seiner natürlichen Ausstattung ziemlich einheitlich aufgebaut ist, das heißt der im Hinblick auf Böden, Oberflächenformen, Klima, Grundwasserverhältnisse und natürliche Vegetation keine großen Unterschiedlichkeiten zeigt, womit von vornherein verschiedene Lebensbedingungen als Ursache für das Abgehen einzelner Orte außerhalb der Erwägungen bleiben können.

Namen und Lageangaben der Wüstungen entstammen der zusammenfassenden Übersicht von Weber (Die Wüstungen Württembergs, Stuttgart 1927). Von insgesamt 244 Wüstungen konnten 177 mit einiger Sicherheit lokalisiert werden, zum größten Teil mit Hilfe von Flurnamen, in einigen Fällen mit Hilfe sonstiger Hinweise. Die Straßenführungen wurden — soweit sie als gesichert anzunehmen sind — den bisher nur teilweise veröffentlichten Aufzeichnungen von E. Kost entnommen. Soweit nur Teilstrecken an Hand von Flurnamen feststellbar waren, wurden sie vorsichtig ergänzt. Bei allen Rekonstruierungsversuchen dieser Wege wurde zunächst ganz unabhängig von der Lage der Wüstungen vorgegangen. Besondere Aufmerksamkeit lenkten dabei solche Wege auf sich, die mit einer heutigen Markungsgrenze zusammenfallen, die gradlinig über längere Strecken verfolgbar sind und Höhenrücken bevorzugen, und schließlich diejenigen, die unter Vermeidung aller Tiefenlagen die kürzeste Verbindung zweier Fernstraßen bzw. wichtiger Orte an diesen darstellen. Es wurde darüber hinaus der Versuch unternommen, an Hand von Originalkarten aus dem Archiv zu Neuenstein das Bild zu ergänzen bzw. festzustellen, ob die ermittelten Straßen tatsächlich zu Beginn der Neuzeit existiert haben.

Die schließlich vorgenommene Darstellung der abgegangenen Orte und alten Straßen in einer Karte ergab ein Bild eindrucksvoller Überzeugungskraft. (Vgl. Abb. 1.) Es sei jedoch ausdrücklich festgestellt, daß nicht das Ziel bestand, alle Wüstungen und alten Straßen zu ermitteln, sondern lediglich das Verhältnis beider zueinander zu untersuchen.

Als vorläufiges Ergebnis erscheint es berechtigt, folgende Arbeitshypothese aufzustellen: Der Wüstungsvorgang steht in einer direkten Beziehung zu den alten Fernverkehrs- und Hauptverbindungsstraßen. Mängel der natürlichen Ausstattung sind nicht als Ursache des Abgangs anzusehen.

Digitized by Google

Leider gelang es nicht, alle Wüstungen in ihren genauen Ortslagen zu ermitteln, so daß rund ein Viertel von ihnen unberücksichtigt bleiben mußte. Wenn auch nicht wahrscheinlich ist, daß alle diese Orte im Gegensatz zu den übrigen Wüstungen abseits der Hauptverkehrsstraßen gelegen haben werden, so bliebe doch der Verzicht auf die Einbeziehung dieser Wohnplätze ein Mangel in unserer Argumentation. Es wurde deshalb mit Hilfe der statistischen Methode die durch den Wüstungsvorgang erfolgte Veränderung der Wohnplatzdichte in den heute bestehenden Gemeinden untersucht.

Von insgesamt 923 jemals vorhandenen Wohnplätzen auf einer Fläche von 1550 qkm bestehen heute noch 679, das heißt, daß die Fläche je Wohnplatz von 1,8 auf 2,3 qkm, also um 0,5 qkm, anstieg. Die Hälfte der 150 betrachteten Gemeinden hat diesen durchschnittlichen oder einen höheren Zuwachs an Fläche je Wohnplatz erfahren, und deren in Abb. 2 dargestellte regionale Verteilung scheint — wenn auch entsprechend der angewandten Methode verwischter — unser bisher gefundenes Ergebnis zu bestätigen.

Was ist mit der Erkenntnis einer Beziehung zwischen abgegangenen Orten und alten Straßen gewonnen? Zweifellos haben wir damit für unsere Betrachtung des Wüstungsproblems einen Fixpunkt gefunden, doch er scheint ein rechtes Danaergeschenk zu sein, bereit, uns mit einer Flut neuer Fragen zu überschütten. Auf einige der wichtigsten sei kurz eingegangen:

Wenn tatsächlich die Zahl der Wüstungen im Saumgebiet der Hauptstraßen besonders hoch ist, muß man dann nicht in Erwägung ziehen, daß hier unter Einfluß einer Konjunktur mehr Wohnplätze gegründet wurden, als in normalen Zeiten existieren konnten, so daß bei der ersten Krise ein Siedlungssterben die notwendige Folge wurde? Träfe dies zu, so müßten die in Abb. 2 markierten Gemeinden zugleich auch die höchste Wohnplatzdichte vor Abgang der Orte besessen haben. In Abb. 3 sind diese Gemeinden gekennzeichnet, aber ein Vergleich der beiden Darstellungen zeigt, daß keine Übereinstimmung vorliegt, so daß diese Frage verneint werden kann.

Weiterhin bestände die Möglichkeit, daß die abgegangenen Orte Zweckgründungen waren, die von vornherein nur zur Erfüllung begrenzter Aufgaben und für begrenzte Zeit angelegt und nach Erfüllung ihres Zweckes aufgegeben wurden. Das würde jedoch eine ziemlich einheitliche Gründungszeit voraussetzen, was sicher in der Namengebung zum Ausdruck käme. Nur für eine einzige Wüstung ist der Name „Zollhaus" bekannt, bei allen anderen fehlt jeglicher derartige Hinweis. Untersuchen wir die abgegangenen Orte nach den Ortsnamenendungen, so zeigt sich vielmehr, daß alle Gründungszeiten von der Landnahme bis zur letzten Phase vertreten sind.

Ortsnamenendungen auf	Zahl	Ortsnamenendungen auf	Zahl
-ingen	4	-weiler	24
-heim	2	-dorf	9
-hausen	14	-hard, -hagen, -rot, -reuth usw.	8
-ach	5	-berg	22
-felden, -feld	3	-au	2
-stetten, -stett	7	-tal	7
-bach	28	-hof	31
-bronn, -brunnen	12	-mühle	6
-hofen	12	sonstige	48

Besonders zahlreich sind nach dieser Übersicht die Orte mit Namensendungen auf -hof, -bach, -weiler und -berg vertreten. Mit Ausnahme der Orte auf -bach, die nicht eindeutig einer bestimmten Siedlungsperiode zugeordnet werden

Digitized by Google

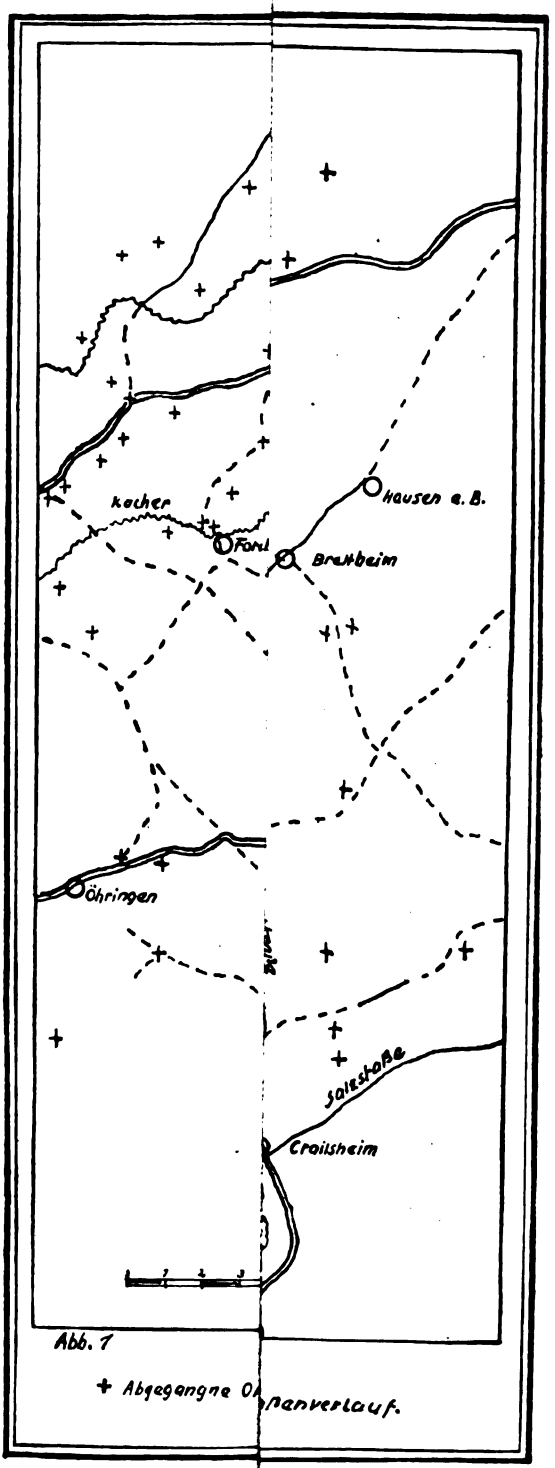


Abb. 7

+ Abgegangne Ortschaften.

Digitized by Google

Digitized by Google

können, handelt es sich bei diesen Orten um verhältnismäßig junge Gründungen, die — soweit es sich nicht sogar um einzelne Höfe handelt — sicher keine große Einwohnerzahl besaßen. Wir kommen damit zu der Frage, welche Größenklassen vor allem von der Verödung betroffen wurden.

Je kleiner ein Ort ist, desto rascher kann naturgemäß die Verödung erfolgen. Wir wissen andererseits, daß in dem, in bezug auf die natürliche Ausstattung viel weniger begünstigten Gebiet des Keuperberglandes die Einzelsiedlungen und kleineren Weiler der späten Perioden erhalten blieben; daraus folgert, daß die Siedlungsgröße an sich nicht als entscheidender Grund für das Abgehen oder die Erhaltung eines Wohnplatzes anzusehen ist.

Wir hatten für die abgegangenen Orte, die sich als jüngere Gründungen ausweisen, geringe Einwohnerzahlen angenommen. Für die Wüstungen, deren Ortsnamen auf frühe Gründungen hindeuten, fällt dagegen eine Klassifizierung nach der Größe schwer, doch auch hier zeigt sich eine Reihe von verwertbaren Hinweisen. So sind beispielsweise in der Markung Mulfingen drei Orte des frühen Ausbaues abgegangen, während der älteste — und vermutlich Hauptort — bestehen blieb. Analog liegen die Verhältnisse in den Gemeinden Bieringen, Gröningen und Zweiflingen. Nun ist es allerdings nicht so, daß immer der älteste Ort im Mittelalter auch die größte Bedeutung und die höchste Einwohnerzahl besaß. Nach vorsichtiger Überprüfung scheint sich jedoch zu bestätigen, daß die abgegangenen Orte im Mittelalter zum überwiegenden Teile eine untergeordnete Rolle spielten und vermutlich keine große Einwohnerzahl besaßen.

Der Zeitpunkt des Abgangs ist nur in wenigen Fällen urkundlich überliefert, es läßt sich jedoch als „Wüstungsperiode" etwa der Zeitraum zwischen 1300 und 1600 umgrenzen, da ein großer Teil der späteren Wüstungen noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts erwähnt und nach 1600 nicht mehr urkundlich genannt wird.

Nach den vorangegangenen Betrachtungen läßt sich die erste Arbeitshypothese nunmehr wie folgt erweitern: *Der Wüstungsvorgang steht in einer direkten Beziehung zu den Fernverkehrs- und Hauptverbindungsstraßen, er fällt in die Zeit zwischen 1300 und 1600 und hat vorzüglich kleinere Orte und Einzelsiedlungen betroffen. Mängel der natürlichen Ausstattung sind nicht als Ursache des Abgangs anzusehen.*

Wenngleich hiermit die Zahl der mit dem Wüstungsproblem verbundenen Fragen bereits beträchtlich verringert wird, so bleiben doch noch immer die eigentlichen Ursachen der Verödung im Dunkel, und wir sind bei weiteren Folgerungen mehr oder weniger auf Spekulationen angewiesen. Dennoch sind auch hierfür einige Hinweise vorhanden, die die Überlegungen in bestimmte Bahnen zwingen.

Als erstes gilt unsere Aufmerksamkeit der *Zeit* der Wüstungsperiode. Sie ist im wesentlichen durch Verschiebungen der Machtverhältnisse, durch zahlreiche kriegerische Auseinandersetzungen und durch das Aufblühen der Städte gekennzeichnet, also durch Unruhe und Unsicherheit auf dem Lande einerseits und durch wachsende Sicherheit und steigenden Wohlstand in den Städten andererseits. Für manchen Menschen mag dieses Gefälle allein schon genügt haben, um ihn in Bewegung zu bringen, vor allem, da sich die nahe vor Augen liegende Straße ständig anbot. Entscheidend aber mag gewesen sein, daß die kleineren Wohnplätze in den Zeiten der Unruhe weit mehr gefährdet waren als größere Dörfer, denn sie waren schon kleineren Horden ausgeliefert. Selbst wenn man gar nicht an Gewalttaten an Menschen und Zerstörung der Häuser denkt, durch-

Digitized by Google

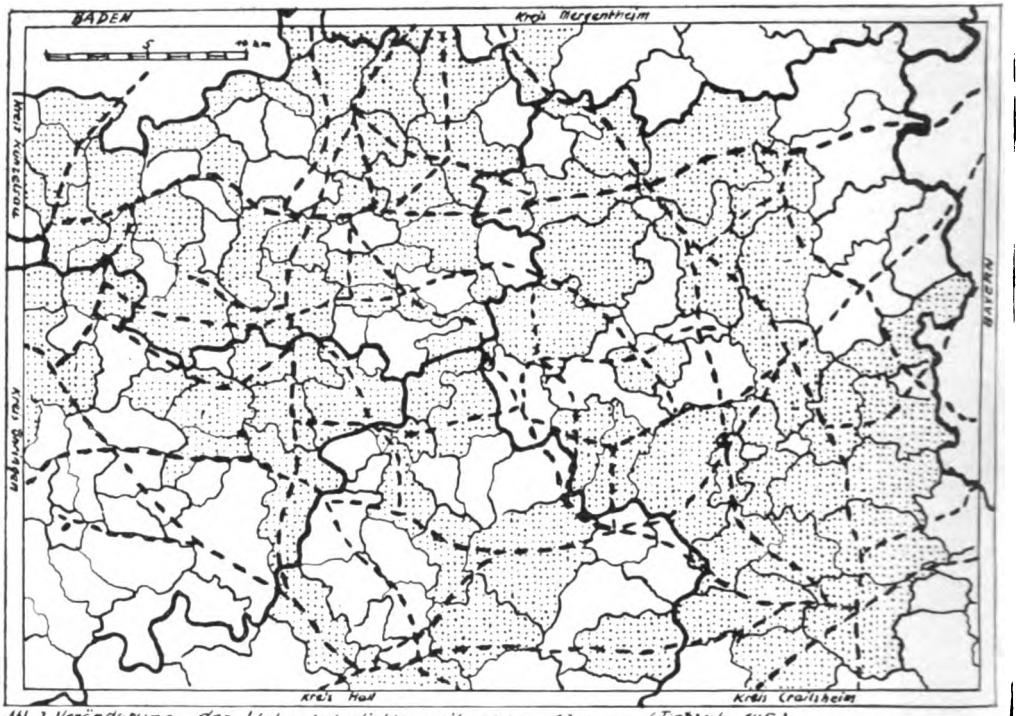


Abb. 2. Veränderung der Wohnplatzdichte seit etwa 1300. (Tietzsch 1958)
Veränderung über Bereichsdurchschnitt. – – – Alte Hauptstraßen (vgl. Abb. 1).
Heutige Kreisgrenzen. — Heutige Gemeindegrenzen.

ziehende Söldnergruppen werden immer Bedarf an Pferden und Schlachtvieh, an Futter und Nahrungsmitteln gehabt haben, und es ist bekannt, daß sie sich aus dem Lande ernährten, ohne dafür angemessene Entschädigungen zu leisten. Den Ausschlag jedoch wird gegeben haben, daß die Zeit der Unsicherheit über Generationen hindauerte und daß die öfter geschädigten Wohnplätze mählich in Verruf gerieten.

Wir kommen damit zu einer Auffassung, die in der Mitte liegt zwischen der früheren These, daß das Abgehen von Orten eine Folge kriegerischer Zerstörung gewesen sei und der neueren Vorstellung, daß wirtschaftliche Gründe die Ursache der Verödung waren.

In diesem Zusammenhang verdient die Frage Beachtung, warum nicht nach Wiederherstellung der Ruhe die ehemaligen Wohnplätze erneut besiedelt und der alte Zustand wiederhergestellt wurden. Wir dürfen annehmen, daß gerade die Zeit des ausgehenden Mittelalters eine Umstellung des Menschen und seiner Lebensansprüche mit sich brachte. Der Aufstieg des Handwerks bahnte eine zunehmende Spezialisierung an, die, um auch auf dem Lande wirksam werden zu können, eine Mindestgröße der Wohnplätze voraussetzte. Nur wo sich herrschaftlicher Einfluß geltend machte, trat eine rückläufige Bewegung zur Einzelsiedlung ein (Vereinödung).

Kehren wir nach diesem Exkurs zur eigentlichen Fragestellung, dem Abhängigkeitsverhältnis von Wüstungen und alten Straßen zurück. Galt bisher die

Digitized by Google

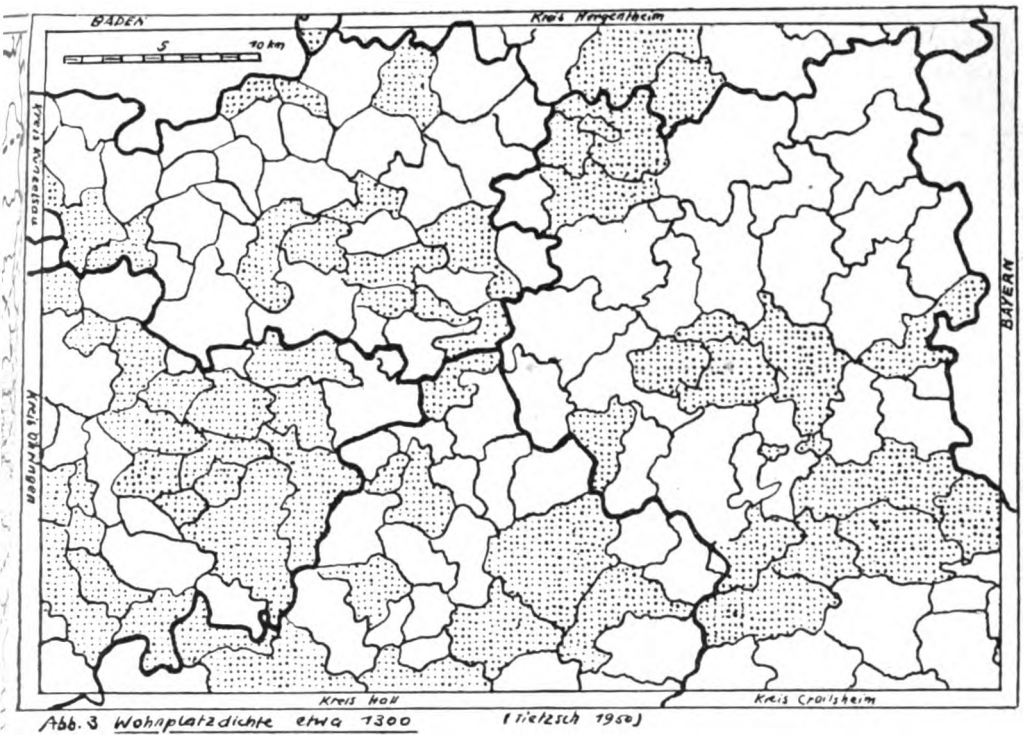


Abb. 3 Wohnplatzdichte etwa 1300 (Tietzsch 1950)

Wohnplatzdichte über Bereichsdurchschnitt — Heutige Kreisgrenzen.
Heutige Gemeindegrenzen.

Hauptaufmerksamkeit den abgegangenen Orten, so erhebt sich nunmehr die Frage, ob aus der Anordnung der Wüstungen auf den Verlauf und die Wertigkeit der alten Hauptstraßen geschlossen werden kann. Einige flüchtige Stichproben in anderen Gebieten Deutschlands scheinen darauf hinzudeuten, daß die im Gebiet von Württembergisch Franken gewonnenen Erkenntnisse nicht auf diesen Raum beschränkt bleiben. Wir wagen darum, die zweite Arbeitshypothese aufzustellen: Aus der Anordnung von Wüstungen ist es unter Umständen möglich, den Verlauf und die Bedeutung spätmittelalterlicher Straßen zu rekonstruieren.

Es ist selbstverständlich, daß die gesammelten Erfahrungen nicht grundsätzlich für alle Räume gelten und bedenkenlos übertragen werden können. In Gebieten, in denen Bauernlegen als Ursache für das Abgehen von Orten nachgewiesen werden kann, gelten andere Gesetzmäßigkeiten, und auch die natürliche Ausstattung und das geschichtliche Schicksal eines Landes sind in Rechnung zu setzen. Für unseren Betrachtungsraum aber scheinen die beiden Hypothesen ihre Bestätigung zu finden.

Da dem Verfasser selbst die erforderliche Zeit fehlt, den Fragen im einzelnen weiter nachzugehen, seien sie mit gewissen Vorbehalten bereits jetzt ausgesprochen. Wir haben dabei die Hoffnung, daß die Aufdeckung dieser interessanten Zusammenhänge die ein wenig in Vergessenheit geratene Erforschung der abgegangenen Orte und alten Straßen beleben möge.

Digitized by Google

Die Katharinenscheibe aus Schwäbisch Hall auf Schloß Lichtenstein

Von Hans Wentzel

Schwäbische Glasmalerei des Mittelalters,[1] — mit diesem Begriff wird jeder, der die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Schwabens aus eigener Anschauung kennt, eine Erinnerung an die großen und prächtigen Farbfenster in den drei Eßlinger Kirchen, im Münster in Ulm, in der Stiftskirche in Tübingen, in den beiden Pfarrkirchen in Ravensburg, in der Klosterkirche in Heiligenkreuztal und in Eriskirch verbinden und vielleicht auch von den Stettener Scheiben auf der Burg Hohenzollern, von den Saulgauer Scheiben im Schloß in Sigmaringen und den Alpirsbacher Scheiben im Stuttgarter Schloßmuseum wissen. Alles sind Meisterwerke mittelalterlicher Kunst in Schwaben, — aber sind sie auch schwäbisch? Die ältesten Scheiben, die der Zeit um 1200 aus Alpirsbach, sind Straßburger Werke,[2] desgleichen kamen aus Straßburg[3] sämtliche Farbfenster in Tübingen (1476—1481) und die beiden schönsten des Ulmer Münsterchors von 1480 (und aus der gleichen Werkstatt des Peter Hemmel von Andlau die Scheiben des Hans von Bubenhofen 1475 in Urach und ehemals in Bebenhausen, die des Clemens Ankenreuthe in Ravensburg), das Chorfenster in Heiligkreuztal ist eine Konstanzer Arbeit,[4] das Langenburger Fürstenfenster und das Gmünder Schreyer-Fenster, wie das Stifterfenster in Creglingen, stammen aus Nürnberg. die Oberurbacher Felder vielleicht ebenfalls, — welche Gewißheit besitzen wir, die anderen Glasmalereien in Schwaben als schwäbisch anzusprechen?

Die über 400 Scheiben der Eßlinger Kirchen dürfen als Eßlinger Arbeiten gelten,[5] da nirgendwo sonst in Süddeutschland in der Zeit von 1280 bis 1350 vergleichbar großartige oder auch überhaupt nur stilistisch vergleichbare Werke zu finden sind; in Ulm sind zu den dort erhaltenen Glasmalereien auch Urkunden überliefert, nach denen nicht nur die Ulmer Fenster auf die Ulmer Künstler der Familien Moser, Acker, Deckinger bezogen werden dürfen, sondern nach denen sich ulmische Glasmalereien bis nach Bern (und vielleicht auch nach Ravensburg. Nördlingen und Rothenburg) nachweisen lassen.[6] Neben diesen bedeutendsten

[1] Paul Frankl, Die Glasmalerei des 15. Jahrhunderts in Bayern und Schwaben, Straßburg 1912. — Leo Balet, Schwäbische Glasmalerei, Stuttgart 1912. — Paul Frankl, Der Meister des Astalerfensters, Berlin 1936. — J. L. Fischer, Handbuch der Glasmalerei, 2. Auflage, Leipzig 1937. — Paul Frankl, Das Passionsfenster im Berner Münster und der Glasmaler Hans Acker von Ulm, „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde", Neue Folge, Band 40, 1938, Seite 217 bis 242, 256 bis 263.

[2] Fr. Zschokke, Die romanischen Glasgemälde des Straßburger Münsters, Basel 1942.

[3] H. Wentzel, Glasmalereien der Tübinger Stiftskirche von Peter von Andlau, „Der Kunstbrief", Nr. 19, Berlin 1944.

[4] H. Wentzel, Die Christus-Johannes-Gruppe zu Heiligkreuztal, „Pantheon", Jahrgang 17, 1944, Seite 26.

[5] H. Wentzel, Glasmaler und Maler im Mittelalter, „Zeitschrift für Kunstwissenschaft", Band 3, 1949, Seite 53 ff.

[6] Paul Frankl, Das Passionsfenster, a. a. O.

Digitized by Google

schwäbischen Glasmalerei-Werkstätten müssen auch anderenorts eigene Werkstätten und eigene Künstler tätig gewesen sein, denn die hier und dort verstreuten Reste von alten Glasmalereien etwa in Öhringen, Stetten, Gundelsheim, Kirchheim, Heilbronn, Brackenheim, Eglosheim usw. lassen sich nicht durch Eßlingen oder Ulm oder durch Import von nichtschwäbischen Kunststätten erklären. Zumindest e i n e Stadt mit eigenen Werkstätten und eigener Tradition muß in Zukunft stärker als bisher für das Gebiet der schwäbischen Glasmalerei genannt werden: S c h w ä b i s c h H a l l !

Im Unterschied zu der sich offenbar nur über knapp 50 Jahre erstreckenden Glasmalerei-Produktion Eßlingens und den nicht einmal 100 Jahre umspannenden Glasmalereien Ulms scheint es in Schwäbisch Hall fast 200 Jahre lang eine eigene Glasmalerei-Schule gegeben zu haben. Die ältesten Zeugen bewahrt die Katharinenkirche mit zwei Zyklen der Zeit um 1340, es folgen die Stifterscheiben der Haller Geschlechter von Schletz und Senft von Sulburg der Michaelskirche und die verwandten 10 Stifterscheiben aus Stöckenburg in Stuttgart[7] aus dem frühen 15. Jahrhundert, dann die Passionsscheiben in St. Michael und in Tüngental, dann die Felder aus der Zeit um 1500 und dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts wiederum in der Michaelskirche; sogar eine Scheibe mit dem Wappen der Glasmaler von Hall befindet sich in der Michaelskirche. Diese Glasmalereien sind nur die Reste ehemals umfänglicherer Farbverglasungen — Reste, weil nicht nur Hagelschlag und Unwetter, sondern vor allem Verständnislosigkeit und ein radikales Bemühen um h e l l e Kirchenräume den ehemaligen Reichtum vernichtet haben. Da die Haller Urkunden noch nicht auf Künstlernamen und auf Notizen über alte Glasmalereien in den Kirchen von Hall und seiner Umgebung durchgesehen zu sein scheinen, ist es das zunächst vordringlichste Bemühen, einmal alles zu sammeln, was an alten Glasmalereien noch existiert. Wie weit der Kreis bei einer solchen Suche gezogen werden muß, zeigt das Beispiel der Katharinenscheibe auf dem Schloß Lichtenstein.

In der kleinen Kapelle dieser „Burg" befindet sich in dem großen Fenster hinter dem Altar eine ganze Sammlung von 19 alten Glasmalereien. Nach Größe und Güte nicht unterschieden waren sie bisher bunt durcheinandergewürfelt und kaum richtig zu sehen, weshalb auch die Kostbarkeiten unter ihnen immer übersehen worden sind. Die bedeutendste Scheibe ist ein Feld von 55 × 39 cm: in modernem, stechend blauem Glas[8] sitzt ein langgezogenes Medaillon in Form eines Neunpasses; im großen und ganzen gut erhalten, nur das umrahmende Band fehlt an der rechten Seite und einige Scherben sind im Grund ausgeflickt. (Abb. 1 und 2.) Auf der Scheibe kniet in der Mitte die jugendliche Prinzessin Katharina; hinter ihr steht ein Richter mit Krone, Szepter und Hermelinmantel (Maxentius), vor ihr ein zertrümmertes Rad, unter diesem zwei verkrümmte Männergestalten.[9] Die Scheibe meint also jene Szene, wo die Heilige auf den Befehl des Kaisers in Alexandrien gerädert werden soll, aber göttliches Eingreifen das Rad in Feuer und Blitz zersprengt und die Schergen tötet.

---

[7] Leo Balet, a. a. O., Nr. 15 bis 24.

[8] Im Frühjahr 1950 wurden die Scheiben in der Kapelle des Lichtenstein durch die Firma Derix (Rottweil) restauriert und von den bunten Ergänzungen des 19. Jahrhunderts befreit und sinnvoller als vor dem Krieg wieder eingebaut.

[9] Farben: rahmendes Band schwarz auf weiß; Grund b'au; Katharina in blauviolettem Gewand und gelber Krone und Nimbus, Gesichtsscherbe leicht grünlicher Glaston; Maxentius in grünem Kittel und purpurnem Mantel und blaßvioletten Strümpfen; Radteile gelb; Schergengesichter erneuert.

Digitized by Google

Abb. 1. Burg Lichtenstein: Glasmalereischeibe mit dem Martyrium der heiligen Katharina (ehemals in der Katharinenkirche zu Schwäbisch Hall).

Digitized by Google

Abb. 2. Heilige Katharina (Ausschnitt aus Abb. 1).

Digitized by Google

Im Rahmen der mittelalterlichen Glasmalerei sind Zyklen mit dem Leben der Heiligen Katharina nicht sehr häufig, bekannt ist eigentlich nur der schöne Zyklus aus der Werkstatt des Peter von Andlau in der Wilhelmer Kirche in Straßburg. Es dürfte also nicht allzu schwer sein, die Herkunft der Scheibe zu ermitteln. Das ist es auch nicht! In der Katharinenkirche zu Schwäbisch Hall befindet sich das Gegenstück zu dieser Scheibe: die Darstellung der Heiligen Katharina, wie sie predigend und lehrend die 50 heidnischen Philosophen zum Christentum bekehrt, die der Prinzessin auf Befehl des Kaisers Maxentius eigentlich hätten ihre These von der Torheit des Götzendienstes widerlegen sollen (Abb. 3). Das Katharinenbild in Hall[10] entspricht dem in Lichtenstein vollkommen: der gleiche und gleichgroße Neunpaß mit der gleichen Einrahmung, wörtlich die gleiche Gestalt der Prinzessin mit der gleichen Krone, stilistisch völlige Übereinstimmung in den langen säulenförmigen Figuren mit dem feinen Gesichtsausdruck, die gleiche Art der Zeichnungsführung mit fadenförmigen Strichen, die gleiche Farbskala. Es kann kein Zweifel sein: die beiden Scheiben gehören zum gleichen Zyklus, und das „Katharinen-Martyrium" befand sich ehemals in der Katharinenkirche zu Schwäbisch Hall.

Abb. 3. Schwäbisch Hall, Katharinenkirche.

Weshalb die Scheibe aus Hall fortgegeben wurde, ist schwer auszumachen: vielleicht war sie sehr beschädigt (es fehlt ihr ja heute der neutrale Teppichgrund hinter dem Medaillon, den das Haller Feld noch besitzt, auch sind die Verletzungen am rechten Rande offenbar schon alt) und erschien daher in der Katharinenkirche eher störend als nutzvoll. Wann die Scheibe fortgegeben worden ist, kann ebenfalls nur erraten werden. Wilhelm I. von Württemberg hat alte Glasmalereien gesammelt, auf ihn geht die stattliche Scheibensammlung ehemals in der Kirche neben Schloß Monrepos, dann bis 1940 im Schloß in Friedrichshafen zurück, — und aus der königlichen Sammlung sind Teile für Lichtenstein abgezweigt worden (falls nicht etwa die ganze Sammlung auf Lichtenstein ursprünglich ein Bestandteil der königlichen Sammlung war). Ob für die Sammlung des Landesherrn Aufkäufer tätig waren oder ob die Ge-

[10] Ergänzt wurden im 19. Jahrhundert das Gesicht des vorderen Philosophen und das untere Gewandstück der Katharina.

Digitized by Google

meinden diese damals in den protestantischen Kirchen nicht sehr geschätzten „katholischen" Glasmalereien direkt herschenkten, hat sich bisher nicht feststellen lassen. Aus den Kirchen von Eßlingen,[11] Ulm,[12] Stetten[13] und solchen aus der Umgebung von Wimpfen haben sich Scheiben in dieser Sammlung feststellen lassen — vielleicht hat die Gemeinde der Katharinenkirche in Schwäbisch Hall dem württembergischen Fürstenhaus die Katharinenscheibe geschenkt? Vollständig war vielleicht damals der alte Fensterschmuck dieser Kirche sowieso nicht mehr. Ungefähr gleich alt und wohl für zwei verschiedene Chorfenster der 1343 begonnenen Kirche in Auftrag gegeben,[14] sind die Zyklen mit den „Tugenden und Lastern" und mit der Namenspatronin Katharina. Von dem Katharinenfenster kennen wir also jetzt zwei Scheiben. Aber die den Katharinenbildern in Maß, Form und Farbe entsprechende Scheibe mit der Darstellung von fünf verbrennenden Menschen, die von zwei Schergen in ein Feuermeer getaucht werden, während ein Engel ihre Seelen rettet, gehört ebenfalls zu dem Katharinenzyklus: nach der Legenda Aurea ist es das Bild der von Maxentius befohlenen Hinrichtung jener Philosophen, die Katharina in ihrer Disputation zum Christentum bekehrte. Ob wir aus der Tatsache, daß man im 19. Jahrhundert zwei neue Scheiben mit der „Kreuzigung" und der „Auferstehung" zusätzlich anfertigen ließ, schließen dürfen, daß immer ein Passionszyklus im Chor der Katharinenkirche vorhanden war, bleibt ungewiß.

Vielleicht kann aber der Hinweis auf das „Katharinen-Martyrium" erneut die Aufmerksamkeit auf die alten Haller Glasmalereien lenken: es ist ja durchaus möglich, daß noch weitere Scheiben aus dem Katharinenzyklus oder Scheiben aus den anderen Kirchen von Schwäbisch Hall ihrem Heimatort entfremdet wurden und „wiedergefunden" werden können.[15]

---

[11] H. Wentzel, Ein Meisterwerk hochgotischer Glasmalerei auf Schloß Lichtenstein, „Pantheon", Jahrgang 16, 1943, Seite 121 ff.

[12] In der „Friedrichshafener Sammlung" sind 4 Ulmer Scheiben des frühen 15. Jahrhunderts enthalten: 2 Evangelisten und 2 Reste von Figurengruppen (von einer Darstellung der „Ehernen Schlange").

[13] H. Wentzel, Das Bibelfenster der Zollern, Jahrbuch „Heilige Kunst" 1949, Stuttgart 1949, Seite 18 ff.

[14] Allein aus kostümgeschichtlichen Gründen lassen sich die Katharinen-Scheiben auf die Zeit um 1340 bis 1350 datieren (Maxentius-Gewand!). — Eine stilgeschichtliche Datierung oder Ableitung der ältesten Haller Glasmalereiwerkstatt oder eine Klarstellung ihres Verhältnisses zu den jüngeren Eßlinger Glasmalereien können hier aus räumlichen Gründen zunächst nicht durchgeführt werden. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß eine Bestätigung unserer Datierung durch die stilistisch verwandten Miniaturen im Lehensbuch Krafts III. von Hohenlohe 1344 in Öhringen gegeben wird.

[15] Mit welchen Überraschungen man bei den verstreuten Haller Kunstdenkmälern zu rechnen hat, hat mein Aufsatz „Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg" (in „Württembergisch Franken", NF 20/21, 1940, Seite 240 ff.) zeigen können; die darin veröffentlichte Johanniter-Figur konnte im nächsten Jahrgang (22/23, Seite 88) durch den unterdessen gefundenen Grabstein identifiziert werden! Man vergleiche dazu den weiteren Nachtrag Seite 264 des vorliegenden Jahrbuches über einen Taufstein aus der Johanniterkirche von Jahre 1405 mit Nennung desselben Komturs Markward Stahler.

Digitized by Google

Aus dem Gerichtswesen im Reichsritterschaftsterritorium Stetten, Kreis Künzelsau

Von Rolf Thomas

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation war bis zum Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 in eine Unzahl von weltlichen und geistlichen Fürstentümern und Territorien zersplittert. Es gliederte sich in 314 reichsständische und 1475 Territorien der unmittelbaren Reichsritterschaft mit zusammen etwa 1800 souveränen Herrschern, deren Vorfahren ihre Landeshoheit generell durch den Abschluß der Friedensverträge von Münster und Osnabrück im Jahre 1648 garantiert erhalten hatten.

Wie es eine doppelte Staatsgewalt gab, nämlich die, wenn auch sehr beschränkte des deutschen Kaisers einerseits, und die der Fürsten und Territorialherren andererseits, die allerdings im einzelnen in ihrem Umfange recht unterschiedlich war, so bestand auch eine Zweigleisigkeit in der deutschen Rechtspflege. Neben dem Reichsrecht, das nur subsidiären Charakter gegenüber dem Landesrecht hatte und mehr eine Empfehlung an die regierenden Herren bedeutete, gab es ein in den einzelnen Territorien sehr unterschiedliches Partikularrecht. Dementsprechend unterschiedlich war auch die Gesetzgebung, die Ausübung der richterlichen Gewalt und der Rechtspflege überhaupt.

Besonders in den einzelnen Territorien der Reichsritter schwankte der Umfang der Staatsgewalt sehr stark, von der einfachen Gutsherrlichkeit bis zur vollen Landeshoheit (im Gegensatz zu den reichsständischen Territorien, deren Landeshoheit in der Reichsverfassung festgelegt und nie bestritten war). Dieser Umstand hatte seinen Grund in einer sich über mehrere Jahrhunderte erstreckenden sehr unterschiedlichen Entwicklung. Die einzelnen Voraussetzungen der Staatsgewalt, nämlich die Stellung innerhalb des Adels, den Lehensnexus, die Mitgliedschaft in der freien Reichsritterschaft und die Position innerhalb der Reichsgliederung des Territoriums Stetten und seiner landesherrlichen Familie eingehender darzustellen, um die de facto innegehabte, hinsichtlich der Reichsritterschaft so stark umstrittene Landeshoheit zu belegen, und die aus dieser fließenden Rechte verständlich zu machen, möge an dieser Stelle unterbleiben. Aus der Vielzahl der landesherrlichen Rechte, die die Staatsgewalt ausmachen, soll im Rahmen dieser Darstellung lediglich ein Ausschnitt aus der Gestaltung des Gerichtswesens im Territorium Stetten wiedergegeben werden.

Bei Ausgang des Mittelalters herrschten in den Territorien vor allem noch, da sich besonders der Adel der Rezeption römischen Rechts widersetzte, die alten deutschen Rechtsbräuche, nach Herkommen und Überlieferung, aus dem größtenteils nicht kodifizierten Gewohnheitsrecht. Diese wurden nun zu Beginn des 16. Jahrhunderts, vermischt mit teilweiser Anwendung neueren Reichsrechts, jedoch unter möglichster Vermeidung der Übernahme römisch-rechtlicher Grundsätze zu eigenen Rechts- und Gerichtsordnungen zusammengefaßt und schriftlich niedergelegt, und waren einer ständigen Erweiterung und Ausarbeitung unterworfen.

Digitized by Google

Wohl lag nun die Abfassung und Verabschiedung dieser Gesetze ausschließlich in den Händen der Territorialhoheit, aber neben der ihr oder ihren Juristen obliegenden formalrechtlichen und gesetzestechnischen Ausgestaltung von partikular gültigen Grundsätzen spielt doch, in allen Formulierungen auch immer besonders betont, das örtliche Herkommen und Gewohnheitsrecht eine vorherrschende oder überhaupt die entscheidende Rolle. Und an der Gestaltung und Weiterentwicklung von Territorialherkommen waren letzten Endes nicht die regierenden Herren allein, sondern sämtliche Schichten der Bevölkerung gleichmäßig beteiligt. Das altdeutsche Rechtsgut hat sich hier so ausgeprägt erhalten, vor allem auch, weil der Reichsadel, wie bereits erwähnt, sich sehr gegen die Rezeption römischen Rechts gewehrt hatte. Das örtliche Herkommen aber entwickelte sich fort in den von den einzelnen Gemeinden regelmäßig abgehaltenen Gemeinde- oder Gerichtstagen, wo jeder Untertan bei Strafandrohung zu erscheinen die Pflicht hatte und wo über alle das Gemeinschaftsleben betreffenden Fragen beraten und Beschlüsse gefaßt wurden, die vom Schultheißen als dem Gemeindeältesten der Territorialherrschaft zur Berücksichtigung vorgelegt wurden. Diese noch aus dem germanischen Thing überkommene Art der Beratung öffentlicher Angelegenheiten durch alle männlichen Einwohner gab der Erhaltung und Pflege örtlichen Brauchtums breiten Raum. Die Dorfordnungen, die sich die einzelnen Gemeinden selbst gaben, wenn sie auch von der Landesherrschaft gutgeheißen werden mußten, zeigten, daß auch die Untertanen in gewissen Beziehungen mit zur Gesetzgebung selbst beitrugen. In der Gemeindeordnung Kocherstetten heißt es darüber einleitend:

> „Dorffs Ordnung der Gemein zue Kochenstetten, erneuert im Jahr Christi als mann zehlt 1610, welche zum Theil vonn den Edlen, Gestrengen und Vesten unßern gebiethenden großgünstigen Junckhern denen von Stetten zue Kochenstetten alß gemein und gesampten Ganerben dießorths gemacht und ratificiert, zum theil auch von einer Ehrsamen Gemein selbst, alß heylsame und nüzliche ordnungen gestellet, von alters hero und auch Neulich gehalten und zue halten geordnet worden ..."

Der Wunsch, sich in erster Linie nach dem örtlich gewachsenen, als dem den dort lebenden Menschen eigentümlichen Recht zu richten und dieses zu erhalten, kommt in zahllosen Einzelbestimmungen und Zusätzen zu wichtigen Gesetzen zum Ausdruck. Besonders gut wird dieses Streben erkennbar in noch zu erörternden Gesetzesstellen. Wenn nämlich die eigene Gesetzgebung des Stettenschen Territoriums bei einem plötzlich auftretenden Sonderfall zu seiner rechtlichen Beurteilung nicht ausreichte, wurde gelegentlich das Territorialrecht benachbarter Gebiete, wobei man diesem gegenüber dem Reichsrecht den Vorzug gab aus Gründen der Verwandschaft in der rechtlichen Tradition, zur Hilfe genommen. Dies kennzeichnen Randbemerkungen aus einer Prozeßakte wegen wiederholten Ehebruchs aus dem Jahre 1780 (Glosse aus einem Rechtsgutachten des Hohenloheschen Hofrats Breyer in Langenburg vom 23. August 1780):

> „Hinsichtlich der Strafe von Ehebruch ist im Stettenischen Gebiet kein Gesetz vorhanden. Es wären also, da über wiederholten Ehebruch auch kein Präjudiz vorliegt, bey Bestimmung der Strafe die Gemeinen Rechte und das Hohenlohisch Landrecht, als welches in dem mit den Hohenlohischen Landen eingeschlossenen Stettenschen Gebiete zwar nicht ex dispositione expressus, jedoch ex praxi et observantia recipirt ist und Gesetzeskraft hat, zum Maßstab zu nehmen."

Digitized by Google

(Anmerkung des Verfassers: Dies zur Erläuterung des Gedankens fremder Gesetzanwendung. Tatsächlich hatte Stetten seit 1599 eine gültige, in regelmäßigen Zeitabständen bestätigte Eheordnung, die alle obigen Fragen und Regelungen enthielt.)

In Ehe-, Erbschafts-, Testaments- und anderen Sachen, z. B. in Viehhändeln, wurde, wenn die Stettenschen Rechtsordnungen nicht ausreichten, allgemein das Hohenlohesche Landrecht in Stetten angewendet, mit der Begründung eines Herrn von Stetten: „... weilen das Hohenlohisch Landrecht die fränkischen Gesetze und Gewohnheiten besonders in sich fasse." Dieser Stettensche Grundsatz wird auch besonders unterstrichen durch das bei dem Hohenloheschen Landrecht befindlichen Promulgationsedikt vom 15. Juni 1737, wo es heißt:

> „... daß man solches nach denen in der gesamten Grafschaft Hohenlohe sich vorgefundenen — von alters wohlhergebrachten sichern und richtigen Rechtsgewohnheiten und Herkommen verfassen, das übrige aber, so in denen weltlichen und Gerichtshändeln meistenteils und fast täglich vorkommt, aus denen Gemeinen und Kayserlichen, den alten Teutschen und besonders Fränkischen Rechten, vornehmlich aber auch dem natürlichen Recht und Billigkeit gemäß, ergänzen und erläutern lassen."

Diese Auszüge lassen deutlich erkennen, wie stark man gerade an der Erhaltung der altdeutschen Rechtsgewohnheiten in den ländlichen Bezirken festhielt, während in den Städten das römische Recht, insbesondere das Schuldrecht, viel schneller Eingang fand.

Wie sich nun dieses eigenständige Gerichtswesen im Territorium Stetten zu erkennen gab, mögen einige im nachfolgenden aus meiner Gesamtarbeit „Staat und Gericht der Reichsritter von Stetten" ausgewählte Abschnitte aufzeigen. Die Quellenangaben beziehen sich auf die Originalakten und -dokumente des Archivs auf Schloß Stetten.

I. Das dörfliche Freigericht, genannt Selbotengericht

Die Dorfgerichte, Überbleibsel des altdeutschen Rechts nach der Rezeption bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, hatten ihren Ursprung im germanischen Thing. Ihre Bedeutung war allerdings mit der fortschreitenden Entwicklung des deutschen Gemeinrechts im 16. Jahrhundert immer geringer geworden.

Ursprünglich war die Befugnis der Dorfgerichte als dem alleinigen Forum in Zivilsachen eine sehr weitgehende gewesen. Mit der Entwicklung des sich immer stärker durchsetzenden schriftlichen Prozesses und der Verbreiterung des gelehrten Juristenstandes zu Beginn der Neuzeit überhaupt wurde die Kompetenz des Dorfgerichts immer mehr eingeschränkt und ging auf die richterliche Befugnis der Amtsvögte über. Vom Beginn des 17. Jahrhunderts an verblieben den Dorfgerichten schließlich zur selbständigen Entscheidung nur noch Bagatellsachen, zu deren Beurteilung eine tiefere juristische Kenntnis nicht unbedingt erforderlich war.

Wie auf der einen Seite im Laufe der Zeit die Kompetenz der Dorfgerichte eingeengt wurde, so wurde andererseits auch in Stetten die organisatorische Gliederung der Dorfgerichtsbarkeit vereinfacht. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die unterste Instanz in kleinen Zivilstreitigkeiten der Gemeinderat des Dorfes oder Weilers. Dieser konnte lediglich den Beklagten die sogenannte

Digitized by Google

Gemeindebuße (kleiner Geldbetrag) auferlegen. Mehrere Dörfer hatten einen gemeinsamen Oberhof (für die Dörfer Vogelsberg und Laßbach war der Oberhof gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mäusdorf),[1] der besonders auch die Streitigkeiten zwischen einem einzelnen Dorfbewohner und der ganzen Gemeinde verhandelte. Hielt sich der Oberhof für nicht kompetent, so verwies er den Streitfall normalerweise an das ordentliche Zivilgericht des Gerichtszwanges (Dorfgericht). Es kam jedoch auch vor, daß direkt der zuständige Territorialherr um Rechtsprechung ersucht wurde. Die Einrichtung der Oberhöfe hört jedoch im Laufe des 17. Jahrhunderts auf mit der sich mehr und mehr verwaltungstechnisch verbessernden Vogtei und der inzwischen genauer fixierten Abgrenzung der Aufgaben zwischen den Dorfgerichten einerseits und den Vogteigerichten andererseits.

Welches waren nun die hauptsächlichsten Wesenszüge der Dorfgerichte in Stetten, und wie wurde der zivile Rechtstreit vor ihnen durchgeführt? Wie im germanischen Recht das Thing, so trug auch das dörfliche Freigericht des 15. bis 18. Jahrhunderts den Charakter einer Gemeindepflichtversammlung.[2]

Von den Gemeindeversammlungen wurden diejenigen, die gleichzeitig als Gerichtstage viermal jährlich fest angesetzt waren, als sogenannte Selbotengerichte oder Freigerichte, im Gegensatz zu den Kaufgerichten, die die klagenden Parteien auf eigene Kosten einberiefen, also sich „erkauften", bezeichnet. An diesen Freigerichtstagen hatte der Untertan, der „Gemeinsmann", die Möglichkeit zur Mitwirkung an der Gestaltung des öffentlichen Lebens in der Gemeinde. Vor allem waren es hier seine eigenen Standesgenossen, mit denen er zusammenkam, wobei die Innehabung eines Amtes, wie etwa Bürgermeister oder Schöffe, ja noch keinen Standesunterschied hervorrief. Hier konnte er als Gleichberechtigter auch freier und ungezwungener sich äußern, als vor den meistens juristisch gebildeten Vogteibeamten. Für den einzelnen Untertanen der Stettenschen Territorialherrschaft war daher in erster Linie die Gemeindebehörde, in deren Bezirk er seinen festen Wohnsitz hatte, zuständig. Dieser Umstand wurde noch gefördert, weil man zu jener Zeit eine unbeschränkte Freizügigkeit im modernen Sinne noch nicht kannte. Die Untertanen konnten nur unter bestimmten Voraussetzungen Bürger einer Stettenschen Gemeinde werden. An den Erwerb des Bürgerrechts waren die Bedingungen des „Abschieds"[3] und des Nachweises einer Einkaufssumme[4] geknüpft. Ferner wurde das Bürgerrecht („Mannrecht") erst rechtswirksam nach der Ablegung der Erbhuldigungspflicht auf die Landesherrschaft. Erst dann durfte der Untertan an den Gemeindeversammlungen und Gerichtstagen teilnehmen und erst dann genoß er den Rechtsschutz der Territorialherrschaft.

Das Verfahren in Zivilsachen vor den Dorfgerichten in Stetten

Dieses Verfahren findet sich zum größten Teil in der von sämtlichen Herren von Stetten, als „von Gott unßer himlischen Vatter, alß dem Obristen Richter, dieß orthß zur ordentlich Obrigkeit gesezt", verfaßten Gerichtsordnung in Stetten von 1595[5] und ihrem Vorläufer, der Ordnung „der Straff halb" von 1550, wiedergegeben. Darüber hinaus enthalten die im Stettenschen „Aydtverzeichnuß" aufgezeichneten Eidespflichten der verschiedenen Gerichtspersonen sowie die Dienstanweisungen der Richter, Schultheißen, Amtsknechte usw. manchen Hinweis auf einzelne besondere Verfahrensmerkmale. Schließlich sind in alten Gerichtsprotokollen Schilderungen vom Ablauf des Prozesses vor den Dorfgerichten zu finden.

Digitized by Google

1. Die Zusammenkunft des Gerichts

Damit „einem Jeden, der deßen Bedürfftig, gespürlich ordenlich Rechtens verholfen, und sich ein jeder solches Rechtens zu gebrauch habe", wurden alljährlich vier „Selbottengerichte" gehalten. Diese Gerichte waren ordentliche, gewöhnliche, gemeine, „selbotene", das heißt keiner besonderen Aufbietung oder Einberufung bedürftige Freigerichte (im Gegensatz zu den „Kaufgerichten"). Diese vier Gerichte verteilten sich auf das Jahr wie folgt: das erste fand Donnerstag nach Invocavit, das zweite Donnerstag nach Pfingsten, das dritte Donnerstag nach Crucas und das vierte Donnerstag nach Lucia statt. Fiel ein solcher Tag auf einen Feiertag, so wurde das Gericht eine Woche später gehalten, da die Zusammenkunft des Gerichts an Fest- und Feiertagen streng verboten war.

Ergaben sich in dem Zeitraum zwischen zwei Gerichtstagen wichtige Sachen, die keinen Verzug litten, so war zu förderlicher Rechtshilfe, damit niemand durch die Abhaltung der vier Selbotengerichte benachteiligt wurde, der Schultheiß befugt, falls er den Fall für dringend hielt, dem Kläger auf Ansuchen sogenannte Kauf- oder Gastgerichte auf des Klägers Kosten zu erlauben.

War ein solches Kaufgericht genehmigt, so mußte „ein auswerdiger Nidergesessen Ein Gulden ins Gericht erlegen, und ein Innwohner Ein halben Gulden, welchen die Richter zu erhaltung des Essens miteinander gebrauchen sollen". Die Verrechnung der Geldbußen mußte jedoch auf die gleiche Weise geschehen, wie an den vier öffentlichen Gerichtstagen der ganzen Gemeinde.

2. Die Besetzung des Dorfgerichts

Die Dorfgerichte in Stetten glichen im wesentlichen bis zum Untergang der Territorialherrschaft derer von Stetten den germanischen Volksgerichten, wie sie in den deutschen Rechtsbüchern des Mittelalters zu finden sind, im Gegensatz zu dem schriftlichen Vogteigerichtsprozeß, der dem gemeinen Recht angelehnt und dadurch stark mit römisch-rechtlichen Grundsätzen und Verfahrensmerkmalen durchsetzt war.

Sie waren unverändert die aus dem altgermanischen Thing sich entwickelten Schöffengerichte geblieben und hatten, wenn sie auch an Bedeutung stark eingebüßt hatten, doch über Jahrhunderte an ihrem örtlichen Gerichtsbrauchtum festhalten können. Einige besonders hervortretende Wendungen dieser noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Stetten gültigen Gerichtsordnung finden sich schon wörtlich in den Beilagen zum „Ewigen Landfrieden" von 1495, z. B. die persönlichen Eigenschaften, die ein Richter haben soll.

Dieses Stettensche Dorfgericht bestand nun aus 12 Richtern, den Schöffen und einem Oberrichter, dem Schultheißen der Gemeinde, der als Zeichen seiner Würde den „Gerichtsstab" führte und die Verhandlung zu leiten hatte. Der Oberrichter wurde durch einen inhaltsreichen Eid auf die besondere und schwerwiegende Bedeutung seines Amtes hingewiesen.[6]

Auch die Schöffen wurden in einer besonderen Eidesformel auf ihre Pflichten hingewiesen, daß sie

> „nach eines jeden besten verstandt und fleiß hören und erwegen, auch einem jeden durch unpartheylichen gleichen Rechtens, darvor Reich oder Arm, darüber ergehen und geschehen lassen, auch ufflegen was Recht ist, und daß nit unterlassen worden, durch Mieth, Gab, Geschenk, Gunst, Neid oder Haß, freund noch feinschafft, sondern nur daßjenig waß zur Beförderung der Gerechtigkeit dienstlich, befüerdern und vollziehen, alß ihr Gott dem Allmechtigen am Jüngsten Tag darumben antwortt geben sollet".

Digitized by Google

Die Eidesleistung des Oberrichters und der Schöffen geschah vor den Gerichtsherren, während die Hilfspersonen des Gerichts (siehe unten) vom Oberrichter vereidigt wurden.

Nicht jeder Untertan konnte Richter werden, sondern es mußten bestimmte persönliche, charakterliche Voraussetzungen erfüllt sein. Nach der Gerichtsordnung von 1595 sollte der Stettensche Richter

> „ein freier aufrechter redlicher Mann sein, der mit keinem Laster oder Blutschandt behafft ist, der ein freien beschaidenen ehrbarn Wandel führet, und sein ehrlich Mann Recht, schriftlich oder mündlich darzuthun hat, er soll sich auch in geseztem Gericht in frag und antwortt mit guter Bescheidenheit erzeigen, und die Gerechtigkeit auß seinem und aus keinem andern Herzen erkennen".

Daher war eine besonders bezeichnete Gruppe von Personen vom Richteramt ausgeschlossen, nämlich

a) Meineidige,
b) Schwachsinnige
c) Minderjährige,
d) als Verleumder bekannte Personen,
e) wer sein ordentliches Mannrecht (vgl. Anmerkung [4]) nicht nachweisen konnte,
f) Ehebrecher,
g) Totschläger, sofern sie nicht Notwehr nachweisen oder sich sonst nach geltendem Recht befreien konnten,
h) Prasser und Trunkenbolde,
i) wer in Acht und Bann war,
k) wissentliche Ketzer.

Der Gerichts- oder Amtsknecht (auch Büttel),[7] der das polizeiliche Hilfsorgan des Gerichts darstellte, hatte die Vollstreckung der Urteile durchzuführen, die Ladung der Parteien vorzunehmen und war in Strafsachen für die Obhut der Täter verantwortlich. Er durfte sich nicht ohne Erlaubnis aus der Gemeinde entfernen, sondern hatte sich stets für seine Amtsaufgaben bereitzuhalten. Neben der Pflicht, sich gerecht und redlich gegenüber Armen und Reichen zu verhalten, war ihm strengste Verschwiegenheit über die ihm von Amts wegen bekannten geheimen Sachen auferlegt.

Da die Parteien Klagen und Antworten oft nicht selbst vorbringen konnten oder wollten, ließen sie sich durch sogenannte Wortreder oder „Procuratoren" vertreten. Diese galten als gerichtliche Hilfspersonen. Für das Gericht einer Gemeinde waren jeweils zwei Prokuratoren fest bestellt. Ausnahmsweise konnten aber auch Kläger oder Beklagte sich selbst einen eigenen Wortführer ihrer Streitsache bestellen; schließlich kam in den Fällen, in denen eine Partei nicht zur Untertanenschaft der Gemeinde gehörte, vor, daß diese sich ihren eigenen Prokurator von auswärts mitbrachte. Derartige auswärtige Rechtsbeistände wurden zuerst mit der Stettenschen Gerichtsordnung bekanntgemacht und mußten dann ein besonderes Gelöbnis[8] vor dem Gericht ablegen, in keiner Weise zum Nachteil des Gerichts oder zur Verschleppung des Verfahrens tätig zu sein; auch durften sie nicht, was allgemein verboten war, während eine Klage verhandelt wurde, neue, bisher bei der Erhebung der Klage nicht vorgebrachte Klagegründe einwenden.

Digitized by Google

Rechtsgelehrte Prokuratoren waren vor den Dorfgerichten ausdrücklich ausgeschlossen.

Als weitere Hilfsperson gehörte zum Gericht der protokollführende Gerichtsschreiber. Dieses Amt wurde größtenteils vom Schulmeister wahrgenommen.

3. Die Erhebung der Klage

Wollte jemand eine Zivilklage erheben, so hatte er dies mündlich vor dem Schultheißen zu Protokoll zu geben, die Klagegründe darzulegen und um eine Vorladung („Fürbott") seines Prozeßgegners zu bitten. Die Vorladung wurde dann zwei oder drei Tage vor der Verhandlung durch den „geschworenen Püttel" (Amtsdiener) dem Beklagten übermittelt.

Die Kosten der Vorladung trug vorerst der Kläger, der dem Büttel, wenn der Beklagte im Ort selbst wohnte, 2 Pfennig, wenn der Beklagte im Nachbarort innerhalb des Gerichtszwanges wohnte, 4 Pfennig, wenn aber der Beklagte auswärts wohnte oder gar ein Fremder war, nach Gelegenheit des Ortes und der zurückgelegten Meilen einen gebührenden Lohn zu zahlen hatte.[9]

Erscheint der Beklagte nach Vorladung nicht zum angesetzten Termin, so muß der Kläger seine Klage wiederholen und die Vorladung erneut vornehmen lassen. Versäumt der Beklagte den zweiten Termin, so sollen ihm durch Urteil des Gerichts die dem Kläger bisher entstandenen Kosten und eventueller Schadenersatz auferlegt werden. Läßt der Beklagte auch den dritten Termin verstreichen, so wird dem Kläger mit seiner Klage stattgegeben (Versäumnisurteil!).

Ist eine Klage anhängig und die Vorladung erfolgt, aber die streitenden Parteien vergleichen sich gütlich vor der Verhandlung, so hatten sie dennoch jedem Richter ein „Viertel" Wein zu geben.

4. Die Verhandlung vor besetztem Gericht

Die Gerichtsverhandlung wurde am festgesetzten Termin durch dreimaliges Glockenläuten eingeleitet. Beim dritten Läuten mußte das Gericht versammelt sein, widrigenfalls waren Abwesende strafwürdig nach der Gerichtsordnung.

Die Sitzung wurde eröffnet mit der Namensverlesung der Schöffen durch den Gerichtsschreiber. Dann ließ der Oberrichter die Anfrage ergehen:

> „Ich frage euch, ob dieses ehrhaft Gericht mit tauglich ehrlichen Leuthen und Gerichts Schöpffen aller Gerechtsame und Herkommen gemeeß besetzet, und ob euch nichts bewußt, daß einer oder der andere mit Injurien angegriffen worden oder sonsten einen böβen Leymuth hätte, damit nicht Kläger und Beklagte wider das ehrhaft Gericht und dessen Beysitzer einige Weeg oder Ausflüchte suchen möchten."

Drauf erfolgte die Antwort der Schöffen:

> „Herr Richter, weil ihr mich fragt, gib ich zur Antwort, daß, soviel mir wissend, diß unßer Herrschafft Ehrhafft Gericht mit einem Richter und Gericht Schreiber, dann 12 ehrlichen Schöpffen am Ring, wie Herkommen und Ehrhafftes Recht ist, besetzet, ich weiß von deren keinen etwas Unrechtes zu sagen, weiß aber einer etwas von mir, mag er's anzeigen."

Kamen Einwände gegen die Redlichkeit des Gerichts vor, so wurden sie sofort geprüft und erörtert. Sodann erfolgte durch den Oberrichter die Hegung des Gerichts, das heißt die Eröffnung der eigentlichen Verhandlung, mit folgenden Worten:

Digitized by Google

„Dieweilen das Ehrhafft Gericht, wie Ehrhaffts Recht und Gewohnheit, mit ehrlichen ohnverleumdten Gerichts-Schöpffen besetzt ist, alß hege ich solches erstlich im Namen des Reichsfreyhochwohlgeboren Gerichtsherrn, sodann im Nahmen mein — alß des Richters und Stabhalters, dann im Nahmen der 12 Gerichts-Schöpffen, und zwar dergestalt, daß niemand kein Ungebühr, so wider die Ordnung läufft, verüben, sondern da ein oder anderer etwas zu klagen, solches ordentlich durch einen Anwald vorbringen lassen, sollten auch die Gerichts-Schöpffen sich sowohlen um und bey noch währendem Gericht als bey der Mahlzeit sich aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit befleißen, wer das freventlicherweiß überfahren würde, der solle 10 Gulden Straff verfallen haben."

Wie bereits angeführt, hatte jede Partei ihren Wortführer zu benennen; neben den fest bestallten Prokuratoren der Gemeinde oder denen von auswärts waren auch die Schöffen als Wortführer zugelassen, jedoch nicht mehr als zwei „aus dem Ring".[10]

Bevor in der Verhandlung zwischen den Parteien das Kriegsrecht befestigt wurde, nahm der Oberrichter Kläger und Beklagtem den Eid für „Geverdt" ab, das heißt die Parteien mußten an den „Gerichtsstab" geloben, daß sie in der vorgebrachten Rechtssache keine „Gefährdung" und Verlängerung (Prozeßverschleppung) der Klage anwenden und auch das Ziel ihres Rechtsstreits während des Verfahrens nicht ändern wollten, sondern so verhandeln, wie sie es bei Erhebung der Klage vorgebracht hatten. Sie wurden ermahnt, daß die dem Gericht vorgebrachte Klage auf Wahrheit beruhen müsse, und nicht von ihnen versucht werden solle, das Gericht oder das Urteil durch Geschenke zu beeinflussen, sondern sie sich mit dem, was vom Gericht zu Recht erkannt würde, zufrieden geben sollten. Auch wurden die Parteien daran erinnert, nur zu streiten, wenn sie sich der vorgebrachten Klage für berechtigt hielten.

Dieser Eid für „Geverdte" wurde gewöhnlich zuerst dem Kläger auferlegt, in wichtigen besonderen Fällen konnte das Gericht aber auch den Eid zuerst dem Beklagten abverlangen.

Hatten die Parteien diesen Eid geleistet und war der Kläger auf seiner Klage bestehen geblieben, so wurde dem Beklagten auferlegt, die vorgebrachte Klage zu verantworten, entweder mit Ja oder Nein. Während der Verhandlung hatte der Beklagte das Recht der Nachrede, jedoch waren beiden Parteien während eines Gerichtstages nicht mehr als drei Rechtfertigungen bis zum Urteil erlaubt. Erkannte allerdings das Gericht die Wichtigkeit der Klage und eine Weiterführung des Prozesses an, so konnten den Parteien auch drei, vier oder mehr Gerichtstage bis zur Urteilsfindung genehmigt werden.

Nach der Befestigung des Kriegsrechts und der Aufnahme von Rede und Widerrede der streitenden Parteien prüften nun die Schöffen das Vorbringen und die Einwände und hatten das Einstreuen neuer Tatsachen durch die Prokuratoren zu verhindern. Beriefen sich die Prozeßgegner auf mündliche oder schriftliche Zeugnisse, so mußten diese sofort geprüft und verhandelt werden.

5. Die Zeugenvernehmung

Ergab sich in der mündlichen Verhandlung, daß das Vorbringen der Parteien sich völlig widersprach und keiner von den Behauptungen des anderen etwas eingestehen wollte, so konnten Kläger und Beklagter Zeugen benennen. Diese letzteren mußten vom Richter im Beisein des Prozeßgegners namhaft gemacht

Digitized by Google

werden, und wenn gegen sie keine Einwendungen erhoben wurden, wurden sie vom Gericht von Amts wegen vorgeladen, noch während der Verhandlung oder an einem neu anberaumten Gerichtstag zur Zeugenaussage zu erscheinen.

Als Zeugen waren vor den Stettenschen Gerichten nicht zugelassen:

a) Geistesgestörte oder Geisteskranke,
b) Als charakterlich unzuverlässig dem Gericht bekannte Personen,
c) Verschwender,
d) Meineidige,
e) Jugendliche unter 14 Jahren,
f) Übelbeleumdete Personen,
g) Personen, die in Acht oder Bann waren,
h) Persönliche Feinde dessen, gegen den sie zeugen sollten,
i) Nahe Freunde im 3. und 4. Glied,
k) Vater und Mutter, auch Großeltern und Kinder,
l) Knechte und Mägde, wenn der Dienstherr Prozeßpartei war,
m) Ehebrecher,
n) Ketzer,
o) Eheleute gegeneinander,
p) Advokaten oder Prokuratoren, die in der rechtshängigen Sache der Partei gedient oder Rat gegeben hatten.

Wurden während der Verhandlung von den Parteien anwesende Personen als Zeugen benannt, so wurden diese durch den Gerichtsknecht zitiert, dem Gericht vorgestellt und in Gegenwart der Parteien als Zeugen vereidigt, damit diese sehen konnten, daß die Vereidigung ungefährlichen Inhalts war.

Die Zeugen mußten geloben, in allen Sachen, die sie gefragt wurden, auf jede Einzelheit nur die vollständige, lautere Wahrheit zu sagen, sofern sie von den umstrittenen Vorgängen Kenntnis hatten, vor allem aus keinerlei Ursache, wie Geschenk, Gunst, Neid oder Haß, Freundschaft noch Feindschaft, Furcht oder sonstigen denkbaren Gründen, die Wahrheit und Gerechtigkeit zu verschweigen oder zu verändern, sondern alles und allein dasjenige, was zur Förderung der Gerechtigkeit dienlich war, auf Befragen des Richters dem Gericht kundzutun.

Hatten die Zeugen den Eid ordentlich abgelegt, so mußten sie auf Geheiß des Oberrichters abtreten und wurden dann einzeln vorgefordert. Dabei mußte nun das Gericht

> „ein nach dem andern uff besondere frag Stück und Articul nachgestalt der sachen ordentlicherweis verhören, ihre Aussagen mit guter vernunfft fassen und begreifen, damit in drauff folgten Urtheil niemand Unrecht widerfahren möge".

6. Die Abfassung des Urteils

Nach Beendigung der Zeugenverhöre konnte der Richter, wenn die Parteien keine weiteren Einreden vorbringen wollten und die richterliche Entscheidung erbaten, das Urteil abfassen.

War also die Verhandlung so weit vorgeschritten, daß die Richter über das Urteil beraten konnten, so wurde von jedem einzelnen Richter genau abgewogen, wie weit das Vorbringen der Parteien berechtigt war und ob die vorgebrachten Zeugnisse wohlbegründet waren. Nach seiner eigenen Meinung und Überzeugung hatte er sein Urteil zu fällen und vorzutragen, mit ständiger Erinnerung an seinen geleisteten Eid und seine Pflichten als gerechter und achtsamer Richter.

Digitized by Google

War er sich jedoch über das zu fällende Urteil selbst nicht schlüssig, so konnte er es auch entwerfen und zuvor einem Rechtsgelehrten oder einer sonst rechtskundigen Person zur Begutachtung vorlegen.

War die Rechtslage besonders schwierig, so daß das Gericht zu der Überzeugung gekommen war, in dieser Sache selbst kein Urteil fällen zu können, so wurden die Protokolle dem Gerichtsherrn vorgelegt und der herrschaftliche Bescheid abgewartet.

7. Rechtsmittel

Glaubte sich die eine oder andere Partei durch das Endurteil benachteiligt, so konnte sie auf dem Wege der Appellation dagegen vorgehen. Diese hatte umgehend zu erfolgen, innerhalb einer Frist von höchstens 10 Tagen. Die Appellation durfte nur bei den Gerichtsherren selbst vorgebracht werden, die allein zu entscheiden hatten, ob die Appellation verworfen werden sollte, ob sie selbst ihr stattgaben oder wohin diese weiter zu verweisen sei. Erst auf gerichtsherrlichen Befehl durfte der Oberrichter die zur weiteren Appellation notwendigen Schriftstücke und Protokolle an den Appellanten aushändigen, und dies nur gegen Erstattung besonderer Gebühren.

Nach Ablauf der Frist von 10 Tagen nach der Urteilsverkündung war jedes Rechtsmittel ausgeschlossen, das Urteil rechtskräftig.

8. Die Gerichtskosten im Verfahren vor den Stettenschen Dorfgerichten

Die Gerichtskosten, die sogenannte „Klagschatz", richteten sich nach dem Streitgegenstand. Wurde auf eine Geldsumme geklagt, so war von jedem Gulden 1 Kreutzer an das Gericht abzuführen, der den Gerichtsherren gebührte. In Erbschaftsstreitigkeiten beliefen sich die Kosten auf einen Gulden insgesamt, bei Beleidigung und „ander sachen" einen halben Gulden. Zwischenurteile während des Verfahrens mußten den Richtern mit je einem Viertel Wein bezahlt werden.

Die Kosten für das „Kaufen" des Gerichts außerhalb der „Selbotengerichte" betrugen einen Gulden für Fremde, einen halben Gulden für Einheimische.

Die Unkosten der Vorladung, die an den Büttel zu entrichten waren, sind bereits erwähnt (siehe oben), ebenso die Pflicht, bei gütlichem Vergleich Wein an die Richter auszugeben.

Den geschworenen Prokuratoren und „Wortredern" mußte von demjenigen, der sie in Anspruch genommen hatte, für jede Klage vom Endurteil zwei „Böheimische"[11] gezahlt werden. Dauerte die Verhandlung länger als einen Tag, so hatten die Prokuratoren für jeden weiteren Verhandlungstag zwei „Böheimische" zu fordern (Anwaltsgebühren!).

Auswärtige Prokuratoren, die nur nach dem besonderen Gelöbnis vor Gericht zugelassen wurden, genauestens nach Wunsch und Weisung der Parteien das Wort zu führen, hatten die gleichen Gebühren zu beanspruchen, wenn sie vom Gericht anerkannt worden waren.

9. Das Verfahren der Selbotengerichte

Die bisher dargestellten Eigenarten des Verfahrensrechts vor der Stettenschen Dorfgerichtsbarkeit bezogen sich auf die Verhandlung vor den von den Parteien „gekauften" Gerichten. Im wesentlichen gleicht dieses Verfahren und seine Regeln dem der viermal jährlich stattfindenden Selbotengerichtstage, jedoch mit folgenden Abweichungen:

Digitized by Google

a) Die klagenden Parteien hatten dem Gericht keine Gebühren für die Verhandlung zu entrichten, da es sich ja um allgemeine, öffentliche Freigerichte handelte.

b) Demzufolge entfiel bei den Selbotengerichten auch die vorherige Erhebung der Klage vor dem Schultheißen sowie die Vorladung des Beklagten durch den Gerichtsdiener, denn bei diesen Gerichtstagen, die einer Gemeindepflichtversammlung entsprachen, mußten ohnehin sämtliche männlichen volljährigen Untertanen erscheinen. Nur wenn der Beklagte ein Fremder war, mußte die Ladung in der oben erwähnten Form geschehen.

c) Der größte äußere Unterschied in diesen beiden Verfahren vor den Dorfgerichten lag darin, daß das Selbotengericht gleichzeitig die Gemeindeversammlung darstellte und daher die Eröffnung des Gerichtstages in einer anderen Form verlaufen mußte.

Nachdem die Hegung des Gerichts mit der gleichen Formel wie oben durch den Oberrichter vollzogen war, wurden die Namen der Untertanen durch den Gerichtsschreiber einzeln aufgerufen, die sich daraufhin zu melden hatten. Wer unentschuldigt dem Gerichtstag fernblieb, machte sich strafbar.

Alle nach dem vorhergehenden Gerichtstag neu zugezogenen oder volljährig gewordenen Untertanen, die zum ersten Male an dem Gericht teilnehmen durften, mußten zuerst dem Gerichtsschreiber eine Gebühr von 8 Kreuzern Einschreibgeld zahlen. Dann wurde allen die Gerichts Siebner-,[12] Gemeinde- und Wahlordnungen bekanntgegeben. Daraufhin forderte der Richter die Untertanen, die etwas gegen die Ordnungen Zuwiderlaufendes zu klagen oder anzuzeigen hätten, auf, ihre Klagen vorzubringen. Es folgte die Einvernahme der klagenden Parteien vor Gericht einzeln nacheinander. War die Zahl der Klagenden zu groß, so wurden sie, soweit nicht benötigt, entlassen und ihnen der Termin ihrer Verhandlung für die darauffolgenden Tage benannt.

Im übrigen glich das Verfahren vor den Selbotengerichten dem der „Kaufgerichte" vollkommen, so daß hier auf eine weitere Erörterung verzichtet werden kann.

10. Zusammenfassung

Wenn auch in den ersten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schriftlich niedergelegten Gerichtsordnungen des Territoriums Stetten sicher noch manche prozessuale Lücke im Sinne des modernen Prozeßrechts vorhanden war, so hatten diese Laiengerichte einmal eine für den Umfang des Prozeßstoffes und der in Frage stehenden Vermögenswerte für die damaligen wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse einen geeigneten und völlig ausreichenden Maßstab gefunden — größere Streitwerte wurden ohnehin durch rechtskundige Richter verhandelt —, zum andern hatte dieses niedere Gericht die direkte Verbindung zu der Gemeinde, es war ständisch nicht von ihr distanziert und daher immer beliebter bei den Untertanen gewesen, als die volksfremden, rechtsgelehrten Gerichte, und schließlich war hier für die Gemeinde die Möglichkeit, nach eigenem Willen das Rechtsbrauchtum zu gestalten und das stets sorgsam gehütete, von alters her überlieferte „Herkommen" weiter zu erhalten und zu pflegen. Dies wird auch bestätigt durch das besondere Ansehen, das die Richter in der Gemeinde genossen. Sie brauchten nicht, wie sonst alle Untertanen, an

Digitized by Google

der Nachtwache teilnehmen, hatten besondere Ehrenplätze beim Gottesdienst in der Kirche („Richterstühle") und erschienen dort, wie auch bei sonstigen feierlichen Anlässen, im „Richtermantel", dem äußeren Kennzeichen ihrer Würde. Das „Herkommen" war den eigenen Lebensgewohnheiten und Rechtsanschauungen angemessen und mußte daher zwangsläufig den Vorzug vor dem für den kleinen Untertanen unverständlichen und fremden deutschen Gemeinrecht haben.

II. Das dörfliche Ruggericht, ein altes Volksgericht

Das Rügeverfahren ist seinem Ursprung nach ein Volkskriminalgerichtsverfahren, wie es schon aus der Zeit der Karolinger überliefert ist. Es hat sich in seiner alten Form im Territorium Stetten bis zur Mediatisierung als das Strafgerichtsverfahren der Dorfgerichte erhalten. Seiner Funktion nach war es ein amtliches Mittel der Verbrechensverfolgung und bediente sich der Befragung von Amts wegen (inquisitio). Das Ruggericht hat insofern auch besonders mit zur Ausbildung und Weiterentwicklung des Inquisitionsprozesses beigetragen. Gemäß der Einteilung in das peinliche und zivile Strafgerichtsverfahren wurden die eigentlichen Kriminalfälle nicht mehr — wie im frühen Mittelalter — vor diesen Volkstribunalen verhandelt, da hierfür die Hochgerichtsbarkeit zuständig war. Jedoch gab es Grenzfälle, die nach der Rechtsanschauung der damaligen Zeit als peinlich gelten konnten, aber in Stetten auch im Wege des Rügeverfahrens gestraft wurden[13]. Zum Beispiel gehörten die schwere Körperverletzung und die gefährliche Gotteslästerung zur peinlichen Gerichtsbarkeit, während die leichteren Fälle dieser Delikte vor dem Ruggericht verhandelt werden konnten. Erhielt im Wege des Rügeverfahrens das Gericht Kenntnis von schwereren Fällen, so mußten diese an ein hierfür einzuberufendes Kriminalgericht abgegeben werden, weil die Rechtsprechungsbefugnisse des ersteren nicht ausreichten, wie überhaupt für eigentliche Verbrechen (Kriminal-, Cent-, Malefiz- oder peinliche Fälle) das Ruggericht nicht das kompetente Forum war. Dieses beschränkte sich vielmehr auf eine Reihe von Vergehen und Übertretungen, die als sogenannte „Rügen" in einer besonderen Ordnung festgelegt waren. Das Wort Rüge wurde sowohl im Sinne von Klage, wie im Sinne von Straftat angewendet, allerdings nur im Rahmen der Ruggerichtsbarkeit. Was im einzelnen aus dem Kreis der strafbaren Handlungen den „Rügen" zuzurechnen war, werden wir später noch genauer sehen.

Die Abhaltung der Ruggerichte

Die Ruggerichte wurden gemäß den Bestimmungen der Stettenschen Gerichtsordnung bis zum 18. Jahrhundert in der Regel zweimal jährlich, im Frühling und im Herbst, jedoch immer auf besondere Anweisung der Territorialherren, einberufen. Im 18. Jahrhundert kamen dann oft Pausen bis zu 20 Jahren zwischen zwei Ruggerichtstagen vor; z. B. fand im Gerichtszwang Buchenbach von 1739 bis 1750, im Gerichtszwang Kocherstetten von 1754 bis 1778 k e i n Ruggericht statt. Dies hatte seinen Grund vor allem darin, daß zu dieser Zeit die Mehrzahl der Territorialherren zu Kriegs- und Hofdiensten in fremden Ländern war. Um diesem Übelstand abzuhelfen, weil es nur selten vorkam, daß sich alle Territorialherren gleichzeitig auf ihrem Stammsitz trafen, wurde ab 1760 einem besonders verordneten Ritterrat des Ritterkantons Odenwald Vollmacht übertragen, im Namen der abwesenden Landesherren die Ruggerichtstage einzuberufen und abhalten zu lassen.

Digitized by Google

Die Teilnahme an den Ruggerichten

Zum Ruggerichtstag hatten sämtliche Untertanen des Gerichtszwanges die Pflicht zu erscheinen. Das unbegründete Fernbleiben vom Gerichtstag wurde mit empfindlichen Geldstrafen belegt. Als Untertanen in diesem Sinne sind die im Stettenschen Territorium eingesessenen Männer (Frauen durften am Ruggericht überhaupt nicht teilnehmen) zu verstehen, die ihr Mannrecht hatten und den Territorialherren die Erbhuldigung geleistet hatten. Bevor sie nicht ihre Erbhuldigungspflicht, die jedem Mitglied der Herrschaftsfamilie einzeln anzugeloben war, abgelegt hatten, waren sie nicht berechtigt, eine Rüge vorzubringen.

Fremde Untertanen konnten demnach an diesem Gericht keine Rüge anbringen, wohl aber konnten diese selbst gerügt werden. Es war einem Untertanen bei Strafe verboten, einen Fremden, den er bei einem rügbaren Frevel betroffen, aus dem Gerichtszwang entkommen zu lassen, bevor dieser sich nicht entweder beim Schultheißen durch Stellen einer Kaution oder durch Bürgschaft eines Einheimischen befreit hatte. Entkam ein Fremder ohne die erforderliche Bürgschaft, so mußte der Rügepflichtige die Rugstrafe selbst erlegen.

Die Besetzung des Ruggerichts

Das Ruggericht war in der Regel, wie das Dorfgericht in Zivilsachen, mit einem Oberrichter als Vorsitzenden und 12 Richtern (den Schöffen) sowie dem Gerichtsschreiber (actuarius) besetzt. In einem Ruggerichtsprotokoll des Gerichtszwanges Eberbach (Jagst) aus dem Jahr 1577 wurde das Richterkollegium noch als aus dem „iudex" und den 12 „assessores" bestehend bezeichnet.

Das Präsidium konnte aber auch aus mehreren Personen bestehen. Dann fungierte zwar der örtliche Schultheiß als Oberrichter, aber das eigentliche Verfahren wurde durch die Beamten der Territorialherrschaft, die Amtsvögte, die bekanntlich eine mehr oder weniger umfangreiche juristische Ausbildung genossen hatten, geleitet. Beispielsweise zeigt ein Ruggerichtsprotokoll des Gerichtszwangs Buchenbach aus dem Jahr 1687 folgende Besetzung des Gerichts:

1. Der Amtsvogt als Stabhalter,
2. die zwei Schultheißen der Gemeinden, die zum Gerichtszwang gehören.
3. zur Rechten und zur Linken je 6 Gerichtsschöffen,
4. der Gerichtsactuarius als Protokollführer,
5. zwei Procuratoren (je ein Fürsprecher je Gemeinde).

Bei Beginn eines Ruggerichtstages werden zuerst die vakanten Stellen der Richter und sonstigen Amtspersonen neu besetzt. Die Personen, die diese freien Stellen übernehmen, werden von den Territorialherren auf Vorschlag der Vögte und Schultheißen ausgewählt und bestimmt. Zu Beginn des Gerichtstages erfolgt dann deren Amtseinführung und Vereidigung auf ihre Amtspflichten. Dann folgt die Besetzung der übrigen öffentlichen Ämter, wie Fleischschätzer (Gewerbepolizei), Umgelder (Schank- und Vergnügungssteuereinnehmer), Brotträger. Stegmeister (Weg- und Brückenzöllner), Schieder (Urteiler in liegenschaftlichen Grenzstreitigkeiten) usw. und deren Verpflichtung.

Solange die Landesherren vor 1692 ihr Gebiet gemeinsam regierten, wurden die Richterstellen anteilmäßig entsprechend des Anteils der einzelnen Gerichtsherren an Ländereien und Untertanen innerhalb des Gerichtszwanges besetzt. Nach der Grundteilung des Stettenschen Territoriums im Jahre 1692 wurden die Richter von den Mitgliedern des betreffenden Hauses Stetten gemeinsam bestimmt.

Digitized by Google

Neben dem allgemeinen öffentlichen Ansehen, das die Richter genossen, war ihnen sonst von Herrschafts wegen kein besonderes Privileg zugestanden. Lediglich waren sie, wie schon angeführt, von der Nachtwache, zu der alle Untertanen herangezogen wurden, befreit, so daß „sie den Fleckenspieß anzunehmen, nicht schuldig sind".

Das Verfahren vor dem Ruggericht

Ist das Gericht vollkommen besetzt, so eröffnet der Stabhalter das Ruggericht mit der Umfrage, zuerst einzeln an die Richter, ob sie in der Zeit seit dem letzten Gerichtstag von irgendwem in ihrer Ehre angetastet, geschändet oder geschmäht worden sind. Haben diese verneint, so ergeht die allgemeine Anfrage an die versammelten Gemeinden des Gerichtszwanges, ob das Gericht mit tauglichen, ehrsamen Leuten und Gerichtsschöffen aller Gerechtsame und Herkommen besetzt sei und ob jemand etwas weiß, daß eine der Gerichtspersonen einen schlechten Leumund habe. Diese Fragen hatten vor allem den Zweck, irgendwelche späteren Einreden von seiten der zu Rügenden gegen das Gericht abzuschneiden.

Wenn nun das Gericht „Wie ehrhafft recht und gewonheit mit ehrlichen Gerichtspersonen" besetzt ist, so erfolgt durch den Stabhalter im Namen der Territorialherren, im eigenen Namen des Stabhalters und auch im Namen der 12 Schöffenrichter die „Hegung" des Ruggerichts. Nach der Bekanntgabe der alten Gerichts- und Polizeiordnungen, an die die jungen ledigen Männer, die erstmals am Ruggericht teilnehmen dürfen, besonders angelobt werden, sowie der Proklamation neuer Gebote und Verbote und sonstiger herrschaftlicher Verordnungen, besonders auch der häufig vorgenommenen Verschärfungen der in der Ruggerichtsordnung angedrohten Geldstrafen, wird, nachdem sämtliche Untertanen mit Ausnahme des Gerichts vorgefordert und gezählt sind, zur eigentlichen Sitzung, dem sogenannten „Durchgang", übergegangen.

Der Stabhalter ruft aus: „Wer etwas zu klagen und anzuzeigen hat, der solle es tun. Der etwas wissentlich verschweiget, und es nachher doch herauskömmt, der solle gleich dem Thäter gestrafft werden." Anschließend daran wurden die einzelnen Punkte aus dem Gerichtsbuch verlesen, die vom Ruggericht zu strafen sind. Hierauf nun wurden die Gemeinden entlassen und nunmehr jeder einzelne Untertan vorgefordert, um seine Rügen (hier: anzeigepflichtige Frevel) anzubringen, wo er auf seinen Eid hin befragt wird, ob er nichts Rügbares wisse, was seit dem letzten Ruggericht vorgefallen und was wider Gott, die Herrschaft und die Menschen laufe. Sind sämtliche Untertanen und nach ihnen die Richter und Schultheißen (gelegentlich wurden auch die Rügsachen der Richter an den Anfang der Sitzung gestellt) nach ihrer Kenntnis bezüglich rügepflichtiger Taten befragt, so werden die Rügen einzeln öffentlich verhandelt. Dabei wird dem Gerügten gegenüber der Name des Denunzianten streng geheimgehalten, es sei denn, dieser ergibt sich — z. B. im Falle einer Körperverletzung — von selbst.

Haben sich die Streitenden bereits vor dem Gerichtstag, selbst mit Wissen der Obrigkeit, vertragen, so müssen sie trotzdem die Rügen vorbringen, damit sie sich nicht auf diesem Wege der Geldbuße für die objektiv strafbare Handlung entziehen können. Im Falle der Zuwiderhandlung werden sie mit doppelter Strafe belegt. Auch alle polizeilichen Anzeigen der Wild- und Feldhüter werden beim Ruggericht verhandelt. Von diesen Anzeigen wird ein Drittel der Rugstrafe dem Anbringer gezahlt, wie überhaupt bei einer Reihe von sonstigen Rügen die Denunzianten an der Geldstrafe einen Anteil haben.

Digitized by Google

Ist der Durchgang beendet und alle Rügen verhandelt, so werden anschließend sämtliche Urteile gemeinschaftlich bekanntgegeben.

Gelegentlich genügte auch schon der bloße allgemeine Verdacht, um Untertanen mit Rugstrafen zu belegen. Einen diesbezüglichen Hinweis enthält ein Eintrag in einem Ruggerichtsprotokoll:

> „Zuerst wurden die jungen Gesellen abgefragt. Als sie aber alle nichts wissen wollten, was rügbar sei, der Schultheiß sie jedoch verdächtigte, daß sie, oder viele von ihnen, an nächtlichen Untaten schuld seien, wie Zäune einreißen, Lärmen etc., wurde ihnen vom Gericht pro Kopf allen ein Orths Gulden Strafe auferlegt."

Glaubte sich allerdings jemand durch eine Rügstrafe zu Unrecht beschwert, so konnte er innerhalb von drei Tagen beim Schultheißen Gegenklage erheben und auf Kosten des Unterliegenden um einen besonderen Rechtstag ersuchen. Erst wenn er die Klage erhoben hatte, durfte ihm von Amts wegen der Name des die Rüge verursachenden Gegners mitgeteilt werden. Erhob er jedoch nur Klage aus List, um den Namen seines Widersachers zu erfahren, so wurde er deswegen im besonderen Verfahren vor Gericht gestellt und bestraft.

Waren alle Urteile verkündet, so wurden die Gemeinden entlassen und der Gerichtstag beendet. Im Anschluß daran wurden sofort vom Gericht die Gerichtskosten und die einkommenden Geldbußen berechnet. Von den verhängten Geldstrafen erhielt das Gericht die eine Hälfte, sämtliche beteiligten Gerichtsherren gemeinschaftlich die andere Hälfte.

Die Rügen und ihre Bestrafung

Bei den am Ruggericht zu verhandelnden Rügen[14] handelt es sich, im modernen strafrechtlichen Sinn gesprochen, hauptsächlich um Übertretungen und geringe Vergehen, während die größeren Vergehen, wenn solche beim Ruggericht angezeigt wurden, wie oben bereits ausgeführt, an die ordentlichen Kriminalgerichte abzugeben waren. Die eigentlichen Rügestrafen wurden ausschließlich mit Geld gebüßt. Die Geldstrafen waren auch im allgemeinen in ihrer Höhe genau bestimmt. Jedoch wurde bei einzelnen rügbaren Vergehen ausdrücklich darauf verwiesen, daß die Bestrafung nach der Erkenntnis des Richters oder der Herrschaft geschehen sollte, wie z. B. bei Schmähworten, die einen ganz besonders ehrverletzenden Charakter trugen.[15]

Die Rugstrafen selbst waren wieder unterteilt in:

1. Die „Hohe Bueß und frevel", sie belief sich auf vier Gulden, wovon zwei den Gerichtsherren und zwei den Richtern zukamen.
2. Die Mittelbuß. Sie betrug zwei Gulden, die wie oben in zwei Hälften geteilt wurde.
3. Die Niederbuß belief sich auf einen Gulden; Verteilung wie unter 1 und 2.

Diese noch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammende Einteilung der Geldbußen wurde zwar bei der Errichtung der Stettenschen Gerichtsordnung im Jahre 1595 beibehalten, aber noch durch ein umfangreiches kasuistisches Register erweitert. Sowohl einzelne hierin enthaltene Fälle wie auch die im Register nicht erfaßten Delikte, die mit Rügestrafen zu belegen waren, blieben hinsichtlich der Festsetzung des Strafmaßes dem richterlichen Ermessen überlassen.

Die einzige Ausnahme in der bisherigen Regelung bildete die Geldstrafe für das Delikt der Körperverletzung. War die letztere nicht lebensgefährlich, so konnte sie noch als nicht peinlich vor dem Ruggericht abgeurteilt werden, wurde aber immer mit der dort zu verhängenden Höchststrafe von fünf Gulden belegt.

Digitized by Google

Allgemein strafverschärfend waren die rügbaren Taten, wenn sie an Fest- und Feiertagen oder in den Häusern der Landesherrschaft begangen waren. Außerdem durfte sich keiner der Territorialherren für eine Milderung der Geldstrafen vor den Ruggerichten verwenden, wenn einer oder mehrere seiner Hintersassen (seine eigenen Lehnsleute) zu Geldbußen verurteilt worden waren, vielmehr mußte er sie gebührend zu umgehender Erlegung des Geldes anhalten, da die Einkünfte aus der Ruggerichtsbarkeit im Gesamtinteresse von Herrschaft und Gericht lagen.

Die Bedeutung der Ruggerichte

Die Beibehaltung der Ruggerichte bis zum Ende der Territorialherrschaft in Stetten dürfte ihre Erklärung am besten darin finden, daß die regierenden Herren einmal den Untertanen eine gewisse Beteiligung an der unteren Strafrechtspflege belassen wollten, weil sie den Wert der Teilnahme der Bevölkerung an den Staatsgeschäften erkannt haben mochten. Deren Eigenständigkeit und Selbstverwaltung war dadurch bis zu einem gewissen nicht nur ungefährlichen, sondern auch segensreichen Grade gewahrt. Nebenbei zog man sogar finanziellen Nutzen aus diesem Verfahren; entscheidend aber war, daß durch das System des Rügeverfahrens die öffentliche Ordnung im wesentlichen hergestellt blieb. Da im Territorium Stetten zu jener Zeit keine eigentlichen fest bestallten Polizeiorgane, mit Ausnahme der Feld- und Waldhüter, vorhanden waren, wurde von Herrschafts wegen jeder Untertan eidlich auf polizeiliche Aufgaben verpflichtet, die im Rügegerichtsverfahren ihren Niederschlag fanden. Daher hatte auch das Denunzieren damals durchaus keine verächtliche Bedeutung wie etwa in der Gegenwart. Vielmehr war es selbstverständliche und bewußte Pflicht der Untertanen, an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung mitzuwirken und jederzeit den „Frieden" zu wahren, ein Grundsatz, der sich aus den altdeutschen Rechtsgewohnheiten des Gemeinschaftslebens entwickelte und hier in diesem kleinen Reichsritterschaftsterritorium wohl immer erhalten hatte.

Das Verhältnis des Ruggerichts zum Inquisitionsprozeß

Der peinliche Untersuchungsprozeß durch Inquisition war ein sehr heiß umstrittenes Problem, je mehr er sich ausweitete. Schließlich hat er sich aber durchsetzen können und den reinen altdeutschen Anklageprozeß fast völlig verdrängt.

Die negativen Seiten des Inquisitionsprozesses sind in vielen Streitschriften im einzelnen dargelegt, und auch das Prozeßaktenmaterial des Territoriums Stetten, dessen Gerichte fast ausschließlich nur den Inquisitionsprozeß im peinlichen Verfahren zuließen, zeigt einmal, welche wilden und grausamen Exzesse dabei vorkommen konnten, zum andern, wie großzügig man noch mit den Rechten der Inquisiten umgehen zu können glaubte.

Wohl zeigen sich für den, der das „gute" Recht sucht, die Vorzüge des germanischen Rechtsganges, der sich bei allen wesentlichen Prozeßhandlungen öffentlich vor einem gehegten und zur Urteilsfindung bestimmten Gericht wie dem Ruggericht vollzog. Im Gegensatz zu dieser klaren und offenen Form des altdeutschen Strafprozesses wirken die Institutionen des Inquisitionsprozesses bedrückend und beängstigend. Der Inquisit erscheint meistens als Opfer, ziemlich rechtlos, völlig der Macht und Gnade seiner Obrigkeit ausgeliefert. Denn alle wichtigen und entscheidenden Ermittlungen, vor allem das Verhör und die Folter, fanden nicht vor gehegtem Gericht, sondern in einem vom Amtsvogt und einigen Schöffen als Zeugen durchgeführten Verfahren statt, das sich in den ver-

Digitized by Google

schlossenen Amtsstuben oder in der Folterkammer vollzog. Erreichte man kein Geständnis, und fehlte es an sonstigen Überführungsmöglichkeiten, so ließ man den Inquisiten nach Abschwören der Urfehde laufen und verwies ihn des Landes. Wenn aber ein Geständnis erreicht wurde, so war damit die Grundlage gefunden, daß in dem das Verfahren abschließenden öffentlichen „endlichen Rechtstage" vor gehegtem Gericht eine Verurteilung mit Sicherheit erfolgen konnte. Wurde vom Inquisiten hier das in der Folter abgelegte Geständnis wiederholt, so konnte ihm rasch sein Urteil gefunden werden.[16]

Auf der anderen Seite stand das Interesse des Staates, der Obrigkeit, in seinen Grenzen die erforderliche Ordnung zu halten. Und das war wahrlich eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. Die Durchführung einer strengen, aber willkürfreien Strafrechtspflege war das unbedingte Erfordernis für die Herren dieser kleinen Territorien, um ihr Gebiet in den unruhigen und von zahlreichen Kriegszügen gekennzeichneten Zeiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts vom Einfluß verderblicher und verbrecherischer Kräfte freizuhalten. Daß die Methoden, dieses Ziel zu erreichen, oft sehr grausam waren, lag wohl mehr in der allgemeinen damaligen Strafrechtsauffassung überhaupt begründet, als in einem willkürlichen persönlichen Strafbedürfnis der einzelnen Territorialherren.

III. Kriminalfälle der Hohen oder Peinlichen Gerichtsbarkeit im 17. Jahrhundert

Nach der alten deutschen Rechtsauffassung des Mittelalters lag die richterliche Gewalt noch beim Volke, und zwar sowohl hinsichtlich der hohen wie der niederen Gerichtsbarkeit. Während die niedere sich auf die Zivilgerichtsbarkeit bezog, als der Befugnis, über bürgerliche Vergehen zu richten, verstand man unter der hohen Gerichtsbarkeit die sich auf die eigentlichen peinlichen Fälle beziehende Kriminalgerichtsbarkeit, unter deren Vollstreckungsbefugnis den Blutbann.[17] Die Kriminalgewalt enthielt aber, solange noch die alte Schöffenverfassung bestand, nicht die Befugnis des Inhabers von Hochgerichtsbarkeit und Blutbann, selbst über peinliche Fälle zu entscheiden, sondern nur das Recht der Anordnung und Abhaltung der Kriminalgerichte, der Vollziehung der Urteile und das Recht auf die Nutzungen aus der Jurisdiktion.

Mit dem Untergang der Schöffenverfassung floß nun auch die richterliche Gewalt mit den übrigen Teilen der Staatsgewalt zusammen, und die Territorialherrschaften selbst, oder deren Beamten im Namen ihrer Herrschaft, übten alle Zweige der Kriminalgewalt aus. Diese waren das Recht der Untersuchung (Vor- und Hauptuntersuchung), das Recht der Entscheidung und das Recht der Vollziehung der Strafurteile, einschließlich der daraus zu ziehenden Nutzungen.

Was nun im einzelnen der peinlichen Gerichtsbarkeit zur weiteren Verfolgung oblag, inwieweit Straftaten zivil oder peinlich zu strafen waren, richtete sich jeweils nach örtlichem Herkommen. Vor die Kriminalgerichtsbarkeit im Sinne des deutschen Gemeinrechts gehörten daher nur die peinlichen Sachen, d. h. die Straftaten, die eine besonders schwere Strafe zur Folge hatten. Strafbare Handlungen, die Leibesstrafen, verstümmelnde Strafen, Einzug des gesamten Vermögens, lebenslängliche oder mehrjährige Freiheitsstrafen oder ewige Landesverweisung begründeten, gehörten allgemein zu den peinlichen Sachen. Im Zweifel gehörten alle Straffälle zur peinlichen Gerichtsbarkeit, weil die Ausübung der Kriminalgewalt von einem Zivilgericht eine Ausnahme des gemeinen Rechts und der Natur der Sache darstellte.

Digitized by Google

Die allgemeine Richtschnur bildete auch für die zahlreichen deutschen Territorien das gemeine Recht, kodifiziert in der Halsgerichtsordnung Karls V. von 1532, sofern sie keine eigenen Strafgesetze und Strafprozeßordnungen aus älterer Zeit beibehalten oder später eigene geschaffen hatten. Dies garantiert den Territorialhoheiten ausdrücklich der letzte Satz der Präambel zur Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (die sogenannte „Salvatorische Klausel"), in dem es heißt:

> „Doch wollen wir durch diese gnedige erinnerung Churfürsten Fürsten und Stenden, an jren alten wohlherbrachten rechtmessigen und billichen gebreuchen nicht benommen haben."

Ferner in Artikel I, Absatz 2, der „Carolina" (am Ende):

> „Wo aber etliche vom adel, und andere solche gericht von altem herkommen, bißanher eygner person besessen, Wöllen wir daß die selbigen hinfürter auch on ferrer weigerung besitzen, und solch herkommen unnd gebreuch in jren krefften und wesen bleiben sollen."

Der in der Halsgerichtsordnung überall auftauchende Hinweis auf das örtliche Herkommen bei Beurteilung von Straftaten ließ daher ein auf die „Carolina" gegründetes, im einzelnen stark variiertes Territorialstrafrecht entstehen.[18]

Auch das Territorium Stetten hatte kein ausdrückliches Gesetz, in dem die peinliche Rechtspflege im einzelnen wiedergegeben war, sondern bezog sich im Zweifelsfall, und wo örtliches Herkommen versagte, auf die gemeinen Rechte. Genau festgelegt war dagegen, welche Kriminalfälle der peinlichen Gerichtsbarkeit und damit der gemeinsamen Stettenschen Hohen Jurisdiktion unterworfen waren. In einem wegen Streitigkeiten über die Gerichtsbarkeit zwischen sämtlichen Territorialherren in Stetten abgeschlossenen Vergleich vom 21. April 1685 regelt § 4:

> „Sollen nun und zu ewigen Zeiten der hohen Jurisdiction und zur gemeinsamen Bestrafung nachfolgende Criminalfälle unterwürfig sein und verbleiben:
>
> 1. Grausame Gotteslästerung, als Verfluchung Gottes, seines heiligen Wortes und der hochwürdigen Sacramenten, da aber einer aus Zorn bey den heyligen Sacramenten oder andern ein oder mehr Schwüre thäte, solle darunter nit verstanden werden.
> 2. Welcher wissentlich einen gelehrten Eyd falsch schwöret, so Guth oder Ehr einem andern zu Schaden betrifft.
> 3. Zauberey, so Vieh oder Leuth beschädigt, oder sonst mit Hexerey umgehet.
> 4. Der crimen laesae majestatis begeht, sowohlen wider Kayserliche Majestaet und seine eigene Herrschafft.
> 5. Paßquillanten.
> 6. Falsche Münzer.
> 7. So falsche Siegel, urbar, renth oder zinßbücher machen.
> 8. Diejenige, die fälschlich und betrügliche Untermarckung, Vynung, Mahl- und Marcksteine verrucken.
> 10. Incestus.
> 11. Raptus oder gewaltthätige Entführung ledig oder verehelichten Frauen Volckes.
> 12. Nothzucht.
> 13. Adulterium duplex.

Digitized by Google

14. So einer bey Lebzeiten seines vorigen Ehegemahls heurathet, und die ander ohne Vorwissen der Herrschaft verläßt.
15. Diejenige, welche Ihre Ehegatten oder Kinder um schändlichen Gewinns willen zu unkeuschen Wercken verkaufen.
16. Alle Kuppler und Kupplerin, so zu zwiefachem Ehebruch helfen.
17. Verrätherey, sowohlen gegen seiner Herrschaft als auch dem Vaterland.
18. Alle die Mord oder Brand muthwillig verüben.
19. Straßen- und Kirchen-Raub.
20. Aufruhr unter dem Volck.
21. Alle die um einiger Missethat willen bößlich auftreten.
22. Die mit Gift Menschen oder Vieh wissentlich vorgeben.
23. So eine Frau oder Hure Ihr Kind wissentlich tödtet oder abtreibet.
24. Die so ihre Kinder hinlegen.
25. Eigene Tödtung.
26. Alle Mörder und Totschläger.
27. So einer geschlagen und tödtlich verwundet, welches von dem Barbierer davor erkannt wird.
28. Diebstahl, da man erkennen kann, daß der Dieb das Leben verwirckt. übrigs aber solle dem Vogteyherrn verbleiben, es wäre gleich durch nächt- oder tägliches Einsteigen, sogleich nur einmal oder öffters geschieht.
29. So ein Hüter, Wächter oder Büttel einen ohne Herrschaft Vorwissen heimlich aus der Gefängnus helfe."

Diese zu den peinlichen Sachen zu rechnenden Delikte sollten sämtlich, gleichgültig ob sie peinlich bestraft oder in Geldstrafen verwandelt würden, unter der hohen Strafgerichtsbarkeit verbleiben. Alle anderen Straftaten, die nicht in diesem Register aufgeführt waren, verblieben der Vogteigerichtsbarkeit zur willkürlichen Bestrafung, jedoch mit der Einschränkung, daß

> „daferne in der Carolinisch Peinlichen Halsgerichtsordnung einiger casus ferner befindlich, so criminaliter abgestraft werden sollte, hier aber nicht gemeldet worden, selbiger jedannoch also abgestraft, und in allem gedachter Ordnung nachgelebt werden, und unter die Hohe Obrigkeit gehören solle."

Aus diesem Zusatz geht klar hervor, daß man in Stetten die Halsgerichtsordnung als das gültige Strafgesetz des deutschen Gemeinrechts übernommen und anerkannt hatte. Daß diese durch ihr ausdrückliches Verweisen auf das örtliche Herkommen der Ausgestaltung territorialen Strafrechts noch weiten Raum ließ. wird aus der sich von der Carolina in vielen Punkten unterscheidenden Praxis des Stettenschen peinlichen Prozesses erkennbar.

IV. Verweisung in das Kaiserliche Heer als Freiheitsstrafe im 18. Jahrhundert

Eine originelle und in Stetten mehrfach, allerdings auch erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts, aufgetretene Art der Freiheitsstrafe war die zwangsweise Rekrutierung in das kaiserliche Herr. Sie wurde nach Stettenscher Rechtsauffassung in ihrer Bedeutung der Zuchthausstrafe oder öffentlicher Strafarbeit völlig gleichgesetzt. Sicherheitshalber wurde dazu auch meistens noch eine Art Landesverweisung ausgesprochen.

Digitized by Google

Diese Strafe wurde an Stelle von Zuchthaus bei Verbrechern ausgesprochen, die noch jünger und von kräftiger Gestalt waren und nach der Ansicht der Herren von Stetten deshalb besser und nützlicher im kaiserlichen Heer aufgehoben waren als in einer zivilen Strafanstalt. Außerdem hatte sie den großen Vorteil für die Territorialherrschaft, daß sie keinerlei Kosten verursachte, sondern daß man darüber hinaus das bei der Aufnahme in das Heer fällige Handgeld sogleich noch zur Bestreitung der Verfahrenskosten konfiszieren konnte.[19]

Die Strafe der Verweisung in das kaiserliche Heer wurde ganz offiziell in den Urteilstenor aufgenommen, der dann in solchen Fällen folgenden Wortlaut hatte:

a) „Wegen Fälschung eines Sammelpatents[20] Staupenschlag durch den Henker und ewige Landesverweisung angemessen. Wegen der Jugend des Inquisiten und seiner guten Körperstatur wird er jedoch auf ewig in das Kayserliche Heer gesteckt."
(Akte Johann Steinkopf, 1755.)

b) „Wegen schweren Einbruchdiebstahls bei Nacht Hinrichtung durch den Strang. Jedoch wird die Todesstrafe aus besonderer Gnade wegen der Jugend (20 Jahre) des Inquisiten, der Wiederherbeischaffung des gestohlenen Gutes und weil er bisher einen guten Leumund gehabt, aus großer Gnade in ewige Landesverweisung verwandelt und er nach abgeschworener Urfehde an die Preußische Werbung zur Disposition übergeben."
(Akte Leonhard Winter, 1773.)

In einem anderen Urteil (Akte „Zwei Eichstätter Jäger", 1786) begann der Tenor:

„Mehrjährige Zuchthausstrafe oder Aufnahme in das Kayserliche Heer angemessen, die erstere aber zu kostspielig und die andere so schnell nicht möglich, daher 40 Rutenschläge und ewige Landesverweisung nach abgeschworener Urfehde."

Als in einem anderen Fall (vgl. Akte Hornung / Friedrich) der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Inquisit nach dreijähriger Strafzeit wegen Auflösung der Strafanstalt an die Herren von Stetten zurückgegeben werden soll, wird er auf deren Intervention bei der Entlassung aus dem Zuchthaus Schwabach sofort „dem kayserlichen Werbeoffizier übergeben und auf ewig in die Soldateska gesteckt."

Daß man über diese Art der Strafvollstreckung durchaus nicht einheitlicher Ansicht in jener Zeit war, zeigt die Stellungnahme des Syndikus vom Ritterkanton Odenwald zu dem unter b genannten Urteil. Er hält dieses Urteil für zu milde und schlägt mehrjährige Arbeit in einem Zuchthaus vor, weil die Abgabe an das Militär keine dem Delikt angemessene Strafe sei. Der Stettensche Untersuchungsrichter erwiderte ihm jedoch darauf:

„Diesen Pursch will der preußische Lieutnant nehmen, trotz seiner kleinen Gestalt, und ist dies der beste Weg vor ihn, er wird gezogen, hat täglich sein Brod, und kommt ohne Kosten in frembde Länder und Städte, welche zu sehen, manchem zu kostspielig wäre."

Die Vollstreckung dieser Strafe war jedoch nicht so ganz einfach, denn die Kaiserlichen Werbeoffiziere durften nur auf Grund einer freiwilligen Meldung des Betroffenen selbst der Aufnahme in das Heer zustimmen. Um diese freiwillige Erklärung der Inquisiten zu erreichen, drohte man ihnen von seiten der Obrigkeit, keine Gnade gegen sie walten zu lassen, wenn sie den erforderlichen

Digitized by Google

Revers nicht unterschreiben würden. War die Erklärung einer „freiwilligen" Meldung erreicht, so erfolgte nach dem Abschwören der Urfehde sofortige Übergabe an den Werbeoffizier und dessen Begleitkommando.

Daß diese Form der Strafe doch sehr problematisch werden konnte, ist aus der Akte, zu der das unter b genannte Urteil gehört, zu ersehen. Als der Inquisit dem preußischen Werbeoffizier übergeben war, und man gerade die Grenze des Territoriums Stetten verlassen hatte, wird er von seinen Brüdern wieder losgekauft. Daraufhin intervenieren die Herren von Stetten bei dem Werbeoffizier und verlangen, daß der Inquisit und das Lösegeld an sie zu übergeben sei, um den ersteren anderweitig zu bestrafen. Als Antwort darauf erfolgt von dem preußischen Werbeoffizier nur eine kurze und kalte Absage an Stetten. Eine Beschwerde deswegen von Stettenscher Seite bei dem vorgesetzten preußischen Oberkommandierenden verläuft im Sande. Der wenige Tage vorher noch mit der Todesstrafe durch den Strang bedrohte Inquisit aber war und blieb frei!

Daß die Überweisung zum Militär als peinliche Strafe an sich ein sehr zweifelhaftes Mittel zur Befriedigung des Strafanspruchs der Territorialherrschaft gewesen sein muß, erscheint dem modernen Betrachter ziemlich klar. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß diese Strafe aus wirtschaftlichen Gründen für die Territorialherrschaft, und aus menschlichen Gründen für den Inquisit, wegen ihrer vermeintlich guten erzieherischen Wirkung, von den Herren von Stetten gern ausgesprochen wurde, wobei der ausgeprägte Hang dieser Gerichtsherren, eine milde, menschliche und gnadenreiche Rechtsprechung in peinlichen Sachen, der von Strafverfahren zu Strafverfahren durchgehend erkennbar ist, zu üben, nicht übersehen werden darf, weil er entscheidenden Anteil daran hatte.

Anmerkungen:

[1] Hierüber finden sich einige interessante Ausführungen in dem Entwurf zu einer Dorfordnung der Gemeinde Vogelsberg aus dem Jahre 1592. Das zuständige Gericht war danach wohl in Kocherstetten, kleine „Bußen" und „Frevel" konnten jedoch von der Gemeindeversammlung durch Urteile verhängt werden. Die Gemeinde hatte als übergeordnete Instanz zuerst den Oberhof in Mäusdorf, dieser konnte an das Gericht weiterverweisen. Umgekehrt verwies auch das Gericht bestimmte Arten von Übertretungen an den Oberhof zurück. Der einzelne Bürger konnte sich auch direkt an das Gericht wenden, um eine Rüge vorzubringen. Allerdings durften Rügen, die eine Übertretung vor der Gemeindeversammlung zum Gegenstand hatten, nicht vor das Rügegericht gebracht werden. Hier war allein die Gemeinde bzw. deren Oberhof zuständig, wurde sie dennoch vor das Gericht gebracht, so entstand dadurch eine neue Übertretung und ein weiterer Strafanspruch seitens der Gemeinde.

[2] Der Besuch der Gemeindezusammenkünfte war Pflicht für jeden männlichen Untertan und richtete sich nach folgender, in den Stettenschen Gemeindeordnungen enthaltener Bestimmung:

„Von Zusammenkunfft der Gemeine.

Wann Einem Gemeinsmann durch die Heimburgen gebotten oder ins Hauß gesagt würdt, oder Er höret sonst, und weiß daß ein gemeindt bey Einander ist, soll Er Ihm bey Betrachtung seiner gethaner Pflicht, nichts zuelieb seinlaßen, und die Gemein besuchen, bey unnachlässiger gemeiner poen 15 pfg. Jedoch wo Einer außbliebe, und durch Eine gemeindt erkannt würde, daß es die heimbürgen übersehen hetten, sollen dieselben heimbürgen ein jeder zue poen 1 gelts, daß ist 30 pfg. verfallen sein."

[3] „Abschied" war eine Urkunde, daß der Zuziehende aus seiner früheren Gemeinde nicht etwa ohne redliche Ursache ausgetreten, d. h. davongelaufen sei. Wer aus der Gemeinde fortziehen wollte, mußte um seinen „Abschied" bitten und sein Gemeinderecht aufsagen, wobei der Wegziehende ein Abzugsgeld oder eine Nachsteuer in Höhe von 10% seines Vermögens zu entrichten hatte. Eine Ausweisung durfte nur mit Wissen und Willen der Territorialherrschaft erfolgen.

Digitized by Google

[4] Um sicher zu gehen, daß keine armen Leute in die Gemeinde zogen und dieser dann zur Last fielen, machte man die Aufnahme als Bürger von einer Einkaufsumme abhängig. Die Dorfordnung von Kocherstetten sagt darüber:

„Wann einer in daß Dorff kaufft so er ist ein ledige Person, soll Er, ehe Er herein fähret ufflegen sein Mannrecht (Geburtsbrief). Ist er zuevor anderswo haußsessig gewesen, seinen Abschiedt.

Soll eines Vermögen der herein begehrt, zum wenigsten sich uff sechzig parrer gulden erstrecken welche er entweder Einer gemein, oder Schultheißen uffweißen, oder mit wahrhafftigen uhrkundten, gedachter Paarschafft halben die gemein assecuriren und vergewißern soll, und dann in seinen scheinbarlichen nuzen anlegen, undt weilen es geschehen möchte, daß sich einer mit Bürgenschafft über gedachte sechzig gulden gegen einer gemein in daß Dorff könte practiciren, sein Vermögen aber nit so groß, undt dadurch daß Dorf beschwehrt, ist hiemit keinem die Bürgenschafft zugelassen.

Es soll aber darumben die Gemein keineswegs gezwungen sein, Einen hereinzuelassen, sondern in allweg der gemein (doch der gesambten Obrigkeit hiermit nichts vorgreifflich) frey bevorstehen, Einen anzuenehmen oder nicht."

Für Einheiraten in die Gemeinde oder für den Zuzug von Bürgern aus anderen Gemeinden des Stettenschen Gebiets waren besondere Regelungen vorgesehen, ebenso für das durch Täuschung erworbene Bürgerrecht.

[5] Das dringende Bedürfnis nach einer eigenen umfassenden Regelung der Gerichtsbarkeit im Territorium erläutert die Präambel zur Gerichtsordnung in Stetten vom 18. Juni 1599:

„Demnach wir nun samptliche in Erfahrung gebracht, auch zum Theil selbsten sehen und im Werck befinden, daß bißhero in unserm Gerichtszwang deß fleckens Stetten, Ein solcher Mißbrauch und unordnung nit allein wider die alten Gerichts und anderen löblichen ordnung und gebräuch, so von unsern lieben Voreltern, Gottseeliger, aufgericht und erhalten worden, sondern auch vielmehr wider unßer offenkundliche mandata gepott und verbott, mit einem und dem andern vonn unsern unterthanen dermaßen gehandlet und übertretten wirdt, daß wir darob nicht allein ein groß Mißfallens haben, sondern wüßten es auch also in auffhörung kommen zu lassen, und zuezuesehen, von Gott unßer himlischen Vatter, alß dem Obristen Richter, von deme wir dieß orthß zur ordentlich obrigkeit gesezt nicht zu verantwortten, derowegen zur Vorkommung allerley Unordnung, Mißbräuch und ungebürlich laster, die jetzo bey allen Menschen im Schwang gehen, haben wir obbemelte von Stetten, Gevettern und Brüder, unß einer allgemeinen Gerichts Ordnung, wie es jetzt künftiglich in obgemelten unßerm Gericht zue Stetten, mit Besitzung des gerichts, auch allem andern gerichtlich proceß gehalten werden soll, miteinand verglichen ..."

[6] Dieser Eid der Oberrichter in Stetten lautete:

„Du wirst geloben und schweren, Einen Aydt von wegen des Gerichtsherrn des Dorffs Stetten und als Nemblichen gegen Wolfgang, Hannß Reinharten, Ludwig Casimir, Georg und Casparn Ihre Ehre fest, und ihr gericht und Recht zue Dorf und Feldt, mit getreuem und besten fleiß, Ihnen allen zur gemeinen und gleichen nuz, zue versehen und waß Bürgerlichs Gerichts Straffbare Sachen wie die zu Dorf oder zue feldt befinden oder sich zueträg, dieselbig von aller Gerichts wegen, vor gericht mit fleiß vorbringen, und Rügen auch darüber durch deß gerichts erkanndtnuß ergehen lassen, und was also im gericht Straffbar erkandt, dieselbigen Straf gemeinen Gerichtsherrn zue ihr jedes gepür getreulichen einziehen, verrechnen und dero entrichtung thun, alle und jede gebott und verbott. so vor der gemeindt oder dem Gericht umb gemelte Bürgerliche Sachen anzulegen seind, werden oder würden dieselbig in gemeiner Gerichtsherrn Nahmen anleg, und also gebieth und verbieth, auch die Bußwürdigen und Überfahrer dieser gebott, alß oblaut durch das Gericht Straffe einen jeden uff sein ansuchen, der sey Reich oder Arm im Nahmen, wie oft gemelt, fürderliche schleunige und unpartheyliche Hülff widerfahren lassen, alß von alters in dergleichen sachen herkommen, und nach außweißung dießer uffgerichten Gerichtsordnung."

[7] Der Amtsknecht des „Gemeinen Baus" wurde von sämtlichen Häusern von Stetten gemeinsam auf Schloß Stetten gehalten. Er war gleichzeitig als Büttel, Gefängniswärter und für die Erteilung von Torturen und kleinen Körperstrafen zuständig, sofern man auf den Nachrichter verzichten konnte. Seine Pflichten waren im einzelnen in der „Anweisung und Instruction für den Amtsknecht" geregelt. Siehe Verpflichtung des gemeinschaftlich Stettenschen Amtsknechts Johann Paulus Seyboth am 3. April 1754 (Archiv Schloß Stetten).

Digitized by Google

[8] Das Gelöbnis hatte folgenden Wortlaut:

„Ihr werdet geloben und schweren einen Aydt zue Gott und dem heyligen Evangelium, daß Ihr wolt an diesem Gericht uff einem jeden Gerichtstag gewartten, den Partheyen ihre Klag und antwortt gerichtlichen fürbringen, darinnen kein fortheil, falsch noch betrug suchen, und waß Euch von Klägern oder Beklagten ins Gericht zue reden befehlen, dem solt ihr folg thun und nichts weiteres oder wenigers fürbringen, auch in der sachen kein verzug und verlangerung, dann soviel der sachen Notthurfft erfordert gefehrlichen suchen, viel weniger Neuerung dann erstmals geklagt und geantworttet wirdt, einmengen, und auch sonsten dieser Gerichtsordnung gemeß verhalten, und alles thun, was einem ehrlichen Procurator und Wortreder gepürth, und Ihr solches vorm Richterstuel Christi am Jüngsten Tag verantwortten möcht, getreulich sonder gefehrde."

[9] Der Büttellohn ist geregelt in der Ordnung „der Straff halb" von 1550. (Archiv Schloß Stetten.)

[10] Ring: Das Stettensche Schöffengericht bildete einen offenen Kreis („Ring" genannt), wobei der Oberrichter in der Mitte saß, zu beiden Seiten von ihm je 6 Schöffen einen Halbkreis bildeten.

[11] Deutsche Münze im 16. Jahrhundert, auch Kaisergroschen genannt, alte böhmische Rechnungsmünze zu 3 Kreuzer = 10 Pfennige.

[12] Obgleich die Gerichtsordnungen ihre Namen nach Zahl der Schöffen oder der zu einer Befreiung des Angeklagten nötigen Zeugen erhalten hatten, nennen die Stettenschen Gerichte (12 Schöffen) ihre Prozeßordnung „Siebner-Ordnung".

[13] Bei den Strafen in Stetten unterschied man:

Rugstrafen: Die Strafen für Übertretungen, die vom Ruggericht verhängt wurden;

Zivilstrafen: Die Strafen der zivilen Vogteigerichtsbarkeit, für Delikte, die noch nicht peinlich verfolgt wurden;

Peinliche Strafen: Die von den Kriminalgerichten verhängten Strafen. Im weiteren Sinne alle Strafen der peinlichen Gerichtsbarkeit, im engeren Sinne nur die Strafen an Leib und Leben, später auch deren Surrogate (Zuchthaus und Landesverweisung).

[14] Die Rügen finden sich unter dem Abschnitt „Von den Ruggerichten" in der Gerichtsordnung Stetten von 1595. Jeder Untertan wurde gefragt:

„Ob ihme nit wissent, daß einer oder der ander inn dieser gemeind oder gerichtszwang hat dieß Jars etwas mißhandlet, daß zueforderst Gott und der Heyligen Dreyfaltigkeit zuewider, der Herrschaft, dem Gericht, der Gemeindt oder jemand ander nachteilig und schedlich were, eß sey zue dorff oder zue feldt, so solle er es bes seinem aydt und Pflichten anzeugen und nichts verschweigen, bey vermeidung hoher straff und bueß an Leib und Gueth.

Item, ob er niemand mit Gottes Lestern, greulichen flüchen und schweren, gesehen oder gehört habe.

Item, mit Fressen und Sauffen unter der Predigt.

Item, mit zancken, hadern, schenden und schmehen, so noch nicht vor Gericht kommen were.

Item, mit rauffen, Schlag und überlauffen, so ohne vorwißen der Herrschaft were vertragen worden.

Item, von ungepürlichen Hüten, Treiben und Schaden fahren, auch über Äckern und über Zäunen.

Item, mit Obs auffklauben, ableßen, weiden abschneiden, weintrauben abschneiden, Holz wegtragen und allen ander unbefugten diebstallen, und so es unter der Predigt oder bey Nacht geschicht, soll er doppelt gestrafft werden.

Item, so einer oder ander vor und unter der Predigt were über feldt gangen.

Item, mit allen andern Lastern, wie die genannt werden mögen.

Da nun etwas in Rug fürkompt und angezeigt wirdt, soll es mit fleiß erwogen, und ein jede Mißhandlung nach verdienst gestrafft werden."

[15] Die auf die genannten Rügen angedrohten Strafen waren im einzelnen:

Gottes Lesterung, fluchen und schweren ist die Poen ein halben Gulden.
Fressen und Sauffen unter der Predigt, ist die Poen ein Gulden.

Digitized by Google

Schlechtlich zancken, Hadern, Schenden, Schmehen oder Lügenstraffen, ist die Poen ein halben Gulden. Es mögen aber die Schmehworte so hoch sein, so steht es bey des richters erkanntnuß.

Schlecht einand überlauffen, rauffen und schlagen, Maulstreich geben, da es nit Wunden gibt, noch mit Waffen geschicht, ist die Poen ein Gulden.

Wunndtschlagen oder werffen, oder wie es geschicht, da es nit am Leben geschedlich, ist die Poen fünf Gulden.

Da aber einer den andern mit ehrnrührigen freventlichen Wortten, ohne verursacht anlast, ist die Poen ein Gulden.

Von ungebührlichen Hüten, Treiben, Reiten, Fahren und dergleichen ist die Poen ein orth, doch den Schaden zue bezahlen, demjenigen, so er zugefügt worden, bevor behalten, auch waß vonn der Herrschafft verbotten, unbenohmen ist, aber der Schadt nicht vorsezlicherweiß geschehen, so soll solche Bueß vom Stück fünffzehn Pfennig seyn, oder nach gestalt der Sachen zue deß richters erkanndtnuß stehn.

Weiden abschneiden, Häg und Zäun wegktragen, Obs aufflesen oder brechen, und dergleichen, Rübenkraut oder anderes stehlen, ist die Poen ein halben Gulden, geschicht es aber bey Nacht, so ist es doppelt.

Weintrauben abschneiden ist die Poen ein halber Gulden. Eß möcht aber so grob geschehen, stehet es bey der Herrschaft oder dem Richter.

Holz oder andres stehlen, so nicht malefizisch zu achten, ist die Poen ein halber Gulden.

Unter oder vor der Predigt über feldt gehen ist die Poen ein orth."

[16] Siehe Schmidt, Eberhard: Einführung in die Geschichte der deutschen Strafrechtspflege, Göttingen 1947.

[17] Diese Vollstreckungsbefugnis wird auch bezeichnet als Ungericht, judicium sanguinis, Blutgericht, Halsgericht, hohe Cent, Malefizgericht, hohe Fraisch, hohe Obrigkeit.

[18] Die Unterschiede in der Auffassung über das Strafmaß kommen vorzüglich zum Ausdruck in einem einer Prozeßakte wegen Ehebruch (Fall Hans Hohenrain, Vogelsberg) beigefügten Rechtsgutachten aus dem Jahre 1625 eines Hohenloheschen Hofjuristen. In diesem Rechtsgutachten weist der Verfasser im einzelnen auf folgende wesentlichen Punkte hin:

1. „In Chursachsen gilt es den Hals, desgleichen bey Pfaltz und Hessen."
2. „In andern Ortten, wie auch im Landt zu Francken undt diesem Refier werden auch die ‚Adulteria proprie sic dicta' capitaliter nit gestrafft, sonder nach jedes Orths Gewohnheit gestrafft, undt sein dergleichen Herkommen circa modum et quantum poenarum zu Recht gültig undt von jedem Richter an seinem Orth in Acht zu nemmen."
3. „Hätten Stettens in ihrem Gebieth einen uniformen Consuetudinem bei dergleichen Excessen, so wäre es dabei zu lassen. Wo nit, hette man sich der Nachbarschafft am unvergrifflichsten zu conformiren."

Im übrigen erwähnt der Verfasser, daß er selbst der Vollstreckung einer Todesstrafe wegen einfachen Ehebruchs, die in Marburg (Lahn) öffentlich vollzogen sei, beigewohnt habe.

[19] Vgl. Akte Steinkopf. Bei der Übergabe an das Werbekommando nehmen die Stettenschen Beamten dem Inquisiten die 10 Gulden Handgeld zur Deckung der Unkosten ab, die dieser beim Eintritt in das Kaiserliche Heer erhielt.

[20] Sammelpatent: Eine Liste zur öffentlichen Sammlung von Geldbeträgen mit beigefügter Erlaubnis der Obrigkeit, die die Sammlung veranlaßt hatte. Solche Sammlungen wurden meistens nach einer vorausgegangenen Katastrophe veranstaltet. Das „Sammelpatent" (Collectantenausweis) mußte bei jeder Obrigkeit, in deren Bereich gesammelt werden sollte, vorgewiesen und mit einem Genehmigungsvermerk versehen werden.

Digitized by Google

Das Hohenlohe-Museum in Neuenstein

Von Karl Schumm

I. Geschichte des Museums

Beim Entstehen großer Kunstschöpfungen müssen stets zwei geistige Kräfte zusammenwirken: die schöpferische Kraft des Künstlers und der verstehende und fördernde Geist eines Auftraggebers. Im Zusammentreffen beider entstehen die großen Kulturhöhepunkte, wie wir sie vor allem aus der Kunstgeschichte kennen. Die großen italienischen Meister hätten ohne die Unterstützung der herrschenden Adelsgeschlechter nicht ihre Werke schaffen können, welche man als den Ausdruck ihrer Zeit heute noch so empfindet und bezeichnet. Die Blüte der Nürnberger Kunst ist nur aus dem Zusammenwirken eines geistigen Bürgertums mit den schöpferischen Kräften großer Künstler und bedeutender Handwerker zu verstehen. Auch im kleinsten Territorialgebiet lassen sich solche Höhepunkte einer geistigen Einheit zwischen Grundherrschaft und den Bestrebungen der bildenden Künstler nachweisen.

Das Haus Hohenlohe hat dem ehemaligen Herrschaftsgebiet seinen Namen gegeben. Dieser ist in der Tradition der Bevölkerung heute noch tief verwurzelt. Jahrhundertelang waren Angehörige der Familie die Auftraggeber für die Künstler, die aus der Fremde herbeigerufen oder aber auch aus den begabten heimischen Handwerkerfamilien in der Fremde ausgebildet wurden. Der künstlerische Niederschlag dieses Zusammenwirkens erfreut heute noch jeden Kunstfreund, der das Burgen- und Schlösserland Hohenlohe kennt. Diesen Ausdruck einer Zeit findet man in den Architekturen unserer Schlösser, in den Altären und Grabmälern der Kirchen und in den Anlagen der vielen kleinen Residenzstädtchen. Während in diesen Kulturschöpfungen der gestaltende Künstler im Vordergrund steht, hat der Auftraggeber ebenfalls Kulturwerke geschaffen, die die geistige Höhe desselben in ihrer ganzen Größe erkennen lassen. Es sind dies die Kunstsammlungen, welche im Laufe der Jahrhunderte von Angehörigen des Hauses Hohenlohe zusammengetragen wurden.

Der Wille, Kunstwerke zu sammeln, gehört zu den Grundäußerungen jeder Kultur. Die Träger dieser Kultur waren im Mittelalter die Kirchen als Sammelpunkte der bedeutendsten Kunstschöpfungen. Auch die Grafen Hohenlohe hatten in ihren Kirchen die bemerkenswertesten Kunstgegenstände aufbewahrt. Leider wurden in den calvinistisch beeinflußten, nachreformatorischen Zeiten diese Werte vernichtet. Nur Urkunden lassen uns ahnen, welche Reichtümer die Kirchen bewahrten. Wir wissen, welche Heiligtümer Graf Albrecht von Hohenlohe (1444—1490) der Kirche in Neuenstein gab:

„... item einen vergulten kleinen Engelischen gruss steende uff einem fußlin erhaben mit Ingelegten edeln steinlin unnd in der mitte ist ein barill unnd darinn Heiligthumb von Sanct Albano, Item ein vergult bildlin biß uff die brust mit einem barillen angesicht. Darinne ist Heiligthumb de strapulis Sanct Laurenty martiris. Item ein verguldet kestlin darinne ist unden gegraben ein agnus dei

Digitized by Google

unnd oben mit einem grossen Stein . . . unnd sonst dabei vil edel gestein darinne ist Heiligthumb von Sanct Erasmo unnd eustachio, item einen berillen Ringe darinne ist gesenkt ein vergult agnus dei unnd Heiligthumb de manna celi. Item ein klein Silberin bildlin sanct Dorothee uff einem füßlin darinne ist Heiligthumb von Sanct Dionißen. Item ein Silbern bildt Sanct Urbans biß uff die brüst mit einem fuß darinne ist seins Heiligthumbs. Item ein Silberin bilde sanct Güperts des bischofs biß uff die brust uff einem fuß darinne ist seins Heiligthumbs. Item ein brust Sanct Niclaus bischofflich uff einem fuß darinn ist seins Heiligthumbs, Item sanct Bonifacius bildüng ein brust bischöfflich darinn ist

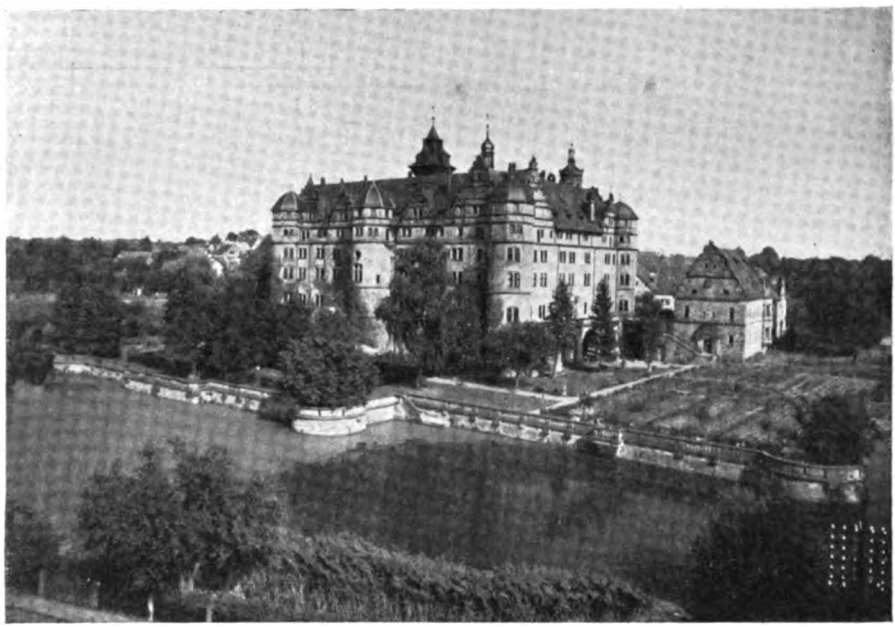


Abb. 1. Schloß Neuenstein von Südwesten. (Aufn : Gebrüder Metz, Tübingen.)

seins Heiligthumbs. Item sanct Appolonien bildüng ein brust uff einem fuß darinn ist Ires Heiligthumbs ... Item der unschuldigen kindlin eines uff das Halbteyl uff einem fuß darinne ist derselben kindlin Heiligthümb."

Am Ende des Mittelalters war Neuenstein das bevorzugte Residenzschloß der Grafen von Hohenlohe. (Abb. 1, 2.) Mit Ausnahme von Weikersheim hatte kein einziges der ehemaligen hohenloheschen Residenzstädtchen eine Pfarrkirche. In den Kapellen, die aus dem Burgsitz hervorgegangen waren, wurden von den Angehörigen des Hauses Hohenlohe die Heiligtümer gesammelt, aufbewahrt und an bestimmten Jahrtagen ausgestellt. Alle Gegenstände waren auf Grund des Stiftungsbriefes zum Andenken des gesamten Hauses gestiftet. Mit der Einführung der Reformation wurden die Grafen Hohenlohe oberste Kirchenherren. Ihr mehrfach zutage tretende calvinistische Tendenz ließ die Kunstsammlungen von den Kirchen in die Räume der neuerstehenden Schlösser der Residenzstädtchen verlagern. Der Kunstgegenstand ist nicht mehr nur vom Religiösen her bestimmt. Seit dem 16. Jahrhundert versuchte man, die gesamten Erscheinungen der Welt mit all ihren Seltsamkeiten und Kunstfertigkeiten in den Schloß-

Digitized by Google

sammlungen zu vereinigen. Aus diesem Bedürfnis der Allseitigkeit heraus entstanden die Kunst- und Raritätenkammern. Diese waren wie die Kirchenstiftungen Ausdruck ihrer Zeit. Auch die bürgerlichen Kreise schufen solche Kunstkammern, die Nürnberger waren überall bekannt und sind heute noch der Grundstock der großen Sammlungen des dortigen Patriziates. Der erste Historiker und Programmgestalter dieser Kunstkammern, der Hamburger Kaufmann Caspar Friedrich Jenckel, gab 1727 ein Werk heraus: „Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritätenkammer". Er beschreibt den Inhalt einer solchen: darin wird „alles aufgehoben, was die Kunst (im Sinne von besonderem Können und in wertvollem Material) geschaffen hat, in allerlei Species und Materialien als Elfenbein, Perlmutter, Glas, Porzellan nur immer der curiösen Welt verfertigen mag ... unter die Kunstsachen gehören ferner gezählt zu werden allerley Medaillen und Müntzen, köstliche Gemälde von berühmtesten Malern, heidnischen und römischen Urnen, Tränentöpfe, Kupferstiche und dergleichen mehr". Diese Gegenstände alle waren auch in der Raritätenkammer des Schlosses Kirchberg zu finden.

Dieses Schloß entstand aus einer mittelalterlichen Burg und wurde erst verhältnismäßig spät Sitz einer der vielen Linien des Hauses Hohenlohe. Durch immer wieder erfolgte Erbteilung wurde es den Grafen Hohenlohe nicht möglich, ein machtvolles, einheitliches Territorium zu schaffen. Die abgeteilten Gebiete waren beinahe unabhängig voneinander und unterstanden einer eigenen Verwaltung. Jedes Gebiet hatte eine eigene Haupt- und Residenzstadt, diese wiederum wurde je nach der Eigenart der Grafen ein Kulturmittelpunkt mit eigener Schule und besonderer Tradition. Nach außen hin und für besondere gemeinsame Aufgaben wurde mit der Errichtung eines Seniorats ein Zusammenhang bewahrt. Bei einer erneuten Teilung der Neuensteinischen Hauptlinie kam von Langenburg aus ein Sohn des Grafen Philipp Ernst nach Kirchberg. Dieser Graf Joachim Albrecht richtete sich Kirchberg zur Residenz ein. Er baute das Schloß dort aus und sammelte in einem an den dortigen Festsaal angebauten Turm Gegenstände, die sich durch Kunst- und Materialwert auszeichneten. Er starb 1675 kinderlos. Sein Bruder Heinrich Friedrich in Langenburg, der Stammvater sämtlicher heute noch lebender Angehöriger der Hauptlinie Hohenlohe-Neuenstein, hat das Kunstkabinett Kirchberg in seinen besonderen Schutz genommen und weitergepflegt. 1677 machte er ein Testament und im 4. Abschnitt desselben schreibt er: „Viertens soll die ganz gulden Scheuer,[1] Bredaer Schale[2] (Inv. Si 2) und die alten Münzen, wie schon von meinem Herrn Vater verordnet und ich vermehrt, ohn verationiert bleiben, wozu ich noch addire den großen Becher mit heidnischen Münzen (Inv. Si 4), so von meiner Gemahlin seelig herkommt (Graf Heinrich Friedrich war in erster Ehe verheiratet mit Eleonore Magdalene Gräfin zu Hohenlohe-Weikersheim, † 1675 [Miniatursammlung Neuenstein Nr. 157], Tochter des Grafen Georg Friedrich und seiner Gemahlin, einer Gräfin von Öttingen) und auch im Cabinet zu Kirchberg, welches ganze Cabinet und was darinnen, unverteilet und unverationiret soll bleiben ... in seiner Aufsicht haben, aber zum Gedächtnuß gemein bleiben, alß ein Kunst- und Raritäten-Cammer deßwegen auch alles richtig zu inventieren."

[1] Scheuer = Becher, Pokal. (Siehe Fischer, Schwäbisches Wörterbuch.)

[2] Diese silbervergoldete Deckelschale wurde 1600 dem Grafen Philipp von Hohenlohe von der Stadt Breda als Ersatz für eine rückständige Soldforderung, die der Graf anläßlich des Entsatzes der Stadt 1590 beanspruchte, geschenkt. (Mitteilungen des Archivs der Stadt Breda.)

Digitized by Google

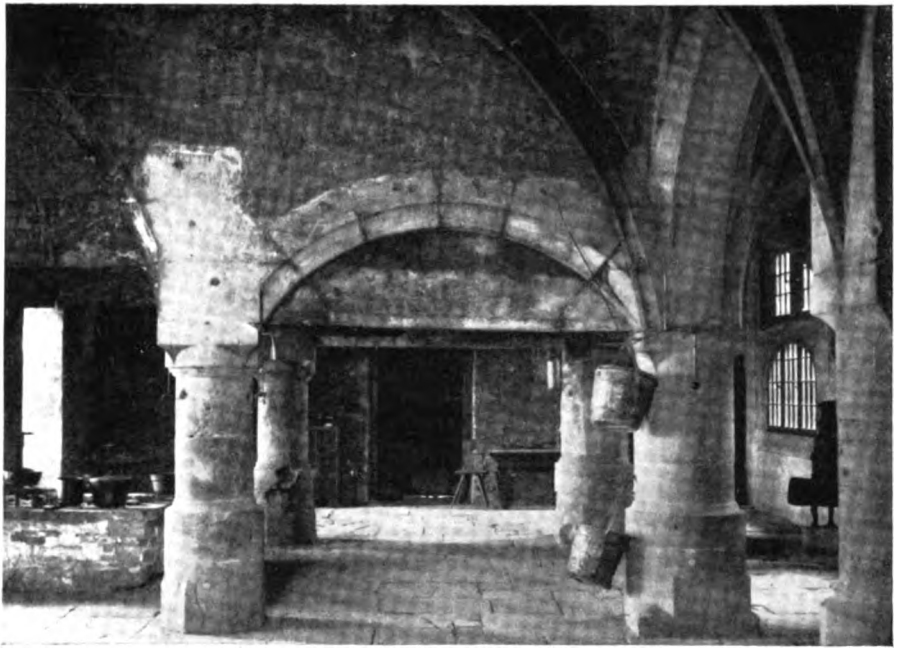


Abb. 2. Schloß Neuenstein, Küche (16. Jahrhundert). (Aufn.: Georg Müller.)

Graf Heinrich Friedrich machte 1687 eigenhändig ein Inventar und bemerkt dazu: „Alle hier beschriebenen Sachen haben den Verstand, daß sie ohne verationiret oder zerteilt beieinander verbleiben sollen."

Das Inventar wird eingeteilt:

I. An allerhand Cristallin, Gefäße, Spiegel und Wandleuchter etc.

Die Abteilung umfaßt 26 Nummern. Abgesehen von einigen zerbrochenen Stücken ist sie heute noch vollständig erhalten. Die Beschreibung geschieht in aufzählender Form:

„Ein Pocal von einem Strausseney in Silber gefasst und vergult, hat zum Fuß einen Greifen und zum Deckel einen Straussen." (Inv. Si 12.) (Abb. 3.)

„Ein alter Becher in vergultes Silber gefasst, stehet auf drei geharnischten Reutterlein, davon der eine abgebrochen, doch ist er noch dabey, uf dem Deckel ein geharnischter Mann, eine silbere Ros in der Hand haltend, ist sonsten von Christall und blaw geschmelzter Arbeit."[3] (Inv. Si 31.) (Abb. 4.)

„Wieder ein zimlich grosser Spiegel, deßen Rahm von schwarz gebaitztem Holtz mit allerhand bunten Steinen, Christallin und anderen Patterlein von Wasserperlein ausgezieret hat oberhalb noch ein kleines Spiegelein von file grain Arbeit um und um mit duppleten von allerhand Farben besetzt, hat uf der einen Seiten ein zierath von Muschelwerk uf der anderen aber eine Pomeranzen in falsches Silber gefasst." (Inv. GG 27.)

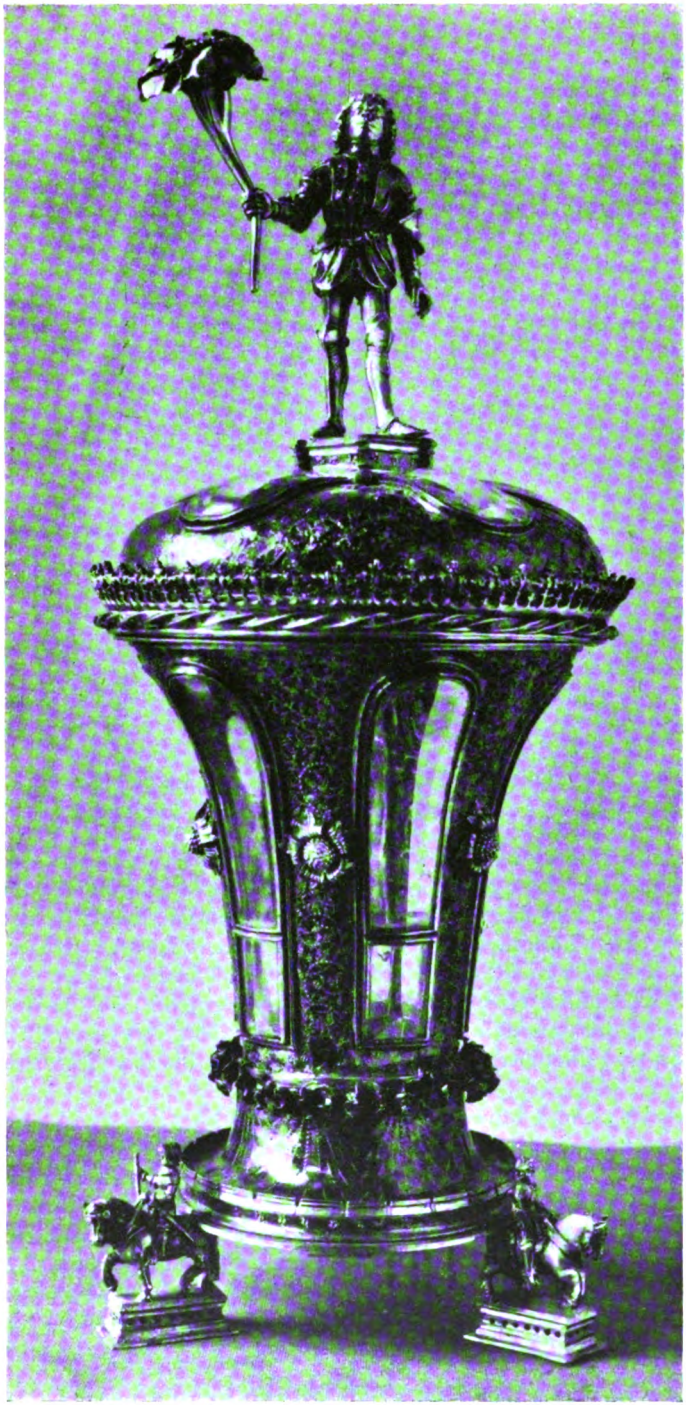
[3] H. Stafski, Der Burgundische Prunkbecher des Hohenlohe-Museums zu Neuenstein. (Zeitschrift für Kunstwissenschaft, Heft 3/4, 1949. Mit Abbildungen.)

Digitized by Google

Abb. 3. Straußeneipokal, Fassung Silber vergoldet.
(J. Vögelein, Crailsheim; 1630/40.)
(Aufn.: Georg Müller, Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

Abb. 4. Gotischer Becher, Kristall, Blauschmelz mit Goldeinlagen.
(Burgund, um 1470.) (Aufn.: Dr. Stafski, Germ. Museum, Nürnberg.)

Digitized by Google



Digitized by Google

II. An Gold- und Silber-Geschirr

Hier sind 19 Nummern aufgezählt. Heute sind noch 11 Nummern vorhanden. Es fehlen die folgenden:

„Ein Pocal, an deßen Fuß innerhalb ein Niederländisches Wappen imailiret. sonst die güldene Scheuer genannt, so ein Erbkleinod." Am Rande des Inventars steht ein mit Bleistift geschriebener Vermerk: „Daraus sind die gemeinschaftlichen Ducaten geschlagen worden." 1751 wurden zur Erinnerung an die Landesteilung von 1701 gemeinschaftliche Ducaten geprägt.[4]

„Ein Leopard, Silber und Vergüldt auf einem dergleichen Fuß aufrecht stehend, ein Halsband umhabend, woran das Solms-Naussauische Wappen, in der rechten Pfoten ein Schwert, in der Linken aber das Hohenlohische Wappen haltend: Ist der Kirchberger Willkumm." Dieser Becher stammt wahrscheinlich aus dem Besitz des Stifters der Kirchberger Linie, Graf Joachim Albrecht, * 1619. † 1675. Seine Mutter war Anna von Solms und seine Großmutter Magdalena von Nassau-Katzenellenbogen.

„Eine große silberne Capsel oder Schachtel zum Waxstock.

Ein paar oval-runde Wandleuchter, welche zwar scheynen Silber zu sein, doch aber nur von weiß Kupffer oder dergleichen materie seyn werden, steckt in jedem eine gelbe und gemalte Kerze.

Ein Trinkgeschirr in form eines Fäßleins von Perlemutter mit vergultem Silber, stark beschlagen an einer Panzer-Ketten hangend.

Vier schöne silberne Blumenkrüg, davon zwei mit Handhaben, die andere aber ohne solche sind, sind auf dem Bett gestanden.

Drei silberne Blumenstöckh mit ihren Sträussen von gleicher Grösse, welche oberhalb der Türe im Cabinett gestanden alle massiv."

III. An allerhand Gefässen von Stein und andern Materi et Perspectiven und Brenn Gläser

Die Gegenstände dieser Abteilung sind weniger ihres kostbaren Stoffes oder ihrer künstlerischen Formgebung wegen bemerkenswert, die Zuschreibung übernatürlicher Kräfte und ihre Anwendung in der Heilkunde haben sie zu Raritäten gemacht. In den Bibliotheken der hohenloheschen Schlösser stehen Kräuterbücher aus dem 16. Jahrhundert, die beweisen, daß man sich mit den Geheimnissen der Heilkunde, einem Zeitgebrauch entsprechend, viel beschäftigt hat. (Siehe Katalog der Ausstellung im Hohenlohe-Museum, Neuenstein 1948: „Illustrierte Tier- und Pflanzenbücher vom Anfang des 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts".)

Die Koralle „nimpt hinweg den weetagen des Magens", von „Augsteyn getrunken benemmen sie dem Bauch das Wethum", getragen „schadet kein bluten aus der nasen". Gagat „nimmt die böse melancholy". Lapis-Lazuli „reinigt das Geblüt, sterckt das Herz". Horn entgiftet den dargereichten Trank. Auch die Tierform eines Trinkgefäßes überträgt die Eigenschaft des Dargestellten auf den Menschen. Trinkt er aus einem Becher in der Form eines Pferdes, so erhält der Genießende die Stärke desselben, der Trank aus dem Straußenbecher verleiht langes Leben usw. Diese überaus merkwürdige Abteilung umfaßte 37 Nummern: erhalten sind nur noch 6. Wenngleich keine begehrenswerten Kostbarkeiten, sind

[4] Archiv für Hohenlohesche Geschichte, II. Band: Hohenlohesche Münzgeschichte, von J. Albrecht, 1870. Nr. 200. Seite 82.

Digitized by Google

Abb. 5. Kopf einer Statue der Kaiserin Faustina der Älteren, Sandstein. (Römisch, 2. Jahrhundert n. Chr.) (Aufn.: Gg. Müller.)

sie durch ihre Kleinheit in den Wirren der Kriegshandlungen des Jahres 1945 aus Kirchberg verschwunden. Von den fehlenden Stücken seien erwähnt:

„Ein Pocal von Augstein mit einem Deckel, auf dessen Knopf ein Englein von Corallen sitzet.

Ein klein Schälein von eben der gleichen Materie, welches aber durchaus zersprungen und deswegen in Silber wieder gefasst ist.

Eine Schale von Schildkrotten, in deren Mitte ein silbern Büchschen mit einem Deckel festgemacht.

Zwei Hunde, die einander beißen von Augstein, ist ein klein Stück.

Ein Eydex, item eine Schnecke von Augstein, ein klein Schälein von Agath.

Ein Stücklein von einem Corallenzinken, welches ein Gesicht vorstellt.

Zwei ganz kleine Figuren von Corallen.

Ein Stück Kristall in Form eines Hertz in silber gefasst.

Ein Perspectiv gross und rot und vergultem Leder überzogen, in einem grün sammetem Futeral von Herrn Obrist-Wachtmeister von Seckendorf, so er bey dem Wiener Entsatz im Türckenlager bekommen."

Digitized by Google

Unter diesen Merkwürdigkeiten sind auch die vorgeschichtlichen Altertümer, Ausgrabungen und Funde aufgenommen. Eine terra-sigillata-Schale (Inv. Vor 31), gefunden im römischen Kastell Mainhardt 1690, ist bemerkenswert.

„Eine Urne von zimlicher Größe nebst noch einem andern enghalsigen Gefäß (Inv. Vor 36), ingleichen einer alten Müntze, welche sämtlich bey Mainhardt in der Herrschaft Pfedelbach gefunden und von Herrn Grafen Ludwig Gottfried von Hohenlohe-Pfedelbach den 18. November 1690 verehrt worden."

Diese terra-sigillata-Schale ist heute noch ein Prunkstück unserer römischen Sammlung. Ihr Erwerb beweist, wie schon in den ersten Jahrzehnten der Errichtung des Raritätenkabinetts in Kirchberg dasselbe eine solche Bedeutung hatte, daß man merkwürdige Gegenstände in die Sammlung stiftete. Im 18. Jahrhundert kamen hinzu die Ausgrabungen des hohenloheschen Hofrats Chr. E. Hanßelmann in Öhringen, worunter bemerkenswert ist der Kopf einer Statue der Kaiserin Faustina der Älteren, † 141?. (Inv. Vor 28.) (Abb. 5.)

IV. Allerhand Stück von Helffenbein und anderm schlechten Bein

In den Raritätenkammern nahmen die Elfenbeingeräte eine bevorzugte Stellung ein. Das Material war kostbar und eignete sich besonders für kunstvolle und künstliche Arbeiten. Das Drehen des Elfenbeins war eine königliche Kunstfertigkeit und Leidenschaft. Kaiser Maximilian hat sie bereits gepflegt, seine Nachfolger huldigten der gleichen Fertigkeit. Die bayerischen Kurfürsten setzten diese Tradition fort und auch am Hofe der Markgrafen von Ansbach war sie heimisch. Eines der reizvollsten Geräte dieser Technik in unserer Sammlung, ein Deckelfläschchen, stammt von Kurfürst August von Sachsen. (Inv. Elf 20.) Neben Dreherkunststücken fürstlicher Dilettanten wurden Arbeiten der besten Meister des 17. Jahrhunderts in Kirchberg gesammelt. An ihrer Spitze stehen Leonhard Kern[5] und Johann Michael Maucher aus Schwäbisch Gmünd (1645 bis um 1700). 29 Kunstgegenstände aus diesem Stoffe waren in der Kunstkammer in Kirchberg, davon gingen 12 verloren. Unter anderem sind noch vorhanden: „... zwey nackete Knäblein von Elfenbein, welche einander umarmen. Vom alten Kern zu Hall" (das ist Leonhard Kern) (Inv. Elf 23) (Abb. 6), „ein großes helffenbeinern Lavoir nebst der Gießkannen, von ungemeiner Kunst, ist von Johann Michael Mauchern, Bildthauern zu Schwäbischen Gemünd geferttigt in einem Futteral, die Figuren sind auß

Abb. 6. Zwei Knaben, Elfenbein. (Leonhard Kern, Forchtenberg; Mitte 17. Jahrhundert. (Aufn.: Georg Müller.)

[5] * 1585 in Forchtenberg, † 1662 in Schwäbisch Hall.

Digitized by Google

Abb. 7. Reiterkampf, Wandung eines Humpens, Elfenbein. (Johann Michael Hornung, Schwäbisch Hall, Schüler des Leonhard Kern; Ende 17. Jahrhundert.) (Aufn.: Georg Müller.)

dem Ovidio genommen und ist das Becken am untern Theil in Hirschhorn gefaßt" (Inv. Elf 13, 15), „ein dergleichen Pocal mit einem Deckel von erstgemeltem Autore in einem Futteral" (Inv. Elf 14), „ein kleines Schälchen mit 2 Handhaben" (Inv. Elf 12), außerdem ein Kruzifix mit Maria und Johannes, auf dem Sockel das Relief der Enthauptung Johannes des Täufers (Inv. Elf 16), ebenfalls von Maucher.[6] Nicht erwähnt ist im Inventar eine mit einem Reiterkampf reliefierte Humpenwandung von einem Schüler Leonhard Kerns, Joh. Mich. Hornung aus Schwäbisch Hall. (Inv. Elf 17.) (Abb. 7.)

V. Japonesiche Lack-Arbeit, auch Schreiner-Arbeit

Schon ihre Herkunft aus dem fernen, damals nur als Wunderland bekannten Japan reihte diese Gegenstände in die Klasse der Raritäten ein. Gute Kunst im modernen Sinne konnte in dieser Abteilung nicht gesucht werden. Auch die von Hofschreinern gefertigten Möbelstücke sind nicht ihres guten Kunstgeschmackes wegen bemerkenswert, die kunstvoll ausgeführten Spielereien und

[6] Klein, W. Johann Michael, und Christoph Maucher. Schwäbisch Gmünd 1920. Mit Abbildungen.

Digitized by Google

Formübertreibungen machten sie begehrt. Viele der leicht zerbrechlichen Geräte gingen bei der Besetzung des Schlosses im April 1945 zugrunde. In einem modernen Museum haben diese Gegenstände keinen rechten Platz mehr. Nur einige von ihnen sind vor allem ihrer Herkunft aus den Schreinereien der heimischen Residenzstädte wegen in unserem Museum aufgenommen worden.

„Ein klein Behältterlein mit 15 Schublädlein und zwei Thüren an denen inwendig ein indianischer Mann und Weib abgemalt. (Inv. Mö 205.)

Ein Schreibzeug von schwartz gebaitztem Holtz an dessen Deckel inwendig ein Spiegel, Dintenfass und Stippfass sind von weiß Kupfer oben verguld, dorbey ein Hamer, in der untern Schubladen ist eine Scheer, nebst allerhand anderen Sachen. (Inv. Mö 93.)

Ein vergulter Lehnstuhl von Bildhauer-Arbeit mit grünsammetem Sitz mit guldenen Spitzen. (Inv. Mö 51.)

Eine große schwartz gebaitzte Tresur, an den seiten mit allerhand Schnitzwerk woran unterschiedlich verguldte Engel und andere figuren befindlich, an den Thüren aber ein Laubwerk von kupfernem, stark versilbertem Draht, auf dem zum Teil silber verguldte Zierathen dann ein silbern Kartenspiel eingemacht, auch silberne Rechenpfennig, hat in dem untern Teil ein Krottenwerk, in denen übrigen Fächern aber nichts, ohne daß in den zwei untersten Schubladen allerhand Band, Seyden auch silberne bordten item einige Waxkerzen befindlich."

Am Rand dieser Beschreibung steht in einer mit Bleistift geschriebenen Bemerkung: „Das Silberwerk ist zu Thalern geworden". Diese geschehene Verwendung des Silberschmuckes ist sehr bedauerlich. Um 1700 hat man diesen in den Proportionen besonders schönen Schrank mit neuen Beschlägen und Zieraten versehen, die nicht mehr recht in den Stil des ganzen Möbels passen. (Inv. Mö 60.)

„Ein Tisch mit zwei Schubladen mit englischem zihn und allerhand Malwerk eingelegt wozu ein Brettspiel von gleicher Arbeit, so Hannß David Sommer zu Küntzelsau gemacht." (Inv. Mö 64.) (Abb. 8.)

Dieser Tisch ist bemerkenswert, weil Geheimrat von Bode im Pantheon V, 1930, Seite 23 ff., nachweisen konnte, und zwar durch die Angabe der Jahreszahl 1666 auf der Tischfläche, daß zur Zeit, in der die Pariser Boullemöbel an den europäischen Fürstenhöfen Mode wurden, aus der Werkstätte der Bildhauer- und Schreinerfamilie Sommer in Künzelsau Prunkgeräte in einer ähnlichen Technik hervorgingen.

VI. Von allerhand Naturalien und indianische Tier, item andere Antiquitäten und ausländische Sachen

Diese Abteilung greift auf naturwissenschaftliches Gebiet über. Sie umfaßt getrocknete Tiere und präparierte Früchte, seltene Holzarten aus fernen Ländern. Des Materials wegen ist auch ein kunstgewerbliches Geräte darunter.

„... ein Rhinozeros, so aus einem Rhinozeroshorn geschnitten uf welchem ein Mann mit einer Keul über dem Nacken sitzet, hat eine von Maßiv Gold mit Rubinen und Türckis besetzte Deck unter sich. In dem Inwendigen aber deß thieres ist ein sitzendes Kind mit einer Pfeiffen und Halsband von guten Perlen. sodann drei Stücklein Golds, wovon das eine mit einem Türckis besetzt und uf das Horn des thiers eigentlich gehört." (Inv. Ku 1.)

VII. Von Büchern

Es sind nur 7 Bücher aufgezählt, Bibeln, Gebetbücher und einige Handschriften ohne besonderen allgemeinen Wert.

Digitized by Google

Abb. 8. Spieltisch, Zinn-, Horn-, Elfenbeineinlagen. (Hans David Sommer, Künzelsau; 1666.) (Aufn.: Balluff-Koch, Waldenburg.)

VIII. Von allerhand Schildereyen

Hierher gehören die von dem Systematiker Caspar Friedrich Jenckel aufgezählten „köstlichen Gemälde von berühmtesten Malern". Die Grafen Hohenlohe haben aus den verschiedenen Schlössern seltene Bilder in die Kunstkammer nach Kirchberg gegeben. Sie sind heute noch die Zierde unseres Museums. Mit Ausnahme einiger Familienbilder stammen die Tafelbilder alle aus Kirchberg.

Digitized by Google

IX. An Blumenwerck, Vögeln, Früchten von Wax und gläsernen Kugeln

Diese Gegenstände waren von so vergänglichem Material, daß schon bei der ersten Überprüfung bemerkt werden muß: „Sind alle verdorben und auf der Seit getan." Es werden aufgezählt:

„Sechs hölzerne Blumenscherben, worin Blumenbüsche und nebst dem noch eine zimliche Quantität sowohl zusammengebunden als einzelner Blumen von Hausenblasen. / 42 Stück allerhand Gattung von Vögeln, welche teils auf Stöcklein stehen. / Unterschiedliche Trauben, Äpfel und dergleichen von Wax, doch mehrenteils ziemlich schadhaft. / Noch vier schöne Blumenbüsch, welche in die silbernen Blumentöpf gehören."

X. Von Stuckatur und Bildhauerarbeit auß Alabaster und Holz geschnitzet

Die Alabaster-Kleinplastiken sind in ihrer Idee und Form die Vorläufer der Porzellanfiguren und die Nachkommen der Kleinbronzen. Sie sind in der Gegend heimisch. Alabaster wird im Vorland des Keuper abgebaut. Die Künstlerfamilie Kern in Forchtenberg hat im 17. Jahrhundert ihre Kunstwerke aus diesem Material gefertigt und die in Kirchberg gesammelten Bildhauerarbeiten stammen wohl aus deren Werkstätten. Aufgezählt werden unter anderem:

„Die Caritas mit drei Kindern aus Alabaster sauber gemacht. (Inv. Pl 37.) (Abb. 9) / Ein nackend Manns- und Weibsbild nebeneinander sitzend aus Alabaster. (Inv. Pl 34.) / Mars und Venus in unehrbarer Postur. / Ein klein rund Büxlein von Alabaster mit Blumwerk artig gefleckelt."

Das berühmte Daucher-Relief „die drei guten Christen" ist folgendermaßen beschrieben: „Ein Kunststück aus Marmor künstlich gearbeitet, worinnen drei gekrönte Häubter in Harnisch vorgebildet, deren ein jeder seinen Gedenkspruch. nemlich der erste: Ich habs im Hertzen, der andere: Mit der Zeit, und der dritte: Nichts ohn Versucht, mit sich führet. Hat zum Überschrift: Si Deus nobi(s)cum. quis contra nos. Ist sonst in einer schwartz gebaitzten Rahmen."

XI. Von alllerhand Wax-Possierer-Arbeit

Diese Abteilung war kulturhistorisch sehr interessant. Der Höhepunkt der Wachspossierarbeiten ist im 15. und 16. Jahrhundert in Italien zu suchen. Dem barocken Formgefühl kam das Material im 17. Jahrhundert entgegen.

Die bildlichen Reliefs in Kirchberg waren wohl die letzten Ausläufer dieser Kunst. Im Zeitgeschmack lag der Wunsch begründet, bäuerliche Szenen in oft derber Naturalistik darzustellen.

Auch in den Museen sind diese Darstellungen selten geworden. Bedauerlich ist, daß bei der Belegung des Schlosses Kirchberg im April 1945 sämtliche Stücke in Kirchberg vernichtet wurden. Es ist deshalb angebracht, die ganze Liste zu veröffentlichen:

„Ein schön Weibsbild schlafend, mit entblößtem Oberleib, bey deren ein Schwäbischer Baur, in schwartzer Rahmen mit Glas überzogen. / Ein ander gantz nackend schlafendes Weibsbild bey derer ein alte heßliche Fraw, in einer schwartz gebeitzten Rahmen, sehr künstlich. / Ein anderes Brustbild einer halb entblößten Weibsperson, deren Halß und Haar mit Perlen gezieret. / Noch ein anderes künstliches Waxstück, do ein köstlich gekleideter Morian ein schön nackend Weibsbild caressirt. / Noch ein anderes Stück eine Bataille vorstellend. / Ein anderes Stücklein, welches Carolum Gustavum König in Schweden im Brustbild vorstellt, aber

Digitized by Google

Abb. 9. Caritas, Alabaster. (Wahrscheinlich Michael Kern, Forchtenberg; 1. Hälfte 17. Jahrhundert.) (Aufn.: Georg Müller, Bad Mergentheim.)

gantz verbrochen, unten aber eine Devise, worauf obbemeldter König sitzend und die Königin Christina vor ihm stehend, oberhalb aber die Gottheit vorgebildet wird, cum inscriptione: à Deo et Christina. / Ein klein silbern Büxlein, worin der Fall Adams und Eva aus Wax. / Drey lange Kästlein, jedes von drei fach, worin allerhand sauber waxarbeit. / Ein großes Stück von Wax, die buhlende Leda mit dem Schwanen vorstellend. / Ein anderes gleicher Größe, König Gustav Adolf in

Digitized by Google

Schweden zu Pferd vorstellend. / Eine runde hölzerne Kapsel mit einem ohnbekannten wäxernen Brustbild. / Ein von Wax ganz schlecht formiertes Brustbild. denen vorn auf der Brust der Nahm: Willhelm Tell, eingeritzt. / Ein viereckig länglich Kästlein, worin von Wax ein Jägerey formirt. / Ein Kästlein mit Glas überzogen, worin zwei Schildkröten und zwei schöne Muscheln, dann ein Alabastern und zwei Elfenbeinen nackende Frauens Bildern. / Ein langes Kästlein von drei Fächern und allerhand sauber Muscheln. / Noch ein solches von drei Fächern, in deren Mitteln ein Spiegel in den zwei andern aber Muscheln. / Wieder ein solches mit drei Fächern, worin eines mit Muscheln, die anderen beiden aber Schäfereyen und andere Ding vorstellen. / Noch ein Kästlein mit drei Fächern. deren das erste einige Muscheln, das andere eltliche Japonesische Figuren und das dritte ein Meer mit Schiffen, Syrennen und andere Ding in sich hält. / Wieder ein solches von drei Fächern, das erste mit Muscheln, das andere mit einer Jägerei und das dritte wie ein Krottenwerk. / Vier Kästlein mit allerhand Muscheln. / Zwei Kästlein von dreifachen Muscheln, Schäfereyen, item einen Garten und ist in dem einen eine Muschel mit einer schönen Perle. / Noch ein Kästlein mit Muscheln und Krottenwerk. / Wieder ein anderes, worin ein Jägerey und in der mitt zwei wäxerne Brustbilder. / Noch eines, worin ein ausländisches Thier in gestalt eines Crocodills, item ein japonesischer Mann und Schildkrott befindlich. Ein zimlich großer viereckiger Kasten mit Glas überzogen, worin ein Crucifix und Corallen und unterschiedlichen schönen Corallenbäumlein. / Ein Waxstock von weißem Wax und gemalt. / Ein gläsernes Kästlein, worin ein Weibsbild mit einem Kind an der Brust und vier andern Kindern umher."

Leider ist nur von einem einzigen dieser Gegenstände eine Abbildung vorhanden, eine Photographie des Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart.

XII. Von Teppichen, Bettgewand und Nachtzeug, item türkischen Kleydern

Mit Ausnahme der wertlosen türkischen Kleidungsstücke sind diese Gegenstände nicht erhalten geblieben.

XIII. Von allerhand Gold- und Silbermünzen

Die hier aufgezeichneten Münzen wurden planlos gesammelt. Es waren darunter Münzfunde und besondere Münzprägungen.

„3 besondere Münzlein, welche ao. 1689 by Sprengung eines Turms zu Speyer sollen gefunden worden sein.

Eine ao. 1683 bey dem Entsatz Wiens von einem Türken bekommene Müntz. item 6 alte römische Münzen, drei Regenbogenschüßelein, ingleichen 22 spanische Doppeldukaten, welche weyland Herr Graf Georg Friedrich, da er gäntzlich von Geld entblößt gewesen, zwischen Speyer und Türckheim ufm Weeg gefunden.

7 römische Münzen von der Gräfin Eleonora von Waldenburg, item noch ein altes kupfernes Stückle, welches anno 1689 vom damaligen Leutnant Truchses bey der Eroberung Maintz bekommen worden. Worbey noch eine Holländische Pappierne Müntz de anno 1574 mit der Überschrift: pugno pro patria wegen der Belagerung von Leyden."

Auch Münzspielereien wurden im Kabinett aufbewahrt:

„Eine Rose von blechernen, mit Bergglas bestreuten Blättern, welche allzumahl mit groß und kleinen silbernen, auch teils vergulten Müntzen besetzt, hat in der Mitte ein groß Brustbild vergult mit der Umschrift: Sophonispa Augussula Amilcaris Filia, außer diesem machen die an der Rose stehenden Müntzen 124 Stück.

Digitized by Google

Allerhand groß und kleine silberne und kupferne Münz, die in ein verguldets Blech gefaßt, womit im Cabinett der Bogen am Fenster ausgeziert gewesen."

Anfang des 19. Jahrhunderts bekam der Fürst noch ein besonders Geschenk, den sogenannten „Sondershäuser Wotan". Es war dies eine Bleimedaille mit dem Abbild eines wilden Mannes und der Umschrift: Woutan. Ein Protokoll, unterschrieben von mehreren Waldarbeitern, bezeugte, daß der Fund unter einem Baumstamm in einem Sumpfgelände gemacht wurde.

Ausgestaltung und Anordnung des Kabinetts werden im Inventar nicht erwähnt. Es schließt: „An der Wand des Cabinetts stehen mit massiv silbernen Buchstaben folgende Reime:

Hohenlohe die Grafschaft weit bekant,
berühmt an Tugend und Stand,
darum daß sie ihre Tapferkeit,
bewiesen haben zu aller Zeit,
gegen Christen und Türken Macht,
haben gefochten in mancher Schlacht,
darum ihr Stand lobenswert,
blühet wie Blumen auf der Erd. 1660.

Im übrigen ... bestehet ... oben an der Deck des Cabinetts noch Vögel, Schildlein und andere Zierarten. Es sind auch vorhanden 9 schmale Bretter, worauf die Wappen aller Hohenlohischen Vasallen mit Glas überzogen. Actum Kirchberg den 2. 3. 4. und 5. August 1702."

Die Grafen Hohenlohe-Kirchberg bewahrten das Kunstkabinett. Die anderen Linien stifteten Erinnerungsstücke dorthin. So waren die ursprünglichen Räume bald überfüllt. An eine räumliche Erweiterung wurde nicht gedacht. Das Interesse wandte sich dem Ausbau der Bibliothek zu. Die Bestrebungen des 16. Jahrhunderts, die Kunstkabinette zu Galerien auszubauen, wurden in Kirchberg nicht aufgegriffen. Sie fanden einen Niederschlag und eine Abänderung dahin, daß der große Kirchberger Schloßsaal zur Aufnahme einer großen Ahnengalerie ausgebaut wurde. Die Bilder in den Feldern der Kassettendecke, die Familienszenen aus dem 17. Jahrhundert darstellten, beeinflußten diesen Plan. Dazu kam, daß der Hof in Kirchberg in der Anstellung des Johann Valentin Tischbein einen Maler bekam, der trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit seines Schaffens, die Qualität seiner Portraits im Laufe der Jahre steigerte. Johann Valentin Tischbein (1715—1768) hat in Kirchberg eine Bildnissammlung geschaffen, die zu den umfangreichsten und bedeutendsten in Deutschland gehörte.[7]

Der wissenschaftliche Teil der Kirchberger Sammlungen erfuhr ebenfalls im 18. Jahrhundert eine Erweiterung. Ein in den Diensten des Gesamthauses als gemeinschaftlicher Archivar stehender Gelehrter, Johann Christian Hanßelmann, wurde durch Veröffentlichungen über die römischen Besiedlungen unseres Gebietes berühmt. Eine wissenschaftliche Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer, der Grundstock seiner Arbeiten, wurde dem Kunstkabinett einverleibt. Diese Abteilung bildet heute noch den besonderen Anziehungspunkt des Hohenlohe-Museums in Neuenstein. Eigenartig deshalb, weil die Sammlung in seltener Geschlossenheit das Rüstzeug eines Wissenschaftlers zu Beginn des 18. Jahrhunderts umfaßt, das auch die Grundlage für sein berühmtes Buch „Beweis, wie weit der Römer Macht ... in die Hohenlohischen Lande eingedrungen. Schwäbisch

[7] Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Herausgegeben von Otto Schmitt. I. Band, Seite 225. Stuttgart 1937.

Digitized by Google

Hall 1768" bildete. Bildmaterial des Buches und Sammlungsgegenstände ergänzen sich wechselseitig. Im Vertrauen auf die persönliche Unangreifbarkeit und die sachliche Sicherheit der Kirchberger Sammlungen haben späterhin wiederholt Gelehrte ihre Bücher und Sammlungen den Museumsbeständen einverleibt.

Wissenschaftlicher Forschungsgeist bestimmte in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts den weiteren Ausbau des Kunstkabinetts in Kirchberg. Bereits im ersten Inventar waren in der Abteilung IX 42 ausgestopfte Vögel aufgeführt. Diese wurden aus dem Kabinett herausgenommen, in einem besonderen Saal untergebracht und bildeten hier den Grundstock eines naturkundlichen Museums. Diese Sammlung wurde mit reichen Mitteln weiter ausgebaut. Die herrschaftlichen Förster waren angewiesen, seltene Jagdstücke nach Kirchberg abzuliefern. So wurden der letzte Wolf, der unsere Gegend beunruhigte, eine Wildkatze, ein Steinadler, aber auch allerhand Abnormitäten aus der Tierwelt, wie Mißgeburten und dergleichen, aufgestellt. Eine große Steinsammlung entstand, die in musterhaften Schaukästen ausgestellt wurde. Die Schüler des ehemaligen Fürstentums entnahmen dieser Abteilung reiche Anregungen. Im dankbaren Gedenken an diese Förderungen bestimmte 1808 ein berühmter Sohn der Gegend, August Ludwig Schlözer, Pfarrersohn aus Gaggstatt, Professor in Göttingen, daß seine Schriften in der Bibliothek in Kirchberg aufbewahrt werden sollen. 1857 wurde diese Schenkung vom Enkel des Gelehrten erweitert.

Sammlungen und Bibliothek waren immer der Öffentlichkeit zugänglich. Alte Ausleihlisten beweisen die rege Benützung.

Bei der Erbteilung nach dem Aussterben der Linie Hohenlohe-Kirchberg, die von den Linien Langenburg und Öhringen gemeinsam beerbt wurde, blieben die Bestände des Kunstkabinettes, die Naturaliensammlung und die Bibliothek im gemeinsamen Besitz beider Häuser. Der Hof löste sich in Kirchberg auf und die Betreuung der Sammlungen unterlag den wenigen Beamten, zuletzt einem Forstbeamten und einem Portier. Kirchberg wurde ein einzigartiges, großes museales Magazin.

II. Das Schloß in Neuenstein

Der Besitz in Neuenstein, Waldenburg und Öhringen kam in der Hohenstaufenzeit an Hohenlohe. In Neuenstein waren Herren von Neuenstein ansässig. Der Name beweist, daß dieses Geschlecht ursprünglich nicht hier saß. Sie stammen von einem anderen Burgensitz „Stein" ab. Dieser ist wohl der Kocherstein bei Künzelsau. Hier saß ein bedeutendes Herrengeschlecht, das seinen Hauptsitz im Raume zwischen der Hochstraße auf der Wasserscheide Kocher—Jagst und dem Keuperabfall im Süden hatte. Auch Ingelfingen und wichtige Rechte in Künzelsau gehörten hierzu. Im 11. Jahrhundert erwarb das Kloster Komburg diese Rechte. Die alte Hochstraße zwischen Kocher und Jagst hatte damals keine Bedeutung mehr; die Straße nördlich Neuenstein, vom Neckargebiet nach Osten führend, war königliche Reichsstraße mit wichtigen Geleitsrechten. Vielleicht mag dies die Ursache gewesen sein, daß das Geschlecht die neue Steinburg im Zusammenfluß zweier Bäche erbaute. Der Beweis, daß es sich um die gleiche Familie handelt, ist neben der Namensübertragung darin zu sehen, daß der ursprüngliche Familienbesitz zwischen Keuperabfall und Kocher, ein Teil des Ohrnwalds, auch der wichtigste Grundbesitz der Herren von Neuenstein wurde. Die Herren von Neuenstein wurden Beamte der Herren von Hohenlohe. Diese bauten die Burg zum Familiensitz aus. Seine Hauptblüte erreichte

Digitized by Google

der Ort am Ausgang des Mittelalters vor der Hauptteilung der Familie in die Linien Neuenstein und Waldenburg. Vom Ende des 15. Jahrhunderts ab wurde das Schloß zu einem mächtigen Renaissancebau ausgebaut; über 100 Jahre lang dauerte diese Bauperiode. 1495 weilte Kaiser Maximilian in den Räumen des Schlosses. Die Schloßherrin zählte über Burgund zu seiner Verwandtschaft. Durch die Einschränkung bei der Landesteilung nach 1551 verlor Neuenstein an Bedeutung. In den späteren Jahrzehnten wurden Langenburg und Weikersheim die bevorzugten Wohnsitze der Familie.

Das Neuensteiner Schloß gewann in einer ganz anderen Richtung an Bedeutung. Angeregt durch philanthropische Bestrebungen seiner Zeit hat der letzte Fürst der Linie Hohenlohe-Öhringen, Ludwig Friedrich Karl, vorbildliche Wohlfahrtseinrichtungen innerhalb seines Landesteils geschaffen. Eine Strafe wurde von ihm nicht als eine Sühne für eine Untat aufgefaßt, er sah vielmehr in ihr eine Einrichtung, den Menschen zu bessern. So wurde 1773 in den Verwaltungsgebäuden des Schlosses Neuenstein ein Arbeitshaus eingerichtet. 1776 baute er im Schloß selbst ein Hospital für bedürftige Menschen ein, die unverschuldet in Armut gekommen waren. Die Waisenkinder seiner Grafschaft fanden ebenfalls dort eine Unterkunft. Arbeitseinrichtungen und Schulen sollten die unglücklichen Menschen wieder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Eine Spinnerei und eine Walkmühle entstanden. Diese Einrichtungen hatten Bestand, bis die Landesrechte durch Napoleon 1806 an Württemberg übergingen. Im Schloß Neuenstein verblieben allein noch die unterstützungsbedürftigen Armen, die durch die ehemaligen Klosterstiftungen unterhalten wurden. Das Schloß zerfiel.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben namhafte Kunsthistoriker, darunter auch Lübke, auf die Bedeutung von Schloßarchitektur und Anlage hingewiesen. Angeregt dadurch, faßte man den Entschluß, einige wenige wichtige Räume zu erhalten und dem Schloß eine Art musealen Schutz zu geben. Der sogenannte Kaisersaal, eine Halle im Erdgeschoß, wurde Museumsraum und eine Waffensammlung darin untergebracht. Auch diese war ursprünglich in Kirchberg, wurde aber in die Stiftung des Kunstkabinetts nicht aufgenommen. Bei der Erbteilung kamen die Bestände nach Langenburg und Öhringen und ein Teil fand in Neuenstein Aufstellung. Museumswürdige Gegenstände kamen nun nicht mehr nach Kirchberg, sondern nach Neuenstein.

Das wichtigste Ausstellungsstück war der „Hermersberger Hirsch". (Inv. Si 30.) (Abb. 10.) Im Schloß Hermersberg wurde den Jagdgästen von jeher ein Willkommenstrunk gereicht. Ursprünglich geschah dies in einem Elenfuß. Für Abbüßung von Wildfreveln mußte 1579 anläßlich eines Vertrages zwischen der Herrschaft Hohenlohe einerseits und Mainz und Schöntal andererseits von Niedernhall ein Trinkgefäß in Form eines vergoldeten Hirsches nach Hermersberg gegeben werden. Er wurde von dem Augsburger Goldschmied Georg Höllthaler geschaffen und 1580 nach Hermersberg gebracht. Nach dem erfolgten Willkommenstrunk schrieb der Gast seinen Namen in ein heute noch erhaltenes Buch ein. 1855 kam der Pokal nach Öhringen und in den 80er Jahren in den Kaisersaal nach Neuenstein. (Abb. 10.)

Das Schloßgebäude in Neuenstein zerfiel immer mehr. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehrten sich die Einkünfte der Linie Hohenlohe-Öhringen aus den schlesischen Besitzungen in so erfreulicher Weise, daß der damalige Fürst und Senior des Gesamthauses, Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, den Entschluß faßte, das Stammschloß Neuenstein wieder herzustellen. Es sollte hier

Digitized by Google

ein Mittelpunkt der Familientradition geschaffen werden. Der Burgenbauer. Professor Bodo Ebhardt, bekannt als Begründer der „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen" und als vielseitiger Schloßrestaurateur, bekam den Bauauftrag. Er schreibt in einer Denkschrift selbst: „... das Unternehmen, das an Bedeutung, Kosten und Umfang den größten neueren Wiederherstellungen in Deutschland nicht nachsteht, (wurde) unter Bereitstellung wahrhaft fürstlicher Mittel im Jahre 1906 begonnen".

Es ist hier nicht der Ort, das Bedenkliche der Wiederherstellungsgebräuche Bodo Ebhardts zu erörtern. Was restauriert wurde, ist so solid gefertigt, daß man den Wunsch hat, es möchten die Einzelheiten weniger reich ausgeführt, dafür um so mehr ausgebaut worden sein. Bodo Ebhardt konnte jahrelang mit unvorstellbaren Mitteln arbeiten. Als nach 1912 die Geldmittel nicht mehr so reich flossen, war eigentlich nur ein Rohbau vorhanden, nicht einmal die Fassade konnte ganz ausgestaltet werden.

Während des Umbaus wurden Altertümer angekauft, um die Säle des Schlosses ausstatten zu können. Der wichtigste Erwerb war der Ankauf einer Sammlung aus Eßlingen. Ein Architekt hatte dort mehr als vierzig Jahre lang Möbel gesammelt und wünschte bei seinem Tode, die Sammlung dürfe nur unter der Bedingung veräußert werden, daß sie beisammenbleibe. Unter dieser Bedingung wurde sie 1910 aufgekauft und in den Räumen des ersten Stockwerks in Neuenstein aufgestellt. Der Ausbau der Sicherungsmaßnahmen gegen Feuer und Einbruch war so groß, daß zwischen Sammlungswerten und den Kosten der technischen Einrichtung kein Verhältnis mehr bestand. Dem Fürsten Christian Kraft wurde es unmöglich, die geforderten Mittel noch weiter herbeizuschaffen: bei Ausbruch des Weltkrieges ließ er die Arbeiten einstellen. So blieb das Schloß in Neuenstein im Innern unausgebaut. Die wenigen benutzbaren Räume wurden museal ausgestattet und Teile der Kirchberger Sammlung, die dort im überfüllten Kunstkabinett zu keiner Wirkung kamen, nach Neuenstein verbracht. Die kleine Sammlung fand viel Beachtung.

Der zweite Weltkrieg brachte die Zerstörung des Kunstkabinetts in Kirchberg, und der Neuaufbau des Hohenlohe-Museums in Neuenstein begann.

Die Kunstgegenstände im Raritätenkabinett in Kirchberg waren dort beinahe dreihundert Jahre sicher geborgen. Keine Kriegsereignisse, kein durchziehendes Kriegsvolk haben Schaden verursacht. Allein die Nachkriegsereignisse des zweiten Weltkriegs haben die Sammlungen zerstört.

Gleich zu Beginn des Krieges wurden die Schlösser in ihren Einrichtungen grundlegend verändert. Staatliche Sammlungen und Organisationen verlagerten ihre Bestände aus den fliegergefährdeten Städten in die Landbezirke. Nach Neuenstein kamen Bestände der Staatssammlungen und ein Marinewäschelager. Nach Kirchberg wurden leider keine Kunstgegenstände gebracht, sondern militärisches und politisches Gut zweifelhaftester Art. Die Kunstgegenstände der Sammlungen in Neuenstein wurden in der ehemaligen Kapellengruft sicher geborgen. In Kirchberg wurden die Bestände nur teilweise im Archiv untergebracht. Eigentliche Kampfhandlungen beschädigten in keinem der beiden Orte die Sammlungen. In Neuenstein war das Wäschelager der Marine und das verlagerte Gut der Zivilbevölkerung das Ziel der Plünderungen. Dabei wurden auch kleinere Sammlungsgegenstände zerstört und entwendet, die wertvollsten Teile aber überhaupt nicht aufgefunden. Nach zwei Tagen wurde das Schloß Neuenstein durch das Eingreifen eines amerikanischen Obersten, in dessen Befehlsbereich da-

Digitized by Google

Abb. 10. Hermersberger Willkomm, Silber vergoldet. (Georg Höllthaler, Augsburg; 1580.) (Aufn.: Balluff-Koch, Waldenburg.)

Schloß lag, unter den besonderen Schutz der amerikanischen Truppen gestellt. Eine glücklicherweise außerhalb des Schlosses stationierte Wache wehrte Zivilisten und Soldaten den Zutritt. So blieb die Sammlung erhalten.

Das Schloß Kirchberg wurde dauernd von Truppen belegt. Das dort verlagerte militärische Gut verlockte zu Plünderungen in größtem Ausmaße. Soldaten, Deportierte und Einheimische hatten wochenlang ungehindert Zutritt. Was irgendwelchen Gebrauchswert hatte, verschwand, jedes Kastenschloß wurde aufgebrochen, die Fenster und Spiegel mutwillig eingeschlagen, die Porzellane zum Gebrauch benützt und dabei zerbrochen. Kein Truppenbefehl konnte der fortschreitenden Zerstörung Einhalt gebieten. Kurzfristig eingeteilte Wachen beteiligten sich selbst an den Zerstörungen. Die Gegenstände, die tagsüber mühsam

Digitized by Google

zusammengesammelt und in besonders bezeichnete Gelasse gebracht wurden. waren morgens wieder zerstreut und demoliert. Keine andere Erhaltungsmöglichkeit schien mehr gegeben zu sein, als das wertvollste Kulturgut aus Kirchberg zu entfernen und nach Neuenstein zu verbringen. Amerikanische Offiziere boten die eigenen Kraftwagen an, das Wertvollste zu retten. Der Abtransport zog sich wochenlang hin und wurde unter den schwierigsten Umständen durchgeführt. Die kostbarsten Bilder wurden in das Pfarrhaus und die Arztwohnung verbracht, die von den Truppen erhöhten Schutz genossen. Eine alte Erfahrung lehrt, daß, wenn in einem Museum einmal die alte Ordnung aufhört und eine Plünderung eingesetzt hat, diese wie ein Krebsschaden weiterwuchert und trotz aller Abhaltungen von Zeit zu Zeit wieder neu beginnt. Dies hat sich auch in Kirchberg bestätigt. Auch als kein eigentliches Plünderungsgut mehr in Kirchberg war, wurde immer wieder eingebrochen, alles Bewegliche mitgenommen, sogar die Türklinken abgeschraubt und die Stofftapeten ausgeschnitten.

Wohl konnten die künstlerisch wertvollen Gegenstände nach Neuenstein verbracht werden. Die Einheit zwischen Wohnkultur und Kunstgegenständen, wie sie in Kirchberg vorhanden war, kann kein Museum auferstehen lassen oder ersetzen. In Deutschland gab es wohl kaum ein Schloß, das so wie Kirchberg angefüllt war mit gutem handwerklichem Gebrauchsgut. Im ganzen 19. Jahrhundert wurde dort kaum etwas verändert und jeder Gegenstand stand gebrauchsfertig an seinem Platz. Der Verlust dieser Einheit ist nicht mehr zu ersetzen.

Diese unglücklichen Ereignisse brachten es mit sich, daß Neuenstein Mittel- und Sammelpunkt des hohenloheschen Kunst- und Kulturgutes wurde. In schöner Einmütigkeit verband dieser Gedanke die einzelnen Hohen Häuser.

Eine Neuaufstellung des gesamten musealen Gutes wurde in Neuenstein notwendig. Diese konnte, wenn auch unter schwierigen Umständen und unter mannigfaltigen Notbehelfen. durchgeführt werden.

Die große geschichtliche Vergangenheit des Hauses Hohenlohe steht in Beziehung zu den einzelnen Kunstgegenständen. So lag es nahe, auch die Zentralstelle der Hohenloheschen Archive nach Neuenstein zu verbringen. In Öhringen waren seit dem Ausgang des Mittelalters die wichtigsten Hausarchive untergebracht. Kriegshandlungen zerstörten im April 1945 das Schloß in Waldenburg; das Archiv war nur noch in Resten vorhanden und vollständig durcheinandergeraten. Auch im Öhringer Schloß konnte das dort untergebrachte Linienarchiv nicht mehr beibehalten werden, das Kirchberger Archiv war durch Plünderungen gefährdet. Diese drei großen Archive wurden gleichzeitig mit den Kirchberger Kunstgegenständen nach Neuenstein verbracht. Auch die Bibliotheken aus Kirchberg und Öhringen fanden hier eine Neuaufstellung.

Diese Einheit von Museum, Archivbeständen und einer Bibliothek ist die Besonderheit des Hohenlohe-Museums in Neuenstein. Das Ausstellungsgut lockt den Beschauer zur Auseinandersetzung, die Archivbestände und die Bücherei fördern dieselbe. So ist Neuenstein kein totes Museum geworden. Es ist eine Arbeitsstätte, die den Besucher anzieht, die Gegenstände nicht nur anzuschauen, sondern sie als Offenbarungen des Geistes und als Niederschlag einer reichen geschichtlichen Vergangenheit zu erkennen. So schreitet er weiter von den Kenntnissen der Dinge zu Erkenntnissen ihrer Zusammenhänge, die musealen Schätze sind dem Menschen nicht mehr Objekte des visuellen Aufnehmens, sie sind ihm Vermittler einer geistigen Kultur geworden.

Digitized by Google

Mörikes Aufenthalt in Wermutshausen und Schwäbisch Hall

Von Eugen Ungerer

Wer immer sich in Werke Mörikes versenkte, sich überwältigt fand von der lauteren Schönheit dieser Poesie, ihre treffliche Form bewunderte, gereift und geläutert an den Mustern der Antike, ihren köstlichen Inhalt erlebte, abgelauscht und abgerungen dem eigenen Dichtergemüte, der fühlt das innigste Verlangen, auch mit dem Lebensschicksal dieses begnadeten Menschen vertraut zu werden. Wo wäre dies unerläßlicher, gewinnbringender als hier; wird damit doch die freundliche Legende zerstört, die eine schönfärberische Nachwelt als zu leichtfertig dem Pfarrherrn von Cleversulzbach anhing, die Legende eines idyllischen Lebens, eines Lebens der glückhaften Einsamkeit, einer etwas spießbürgerlichen Zufriedenheit, ledig drückender Sorgen und herzbedrängender Nöte.

Auch dieses empfängliche Gemüt, den trügenden Augen so überglänzt vom Reichtum an Sonne und jener unirdischen Heiterkeit, die Gabe der Höheren ist, nährte sich in seinen tiefsten und kräftigsten Wurzeln aus den leise, bald gequält aufrauschenden Quellen des Leids.

Von Natur mit dem empfindsamsten, zartesten Gemüt ausgestattet, leicht entflammbar für alles Hohe und Edle, ängstlich alles Niedrige und Gemeine von sich haltend, dabei innerlich zerrissen und ruhelos, ohne eigentliche Geborgenheit, war ihm die nächtige Seite im Menschenherzen durchaus vertraut.[1] Und unfreundlich, ja feindlich raubte ihm ein herbes Geschick früh die zärtlich geliebte Schwester, deren verklärtes Wesen das eines Engels war, rührend in seiner Unschuld und Reinheit, wie die Lilie des Gartens, entriß unserem Dichter den jüngsten Bruder, „mit dessen Leben ihn ein unaussprechlich schöner Zusammenhang verband", sehr früh den Vater, einen schwerblütigen und der Philosophie ergebenen Mann, seines Zeichens Arzt, und noch in der Cleversulzbacher Zeit die innig verehrte Mutter, die in ihrer „himmlischen Güte" dem bedrängten Sohn ein Hort des Trostes wurde.

Und wie sich bei seiner Natur vermuten läßt, wird ihm das berufliche Leben, selbst wenn es wie hier der Pfarrberuf ist, zur unerträglichen Last. Wie wenig erkannte er, daß dies kein Beruf im üblichen Sinne sei, sondern eine Berufung verlangte, daß man „Heiliges nicht wie ein Gewerbe treiben" könne, nach Hölderlins Wort.

Wenn wir Mörike auch für einen Träumer halten mögen, so dürfen wir doch keinesfalls, wenn wir sein Wesen umreißen wollen, jene scharfe Urteilsfähigkeit vergessen, womit er schonungslos seine eigenen Tiefen und Untiefen beleuchtet, untersucht und bloßlegt.[2]

Bald muß er erfahren, vielleicht gefördert durch den ernüchternden Einfluß seiner beiden Freunde Fr. Th. Vischer und D. Fr. Strauß, daß ihm jener kindliche Glaube fehlt, wie Gewissen und Überzeugung zuweilen ebenso wie seine ernste, von tiefer Freude getragene Beschäftigung mit den Großen der Antike ihm zum

[1] „Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen ..."

[2] „Als hätte ich nicht die ganze Höhe meiner Ideen erreicht, deswegen verbrannte ich es." (Trauerspiel um Peregrina-Stoff.)

Digitized by Google

Anlaß wurden, ernste Glaubenskämpfe auszufechten und zeitweise in einer Gottesferne zu leben. Erst am Abend seines Lebens, wie sein Landsmann Hölderlin, dessen düsteres Geschick ihm ein deutlicher Fingerzeig der Warnung war, erfüllte ihn wieder eine innige Verehrung, eine tiefe Gläubigkeit für das Christentum, wandte er sich wieder ohne allen Vorbehalt und geistlichen Zweifel der Gestalt Christi zu.[3]

Wenn schon der theoretische Inhalt der Lehre ihm Anlaß zu mannigfachen Auseinandersetzungen wurde, wieviel mehr mußte die praktische Ausübung, das Predigtamt, der Religionsunterricht, die seelsorgerische Betreuung, die Führung der Registratur ihm von Beschwer sein. Da taucht denn auch bald jene tiefe Abneigung, im Tübinger Stift noch verhalten, gegenüber der Theologie offen heraus, findet ihren beredtesten Ausdruck in den übermütigen, leidenschaftlich-ungestümen Ergüssen an Johannes Mährlen, den Freund und späteren Professor in Stuttgart. Was wir lesen, was wir hören, sind unmittelbare Zeugnisse einer wahren Sturm- und Drangperiode, wie die eines Schiller, eines Goethe, ständig wechselnd zwischen den Gipfeln des Glücks: „Du bist Orplid, mein Land" und den abgründigen Tälern melancholischer Zustände, „unerklärlicher Unruhe, unbekannter Trauer".[4]

In leidenschaftlicher Weise, in mannigfaltigen, spitzigen Ausfällen gegen „die Mutter Kirche", „die Bürde des Kirchenrocks", gegen „die Fesseln der Vikariatsknechtschaft" versucht er, sich inneren Abstand von seinem Beruf zu schaffen, versucht er, sich zu verwahren gegen den Übergriff des Berufes in den heiligen Bezirk seiner Poesie. Beruf und Berufung, Broterwerb und höchster geistiger Auftrag, diese Zwiespältigkeit, dieser schreiende Mißklang, manchem Großen zum Heil im Reich des Geistes, Grund reifster und schönster Früchte, wird ihm, „der mit geringeren poetischen Freßwerkzeugen" ausgestattet ist, zum Unsegen, zum Gegenstand ständiger Zermürbung. Seiner mimosenhaften, früh hypochondrischen Natur, einer „drückenden Atmosphäre des eigenen, befangenen Ichs verhaftet", mußte nur zu sehr alle Beengung, Hetze, alle billigen oder unbilligen Forderungen von außen, und sei es nur der Zwang zur Sonntagspredigt, als lästig, ja als unerträglich erscheinen.

Als echter Künstler — und bei Mörike wird es, wie selten, augenfällig — ist jede geistige Betätigung, jedes vornehmlich produktive Schaffen in unerhörter Weise vom körperlichen wie seelischen Allgemeinbefinden abhängig; wie wenige erlebt er, nein, erleidet er die geheimnisvollen Gezeiten des untergründigen geistigen Stroms, die jähe Flut, die uns Nachfahren mit köstlichen Angebinden seiner Phantasie beglückte, die trübe Ebbe, die uns ein Verstummen seiner Poesie, ein reines Dahinvegetieren ertragen heißt. So mußte ihm die sonntägliche Predigt, die ja unwiderruflich und zum genau bestimmten Zeitpunkt feststand, vor einer erwartungsvoll harrenden Gemeinde, als die Hauptobliegenheit seines Amtes, wie ein drohendes Gespenst erscheinen, das seine drückenden Schatten schon auf

---

[3] Brief an Hartlaub (20. März 1843): „... bei meiner fast dauernden Neigung zum Christentum ..., gleichwohl den großen Unterschied zwischen dem Gebrauch, den ich davon für meine Person machen könne, und zwischen meiner Aufgabe als Prediger ..., fast lebhafter als ehemals empfinde." (Gespräch mit Vischer.) — Vergleiche allerdings die gegensätzliche Äußerung an Rudolf Lohbauer (2. August 1843): „Ich kann das Predigen nicht vertragen. Die hie und da schon ausgesprochene Vermutung, als ob mich ein inneres Mißverhältnis zum Christentum hiezu bewege, ist ein völlig grundloser und dummer Verdacht."

[4] „Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient."

Digitized by Google

den Mittwoch zurückwarf.[5] Wir spüren hier etwas von der seltsamen Unsicherheit, etwas von dem Mißtrauen der eigenen geistigen Kraft gegenüber, auch etwas von der peinigenden Art seiner Vorstellungen, die im voraus quälende Unlust empfand und nicht mehr den Dingen unbefangen gegenüberzutreten vermochte.[6]

Was Wunder, daß Mörike sehr bald in Cleversulzbach den Anforderungen des Amtes nicht mehr genügte, daß Vikare, mehr als einmal Ärger und Sorgen bereitend, die sonntägliche Predigt halten, während ihr Pfarrherr hinter der Kirche im Gras, sinnend und träumend, den Sommerwolken, den flüchtigen, nachschaut, die brummenden Käfer, die summenden Bienen, die gaukelnden Falter, die ganze sinnenfrohe Natur mit ihren bunten Blumen, rauschenden Baumwipfeln und geheimnisvoll plätschernden Bächlein in sein Herz geschlossen hat.[7]

Was natürlicher, als daß das königliche Konsistorium zu Stuttgart, das einen wahrhaft fürstlichen Langmut bewies, gewiß auf das Drängen seiner unmittelbaren Vorgesetzten, von denen einer, der Prälat Flatt, vorher schon geneigt war, sein körperliches Leiden als „Proton pseudos" (Hauptübel) aller seiner Bedenklichkeiten anzusehen, nunmehr sich entschloß, unseren Dichter vor die Wahl zu stellen, entweder seine „Stelle ohne Gehilfen zu versehen" oder „untertänigst um eine Pensionierung auf unbestimmte Zeit zu bitten".

Wieder ein Versuch, seine Amtspflichten allein zu bewältigen, der Vikar wird entlassen, „guter Hoffnung voll" sich an die Erledigung aller Teile des Amtes gemacht — um dem Unwohlsein und sonstigen Hindernissen vorzubeugen, Hartlaub um ein Dutzend seiner Predigten gebeten, „auch etliche oratiunculas nuptiales et mortales" —, und wieder schließlich die resignierte Einsicht, daß sein jetziger Zustand eine Fortführung des Amtes nicht erlaube.

Im Alter von 39 Jahren, nur wenige Monate vor dem Schwabenalter, erhält er durch „die Großmut seiner königlichen Majestät" seine Bitte um „allergnädigste Enthebung vom Predigtamt und huldvolle Verleihung einer Pension" bewilligt.[8]

19. September 1843 bis 15. April 1844:

Aufenthalt in Wermutshausen

Wenn für den Dichter etwas beglückend war und für sein vereinsamtes Leben ein Segensstrom wurde, der mächtig und froh sich ergoß, kaum jemals sich trübte, so war es die Freundschaft, deren Kraft, Bestand und Innigkeit er wie wenige verspüren durfte.

Ein schlichter Dorfpfarrer, Wilhelm Hartlaub, nüchtern, geschäftlich, ebenso wie kunstverständig, sein Urfreund schon aus der Uracher Seminarzeit, dazu „feuriger Verehrer Schleiermachers", war es, den Mörike selbst den gewichtigeren Namen eines Theodor Storm und Moritz von Schwind, eines Gustav Schwab und

[5] „Das, was von Poesie in mir steckt, kann ich nicht so tagelöhnermäßig zum Verkauf bringen und daß man auf mich wartet."

[6] „Ich bin bei meiner kranken Ängstlichkeit und vis inertiae ein Hypochonder von Haus aus." Anspielung auf Shakespeares „Heinrich IV.", I. Act III, Szene III. Falstaff: And if I have not forgotten what the inside of a church is made of, I am a peppercorn, a brewer's horse: the inside of a church! I fear I can bear real ills better than imaginary (Keats).

[7] „Der Vikar itzunder — und sein Starenplunder — ist nun, Gott sei Dank — (freilich mit Gestank, weil er sich noch sehr blamieret), aber wirklich abmarschieret, und auch keine Laus mehr von ihm im Haus."

[8] „Dieser versicherte (der Referent seiner Sache), daß es dem Ministerium gegenüber Hermeneutik gebraucht habe, mir jene Summe zu erwirken, da das buchstäbliche Gesetz in solchem keine Pension erlaubt hätte. So viel ist sicher, daß unser Minimum das Maximum der Herren war." (Rund 300 Mark.)

Digitized by Google

Justinus Kerner, eines Geibel und Hebbel vorzog. Hartlaub war durch „die Bestimmtheit seines Wesens", durch die Reife seines Urteils in geistigen wie in weltlichen Dingen durch die Kennerschaft, was Musik, was Poesie anbelangte, wohl wie geschaffen, Helfer, Berater, selbst Steuermann zu sein, „wenn des Dichters Lebensschifflein allzu gedankenlos hintreiben" wollte.[9]

Als das königliche Konsistorium seiner Bitte um Pensionierung auf unbestimmte Zeit stattgab, er, einer ungewissen Zukunft preisgegeben, sich von Haus, Kirche, Gemeinde, Amt verabschiedete, in Gedanken mit einem Aufenthalt in der Schweiz oder in dem sonnigen Mergentheim spielte, öffnet sich — uns will es wie selbstverständlich scheinen — die allzeit gastliche Pforte des Wermutshauser Pfarrhauses. Wilhelm Hartlaub, der aufopferungsvolle Freund, seine Frau Konstanze, den Dichter wie die leibliche Mutter umsorgend, laden Mörike und seine Schwester, das Klärchen, in aller Herzlichkeit zu einem längeren Besuch nach Wermutshausen ein.[10]

Und da leben sie beisammen in den überreichen Tagen des Herbstes und den kargen des Winters, treiben ein wenig wissenschaftliche und geistige Lektüre, geben den Kindern eine Art von Schauspiel, huldigen „dem Genius ihrer Freundschaft", und alles verbindet und würzt das erheiternde Gespräch im häuslichen Kreis wie auf ausgedehnten Spaziergängen. Vollends das Klavier, abends zur Dämmerstunde von Hartlaub meisterhaft gespielt, wenn er sich im „Traumgewühl der Melodien" verliert, wenn Haydn und Beethoven, zumal Mozart, der Liebling des Freundes, wie aus ihrer Versenkung auftauchen; es löscht und stillt Mörikes starkes Musikbedürfnis, rührt ein Herz, „daß noch bestehe Freundeslieb und Treue".

„Du endigtest; ich schwieg. — Ach, warum ist doch eben
Dem höchsten Glück kein Laut des Danks gegeben?
Da tritt dein Töchterchen mit Licht herein,
Ein ländlich Mahl versammelt groß und klein,
Vom nahen Kirchturm schallt das Nachtgeläut,
Verklingend so des Tages Lieblichkeit."
(Gedicht an Wilhelm Hartlaub.)

Als der Frühling kam und er „von fern die süße Gärung empfand, die sein Geruch alljährlich bei ihm weckte", hofft er zuversichtlich, „daß sich ein neuer Mensch mit ihm (Gott geb's) in die Welt hinauswage".

Immer häufiger wandern die Blicke der Geschwister auf die Landkarte, bald steht ihre Vaterstadt Ludwigsburg, bald Eßlingen, bald gar das sonnige Mergentheim lockend vor ihrer Seele, da wird die Rechnung noch aufgesetzt, „Brot, Kaffee, Milch, Zucker, Lichter und Lampenöl", selbst das Holz gewissenhaft verbucht, die Rechnung beglichen, nichts möchte man schuldig bleiben, und dann fällt die Entscheidung über die Wahl des Ortes.

16. April 1844 bis 1. November 1844:

Aufenthalt in Schwäbisch Hall

Uns will es wundernehmen, daß Mörike, der einst nicht eben durch besondere Entschlußfreudigkeit oder gar Willensstärke glänzte, eher einem Zögern anheimfiel, den Dingen ihren Lauf ließ, nun selbst tatkräftig eingreift und Schwäbisch

[9] „Du sitzest mit ruhiger Gebärde in dich selbst verloren am Steuer, wenn die andern nur die Winde rufen in das Segel meines gedankenlos hintreibenden Schiffes."

[10] Brief an Hartlaub: „Himmlische Menschen seid Ihr, das ist wahr ... Ein Übergang durch Wermutshauser Freundschaftsluft in eine neue Wohnstätte wird, wenn es auch nur ein kurzer wäre, uns unsern Aus- und Einzug unsäglich erleichtern."

Digitized by Google

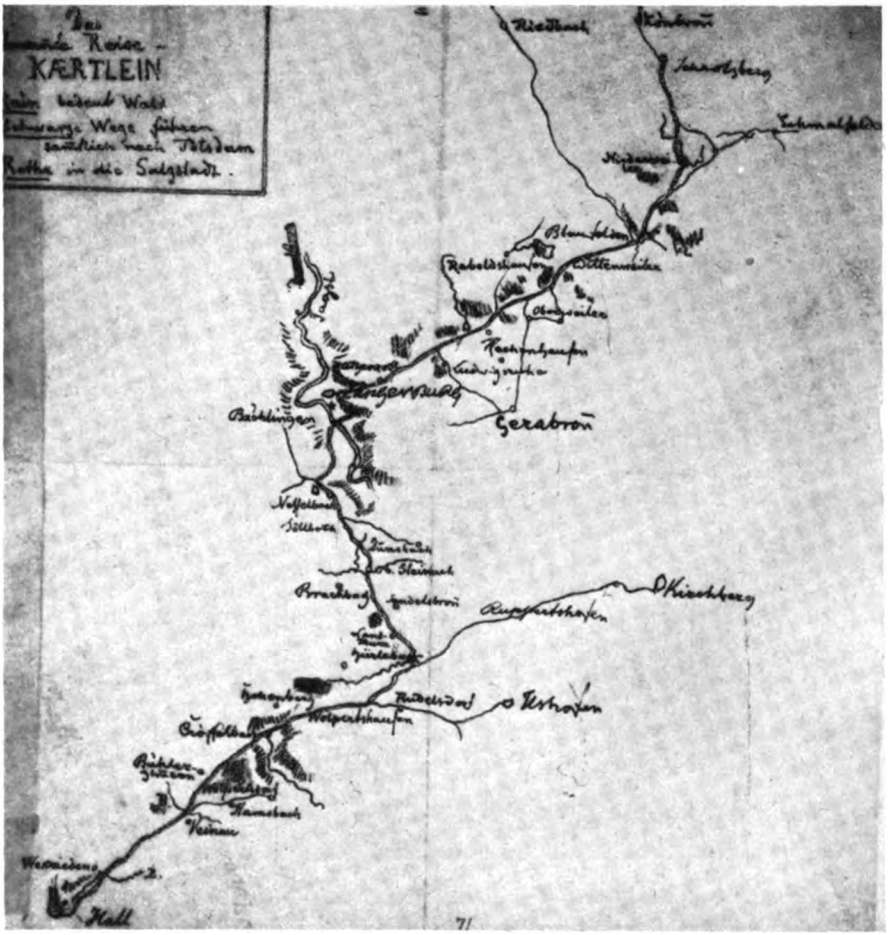


Abb. 1. Von Mörike gezeichnetes Reisekärtchen von Wermutshausen nach Schwäbisch Hall. (Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

Hall nun zum zukünftigen Wohnort der Geschwister erwählt. Es waren verschiedene Überlegungen, die ihn dazu überredeten, einmal hoffte er, daß das Solbad günstig auf seine Kränklichkeit einwirke, zum andern war er seinen Wermutshausener Freunden nicht allzu weit entrückt und zudem lockte ihn die ganze Örtlichkeit, die alte Reichsstadt mit ihren mannigfaltigen Bauten und Sehenswürdigkeiten.[11]

Im Schlitten sodann, am 4. Februar 1844, reisen Hartlaub und Klara nach Schwäbisch Hall und finden in „der alten Herrenstraße, unweit der Kirche, ein derzeit völlig leeres Haus vom guten, ehrenfesten Schlage" (Abb. 2). Das Vermieten macht keinerlei Schwierigkeiten, Hartlaub und Klara entschließen sich, die Eigentümerin, Frau Hanselmann, sagt zu und zur Bekräftigung ihres Mietvertrages werden gleich 2 Gulden 42 Kreuzer „als Pfand für die Logis" entrichtet.

[11] Brief an Schmiedlin: „Ich darf mir schmeicheln, der Gedanke stammt von mir."

Digitized by Google

Am 16. April ist es in Wermutshausen soweit, Eduard und Klara nehmen Abschied von der „guten Konstanze", ihrem zärtlich geliebten Töchterchen Agnes, und reisen über Langenburg, wo man um 1 Gulden 12 Kreuzer zechte, begleitet von Hartlaub, nach Schwäbisch Hall. Nachdem sie sich in ihrem Quartier eingerichtet hatten, notdürftig nur, wartete doch der ganze Hausrat in Neuenstadt auf das Überführen, „gehen sie aus, die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten vorläufig zu betrachten". Wie einst in Mergentheim (1841?) anläßlich eines kurzen Aufenthalts der Johannisturm erklommen wurde, „um das prächtige Geläut mit allen Glocken zu hören, um das Schwanken des Turmes zu fühlen", wie in Ulm, in Konstanz das Münster erstiegen wurde, so gelten, wie das Haushaltbüchlein zeigt, die ersten Unternehmungen des Dichters den beiden größeren Kirchen Schwäbisch Halls, dem St. Michael und der Katharinenkirche.[12]

Abb. 2. Inschrifttafel an Mörikes Wohnhaus in Schwäbisch Hall, Obere Herrngasse 7.

Es gewährt eigenartiges Entzücken, zu denken, daß dieselben Stufen, ergraut vor Alter und ausgetreten von Besuchern, dieselbe enge Wendeltreppe, in vielen Windungen heraufführend, vorbei am Glockenstuhl, vorbei an dem bescheidenen Turmwächterstübchen, der Fuß Mörikes betrat. Und dann der Ausblick: „in schwindelnder Tiefe die prächtige Altstadt, wo ängstlich sich Giebel an Giebel drängt, gleichsam Schutz suchend, vom wuchtigen ‚Neubau', einem Wächter gleich, überragt, wo winklige Gäßchen, enge Straßen, das schmale Silberband des Kochers, kaum die drückende Enge zerteilen, alte Brunnen und malerische Brücken, efeuumrankte Ruinen und angrenzende Wälder das Bild verschönen".

Die Mesner-Frau an der St. Michaelskirche, der Türmer auf der Katharinenkirche, wo sich eine „brillante Aussicht" bot, erhalten je 12 Kreuzer, ein vorüberkommender Bettler 1 Kreuzer. Mit Verwunderung werden die Salzmodelle betrachtet, welche die Michaelskirche darstellen und vom Mesner feilgeboten

[12] „Ein Glockentonmeer wallet / Zu Füßen uns und hallet / Weit über Stadt und Land / So laut die Wellen schlagen, / Wir fühlen mit Behagen, / Uns hoch zu Schiff getragen / Und blicken schwindelnd von dem Rand." (Auf einem Kirchturm, 1845.)

Digitized by Google

werden, „woran die allerkleinsten Teile von Bildhauerarbeit, als Laubwerk, Knäufe, Spitzen usw. sehr niedlich nachgebildet sind". Noch viel mehr „die prächtige St. Michaelskirche" selbst, „gleichsam ein ganz kristallines Naturwerk, weiß und glänzend, nur an den Wetterseiten etwas grau, welches ihr gut lässet". Ganz köstlich will es uns anmuten, daß Mörike, wenn wir ihm glauben dürfen, nicht der Schalk sein Wesen treibt, sich nicht scheute, „etliche und 20 Häuser an verschiedenen Stellen mit der Zunge zu betasten", um sich von ihrem Salzgehalt zu überzeugen, aber nicht den mindesten vermerken konnte. Wenn er zuversichtlich feststellt, daß zwar in Schwäbisch Hall nicht, „wie wir es uns vorgestellt, alles von Salz, doch die vornehmsten Gebäude" es seien als: „das Rathaus, der große Marktbrunnen, die Bildsäule von Loths Weib und besonders die prächtige St. Michaelskirche".[13] (Mit der Bildsäule ist der freistehende Pranger gemeint.)

Auch amtliche Dinge werden erledigt; so erstattet Eduard kurz nach seiner Ankunft beim hiesigen Stadtschultheißenamt eine Aufenthaltsanzeige, wobei er aufgefordert wird, einen Heimatschein baldgefälligst vorzulegen, gleichzeitig die Höhe der Wohnsteuer auf 10 Gulden veranschlagt wird.

Klärchen reiste indessen im Eilwagen über Öhringen nach Neuenstadt, um bei Verwandten den Hausrat abzuholen, der über die Zeit der Wermutshauser Freundschaftstage dort untergestellt war, unternimmt darauf einen Abstecher nach Cleversulzbach, wo immer noch nachträgliches Auktionsgeld ausstand.

Hartlaub verabschiedete sich „nach einem Gang in den Haspelschen Garten, dann um die östliche Seite der Stadt, durch den Zwinger, an dem Folterturm und den efeubeladenen Ruinen vorbei", endlich zur Michaelskirche, deren Inneres die Freunde betrachten. Wie ein Brief bezeugt, fällt der Abschied beiden schwer; eine Tasse für Hartlaub, für Konstanze ein Riechfläschchen („Rosenöl, echt türkisches, von dem jungen Dr. Mörike") sind die Freundesgaben des Dichters, als Zeichen der Erinnerung wie als Zeichen der Dankbarkeit. „In einsamen Gedanken" wandert Eduard weiter und stößt dabei auf den Pfad am Lindachwehr, der später häufig begangen, schon weil er ihn am Tage von Hartlaubs Abschied fand, zu seinen liebsten zählt.

Sein Eremitenleben

Nichts ist nun köstlicher, nichts erheiternder, als zu erfahren, wie Eduard, ohne den Rat des Freundes als auch ohne die tätige Hilfe seines Klärchens, ohne jeglichen Hausrat, allein mit dem dürftigsten versehen, seinem vereinsamten Hausstand voranstand. Wie schon in Wermutshausen, wo die gute Konstanze so nachsichtig war, sein Frühstück warm zu halten, und als er Besserung verspricht, mit so treuherzigen Augen versicherte, dies habe auch nicht das geringste auf sich, so liegt er auch hier im Kampf mit seinem alten Übel, jenem merkwürdigen Hang, den er vis inertiae nennt.

„Morgens um 7 Uhr kommt das Mädchen mit dem Hausschlüssel, heizt ein, indes ich noch im Bett liege." Die Lektüre wird fortgesetzt, waren doch morgens seine produktivsten Stunden,[14] bis Frau Hecker, wohl eine Nachbarin, ihm den Kaffee bringt, wozu sie sich freundlicherweise erboten, „der dann auch, reichlich bemessen, bis Nachmittag ausreicht". Ist die Milch heiß, so wird aufgestanden.

[13] Aus dem launigen Salzbrief an Agnes Hartlaub (fingiert).

[14] Aus dem Brief an Klara (Schwäbisch Hall, 19. April 1844): „Die Seele fängt gleichsam von sich selber zu tönen an, wie jene Harfen, auf denen die Luft spielt. . . . Solange das Innere, noch unbewegt von der Außenwelt, rein und glatt wie ein Spiegel liegt" (Brief an Luise Rau, 4. Januar 1830.) Siehe Schön-Rohtraut, Rheinfall bei Schaffhausen . . ., die morgens gedichtet wurden.

Digitized by Google

Ein morgendlicher Schlafrock, vielleicht gar der alte „Klepperfelder Waldschützenkittel", wird umgeworfen — seine „Buckskinhosen, vielmehr der untere Teil derselben", harrten noch einer gründlichen Reinigung — und gehörig „Stubenmotionen" betrieben in dem großen, ohne Hausrat noch öden Zimmer, wobei ein Blumenscherben mit Erde, unbekannter Herkunft, gelegentlich als Spucknapf diente. Nun die „leidige Rasur"! Nicht gern kann man dabei jemand um sich leiden, es sei denn Agnes, die kleine „Wermbrechtshäuserin", die so andächtig zu lauschen verstand, wenn Eduard, die Zeit überbrückend, mit viel Laune und Witz Stegreifverse heraussprudelte. Zu allem fehlt es an der notwendigen Rasierschüssel. Man schaut sich sorgsam um, überwindet aufkommende Bedenken, stand da nicht ein leeres — Schnapsglas? Und hilft sich damit aus der Verlegenheit. „schund sich darauf die Haut wie gewöhnlich". Selbst das Kaffeetrinken hat seine Schwierigkeiten, fehlt's doch buchstäblich an allem in seiner „Einsiedelei", an Tischtuch und Zuckerdöschen und Kaffeelöffel, von Klärchens „köstlichem Glas- und Porzellanwerk" ganz abzusehen. „In einer Gucke (Papiertüte) hab' ich 1 Pfund Zucker, in einer Gucke 1 Pfund Salz." Als Kaffeebrot gibt's die unvermeidlichen „Weck", für die er eine besondere Vorliebe hat.[15]

Ist der Tag schön, das gewöhnliche mittlere, gesundheitliche Befinden vorhanden, so begibt er sich in die Stadt, tätigt kleine dringende Einkäufe, ersteht beim Antiquar Haspel die Sagittarii historia Hallensis (1 Gulden), eine alte Haller Chronik, die fortan bei seinen Ausflügen als Nachschlagewerk dient, wobei alles Wissenswerte über die Entstehung, Besitzer, sich herumrankende Sagen usw. jeweils an Ort und Stelle nachgelesen wird.

Im „Kurfürst" wird die Rechnung beglichen (7 Gulden 22 Kreuzer), das Kostgeld für 3 Tage, als Hartlaub und Klärchen noch in Schwäbisch Hall weilten. Schwerlich aß er weiterhin im Gasthaus, schon aus Gründen der Sparsamkeit, wie er ja später, in Mergentheim, häufig auf die Mittagsmahlzeit verzichtete, wenn er allein war; sicherlich nahm eine freundliche Hausfrau sich seiner an und brachte ihm „die Grießsuppe, Sauerkraut und Fleisch mit Erdbirn auf den Tisch", wie uns ein Brief verrät. „Leiblich kann ich ganz ordentlich bestehen ... Die Kost ist gut und reichlich, die Bedienung regelmäßig."

„‚Sanitatis causa' trinkt er Wasser aus der Solbadquelle", durchmißt ein paarmal das große, leere Zimmer, bevor er ausgeht, in herzlichem Gedenken an Klärchen: „Wie schön wird's sein, wenn Du einräumst, und wie verlangt's die stumpfnasige Flora auf dem Deckenbild,[16] Dir ihre Blumen in Dein blondes Haar zu sträuen!! Sehnst Du Dich auch (ein) wenig?"

Einer alten Gepflogenheit folgend, wird die Umgebung erwandert, vornehmlich ist es die Ruine Limpurg, die sein Interesse erweckt: „Die wenigen Überreste dieser Burg, so reizend und so kühn sie sich mit ihrer schweren Efeuumkleidung von unten herauf angesehen, darstellen, sind auf dem Platze selbst und von innen unbedeutend; die Trümmer sind fast überall mit dichtem Wasen überzogen, daß man auf lauter kleinen Hügeln umhergeht. Die Aussicht aber ist bewundernswürdig."

Ein kleiner Teich, worin drei Enten schwimmen, hinter der Ruine Limpurg lädt an seinen Ufern zur Rast ein, „indes die Sonne etwas gedämpft durch die Wolken scheint, die Lerchen singen und ein Frosch im Wasser quakt". Die ganze Beschaulichkeit und Stimmung der Umgebung reizt unwiderstehlich, einen Brief zu beginnen, der Quartkalender vom Jahre 1843 ist sein Polster, Wilhelms rote

[15] An die Schwester Klara. Schwäbisch Hall. den 19. April 1844.

[16] Heut noch vorhandenes Gemälde.

Digitized by Google

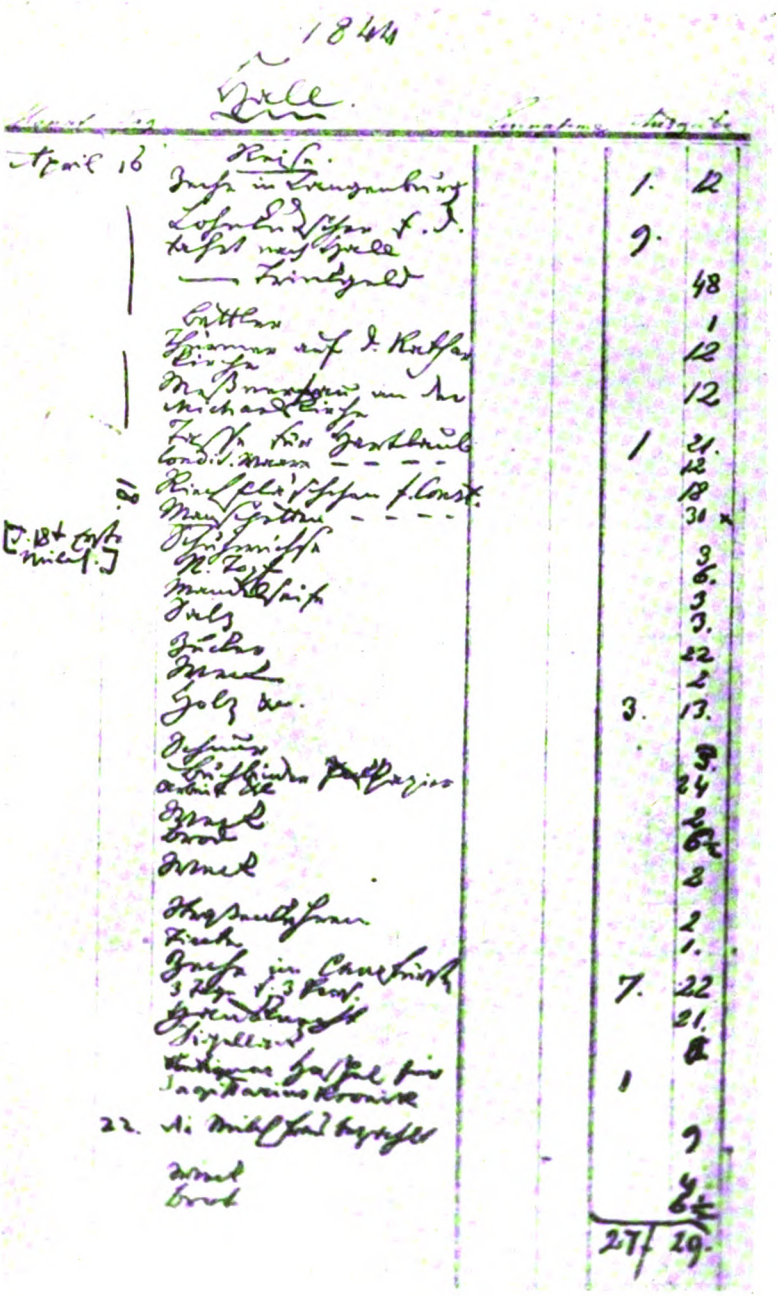


Abb 3. Eine Seite aus dem Haushaltungsbüchlein Mörikes.
(Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

Digitized by Google

Brieftasche die Schreibunterlage. Es ist ein Brief voll köstlicher Intimitäten aus seinen Haller Junggesellentagen, der reichsten einer, wo die Sehnsucht, das Heimweh nach seinem Klärchen aufbricht: „Wo ich sitze und gehe, denk ich an Dich!" — Einmal launisch unterbrochen: „Hier brach mein Bleistift ab, fortgefahren den 20. April."

Es ist Samstagnachmittag 4 Uhr. Man blickt aufmerksam auf der Straße spazieren. Herr Seiferheld, der Nachbar von der andern Straßenseite, ist nicht anders beschäftigt. Kurze Begrüßung, ein Gespräch spinnt sich an, worin Mörikes Liebhaberei für Petrefakten sich gleichsam selbst verspottet, seine liebenswürdige Schalkhaftigkeit, von reiner und kindlicher Art, mit einem Schuß Extravaganz die allerliebsten Kapriolen schlägt.

Y. (Mörike). Ei, Herr Nachbar, ich hätt' eine Bitte, wollten Sie mir nicht ein wenig musizieren? Ich sehe Ihr Klavier noch offen.

H. S. Mit Vergnügen! Was wünschen Sie?

Y. Spielen Sie nicht den hübschen Petrefaktenwalzer?

H. S. Den — wie? Nein, ich kenne ihn noch gar nicht.

Y. Vielleicht Gervillia pernoides aus dem Trigonienmergel?

H. S. Bedaure, gleichfalls nicht! Das ist wohl etwas ganz Neues?

Y. Achttausend Jahre wenigstens!

H. S. (Befremdet, etwas beleidigt.)

Y. Nun, so spielen Sie in Teufelsnamen etwas aus den Hugenotten. (Es geschieht und dauert sehr lange.) Ich danke. Wollten Sie doch Ihrem Bruder, dem Herrn Stadtrat, sagen, das rundliche Ding, was er immer seine Muskatnuß nenne, sei richtig, wie ich vermutete, nichts anderes als ein Stachel vom Cidarites coronatus.

H. S. Gut! Gestern haben meine Buben auch eine sonderbare Versteinerung mit heimgebracht.

Y. Versteinerung? Was? Wo? Warten Sie, ich komme hinüber! (Es wird das lange Brett geholt und über die Straße in Seiferhelds Fenster gerichtet, wobei er aus Verblüffung keine Hand anlegt, sondern nur zusieht, was es geben soll; dann wird der Schemel aufgelegt, ich setze mich hinauf und fahre wie der Blitz ins Haus, wobei eine Scheibe mitgeht.) Wo haben Sie? Ist sie noch ganz?

H. S. Sie ist ganz hin. (Hebt ein paar Scheiben auf.)

Y. Die Scheibe, so! Ich meinte den Stein. Ah, das ist er! (Es zeigt sich eine ganz gewöhnliche Muschel und schlechtes Exemplar.) Richtig! So! Hm! Ja! Ein Plagiostoma striatum. Nein, das müssen Sie aufheben! Ja, und also den Glaser will ich gleich schicken.

H. S. Es tut mir unendlich leid, Herr Mörike.

Y. Bitte! Übrigens heiße ich nicht mehr so, ich schreibe mich: von Meerigel.

H. S. Untertänigster Diener!

Uns will es scheinen, hier seien wir an die Grenze des Glaubwürdigen geführt, als ob er, mit aller Schalkhaftigkeit seines Herzens, gutmütig lächelnd, leise spottend, mit uns sein loses Spiel triebe. Sofern wir nur die Breite der Straße bedenken, die Höhe des Hauses, überhaupt die Gefährlichkeit des Unterfangens. Andererseits wäre nicht gerade dies ein echter Mörike-Spaß, „von jener Sorte, weißt, wobei wir allemal gleichsam nicht hörend beiseite guckten", nicht viel anders als sein Junggesellenleben, nicht anders als seine nächtliche Wanderung im Schlafrock, bei Mondschein, wo ihn die Lust ankommt, „etliche Geistergebärden zu machen, die dann auch ernsthaft genug ausfielen".

Digitized by Google

Oder ist jenes Musterkärtchen aus Schwäbisch Hall anderer Art? „Gestern nacht gegen 9 Uhr kamen Herr Tapf auf den Einfall, mit eigenen Händen seine Buckskinhosen, den unteren Teil derselben nämlich, auszuwaschen. Er stellte seine Waschschüssel auf einen Stuhl, das Licht auf die Tischecke und trieb die Arbeit mit dem größten Eifer, auch gar nicht ohne einigen Erfolg, wie vorderhand wenigstens an dem stark getrübten, obgleich mehrmals erneuerten Wasser abzunehmen war, dessen er sich ohne Seife bediente, denn da er bloß Mandelseife hat, so schien ihm dies eine Verschwendung. Über Nacht hing er sie an ein offenes Fenster und heute früh an (den) Ofen. Wenn nicht bald seine Fanny kommt, wird er genötigt sein, die Schnüre unten selber wegzutrennen, denn (er will) durchaus die Hosen wieder tragen."

Und da es schon spät ist, stülpt er sich „Konstanzes Nachtkappe über die Ohren, schürt seine Lampe und schlägt ein Buch auf". Doch rechte Ruhe will nicht aufkommen, zu sehr rascheln, tappen und kratzen unliebsame Gäste über den Alkov, gerade über seinem Bett. Es sind — Ratten, „die einen schamlosen Lärm verführen". Sein Stubennachbar muß nicht eben ein geruhsamer, rücksichtsvoller Patron gewesen sein, der des Dichters Ruhe für unantastbar gehalten hätte, wenn Mörike, als letzten Ausweg, um die Erhöhung dieses frommen Wunsches bittet: „Ach, wenn's nur Gottes Wille wäre, daß mein Herr Stubennachbar sich alle 14 Tage Arm oder Bein im Rausch verrenkte. Solange er den Barbier braucht, habe ich die ruhigsten Nächte."

Aber auch eine andere Störung der Nachtruhe gibt ihm Grund zur Klage: „Bis über 11 Uhr sind die Straßen sehr belebt; es sind vergnügte Menschen, keine Hunde."[17]

Und wahrlich, die alten Haller wußten zu leben, da weiß eine Beschreibung der Haller und ihrer Sitten mancherlei zu berichten: Es sind lustige, sogar vergnügungssüchtige, aber auch immer zufriedene Leute. Die Arbeitsamkeit könne nicht außerordentlich genannt werden, um so mehr aber würden sie den Besuch der in der Runde herumliegenden Vergnügungsörter (öffentliche Biergärten) lieben. Und vollends wenn eine Familie den Siederstag hatte! „Welch ein Tag, welch ein Leben! Die Monopolisten und die Händler schwelgten in gebratenen Hühner-, Gänse- und Entenvierteln und sorgten aufs umsichtigste dafür, daß diese schwimmfüßigen Tiere auch schwimmen durften."[18]

So sehen wir wohl unseren Dichter als letztes in der Not, einer alten, schon zu Cleversulzbach erprobten Gewohnheit gemäß, nach seinen Gehörstöpseln greifen, um sich den leidigen, verhaßten Lärm vom Leibe zu halten.[19]

Klaras Ankunft

Und endlich am 24. April, abends ½8 Uhr, als er einige Anstalten zu ihrem Empfang gemacht, läutet es, und kaum „seinen Ohren trauend", hört er Klara vom unteren Öhrn herauf, die ihre Sache vortrefflich gemacht, dabei wohl und munter zurückkam. „Mit Erzählen und Plaudern wurde die Nacht meist schlaflos

[17] Siehe 20. März 1843 in Cleversulzbach. „Heute nacht war eine wüste Bauern-Tauf-Zeche, die ich um 12 Uhr durch die mühsam herbeigerufene Scharwache mit Gewalt aufheben ließ. Die Rebellion hat bis um 2 Uhr gedauert; wir schliefen fast nicht, und ist mir jetzt selbst, wie wenn ich einen Katzenjammer hätte; mein Geblüt brüuselt noch ein wenig vom großen Amtsjäst."

[18] Pfarrer Cleß, Tüngental 1840. Haller Oberamtsbeschreibung, Seite 44 und 45.

[19] In Deutschland ist es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, daß, vor Lärm, niemand zur Besinnung kommen solle.

Digitized by Google

zugebracht", galt es doch, von der freundlichen Aufnahme in Neuenstadt zu berichten, von Freund Schmiedlins schwerer Krankheit, mancherlei Ausgaben: Reisekosten nach Öhringen, nach Neuenstadt — Botenlohn.

Die Wagen mit dem Hausrat — sicherlich von bescheidenem Ausmaß, vieles Überflüssige wird ja in Cleversulzbach versteigert, treffen anderntags 6 Uhr früh ein. Frachtfuhrmann Seitz von Neuenstadt, der sie herüberführte und 22 Gulden Frachtlohn, 1 Gulden 26 Kreuzer Trinkgeld empfing, hatte 2 Stunden später schon abgeladen. Aus der Nachbarschaft halfen Schreiner mit und „es ging an ein Schleppen, Kisten aufbrechen, Befehlen und Ordnen", wobei das Befehlen wohl mehr in Klärchens Hand lag, die schon in den letzten Cleversulzbacher Tagen „als Hausdirigentin, Mitraterin und Krankenwärterin durch Gewandtheit, Klugheit, Geduld und körperliche Ausdauer sich wahrhaft exemplarisch bewies". Wenn sie, ihrer praktischen Art nach, auch überall beherzt zugriff, so bangt sie doch um ihr „köstliches Glas- und Porzellanwerk", so daß sie hier beim Auspacken nicht zugegen sein möchte. „Doch ihre Furcht war unbegründet, nicht das Geringste fand man beschädigt. Die kurzweilige Arbeit des Einräumens wird durch die mailiche Sonne erheitert, die von mittags 12 Uhr an sich breit durch alle 5 Fenster hereingießt."[20]

Wie in Wermutshausen eines Abends ausgedacht und durch die Ähnlichkeit des Zimmers mit dem vordern in Cleversulzbach erleichtert, wird die Verteilung der Möbel vorgenommen. „Das Sofa mit dem großen Spiegel links an der fensterlosen Wand, die Pfeilerkommodchen an der Straßenseite, der Toilettentisch zwischen Eingang und Ofen, das Klavier zwischen der Kammertür und dem nächsten Fenster. Im grünen Zimmer, welches nunmehr ganz dem Klärchen gehört, steht die alte, niedrige Kommode (links, wo man aus der großen Stube kommt), rechts hinter der Tür das rote Kästchen, in der Nische, zwischen den großen Wandschränken, das kleine Kanapee." Das gelbe, nach dem Hofe gelegene Zimmer, das um den mäßigen Preis von 15 Gulden gemietet wurde — wer denkt hier nicht an das gelbe Zimmer Goethes —, bewohnt Eduard. Mit rührender Sorgfalt wird das Kommen der Wermutshauser Freunde vorbereitet, „und schon ist Wilhelms Bette auch der Platz darin bestimmt, während Konstanze und Agnes im Alkoven schlafen".

Der „ewige Kreislauf der Liebe", welches Wort jenen Stunden entstammt, ist unwandelbar, wie er sich in schriftlichen Grüßen aus Wermutshausen, von den Freunden und Kindern, kundtut, erquicklich und rührend ihr Inhalt, daß „davon zu reden ihm jede Fassung fehlt". Wie sehr mußte sie es überraschen, als ein Geschenk besonderer Art, ein Fäßchen, mit Nr. 4423 bezeichnet, von Wermutshausen in der Salzstadt anlangt und, mit Ungeduld erwartet, die Stiegen heraufpoltert. Reifen und Deckel sind bald los, und ein herzerfreuendes „Lesen, Betrachten und Erstaunen" beginnt. „Ach, engelsgutes Herz, was kann ich denn zu soviel Güte sagen! Ich nehm es eben hin, weil Du nicht anders willst."

Mit Klärchens Kommen ändert sich mancherlei in seiner gefühlsmäßigen Haltung zur Umgebung, die Beschäftigung mit der Außenwelt wird lebhafter, lockerer die Bindung an sich selbst, und jenes geheimnisvolle Verirren in sich selbst, das jegliche Tätigkeit unterbindet, jener bleierne Zustand, wird seltener.[21]

---

[20] Brief an Hartlaub. Halae Suevorum, den 24. April 1844.

[21] „Ich war, seit Klärchen hier ist, viel außer mir beschäftigt, und ehe sie kam, wie in mich selbst gebunden ..." Siehe Maler Nolten: „So versank der Schauspieler gar bald in die Finsternis seines eigenen Selbst, er wurde die freiwillige Beute eines feindseligen Geistes."

Digitized by Google

Nun nimmt der Dichter stärkeren Anteil an seiner altertümlichen Umgebung. So schreibt er in einem Brief vom 23. Mai: „Man findet hier und in der Gegend schöne Landschaften, und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reizt einen unwiderstehlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen. So ist nicht weit von unserer Wohnung ein grasiger Zwinger mit prächtiger, von keiner Seele beachteten Ruine" — Mörike meint die Befestigung am Langenfelder Tor —, „die sich an einen gut erhaltenen Turm, Stadtmauer etc. anschließen, überall die Wände dicht mit Epheu umzogen. Das Stift Komburg und auf dem Hügel gegenüber ein ehemaliges Frauenkloster, die wenigen Reste der Limpurg über dem gleichnamigen Dorf" — damals war die Limpurg noch nicht wieder freigelegt —, „welches als Haller Vorstadt gelten kann, indem es fast nur eine Fortsetzung unserer Straße ist, die Geyersburg auf einem höchst einladend mit Nadelholz bedeckten Bergvorsprung (siehe Abb. 6) — sind lauter interessante Partien, eine Viertel- bis eine Stunde im Umkreis gelegen. Vorzüglich wird die Aussicht des Einkorns gerühmt, des höchsten Gipfels dieser Nachbarschaft mit halbzerstörter Kapelle und Wirtschaftsgebäuden."

Abb. 4. Eine Bleistiftskizze des Dichters. (Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

Mit Ingrimm verfolgt er die Pläne der Haller Stadtväter, an Stelle der alten Stadtmauer und deren Türme, die er aus dem Stadtbild nicht missen möchte, den Bau eines neuen Kreisgefängnisses zu errichten.[22]

Ein Ausflug auf die Komburg, schon lange auf das Kommen der Freunde aufgespart und nun des Wartens überdrüssig, wird unternommen. Ihr Weg führt über das Stöckle, den Dohlenweg entlang, am Samenbau vorbei, zur Komburg.

„Am Portal schildert eine alte, invalide Wache, und oben steht auf einer schwarzen Tafel mit Metallbuchstaben: Laeso et exhausto defensori patriae. Im Hof fällt zugleich ein uraltes, seltsames Gebäude auf, turmartig rund, fast pyramidalisch, kurz, aber dick, der Unterbau vieleckig, ringsum mit einer Galerie von schmalen, byzantinischen Bögchen, das Dach mit stumpfer Spitze. Es war ursprünglich das Klosterarchiv. Von gleichem Stile, aber sehr frei, edel und schön, sind die zwei alten Türme an beiden Enden der in italienischem Hoffartsgeschmack erbauten großen Kirche."[23] (Abb. 4.)

Als Heimweg wählen die Geschwister die andere Seite, die sanft absteigende Bildersteige, „wo stationsweise steinerne Heilige uns ihre affektierten Stellungen wiesen". An einem warmen, windstillen Plätzchen, auf einer Mauer bei blühenden Hecken, „wird Rast gehalten, ein kleiner Imbiß verzehrt aus mitgebrachtem Fleisch und Brot und die Gegend betrachtet, das tief untenliegende Dorf und die auf gleicher Höhe gelegene kleine Komburg". Im alten Sagittarius, der bei solchen Ausflügen gewöhnlich als Unterlage dient, wird alles Wissenswerte nachgelesen, „über die Entstehung der Komburg, vom Grafen Burkhart usw.".

---

[22] Brief an Karl Maier (Mergentheim, den 2. März 1845): „Ich habe in dieser Beziehung zu Hall auch etwas von solcherlei Schmerzen geschluckt, vorzüglich über einen Teil der Stadtmauer ud Türme, deren herrliche, mit Efeu beladene Ruinen demnächst durch ein neues Oberamts-Gerichts-Gefängnis verdrängt und entstellt werden."

[23] Brief an Hartlaub. Schwäbisch Hall, den 4. Mai 1844, morgens 9 Uhr.

Digitized by Google

Einem Mädchen, das vorüberkommt und „frische, lachende Monatsrettiche" anbietet, werden solche ungesäumt abgekauft. „Doch gebrach es an Salz." Da entsinnt sich Eduard einer Entdeckung, wie am Lindachwehr, wo die Solenleitung auf Gebälk über das Wasser geleitet wird, „sich allzeit das schönste Salz in einer feinen, schneeweißen Kruste ansammelt". „Also spazierte man dorthin und ließ es sich auf diesen geraden Balken beim Rauschen des Kochers außermaßen schmecken."

Mitte Juni erfüllt sich ein längst gehegter Wunsch Eduards, die Wermutshauser Freunde kommen, ihn in seiner neuen Umgebung aufzusuchen, und mit ihnen Agnes, ihr kleines Töchterchen, der erklärte Liebling unseres Dichters. Ein ganz ungetrübter Besuch war es wohl nicht, Konstanze befand sich gesundheitlich nicht am besten und Wilhelm stand in Kürze die Visitation des Dekans bevor, der. von Mörike Stauz benannt, wie ein Alpdruck auf der Seele des Freundes lastet. Ein Ausflug auf die Geyersburg beschert uns eine reizende Zeichnung im „Sackkalender" (Abb. 5) und dieses bunte Kärtchen (Abb. 6).

Abb. 5. Eigenhändige Zeichnung Mörikes 1844 „Auf der Geyersburg bei Hall" aus seinem „Sackkalender". (Schillermuseum Marbach.)

Am Öhringer Tor, wohl nach nur kurzem Besuch. wird Abschied genommen und Agnes, „sein künftiges Pflegetöchterchen" oder, wie er sie im Scherz nennt, Bagnese, verbleibt in Schwäbisch Hall. Gibt es auch Tränlein erst, wie ein Brief berichtet, die auf dem langen Weg zum Bad allmählich getrocknet seien, so war sie doch kaum untröstlich zu nennen, längst war ja Eduard Gespiele, Vertrauter und Freund, der in Cleversulzbach schon, mehr noch in Wermutshausen mit ihr „konversierte und las".

Ihr Weg führt zum Solbad, dessen eifriger Benützer Eduard war, und „in Gottes Namen werden die Zuber bestiegen", „wie es einer ordentlichen Badehaut gebührt". Eine günstige Gelegenheit beim Schopf gefaßt, während die Gedanken immer wieder bei Wilhelm weilten, läßt hier, zum Zeitvertreib, einige Verse entstehen, welche die Lücke ausfüllen sollten, die an dem „defekten Stück des Neuenstädter Pfarrkranzes" noch bestand.

Ein „wüster Wind auf dem Heimweg" bläst ihnen einen Schnupfen an, wodurch sie sich entschließen, von der Kur zwei Tage auszusetzen: Agnes wird außerdem noch ins Bett gesprochen. Schwerlich wird es ihr langweilig geworden sein bei Eduards aufmerksamer Fürsorge, seinen launigen Einfällen und gutmütigen Scherzen. Wohl mag auch die vorhandene Steinsammlung, neben den vielen Büchern, ihre Aufmerksamkeit gefesselt haben, die, kürzlich um zwei Drittel vergrößert — denn Pfarrer Schmiedlin, welchem sie geschenkt worden war, verlangte nicht sonderlich danach —, nunmehr wieder vervollständigt werden konnte.

Hier begegnen wir seiner großen Passion, verwunderungswürdig bei einem Dichter, seiner Liebhaberei für alle Arten von Petrefakten, Terebratulen und Pentakrinen, Cidares coronata und Plagiostoma striatum, einer Leidenschaft. der er zeitlebens ergeben war, als Knabe wie als Vikar, als Pfarrer wie schließlich als Privatmann; ja, uns will scheinen, als ob dies gerade in Schwäbisch Hall in Vordergrund gerückt sei und weniger Früchte der Poesie als vielmehr Erträge der Geologie seinen Haller Aufenthalt kennzeichnen.

Digitized by Google

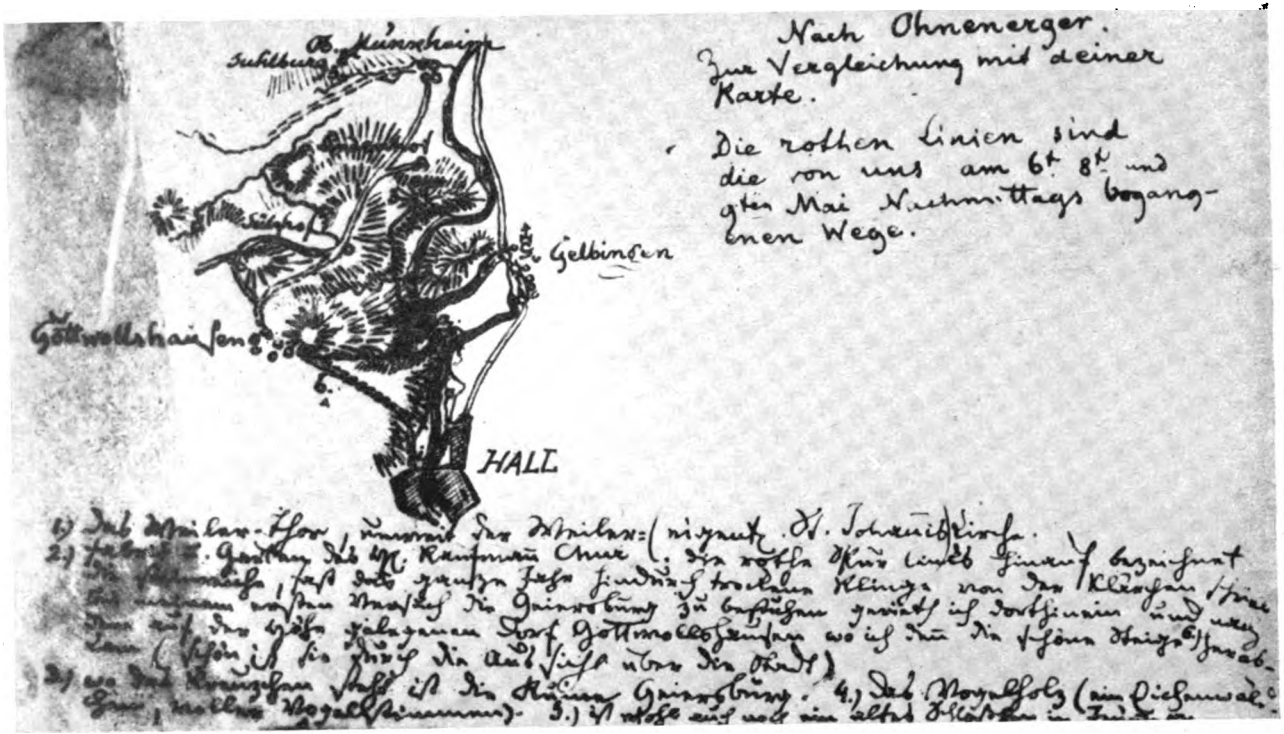


Abb. 6. Farbiges Kärtchen Mörikes von seinen Ausflügen kocherabwärts Schwäbisch Hall. (Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

Digitized by Google

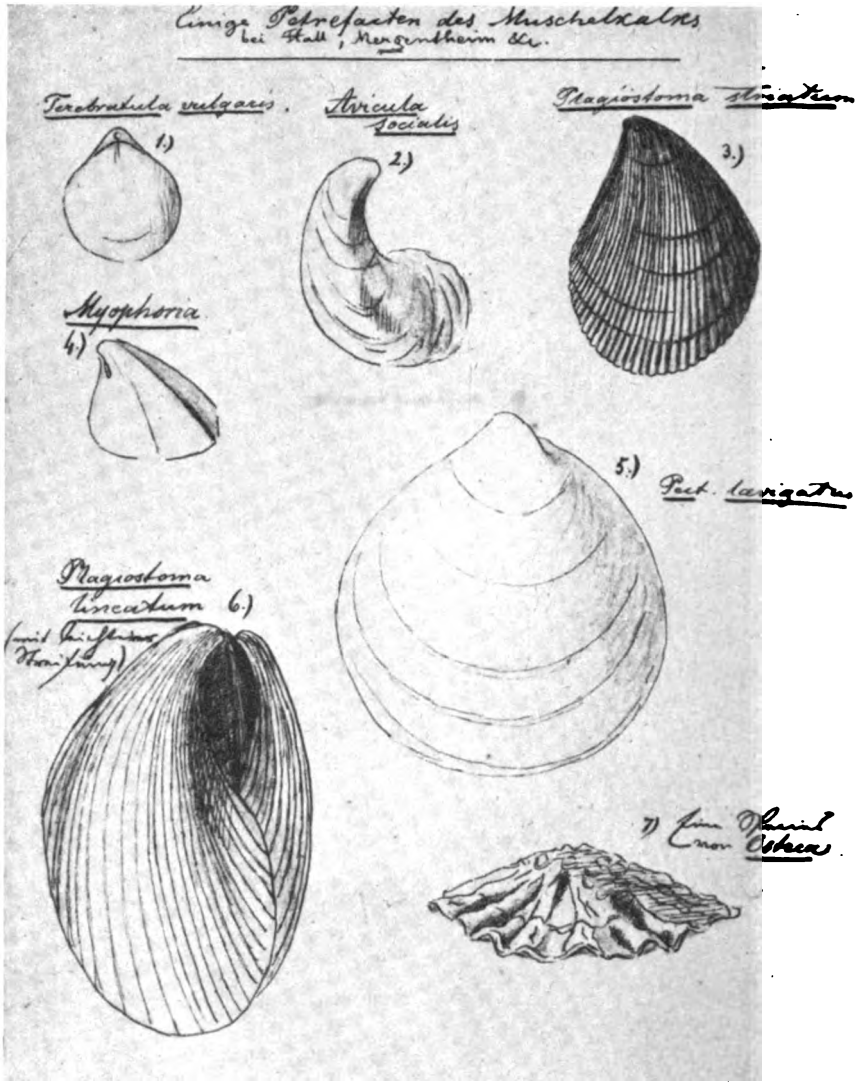
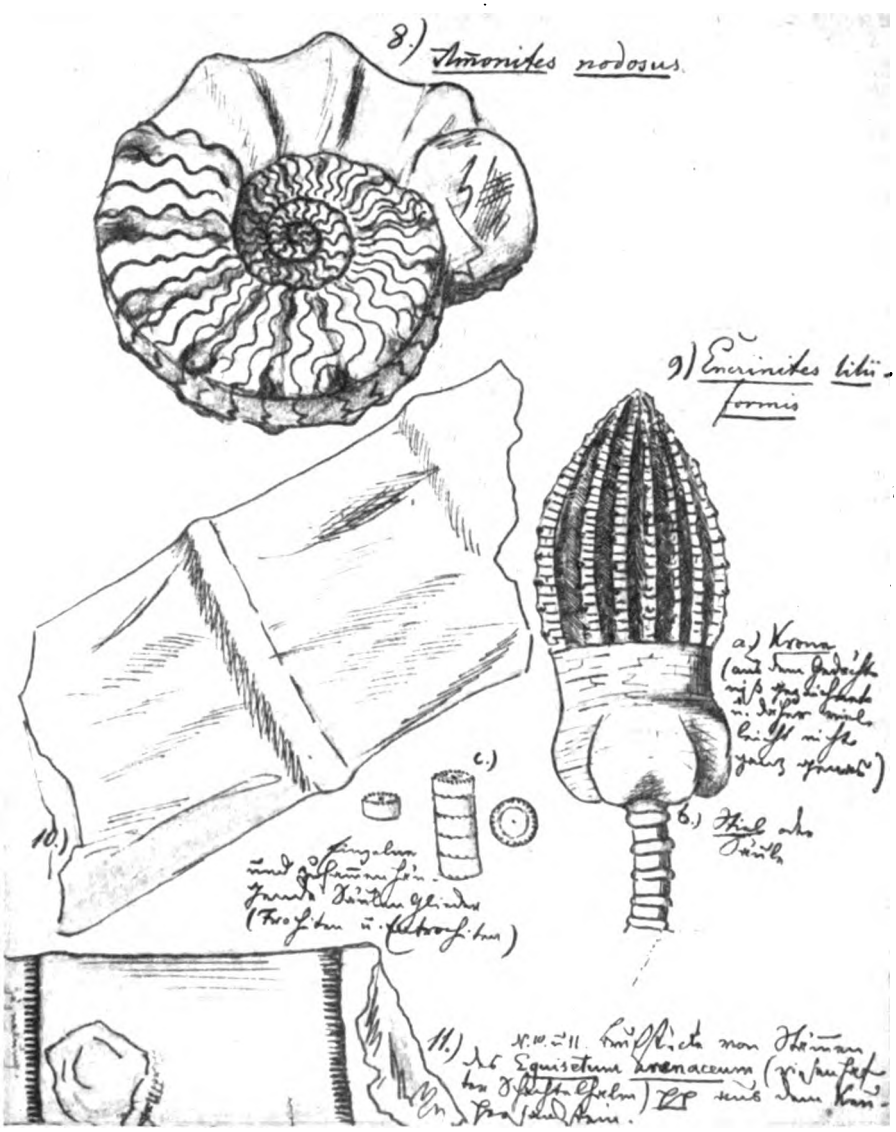


Abb. 7 und 8. Von Mörike bei Schwäbisch Hall und Mergentheim

Mit Hammer und Meißel, wie ein zünftiger Jünger dieser steinigen Wissenschaft durchstreift er die Umgebung und hat noch im September „immer den Kopf zwischen Steinen stecken".[24]

[24] „Einmal noch an Eurer Seite Frickenhauser Pfade / Doch den Zweck nicht zu verlieren / Will ich jetzt auf allen Vieren / Nach besagten Terebrateln / Noch ein Stückchen weiter kratteln / Das ist auch wohl Poesie." (Aus der Mergentheimer Zeit.) Von Mörike in die Gedichtsammlung nicht aufgenommen „Die 6 oder 7 Weisen des Unterlandes".

Digitized by Google



gefundene und skizzierte Versteinerungen. (Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

„Auf dem Boden Hand und Knie, kriecht man fort — o süße Müh!" In den Steinbrüchen Steinbachs, entlang der Hessentaler Straße, dieser Fundgrube an Versteinerungen, veranstaltet er eine Lese, deren offenbaren Erfolg der Besitzer noch krönt durch einige Zugaben, „so ein schönes Farnkraut nebst einem anderen palmartigen Blatt, alles aus Sandstein".

Auf der Höhe hinter der Komburg und dem Ägidienkloster gilt ihr Besuch einem schönen Aussichtspunkt, der, jetzt noch gern aufgesucht, einen selten schönen Blick kocherabwärts freigibt, auf die königlich aufragende Komburg,

Digitized by Google

die fern im Dunst verschwimmenden Giebel Halls und nicht zuletzt auf die zuweilen schroff aufsteigenden Höhen mit ihren Waldkapuzen.[25]

Beliebt als Wanderziel, ebenso wie als Goldgrube für Petrefakten geschätzt, ist ihm die Schlucht am Kirchhof, wohl die Wettbachklinge, mit jenem Bächlein, das, über Felsvorsprünge, über Geröll, bald munter, bald träge, ein wenig an einen Gebirgsbach erinnernd, talwärts plätschert. Ein Gewitter, das überraschend hereinbrach, läßt ihn den Schutz einer steinernen Wasserleitung aufsuchen (Abb. 9), „unter deren hochgesprengter Wölbung ihm der starke Donner noch einmal so schön deucht". Früher dort schon, bei einer Wanderung mit Klärchen, bereitgelegte Steine, von irgendwelcher Seltsamkeit oder Wert, werden nun hier in aller Ruhe zugeschlagen, um, vom Wertlosen getrennt, seiner Sammlung einverleibt zu werden. Und als die „gelbe Sonne" wieder herausbricht, steigt er langsam, mit einem Abendbrot in der Tasche, „die steinichte Kluft zwischen herbstlichem Gesträuch hinauf. Das sind meine köstlichsten Stunden", lesen wir. Welche Freude erst, wenn ihm noch ein seltener Fund glückt: „Gestern fand ich hinter der Kirchhofskapelle eine mir unbekannte merkwürdige Versteinerung, deren einer dickerer Teil daumenstark, wie ein Geisfuß gestaltet, in einen schmalen Stiel ausläuft; eine feine, glatte, knochenähnliche Masse, ohne Zweifel ein Meergeschöpf."[26]

Und bei seiner Rückkehr wohl, flüstert der Schalk ihm, der wie Frau Melancholie sich Gastrecht nahm, solche Worte in den Sinn, zu jenem ergötzlichen Gespräch:

Y. (Mörike). (Zum Klärchen, von dem Spaziergang heimkommend.) Du, jetzt hab' ich endlich den Stein der Weisen entdeckt.
Klärchen. So! Das könnten wir brauchen. Was ist's denn?
Y. Es ist der Obsidian. Da lies nach im Walchner!
Klärchen. ... Warum ist er denn aber der Stein der Weisen?
Y. Weil er mit seinem Namen schon das Prinzip aller Weisheit predigt: Die Selbsterkenntnis.[27]
Klärchen. (Besinnt sich lange, findet und lacht.) O großer Witz.

Geselliger Verkehr

Uns will scheinen, als entfalte sich nirgendwo so rein, so beglückend unseres Dichters Gemüt, als erblühe nirgendwo so bunt, so duftend unseres Dichters Phantasie, wie in unterhaltsamem Gespräch im Kreis erlesener Freunde. Sein ganzer innerer Reichtum, von sprühenden Einfällen blitzartig erhellt, sein tiefgründiges Verständnis für menschliche Leiden wie für die Not der „sprachlosen Kreatur", „milde hinlächelnd über menschliche Schwächen", auch noch die armseligste Gegenwart, den flüchtigsten Augenblick verklärend, „tauchte um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs, der einzig war und aus dem keiner anders als erfrischt, verjüngt hinwegging".[28] Was Wunder, daß der Genius der

[25] Brief an Hartlaub (Dienstag, den 23. Juli 1844): „Gestern besuchten wir zu dreien wieder den schönen Punkt hinter Komburg und dem Ägidienkloster. Das hohe Kornfeld ganz vorn in diesem Friedensbilde ist schon gelb, daß ich erschrocken bin, wie hier die Zeit hinrennt. Wir schlichen dann noch zu den Steinbrüchen, worin die beiden Mädchen diebischerweise noch eine kleine Nachlese für meine Petrefaktensammlung machten."

[26] Brief an Hartlaub. Schwäbisch Hall, den 13. September 1844.

[27] Obsidian: Eine köstliche schwäbische Variante des apollinischen cognosce te ipsum. (O! bsi' di an!)

[28] Aus Vischers Rede am Grabe Mörikes.

Digitized by Google

Freundschaft, wie kein anderer, helfend und heiternd, über ein ganzes Leben hin, auch bei seinem Haller Aufenthalt ihn getreulich geleitete?

Mit den alten Freunden in steter brieflicher Verbindung, drängten sich auch zuweilen „epistolarische Fastenperioden" ein, so versäumte er doch nicht, sich der unmittelbaren Gegenwart neuer zu versichern, die ihm an seinem Wohnplatz erwuchsen.[29] „Ein Herr Maier, ein freundlicher, gerader Mann, mit einer roten Nase, Vogelliebhaber", wie Mörike ihn ergötzlich beschreibt, zählt dazu, der den Geschwistern anläßlich eines Besuches „seine Tiere (aus) einem oberen, mit großen Bildern altväterisch verzierten Gaststübchen" vorweist. Und der im Gespräch sich freute der kürzlich in Angriff genommenen Modernisierung der

Abb. 9. Die „Teuchelsbrücke" im Wettbachtal am Rand von Schwäbisch Hall, unter der Mörike bei Einbruch eines Gewitters Schutz suchte.

Katharinenkirche, deren gemalte Glasfenster des Innern er doch, gegen die Absicht des Dekans, sie in die Michaelskirche zu bringen, verteidigt und ihren Platz behauptet habe.

Auch der Familie des Historienmalers Ferdinand Alexander Bruckmann, schon gegen Ende seines Aufenthalts, verdankt Mörike „ein paar höchst glückliche Stunden", worin seine eigene Malfreude — „war er doch einst unzufrieden mit seinem Geschick, daß es aus ihm keinen Maler machte" — die angenehmste Nahrung empfing. Eine „liebenswürdige Gastgeberin", auch gesanglich begabt, „ein hübsches 11 Wochen altes Kind, welchem die Weißenburger Großmutter den Brei einstrich", Herr Bruckmann, „der jetzt fast ausschließlich Porträts malte, aber so, daß man davon nicht wieder wegmöchte", machte alles nur noch ansprechender.

Zudem ist zu verwundern, welch kultureller Geschmack, welch geistige Rührigkeit unsere Kocherstadt auszeichnete, die sich nicht scheute, was schon ein David Friedrich Strauß mit Erstaunen bemerkte, sich an große literarische und musikalische Meisterwerke heranzuwagen. So erwähnt Mörike, glaubte er sich gleich verhindert -- Hartlaubs ließen sich ansagen —, eine Aufführung von Haydns

[29] „Was wollt ich geben um einen rechten Freund. Ich bedarf so sehr der Mitteilung und gelegentlichen Reibung, sonst gerate ich mit allem leicht ins Stocken."

Digitized by Google

„Schöpfung", worüber dem wackeren Kulturkritiker des Haller Intelligenzblattes vor Heimatstolz das Herz voll ist und der Mund überläuft,[30] eine Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe" und schließlich finden wir gar, worüber Mörike sich seltsamerweise ausschweigt, Shakespeares tiefgründigen „Hamlet", Prinz von Dänemark, unter den Theaternachrichten Schwäbisch Halls. Fast möchten wir vermuten, daß jenes „Bouquet für eine Schauspielerin", das im Haushaltbuch um jene Zeit mit 15 Kreuzern verbucht ist, niemand anderem zugedacht war, als einer rührenden Ophelia-Darstellerin, welche Rolle sicherlich, als literarisches Vorbild, in nicht zu unterschätzender Weise Einfluß nahm auf die Gestaltung der liebenswürdigen Agnes in Maler Nolten.

Beschäftigung

Von eigentlich zeichnerischen Produkten, so sehr wir es auch wünschten, ist uns, von einigen, meist unbedeutenden Skizzen abgesehen, nur wenig überkommen, was um so betrüblicher ist, als gerade Schwäbisch Hall „durch die Menge mittelalterlichen Bauwerks, die schönen Landschaften in der Gegend ihn unwiderstehlich reizte, den Bleistift in die Hand zu nehmen".[31]

So behagte ihm die Aussicht seines eigenen Kammerfensters, „mit dem aparten Guckloch", wie er bemerkte, wo ihm „der Katharinenturm ins Fenster blickte", „welcher letztere, wenn man bequem, noch nahe genug davor sitzt, gerade diesen Ausschnitt macht und einrahmt". Mit ein „bißchen Pünktlichkeit, wie es ein Herr Nitschke von Ansichten nach der Natur verlangte", wird selbst ein grünes Schöpfchen Gras nicht vergessen, das verloren die hölzerne Rinne des alten Hauses rechter Hand zierte, scherzhaft erwähnt, „der Morgensitz, der Dir (Hartlaub) bekannten blonden Katze falle außerhalb des Bildes".

Was er über das Buch „Alfred Bengels Leben" sagt, von Hartlaub ihm zum Geschenk erwählt, „es sei ihm sehr wert und ein wahrhafter Tröster im besten Sinne des Wortes", läßt sich fraglos ausdehnen auf seine Wertschätzung der Lektüre überhaupt. Bücher waren zu allen Zeiten seine innigsten Freunde, ihn erquickend, belehrend und erheiternd, der Bücherschrank bei jedem Ortswechsel sein unentbehrlicher Begleiter, stets vermehrt und kritisch durchmustert. „Dem Haspel habe ich eine Anzahl unnützer Bücher aus meinem Schrank zusammengesucht, um andere aus seinen Katalogen dagegen zu tauschen ... seine Angebote sind billig."

Hier auch wohl geschah es, im Antiquariat des Buchhändlers Haspel, daß er „so manche Chronik durchstöberte", so die des Georg Widmann, eines ehemaligen Syndikus des Stiftes Komburg, noch aus dem Jahre 1550, deren Inhalt noch brav

[30] „Bravo, mein Hall! — Das ist der Geist der Töne, / Der enger dich mit seinem Kreis umschlingt, / Der deine holden Töchter, deine Söhne / Mit seines Feuers Schöpferkraft durchdringt." Derselbe, allerdings bei anderer Gelegenheit, weniger patriotisch: „Diese (Musik) ist über alle Beschreibung schlecht und jämmerlich gewesen und die der Musik widerfahrene Schande, daß sie in Spott beklatscht wurde, ist ihr wohl verdient, ... ein heilloses Gekratze und Gedudel." Aus den Haller Badenachrichten, 7. August 1814: Herrn Pfarrer Hartlaub von Wermutshausen logiert bei Herrn Pfarrer Mörike.

[31] Aus dieser Zeit stammen die in Abbildungen 7 und 8 wiedergegebenen Zeichnungen. Zu ihnen schreibt Mörike: „Es ist eine Reihe Zeichnungen in Tusche von denen bei Steinbach und Rieden vorkommenden Tier- und Pflanzenreste, an 20 Figuren gemacht, der Absicht, sie an Dr. Kurr zu schicken, damit er sie, womöglich alle, mir bestimmen helfe." „Dein (Brief an Mährlen) steinreicher Kollege, Dr. Kurr ist ein alter Freund meines Hauses, ist ein Erz-Schwab."

Zu Mörikes Petrefaktenliebhaberei siehe auch den nachfolgend Seite 259 abgedruckten Mörike-Brief „Mörike als Steinnarr". (Schriftleitung.)

Digitized by Google

und bieder mit den seltsamsten Geschichten aufwartet, „anilibus fabulamentis passim induinatum, urteilte ein alter Kanzler von Ludewig". „Ein solches Fabulamentum muß ich Dir doch daraus erzählen: Beim Salzbrunnen sei es vor alters immer so ungeheuer gewesen. Besonders habe sich der böse Feind in mancherlei Gestalten dort gezeigt. So sei er eines Nachts einem Sieder erschienen, indem er seine Nase, die übermenschlich groß gewesen, durch einen Spalt des Siedhauses gestoßen und gesagt: ‚Lieber, wie gefällt dir diese Nase? Kann das auch eine Nase sein?' Der Sieder habe schnell ein Kübelchen mit siedendem Salzwasser erwischt und es dem Teufel ins Gefräß gestoßen mit den Worten: ‚Mag das auch eine Schütte sein?' Worauf ihn aber jener im Genick gefaßt und über den Kocher geschleudert, auch dabei nachgerufen habe: ‚Soll das auch ein Wurf sein?'"

Altertum. Das mittelalterliche Gesicht Schwäbisch Halls, versteint und doch lebendig, wie mit ewig jugendlichen Augen von der Größe, dem Glanz, dem Stolz der Vergangenheit kündend, gemahnte ihn, bestürmte ihn, lange unterbrochene Studien wieder aufzugreifen. „Ich lebe viel im Altertum", lesen wir. Der Geist Homers, „des göttlichen Alten", welcher schon in der Brunnenstube ihn zutiefst erschauern machte, die munteren, flötenden Hirten des Theokrits, von den Freuden des Landlebens erzählend, „der frische und warme Catull", der „liebeskranke Tibull", seine Lieblinge, sie mögen ihm begegnet sein, tröstend und heiter, wo seine Muse vollends verstummte, sie werden ihn erfrischt haben, bis seine Muse, noch von der Liebe umschmeichelt, „wieder fröhliche Blumen zum Strauß gab". Und trägt nicht sein erstes Musenkind nun griechisches Gewand, des Homers Versmaß und des Theokrits und deren Art poetischer Gestaltung? Wie glücklich ist das Verhältnis gelöst „des tiefreligiösen und namentlich des christlichen Künstlergemüts zum Geist der Antike, zur poetischen Empfindungsweise der Alten", wie herrlich sein Streben belohnt „einer beinahe gleich liebevollen Ausbildung beider Richtungen in ein und demselben Subjekt".

Was von jeher schon Anliegen war der Größten der Kunst, Vermählung, Verschmelzung der Antike mit dem Christentum, es war Mörikes Anliegen. Sprache und Metrum, Empfindungsart und Naturbeseelung künden davon, wie tiefgreifend, wie fruchtbar der Einfluß war dieser härtesten und besten Schmiede des Geistes.[32]

Krankheit

Seine Hoffnung auf Genesung in Schwäbisch Hall schwindet, Krankheitszeichen mehren sich. Da ist die hiesige Luft, das Klima, woran sich die Geschwister schwer gewöhnen, das Bedürfnis häufiger zu essen, das er der Einwirkung des Kochers zuschreibt, schließlich wieder der neblige Zustand, worin er sich wie eingewickelt vorkomme. Häufige Apothekerrechnungen, Behandlung durch den Chirurgen Holz in Neuenstadt (1 Gulden 50 Kreuzer), den Chirurgen Härdtel (24 Kreuzer), durch Dr. Dürr, dem er bei einem einstündigen Besuch seinen Zustand schildert und von dessen ärztlicher Kunst wie seinen menschlichen Qualitäten er eine hohe Meinung besaß, zeigen, wie sein Zustand sich verschlimmert.

Abschied von Hall

„Indessen ist mir eine neue Sorge aufgestiegen: Ob wir doch wohl am Ende Hall quittieren müssen, dessen Klima mir neuerdings verdächtiger als jemals wird.

[32] „Dermalen kann ich aber in letzterer Beziehung noch gar keine Frucht meines hiesigen Aufenthaltes vorweisen. Kaum daß ich, ehe Klärchen kam, ein paar alte Keime von Geschichten wieder angesehen habe. Zank aber nicht, das kommt schon noch." (An Hartlaub.)

Digitized by Google

Wir wollen noch eine Weile zusehen und für den schlimmsten Fall zuweilen auf die Landkarte blicken. Ich dachte wahrhaftig ganz im Ernst an unser altes Mergentheim."

Am 21. Oktober 1845 steht der Eintrag im Haushaltbüchlein: „Reise nach Wermutshausen und Mergentheim 8 Gulden 6 Kreuzer, dem Hausvermieter Fuchs in Mergentheim 1 Gulden" und am 29. Oktober „Fahrt nach Langenburg 3 Gulden 18 Kreuzer, Fahrt nach Wermutshausen und nach einem Tag Aufenthalt bei den Freunden Fahrt nach Mergentheim."

Quellen:

Mörikes Briefe an Hartlaub. Handschriftlich. Landesbibliothek.
„Freundeslieb und Treu". 250 Briefe Mörikes an Hartlaub.
Renz, Mörike als Zeichner. Schillermuseum Marbach.
Dr. Seebaß, Mörikebriefe. R.-Wunderlich-Verlag.
Dr. Seebaß, Mörikebriefe. Cotta.
Will Vesper, Mörikes Briefe in Auswahl.
W. Eggert-Windegg, Mörikes Haushaltungsbuch.
W. German, Schwäbisch Hall in der Literatur. „Württembergisch Franken", NF 12.
Dr. Fr. Häußermann, Die Welt des Dämonischen in Mörikes Leben und Dichtung. 1947. Typoskript in der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Digitized by Google

Eduard Mörike, der „Steinnarr"

Ein Mörike-Brief aus Bad Mergentheim

Im Familienbesitz eines Verwandten des Dichters, Baurat Mörike in Stuttgart, befindet sich nachfolgend abgedruckter Brief aus dem Jahre 1844, gerichtet an Mörikes Vetter Theodor Mörike, der damals in Stuttgart am Politechnikum studierte und 1859 als Eisenbahningenieur in Schorndorf starb. Die in dem Brief erwähnte Schwester Theodor Mörikes hieß Marie und war mit dem späteren württembergischen Oberst von Hügel verheiratet. Der Brief lautet:

An

Herrn Stud. Theodor Mörike

bei Frau Obertribunal Prokurator Mörike

Wohlgeborene

frei! in Stuttgart

Lieber Vetter!

Ich hatte Sonntag, den 17. November, nach längerer Unterbrechung wieder einen mineralogischen Spaziergang, und zwar auf Mergentheimschen Terrain, den ersten, nicht ohne einige Ausbeute gemacht, recht ominöser Weise, denn als ich abends heimkam, lag Dein angenehmes Schreiben vom 15ten auf dem Tisch. Du hast also meiner nicht nur auf dem Niefberg (?) nicht ganz vergessen, sondern Du bietest mir mit einer Selbstverläugnung, die anzunehmen beinahe gegen mein Gewissen ist — wenn anders passionierte Sammler nur irgendein Gewissen haben, noch mehr an, als ich jemals hoffen durfte. Bevor ich nun zugebe, daß Dein Erworbenes, sofern Du wirklich nicht besonderen Werth für Dich selber darauf legst, in fremde Hände fällt, greife ich allerdings ambabus zu und bitte Dich, mir diese Sachen aufzuheben, bis ich zu ihrer Abholung Gelegenheit finde. Vielleicht — sieh doch wie keck gleich so ein Steinnarr wird, wenn man ihm erst den kleinen Finger bietet — gesellt sich in der Zwischenzeit noch eins oder das Andere hinzu. Laß Dir aber von dem, was Du mir bestimmt hast, nichts entreißen, hörst Du? (Das ist fürwahr mein einziges Bedenken, wenn ich meine Begierde nach Deinem Vorrath noch auf eine kleine Weile zurückzubehalten beschließe.)

Im Kabinet des hiesigen Herzogs (der viel von seinen Reisen in Amerika und Afrika mitbrachte) sah ich Sachen, daß ich als wie im Traum durch diese Säle zu wandern glaubte. Sehr Schönes hat er aber auch aus unserem inländischen Lias von Sauriern.

Professor Kurr hatte die Güte, mir auf meine von Zeichnungen[1] begleitete Anfrage in bezug auf die bei Hall vorkommenden Reptilienreste und einige Pflanzenversteinerungen des dortigen Keupersandsteins ziemlich befriedigende Auskunft zu ertheilen. Doch wissen diese Herren uns zum Troste auch nicht alles.

Digitized by Google

Recht sehr hat mich und Klärchen interessiert, was Du von dem erfreulichen Ereignis in Deinem Hause, das nun seiner Erfüllung nahe ist, berichtest. Wiederhole Deiner lieben Schwester unseren herzlichsten Glückwunsch. Vielleicht haben wir, zum wenigstens Clara, die Freude, uns nächstes Jahr persönlich von ihrem Glück zu überzeugen. Empfiehl uns Deiner verehrten Frau Mutter und sage ihr, daß die Stunde, die ich seit Jahren wieder bei ihr zugebracht, meinem Gemüth eine lang gewünschte Genugthuung gab.

Der Tausch von Mergentheim um unseren letzten Wohnort[2] war, wie ich gegenwärtig zu empfinden glaube, ein glücklicher und wir beide versprechen uns auf künftigen Sommer vom Bade, das mir schon einmal gedient, viel Gutes.

Wolltest Du mich doch auch meinem alten Freunde, Professor Mährlen, bestens empfehlen.

Dir sag ich meinen aufrichtigen Dank für Deine so willkommene Absicht. Ich wünsche so sehr und werde darauf denken, auch meinerseits Dir etwas Freundliches zu erweisen.

Von Herzen

Dein getreuer Eduard.

Mergentheim, den 23. November 1844.

[1] Siehe Abbildung 7 und 8 des vorhergehenden Aufsatzes.

[2] Schwäbisch Hall.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Ein Komburger Anniversar

Im Pfarrarchiv von Steinbach (Komburg) befindet sich ein in Schweinsleder gebundenes Anniversar in Foliogröße, „Fundationes Anniversariorum Missarum Patrociniorum". Nach Zusammenstellung durch Pfarrer Dolde (Bubenorbis) enthält das Anniversar Einträge über folgende Persönlichkeiten:

Heinrich Adelmann von Adelmansfelden, Chorherr. † 1579 (S. 16). — Wolfgang Albertus von Würzburg, Cathedralium Ecclesiarum Bambergensis et Herbipolensis, nec non hujus Equestris Ecclesiae Comb. Praepositus 10. † 1606 (S. 61). — Dietrich von Aulenbach, Dechant des Kapituls zu Schwäbisch Hall. † 1390 (S. 13). — Johannes Ernestus Wilhelmus à Mauchenheim, genannt Bechtolsheim, deren hohen Dom- und Adels-Ritterstifftern Würtzburg und Komburg Canon. Domicellaris zur Zeit. † 27. Juni 1753 in Komburg (S. 00). — Nicolaus Beckh von Schwäbisch Hall. † 1495 (S. 31). — Rudolph à Belckhoven, beyder Adel-Ritterstifftern Komburg und bey St. Burckard zu Würtzburg Chorherr. † 16. Januar 1631 (S. 74). — Frau von Berlingen, geb. von Völlberg. † 15. Mart. 1577 (S. 54). Ihr Junckher war Valentin von Berlingen zu Dörtzbach. — Wolf Wilhelm von Bernhausen, beyder hohen Dom- und Freyadel-Ritterstifftern Basel und Komburg, resp. Dom-Chorherr und Cantor. † 2. November 1648 (S. 76). — Conrad Brunner, Vicarius und Ecclesiastes. † 9. Januar 1623 (S. 69). — Johann Adam Bühler, von Walther gebürtig, 38 Jahr gewesener Vicarius und 23-Jähriger Chori-Musice-Director. † im 71. Jahr am 12. April 1789 (S. 201). — Heinrich von Cölen, Chorherr und vierter Dechant. † 20. Januar 1519. (S. 39). — Walther von Cünzlsau, † 1503 (S. 34), in St.-Martins-Capellen, allwo Er neben dem HE. von Rinderbach begraben ligt. — Claudius Curall, Handelsmann dahier zu Steinbach, ein gebohrener Savoyer, der aus sonderbahren hohen Gnaden in St.-Martins-Capellen gleich bey dem Eingang in Josephs-Capellen begraben ligt. † 3. Mart. 1707 (S. 84). — Rudolph von Eltershofen, † 8. Aprilis 1607 (S. 17). — Johann Philipp Heinrich Freyherr von und zu Erthal, des allhiesigen Hochadel-Ritterstiffts Komburg wirklich preiswürdigst Regierende Herr Dechant, dann deren Hochfürstlich und Adel-Ritterstifftern zu Ellwangen und ad St. Ferratium zu Bleydenstatt bey Maynz Capitularherr und resp. Custos Seiner Churfürstlichen Gnaden zu Maynz, auch Hochfürstlichen Gnaden zu Würtzburg und Hochfürstlichen Gnaden zu Ellwangen, Geheimer Rat. † 31. Oktober 1747 (S. 182). — Philipp Theodor Sigismund von Erthal, Herr zu Gochsheim und Leutzendorf, deren Hohen Dom- und Ritterstifftern Wormbs, Würtzburg, Ellwangen und Komburg, resp. Capitular und Scholaster, dann Priester wie auch Hochfürstlich Würtzburger und Ellwangischer Geheimer Rat. Zu Wieblingen im Bad gestorben, den 13ten curr. nach Ellwangen geführt und den 16ten in die ober Capell begraben. † 12. Oktober 1767 (S. 190). — Christoph Frantz, Bischof zu Würtzburg der 72ste, Herzog zu Francken der 93ste, des hiesigen Adel-Ritterstiffts Komburg auch Canonicus Capitularis. † 25. Mart. 1729 (S. 87). — Anna Gotthardt, Syndicusin. ? † 19. Februar 1603, Tag der Stiftung (S. 57). Sie war die Mutter des Marcus Lyresius Gotthardt, der hl. Schrift Licentiat, Chorherr und Custos. — Frantz Rasso Gotthardt, der Rechter Doctor von Otterkirchen; Caesarae Magist Consiliarius et Comes Palatinus, dann in Komburg Advocatus und Syndicus. ? † 19. Februar 1603, Tag der Stiftung (S. 58). Der Sohn war Marcus Lyresius Gotthardt, Chorherr etc. — Lothar Franz Philipp Carl Heinrich Freyherr von Greifenclau zu Vollraths, deren Hohen Dom- und Ritterstifftern zu Würzburg und Komburg, resp. Dom-Probst, Capitularherr und Jubilaeus, Probst zu St. Burckard zu Würzburg und zu St. Alban in Maynz, auch Herr zu

Digitized by Google

Bärnheim, Churfürstlich Maintzischer und Hochfürstlich Würzburgischer Geheimer Rat etc. † im 77sten Jahr seines Alters, 1. September 1797 (S. 208). — Freyfrau Eva Sophia von Guttenberg, gebohrene Freyin von Schaumberg. † 6. Dezember 1759 (S. 186). — Philipp Anton Christoph Ernst Freyherr von und zu Guttenberg, deren Hohen Dom- und Ritterstifftern Würzburg und Komburg, resp. Dom-Dechant, Jubilaeus und Custos. † 19. August 1788 (S. 204). — Wilhelm Udalricus à Guttenberg, des hohen Dom-Stiffts Worms Dom-Probst, dann deren beyden Adel-Ritterstifftern Komburg und St. Burckard zu Würtzburg Dechant. † 5. May 1736 (S. 89). — Conradt Caspar von Guttenberg, Canonicus Cathedralium Ecclesiarum Herbipolensis et Eystettensis, nec non hujus Equestris Ecclesiae Scholasticus. † 19. November 1607 (S. 63). — Georg Hackenzahn, Schultheiß des Stiffts. † 25. August 1633 (S. 75). — Ignatius Theobald Hartmann à Reinach, deren hohen Dom- und Adel-RitterStifftern Würtzburg und Komburg Capitularis, resp. Custos und ad St. Burckardium Praepositus. † 10. September 1727 (S. 86). — Christoph Häfelin, Vicarius. † 4. Dezember 1556 (S. 15). — Frau Rosina Hedel, Tochter des Herrn Eben, † Lieutenants auf der Vestung zu Hohen-Aurach im Hertzogthumb Würtemberg, Ehegattin des Herrn Ferdinandi Hedel, Forstmeisters allhiesigen Ritter-Stiffts, ihres Alters 35 Jahr 4 Monath 2 Tag. † 1. Juli 1767 (S. 188). — Philipp Adolph Wilhelm von Hedersdorff, deren Ertz- und Hohen Dom-Stifftern Maintz und Speyer, dann des allhiesigen Ritterstiffts Capitular und resp. Custos. auch des Collegiatsstiffts ad St. Victorem zu Maintz Dechant. † zu Maintz 26. Oktober 1768 (S. 191). — Heinrich Heller, Pfarrer zu Klein-Ochsenfurth. † 19. Juli 1616 (S. 65). „Dieses Capital ist dem schwedischen Unwesen zwar von Beyden Herrn Vicariis Philippo Widmann und Georgio Küfer aus unumgänglicher Nothdurfft erhebt und zu ihrer notwendigen Sustentation angewendet worden ... aber 10. Juli 1642 capitulariter decidirt ... worden." — Laurentius Herbert, Oberelsbacensis Rhönan (?) aetatis 74., des allhiesigen Ritterstiffts gegen 44. Jahr gewesener Chor-Vicarius, Senior, Succentor und Organista. † 10. Januar 1777 (S. 197). — Conrad von Herbolzheim. † 19. May 1424 (S. 26). — Sebastian Hertfues, Vicarius, Curatus, Praesentarius et Confraternitatis St. Josephi Praeses primus. † 18. September 1698 (S. 236). — Timotheus (Demueth) von Heynberg. † im Mertz 1377 (S. 25). — Seyfridt von Hohenstein, † im Februar 1537 (S. 42). — Walther von Hohenstein, Canonicus, † 4. December 1556 (S. 14). — Johann Wilhelm von Holdingen, Canonicus zu Regensburg, dann Chorherr und Senior zu Komburg und von 1595 bis 1602 Dechant. † 1605 (S. 60). — Seyfried von Holtz, letzter Abt und Erster Probst des Frey-Adel-Ritterstiffts Komburg. † 1504, 29. August vor dem Altar des Apostels Peter und Paul begraben. Peter von Holtz, † 1503 an St. Ulrichstag (S. 35). — Sigmund von Horn, Chorherr und Custos, letzter seines Stammes und Nahmens. † Oculi 1566 (S. 16). — Fürst und Herr Frantz Christoph der hl. Römischen Kirchen Priester-Cardinal, Bischof zu Speyer, Probst der gefürsteten Probstei Weißenburg, des hl. Römischen Reichs Fürst, aus dem uralten auch Reichs-Freyherrlichen Geschlecht von Hutten zu Stoltzenberg, dahier gewesener Capitularherr. † 20. April 1770 (S. 194). — Peter Philipp von Hutten, deren hohen Dom- und Adel-Ritterstifftern Würtzburg und Komburg Capitular und Scholasticus. † 1. August 1729 (S. 88). — Julius, Bischoff zu Würtzburg der 61ste, Herzog zu Francken der 82ste, des hiesigen Adels- und Ritterstiffts Komburg Canonicus Capitularis. † 13. September 1617 (S. 68). — Adolph Laaß, Obervogt, † 26. Februar 1731 (S. 175). — Schenk Conrad von Limburg, † 1566 (S. 47). — Schenk Erasmus zu Limburg, des heiligen Römischen Reichs Erbschenk und Semper-Frey. 1533 in der Martins-Capellen zu Komburg beigesetzt (S. 14). — Albrecht HE zu Limpurg, des Heyligen Römischen Reichs Erbschenk und Semper-Frey. † 26. Februar 1376 (S. 24). — Joan. Bapt. Manger, Burcardrothae ad Rhönas natus, der allhiesigen Ritterstiffts 26. annos Chor-Vicarius. † in seinem 57ten Jahr 25. Juni 1779 (S. 199). — Joannes Mendle, Vicarius und 2jähriger Sub-Custos. † 1. Oktober 1746 (durch den Schlag gerührt) (S. 181). — Heinrich Meßner von Cünzelsau, † 1499 (S. 32). — Frau Ursula Mesogina, Wittib, gewesene Kaufmännin in Steinbach. † 1. Februar 1732 (S. 183). — Samuel Mez, Zeüchmacher und allhiesiger Convertit aus Rhoda in Voigtland. † im 81ten Jahr 12. Juni 1783 (S. 200). — Wilhelm von Morstein, Canonicus

Digitized by Google

4. Oktober 1558 zu Niedern Hall Todtverfahren, am 5. Tag darnach zu Komburg begraben (S. 15). — Paul von Münchaurach, gastweiss auf der Komburg. † Mittwoch nach Oculi 1474 (S. 30). — Hugo von Münckhen, † 1553 (S. 45). Seine Frau war die Tochter von Peter von Hohenstein, sein Sohn hieß Rudolph. — Conradt Müntzel, Vicar und Sub-Custos, † 5. August 1661 (S. 78). — Hayntz Neff, Bürger zu Hall und Keller der Komburg, stiftet 1446 einen Jahrtag (S. 29). — Erasmus Neustetter, dictus Stürmer, hujus Equestris Ecclesiae Praepositus 9 et Decanus 10, Cathedralis Ecclesiae Herbipolensis, Senior et Jubilans. † 3. Dezember 1596 (S. 56). — Joannes Innventius Nicles, 23 und ½ Jahr gewesener Vicarius, dann 17jähriger Bibliothecarius und Subsenior. † 30. Mart. 1766 (S. 187). — Johannes Nusser, Vicarius, † 22. Juli 1606 (S. 62). — Johann Frantz Wolfgang Damian, des heiligen Römischen Reichs Graff von Ostein, Herr zu Datschitz, Marquards und Wolschau, beeder Hohen Dom- und Ritterstifftern Würtzburg und Komburg Capitularherr, Jubilaens und Scholasticus; des Ritterstiffts zu St. Burckard in Würtzburg et Insignus Collegiatae St. Petri in Mayntz Probst, und beeder Kayserlicher Majestäten, auch Churfürstlich Maynzischer, dann Hochfürstlich Würtzburgischer Geheimer und geistlicher Rat. Stiftung 1754 (S. 184). — Johann Heinrich von Ostein, 21 Jahre Dechant und Senior und des hohen Dom-Stiffts Würtzburg Capitular, Custos und Jubilaeus, dann hochfürstlich Würtzburger geistlicher Rat. † zu Würtzburg, an Lichtmeß 1695 (S. 82). Sein Vater: Johann Frantz Carl von Ostein, Kayserlich hohen Dom- und Ritterstifftern Bamberg, Würtzburg und Komburg, Capitular resp. Scholasticus; geistlicher Rat und Consistorii Officialis, stiftet 1698 zur Josephs-Capelle (S. 235). — Fräulein Maria Francisca von Ostein, † 8. Februar 1691 (an Schlagfluß, etwa 60 Jahre alt) (S. 81). Die Schwester des Johann Heinrich von Ostein, des hohen Dom-Stiffts Würtzburg Capitular, Custos und Jubiläus, dann des allhiesigen Ritterstiffts Senior und Dechant, auch hochfürstlich Würtzburger geistlicher Rat. — Hieronymus Packer, Vicarius, † 14. Januar 1742 (S. 180). — Fridericus Godefridus Jonatius Freyherr von Pfürdt, deren hohen Dom- und Adel-Ritterstifftern Eichstädt, Komburg und St. Burckard bey Würtzburg Canonicus Capitular resp. Cant. Custos und Jubilaeus. † 10. September 1726 (S. 172, 173). — Eberhardt Philipps, † im Juni 1424 (S. 27). — Nicolai Preveratitsch, ein Cobat und Soldat unter dem Obristen Joolan, mitten auf der pretzinger Steigen von einem Croaten geschossen worden, also zwar, daß er an dem Schuß bald hernach gestorben. † 2. Juni 1629 (S. 73). — Martin Quenzer, Vicarius des Stiffts Komburg. † 11. 9bris 1549 (S. 13). — Blasius de Redwiz, Chorherr, † 1558 (S. 46). — Sebastian von Reinstein, beyder Adel-Stiffter Komburg und bey St. Burchard zu Würtzburg Chorherr. † 1604 (S. 59). — Sebastian Reiser, Vicarius, † 1. September 1550 (S. 00). — Conradt von Rinderbach, † 14. Februar 1446 (S. 28). — Johann von Rinderbach, Chorherr, † 1502 (S. 33). Vor der Kleinen Sakristei, wo man auf die Orgel geht, begraben. — Jörg Frantz Sauer, dahier Vicarius, des hohen Dom-Stiffts zu Würtzburg Vicarius. † 1. Januar 1739 (S. 179). — Heinrich Scharpf, † 1520 (S. 40). — Erhard von Schaumberg, Chorherr und dritter Dechant. † 22. Martij 1518 (S. 37). — Wippert Schenck von Schenkenstein, Chorherr, Senior und Cantor. † 1580 (S. 17). — Friderich von Schletz, Electoris et Ducis Bavariae Consiliarius bellicus Colonellus et Praefectus in Wasserburg. † 13. Januar 1654 (S. 77). — Heinrich Schneewaßer, † 28. Martij 1351 (S. 23). — Alexander Schott, Chorherr, Scholasticus, auch Dechant bei St. Burckard in Würtzburg. † 23. Oktober 1593 (S. 55). — Gernand von Schwalbach, Chorherr und neunter Dechant und der Rechten Licentiat. † 5. Dezember 1550 (S. 51). Dazu, wahrscheinlich sein Bruder: Albrecht von Schwalbach und Frau Catharina geb. Schwertzlin von Willingshausen. — Sebastian Schwegler, Sacrae Caesarcae Majestatis Notarius Publicus und allhiesigen Stiffts Vogt. † 10. Januar 1628 (S. 71). — Ferdinand Christoph Peter Frey-Herr von Sickingen, deren Hohen Dom- und Ritterstifftern zu Würtzburg, Wormbs und Komburg Capitularherr auch resp. Custos, Jubilaeus und Senior, Probst des Collegiatstiffts zum Neuen-Münster; Hochfürstlich Würtzburger Geheimer Rat, Hof-Kriegsrat und Hof-Cammer-Praesident. † im Alter von 80 Jahr 7 Tag 19. März 1793 (S. 203). — Christophorus von Sirgenstein, Dechant bey St. Burckard zu Würtzburg, allwo dieselben begraben ligen, und des allhiesigen Ritterstiffts Capitularius

Digitized by Google

und Custos etc. † am hl. Frohnleichnams Tag 1663 (S. 79). — Conrad Sonne, Vicarius und Verwalter, † 1543 (S. 44). — Joannes Casparus Sonntag, des allhiesigen Ritterstiffts 14 Jahr gewesener Vicarius. † 13. November 1769 (S. 193). — Daniel Spies, Vicarius und Ecclesiastes. † 11. Januar 1617 (S. 67). — Franz Conrad von Stadion. Praepositus der Kayserlich Hohen Dom- und Adel-Ritterstifftern Bamberg, Würtzburg und Komburg resp. Dom-Probst, Jubilans und Probst zu Komburg. † Laetare 1685 (S. 19). — Franz Ludwig Faust von Stromberg, deren hohen Dom- und Adel-Ritterstifftern Würtzburg und bey St. Burckard allda Probst, dann des hiesigen Adel-Ritterstiffts Dechant. † 22. Oktober 1673 (S. 80). — Georg Carl, Fürst-Bischof zu Würzburg, aus der Reichsfreyherrlichen Hohen Familie von Techenbach zu Lauterbach. Stiftung vom 27. Juni 1797 (S. 205). — Heinrich Traub, Keller, † 1537 (S. 43). — Eitel de Treutwein. Chorherr und achter Dechant. † Nonis Februarij 1536 (S. 41). — Christophorus Tschudi von Glarus zu Wasserstetten, Ordinis St. Joannis Equesauratus et Commendatarius in Hall et Affeltrach. † 13. Oktober 1616 (S. 66). — Johann Veit von Würtzburg, deren Kayserlich und hohen Dom-Stifftern Bamberg und Würtzburg resp. Dom-Dechant, Senior und Capitular auch des Adel-Ritterstiffts dahier und des Collegiatstiffts Neu-Münster zu Würtzburg Probst. † 9. May 1756 (S. 91). — Gerard Wacker, Vicarius et Ecclesiasticus, Theol. Cand. von der Lippstatt in Westphalen. † 14. Marti 1675. War 13 Jahre lang in Komburg Vicarius, prediger und Beichtvatter. Im Creutzgang neben St.-Nicolai-Bild begraben (S. 18 und 165). — Engelhardt von Weinsperg, † 1351 (S. 22). Dessentwillen dem Stift geeignet worden die Vogtey zu Hessenthal, die Er vor erkaufft von dem Edlen Herrn Schenk Friedrich zu Limpurg; darum gibt der Stiftsvogt den Herren jährlich zur Praesens als aus 20 fl. Capital 1 fl. — Georg Wigandt, Vicarius, † 25. Mart. 1611 (S. 64). — Salentin Gernard von Wildenstein, Chorherr und bey St. Burckard, allwo er begraben ligt, zu Würtzburg Dechant. † 5. Februar 1623 (S. 70). — Johann Adam Zobel von Gibelstatt, deren hohen Dom- und Adel-Ritterstifftern Würtzburg und Komburg Capitular resp. Scholasticus, hochfürstlich Würtzburgischer geheimder Rat und Cammer-Praesident. † 24. August 1721 (S. 85). — Martin Zobel, Chorherr und Custos. † 5. September 1504 (S. 36). — Unterschrift vom 1. September 1767: Johann Philipp Henrich. Freyherr Arnundt (?) zu Ehrthal, Dechant; vom 17. Merz 1771: Johann Franz Freyherr von Greiffenclau, Dechant (notata pro choro).

*

Taufstein mit der Inschrift des Johanniterkomturs Markward Stahler von 1405 in der Haller Michaelskirche

Der durch den Aufsatz von Professor Dr. H. Wentzel, „Stifterbilder um 1400 in Württemberg" („Württembergisch Franken", NF 20/21, 1940, S. 246—249), und durch den Nachtrag (Dr. Kost, „Württembergisch Franken", NF 22/23, S. 88) bekannt gewordene Haller Johanniterordenskomtur Stahler ist auch erwähnt auf einem heute in der Michaelskirche in Schwäbisch Hall stehenden Taufstein, der folgende Umschrift aufweist:

a. d. M. CCCC. V. erat. prior. alemanie. hesso.
Schlegelholc. baluv. franconie. et. commendator.
huius. fuit. frater. markward. stahler. et prior.
eisdem. fuit. frater. iohes. kreftelbach. ihs. bapt.

Nach dieser Inschrift entstammt die steinerne gotische Taufkufe der Haller Johanniterkirche und nennt neben dem Johanniterprior für Deutschland, Hesso Schlegelholz, für die Ordensballei Franken den Ordenskomtur der Haller Johanniterniederlassung Bruder Markward Stahler und den Ordensprior Bruder Johannes von Kreftelbach (Cröffelbach im Bühlertal bei Schwäbisch Hall). Ein Johann zu Schlegelholz war schon 1459 bis 1466 Großprior des Johanniterordens. Der Taufstein ist abgebildet in dem Werk: Gradmann, „Die Kunst- und Altertumsdenkmale von Schwäbisch Hall" (Eßlingen 1907, S. 27), jedoch dort (S. 30) nicht entziffert.

*

Digitized by Google

Grabmal des Baumeisters Johann Christian Lüttich in Heilbronn

Durch den Aufsatz von Museumsdirektor Dr. Max H. von Freeden im vorigen Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 22/23, 1948 (S. 145—170), ist der „Ingenieurarchitekt" und Offizier aus dem Braunschweigischen, Johann Christian Lüttich, als Erbauer der Orangerie zu Weikersheim in der Zeit 1719 bis 1723 nachgewiesen und mitsamt diesem reizvollen Bauwerk behandelt worden. In diesem Aufsatz war auch Lüttichs Aufenthalt 1743 in Heilbronn erwähnt (S. 146). Durch freundliche Mitteilung eines unserer Geschichtsfreunde, Studienrat a. D. Albrecht (früher Vorstand des Historischen Vereins Heilbronn) in Alpirsbach, kann nunmehr auch Lüttichs Grabstätte in Heilbronn mitgeteilt werden. Sie ist erwähnt im gedruckten „Bericht des Historischen Vereins Heilbronn", Nr. 6, 1900 (S. 70). Danach befand sich im alten Friedhof in Heilbronn an dessen Westmauer ein 3 × 1 m großes Grabdenkmal mit Waffenverzierungen, von Lüttich, Generalmajor und Kommandant des Ingenieurkorps, geboren 1687, gestorben 4. Oktober 1769. Das Wappen wies rechts eine Sichel auf. Das Grabmal ist heute nicht mehr vorhanden.

*

Drei urkundliche Gelegenheitsfunde

Im Archiv der Freiherren von und zu Franckenstein auf Schloß Ullstadt (Landkreis Scheinfeld, Mittelfranken) hinterliegen drei Urkunden, die als Gelegenheitsfunde in freundnachbarlicher Verbundenheit den Geschichtsfreunden des Hohenloher Landes mitgeteilt seien.

Streit über Anteil an Schloß Domeneck, Gemeinde Züttlingen, Kreis Heilbronn, betreffend Nachkommen der Herren von Berlichingen

Andreas von Berlichingen und Beringer von Berlichingen, Ehemann der Anna Lamprecht (von Gerolzhofen, Unterfranken), besaßen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts als gemeinschaftliches Lehen des Edelherrn (Konrad) von Weinsberg das Schloß Domeneck (Tumnecke, Gemeinde Züttlingen, Kreis Heilbronn). Nach dem Tode des Andreas wurde Beringer Vormund von dessen Sohn Dietrich, übernahm das Schloß Domeneck ganz und verkaufte es für 1600 Gulden. Nach Beringers Tod trat Anna Lamprecht die Erbschaft an. Inzwischen war Dietrich, der Sohn des Andreas, mündig geworden und erhob vor dem Kaiserlichen Landgericht Herzogtums Franken zu Würzburg Klage gegen Anna von Berlichingen auf Herausgabe des Wertes des Anteiles, den sein Vater Andreas an Schloß Domeneck besessen hat. Anna antwortete, sie besitze Schloß Domeneck nicht, hafte auch nicht für die Schulden ihres verstorbenen Mannes, sie habe aus der Erbmasse nur die Güter, die ihr zu Heimsteuer, Morgengabe und Widerlegung zugewiesen seien; der Kläger möge sich an die Erben Beringers halten. Damit gab sich Dietrich nicht zufrieden; er wandte ein, daß Beringers einzige Tochter (Pale, verheiratet mit Hans von Bachenstein) kein väterliches Erbe angetreten habe, vielmehr sitze die Witwe Anna noch in der eheherrlichen Behausung und nutze die Erbgüter, wie die Tochter und andere Zeugen beweisen könnten; Dietrich verharrte daher auf seiner Klage. Anna antwortete, nur die ihr zugewiesenen Güter zu besitzen und ihre Behausung mit Zustimmung Götz' des Älteren von Berlichingen, dem das Mehrteil daran gehöre, zu nutzen; sie lehnte daher die Zahlung der Schulden ihres verstorbenen Mannes erneut ab.

Beide Parteien stellten ihren Streit nunmehr zur gerichtlichen Entscheidung. Das Landgericht Würzburg erteilte dem Kläger Dietrich in drei Sitzungen Kundschaft, die vor Gericht verlesen wurde. Der Würzburger Domherr Johann von Grumbach befragte als Landrichter die Ritter, die das Landgericht bildeten, nach ihrem Urteil. Diese entschieden einmütig: wenn die Witwe Anna von Berlichingen durch Eid zu Gott und den Heiligen erkläre, sie habe die Güter ihres verstorbenen Ehemannes nur soweit in Nutzung, als sie ihr durch Vermächtnis (Morgengabe usw.) zugewiesen seien, dann sei Dietrich von Berlichingen mit seiner Klage abzuweisen. Am 27. November 1447 erschien Witwe Anna vor dem Landgericht Würzburg und leistete den Eid, wie die Ritter ihn gewünscht hatten.

Digitized by Google

Nunmehr gelobte Dietrich von Berlichingen dem Landrichter „an den stap", die Witwe Anna nicht weiter zu behelligen. Noch an demselben Tage (27. November 1447) wurde der Rechtshandel beurkundet und mit dem Landgerichtssiegel bekräftigt, damit also rechtskräftig.

Pergamentausfertigung mit an Pergamentstreifen angehängtem, schlecht erhaltenem Wachssiegel. Archiv Ullstadt, Urkundenabteilung XVII/108/3.

Zur Sache sei bemerkt, daß Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach in seiner „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" (Leipzig 1861) Seite 568/570 zwar diese „Händel" kennt, aber sie abweichend darstellt und diese Urkunde nicht richtig wiedergibt.

Berlichingischer Streit über Waffenausstattung und Güterbesitz des Schlosses Jagsthausen

In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts kam es zu einer bisher nicht näher bekannten — wohl ehelichen — Verbindung zwischen den von Berlichingen und dem bei Darmstadt angesessenen, ehedem edelfreien Geschlecht von Franckenstein. Götz der Jüngere von Berlichingen vertrug sich im Jahre 1448 mit Hans von Franckenstein wegen strittiger Wiesen-, Hut- und Kelterrechte in Westernhausen, Hausen und Berlichingen (Familiengeschichte Berlichingen, siehe oben, S. 614). Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts entzündeten sich die Gegensätze an dem gemeinsamen Besitz der Waffenausstattung des Schlosses Jagsthausen, den Erb- und Eigengütern sowie den Mannlehen des † Beringer von Berlichingen, den Kurpfälzer Lehen des Geschlechtes von Neuenstein — Gottfried von Neuenstein hatte Elisabeth von Berlichingen geheiratet — und anderem mehr.

Der durch seine Ehe mit Anna von Berlichingen den streitenden Parteien verwandte Kunz Echter (von Mespelbrunn) wurde als Obmann angerufen; er berief nach Kloster Schönthal, der bekannten Grablege des Geschlechts von Berlichingen, ein Schiedsgericht zusammen; die Parteien Berlichingen und Franckenstein waren eingeladen. Ritter Konrad von Franckenstein, Götz der Alte von Berlichingen, Konrad Echter und die Brüder Ulrich und Georg von Rosenberg besiegelten den Schiedsvertrag als Zeichen der Anerkennung. Doch schon nach wenigen Jahren klafften die alten Gegensätze wieder auf; beide Teile warfen einander vor, einzelne Vertragsbestimmungen übertreten oder nicht erfüllt zu haben.

Im Sommer 1466 wandten sich Hans von Franckenstein der Alte einerseits, Kunz von Berlichingen als Vertreter seines Vaters Hans und Kilian von Berlichingen als Erbe seines verstorbenen Vaters Götz des Alten andererseits an Kurfürst Friedrich von der Pfalz mit der Bitte um Schlichtung ihres Streites. Dieser bildete ein Schiedsgericht, zu dem der Hofrichter Hans von Gemmingen zu Gudemberg und die Hofräte Dr. Diether Hochgesang, Deutschordensmitglied, Dr. Andreas Pellendorfer, Hans von Bubenhofen, Hans von Walbrun, Jacob und Konrad von Helmstadt, Wendel von Reinchingen und Hans von Ehrenberg gehörten. Am 17. November 1466 erschienen in Heidelberg vor dieser Kommission die streitenden Parteien; sie bezogen sich bei der Verhandlung wechselseitig gegeneinander auf den Schönthaler Schiedsspruch, ließen ihn verlesen und warfen sich in „ansprach, antwort, widderrede, nachrede" vor, einzelne Punkte dieses Vertrages verletzt zu haben; jeder Teil entschuldigte sein Verhalten und legte Briefe und Kundschaften zur Stärkung seines Rechtsstandpunktes vor.

Hofrichter und Räte hörten sich Franckenstein und beide Berlichingen an, dann richten sie zu einer gütlichen Vereinbarung, der diese sich unterwarfen. Dieser Heidelberger Schied vom 17. November 1466 enthält folgende Bestimmungen:

1. Die strittigen Punkte des Schönthaler Schiedes soll Kunz Echter bis zum nächsten Peterstag (1467, 22. Februar, 29. Juni?) schlichten, indem er beide Teile zu einer Schiedsverhandlung bringt und Säumnisse ausgleicht.

2. Zum Vorwurf, daß etliche Geschütze, Harnische und Hauben aus dem Schlosse Jagsthausen weggekommen seien, wird entschieden: Franckenstein soll auf Treu und Glauben die von ihm entfernten Waffen zurückerstatten und wegen des Restes sich mit dem von Berlichingen vergleichen.

Digitized by Google

3. Über die strittigen Eigen- und Erbgüter des verstorbenen Beringer von Berlichingen, auf die Franckenstein als sweher Anspruch erhebt, und über die Mannlehen des Stammes Berlichingen wird entschieden: Die Erb- und Eigengüter sollen unverkürzt dem Hans von Franckenstein und seinem Sohne zufallen, die Mannlehen insgesamt dem Geschlecht von Berlichingen verbleiben.

4. Über die von den von Neuenstein (Nuwen-) herkommenden Kurpfälzer Lehen wird Kurfürst Friedrich als Lehenherr bis zum nächsten Peterstag (siehe oben) selbst entscheiden.

5. In allen anderen Streitfragen ist keine Partei der anderen etwas schuldig und pflichtig; binnen Jahresfrist ab 17. November 1466 sollen beide Teile die bisher strittigen Punkte aus der Welt schaffen.

Indem Kurfürst Friedrich noch an demselben Tage diesen Schied beurkunden ließ und mit seinem Sekretsiegel bekräftigte, war auch hier die Rechtsgültigkeit erreicht.

Pergamentausfertigung mit an Pergamentstreifen angehängtem Siegelbruchstück. Archiv Ullstadt, Urkundenabteilung XVII/108/4.

Dieser Rechtshandel ist in der Familiengeschichte Berlichingen (siehe oben) nicht berührt.

Der Haller Patrizier Konrad d. A. Büschler 1538 durch seine Ehefrau Lucia von Helmstadt Eigentümer eines namhaften Darlehens an die beiden Grafen Eberhard von Württemberg

Im Winter 1484/85 waren die Vettern Eberhard der Ältere und Eberhard der Jüngere, regierende Grafen von Württemberg, aus Geldnot gezwungen, ein Darlehen von 4000 rheinischen Goldgulden bei einer jährlichen Verzinsung von 200 Goldgulden, fällig je zu Sonntag Invokavit, aufzunehmen; am 20. Februar 1485 stellten sie in Stuttgart die Schuldurkunde aus. Wer der gräfliche Gläubiger gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Im Laufe der Jahrzehnte wurde die Forderung wohl auf dem Wege des Erbganges geteilt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Eigentümer des halben Kapitals (2000 Gulden) und damit des halben Zinsertrages Burkard von Helmstadt, der letztwillig dieses sein Recht an seine Schwester Lucia von Helmstadt vererbte. Diese war mit dem Haller Patrizier K o n r a d d. Ä. B ü s c h l e r verheiratet, der durch Kaufurkunde vom 26. November 1538 die andere Hälfte der Forderung von Eberhard von Gemmingen erwarb.

Das Ehepaar Büschler war damit Alleineigentümer des Darlehens und Alleinnutznießer des Zinsabwurfes geworden; sie erhielten vom Fürstentum Württemberg auf jeden Gulden Zins in grober Münze zwei Kreuzer auf Wechsel. Aus ungenannten Gründen entschlossen sie sich im Winter 1541/42 zum Verkauf ihrer Forderung. Mit Urkunde vom 23. Januar 1542 verkauften sie ihr Darlehen mit allen Rechten an Dr. Johann Sebastian von Hürnheim, Reichskammergerichtsbeisitzer, und an Hans Landschad von Steinach, Vogt zu Mosbach, als Vormünder der Jungfrau Margarete Landschad, Tochter des † Bernhard Landschad von Steinach. Der Kaufpreis betrug 4000 Goldgulden. In der Urkunde bestätigt das Ehepaar Büschler den Empfang dieser Summe, händigt den württembergischen Schuldbrief aus, verspricht nach fränkischem Recht Währschaft und leistet Gewere. Der Käufer soll erstmals am Sonntag Invokavit den Zins erhalten. Als Mitglieder bittet Konrad Büschler seinen Bruder Hans Büschler zu Hall, Lucia Büschler ihren Vetter Eberhard Horneck von Hornburg, Amtmann zu Weinsberg.

Pergamentausfertigung mit vier an Pergamentstreifen angehängten, tadellos erhaltenen Wachssiegeln. Archiv Ullstadt, Urkundenabteilung XVI/102/47. Wilhelm Engel.

*

Darstellung von Baudenkmalen (Bauaufnahmen)

Mit der Technischen Hochschule wurde ein Übereinkommen getroffen, daß diejenigen Studenten, die Aufnahmen von vorbildlichen Baugestaltungen in Stadt und Kreis Schwäbisch Hall zu machen wünschen, vom Unterzeichneten beraten und in die baugeschichtliche Forschung eingeführt werden. Die Auswirkungen sind sehr fruchtbar: wir

Digitized by Google

erhalten je eine Fertigung dieser vorzüglichen Zeichnungen; Unser Denkmälerbestand dürfte dadurch der besterforschte Württembergs sein. Die Sammlung des Unterzeichneten weist folgende Schüler- und eigene Arbeiten auf:

Bäßler: Westturm St. Michael in Schwäbisch Hall (1948), Türgitter Haller Rathaus (1945).

Bartzsch, Bühler und Bürklen: Diebsturm, Folterturm, Klingenturm, Langenfelder Tor, Malefizturm, Mantelturm, Pechnasenturm, Säumarktturm, Sulferturm, sämtliche in Schwäbisch Hall (1947).

Hartjenstein: Portal in der Schuppachgasse in Schwäbisch Hall (1938).

Krüger: Haller Brunnen (1948), Haller Brücken (1949), Großkomburg (1940 bis 1943), St. Katharina in Schwäbisch Hall (1947), St. Johann in Schwäbisch Hall (1949), Schuppachkirche in Schwäbisch Hall (1940), St. Jakob in Schwäbisch Hall (1948), Haller Stadtbefestigung (1947), Kleinkomburg (1948), St. Urban in Schwäbisch Hall (1947), Kirche in Tüngental (1949), Stiftersarkophag Großkomburg (1948), Kirche St. Johannes in Steinbach (1950), Klötzlesturm in Schwäbisch Hall (1950), Haller Salzquelle (1949).

Rapp: Turm in Vellberg (1948), Weilertor in Schwäbisch Hall (1949).

Roßberg: Karnerkapelle in Westheim (1941).

Roßberg und Sauer: Kleinkomburg (1947).

Ruppert: Josenturm in Schwäbisch Hall (1947).

Mühlbauer und Krämer: Widmannsches Portal in Schwäbisch Hall (1948), Portal der Propstei zu Großkomburg (1949).

Sauer: Renaissancehaus in Steinbach (1946).

Schirm und Früh: Franzturm, Gerberturm, Mühlbollwerk, Rotstegturm, Pulverturm, Scharfrichterturm, Winzerturm, Zollhüttenturm in Schwäbisch Hall (1949).

Schmiedt: Kloster Gnadental (1949).

Scholl: St. Urban in Schwäbisch Hall (1948).

Schuch: Sulfersteg in Schwäbisch Hall (1940), Gitteraufsatz des Marktbrunnens in Schwäbisch Hall (1940), Rippergbrücke in Schwäbisch Hall (1945).

Stockburger: St. Johannes in Steinbach (1950).

Wechsung: Portal Gelbinger Gasse 99 in Schwäbisch Hall (1942), Portal am Markt 7 in Schwäbisch Hall (1942), Haustüre Steinerner Steg 2 in Schwäbisch Hall (1942).

Weinbrenner: Hohes Haus in Schwäbisch Hall (1948), Senftenschlößle in Untermünkheim (1949).

Eduard Krüger.

Digitized by Google

Buchbesprechungen

Von Emil Kost

Hans Christ, Die Krypta von Unterregenbach. Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen, 1950, Seite 23 bis 41. Mit 20 Abbildungen.

Nachdem der verdienstvolle Erforscher und Ausgräber der Krypta, Pfarrer Heinrich Mürdel, in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VIII, 1948, eine neue, umfassende Abhandlung über das „Rätsel von Regenbach" veröffentlicht hat, der eine weitere Darstellung mit Verwertung der Neuergebnisse im nächsten Heft der genannten Geschichtszeitschrift folgen wird, hat der neueste Unterregenbacher Ausgräber, der Kunsthistoriker Professor Dr. Christ (Aachen), neben seinem Ausgrabungsbericht in unserem vorliegenden Jahrbuch „Württembergisch Franken" auch im Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen 1950 einen mit Planskizzen und Bildern unterbauten bedeutsamen Aufsatz geliefert. Mit überzeugenden Gründen lehnt darin Professor Christ die seither übliche karolingische Datierung der vielumrätselten Krypta ab. Ihm ist die mit Plan und Konstruktionsformen in Widerspruch stehende Frühdatierung nur auf Grund der Säulen- und Pfeilerkapitäle zu unsicher, da die vier angeblich karolingisch-ottonischen Säulen und Pfeiler ohne die ursprüngliche Gewölbedecke gefunden worden sind. Der Verfasser hält zudem alle vier Kapitäle für Arbeiten des 11. Jahrhunderts und bringt dafür eingehende, durch Bildvergleiche gestützte Beweise bei. Auch stellt die Unterregenbacher Querhauskrypta schon die fortgeschrittene Form des Hallentypus dar, wie sie andernorts erst im 11. Jahrhundert des öfteren nachweisbar ist. Durch die in unserem vorliegenden württembergisch-fränkischen Jahrbuch veröffentlichten Ausgrabungsergebnisse Professor Christs vom Grund der benachbarten Veitskirche mit vorromanischen Bauteilen wird die vorgenannte Auffassung Professor Christs weiterhin bestärkt. Zu diesem ältesten Bau gehören offenbar die dort früher aufgefundenen karolingischen figürlichen und ornamentalen Steinplastiken, nicht zur Krypta. Der Frage kommt allgemeine kunstgeschichtliche und geschichtliche Bedeutung zu.

Oskar Heckmann, Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber. Doktordissertation der Technischen Hochschule Berlin, 1940. Druck: Verlagsgesellschaft H. Rombach & Co., Freiburg i. Br., 1941.

Die mit 18 Bildtafeln ausgestattete, 130 Seiten starke Arbeit behandelt in umfassenden bautechnischen, baugeschichtlichen und geschichtlichen Untersuchungen die vier Zentralkirchen bzw. -kapellen von Standorf bei Niederrimbach (Kreis Mergentheim), Oberwittighausen, Grünsfeldhausen und Gaurettersheim. Sie bilden nach ihrer Entstehungszeit, nach Veranlassung und Zweck ihrer Errichtung eine selbständige Baugruppe auf deutschem Boden und sind in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts von fränkischen Edelgeschlechtern gestiftet, und zwar die Standorfer Ulrichskirche im dritten Jahrzehnt des genannten Jahrhunderts sehr wahrscheinlich durch den Edelherrn Konrad von Hohenlohe-Brauneck. Enge bauliche Beziehungen zur Kirche in Münster bei Creglingen und zur Burg Brauneck sind festzustellen, mit deren Bauart ganze Bauteile des Standorfer Kirchleins übereinstimmen. Konrad von Hohenlohe hat mit dem Stauferkaiser Friedrich II. den 5. Kreuzzug mitgemacht (1227—1229). Konrad ist der Erbauer der Burg Brauneck und der Feste Lichtel. Auf das Erlebnis des Kreuzzuges ist die Stiftung der Standorfer Kapelle zurückzuführen. Ähnliches gilt für die Oberwittighäuser Sigismundkapelle durch Graf Ludwig II. von Rieneck, der denselben Kreuzzug in der Umgebung des Kaisers mitgemacht hat. Die achteckige Form der genannten vier Gottes-

Digitized by Google

häuser ist auf den unmittelbaren Einfluß des Südens und des Orients auf die hochadeligen Stifter zurückzuführen. Darüber bringt der Verfasser weitere Unterlagen. Die Häufigkeit der Zentralanlagen aus spätromanischer Zeit auf einem so eng begrenzten Raum im Taubergebiet ist einmalig und findet ihre Erklärung in der überaus regen Teilnahme des tauberfränkischen Hochadels am politischen, kulturellen und religiösen Geschehen.

Walter Nasse, Aus der Vergangenheit der Stadt Creglingen. Mit einem Beitrag von Dr. Emil Kost. Creglingen 1949, Stadtverwaltung. 100 Seiten mit 23 Abbildungen. 2,80 DM.

Als Festschrift zur Erinnerung an die 600jährige Erhebung Creglingens zur Stadt ist diese schmucke Darstellung von dem inzwischen leider verstorbenen Hauptverfasser erschienen. Nach einem siedlungsgeschichtlichen Anfangsteil über die Creglinger Tauberlandschaft von E. Kost behandelt unter Verwertung der Forschungsergebnisse des Würzburger Historikers Professor Dr. W. Engel und auf Grund langjähriger eigener Forschungen Dr. Nasse die Geschichte des Dorfes und der Stadt. Sie beginnt mit der Zeit der Grafen von Luxemburg und der Äbte von Komburg ab 1100, dann der Herrschaft Hohenlohe und der Stadterhebung 1349 und führt weiter über die Erbengemeinschaft Hohenlohe zum Übergang an Brandenburg-Ansbach und zeigt auch die Schicksale unter dieser Herrschaft bis 1792. Auch das 19. Jahrhundert ist behandelt. Einzelne Abschnitte gelten der Stadtkirche, der Herrgottskirche, über die auch eine besondere Schrift des Verfassers vorliegt, weiterhin der Stadtverfassung, der Baugeschichte und den Einwohnern. Die hübsche Schrift ist den vielen Freunden Creglingens und der Herrgottskirche zu empfehlen.

Paul Gehring, Heilbronn auf dem Wege zur Industrie- und Handelsstadt von der Reichsstadt zur Stadt des Deutschen Reiches, 1802 bis 1871. 19. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, 1949. 34 Seiten. 1,80 DM.

Von dem Verfasser des Beitrags über Hall und das Salz im vorliegenden Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 24/25, ist in der Heilbronner Schrift in kenntnisreicher Weise nach einem Vortragstext diese Darstellung des gewerblichen und kommerziellen Aufschwungs von Heilbronn zum Druck gekommen. Die schrittweise, gelegentlich auch von Rückschlägen unterbrochene, aber folgerichtig ansteigende Entwicklung Heilbronns von der Zeit König Wilhelms I. ab ist mit vielen kennzeichnenden Zügen gezeichnet und die treibenden Kräfte herausgestellt. Dem hervorragenden Heilbronner Unternehmergeist ist hier ein Denkmal gesetzt. Mit dieser Schrift hat nunmehr die größte Stadt des württembergischen Frankenlandes eine gehaltreiche Darstellung ihrer Wirtschaftsgeschichte bekommen, zu der man sie und den mit unserem Geschichtsverein zusammenarbeitenden Heilbronner Geschichtsverein beglückwünschen kann.

Rolf Thomas, Das Gerichtswesen im Reichsritterschaftsterritorium Stetten und seine staatsrechtlichen Voraussetzungen vom Ausgang des Mittelalters bis zum Rheinbund. Ein Beitrag zur Deutschen Rechtsgeschichte unter vorwiegender Verwendung von bisher unveröffentlichten Originalquellen des Archivs auf Schloß Stetten. Münchener Doktordissertation der Juristischen Fakultät, 1949. Erscheint unter dem Titel „Staat und Gericht der Reichsritter von Stetten". R. Pflaum Verlag, München 1951. 200 Seiten. 10 DM.

Diese Arbeit ist entstanden auf Anregung eines der Nachkommen der Reichsritterfamilie von Stetten, des Freiherrn Hermann von Stetten. Sie stellt im Anfangsteil die Voraussetzung der Staatsgewalt im genannten Territorium dar und erweist den reichsunmittelbaren Charakter der Reichsritterschaft und die darauf gegründete Landeshoheit mit eigenen Hoheitsrechten und eigener Hochgerichtsbarkeit. Die Ausnutzung dieser Hoheitsrechte wird aus den Quellen belegt in bezug auf die Regierungsform, die Gesetzgebung, den Vollzug und die Rechtsprechung. Die Gerichtsverfassung wird dargestellt. Bei der niederen Zivilgerichtsbarkeit ist zu unterscheiden zwischen den bäuerlichen

Digitized by Google

Dorfgerichten unter herrschaftlicher Aufsicht und den Vogteigerichten durch den unmittelbaren Beauftragten der Herrschaft. Ein Rechtsaltertum ist das Stettensche Ruggericht, dessen Darstellung nunmehr durch diese Untersuchung über die in Ostfranken bis ins 19. Jahrhundert noch anzutreffenden Ruggerichte die beste Aufklärung gibt. Dem Centgericht ist ein ganzer Abschnitt gewidmet, ebenso dem Verfahren in Ehesachen. Inhaltsreich ist die Gesamtdarstellung der hohen oder peinlichen Gerichtsbarkeit, die der Vorgänge beim peinlichen Prozeß und zur Urteilsfindung, dieser selbst und die demonstrative Art ihrer Verkündigung, die Art der Strafen, ihre Vollstreckung und die Rechtsmittel. Einige ausgewählte Abschnitte aus obigen Darstellungen bringt unser Jahrbuch als Beitrag des Verfassers zum Abdruck (S. 192—215).

Beachtenswert ist, daß trotz aller auf römischem Recht aufbauender formalrechtlicher Gestaltung das örtliche Herkommen und Gewohnheitsrecht eine vorherrschende, ja die entscheidende Rolle spielten. Das altdeutsche Rechtsgut hatte sich hier unter Mitwirkung der bodenständigen Bevölkerung ausgeprägt erhalten und kam zum Ausdruck in den von den einzelnen Gemeinden regelmäßig abgehaltenen Gemeinde- oder Gerichtstagen (siehe S. 195 ff. unseres Jahrbuchs). Die Dorfordnungen, von denen im Stettenschen Schloßarchiv noch drei vorhanden sind (Kocherstetten 1610, Mäusdorf und Vogelsberg) und die sich die einzelnen Gemeinden selbst gaben mit Gutheißung der Landesherrschaft, zeigen ebenfalls die Mitwirkung des Volkes. Im Kriminalgericht wurde zwar den Angeklagten im peinlichen Verfahren nichts erspart, auch nicht verschiedene Grade der Folterung noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber diese Tatsache war zeitbedingt. Im ganzen stellt der Verfasser eine erstaunliche Korrektheit fest in der völlig ausreichenden Organisation dieser Gerichte und das Streben nach Fortschritt und Gerechtigkeit in der Rechtsprechung, Verantwortung vor Gott gab in Nachwirkung echter Religiosität des Mittelalters und als älteste und tiefste Rechtsgrundlage der Herrschaft über die Territorialgerichtsbarkeit ihre höhere Bindung.

Es entsteht im ganzen in dieser Untersuchung ein eindrucksvolles Bild altdeutscher Gerichtsbarkeit, gezeigt im Rahmen eines unserer kleinen württembergisch-fränkischen Herrschaftsgebiete.

Wilhelm Engel, Würzburg und Hohenlohe. Zwei Untersuchungen zur fränkischen Geschichte des hohen und späten Mittelalters. Mainfränkische Hefte der Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte, Heft 2, Würzburg 1949. 80 Seiten. 2 DM.

Aus der ansprechenden Reihe der Mainfränkischen Hefte des genannten freundnachbarlichen Geschichtsvereins verdient das vorliegende von dem verdienstvollen Würzburger Historiker W. Engel besondere Erwähnung. Die erste Untersuchung des Heftes gibt auf Grund von Urkundenforschung einen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Vogtei im würzburgischen Franken, dem ja das württembergische zugehörig war. Sie behandelt die Auseinandersetzung der Würzburger Stifte (Domstift, St. Johann zu Haug, Neumünster) mit den Vögten, dem Edelfreien von Endsee (12. Jahrhundert) und den Edelherren von Hohenlohe-Brauneck. Unter anderem kommt durch eine Urkunde von 1160 (HUB I, Nr. 3) helles Licht auf die lehensrechtlichen Zusammenhänge zwischen dem Bistum Würzburg, dem Königshaus der Staufer, und dem Edelgeschlecht der Hohenlohe. Besonders scharf waren die Auseinandersetzungen des Stifts Neumünster mit dem Edelherrn von Hohenlohe-Brauneck vor dem Würzburger Fürstbischof, in deren Verlauf der Hohenloher seine Vogteieinnahmen der Dörfer Igersheim, Harthausen, Neuses, Rotelsee u. a. verpfänden mußte. Mit Recht spricht der Verfasser die abgegangene Siedlung Rödelsee bei Igersheim für den genannten Ort an, nicht nach K. Weller die Siedlung Rödelsee bei Kitzingen. Es kann hier hinzugefügt werden, daß die nordwestlich Bernsfelden gelegene Markung der abgegangenen Siedlung Rödelsee zum Teil in derjenigen von Bernsfelden, zum Teil in der des benachbarten bayerischen Dorfes Ösfeld aufging.

Im zweiten Teil des Heftes handelt der Verfasser über die kirchliche Rechtsgeschichte der Tauberstadt Creglingen und leuchtet in die Creglinger Herrschaftsverhältnisse seit der Zeit von 1042 hinein. Graf Heinrich von Luxemburg, der Neffe der Kaiserin Kuni-

Digitized by Google

gunde, war nach seiner Erhebung zum Herzog von Bayern als Heinrich III. von Bayern durch Erbe oder Heirat Besitzer eines Eigengutes in Creglingen geworden. Einige Zeit nach seinem Tod kam sein Creglinger Besitztum schenkungsweise an das Kloster Komburg unter Mitwirkung des besonderen Mitstifters dieses Klosters, des erzbischöflich mainzischen Ministerialen Wignand. Auf dem Umweg über die Vogtei der Besitzungen der Abtei Komburg sind dann die Hohenlohe vor Mitte des 13. Jahrhunderts Herren von Creglingen geworden. Zur Sprache kommt dann die Patronatsgeschichte mit dem Verhältnis der Pfarreien Creglingen und Münster, welche letzteres nach Engel die Urpfarrei ist. Die Schrift bringt auch Bildtafeln von Glasfenstern aus dem Chor der spätgotischen Herrgottskirche mit personengeschichtlicher Auswertung betreffend Konrad IV. von Hohenlohe-Brauneck und Gottfried, Dompropst von Trier, als Stifter der Herrgottskirche, beide 1390 gestorben, ferner die Witwe Konrads, Anna, und ihre Tochter Margarete.

Außer dem genannten Heft 2 der schmucken und preiswerten „Mainfränkischen Hefte" der Vereinigung der Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte sei auch empfehlend auf die anderen erschienenen Hefte dieser Reihe hingewiesen:

Heft 1: Max H. von Freeden, **Würzburgs Residenz und Fürstenhof zur Schönbornzeit**, 41 Seiten, 8 Abbildungen, 1,80 DM.

Heft 3: Max H. von Freeden, **Kunst und Künstler am Hofe des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn**, 23 Seiten, 1 Abbildung, 1 DM.

Heft 4: Josef Friedrich Abert, **Aus Würzburgs Biedermeierzeit**, 100 Seiten, 8 Abbildungen, 3 DM.

Fritz Zobeley, **Rudolf Franz Erwein Graf von Schönborn und seine Musikpflege.** Neujahrsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, 21. Heft. Kommissionsverlag F. Schöningh, Würzburg 1949. 100 Seiten. 5 DM.

Diese Studie aus archivalischen Quellen gibt ein persönliches und fachgeschichtliches Porträt des musikliebenden Grafen (1677—1754) aus dem bedeutenden Geschlecht der Schönborn und ein Bild der an seinem Hofe herrschenden Kultur. Für Musikliebhaber ist diese Schrift eine gute Gelegenheit zum Einblick in mainfränkische Musikpflege in der Barockzeit. Die vom Verfasser von Schönborns Hof als Aufführungen mitgeteilten Musikstücke und Kompositionen, die in einer Anlage gebrachten Musikerlisten von Bamberg, Eichstätt und Würzburg, das angeführte Schrifttum zur bayerisch-fränkischen Lokalmusikgeschichte erweckt in Württembergisch Franken den Wunsch, auch hier derartige Einblicke und Überblicke und Übersichten zu bekommen nach den dankenswerten Einzelarbeiten des musikwissenschaftlichen Vertreters der Landesuniversität Tübingen. Professor Dr. Reichert, der einen Aufsatz über die ältere Musikgeschichte von Schwäbisch Hall in dem leider vergriffenen Haller Heimatbuch schon 1937 veröffentlicht hat und eine weitere Arbeit über den Haller Musiker Erasmus Widmann, den Sohn des bekannten Chronisten, bereits druckfertig vorliegen hat.

Wegweiser in das landesgeschichtliche (bayerisch-fränkische und württembergisch-fränkische) Schrifttum. Kommissionsverlag F. Schöningh, Würzburg. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte:

Wilhelm Engel, **Frankenland**

XI, 1: **Das Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.** Würzburg 1948. 103 Seiten. 4 DM.

XI, 2: **Die Jahresberichte des Historischen Vereins für Mittelfranken.** Würzburg 1949. 69 Seiten. 3,30 DM.

XI, 3: **Die Jahresberichte des Historischen Vereins für das Württembergische Franken.** Würzburg 1950. 54 Seiten. 2,50 DM.

XI, 4: H. H. Hofmann, **Die Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.** 1950. 96 Seiten. 5,20 DM.

Digitized by Google

Diese fachkundig gearbeiteten bibliographischen Wegweiser bringen eine mit Dank zu begrüßende vollständige Mitteilung aller Verfasser und aller Titel der in den genannten Vereinszeitschriften veröffentlichten Aufsätze. Besonders wertvoll sind die hinzugefügten kurzen und treffenden Inhaltsangaben dieser Aufsätze. Die nach Erscheinungsjahren, Bänden und Heften der genannten Zeitschriften geordneten Aufsätze sind inhaltlich zudem durch sehr willkommene Schlußregister erschlossen, alphabetische Verzeichnisse der Verfasser, ebenso der in den Aufsatztiteln genannten Personen, der Orte und geographischen Namen und durch Sachregister, die wieder in Sinngruppen geordnet sind.

Diese bibliographischen Hefte werden nunmehr ein unentbehrliches Werkzeug jedes Geschichtsfreundes bilden. Sie sind über die Geschäftsstelle des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall zu beziehen zu den angegebenen Preisen zuzüglich Versandkosten. Besonders wird die Inhaltsangabe der Hefte und Jahrbücher des Historischen Vereins für Württembergisch Franken zur Bestellung empfohlen.

Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Band 1. Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V., Würzburg 1949. 284 Seiten mit 4 Abbildungen und Plänen.

Als Fortsetzung des Archivs des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Band 72, hat der neugeformte und außerordentlich rührige Mainfränkische Geschichtsverein durch Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Engel in Verbindung mit Museumsdirektor Dr. von Freeden, Domkapitular Dr. Th. Kramer und Kunstmaler Mertens nunmehr diesen ersten stattlichen Band einer neuen Jahrbuchreihe herausgebracht. Unter den Aufsätzen seien genannt die Darstellung Professor Dr. Engels von dem lesenswerten politischen Prozeß des Bamberger Generalvikars und Würzburger Dompfarrers Dr. Dietrich Morung im 15. Jahrhundert, sodann ein Aufsatz von Dr. Hermann Schreibmüller über den Schmied von Ochsenfurt als Kulturbild vom Ende der Stauferzeit. Der kundige Verfasser dringt hier ein in die bewegte, von der Sage ergriffene Geschichte eines Schmiedsohnes namens Stochelin, der als Soldat in Italien in die politischen und kriegerischen Wirren des Endes der Stauferzeit geriet, zu einem Kriegsmann wurde und in Pisa und Pavia von den deutschen Söldnern als König angesehen wurde, weil er dem Stauferjüngling Konradin täuschend ähnlich sah. Auch nach Konradins Tod und dem Rückzug deutscher Heeresteile über die Alpen wurde der Ochsenfurter Schmiedsohn in Zürich und Konstanz für Konradin gehalten. In Basel verlor sich dann seine Spur, die wohl zum väterlichen Amboß zurückführte. Im Volksmund und in der Dichtung ist die Nachwirkung dieser Volksgestalt feststellbar. Unter den weiteren Jahrbuchbeiträgen entwickelt ein Aufsatz von Diplomarchitekt Otte Gedanken zum Wiederaufbau von Würzburg. In den kleinen Beiträgen bringt der Würzburger Staatsarchivdirektor Dr. Fraundorfer eine positive Würdigung von Schöffels bedeutungsvollem Buch „Herbipolis sacra", das in unserem Jahrbuch „Württembergisch Franken", NF 22/23, 1948, ebenfalls gewürdigt worden ist, besonders in seinem wegen der Stöckenburg interessierenden Aufsatz über Karlburg und Karlstadt. Neue archivalische Belege bringt der Würzburger Museumsdirektor Dr. von Freeden, der Verfasser des schönen Aufsatzes über die Weikersheimer Orangerie in unserem letzten Jahrbuch, zu Balthasar Neumanns Aufenthalt in Italien 1717 bis 1718, auch in Österreich und Wien. Diese Aufenthalte sind eine für Neumanns Bildungsgang nicht unerhebliche Tatsache. Dem genannten mainfränkischen Jahrbuch ist ein gehaltreicher Schriftenbesprechungsteil angefügt, in dem auch das neue württembergisch-fränkische Schrifttum Berücksichtigung gefunden hat.

70. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken, 1950. Druck und Verlag C. Brügel & Sohn, Ansbach. 138 Seiten, 42 Abbildungen. 6 DM.

Dieser neue Forschungsbericht gilt einem neuen Thema, den frühmittelalterlichen Turmhügeln in Franken. In einer geschichtlichen Vorbemerkung weist der in der fränkischen Forschung geschätzte Herausgeber, Dr. h. c. Hermann Schreib-

Digitized by Google

müller (Ansbach), auf die urkundliche Lückenhaftigkeit des 10. und 11. Jahrhunderts hin und auf die Notwendigkeit, die wenigen Quellen „bis zum letzten Tropfen auszuschöpfen" und auch sprachliche Beobachtungen zuzuziehen, u. a. die Flurnamen. Da sich herausstellt, daß die in der Schrift behandelten Turmhügel sich in manchen Fällen mit urkundlich genannten „Warten" decken, so kann hier zum Teil doch auch die Urkundenforschung mithelfen, wenn auch die Hauptarbeit dem Topographen, dem Bauforscher und dem Archäologen als Ausgräber überlassen bleibt. Demgemäß hat auch der in mancherlei Beziehungen bahnbrechende Vor- und Frühgeschichtsforscher Dr. h. c. Karl Gumpert (Ansbach) den Hauptteil der Untersuchung von seinem Fachgebiet aus geliefert, wozu der Urkundenforscher und Germanist Dr. Schreibmüller aufschlußreiche Ergänzungen und Erhellungen beisteuern konnte. Nach der Darstellung einer Reihe mittelfränkischer Turmhügel durch Gumpert in ihren Typen, Befunden und Funden sondert dieser in vier Entwicklungsstufen:

1. Runde Turmhügel mit Wohnturm und Wassergraben in Talniederlage als ältester Typ.
2. Runde Turmhügel mit Trockengraben auf Anhöhen als Warte und Wohnturm.
3. Runde, stark erweiterte Turmhügel mit Wohnturm und Nebengebäuden.
4. Viereckige oder rechteckige Turmhügel mit Wasser- oder Trockengräben.

Gumpert stellt fest, daß sich im 9. und 10. Jahrhundert bereits die ersten Anfänge frühmittelalterlichen Burgenbaus zeigen in einem besonderen Burgtyp, dem „runden Turmhügel", dem Vorläufer der späteren Wasser- und Höhenburgen. Solcher mit Wassergraben umgebener kleiner Rundhügel war durch einfachen Turm aus Holz oder Stein gekrönt. Unter dem Namen „Warte" (Warta) sind solche einfachen Frühburgen des Hochadels oder von Reichsministerialien schon gelegentlich urkundlich genannt, wie Dr. Schreibmüller feststellen konnte: Rekkenwarta, die Warte eines Rekko, über der Tauber am Rand des heutigen Rothenburg, um 968; Perenwarda, die Warte eines Bero, bei Schillingsfürst, um 1000; Wellenwarte (später Geschlecht der Freiherren von Wöllwarth) 1140 bei Hurburg im Ries; Rulandswarte in Würzburg 1165 und Hunoldswarte bei Möhren 1296. Die einfachsten Warten mit 15 bis 20 m Hügeldurchmesser sind nur gelegentlich besetzte Späh- und Luginslandtürme, aber ein Teil war bewehrte Adelswohnung und weist dann 20 bis 45 m Hügeldurchmesser auf. Im 12. und 13. Jahrhundert haben wohl diese Adelsgeschlechter solche urtümlichen Turmhügelsitze verlassen und sich in nächster Nähe zeitgemäße Hochburgen erbaut. Hinzugefügt darf vielleicht werden, daß auch manche dieser Ursitze selbst zu späteren größeren Burgen aus- und umgebaut worden und so als Frühburgen unkenntlich geworden sein mögen.

Es ist Dr. Gumpert gelungen, durch Keramikfunde die runden Turmhügel typologisch in das 10. und 11. Jahrhundert zu setzen und damit die obengenannten urkundlich gesicherten „Warten" zeitlich und archäologisch damit in Einklang zu bringen. Dadurch ist ein wichtiges Ergebnis der Frühburgenforschung zu verzeichnen, dessen typologisch-archäologische Grundlage mit Hilfe von Keramikdatierung durch verschiedene Fachforscher dieses Sachgebiets bestätigt worden ist.

Zur Verbreitung der Turmhügel führt Dr. Gumpert aus, daß über das in seiner Veröffentlichung dargestellte Mittelfranken hinaus im ganzen Bayern, darüber hinaus in Süd-, Mittel-, West- und Norddeutschland dieser Burgtyp vorkommt, auch ins ostdeutsche Kolonialland übergreift und besonders früh in Frankreich als „Motte" vorkommt. Im württembergisch-fränkischen Gebiet verweist der Verfasser auf die vom Historischen Verein für Württembergisch Franken (Dr. Kost) 1949 untersuchte Flyhöhe an der Kaiserstraße bei Blaufelden, deren vorläufige Untersuchungsergebnisse im vorliegenden Jahrbuch „Württembergisch Franken", Seite 62 bis 63 und Abbildungen 45 bis 47, kurz angegeben sind, aber weitere Grabungsuntersuchungen erfordern.

Durch die verdienstvolle Arbeit der beiden mittelfränkischen Forscher erscheint die fränkische Frühgeschichte des 10. und 11. Jahrhunderts in neuem Licht. Besonders ist ein neues, bedeutsames Kapitel der Burgenforschung aufgeschlagen und sind auch der württembergischen Forschung damit neue Aufgaben gestellt.

Digitized by Google

Wilhelm Engel, Vatikanische Quellen zur Geschichte des Bistums Würzburg im 14. und 15. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, herausgegeben von Theodor Kramer, Band I. Kommissionsverlag F. Schöningh, Würzburg 1948. 400 Seiten. 40 DM.

Es war ein fruchtbarer Gedanke des Würzburger Domkapitulars Th. Kramer, eine Gesamtbearbeitung aller bisher zerstreut vorliegenden gedruckten vatikanischen Quellen zu veranlassen durch eine Regestensammlung all dieser für den Würzburger Sprengel so wichtigen Urkunden. Der Historiker Professor Dr. Engel hat diesen Gedanken in mühevoller, aber erfolgreicher Arbeit in die Tat umgesetzt und den Geschichtsfreunden im Gebiet des mittelalterlichen Würzburger Bistumsprengels, zu dem ja auch unser Württembergisches Franken geschichtlich gehört, rund 3000 einschlägige Urkunden in fortlaufenden, durch ausgezeichnete Register erschlossene 2235 Nummern dargeboten in einem umfangreichen Band. Er stellt eine Fundgrube für Kirchengeschichte, Orts- und Personengeschichte dar! Das Wesentliche der Urkunden ist in knapper Form gebracht, die einzelnen Regesten enthalten die Nachweise der Quellenstellen, die Aufreihung ist nach der zeitlichen Abfolge der Pontifikate erfolgt. Die Register enthalten die Liste der Päpste von 1303 bis 1503, der Bischöfe von Würzburg 1303 bis 1519, Heiligennamen (Patrozinien), Personennamen, Orts- und Herkunftsnamen und das Verzeichnis der Sachen mit Glossar.

Die Fülle der Erträge für Württembergisch Franken sei hier nur durch Nennung der in den Urkundenregesten enthaltenen Ortsnennungen angedeutet, die zum Teil vielfach vorkommen, so z. B. Heilbronn 26mal, Komburg 49mal, Mergentheim 12mal, Michelbach (Bilz) 6mal, Murrhardt 17mal, Öhringen 51mal, Schöntal 11mal, Schwäbisch Hall 31mal. Es kommen vor die Orte: Altenmünster bei Crailsheim, Althausen, Baumerlenbach, Berlichingen, Bühlertann, Crailsheim, Creglingen, Dimbach, Ellrichshausen, Erlach, Erlenbach bei Weinsberg, Eschental, Gaildorf, Gailenkirchen, Gelbingen, Gnadental, Gochsen, Großaltdorf, Gundelsheim, Heilbronn, Hohebach, Hohenberg, Grafschaft Hohenlohe, Honhardt, Horneck, Kocherstetten, Komburg, Künzelsau, Kupferzell, Laudenbach, Lauffen a. N., Lendsiedel, Lichtel, Markelsheim, Mergentheim, Michelbach (Bilz), Münster bei Creglingen und bei Gaildorf, Murrhardt, Neuenstadt am Kocher, Neunkirchen, Niederstetten, Oberfischach, Ödheim, Öhringen, Schmalfelden, Schöntal, Schwabbach, Schwäbisch Hall, Selbach-Erlenbach, Steinkirchen, Stetten (Oberstetten), Stöckenburg, Sülzbach, Tannenburg, Tüngental, Unterfischach, Vorderwestermurr, Weikersheim, Weinsberg, Wertheim, Widdern, Wildentierbach.

Für das im Register aufgeführte Buchenbach im Kreis Künzelsau dürfte keine der aufgeführten vier Stellen in Betracht kommen, für Kocherstetten nicht die Urkunde Nr. 1443, für Münster bei Gaildorf nur die Urkunden Nr. 389 und 692, für Ottendorf keine der Urkunden, und die eventuell für Unterregenbach herangezogene Urkunde Nr. 2018 kann mit ihrer mittelhochdeutschen Namensform Richenbach nicht auf Unterregenbach gehen, sondern nur auf ein Reichenbach, das der Verfasser auch wohl richtig in Reichenbach bei Kitzingen vermutet.

Dem Herausgeber und dem Verfasser gebührt der Dank Württembergisch Frankens für diese wertvolle Veröffentlichung, welcher noch unter anderem weitere Herausgaben von Urkundenregesten, so zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung des Bistums Würzburg im hohen und späten Mittelalter (12. bis 15. Jahrhundert), folgen sollen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

	Seite
E. Kost, Bodenzeugnisse der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1948—1950. Mit 48 Abbildungen	5—68
K. Bittel, Das keltische Oppidum bei Finsterlohr. Mit 8 Abbildungen	69—86
E. Kost, Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht. Mit 5 Abbildungen	87—108
K. Schumm, Christian Ernst Hanßelmanns Historische Karten und die Gauforschung. Mit 1 Abbildung	109—115
H. Christ, Die Pfarrkirche von Unterregenbach. Mit 10 Abbildungen, 1 Faltblatt	116—143
E. Krüger, Das Klötzlestor — ein Denkmal des Gegensatzes zwischen Limpurg und Schwäbisch Hall. Mit 7 Abbildungen	144—153
P. Gehring, Schwäbisch Hall und das Salz. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Überblick	154—179
K. Tietzsch, Abgegangene Orte und alte Straßen. Ein Beitrag zur Wüstungs- und Straßenforschung. Mit 3 Abbildungen, 1 Faltblatt	180—185
H. Wentzel, Die Katharinenscheibe aus Schwäbisch Hall auf Schloß Lichtenstein. Mit 3 Abbildungen	186—191
R. Thomas, Aus dem Gerichtswesen im Reichsritterschaftsterritorium Stetten, Kreis Künzelsau	192—215
K. Schumm, Das Hohenlohe-Museum in Neuenstein. Mit 10 Abbildungen	216—236
E. Ungerer, Mörikes Aufenthalt in Wermutshausen und Schwäbisch Hall. Mit 9 Abbildungen	237—258
....., Eduard Mörike, der „Steinnarr". Ein Mörike-Brief aus Bad Mergentheim	259—260
Kleine Beiträge:	
Ein Komburger Anniversar	261—264
Taufstein mit Inschrift des Johanniterkomturs Markward Stahler	264
Grabmal des Baumeisters Johann Christian Lüttich in Heilbronn	265
Drei urkundliche Gelegenheitsfunde (Wilhelm Engel)	265—267
Darstellung von Baudenkmalen (E. Krüger)	267—268
Buchbesprechungen (E. Kost):	
Hans Christ, Die Krypta von Unterregenbach	269
Oskar Heckmann, Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber	269
Walter Nasse und Emil Kost, Aus der Vergangenheit der Stadt Creglingen	270
Paul Gehring, Heilbronn auf dem Wege zur Industrie- und Handelsstadt	270
Rolf Thomas, Das Gerichtswesen im Reichsritterschaftsterritorium Stetten vom Ausgang des Mittelalters bis zum Rheinbund	270—271
Wilhelm Engel, Würzburg und Hohenlohe	271
Max H. von Freeden und Josef Friedrich Abert, Mainfränkische Hefte Nr. 1, 3, 4	272
Fritz Zobeley, Rudolf Franz Erwein Graf von Schönborn und seine Musikpflege	272
Wilhelm Engel und H. H. Hofmann, Wegweiser in das landesgeschichtliche (bayerisch-fränkische) Schrifttum	272
Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Band 1	273
70. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken, 1950: K. Gumpert und H. Schreibmüller, Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken	273—274
Wilhelm Engel, Vatikanische Quellen zur Geschichte des Bistums Würzburg im 14. und 15. Jahrhundert	275

Digitized by Google

Digitized by Google

18
13

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

SEP 12 1980

AUG 8 1980

SEP 3 1980

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06540 5766

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

Digitized by Google